image
not
available


Dei
Sub Numine
Viget

Ethische Kultur

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben

von

Dr. Georg von Gizycki,
Professor der Ethik an der Universität Berlin.



Erster Jahrgang.

1893.



Berlin.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Printed in Germany

Autoren-Register 1893.

Artikel von Autoren, deren Namen mit einem * versehen sind, sind keine Originalbeiträge.

Inhalt des ersten Jahrganges.

Abhandlungen.

Äußerungen hervorragender Zeitgenossen über Religion und Moral.

Biographische Essays.

Skizzen und Erzählungen.

Gedichte

Sprüche.

Vermischtes.

Theater-Kritik.

Bücherbesprechungen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Die ethische Bewegung im Ausland.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1.60 M.
Man abonnirt bei allen
Buchhandlungen und
Postanstalten (Post-
Zeitungs-Preisliste
I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von **Professor Georg von Gizycki.**

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 1. Januar 1893.	Nr. 1.

Die vorliegende Wochenschrift ist nicht ein Organ der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, sondern diese hat nur den Unterzeichneten beauftragt, unter seiner eigenen Verantwortung dieselbe herauszugeben, im Vertrauen darauf, daß er sie im Geiste jener Gesellschaft leiten werde, deren Zweck es ist, „im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwicklung ethischer Kultur zu pflegen. Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten."

Die ethische Gesellschaft verfolgt also ein Ideal; und so auch soll in diesem Blatte der Glaube an das Ideale gepflegt werden. Wir haben das gute Zutrauen zum deutschen Volke, daß dieser Sinn in ihm lebendig ist; und darauf gründet sich unsere Hoffnung, daß die tiefgehenden Veränderungen, welche sich aller Orten vorbereiten, zu einem heilsamen Ausgange führen werden.

Hierzu möchten wir mitwirken. Wir lassen uns den Glauben an die Güte der Menschennatur nicht nehmen, und wissen, daß, ob auch die religiösen Vorstellungen der Vergangenheit in Vielen von uns verblassen und verschwinden, der Gehalt unseres Lebens, das „Heilig-Menschliche" in uns dadurch keine Einbuße zu erleiden braucht. Aber aus diesem freudigen Optimismus gegenüber den Gesetzen der Welt und der Natur des Menschen folgt keineswegs, daß wir die Übel der gesellschaftlichen Zustände verkennen. Wir gewahren sie wohl; aber wir sehen sie nicht für etwas Endgültiges an, da wir die Kräfte erkennen, welche ihre Beseitigung bewirken werden. Nicht werden wir also die Gemüter mit den bestehenden Mißständen zu versöhnen suchen, sondern werden zu Zeiten eindringlich das „Lob der Unzufriedenheit" predigen; und Mangel an dem sittlichen Mute, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und das Schlechte mit Ernst zu bekämpfen, soll man uns, so hoffen wir, niemals vorwerfen dürfen. Aber die Stimmung, aus der dieser Kampf und unser ganzes Wirken hervorgehen soll, ist nicht die des Hasses, sondern der Liebe zur Menschheit, deren Glieder mit einander in Leid und Freude solidarisch verbunden sind; und unsere Siegeszuversicht wird alle Verbitterung fernhalten. Stets möge unserem Kampfe der Charakter ethischer Kultur eigen sein: Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und Achtung vor dem, was Achtung verdient.

Ethische Kultur ist keine Parteisache, sondern steht über allen Parteien als ihr oberster Richter. Angehörige aller politischen Parteien und religiösen Bekenntnisse können sie in ihrem Verhalten beweisen oder sich über sie hinwegsetzen. Und so wendet sich dieses Blatt an die Anhänger nicht einer, sondern aller Parteien und Konfessionen; es ist kein politisches oder religiöses, sondern ein ethisches Blatt. Aber doch ist es nicht ganz voraussetzungslos: es setzt Leser voraus, welche die Fähigkeit haben, wirklich die Menschen zu lieben und nach Erkenntnis der Wahrheit zu streben — welche daher in dem gesellschaftlichen Leben alle die Veränderungen herbeizuführen wünschen, die das Wohl Aller gebieterisch verlangt, und welche die Aufrichtigkeit lieben und, fern von allem Unfehlbarkeitsdünkel, die Meinungen Anderer anzuhören und die ihrigen sofort umzuändern oder aufzugeben gewillt sind, sobald sie hinreichende Gründe dafür erkennen. Wer diese Eigenschaften hat, den wünschen wir uns zum Leser und zum Mitarbeiter, gleichviel, ob er konservativ, liberal oder sozialistisch, gläubig oder ungläubig, gelehrt oder ungelehrt sei.

Wenn wir andeuteten, daß die ethische Kultur wirtschaftliche Voraussetzungen hat und man daher auf Erfüllung dieser letzteren hinwirken muß, wenn man es mit jener ernst meint, so soll das nicht besagen, daß diese Bedingungen die einzigen sind — daß durch sie allein der Friede des Herzens und die Heiterkeit der Seele geschaffen werden. Ganz so einfach, wie manche Geschichtskonstruktionen es darstellen, scheint uns das Getriebe der Menschenwelt nicht zu sein.

Licht und Wärme möchten wir verbreiten — das Licht, welches durch die Denkarbeit der Vergangenheit wie der Gegenwart, von Menschen aller Richtungen, aus allen Verhältnissen, auf die neuen und die alten ethischen Probleme geworfen wird, und die Wärme, welche der Verkehr mit edeln Vorbildern unfehlbar erzeugt.

Der Plan unserer Wochenschrift ist näher dieser: sie soll Aufsätze enthalten, welche allgemeine Grundfragen der Moral oder besondere ethische Themata in wissenschaftlich bestimmter, gemeinverständlicher, klarer und anziehender Form behandeln; ethische Artikel über konkrete politische oder soziale Tagesfragen; biographische Skizzen über sittlich musterhafte Menschen; Bilder aus dem Leben, Novellen, Dialoge, Plaudereien ethischen Inhalts; Sprüche, Lebensregeln, Gedichte; Berichte über ethisch bedeutende Werke der Litteratur und Kunst; Stellen aus alten und neuen Büchern, welche das sittliche Leben zu fördern geeignet sind und dazu veranlassen können, die Bücher selbst in die Hand zu nehmen; Mitteilungen über die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur; Briefkasten. Bei dem geringen Umfange der Zeitschrift versteht es sich von selbst, daß nicht in jeder einzelnen Nummer dieses ganze Programm erfüllt werden kann.

Möge dieses Blatt in den deutschen Landen freundliche Aufnahme finden und sich nützlich erweisen!

Berlin, im Dezember 1892. Georg von Gizycki.

Spruch.

Die Welt zu bessern ist kein Traum,
Doch müssen wir nicht auf's Fernste sinnen,
Müssen es endlich praktisch beginnen:
Jeder in seines Herzens Raum.

Karl Emil Franzos.

Was heißt „ethische Kultur"?

Von Professor Friedrich Jodl in Prag.

Der Sinn dieses Ausdrucks, mit welchem die ethische Gesellschaft das Ziel ihrer Bestrebungen bezeichnet, wird im ersten Paragraphen der Satzungen durch allgemein geläufige sittliche Begriffe erläutert. „Ethische Kultur" heißt ein Zustand der Gesellschaft, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten. Was das bedeutet, weiß Jedermann, wenigstens dem allgemeinen Sinne nach. Ob aber jeder, der diese Worte liest und zu verstehen glaubt, auch die volle Tragweite der in ihnen enthaltenen Forderung erkennt? Das scheint nicht ebenso gewiß; und darum möchte ich den Versuch machen, den Grundbegriff der ethischen Gesellschaft von einer anderen Seite her zu erläutern, durch Anknüpfung an den weiteren Begriff der Kultur überhaupt.

Unter Kultur verstehen wir die Gesamtheit jener Bestrebungen und Leistungen, durch welche die Menschheit ihre Bedürfnisse zu befriedigen und ihre Fähigkeiten zu entwickeln bemüht ist. Die größte und erhabenste Erscheinung, welche wir kennen; der wahre Inhalt aller Geschichte. Denn nicht das einzelne Ereignis als solches ist das Bedeutsame, sondern nur die Wirkung, die es auf Gang und Entwickelung der Kultur ausübt. Die Kultur hat so viele Zweige, als es verschiedene Arten menschlicher Bethätigung giebt; aber alle Kultur ruht doch schließlich auf dem Einen, Grundwesentlichen, welches man als „Herrschaft des Menschen über die Natur" bezeichnen kann. Dies ist das unbewußte Ziel der ersten rohesten Versuche, und ein höheres Ziel unseres Schaffens als das festbegründete, wohlgeordnete Reich der Menschheit auf ihrer irdischen Heimstätte können wir uns auch heute nicht denken, wenn wir uns nicht in Schwärmerei verlieren wollen. Herr der Natur aber wird man nicht durch Gewalt oder List, nicht durch Zauberei und Opfer, nicht durch Wunsch und Gebet, sondern allein durch Arbeit und Denken. Und zu der Natur, welche der Mensch in den Dienst seines Bedürfens und Wollens zwingt, gehören nicht nur die Kräfte und Stoffe, welche ihn rings umgeben und von denen sein physisches Dasein bedingt ist — zu dieser Natur gehört auch das menschliche Ich selber. Alle Kulturarbeit ist nicht nur Kampf mit den widerstrebenden Kräften der äußeren Natur, sie ist auch ein Ringen des Menschen mit sich selbst und seinesgleichen um die Herrschaft über Verstand und Willen. Nur in dieser doppelten Zucht wachsen ihm die Kräfte zu, deren er bedarf, um der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen und die Macht, welche sie ihrem gelehrigen Schüler willig leiht, zu seinem Wohle zu benützen.

Nicht um die Schulung des Verstandes, sondern um die des Willens, nicht um logische, sondern um ethische Kultur handelt es sich bei der gegenwärtigen Betrachtung in erster Linie. Man hat oft gemeint, die zweite müsse die einfache Folge der ersten sein. Der jüngste und schwerste Irrtum dieser Art liegt noch kaum überwunden hinter uns. Schulbildung und Volkserziehung — schmerzliche Erfahrungen haben es uns gelehrt — sind nicht das Nämliche. Wissen ist freilich Macht; über seinen Wert kann nur der Gebrauch entscheiden, der von ihm gemacht wird. Und dieser ist Sache des Willens, ist die Kunst des vernunftgemäß geleiteten und beherrschten Willens.

Wo der Wille zur Macht nicht im Dienste der Allgemeinheit steht, da wird alles Wissen, alle Technik, alle Bewältigung der Natur zum Fluche statt zum Segen. Sie dienen nicht der Wohlfahrt des Geschlechts und der Steigerung seiner Kräfte, sondern der Ausbeutung der Vielen durch Wenige, dem sinnlosen Genusse der Einen und der elenden Verkümmerung der Anderen. Je größer die Machtmittel, über welche der Mensch verfügt, um so maßloser die Zerstörung, zu welcher sie ihn befähigen. Je entwickelter die Künste der materiellen Kultur, um so schneidender, greller die Kontraste zwischen ihrem äußeren Schein und dem Wesen, zwischen ihren Höhen und Tiefen, zwischen dem, was sie verspricht und dem, was sie leistet. Man kann sich zeitweilig gegen solche Mißstände verblenden; man mag sich überreden, daß sie unvermeidlich seien, daß, wo viel Licht ist, auch der Schatten tief sein müsse; irgendwie sucht und findet schließlich die drängende Sehnsucht der von den Kulturgütern Ausgeschlossenen einen Ausweg und mahnt an das unverjährbare Gesetz der Solidarität aller Teile der Menschheit. In Flammenschrift verkünden die bisherigen Schicksale der Kultur die Lehre, daß

es keinem Menschen und keiner Klasse gestattet sei, nur für sich zu leben, aus dem einfachen Grunde, weil es niemand möglich ist, nur durch sich zu leben, und daß alle Kultur, welcher es an dem redlichen Willen gebricht, ihre Errungenschaften Allen zugute kommen zu lassen, um so sicherer dem Untergang verfallen ist, in je stolzere Höhe sie sich zu erheben schien.

Gewiß: diese Erde ist nicht der Olymp, auf welchem die Götter in seliger Herrlichkeit thronen; sie ist kein Paradies, in welchem Natur wie eine zärtliche Mutter die Menschheit auf Segensarmen wiegt; sie ist eine Stätte des Kampfes und der Qual; ein Ort der Prüfung, welcher die Unterliegenden rettungslos hinstürzen läßt in Trübsal und Nacht. Es wäre unmännlich und unwürdig, davor die Augen schließen und die Abgründe des Daseins mit täuschenden Blumengewinden zudecken zu wollen. Kein Zustand des Geschlechts ist denkbar, in welchem wir der Kultur als eines fertigen Besitzes uns kampflos zu freuen vermöchten, in welchem alle Blütenträume gereift wären und die Menschheit als Ganzes am Ziel ihrer Wünsche in das goldene Zeitalter eintreten könnte. Keine Kultur wird jemals Übel und Leiden völlig von der Erde zu bannen imstande sein. Aber nicht alles, was uns bedrückt und zermalmt, fließt aus unvermeidlichen Gesetzen der äußeren Natur, denen auch das reichste Wissen und die entwickeltste Technik sich beugen müssen; viele der schlimmsten Übel sind selbstverschuldet. Wir sind nicht nur Sklaven des Schicksals: wir sind die Sklaven unserer eigenen Blindheit, Trägheit, Maßlosigkeit. Nicht nur die Naturgewalten schreiten wahllos und grausam über die Stätten hinweg, auf welchen der Mensch sein Heim gebaut: wir stampfen uns auch gegenseitig in den Boden, saugen uns das Lebensblut aus den Adern und sehen dem Todesröcheln ganzer Geschlechter mit dem behaglichen Dankesgefühl zu, daß wir nicht sind wie jene, und es so herrlich weit gebracht. Und so haben wir über die Unerbittlichkeit der Natur erst dann ein Recht zu klagen, wenn von uns alles geschehen ist, was an uns selber liegt, um in unserem Geschlecht das Glück und die Freude heimisch zu machen — nicht bloß als ein Irrlicht, das da und dort über Moder und Abgrund täuschend flackert, sondern als einen stetigen milden Schein, der über das Dasein der Gesamtheit erwärmend hinstrahlt.

Unsere ethische Gesellschaft kann und mag sich nicht dessen rühmen, das Wort von der Bändigung des Willens, vom Opfermut und Duldung, von Liebe und Brüderlichkeit, zuerst ausgesprochen zu haben. Was wir wollen und meinen, das klingt in vielen Sprachen und in wohlbekannten, ehrwürdigen Worten durch alle Zeiten. Wir verkündigen kein neues Evangelium, sondern das alte Hohelied der Menschheit. Aber wie ein Lied nicht in jeder Tonart uns gleich gefällt und bewegt, wie ein Gedanke uns in der Muttersprache mächtiger ergreift als in jeder anderen, so muß auch der Schatz jener goldenen Wahrheiten immer neu geprägt und geformt werden, wenn er Umlauf und Geltung gewinnen will. Und so wollen wir die Grundgedanken sittlicher Weisheit verkündigen, nicht als Offenbarungen eines göttlichen Geistes, nicht als Machtsprüche einer überweltlichen Autorität, nicht als ein Mittel, um den Freuden einer jenseitigen Welt teilhaftig zu werden, auch nicht in stiller Resignation an allem wahren Werte dieses Daseins: sondern als das einfache Vernunftgebot einer Menschheit, die zum Bewußtsein ihrer Würde, ihres Zieles und der dahinführenden Mittel gelangt ist. Wir denken auf nichts anderes unser Vertrauen zu setzen, als allein auf die Kräfte, welche uns Erfahrung und Geschichte von jeher in der Menschheit lebendig und wirksam zeigen: auf den von vernünftiger Einsicht geleiteten guten Willen. Diesen gedenken wir in alle Wege zu entwickeln, zu stärken, auf das richtige Ziel zu leiten, ihn suchen wir auszuprägen in festen, lauteren, menschenfreundlichen Charakteren und lebendigen, vom Geist der Humanität durchwehten Institutionen.

Wir bekennen, nichts darüber zu wissen, ob es für die Menschheit als Ganzes und für den Einzelnen in ihr noch Aufgaben und Ziele gebe, welche über dieses irdische Dasein hinausreichen. Wie immer es sich damit verhalten möge: auch für jene ferne Weltzeit kann es unmöglich eine würdigere Vorbereitung geben als die, das gegenwärtige Leben der Menschheit so zu gestalten, daß die unvermeidlichen Härten des Geschickes möglichst ausgeglichen werden, daß jedes Recht seinen Bürgen, jede brauchbare Kraft ihren Spielraum und jedes Leid in der Gemeinsamkeit wenigstens einen Trost finde. Wir erblicken in diesem allmählichen Ausbau der sittlichen Kultur ein Ziel, welches dadurch nichts an seiner Erhabenheit einbüßt, daß wir es schlechterdings nur der eigenen Kraft verdanken können, und welches in all seiner Erhabenheit doch nichts Utopisches oder Phantastisches hat, weil es durchaus nur mit wirklichen Kräften rechnet. Denn der Zusammenhang der Menschheit ist eine der gewissesten der Thatsachen, die es giebt, und er sichert dem Bösen wie dem Guten Bestand und Fortwirkung. Jeder Einzelne schafft und baut am Schicksal des Ganzen; und ob dieses Sieg oder Untergang heißen mag: es wird ein selbstverdientes sein. Ethische Kultur ist darum keine Privatangelegenheit des Einzelnen, die man nach Belieben thun oder lassen kann: sie ist die höchste und ernsteste Angelegenheit der Menschheit.

Groß-Wien.

Eine kurze Betrachtung von Baronin Bertha von Suttner.

Seit zwei Jahren ungefähr ist unsere Stadt von den Linienwällen befreit, welche sie von ihren Vororten trennten ...

Aber ach — wenn man die geistige Seite des menschlichen Lebens betrachtet, was giebt es da für trennende Linienwälle! Was für Plackereien mit dem „Steuerbaren“! — Denn nichts ist falscher als die Annahme, daß unter uns „die Gedanken zollfrei“ seien. Noch weniger sind es die Gefühle. So viel Gewandtheit im Schmuggeln die Leidenschaft auch entfalten mag, allerorts springt aus so einem conventionellen Linienwächterhäuschen eine zum Ertappen bestellte Amtsperson hervor und wir müssen Strafzoll zahlen.

Die Verkehrserschwerungen sind unermeßlich, welche die Gesellschaft — in Klassen- und Rassen-Vororte geteilt — sich selber künstlich geschaffen hat. Und blicken wir in die einzelnen Seelen: die werden die kleinlichsten und lieblosesten sein, in welchen in Gestalt alter Vorurteile die meisten Schranken aufrecht geblieben sind, über welche jede freie Regung nur gegen einen hohen Einfuhrzoll von Reu' und Tadel hinwegdrängen kann.

Von den Herrensitzen sind die Ringmauern gefallen; die Satzungen strengen Dogmenglaubens brechen zusammen; die starren Grenzlinien schwanden, welche die alte Naturlehre zwischen Art und Art gezogen hat; nach Befreiung, nach Vereinigung in jeder Richtung geht der Zug der Zeit ... Doch giebt's der Linienwälle, die nicht stürzen wollen, noch erschreckend viele. Und nicht nur solche, die mittels unschuldiger Verzehrungssteuer-Posten eine Stadt von den Vorstädten trennte, sondern solche, welche ganze Völker tod- und vernichtungsdräuend scheiden.

„Groß-Wien“ wurde nunmehr unsere Stadt betitelt. Ganz richtig: und nur jenes Herz, in welchem alle Wälle des Hasses gefallen, verdiente den Namen Großherz; nur jenes Volk, das in keine hadernden Nationalitäten-Vororte sich spaltete, wäre ein richtiges Groß-Volk und ... ich sehe im Geist eine Ratsversammlung zusammentreten, in der nicht die Bürgermeister einzelner Gemeinden, sondern die Machthaber sämtlicher Staaten das Fallenlassen der kanonengepanzerten Grenzwälle beschlössen: das wäre ein Aufathmen! da erst ginge es wie ein dröhnender Jubelsturm durch die Welt — die richtige Groß-Welt.

Die unabhängige Moral und ihre kirchlichen Richter.

Von Professor Friedrich Paulsen in Steglitz bei Berlin.

Von unbekannter Hand wurde mir dieser Tage die Kölnische Volkszeitung vom 1. Dezember zugeschickt; sie enthielt einen Bericht über einen Vortrag, den Herr Prof. Cathrein (doch wohl derselbe, der als litterarisch auf dem Gebiet der Ethik thätiges Mitglied der Gesellschaft Jesu bekannt ist) über „die unabhängige Moral“ soeben vor einer großen Zuhörerschaft in Köln gehalten habe. Es wird darin der „unabhängigen Moral“ Schuld gegeben, daß sie von der ungläubigen Wissenschaft als Hebel angewendet werde, „um Gott aus seiner letzten Position im Herzen des Menschen zu verdrängen.“ Der Engländer Herbert Spencer wird als der Hauptprophet und ich als der Unternehmer des Kolportagehandels dieser Lehre in Deutschland genannt. Ihre praktische Bedeutung sei die eines „Kampfmittels zum Umsturz der christlichen Weltordnung.“ Zu ihrer Ausbreitung habe sich nun jüngst in Berlin „eine Gesellschaft für ethische Kultur gebildet, die den Zweck verfolgt, den Menschen unabhängig von Gott und Religion sittlich zu heben. Sie ist im Grunde nichts als der gesellschaftlich organisierte Atheismus.“

Obwohl ich aus Ursachen, die nicht hierher gehören, nicht Mitglied der Gesellschaft geworden bin, so stehe ich ihren prinzipiellen Anschauungen doch nahe genug, um den von dem Herausgeber dieser Blätter mir freundlichst zur Verfügung gestellten Raum zu einer offenen Antwort auf diese Aussprache P. Cathreins anzunehmen. Ich spreche natürlich nur im eigenen Namen, doch darf ich vielleicht hoffen, daß ich im Sinne wenigstens eines Teils der Gesellschaft spreche. Ich ergreife diese Gelegenheit, über das Verhältnis der „unabhängigen Moral“ zur Kirche mich auszusprechen, um so lieber, als ähnliche Stimmen, wie die des Paters aus Exaeten, auch aus dem Lager der protestantischen Orthodoxie gehört werden. Man sehe hierüber das Schriftchen von Prof. Tönnies: Ethische Kultur und ihr Geleite; ich empfehle dieses Schriftchen besonders auch den Gegnern, sie werden daraus sehen, daß sie mit ihrer Feindschaft gegen die unabhängige Moral und die ethische Gesellschaft nicht allein stehen; zugleich finden sie darin die wirkliche Bedeutung der Sache in sehr ernsthafter und kräftiger Weise dargelegt.

Meine Absicht ist nun, nicht dem P. Cathrein mit Invektiven gegen die Jesuitenmoral zu antworten, sondern einen Versuch zu machen, mit den Gegnern zwar nicht zu einem Einverständnis, aber doch zu einem Verständnis zu gelangen. Die Aussicht dieses Versuchs bei den „Entschiedenen“ überschätze ich nicht. Ich behalte die Form einer Antwort an P. Cathrein bei, weil er seine Meinung mit so erfreulicher Deutlichkeit sagt. Ich möchte also ihn und seine Gesinnungsgenossen, auch die unter den protestantischen Hochkirchlichen, bitten, das Folgende ohne Leidenschaft zu erwägen.

Es mag sein, daß es Anhänger der „unabhängigen Moral“ giebt, denen es vor allem darum zu thun ist, Gott aus der Moral und damit aus der Welt hinauszuschaffen. Es könnte aber doch auch sein, daß darunter Leute wären, denen es wirklich um die Moral, und nicht um die Religionslosigkeit zu thun ist; ja, es könnte sogar sein, daß es Leute giebt, die der Hoffnung sich hingeben, von einer rein voraussetzungslosen Moral aus die Gemüter auch für das Verständnis des Religiösen wieder zu gewinnen. Die Sache mag dem P. Cathrein so verkehrt erscheinen, als sie will, er würde dann doch die Absicht wenigstens nicht mißbilligen können, so sehr er den Weg für thöricht, den Erfolg für unmöglich halten mag.

Nun ist aber kein Zweifel, daß es wirklich Menschen von dieser Art gegeben hat und auch heute giebt. Gleich der erste, den P. Cathrein als den Anbahner der unabhängigen Moral nennt, gehört dazu: es ist Immanuel Kant. Im Zeitalter Voltaires und Friedrichs des Großen lebend, sah Kant, den alten Kirchenglauben, d. h. den Glauben an die Kirche, unter den Gebildeten gänzlich zerfallen; er sah, wie auch die anderen alten Stützen der Religion, die spekulativen Gottes- und Unsterblichkeitsbeweise, die die neuere Philosophie aus der scholastischen übernommen hatte, keinen großen Eindruck mehr machten. Und nun versuchte er, gänzlich verzichtend auf den Autoritätsglauben und die Verstandesbeweise, den Glauben an Gott auf den Glauben an die moralische Weltordnung, der dem Menschen im Herzen wohne, wieder aufzubauen. — Hier haben wir also die unabhängige, oder, wie Kant sagt, die autonome Moral — deren erster Begründer er übrigens keineswegs ist, die Griechen kannten keine andere als eine autonome Moralphilosophie — als letzten Hebel angesetzt nicht zur Beseitigung des religiösen Glaubens, sondern zu seiner Neubegründung. Von hieraus hätte P. Cathrein den Anfang zunächst eines historischen Verständnisses für die Sache gewinnen können; vielleicht wäre es ihm dann auch gelungen zu sehen, daß es auch heute noch unter den Anhängern der unabhängigen Moral Männer giebt, sie fehlen wohl auch in der ethischen Gesellschaft nicht, die hierin ähnlich wie Kant denken.

P. Cathrein mag für die Welt, in der er lebt, derartige Bemühungen für sehr überflüssig halten; der Glaube an die Kirche mag ihm so stark vorkommen, daß es ihm durchaus unnöthig erscheint, für den Glauben an die Dinge, die die Kirche lehrt, nach anderen Stützen sich umzusehen. Aber die katholisch-kirchliche Welt ist nun doch einmal nicht die ganze Welt; es giebt daneben eine protestantische Welt, bei der der Glaube an die Kirche nicht der Grund des religiösen Glaubens ist; und es giebt endlich eine Welt, die außerhalb des protestantischen wie des katholischen Kirchenglaubens steht, es giebt in den protestantischen, wie in den katholischen Ländern ungezählte Millionen, die überhaupt gar keinen religiösen Glauben haben und stolz darauf sind, ihn nicht zu haben.

Wenn P. Cathrein dies anerkennt, und es ist ihm ja die Thatsache nicht fremd, er weiß von den Liberalen und Sozialdemokraten genug zu sagen, so hätte er von hieraus auch zu einer anderen und wahreren Beurteilung sowohl der philosophischen Bestrebungen, die auf eine „unabhängige Moral“ abzielen, als der ethischen Gesellschaften gelangen können. Wie, wenn ihre eigentliche Absicht wäre, nicht die noch Gläubigen religionslos zu machen, sondern jenen Religionslosen die Elemente der Moral zu predigen? Wie, wenn sie von der Ansicht geleitet würden, daß eine Moralpredigt, die von den zehn Geboten und der Gesetzgebung auf Sinai ausgeht, an dem religiösen Unglauben all dieser Millionen ohne Weiteres abprallt, daß es aber vielleicht möglich ist, ihr Gehör für eine Moralpredigt zu gewinnen, die nichts von alledem voraussetzt, sondern sich lediglich an ihr eigenes Gefühl für Menschenwohl und Menschenwürde wendet?

Oder bedürfen diese Ungläubigen keiner Moralpredigt? Der Ansicht wird P. Cathrein nicht sein. Oder soll ihnen nicht gepredigt werden? Sollen sie lieber auch als Menschen für diese Erde verloren gehen, wenn sie nicht die Stimmen der Kirche hören wollen? Auch das wird P. Cathrein nicht sagen wollen; wenn es der „unabhängigen Moral“ gelingen könnte, unter diesen Ungläubigen etwas zur Mehrung menschlicher Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit, Wahrhaftigkeit und brüderlicher Gesinnung beizutragen, so würde er, denke ich, nicht so unbillig und engherzig sein, ihr darum seinen Beifall zu versagen, weil sie die Pflicht nicht mit ihm aus Gottes Gebot herleitet. Oder täusche ich mich hierin? Doch, das will ich nicht annehmen, bis er es ausdrücklich sagt. Bis dahin nehme ich an, daß sein Widerspruch sich nur gegen die Möglichkeit solcher Wirkung richtet; er wird sagen: macht die Predigt, die von Gottes Gesetz und Gericht ausgeht und Himmel und Hölle zur Verfügung hat, keinen Eindruck, wie sollte dann eine rein menschliche Betrachtung Eindruck machen,

die nur auf den Richter in der eigenen Brust verweisen und kaum einmal mit den natürlichen Strafen oder Belohnungen des Bösen und Guten in dieser Welt wirken kann?

Dem gegenüber wäre denn zu sagen, daß es hier auf die Erfahrung und den Versuch ankomme. Es fehlt doch nicht ganz an Zeugnissen für die Wirksamkeit einer rein menschlichen Moral; wenigstens müßten dann die zahlreichen Menschen, die im Altertum die Wirksamkeit der stoischen, in der Neuzeit die der kantischen Moral auf ihr Leben und Empfinden bezeugt haben, sich in einer vollständigen Selbsttäuschung befunden haben. Andererseits fehlt es nicht an Beweisen dafür, daß die kirchliche Moralpredigt nicht bei allen durchdringt, nicht einmal bei allen kirchlich Gläubigen, derer zu geschweigen, die außerhalb des Glaubens der Kirche stehen.

Hiernach will mir scheinen, daß an sich die Möglichkeit eines Friedens zwischen der Kirche und der „unabhängigen Moral" besteht. Die Kirche, die mit ihrer Predigt an Alle sich wendet, könnte es doch als Thatsache anerkennen, daß sie heute nicht Alle erreicht und sie könnte dann wenigstens mit wohlwollender Neutralität zusehen, wie diesen die „unabhängige Moral", sei es mit philosophischen Abhandlungen, sei es mit Predigten ethischer Gesellschaften nahe zu kommen sucht. Denkbar wäre sogar, daß sie sich als Bundesgenossen ansähen: getrennt marschieren, vereinigt schlagen! Der gemeinsame Feind: das menschliche Laster und Elend.

Freilich, das sind Zukunftsträume. Einstweilen stellen sich die Kirchlichen auf den Standpunkt: Was nicht für uns ist, ist wider uns! Was nicht unter unserer Flagge segelt, ist feindlich! Alles oder nichts! Fast könnte man auf den Gedanken kommen, daß es unter ihnen auch Leute giebt, denen kirchliche Ungläubigkeit mit einem unsittlichen Leben lieber ist, als ohne: sie ist doch ein brauchbarer Fall, die Notwendigkeit des Kirchenglaubens zu illustrieren, während ein rechtschaffenes und tüchtiges Leben, bei kirchlicher Ungläubigkeit, gegen die Theorie ist, und die Menschen pflegen die Thatsachen nicht gern zu sehen, die wider ihre Theorie sind. So hat die sozialdemokratische Presse für die Excesse plutokratischer Ausbeutung eine gewisse zärtliche Neigung, das sind gute Fälle, die Theorie daran aufzuzeigen, dagegen ist redliche Arbeit und wohlwollende Fürsorge eines Unternehmers für seine Arbeiter gegen die Theorie und muß also mißdeutet und verhöhnt werden: je schlimmer, desto besser, denn desto näher ist der allgemeine Krach. — Nicht unähnlich scheint der Gedankengang mancher Kirchlichen: je mehr eine blos menschliche Sittlichkeit Schiffbruch leidet, desto eher werden sich die Ertrinkenden an das Schiff der Kirche klammern. Und darum ist es verdienstlich, alle blos menschliche Sittlichkeit und alle blos menschliche Moral herabzusetzen und zu Schanden zu machen, ad majorem ecclesiae gloriam.

Ich aber denke: wie es nicht gut ist, Böses zu thun, auf daß Gutes daraus komme, so ist es auch nicht gut, gute Bestrebungen schlecht zu machen, auf daß die Kirche allein übrig bleibe.

Ein Mittel zum häuslichen Frieden.

Von Lily v. Kretschman.

Nichts stört den häuslichen Frieden mehr, als heftig sich äußernde Meinungsverschiedenheiten; besitzen doch die wenigsten Menschen jenen Grad ethischer Kultur, der sie in den Stand setzt, die Ansichten Anderer ruhig anzuhören, ruhig zu erwidern, und leidenschaftslos zu würdigen. Es giebt ein gutes Mittel, solche sich gegenseitig steigernde Auseinandersetzungen zu vermeiden: man schreibt seine Wünsche oder Ansichten in Briefform nieder, übergiebt sie dem Anderen zu einer Zeit, wo dieser allein ist und Muße hat ruhig zu lesen, zu überlegen und zu antworten, und setzt die Correspondenz fort, bis die Gemüther sich genug beruhigt haben, um mündlich die endgültige Entscheidung treffen zu können. Die Meinungsverschiedenheiten werden durch die Darlegung und Erwägung ihrer Gründe weniger empfindlich; die gegenseitige Gereiztheit, die oft zu tiefen Conflicten führt, kommt nicht zum Ausdruck, denn das Schreiben an sich zwingt zu ruhigerem und klarerem Denken. — Natürlich ist dieses Hausmittel mit Vorsicht zu benutzen, denn „Worte verfliegen, Buchstaben bleiben". —

Meinung — Recht-haben — Wahrheit.

Von L. Jordan, Mitglied des Deutschen Reichstages.

„Dem habe ich aber mal ordentlich die Wahrheit gesagt" — so schließen häufig die Berichte beider Teile über ein erregtes Gespräch. Jeder glaubt „recht behalten" zu haben, und ist bei seiner Meinung geblieben. Das Ergebnis solcher Unterhaltungen steht gewöhnlich im umgekehrten Verhältnis zu der Wichtigkeit des Gegenstandes. Denn über die bessere Füllung einer Pastete kann man sich am Ende noch beim Nachtisch verständigen, und selbst über den Erfolg einer Première ist ein Compromis nicht ausgeschlossen, welches den Charakter der streitenden Teile intact läßt. Handelt es sich aber um Fragen, die das Wohl und Wehe unsrer Mitmenschen berühren, so vergessen die debattierenden Gegner leicht, einander ebenfalls mit derjenigen Rücksicht zu behandeln, welche sie für ihre Schutzbefohlenen fordern.

Allerdings ist zu beachten, daß die Meinung z. B. in politischen Fragen unbeugsam sein muß, wenn sie organisch aus dem Nährboden jeder wirklichen Überzeugung! erwachsen ist: — aus einer bestimmten Weltanschauung. Diese aufzugeben vermag kein wahrheitsliebender Mensch „um des lieben Friedens willen", wie man die Hinterthür für Philister und Feiglinge beschönigend nennt. Mit Recht sagt Diesterweg: „Eine eigne Überzeugung haben, dieselbe verstecken oder gar eine andere erheucheln, unthätig zusehen und die Welt gehen lassen, wie sie geht: das sind doch nur verschiedene Ausdrücke für das eine Wort — Schande!"

Eine Meinung haben heißt also: kämpfen müssen und siegen wollen. Ist nun blos der besiegt, der mundtot gemacht oder zum Überläufer wurde? Giebt es nicht vielleicht auch einen Meinungskampf, der auf das „Rechthaben" verzichtet, und den Sieg in der Verständigung sucht? Freilich darf das zu keiner Verschleierung von Gegensätzen führen, wie denn der Niedergang mancher einst wirkungsvoller Persönlichkeiten die Worte Macaulay's bestätigt, daß es „ein Fehler sei, den Geist des Friedens in den Krieg einzuführen."

Denn durch Halbheiten werden Mißverständnisse erzeugt, diese aber verhindern den aufrichtigen Frieden, das Ziel aller Kämpfe.

Im letzten Menschenalter gab es in unsrer heimischen Geschichte zwei Vorgänge, welche diesen Erwägungen als Beispiele dienen mögen.

Die große Auseinandersetzung zwischen der jüngeren und der älteren Vormacht in Deutschland hatte bei Königgrätz einen unerwartet raschen Abschluß gefunden. Der Sieger begnügte sich nicht mit einem Compromis, sondern man forderte und gab einander völlig freie Hand im Gebiet der beiderseitigen Lebensinteressen. Der lang ersehnte deutsche Nationalstaat trat gleichberechtigt neben das östliche Reich von buntestem Völkergemisch. Nach langer, unfruchtbarer Eifersucht, arbeitet nun Österreich mit Erfolg an der Vorschiebung europäischer Cultur in der Richtung auf Konstantinopel, Preußen — von keinem Rivalen bedroht — erfüllt seine geschichtliche Aufgabe mit der Zusammenfassung der deutschen Stämme im neuen Reich. Der reinlichen Scheidung folgte eine dauerhafte Freundschaft, begründet auf rückhaltlos klarer Verständigung über die völlige Verschiedenheit der beiderseitigen Ziele. Ganz anders die innere Entwicklung. Der Verfassungsstreit in Preußen war beendet; die Regierung hatte durch Thaten bewiesen, daß sie die ungesetzlich genommenen Machtmittel in

der Richtung der vom Volke erstrebten nationalen Politik nach Außen hin einsetzte. Man traute ihr deshalb die gleiche Gesinnung im eignen Hause zu, denn die Mehrzahl der Menschen glaubt, was sie wünscht. Auf diese Stimmung der Wähler stützte sich die große nationalliberale Partei in den deutschen Volksvertretungen. Aber das liberale Bürgertum, unter der Führung des größten Junkers, täuschte sich über die Gegensätze in der Weltanschauung hinweg und erntete für seine blinde Gefolgschaft nur Hohn und Unterdrückung. Und das mit Recht. Denn wer seiner inneren Überzeugung nicht so rückhaltlos folgt, als ob es nur diese eine Wahrheit gäbe, der hat keinen Anspruch auf einen gleichwertigen Vertrag über Pflichten und Rechte im Staatsleben. So war hier „der Liebe Müh' umsonst!"

Die Ethik des Glaubens.

Von William Kingdon Clifford.

Autorisierte Übersetzung von Lily v. Kretschman.

I. Die Pflicht der Untersuchung.

Ein Schiffseigenthümer stand im Begriff, ein Auswandererschiff absegeln zu lassen. Er wußte, daß es alt war und von Anfang an nicht allzu gut gebaut; daß es schon manches Meer und Klima gesehen hatte und oft der Ausbesserung bedürftig gewesen war. Zweifel hatten sich ihm aufgedrängt, daß es möglicherweise nicht seetüchtig wäre. Diese Zweifel bestürmten seine Seele und machten ihn unglücklich; er dachte, daß er vielleicht das Schiff gründlich untersuchen und wieder in den Stand setzen lassen sollte, selbst wenn ihn dies in große Ausgaben stürzen würde. Ehe das Schiff absegelte, gelang es ihm jedoch, diese melancholischen Betrachtungen zu überwinden. Er sagte sich, daß es schon so manche Reise sicher bestanden und so manchen Sturm ausgehalten hätte, so daß es thöricht wäre anzunehmen, daß es nicht auch von dieser Fahrt sicher wieder heimkehren werde. Er wollte sein Vertrauen auf die Vorsehung setzen, welche schwerlich verfehlen könnte, alle diese unglücklichen Familien zu beschützen, welche ihr Vaterland verließen, um anderswo ihr Glück zu suchen. Er wollte von seinem Geiste allen unedlen Argwohn gegen die Ehrenhaftigkeit der Schiffsbauer und Unternehmer verbannen. In dieser Weise gelangte er zu einer aufrichtigen und getrosten Überzeugung, daß sein Schiff vollkommen sicher und seetüchtig wäre; mit leichtem Herzen und wohlwollenden Wünschen für den Erfolg der Auswanderer in ihrer fernen künftigen Heimat sah er es absegeln; und er strich seine Versicherungs-Gelder ein, als es mitten im Ocean unterging, und plauderte nichts aus.

Was sollen wir von ihm sagen? Sicherlich dies, daß er den Tod aller dieser Menschen verschuldet hat. Selbst zugestanden, daß er fest an die Tüchtigkeit seines Schiffes glaubte, so kann diese Festigkeit seiner Überzeugung ihn doch in keiner Weise entschuldigen, weil er kein Recht hatte, auf solche Gründe hin zu glauben, wie sie ihm vorlagen. Er hatte seinen Glauben nicht ehrlich durch geduldige Untersuchung, sondern durch Unterdrückung seiner Zweifel gewonnen. Und obgleich er sich schließlich in ihm so sicher gefühlt haben mag, daß er nicht anders denken konnte, so muß er doch, da er sich selbst mit Wissen und Willen in diese Verfassung gebracht hatte, dafür verantwortlich gemacht werden.

Verändern wir den Fall ein wenig und nehmen wir an, das Schiff wäre trotz alledem seetüchtig gewesen, es habe die Reise glücklich überstanden und noch manche andere nachher. Kann das die Schuld des Eigentümers verringern? Nicht im geringsten. Ist eine That einmal gethan, so ist sie für immer recht oder unrecht; kein zufälliges Ausbleiben ihrer guten oder bösen Früchte kann etwas daran ändern. Der Mann würde nicht unschuldig gewesen, er würde nur nicht entdeckt worden sein. Die Frage nach Recht oder Unrecht bezieht sich auf die Art, wie er zu seinem Glauben gelangt ist, nicht darauf, was sein Glaube ist, — nicht, ob sein Glaube sich als wahr oder falsch herausstellt, sondern ob er ein Recht hatte, auf solche Gründe hin, wie sie ihm vorlagen, zu glauben.

Es war einmal eine Insel, von deren Bewohnern einige sich zu einer Religion bekannten, welche weder das Dogma von der Erbsünde, noch das von der ewigen Vergeltung lehrte. Der Verdacht kam auf, daß die Anhänger dieser Religion sich unredlicher Mittel bedienten, um die Kinder für ihre Lehre zu gewinnen. Sie wurden beschuldigt, die Gesetze ihres Landes zu übertreten, indem sie Kinder dem Schutz ihrer natürlichen Behüter entrissen, sie hinwegführten und fern von ihren Freunden und Verwandten in Gewahrsam hielten. Eine gewisse Anzahl Männer vereinigte sich zu dem Zweck, das Volk in dieser Sache aufzuwiegeln. Sie veröffentlichten schwere Anklagen gegen einzelne Bürger von hoher Stellung und angesehenem Charakter und thaten alles, was in ihrer Macht lag, um diese Bürger bei der Ausübung ihres Bekenntnisses zu stören. Der Lärm, den sie erregten, war so groß, daß eine Commission zur Untersuchung der Sache eingesetzt wurde; doch nachdem die Commission jedes Zeugnis, das erlangt werden konnte, sorgfältig geprüft hatte, ergab sich, daß die Angeklagten unschuldig waren. Sie waren nicht nur auf ungenügende Beweise hin verklagt worden, sondern der Beweis für ihre Unschuld war ein solcher, daß die Ankläger ihn leicht selbst hätten finden können, wenn sie eine ehrliche Untersuchung angestellt hätten. Nach diesen Enthüllungen sahen die Bewohner jenes Landes die Ankläger nicht nur für Personen an, deren Urteil mit Mißtrauen aufzunehmen sei, sondern sie galten ihnen überhaupt nicht mehr für ehrliche Männer. Denn obwohl sie aufrichtig und „gewissenhaft" an die von ihnen erhobenen Beschuldigungen geglaubt hatten, hatten sie doch kein Recht auf solche Gründe hin wie sie ihnen vorlagen zu glauben. Ihre aufrichtigen Überzeugungen waren, statt durch geduldige Untersuchung ehrlich erworben zu sein, von ihnen gestohlen worden, indem sie auf die Stimme des Vorurteils und der Leidenschaft gehört hatten.

Verändern wir auch diesen Fall und nehmen wir an, daß eine noch genauere Untersuchung die Angeklagten wirklich schuldig befunden hätte. Würde dies an der Schuld der Ankläger etwas ändern? Sicherlich nicht, denn es fragt sich nicht, ob ihr Glaube wahr oder falsch war, sondern ob sie ihn auf falsche Gründe hin hegten. Sie würden zweifellos sagen: „Nun seht ihr nach alledem, daß wir Recht hatten; das nächste Mal werdet ihr uns vielleicht glauben." Und vielleicht würde man ihnen glauben; aber dadurch würden sie nicht zu ehrlichen Männern werden. Sie würden nicht unschuldig gewesen, sie würden nur nicht entdeckt worden sein. Jeder von ihnen, wenn er sich selbst mit voller Gewissenhaftigkeit prüfte, würde erkennen, daß er einen Glauben gewonnen und genährt hatte, während er kein Recht besaß, auf solche Gründe hin wie sie ihm vorlagen, zu glauben; und folglich würde er wissen, daß er etwas Unrechtes gethan hatte.

Man könnte nun aber sagen, daß in beiden der angenommenen Fälle, nicht der Glaube es war, der als unrecht verurteilt wurde, sondern die ihm folgende That. Der Schiffseigentümer könnte sagen: „Ich bin vollkommen überzeugt, daß mein Schiff seetüchtig ist, aber trotzdem fühle ich es als meine Pflicht, es zu untersuchen, ehe ich ihm das Leben so vieler Menschen anvertraue." Und zu den Anklägern könnte gesagt werden: „Wie sehr ihr auch von der Gerechtigkeit eurer Sache und der Wahrheit eures Glaubens überzeugt seien möget, ihr hättet doch nicht eines Menschen Charakter öffentlich angreifen sollen, ehe ihr nicht die Gründe von beiden Seiten mit der größten Geduld und Sorgfalt untersucht hättet."

Zunächst laßt uns, so weit es möglich, zugeben, daß diese Ansicht der Sache richtig und notwendig ist; richtig, weil selbst wenn der Glaube eines Mannes so feststeht, daß

er nicht anders denken kann, er doch in Betreff der daraus folgenden Handlungen die Wahl hat und so der Pflicht den Grund der Stärke seiner Überzeugungen zu untersuchen nicht entgehen kann; und notwendig, weil diejenigen, welche noch nicht fähig sind ihre Gefühle und Gedanken zu beherrschen, eine einfache Regel zur Beurteilung äußerer Handlungen haben müssen. Doch dies als notwendig vorausgesetzt, wird es klar, daß es nicht ausreichend ist und daß unser vorhergehendes Urteil ergänzend hinzutreten muß. Denn es ist nicht möglich den Glauben von der aus ihm hervorgehenden Handlung so zu trennen, um den einen zu verdammen und die andere nicht. Kein Mensch, der in Bezug auf die eine Seite einer Frage einen festen Glauben hat, oder ihn doch zu haben wünscht, kann sie mit solcher Redlichkeit und Gründlichkeit untersuchen, als wenn er wirklich in Zweifel und vorurteilsfrei wäre; so daß die Existenz eines Glaubens der nicht auf redlicher Untersuchung beruht, den Menschen unfähig macht, seine notwendige Pflicht zu erfüllen.

Auch ist das überhaupt kein wirklicher Glaube, der nicht Einfluß auf die Handlungen dessen hat, der ihn hegt. Denjenigen, welcher das wirklich glaubt, was ihn zu einer Handlung treibt, hat es nach der Handlung bereits gelüstet, er hat sie in seinem Herzen bereits begangen. Wenn ein Glaube nicht sofort zu offenem Ausdruck kommt, wird er für die Leitung der Zukunft aufgespeichert. Er beginnt ein Teil jener Gesamtheit von Glaubensvorstellungen zu werden, welche das Glied zwischen Gefühl und Handlung in jedem Augenblick unseres Lebens bilden und so miteinander verwachsen sind, daß keines ihrer Teile von den Übrigen getrennt werden kann, aber jeder neue Zuwachs die Structur des Ganzen anders gestaltet. Kein wirklicher Glaube, so unbedeutend und fragmentarisch er auch erscheinen mag, ist in Wahrheit jemals unbedeutend; er bereitet den Boden für mehr von Seinesgleichen vor, stärkt die, welche ihm ähnlich sind, und schwächt andere; und legt so nach und nach eine verborgene Mine in unseren inneren Gedankengang, die eines Tages zu offener Handlung ausbricht und unserem Charakter ihren Stempel für immer aufdrückt.

Und keines Menschen Glaube ist in irgend einem Falle seine private Angelegenheit, die ihn allein angeht. Unser Dasein wird durch jene allgemeine Auffassung vom Lauf der Dinge geleitet, den die Gesellschaft nach und nach für sociale Zwecke gebildet hat. Unsere Worte, unsere Aussprüche, die Formen und Arten, in denen wir unsere Gedanken fassen, sind Gemeingut, das von einem Zeitalter zum anderen umgestaltet und vervollkommnet wird, eine Erbschaft, die jeder folgenden Generation als wertvolles Pfand und heilige Vollmacht anvertraut wird, um sie der nächsten nicht unverändert, sondern vergrößert und gereinigt zu hinterlassen, mit den sichtbaren Zeichen ihrer eigenen Arbeit. In dies hinein, im Guten und Bösen, ist jeder Glaube eines jeden Menschen verwoben, der auf seine Zeitgenossen eingewirkt hat. Welch furchtbares Vorrecht, und welch furchtbare Verantwortung, daß wir helfen müssen, die Welt zu schaffen, in welcher unsere Nachkommen leben werden!

In den beiden angenommenen Fällen, die betrachtet worden sind, ist es als unrecht verurteilt worden auf einen ungenügenden Beweis hin zu glauben, oder einen Glauben durch Unterdrückung von Zweifeln und Vermeidung gründlicher Forschung zu nähren. Der Grund dieses Urteils ist nicht weit zu suchen; er ist in beiden Fällen der, daß der Glaube eines Menschen von großer Wichtigkeit für die anderen Menschen ist. Da jedoch kein Glaube irgend eines Menschen, so unwichtig auch der Glaube, so unbekannt auch der Glaubende sein mag, jemals wirklich bedeutungslos oder ohne Einfluß auf das Schicksal der Menschheit sein kann, so haben wir auch keine andere Wahl, als unser Urteil auf alle nur irgend möglichen Arten der Glaubensvorstellungen auszudehnen. Der Glaube, diese heilige Kraft, welche die Entschlüsse unseres Willens hervorbringt und die Energie unseres ganzen Seins zu harmonischer Bethätigung verbindet, ist uns nicht für uns, sondern für die Menschheit gegeben. Er kommt solchen Wahrheiten zu, die durch lange Erfahrung und geduldige Arbeit festgestellt worden sind und die in dem Schmelzofen freier und furchtloser Forschung gestanden haben. Dann hilft er die Menschen verbinden und ihr gemeinsames Handeln kräftigen und regeln. Er wird entweiht, wenn er zum Trost und zur selbstischen Befriedigung des Glaubenden ungeprüften und ununtersuchten Aussagen geschenkt wird, wenn er dem schlichten, graden Weg unseres Lebens flimmernden Glanz hinzufügt und ein magisches Bild hinter ihm entfaltet; oder wenn er das allgemeine Elend der Menschheit durch eine Selbsttäuschung verschleiert, die ihm gestattet uns nicht nur niederzuschmettern, sondern uns auch zu entwürdigen. Derjenige, welcher auf diese Weise seinen Nächsten dienlich sein will, muß die Reinheit seines Glaubens mit dem Fanatismus eifersüchtiger Sorge bewahren, damit derselbe niemals auf einem unwürdigen Grunde ruhe und ihm ein Makel aufgedrückt werde, der nie fortgewischt werden kann.

Es sind nicht nur die Führer der Menschen, Staatsmänner, Philosophen und Dichter, welche die Ausübung dieser Pflicht der Menschheit schulden. Jeder Bauer, der im Wirtshaus seine langsamen Gedanken äußert, kann dazu beitragen, all den schlimmen Aberglauben zu vernichten oder lebendig zu erhalten, der Seinesgleichen gefangen hält. Jede schwer arbeitende Handwerkerfrau kann ihren Kindern Überzeugungen vermitteln, welche die Menschheit vereinen, oder sie in Stücke reißen. Kein Mangel an geistiger Bildung, keine Niedrigkeit des Standes entbindet von der allgemeinen Pflicht alles was wir glauben, zu untersuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche des Confucius.

Confucius und Mencius, die vier Bücher der Moral- und Staatsphilosophie Chinas. Aus dem Chinesischen nach der französischen Übersetzung von M. G. Pauthier. Herausgegeben von Joh. Cramer. Crefeld 1844.

Confucius, der Stifter des chinesischen Religionssystems, wurde 551 v. Chr. in Kiufu als Sohn eines Soldaten geboren. Mit 22 Jahren trat er zuerst als öffentlicher Lehrer auf und von da ab verbreitete der Ruf seiner Weisheit sich nach und nach über ganz China. Es scharten sich zahlreiche Schüler um ihn und die Beherrscher der Staaten beriefen ihn als Rathgeber an ihre Höfe. Im Reiche des Fürsten von Lu wurde er Minister. Er verschied 478. v. Chr. im Staate Wui; sein Grab in Lu wurde der Wallfahrtsort seiner Jünger, die seine Lehre, wie den Kultus seiner Person über ganz China verbreiteten; des Meisters Worte gelten noch heut allein als „der rechte Weg“ für die „höheren Menschen“.

Meine Lehre ist einfach und leicht ist es, in dieselbe einzudringen. Sie besteht einzig darin, daß man die Redlichkeit des Herzens habe und seinen Nächsten liebe als sich selbst.

Im Anfang meiner Beziehungen zu den Menschen, hörte ich ihre Worte, und ich glaubte, sie richteten sich darnach in ihren Handlungen. Jetzt in meinen Beziehungen zu den Menschen höre ich ihre Worte, aber ich prüfe ihre Handlungen.

Herrschaft genug über sich selber haben, um die andern durch Vergleich mit uns zu beurteilen, und gegen sie handeln, wie wir wollten, daß man gegen uns handelte, das kann man die Lehre der Humanität nennen; es gibt nichts darüber hinaus.

Für denjenigen, welcher beharrlich ist und fest, gibt es nichts Schweres.

Ethisch förderliche Zeitschrift.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensidee. Herausgegeben von Bertha von Suttner. (Verlag von A. Fried u. Co. in Berlin.)

Anzeigen.

Schulhygiene.

Es ist eine genügend erörterte Thatsache, daß die Kinder, durch das Tragen der Schulmappen, wie solche bisher üblich sind, an ihrer Gesundheit Schaden erleiden, weil die Tragvorrichtungen der Mappen nicht zweckentsprechend hergestellt werden.

Dem Bedürfniß nach Schulmappen, welche den Anforderungen der Schul-Hygiene entsprechen, ist mit nachstehenden Neuerungen in denkbar erwünschter Weise abgeholfen.

Nr. I.

I. „Schultornister mit Vorrichtung, um den Träger zu grader Haltung des Körpers zu nöthigen." D. R.-Patent 63709. Für Knaben und Mädchen von 6—8 Jahren. Preis 4 Mk. 6 Mk., 8 Mk.

Nr. II.

II. „Regulator-Schultornister" (Gebr. Must.-Schutz u. Pat. angemeld.), mit sich selbst regulirender, die Last auf Schultern und Nacken vertheilender Tragvorrichtung. Für Knaben und Mädchen von 8 bis 14 Jahren. Preis 4 Mk., 6 Mk., 8 Mk.

Nr. III.

III. „Regulator-Mappe" für Mädchen, — mit selbstthätiger, die einseitige Belastung und deren Folgen verhindernder Tragvorrichtung. Für Mädchen von 8—14 Jahren. Preis 5 Mk. 7 Mk., 9 Mk.

Versandt gegen Einsendung des Betrages oder gegen Nachnahme. Porto extra. Illustr. Prospekt gratis und franko.

Fabrik hygienischer Schulmappen

A. Herzberg,
Berlin O.,
Blumenstr. 80/81.

Niederlage bei
Arnold Müller,
Berlin,
Leipzigerstr. 92.

Spratt's Patent (Germany) Ltd.

Alleinige Lieferanten des Königl. Preuss. Hof-Jagdamtes.
Abtheilung I Berlin N., Usedomstr. 28.

Hundekuchen Rm. 18.50 pr. Ctr.

KEINE SIND ECHT / SCHUTZ SPRATT'S PATENT MARKE / WENN NICHT SO GESTEMPELT

Geflügelfutter Rm. 19.— pr. Ctr.

Proben und Prospekte gratis und franko.
— Niederlagen in allen Städten. —

Schirmfabrik

Alex Sachs

Königl. Hoflieferant.
Fabrikate prämiirt
in
Philadelphia, Berlin, Wien
empfiehlt
Regenschirme
in Gloria, erprobte Qualitäten, 3, 3,50, 4, 4,50, 5, 6 Mk. u. höher,
in Imperial, solide, halbseidene Gewebe, 5, 5,50, 6 bis 12 Mk.,
in Reinseide, Croisé, Satin de Chine etc. 6, 7, 9 bis 15 Mk.,
do. extrafeine Stöcke in Elfenbein, Schildpatt, Silber, Gold,
12, 13,50, 15, 18 Mk. und höher.

1. Lager: Jerusalemerstr. 31, zwischen Leipziger- und Kronenstraße.
2. „ Burgstr. 27, Börsen-Restaurant.
3. „ Gr. Friedrichst. 143—149, Central.-Hotel.
4. „ Anhaltstr. 8.
5. „ Alexanderstr. 49, neben Grand-Hotel.
6. „ Neue Roßstr. 7.

C. C. Busch

Bronzewaaren-Fabrik
jetzt Leipzigerstr. 19.
Ecke Mauerstr.

Große Auswahl eleganter Neuheiten.

Für Pariser Bronzen, Uhren und Kunstgegenstände treten vom 1. bis 24. December besonders ermäßigte Weihnachtspreise ein.

Prächtiges Weihnachtsgeschenk!

Soeben erschien:

Alldeutschland

in Wort und Bild.
Eine malerische Schilderung
der
deutschen Heimat
von
August Trinius.

Erster Band:
Teutoburger Wald. Hohe Rhön. Fichtelgebirge. Spreewald. Thüringen. Schwäbische Alb. Rhein.

Mit einem farbigen Titelbild und 79 Illustrationen.
440 Seiten. gr. 8°.
Preis broschiert 5,40 Mark,
in elegantem Leinenband mit reicher Gold- und Farbenpressung 7 Mark.
Das ganze Werk umfaßt 3 Bände und wird bis zum Herbst 1893 vollständig vorliegen.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Pianoforte-Fabrik,
Stuttgart, Neckarstrasse 14 u. 16.

Stamm-Firma gegr. 1871

SCHIEDMAYER & SOEHNE.

Hoflieferanten S.M. des Königs von Württemberg und S.M. des Königs von Rumänien.
Aelteste Firma.

16 erste Medaillen, 6 Ehrendiplome.

Alleiniger Vertreter:
Paul Köppen,
Berlin SW. 48., Friedrichstr. 235.
Teleph. Amt VI. Nr. 3327. *Chamisso-Haus.*

Vöslauer-Weine.

R. Schlumberger, Berlin,

W, Unter den Linden 34.
Hauptbesitzer des Vöslauer Weingebirges.
Alleiniger Eigenthümer von „Goldeck".

Goldeck. Goldeck.

Vöslauer- und Goldeck-Weine.

Gesunde, reine, preiswerthe Roth- und Weissweine von M. 1,25 per Fl. = ¾ Liter an.

Ungar-Weine

→ direkt von den ersten Producenten in jeder Preislage. ←
Preislisten gratis und franco.
Versandt in die Provinz in jedem Quantum zu jeder Jahreszeit.

Telephon Amt I No. 7047.

Beste Bezugsquelle für neue Uhren

FR. LORENZEN.

BERLIN C.
Breite Strasse 31
gegenüber von Rudolph Hertzog.
Gewissenhafte Ausführung sämmtlicher Reparaturen.
— Preislisten gratis und franco. —

Verlag von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Bernstein, A., Naturwissenschaftliche Volksbücher. Wohlfeile Gesamtausgabe. Der vierten vielfach verbesserten und vermehrten Auflage vierter Abdruck. 21 Teile in 5 Bände broschiert 12,60 M., elegant gebunden 17 M.

Steinthal, Prof. Dr. H., Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Eine Darstellung, Kritik und Fortentwicklung der vorzüglichsten Ansichten. Vierte Auflage. 8 M.

Flügel. Reparatur-Werkstätten. Stimmer jeder Zeit hier und ausserhalb.

Pianofortefabrik W. Gutzeit

Pianinos.

Anerkannt **beste Fabrikate.** Hauptmagazin: Friedrichstr. 43, Kochstr. 63.

Alle Freunde ethischer Kultur

werden gebeten, für die Verbreitung dieser Zeitschrift in ihrem Bekanntenkreise gütigst nach Kräften zu wirken. Die Verlagshandlung stellt zu diesem Zwecke jederzeit Probenummern der „Ethischen Kultur“ in beliebiger Zahl gratis und portofrei zur Verfügung resp. erklärt sich gern bereit, solche an ihr freundlichst mitgeteilte Adressen zu versenden.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von **Professor Georg von Gizycki.**

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 7. Januar 1893.	Nr. 2.

Zur Arbeiterinnenfrage.

Von Minna Wettstein-Adelt.

> Ein edler Trieb wirkt mehr auf die Vollendung des Menschen, als hundert gute Lehren, und die schlechte Leidenschaft wird am besten durch Erregung einer besseren bekämpft.
>
> Gervinus.

Das Wort, daß die eine Hälfte unserer civilisierten Menschheit nicht wisse, wie die andere lebe, welches so wahr ist in Bezug auf die Männer, ist es noch viel mehr mit Rücksicht auf die Frauen. Aber man darf ihnen den Vorwurf der Gleichgültigkeit nicht von vornherein machen, denn ihrer sind viele, die wissen möchten, aber nicht wissen dürfen; Gesetzgebung und Sitte trennen sie vom Borne des Wissens, wie von allem „Menschlichen", das den im Sonnenschein des Hauses lebenden Frauen niemals offenbar wird.

Es wird in letzter Zeit und gerade in jenen Frauenvereinen, die für höhere Bildung des Weibes plaidieren, so viel von den demoralisierenden Vergnügungen der unteren Klassen gesprochen; man polemisiert und ereifert sich und betrachtet diese „verkommenen" Proletarierinnen mit grausigem Behagen und prickelnder Neugier in dem stolzen Gedanken: Seht, wir obere Zehntausend sind doch bessere Menschen, wir besuchen keine zweideutigen Tingeltangel, wir sind niemals Besucher ordinärer Tanzlokale, wir trinken nicht Schnaps bis zur Bewußtlosigkeit — darum verachten wir Jene, die es thun, deshalb sehen wir sie als eine Species anderer Geschöpfe an und halten uns von ihnen fern.

Wenn wir aber die Vergnügungen der unteren Klassen neben die der Vornehmen stellen, so sehen wir, daß wir Pendants vor uns haben, die beide dasselbe, aber in verschiedener Form zeigen, wie eine Sommer- und eine Winterlandschaft zu einander passen und doch grundverschieden sind.

Was dem Arbeiter der Tingeltangel, ist dem Gebildeten das Theater; daß dieses in den letzten Jahren sehr viel Novitäten aufführte, die veredelnd und sittlich stärkend auf den Zuschauer gewirkt hätten, wird Niemand behaupten können. Es sind Stücke gespielt worden (und das Haus war dann stets am gefülltesten), die geradezu ein Hohn für „ethische Kultur" sind; was bei den unteren Ständen nackte, oft unbewußte Rohheit, ist bei dem Gebildeten Pikanterie; das Laster aber ist, je raffinierter es auftritt, je verdammenswerter.

Und was wird nicht Alles an zweifelhafter Lektüre verschlungen gerade von dem Gebildeten! Was in jenen Gift verbreitenden Büchern steht, ist noch weit gefährlicher, denn die unmoralischen Couplets, die der Arbeiter zu hören bekommt und die er oft nicht einmal versteht. Dazu kommt der Umstand, daß der Arbeiter keine Zeit hat, um über das Gehörte nachzudenken, es wirkt für ihn nur für den Augenblick; die Leserin aber in ihrem Boudoir erhitzt ihre Phantasie und nimmt gern die Lehren eines modernen Romans an, um ihn gelegentlich selbst zu spielen.

Wenn wir ferner das Tanzvergnügen der unteren mit dem der oberen Stände vergleichen, so neigt sich die Wagschale entschieden zu Gunsten der Ersteren. Denn der Arbeiter und die Arbeiterin tanzt um des Tanzes Willen, nicht aber um in den Ehestand hinein zu tanzen. Ich rate überhaupt den Damen der besseren Kreise, einmal ein Volkslokal zu besuchen; sie würden erstaunt sein über das ruhige, anständige Benehmen der Besucher. Das Wesentlichste am Ganzen aber dünkt mich die Toilette der weiblichen Tanzenden. Die Arbeiterin kommt in ihrem Sonntagskleide, meist sogar ist es schwarz, zum Tanz, das Kleid züchtig geschlossen, das Haar ohne Blumen und Ballschmuck, die verarbeiteten Hände durch keinerlei kosmetische Mittel verschönt. Sie trinkt wenig und dann nur Bier; will sie sich ausruhen, so steht ihr keine „verborgene Nische", keine „von Blattpflanzen versteckte Bank" oder gar ein „lauschiges Nebenzimmerchen" zur Verfügung; ihr Tänzer führt sie nach dem Tanz an ihren Tisch zurück, wo sie mit ihren Gefährtinnen sitzt.

Die Tanzlokale sind für die unteren Klassen der Zusammenkunftsort, wo die beiden Geschlechter Bekanntschaften machen, wo sie sich erholen und mit einander plaudern. Ich habe vielfach gesehen, daß die Arbeiterinnen, die äußerst beengt und erbärmlich wohnten, am häufigsten in den Tanzlokalitäten zu finden waren; sie mußten, wollten sie mit ihren liebsten Freundinnen des Sonntags zusammenkommen, diese in ein Vergnügungslokal bestellen. Der Vater solcher Mädchen, meist selbst Arbeiter, hält in dem einzigen Zimmer, das die Familie bewohnt, Mittagsruhe für die ganze Woche — die Tochter ist gezwungen, auszugehen! Sie hat kein eigenes Heim im vollen Sinn des Wortes, denn selbst bei den Eltern ist sie in einer Art Schlafstelle.

Die vornehme Welt veranstaltet ihre Vergnügungen zur Abend- und Nachtzeit, die Arbeiterin geht ihren Unterhaltungen am Tage nach — jene aus bloßer Vergnügungslust, diese aus einer Art Zwang, aus Heimatlosigkeit! So manche bliebe am Sonntag gar gern zu Hause, wenn sie ein warmes, gemütliches Zimmer ihr eigen nennen könnte. Ich schiebe überhaupt den schlechten Wohnungsverhältnissen der Arbeiter den weitaus größten Teil der Schuld an der vorkommenden Entsittlichung, Verrohung und an den vielen schlechten Eigenschaften der Arbeiterbevölkerung zu. —

Der Alkoholismus, dieser Vampyr des socialen Körpers, findet unter den höheren Ständen bedeutend mehr „Arbeit“, denn in den niederen. Die weiblichen Arbeiter speciell huldigen keinerlei Genuß von Spirituosen, ja, ich habe bemerkt, daß das Trinken von Liqueuren, Cognak, Arrak, starkem Wein und Grog ihnen geradezu zuwider ist. Welche „Fülle“ von Sekt, alten Weinen und süßen Liqueurs können dagegen die vornehmen Damen vertragen! Man beobachte einmal die zarten, jugendlichen Gestalten, wie sie sich auf der Eisbahn starken Grog kredenzen lassen, welche Quantitäten dieses scharfen, schädlichen Getränkes die rosigen Lippen schlürfen; man sollte es nicht für möglich halten! Und wollten wir gar eine Parallele ziehen zwischen der Sekt schlürfenden männlichen jeunesse dorée, die aus Liebe zur Völlerei, aus Hohlheit und Gedankenarmut die Zeit im Sekt vertrinkt, und dem schlechtgekleideten und schlechtgenährten Arbeiter, der im Winter den Alkohol leider als Retter aus Hunger und Kälte ansieht, so würden wir gar merkwürdige Dinge erleben; wir würden einsehen, wie wahr das Wort ist: „Wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe“ (Si duo idem faciunt non est idem), das alle diejenigen so gern gebrauchen, denen es in den Kram paßt.

Wir würden wohl oftmals einem betrunkenen Arbeiter begegnen, der vielleicht Not und Verzweiflung vergessen wollte, schwerlich aber jenen Cavalieren, die im gleichen Zustande vorsorglich vom Diener in den Wagen gehoben werden und denen vom lieben Nächsten in diesem Fall so gern Nächstenliebe gewährt wird. —

Nun giebt es wohl hier und dort Einen, der sich in die Brust wirft und behauptet: „Ich fröhne keinerlei Vergnügen, ich lebe nur meiner Arbeit und der Wissenschaft; wenn ich das kann, warum bringt es dann der Arbeiter nicht fertig, nur der Arbeit zu leben?“

Gemach, gemach, ihr „besseren“ Menschen!

Ist es nicht für Euch ein Vergnügen, ein gutes, lehrreiches Buch zu lesen, im behaglichen Zimmer zu sitzen und kräftige, wohlschmeckende Nahrung zu genießen? Habt Ihr nicht Genuß an einer guten Cigarre, an einem erquickenden Bade, am Besuch von Museen und Bildergalerien, an Fußwanderungen und Reisen? Erntet Ihr nicht die Frucht Eurer Arbeit, den Lohn Eures Strebens? Könnt Ihr Euch nicht in den Tagen der Krankheit pflegen und Euch mit allerlei Erleichterungen die Leidenszeit kürzen? Müßt Ihr Euch und Euern Kindern das Essen abmessen, Euch jede Ruhe und Erholung versagen? Könnt Ihr nicht — wenn Ihr es nur wollt — die Erziehung Eurer Kinder leiten, in ihrer Mitte leben und ihre Fortschritte und kindlichen Einfälle beobachten?

Dies Alles aber kann und hat der arme Arbeiter nicht, er ist der Sklave seiner Zeit, seiner Arbeitgeber, seiner Verhältnisse, der Sklave seiner eigenen Sklaverei!

Nun wird den Arbeitern von Seiten der sogenannten Volks- und Arbeiterfreunde immer wieder der Vorwurf gemacht, sie zeigten kein Interesse für edlere Vergnügungen, sie benützten die ihnen zur Verfügung gestellten Lesesäle und Freibäder nicht, sie blieben gern in ihrem scheinbaren Elend. In mancher Beziehung ist dies wahr; aber weil dieser Vorwurf oft gerechtfertigt ist, soll er uns nicht von vornherein entmutigen, sondern wir sollen uns über die Ursache, die diesen Grad der Gleichgültigkeit erzeugt hat, orientieren.

Der Arbeiter lebt in einem gewissen Hypnotismus der Gleichgültigkeit, ich möchte fast sagen, es ist die Hypnose seines Milieu. Er besucht bis zum 14. Jahre die Schule, kommt dann in die Lehre, die eine Zeit mühsamer Arbeit ist, wird dann Arbeiter und hat für sein ganzes ferneres Leben gerade genug damit zu thun, für sein Auskommen zu sorgen. Er arbeitet Tag um Tag, Woche um Woche, Jahr um Jahr immer dasselbe; er ergraut in der Monotonie seines Daseins. Wer will es ihm verargen, wenn er, der seit der Schulzeit kaum mehr geschrieben und gelesen hat, am Abend, müde von der Arbeit kommend, statt für ihn schwerverständliche sociale Abhandlungen zu lesen, lieber seinen Körper schont und früh zur Ruhe geht; sein Körper ist sein Geschäftsobjekt, und wird dieser krank und widerstandsunfähig, so ist der Arbeiter ein verlorener Mann. Es giebt wenig Arbeiter, deren Leben so rosig ist, daß sie sich nach gethaner Arbeit weiter bilden können; und doch sind sie noch glücklich daran im Verhältnis zur weiblichen Arbeiterin. Wir wollen hier nicht das Los der verheirateten Arbeiterin kennzeichnen, es ist zu wenig einheitlich specifisch für uns. Die Unverheiratete aber hat so ziemlich den gleichen Lebenslauf, wie ihr männlicher Kollege, nur mit dem Unterschiede, daß dieser sich am Abend ausruhen kann, während das Mädchen im Haushalt helfen, oft halbe Nächte mit der Mutter am Waschkübel stehen muß; dabei muß sie ihre Kleidung flicken und in Stand halten. Sie muß, ebenso wie der Mann, in Sturm, Regen und Schnee oft eine Stunde weit her zur Fabrik kommen, unbekümmert um alle körperlichen Funktionen, die ihr Geschlecht ihr auferlegt. Und nun kommen die Nörgler und sogenannten Reformatoren und hetzen und drängen die müden Lasttiere der Industrie, Bildungsdrang und Lernbegierde zu zeigen, und weil sie es aus geistiger Müdigkeit nicht können, so werden sie in Acht und Bann gethan und es wird über sie hinweg gestürmt zu neuem Studienmaterial. Die Reformatoren mögen es noch so gut meinen, wie sie wollen, sie rechnen in allen Unternehmungen mit ihrer Individualität, nicht mit der des zu Reformierenden. Sie kennen die Verhältnisse des Anderen nur vom Hörensagen, von der Höhe ihres Standpunktes herab, nicht aus eigener Anschauung; sie haben kein Verständnis für die Leiden und Freuden der Arbeiter, sein Bedürfnis an geistiger Nahrung ist ihnen ebenso fremd, als sein körperliches.

„Was brauche ich zum Arbeiter hinabzusteigen, möge er sich von mir hinauf heben lassen!“ rufen die Verbesserer gar bald. Und wenn der Arbeiter seinen ungeduldigen Lehrmeister nicht gleich versteht, so wird dieser zornig und erklärt seinen Schüler für unverbesserlich.

Die moderne Gesellschaft hat es glücklich dahin gebracht, eine tiefe Kluft zwischen sich und die Arbeiterbevölkerung zu setzen, die gleichgeschaffene Menschen einander so entfremdet hat, daß der Bessergestellte den Arbeiter betrachtet, wie man ein wildes Tier betrachtet, das man, wenn es unbequem wird, bis an die Zähne bewaffnet zurückdrängt, ohne den dauernden Versuch zu machen, es zu zähmen.

Es gilt vor allen Dingen, den Arbeiter und die Arbeiterin ganz zu verstehen, sich in ihr Empfindungsleben hinein zu arbeiten, ihre Bedürfnisse zu begreifen und vom Standpunkt des Arbeiters aus Abhülfe für den Arbeiter zu schaffen. Dann erst wird man voll und ganz begreifen, woher die scheinbare Genußsucht der unteren Klassen kommt, durch was sie zu bekämpfen ist, und was sie verdrängen kann. Dann wird man erkennen, daß der Arbeiter das Entgegenkommen trotzig zurückweist, das aus Mitleid, Gewohnheit oder „Sportlust“ entspringt, und daß er nur demjenigen vertrauensvoll und ehrlich entgegentritt, der ihm Reformation bringt aus innerster Überzeugung, daß alle Menschen das gleiche Recht haben, ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Nicht durch gute Lehren werden wir die unteren Kreise ihren schalen Vergnügungen entreißen können, wohl aber durch Bruder- und Schwesterliebe, durch die That, durch das ernste Bestreben, in ihnen bessere Triebe zu wecken. Die Frau aber ist die Hüterin der Ideale, die Trägerin des Guten; an der Frau der oberen Stände ist es vor allen Dingen, die Frau des Proletariates liebend zu sich hinauf zu ziehen und ihr im vollen Sinne des Wortes eine leitende Schwester zu werden.

Das sollten vor allen Dingen die zahlreichen Frauenvereine bedenken, die ihre Vorträge und Versammlungen nur für die oberen Stände halten, die mit entsetzter Prüderie wegrücken, wenn es einer arbeitenden Frau einfallen sollte,

in Arbeitsschürze und Arbeiterrock mit entblößtem Kopf, sich neben die Damen der höheren Kreise zu setzen. Aufklärung, Aufklärung und abermals Aufklärung stöhnt der Menschenfreund, der einmal gründlich hineingesehen hat in das, was dort unten vorgeht. Und diese Aufklärung müssen wir durch die That bringen, und sei es auch mit Hintenansetzung unseres eigenen Ichs.

Wir Frauen müssen Klassendünkel und Kastengeist als veralteten Plunder bei Seite werfen, mit den Geringsten verkehren, sie an uns fesseln, nicht als Dame, die hinabsteigt in andere Sphären, sondern als Frau, als Geschlechtsgenossin, die die Schwester liebend stützt!

Ethische Kultur — Deutsches Heer.

Vom General der Infanterie z. D. von Kretschman.

Ethische Kultur und unser Heer! Auf den ersten Blick kann es scheinen, daß diese beiden Begriffe Gegensätze bilden, zwischen denen Brücken weder bestehen noch herzustellen sind. Doch wer sich vor die Front einer Kompagnie stellt, die zum Dienste angetreten ist, oder vor die langen Reihen des zur Schlacht versammelten Heeres; wer sieht, daß unter derselben Fahne der Reiche neben dem Armen steht, der Professor neben dem Handarbeiter, der Jude neben dem christlichen Theologen; wer in den Augen dieser Leute den Ausdruck der Zufriedenheit findet, Alle gleichmäßig beherrscht durch dasselbe Gebot der Pflicht und der Ehre, — der erkennt plötzlich, daß sich vor ihm der höchste Ausdruck ethischer Kultur befindet, daß das Heer, unabhängig von allen „Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen", eine fest geschlossene Genossenschaft bildet, „in welcher Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten". Sind aber die Mittel, welche aus dem oft ungefügen Heerespflichtigen, auf den die Familie, die Schule, die Kirche, jede in ihrer Art, umgestaltend zu wirken versucht haben, einen pflichttreuen, ehrliebenden, waffenerfahrenen Krieger machten, den Forderungen ethischer Kultur entsprechend? Es kann mit einem unbedingten Ja geantwortet werden; und die Thatsachen mögen den Beweis bringen.

An einem kalten Novembertage stehen auf dem weiten Kasernenhofe etwa 50 junge Leute, verschieden nach Anzug und Art, nach Aussehen und äußerem wie innerem Behagen; fast Jeder trägt kleines Gepäck bei sich, Einer oder der Andere mit leeren Händen. Diesen Leuten gegenüber befindet sich der Hauptmann mit seinen Offizieren und den Unteroffizieren und einer Anzahl älterer Soldaten, die neugierig mustern und sich einen Landsmann suchen. Es werden schnell die nach langer Eisenbahnfahrt frostigen Leute verlesen, man beeilt sich, sie in erwärmte Räume zu bringen, und ihnen das Bewillkommnungsmahl vorzusetzen; nichts Anderes allerdings, als die tägliche einfache Soldatenkost, die aber den Mann nährt und ihm zu allen Anstrengungen Kraft verleiht.

Ob arm oder reich, ob verwöhnt oder nicht, Alle erhalten heute und immmer dasselbe. Man sehe sich die Gesichter der Leute heute und nach 3 Monaten an, man wird nicht glauben, daß dies dieselben Menschen sind. Das tägliche, gemeinsame Mahl übt eine große Macht aus; die Unterschiede des Besitzes und der Gewohnheit verlieren jede Bedeutung. — Nach dem Mahl erhalten die Leute ihre Kasernenstube zugewiesen, ihren Schrank, ihr sauber bezogenes Bett; sie kommen in die erste Berührung mit ihrem Unteroffizier, ihrem Gefreiten, ihrem Stubenältesten und den wenigen alten Soldaten, die als Lehrmeister für das tägliche Leben ihnen beigesellt sind.

Der Unteroffizier schreibt sich die Namen auf und den bürgerlichen Beruf, den Stand des Vaters, die Religion, den früheren Aufenthaltsort; die Unterhaltung hierüber läßt manchen Blick in die Vergangenheit der Leute thun und in ihre früheren Verhältnisse; so lernen sich die Leute auch unter einander kennen.

Dem Hauptmann sind die Leute mit mehr Umständlichkeit zugewiesen worden; da ist in den Listen eine verhängnißvolle Rubrik: „Vorbestrafungen"; es sind meist Strafen, die wegen Körperverletzung, also wegen Handlungen der Rohheit und der Gewaltthätigkeit, notwendig wurden. Sehr selten handelt es sich um Eigentumsvergehen, also um Strafen wegen Diebstahl und Betrug. Aber fast jede Kompagnie bekommt einen oder den anderen Mann, der die ganze Stufenleiter der Strafen durchgemacht hat, der wegen Landstreichens, Bettelns und aller denkbaren Vergehen Polizeihaft, Gefängnis, ja das Arbeitshaus kennen gelernt hat und nun Gegenstand der größten Sorge des Hauptmanns ist. Es würde unfehlbar jede Brücke zur Besserung, zur Umkehr in ein geordnetes Leben abgeschnitten, wenn dieses dunkle Blatt im Lebensgange des Einzelnen Allen bekannt würde; aber unbeachtet darf die Vergangenheit des Einzelnen der Anderen wegen nicht bleiben. Der Hauptmann sucht deshalb einen älteren, ruhigen, bewährten Unteroffizier aus, und er selbst nimmt Gelegenheit, mit einem solchen Manne unter vier Augen eingehend und ermahnend zu sprechen. Wunder wirkt aber recht oft die Kenntnisnahme der Untersuchungsakten, die man ja leicht erhalten kann. Vom menschlichen Standpunkte aus nimmt Verbrechen und Verbrecher dann recht oft einen ganz anderen Charakter an und man wird milder im Urteil.

Es ist keineswegs ein vereinzelter Fall, sondern kommt oft genug vor, daß solch unglücklicher Mensch, der vom Osten bis zum Westen des Reiches hin- und hergestoßen worden ist, dem sich nie eine Freundeshand entgegenstreckte, als ein tadelloser Soldat von vorzüglicher Führung und ohne Strafe entlassen wird. Er hatte sich eben immer auf der Nachtseite des Lebens befunden; an die Sonne gezogen, fiel alles Dunkle von ihm ab, und es trat der ordentliche Mensch hervor. —

Alle die hiermit zusammenhängenden Erwägungen sind vollzogen und beendet, wenn der Rekrut die Kaserne betritt. —

Ein warmes Bad schließt sich an und nun wird der Civilist äußerlich in einen Soldaten verwandelt. Es gilt als Absicht, daß der Soldat besser angezogen sein soll, als es der Durchschnitt der Leute früher gewohnt war. Der Hauptmann hat zu diesem Zwecke schon wochenlang an den Anzügen arbeiten lassen, um sie sauber und ganz herzustellen. Es ist überraschend, welche Änderung die Einkleidung hervorruft; die Unterschiede, welche ein feinerer Rock und eine unternehmend aussehende Kravatte hervorgerufen hatte, fallen weg, und der Träger derselben macht keineswegs nun auch den besseren Eindruck.

Der Hauptmann verschafft sich gleichzeitig Kenntnis von den ökonomischen Verhältnissen der Leute. Das enge Zusammenwohnen in der Kasernenstube macht eine Anzahl von Maßregeln erforderlich, die leicht als ein Eingriff in die persönliche Freiheit erscheinen, die aber nur Eigentumsvergehen verhindern sollen; nicht als ob bei irgend einem Rekruten die Neigung hierzu vorausgesetzt würde, sondern nur, um die Gelegenheit zu beseitigen, deren Verführung der Schwache unterliegen könnte. Der Soldat darf nur eine bestimmte Summe Geldes bei sich haben, er muß sein Geld in einer Ledertasche Tag und Nacht auf der Brust tragen; sein Schrank, in dem sich niemals Geld befinden darf, muß stets verschlossen sein. Leute, die wenig oder kein Geld mitbringen, und es giebt deren genug, werden durch Gewährung von Putzmaterial und wollenen Unterkleidern unterstützt. Es wird in der Armee nicht für angemessen gehalten, daß der Hauptmann zu solchem und ähnlichem Anlasse in die eigene Tasche greift, der unbemittelte Offizier würde mit dem reichen nicht konkurriren können und leicht falsch — auch von seinen Untergebenen — beurteilt werden. Die Ersparnisse der Kantine bieten ausreichende Mittel. Die Kantine ist eine Art von Konsum-Verein; Leute der Truppe kaufen ein und verkaufen mit geringstem Gewinn. Den Soldaten wird hierdurch jeder Bedürfnisgegenstand in bester Beschaffenheit und zu sehr billigem Preise gewährt, und der erzielte Gewinn kommt wieder den Leuten zu Gute.

Mit dem ersten Schritte in die Kaserne beginnt die militärische Erziehung. Sie ist im ganzen Heere genau dieselbe. Je nach den persönlichen Eigenschaften der erziehenden Vorgesetzten modifiziert sich Form und Erfolg, aber der Hauptmann ist persönlich für die Erziehung und die militärische Ausbildung verantwortlich. Er ist zu diesem Zwecke mit Strafgewalt ausgerüstet, der Disziplinar-Strafgewalt, welche bedeutet, daß er auf Grund seiner gewissenhaften Überzeugung für Vergehen und Übertretungen Strafen innerhalb vorgeschriebener Grenzen verhängen darf. Die Lieutenants und die Unteroffiziere sind nur Gehülfen des Hauptmanns, sie haben keine Strafgewalt.

Die Erziehung bezweckt, aus dem Rekruten einen pflichttreuen, zuverlässigen, diensterfahrenen Soldaten heranzubilden, der seine Pflichten freiwillig überall erfüllt. Sie beginnt mit einer gründlichen und verständlichen Belehrung über alle Dienstpflichten. Kein Soldat kann sagen, es sei ihm irgend eine Obliegenheit nicht bekannt gewesen. Auf welchen Grad von Unkenntnis man hierbei stößt, das erscheint kaum glaubhaft. Nicht wenige Rekruten müssen erst das Waschen des Körpers lernen, und beklagen bitter, daß sie hierzu selbst gezwungen werden. Die Erziehung fängt mit der Gewöhnung an Reinlichkeit an; wer die Geduld beobachtet, mit welcher täglich, immer von Neuem, der Rekrut über diese einfachsten Dinge belehrt wird, der muß Achtung bekommen vor einer Erziehung, die doch zunächst Leuten anvertraut ist, die vor einem Jahre auch noch Rekruten waren; er wird es aber auch entschuldbar finden, wenn der Geduldsfaden einmal jäh abreißt.

Der ganze Tag ist genau für die einzelnen Dienstzweige eingeteilt. Das ganze Leben ist einem wohl überlegten System unterworfen, um den unbedingten, freiwilligen Gehorsam zu erzielen. Man begegnet oft der Neigung, Dienstobliegenheiten für nutzlos zu erklären, weil, wie die Redensart lautet, man damit den Feind nicht schlägt. Bei der Soldatenerziehung handelt es sich nur um Herbeiführung des Gehorsams, und wenn der Mann gezwungen wird, bei dem und dem Gewehrgriff den kleinen Finger auf die oder die Schraube zu legen, so ist das keine unnütze Pedanterie, sondern ein aus genauer Menschenkenntnis beruhendes philosophisches System, das seine Wirkung nicht verfehlt. Unter diesem Gesichtspunkte bekommt auch das Kleine Bedeutung und Wert. —

Keineswegs darf man hieraus den Schluß ziehen, als ob die Erziehung einseitig und schablonenhaft sei. Sie gründet sich auf der Kenntnis der Gemütsart und der Charaktereigenschaften jedes einzelnen Mannes.

Bei dem gutmütigen, ängstlichen Rekruten werden andere Mittel angewendet, als bei dem trotzigen und widerwilligen, ohne daß hierbei die Gerechtigkeit leidet.

Jedem Einzelnen aber werden seine Pflichten immer und immer wieder bekannt gemacht, es wird ihm mit viel Geduld gezeigt, wie er Alles ausführen soll, dem Ungeschick wird nachgeholfen. Man muß aber von Männern, die ein hartes Handwerk, das Soldatenhandwerk, treiben, nicht voraussetzen, daß sie hierbei irgend eine weichherzige Empfindsamkeit anwenden; den Ernst des Berufes schafft die bestimmte ernste Form.

Als ein im ganzen Heere anerkannter Grundsatz gilt, daß nichts befohlen werden darf, das nicht genau so, wie es befohlen ist, auch ausgeführt werden kann und muß; ferner, daß nur dann ein Befehl erteilt wird, wenn dessen Ausführung kontrolliert werden kann. Dadurch gewinnt das Verhältnis von Befehl und Gehorsam Klarheit, es können Zweifel nicht bestehen. Weil aber der Soldat bald begreift, daß von seinem Vorgesetzten nur das verlangt wird, was unbedingt verlangt werden muß, bildet sich überraschend schnell ein Grad des Vertrauens aus, daß der Soldat ohne weiteres Nachgrübeln in dem Befohlenen das Notwendige erkennt und ohne Besinnen ausführt. Er weiß genau, was der Hauptmann befiehlt, ist immer richtig, ist immer notwendig — und der Hauptmann hat die Mittel in der Hand, die Ausführung seines Befehles, ist es nötig, zu erzwingen.

Es soll sich in einer guten Kompagnie ein Verhältnis herausbilden, wie in einer guten Familie, deren Mitglieder sich treu, freiwillig und freudig vor dem Willen des Familien-Oberhauptes beugen. (Schluß folgt.)

Kinderrechte und Elternpflichten.

Von Orbilius.

„Ich erinnere mich, irgendwo gelesen zu haben, daß einmal eine Gesellschaft christlicher Europäer, die sich der Handlung wegen in einer bengalischen Stadt niedergelassen hatten, zu einem Freudentage unter Trompeten- und Paukenschall geschmauset, getrunken, gescherzet, gelachet und gesprungen habe, unterdessen daß die braune Bürgerschaft von Teuerung und Hunger gepeinigt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde die Frage aufgeworfen, woher es doch kommen müsse, daß der Europäer, sobald er auf Ostindiens heißen Boden käme, seine Natur so verändern und die zärtliche Teilnehmung an seiner Nebenmenschen Leiden, die er insgemein mit aus seinem Vaterlande brächte, mit barbarischer Fühllosigkeit vertausche? Der Grund hiervon ist so schwer nicht zu finden. Boden und Himmelsstrich sind hieran unschuldig. Das Vorurteil vielmehr, diese fruchtbare Mutter des mehresten Jammers, gebiert auch diese Fühllosigkeit. — Es würde mir leicht sein, mehrere Exempel von ähnlicher Fühllosigkeit gegen die Leiden einer gewissen Menschenart aus allerlei Jahrhunderten und Himmelsstrichen zusammenzubringen. Aber wozu diese Weitläufigkeit, da wir solche Exempel in der Nähe haben können? Wir leben in einem gemäßigten Himmelsstriche, und viele von uns sind seit etlichen Jahren so empfindlich geworden, daß sie der Floh dauert, dessen Wonneleben sie abkürzen müssen. Gleichwohl hat doch auch bei uns das Vorurteil eine gewisse Gattung der Menschen zur völligen Unterjochung verdammt und ihren Beherrschern eine unumschränkte Freiheit, sie nach eigener Willkür zu behandeln, zugestanden. So wie die ersten Christen alles Unglück, das sich im römischen Reiche ereignete, entgelten mußten: so müssen auch diese gemeiniglich allen Verdruß empfinden, der in ihrer Vorgesetzten Häusern entsteht, ohne daß sie sich verantworten dürfen. Sie werden oft in Gesellschaften zur Beschimpfung aufgestellt und haben keine Erlaubnis, deswegen zu klagen; man hauet sie mit Ruten, oft ohne etwas verwirkt zu haben: oft martert man sie mit langsamen Qualen zu Tode, und die mehrsten ihrer empfindsamen Mitbürger hören ihr Geschrei, sehen sie peinigen, ohne hierin etwas Unbilliges zu finden. Diese unter dem Drucke seufzende Menschenart sind die Kinder, und ihre Unterdrücker die Eltern. Die Mißhandlungen, die sie in den meisten Häusern ausstehen müssen, sind bis zum Bejammern groß; und gleichwohl sind die mehrsten unserer Zeitgenossen schon so sehr an dergleichen Anblicke gewöhnt, daß sie das unschuldigste Kind können peitschen sehen und sein Jammergeschrei anhören, dem Sarge eines andern, das durch väterliches und mütterliches Vorurteil hingerichtet wurde, folgen, ohne dabei an Ungerechtigkeit zu denken. — Und dies ist ganz gewiß. Der Grund von allen Fehlern, Untugenden und Lastern der Kinder ist mehrenteils bei dem Vater oder Mutter, oder bei beiden zugleich zu suchen. Es klingt dies hart und ist doch wahr. — Die Ursachen liegen erstlich in ihrem Exempel, zweitens im Mangel der Aufsicht, — drittens in Fehlern der Erziehung."

Diese Worte spricht der Pädagoge Christian Gotthilf Salzmann in der Vorrede seines im Jahre 1780 erschienenen Krebsbüchleins. Aber wenn wir ohne Vorurteil um uns blicken, so werden wir uns gestehen müssen, daß sie noch heute ihre Giltigkeit haben. Zwar ist das Schlagen mit Ruten und das Schimpfen wenigstens in gebildeten Familien heute wohl nicht mehr so arg als damals, aber die Stellung der kleinen Geschöpfe,

welche wir zu vergöttern meinen, dürfte im Allgemeinen auch heute noch keine beneidenswerte sein. Ich rede hier nicht von den Kindern der Armen, deren bejammernswertes Los in seiner ganzen Schrecklichkeit noch von keinem Schriftsteller geschildert worden ist; ich spreche nicht von jenen armen Geschöpfen, welche die ersten Jahre ihres Lebens, wenn sie dem Würgeengel Tod entgehen, in dumpfigen Löchern, im Keller oder im vierten Stock eines Hinterhauses in Unsauberkeit bei ungenügender Nahrung und Pflege dumpf hinbrüten um sich nachher, wenn sie älter werden, ohne Aufsicht auf den Straßen umherzutreiben und schließlich in ihrer Verwahrlosung die Armee des Verbrechertums und der Prostitution zu vermehren. Ich spreche von den wenigen bevorzugten Kindern, welche gebildete und wohlwollende Eltern, eine warme Kinderstube, gute Nahrung, ein weiches Bettchen und einen Schrank voll Spielzeug haben. Auch ihnen geschieht nur zu oft bittres Unrecht und gerade von denen, welche ihnen am wenigsten Unrecht thun möchten, welche ihre natürlichen Beschützer sein sollten, welche ihre Vorsehung spielen. Es wird viel und mit großem Recht über die Schäden unserer höheren Knaben- und Mädchenschulen geklagt. Auch in dieser Hinsicht thun die Eltern ihre Pflicht nicht genügend. Sie bekümmern sich weniger als sie sollten um das, was ihre Kinder in den öffentlichen Schulen lernen müssen, und wie man es ihnen beibringt. Wie viele Eltern beruhigen sich bei dem Gedanken, daß der Lehrer ja wissen müsse, was er zu thun habe, und schreiten, oftmals sehr am unrechten Orte, nur dann ein, wenn sie ihr Kind für das Opfer irgend eines einzelnen groben pädagogischen Mißgriffs halten. Alle anderen wirtschaftlichen und politischen Fragen sind dem Vater bei der Wahl seines Abgeordneten für die gesetzgebenden Körperschaften wichtiger als die ungeheuer wichtige Frage des Jugendunterrichts. Auch in Bezug auf dieses Gebiet sollten die politischen Parteien in ihren Programmen ganz ins Einzelne gehende Grundsätze aufstellen.

Aber die Gleichgiltigkeit gegenüber den Zuständen in den Schulen ist nicht der einzige Fehler, den man den gebildeten Eltern zum Vorwurf machen kann. In noch höherem Grade als die Schule vernachlässigt das Elternhaus die Pflichten, welche es den jungen Seelen der Kinder schuldig ist. Man ist zwar eifrig bemüht, den Kindern das vierte Gebot einzuschärfen und ihnen zu sagen: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es Dir wohlgehe und Du lange lebest auf Erden," man ist aber wenig bemüht, den Kindern die Erfüllung dieses Gebotes leicht zu machen und die Ehre zu verdienen, welche man beansprucht. Ich will von den zahlreichen groben Pflichtversäumnissen der Eltern, den Verbrechen, welche sie schon vor der Geburt an der nachwachsenden Generation ausüben, schweigen, Verbrechen, welche die armen kleinen Geschöpfe vom ersten Tage, da sie das Licht der Sonne schauen, zu frühem Tode oder zu lebenslänglichem, schmerzhaftem Siechtum verurteilen. Ich will nur einen Punkt erwähnen, welcher ein schweres Unrecht gegen die Kinder in sich birgt, obgleich er gewöhnlich von diesem Gesichtspunkte nicht betrachtet wird: ich meine die Geschäftsheiraten. Um Geld verkauft sich der Mann an eine elende, körperlich entartete Frau, die ihm ohne ihre Mitgift nur Widerwillen einflößen würde; um Geld verkauft sich die blühende Tochter einer „anständigen" Familie an einen alten, vielleicht nicht ganz gesunden Wüstling. Zwar diese Eheleute selber trifft meist eine schwere Strafe für ihren Frevel an den Gesetzen der Natur, aber wer die blassen, schmächtigen, durch keine ausgesuchte Pflege zu kräftigenden Schattenbilder von Kindern gesehen hat, die solchen Ehen entsprießen, der wird zugeben, daß auch hier die Sünden der Eltern grausam an den Kindern heimgesucht werden. Gesundheit und körperliche Schönheit sind ein so hohes Gut, so wichtige Faktoren für das ganze Lebensglück der Menschen, daß man auch den als einen Verbrecher ansehen muß, welcher um irgend eines äußeren Vorteils willen Geschöpfe in die Welt setzt, deren trauriges Schicksal selbst menschliche Berechnung schon mit großer Wahrscheinlichkeit voraussehen kann.

Und wenn nun die neue Generation erscheint, welches Los erwartet sie da? Die Mutter erfüllt selbst, wenn sie kräftig genug wäre, das Kind zu nähren, diese erste ihrer Pflichten nicht. Selbst nähren würde die Dame nahezu ein ganzes Jahr ihren gesellschaftlichen Pflichten entziehen, was man doch wahrlich, besonders in der Saison, nicht verlangen kann. Andere Rücksichten auf die vermeintliche Schönheit und die Sinnlichkeit des Herrn Gemahls spielen daneben natürlich auch eine Rolle. Die Mutter tritt also die erste ihrer Pflichten einer gemieteten Frau aus dem Volke ab, welche vielleicht, horribile dictu, aus Liebe in die Lage gekommen ist, Mutter zu werden. Das gesunde, wahrscheinlich geistig und körperlich besser beanlagte Kind der Armen wird zu einer Engelmacherin gebracht, und ein kräftiger, gesunder Lebenskeim langsam getötet, um einem skrofulösen Schwächling die Möglichkeit weiter zu vegetieren zu erhalten.

Und nun die häusliche Erziehung! Man kann, ohne zu übertreiben, in vielen Familien nur den einen Erziehungsgrundsatz konstatieren: „Erlaubt ist den Kindern alles, was den Eltern nicht unbequem ist, und bestraft wird alles, was ihr momentanes Behagen stört." Alles Lärmen, Klettern, Springen, was dem Jugendmut und dem sich entwickelnden Kraftgefühl so natürlich ist, wird mit drakonischer Strenge verfolgt, das „dumme Fragen", welches einen leider manchmal nervös macht, womöglich auf immer zum Schweigen gebracht. Schmutzige Finger, zerrissene Hosen, zerbrochene Gläser sind die großen Verbrechen, während die sich deutlich entwickelnden Keime aller Laster übersehen oder gar gepflegt werden. Schon frühe wird die Verachtung der Armut und die daraus entspringende Hartherzigkeit genährt. Die sauberen Hände und reinen Kleidchen sind schon unter Kindern ein Anlaß zu einem falschen Kastengeist. Kinder haben von der Natur den Wissensdrang und die Begierde, nicht blos mit Augen und Ohren alles Neue zu erfassen, sondern auch alle Gegenstände zu betasten, ihre Natur zu erforschen und ihre junge Kraft daran zu erproben. Dabei kann das Kind natürlich nicht stets saubere Finger behalten. Der übertriebene Purismus, welcher gewöhnlich nur einem Kokettieren der Mütter mit ihrem lebendigen Spielzeug entspringt, wird aber leicht zur Quelle des Abscheus vor den Armen. „Du beträgst Dich wie ein Straßenjunge", „Du siehst aus wie ein Straßenjunge" und ähnliche Äußerungen rufen früh im Gemüt des Kindes jenen mit Schrecken verbundenen Abscheu hervor, den so viele gebildete Leute dem arbeitsgeschwärzten Proletarier gegenüber empfinden. Handarbeit macht nun einmal schmutzig, aber dieser Schmutz sollte in Ehren gehalten werden. Müßiggang und Laster haben meistenteils wenigstens äußerlich reine Hände. Als Folge solcher Äußerungen über „Straßenjungen" konstatierte ich einmal schon bei einem dreijährigen Knaben die Vorstellung, als ob die Kinder, die er ohne Schuh und Strümpfe auf den Gassen umherlaufen sah, gar nicht solche Wesen wären wie er, als ob sie gar keinen Papa und keine Mama hätten und auch Nachts auf der Straße ihr „unnützes" Wesen trieben.

Während man auf diese Weise schon früh eine Scheidewand zwischen seinen Kindern und ihren Brüdern und Schwestern zieht, mit denen sie einst in Zeiten, wenn wir nicht mehr sind, friedlich werden zusammenleben müssen, während man das Mitgefühl in ihnen abstumpft durch die Vorstellung, daß sie ganz andere Menschen seien als jene Armen, während man ihr Herz anstatt mit Liebe mit Furcht und Widerwillen und nichtigen Vorurteilen erfüllt, läßt man nur zu oft die Anlagen unentwickelt, welche wie keine anderen für das ganze Leben die Quellen unschuldigen, dauernden und reinen Genusses sind. Die Freude an eigener Handfertigkeit wird in den meisten Familien wenig gepflegt. Ich weiß, selbst bemittelte Leute sind selten in der Lage,

ihren Söhnen Räume zu überlassen, in denen sie ungestört hämmern, sägen, leimen und bauen können. Der lebendige Trieb der Jungen und auch der kleinen Mädchen, sich ihre Spielsachen selbst anzufertigen, wird durch kostspielige und zerbrechliche Spielgeräte ertötet. Man wird fast immer bemerken können, mit welcher Nichtachtung und Gleichgiltigkeit die Kinder solche kleinen Kunstwerke behandeln, während sie angelegentlich und lange mit unscheinbaren Dingen spielen, an deren Herstellung sie selbst mit Hand angelegt haben.

Eine noch edlere, reinere Quelle unsäglichen Genusses ist das Leben in der Natur. Auch das ist für den Großstädter ein seltener und unter Umständen kostspieliger Genuß. Aber selbst der ruhelose Geschäftsmann sollte sich in der Woche wenigstens einen Vormittag oder Nachmittag abnötigen, an dem er mit seinen Kleinen in Gottes freie Natur hinauspilgert und die tausend sonderbaren Fragen der kleinen Lippen beantwortet. Freilich hat er vielleicht nicht gelernt, auf diese Fragen zu antworten. So nehme er irgend einen jungen Mann oder älteren Knaben mit, der in der Natur aufgewachsen ist und seinen Kleinen von dem hurtigen Eichhörnchen, dem hämmernden Buntspecht, den blauschillernden Libellen, den Ameisen, Wespen und Schmetterlingen zu erzählen weiß, sie Blumen und Erdbeeren suchen, die Bäume unterscheiden und das stille Leben des Waldes beobachten lehrt. Durch solche Spaziergänge giebt er seinen Kindern für ihr ganzes Leben eine Mitgift mit, um welche sie sicher einmal glücklichere Menschen beneiden würden, wenn sie ihnen fehlte. Die Welt mit ihrer Pracht und Herrlichkeit ist etwas ganz anderes für den, welchem in der Jugend wie mit einem Zauberstabe die Augen geöffnet worden sind.

Doch genug. Wer könnte das Thema erschöpfen. Wenn meine Worte dazu beitragen, einem oder dem anderen unserer helläugigen Kleinen eine glückliche Stunde, einen fröhlichen Spaziergang durch Wald und Feld zu bescheeren, so habe ich meine Pflicht gethan. Den Eltern aber rufe ich zum Abschied zu: „Betrachtet Eure Kinder mit Ehrfurcht, auf daß es ihnen wohlgehe und sie lange leben auf Erden.“

Die Ethik des Glaubens.

Von William Kingdon Clifford.

Autorisierte Übersetzung von Lily v. Kretschman.

(Fortsetzung.)

Es ist wahr, daß diese Pflicht eine harte und der Zweifel, der ihr entspringt, ein oft recht bitterer ist. Er läßt uns nackt und machtlos, wo wir dachten, sicher und stark zu sein. Alles über ein Ding wissen heißt wissen, was unter allen Umständen mit ihm anzufangen ist. Wir fühlen uns viel glücklicher und viel sicherer, wenn wir denken, daß wir genau wissen, was zu thun ist, als wenn wir unseren Weg verloren haben und nicht wissen, wohin wir uns wenden sollen. Und wenn wir gedacht haben, Alles von einer Sache zu wissen und fähig zu sein, das Beste in Bezug auf sie zu thun, so ist es uns natürlich nicht angenehm zu finden, daß wir in Wirklichkeit unwissend und kraftlos sind, daß wir verpflichtet sind, wieder von Anfang an zu beginnen, und versuchen müssen, die Sache, wie sie ist und wie sie behandelt werden muß, zu erkennen — wenn wirklich irgend etwas dabei erkannt werden soll. Es ist das Gefühl der Macht mit dem Gefühl des Wissens verbunden, das dem Menschen den Glauben wünschenswert macht und ihn den Zweifel fürchten läßt.

Dies Gefühl der Macht ist die höchste und beste Freude, wenn der Glaube, auf den es sich gründet, ein wahrer, ein durch Untersuchung ehrlich erworbener Glaube ist; dann mögen wir mit Recht fühlen, daß er Gemeingut ist und für Andere so gut, wie für uns selbst, Geltung hat. Dann mögen wir zufrieden sein, nicht weil wir als Einzelne Geheimnisse erkannt haben, durch die wir selber sicherer und stärker geworden sind, sondern weil wir als Gesamtheit mehr von der Welt in unsere Gewalt bekommen haben; und können stark sein, nicht für uns selbst, sondern für die Menschheit und durch ihre Stärke. Doch wenn der Glaube auf ungenügende Beweise hin angeeignet worden ist, so ist die Freude gestohlen. Er täuscht uns nicht nur, indem er uns ein Gefühl der Stärke giebt, das wir in Wirklichkeit nicht besitzen, sondern er ist auch sündhaft, weil er in Mißachtung unserer Pflicht gegen die Menschheit gestohlen worden ist. Diese Pflicht ist, uns vor solchem Glauben wie vor der Pest zu hüten, die binnen kurzem unseren eigenen Körper ergreifen und sich dann über die ganze Stadt ausbreiten kann. Was würde man von Jemandem denken, der, um einer süßen Frucht willen, mit Überlegung seine Familie und seine Nachbarn der Gefahr einer Seuche aussetzt?

Und, wie in anderen solchen Fällen, ist es nicht die Gefahr allein, welche berücksichtigt werden muß; denn eine schlechte That ist immer schlecht zu der Zeit, da sie gethan wird, gleichviel, was nachher geschieht. Zu jeder Zeit, wo wir uns gestatten, auf unwürdige Gründe hin zu glauben, schwächen wir unsere Kraft der Selbstbeherrschung, des Zweifels und der redlichen Abwägung der Beweisgründe. Wir alle leiden schwer genug unter dem Bestehen falscher Vorstellungen und den notwendig falschen Handlungen, zu denen sie führen, und das Unheil, das aus solchem Glauben entspringt, ist groß. Aber ein noch größeres Unheil entsteht, wenn der Charakter der Leichtgläubigkeit gehegt und gepflegt wird, wenn die Gewohnheit, auf unwürdige Gründe hin zu glauben, genährt und zu einer bleibenden gemacht worden ist. Wenn ich von einem Menschen Geld stehle, so mag durch die bloße Übertragung des Besitzes kein Schade daraus erwachsen; der Mensch mag den Verlust nicht fühlen, oder dieser mag ihn davor bewahren, das Geld schlecht anzuwenden. Aber dies große Unrecht begehe ich notwendig gegen die Menschheit, daß ich mich selbst unredlich mache. Was der Gesellschaft Schaden thut, ist nicht, daß sie ihren Besitz verliert, sondern daß sie zu einer Diebshöhle wird; denn dann muß sie aufhören, eine Gesellschaft zu sein. Darum dürfen wir nicht Böses thun, damit Gutes daraus entstehe; denn auf jeden Fall erwächst dies große Unheil daraus, daß wir Unrecht gethan haben und lasterhaft geworden sind. Ebenso mag, wenn ich mir gestatte, auf ungenügende Gründe hin etwas zu glauben, durch den bloßen Glauben kein großer Schaden geschehen; er mag trotz allem wahr sein, oder ich mag nie Gelegenheit haben, ihn durch äußere Handlungen zu bethätigen. Aber dies große Unrecht begehe ich notwendig gegen die Menschheit, daß ich mich selbst leichtgläubig mache. Die Gefahr für die Gesellschaft ist nicht allein die, daß sie Falsches glaubt, obwohl dies schlimm genug ist, sondern daß sie leichtgläubig wird und die Gewohnheit verliert, die Dinge zu prüfen und zu untersuchen; denn dann muß sie in die Barbarei zurücksinken.

Der Schaden, welcher durch die Leichtgläubigkeit eines Menschen geschieht, ist nicht darauf beschränkt, daß er den Charakter der Leichtgläubigkeit in Anderen und die daraus folgende Hegung falscher Meinungen verstärkt. Gewohnheitsmäßiger Mangel an Sorgfalt hinsichtlich dessen, was ich für wahr halte, führt bei Anderen zu gewohnheitsmäßigem Mangel an Sorgfalt hinsichtlich dessen, was sie mir als Wahrheit berichten. Die Menschen sagen einander die Wahrheit, wenn Jeder die Wahrheit im eigenen Geiste und in dem des Anderen verehrt; doch wie kann mein Freund die Wahrheit in mir verehren, wenn ich selbst nachlässig bin, was sie betrifft, wenn ich Dinge glaube, nur weil ich wünsche, sie zu glauben, und weil sie tröstlich und erfreulich sind. Auf solche Art umgebe ich mich selbst mit einer dichten Atmosphäre von Falschheit und Täuschung, und in dieser muß ich leben. Für mich selbst mag es ohne Bedeutung sein, in meinem Wolkenschloß von süßen Illusionen und geliebten Lügen; aber für die Menschheit hat es eine schwere Bedeutung, daß ich meine Nachbarn zum Täuschen bereit gemacht habe. Der

Leichtgläubige ist der Vater des Lügners und des Betrügers; er lebt im Schoße dieser seiner Familie, und es ist kein Wunder, wenn er dasselbe wird, was sie ist. So eng sind unsere Pflichten miteinander verknüpft, daß, wer das ganze Gesetz hält und es in einem Punkt übertritt, sich der Übertretung des Ganzen schuldig macht.

In Summa: es ist immer, überall und für Jeden schlecht, irgend etwas auf ungenügende Beweise hin zu glauben.

Wenn ein Mensch, welcher einen Glauben hegt, der ihm in der Kindheit gelehrt, oder zu dem er später überredet worden ist, irgend welche Zweifel, welche hinsichtlich desselben in seinem Geiste entstehen, niederhält oder vertreibt, geflissentlich das Lesen von Büchern und die Gesellschaft von Menschen vermeidet, welche denselben in Frage stellen oder untersuchen, und diejenigen Fragen für irreligiös hält, welche nicht leicht gestellt werden können, ohne denselben zu stören, — dann istdas Leben jenes Menschen **eine** große Sünde gegen die Menschheit.

Wenn dieses Urteil hart erscheint, sobald man es auf jene einfachen Seelen anwendet, die es nie besser gewußt haben, die von der Wiege an mit der Scheu vor Zweifel erzogen worden sind und denen man gelehrt hat, daß ihre ewige Seligkeit davon abhängt, **was** sie glauben, dann führt dies zu der ernsten Frage: Wer ist an dieser Sünde schuld?

Es mag mir erlaubt sein, dieses Urteil durch einen Ausspruch Miltons zu verstärken: „Ein Mensch kann ein Ketzer in der Wahrheit sein; denn wenn er Dinge glaubt, bloß weil sein Pastor so sagt oder die Kirchenversammlung so bestimmt, ohne andere Gründe zu kennen, so wird, ob auch sein Glaube wahr sei, doch die Wahrheit selbst, welche er besitzt, seine Ketzerei!" Und Coleridge sagt: „Derjenige, welcher damit anfängt, das Christentum mehr als die Wahrheit zu lieben, wird dazu fortschreiten, seine Sekte oder Kirche mehr zu lieben als das Christentum, und damit enden, sich selbst mehr als Alles zu lieben."

Die Untersuchung der Beweisgründe für eine Lehre ist nicht ein für alle Mal zu führen und dann als endgültig abgemacht anzusehen. Es ist niemals erlaubt, einen Zweifel zu unterdrücken; denn er kann entweder auf Grund der bereits erfolgten Untersuchung ehrlich beantwortet werden, oder er beweist, daß die Untersuchung nicht vollständig war.

„Aber", sagt Jemand, „ich bin ein beschäftigter Mann; ich habe keine Zeit für das lange Studium, welches notwendig wäre, um mich in diesem Grade zu einem kompetenten Beurteiler solcher Fragen zu machen, oder mich auch nur zum Verständnis der Argumente zu befähigen." Dann soll er auch zum Glauben keine Zeit haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mildthätigkeit und Gerechtigkeit.

Aus einer Rede **William Mackintire Salters**, gehalten am 27. November 1892 in Philadelphia in der Gesellschaft für ethische Kultur.

Mildthätigkeit und Gerechtigkeit wachsen aus **einer** Wurzel, dem Gefühl für die Heiligkeit des Menschen als Menschen. Wir müssen denen helfen, die sich selbst nicht helfen können, und nicht sie vernachlässigen, wie gewisse Pseudo-Darwinianer es wollen. Darwin selbst sagte, daß wir unser Mitgefühl nicht hemmen können, ohne am edelsten Teile unsrer Natur Einbuße zu erleiden. Aber Gerechtigkeit geht tiefer als Mildthätigkeit. Wir können die weiseste Mildthätigkeit ausüben und doch nicht unsre volle Pflicht thun.

Auch die höchste Mildthätigkeit kann die Gerechtigkeit nicht ersetzen. Gerechtigkeit bedeutet: Niemanden ausbeuten, der seinen Teil an der Arbeit der Welt thut. Die Arbeiterklasse beginnt zu fühlen, daß man sie ausbeutet. Sie werde es müde, so sagen sie manchmal, zu arbeiten, um andere Leute reich zu machen. Sie sehen, daß sie große Reichtümer schaffen helfen, wenig davon aber in ihren Besitz gelangt. Da ihrer so viele sind, kann man sie ausbeuten. Selten können sie einen ihnen gerecht scheinenden Lohn erkämpfen; denn meist wollen Andere lieber für einen geringeren arbeiten, als gar nicht arbeiten. Daher kommt zur Niederlage oft noch Bitterkeit.

Wir bedürfen einer Religion, welche der Welt der Industrie einen neuen Geist einflößt und in ihrer praktischen Sphäre mit der sozialen Gerechtigkeit identisch ist. Das Christentum hat uns Mildthätigkeit gelehrt und sie zu einer Kardinaltugend gemacht; dieses Dienstes, welchen die christliche Kirche der Welt erwiesen hat, sollten wir stets eingedenk sein. Aber ein neues, tapfreres und eindringlicheres Wort thut Not: Gerechtigkeit. Wenn wir Gerechtigkeit beobachteten, würde es der Mildthätigkeit gar oft nicht bedürfen. Es versöhnt die Arbeiter nicht, zu wissen, daß man sich ihrer annehmen wird, wenn sie arbeitsunfähig sind, oder ihre Kinder in eine Anstalt bringen wird, wenn sie sterben: sie wollen lieber selbst für die Zeit, da sie nicht mehr arbeiten können, und selbst für ihre Kinder für den Fall ihres Todes sorgen, — gerade so, wie wir selbst es für uns und die Unseren wünschen. Sie wollen keine Hülfe, sondern Gerechtigkeit.

Erklärung des Herausgebers.

Die Redaktion erhielt aus Berlin ein (nicht unterzeichnetes) Schreiben, welches, einen der in Nr. 1 erschienenen Artikel angreifend, von der Meinung auszugehen schien, daß der Herausgeber mit jedem derselben einverstanden sein müsse. Darnach würde in der „Ethischen Kultur" nur seine eigene Ansicht zum Worte kommen dürfen. Gegen solche Auffassungen hat sich derselbe aber bereits in „unserm Programm" erklärt, in welchem er den Wunsch ausgesprochen hat, Mitarbeiter der verschiedensten politischen und religiösen Richtungen zu haben. Der Herausgeber hat schon eine ganze Anzahl von Beiträgen zur Aufnahme bestimmt, mit deren Inhalt er zum Teil nicht einverstanden ist. Natürlich kann er das nicht bei einem jeden solchen Artikel sagen. Er begnügt sich damit, hier ein- für allemal zu erklären:

Der Herausgeber meint nicht, daß er für alle in dieser Wochenschrift zum Ausdruck kommenden Ansichten verantwortlich ist, sondern glaubt, daß der Verfasser der Artikel die Verantwortung trägt. Die Verantwortlichkeit des Herausgebers beschränkt sich nach seiner Überzeugung darauf, nur solche Artikel aufzunehmen, welche ihm geeignet erscheinen, in irgend einer Weise die ethische Kultur zu fördern: Licht oder Wärme zu verbreiten.

Briefkasten.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbandsendungen, Bücher u. s. w. (nicht erbetene Manuskripte mit Rückporto) sind zu adressieren an die Redaktion der „Ethischen Kultur" Berlin W. Nettelbeckstr. 24.

Auf mehrfache Anfragen erwiedern wir, daß der Beitritt zur Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur bei Dr. Martin Keibel, Berlin W. Kleiststr. 21, anzumelden ist, von welchem auch die Satzungen der Gesellschaft unentgeltlich zu beziehen sind.

S. F., München, schreibt uns, daß „Ein Mittel zum häuslichen Frieden" von Lily v. Kretschman zu geschraubt erschiene und fährt fort: „Es muß schlecht um den Frieden einer Familie bestellt sein, wenn die Geister nicht auseinander platzen können. Möglichst viele Freiheit des Wortes beim Argumentieren und nach dem Wortgefecht mit Freundlichkeit zur Tagesordnung übergehen.... Es gibt ein Blatt „Fürs Haus", das Blatt giebt auch alle mögliche und unmögliche Rezepte an, da hätte ich es gern gelesen, allein in Ihrer geschätzten Wochenschrift nicht." — Es versteht sich von selbst, daß das genannte Mittel nicht für alle Menschen und alle Verhältnisse paßt. Es gibt aber Menschen, die nicht auszusprechen vermögen, was sie am tiefsten bewegt, und es giebt Familien, wo das Aussprechen überhaupt nicht zur Gewohnheit wurde. In verschiedenen solcher Familien, die deshalb nicht unglücklich zu nennen sind, ist das Mittel ein erprobtes. Es hilft über den ersten schweren Augenblick der Aussprache hinweg, ohne einer endgültigen mündlichen Auseinandersetzung dadurch aus dem Wege zu gehen. Wir geben zu, daß einer vollendet glücklichen, einigen Familie freie Meinungsäußerung keinen Schaden thut; aber wir legen S. F. die Frage vor: Sind alle Familien Ideal-Familien?

Anzeigen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

Januar 1893.

Plenarversammlungen

in der Berliner Ressource S. Kommandantenstraße 57:

Mittwoch, den 4. Januar, abends 8 Uhr: Vortrag des Herrn Professor Jodl aus Prag: Personleben und Gemeinschaftsleben, mit darauf folgender Diskussion.

Mittwoch, den 18. Januar, abends 8 Uhr: Monatsversammlung. Abends 9 Uhr: Vortrag ohne Diskussion.

Gruppenversammlungen

in der Aula des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums, NW. Georgenstraße 30/31:

Freitag, den 6. Januar, abends 8 Uhr: Versammlung der Gruppe für ethische Erziehung (I). Thema der Verhandlungen: Die Sammlung und Sichtung der Litteratur auf dem Gebiete der ethischen Erziehung.

Freitag, den 13. Januar, abends 8 Uhr: Versammlung der Gruppe für ethische Bildung (II). Thema der Verhandlungen: Die Bedeutung der Kunst für die ethische Kultur.

Freitag, den 20. Januar, abends 8 Uhr: Versammlung der litterarischen Gruppe (III).

Freitag, den 27. Januar, abends 8 Uhr. Versammlung der socialen Gruppe (IV).

Verlag von C. E. M. Pfeffer, Leipzig.

Die Religion

und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus.

Darstellung und Kritik der „ethischen Bewegung“ unserer Zeit

von

Dr. phil. **Martin Keibel.**

Preis Mark 1,50.

In unserm Verlage erschien:

Sammlung populärer astronomischer Mittheilungen. Von **Wilhelm Foerster**, Prof. und Direktor der Sternwarte zu Berlin. 3 Mark. Zweite Folge. 1,80 Mark.

Sammlung wissenschaftlicher Vorträge. Von **Wilhelm Foerster**, Prof. und Direktor der Kgl. Sternwarte zu Berlin. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. Dritte Folge. Von **Wilhelm Foerster**, Prof. und Direktor der Kgl. Sternwarte zu Berlin. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Verlag von Gustav Fock in Leipzig.

Geschichte des Socialismus u. Communismus im 19. Jahrhundert

von

Prof. Dr. **Otto Warschauer.**

Bisher erschienen:

Erste Abtheilung

Saint-Simon und der Saint-Simonismus.

Zweite Abtheilung:

Fourier, seine Theorie und Schule.

Jede Abth. bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze und ist einzeln für 2 Mark käuflich.



Pianoforte-Fabrik,

Stuttgart, Neckarstrasse 14 u. 16.

Stamm-Firma gegr. 1781.



SCHIEDMAYER & SOEHNE.

Hoflieferanten S.M. des Königs von Württemberg und S.M. des Königs von Rumänien.

Aelteste Firma.

16 erste Medaillen, 6 Ehrendiplome.

Alleiniger Vertreter:

Paul Koeppen,

Berlin SW. 48., Friedrichstr. 235.

Teleph. Amt VI. Nr. 3337. *Chamisso-Haus.*



Verlag von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.

Soeben erschien:

Alldeutschland

in Wort und Bild.

Eine malerische Schilderung der deutschen Heimat

von

August Trinius.

Erster Band:

Inhalt: **Teutoburger Wald. Hohe Rhön. Fichtelgebirge. Spreewald. Thüringen. Schwäbische Alb. Rhein.**

Mit einem farbigen Titelbild und 79 künstlerischen Illustrationen.

440 Seiten groß Oktav.

Preis broschiert 5,40 M., fein gebunden 7 M.

Das erste Volksbuch, welches die deutsche Heimat in Wort und Bild feiert! — August Trinius, der geist- und gemütvolle Dichter, der feinsinnige Beobachter der Natur, schildert uns in diesem Prachtwerke mit herzgewinnender Wärme, mit echt dichterischer Begeisterung die Schönheiten unserer Heimat. Mehrere hundert vorzüglicher Illustrationen der hervorragendsten Landschaften zieren das Werk, das die Liebe zur Heimat zu pflegen berufen ist und darum in keinem deutschen Hause fehlen sollte.

„Alldeutschland in Wort und Bild“ umfaßt 3 Bände. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Band II und III erscheinen im Laufe des Jahres 1893.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

In **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung** in **Berlin** erscheint die illustrierte Zeitschrift

Naturwissenschaftliche Wochenschrift.

Redaction: Dr. H. Potonié.

Wöchentlich eine Nummer von $1\frac{1}{2}$—2 Bogen gr. 4°.

Preis vierteljährlich 3 Mark.

Die illustrierte **„Naturwissenschaftliche Wochenschrift“** stellt sich die Aufgabe, über die Fortschritte der theoretischen und angewandten Naturwissenschaft **im weitesten Sinne** zu orientieren und bringt allgemein-interessante Gegenstände zur Sprache, und zwar — soweit möglich — **in allgemein-verständlicher Form; sie bietet Original-Mitteilungen, Referate, Besprechungen aus der Litteratur, eine ausführliche Liste aller im Buchhandel erscheinenden in das Gebiet fallenden Schriften, beantwortet gestellte Fragen** und bringt die **wichtigsten Nachrichten aus dem wissenschaftlichen Leben.** Wo **Abbildungen** erwünscht erscheinen, werden solche beigefügt.

Jede Buchhandlung oder Postanstalt nimmt Bestellungen entgegen.

Probenummern gratis und franco.

Alle Freunde ethischer Kultur

werden gebeten, für die Verbreitung dieser Zeitschrift in ihrem Bekanntenkreise gütigst nach Kräften zu wirken. Die Verlagshandlung stellt zu diesem Zwecke jederzeit Probenummern der „Ethischen Kultur“ in beliebiger Zahl gratis und portofrei zur Verfügung resp. erklärt sich gern bereit, solche an ihr freundlichst mitgeteilte Adressen zu versenden.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 14. Januar 1893.	Nr. 3.

Materialistische Geschichtstheorie und Ethik.

Von J. Stern in Stuttgart.

Was seiner Zeit ein Vertreter des Vogt-Büchnerschen Materialismus geschrieben: „Der philosophische und der praktische Materialismus sind zwei himmelweit verschiedene Dinge, was nur Ignoranz oder Böswilligkeit leugnet", das gilt noch viel mehr vom historischen Materialismus, der von Karl Marx und Friedrich Engels begründeten spezifisch sozialdemokratischen Geschichtstheorie, und es ist fürwahr kein Beleg für die viel behauptete philosophische Begabung des deutschen Geistes, daß nicht blos Pastoren, Journalisten, Demagogen und Parlamentarier, sondern sogar Zunftphilosophen der Sozialdemokratie ihren „Materialismus" zum Vorwurf machen. Der historische und der praktische Materialismus haben nicht mehr mit einander gemein, als etwa ein Salamander im Berliner Aquarium und ein von Studenten geriebener, oder ein zoologischer Löwe und der Flintenfabrikant und Held der Ahlwardtschen Broschüre. Schon die bekannte und selbst von Gegnern anerkannte und bewunderte Selbstlosigkeit, begeisterte Hingebung und Opferwilligkeit der Sozialdemokraten für ihre Ideale können als Beweis dafür gelten, daß der praktische Materialismus, d. i. die Gesinnung resp. Lebensrichtung, welche nichts Höheres kennt als Sinnengenuß und Gelderwerb, mit dem sozialdemokratischen, d. h. dem historischen oder ökonomischen Materialismus nicht das Mindeste zu schaffen hat.

Was heißt historischer oder ökonomischer Materialismus? Daß die Kulturverhältnisse nicht stabil sind, besagt schon das heraklitische „Alles fließt" [πάντα ῥεῖ] und das lateinische „Die Zeiten ändern sich" [tempora mutantur]. Daß die Veränderungen, welche die Kulturgeschichte aufweist, Entwicklung ist, Fortschritt vom Niederen zum Höheren, vom Unvollkommenen zum Vollkommneren, ist eine Theorie, die wir namentlich Hegel verdanken, dem Darwin der Historie. Aber welcher Hauptfaktor bewirkt und bedingt die kulturhistorische Entwicklung? Die wachsende Erkenntnis, die bessere Einsicht, die Aufklärung, hieß es früher. Dieser ideologischen Geschichtsauffassung gegenüber erklärt die materialistische: Nein, sondern die veränderten resp. verbesserten materiellen Verhältnisse bewirken den Umschwung der gesamten Kultur, aus den Veränderungen der materiellen Verhältnisse entspringen alle übrigen Veränderungen im Kulturleben. Die Art und Weise, wie die Menschen ihre Existenz fristen, übt auf sämtliche Kulturzweige den größten Einfluß und verleiht ihnen ihr Gepräge. Selbst die Ansichten der Menschen einer Kulturepoche, Religion und Philosophie, die moralischen und Rechtsbegriffe, werden mehr oder weniger von den jeweiligen materiellen Verhältnissen beeinflußt. — Die materiellen Verhältnisse sind aber hauptsächlich bedingt in der Produktionsweise und weiter in den Verkehrsverhältnissen. Die Erfindung und Verbesserung der Arbeitsmittel oder Werkzeuge, die Entdeckung und Nutzbarmachung von Naturkräften zu Produktionszwecken, desgleichen die Ausdehnung des Verkehrs durch Land- und Wasserstraßen, Schiffahrt u. s. w. behufs Austauschung der Produkte — das Alles ändert resp. verbessert die materielle Lage der Menschen und damit wird auf der ganzen Linie des Kulturlebens ein Umschwung bewirkt. So die Erfindung der Feuererzeugung, der Verarbeitung der Metalle, der Pflugschar, der Wassermühle, des Kompasses und — wie die Gegenwart zeigt — das Auftreten der Dampfmaschine in der Fabrik und als Verkehrsmittel. „Die Handmühle giebt die Gesellschaft mit dem Feudalherrn, die Dampfmühle die Gesellschaft mit dem industriellen Kapitalisten." (Marx.) Damit ist der Anteil des Geistes am Kulturfortschritt keineswegs bestritten, da die Fortschritte der Produktion selbst der erweiterten Erkenntnis zu verdanken sind, und daneben die Anpassung der verschiedenen Kultureinrichtungen an die neue Produktionsweise auf der Erkenntnis der größeren Zweckmäßigkeit beruht. Es ist also der Geist immerhin die letzte Instanz des Kulturfortschritts, aber der Geist, sofern er sich auf materiellem Gebiete bethätigt. Der Geist revolutioniert das gesamte Kulturleben vermittelst der Umwälzung der Produktions- und Verkehrsweise.

Die Richtigkeit dieser Theorie muß schon a priori einleuchten. Da der Selbsterhaltungstrieb, der Trieb zum Leben und zur Erhaltung der Existenz, der Haupttrieb oder die stärkste Begierde im Menschen wie in allen Lebewesen ist, so ist es klar, daß bei den Individuen wie bei den Gruppen die materiellen Verhältnisse überall den Ausschlag geben und das ganze Kulturleben regulieren. Alle Seiten des Menschenlebens ordnen sich den materiellen Verhältnissen unter. Nämlich beim Durchschnittsmenschen; denn bei einzelnen Individuen kann der eine und andere Affekt eine solche Stärke annehmen, daß er sogar die Liebe zum Leben überwältigt. (Selbstmord aus unglücklicher Liebe, verletztem Ehrgefühl u. dgl., Aufopferung für die Mitbürger, Wahrheit u. s. f.)

Dr. H. Losch, kein Sozialist, bezeichnet in seinem Buche „National-Produktion und National-Berufsgliederung" den ökonomischen Materialismus in richtiger Würdigung desselben als eine wissenschaftliche Entdeckung ersten Ranges und sagt: „Er hat mit einem Mal das als Folgeerscheinung aufgefaßt,

was man früher ohne weitere Prüfung für Ursache hielt; er hat auf geistigem Gebiete das geleistet, was etwa Kopernikus auf astronomischem. Während man seither in allen politischen und litterarischen Geschichtsdarstellungen, in allen Zeitauffassungen, kurz in der ganzen Erklärung des Fortschrittes der Menschheit geneigt war, aus rein geistigen Strömungen und Stimmungen, aus dem „Genie“ einzelner großer Männer alle historischen Entwickelungen zu erklären, wobei diese Erklärungen oft sehr gezwungen ausfielen, wird jetzt die Sache sozusagen auf den Kopf gestellt. Es wird der Augenblick kommen, wo man sämtliche Geschichtswerke, sämtliche Darstellungen von Entwicklungsverläufen ganz neu bearbeiten muß, und dieser kommende großartige Umschwung deutet sich auch schon in dem an, was man vorläufig als „Schulreformfrage“ nur sehr vorsichtig und tastend bespricht.“

Durchdrungen von dieser Theorie, vereinigt die sozialistische Bewegung höchsten Idealismus mit nüchternem Realismus; sie erstrebt die höchsten Kulturziele, aber sie weiß, daß diese nur auf materieller Basis sich verwirklichen können, daß das „Kalonkagathon“ (das Schöne und Gute) so lange nicht zur Wahrheit werden kann, als nicht die materiellen Bedingungen dafür gegeben sind. Nur auf solidem Unterbau kann die krönende Kuppel glänzen. (Schluß folgt.)

Ethische Kultur — Deutsches Heer.

Vom General der Infanterie z. D. von Kretschman.

(Schluß.)

Ein wesentliches Mittel der Erziehung ist die Handhabung der Strafgewalt. Der mit Arrest bestrafte Mann gilt in der Kompagnie als ein minderwertiger Soldat, weil der Hauptmann erst dann mit Arrest bestraft, wenn alle anderen Erziehungsmittel vergebens angewendet worden sind. Solcher Mann bekommt keinen Urlaub, es wird ihm nur bedingt geglaubt, seine Stellung zu Kameraden und Vorgesetzten ist erschüttert. Das erscheint hart, wer aber den Weg kennt, der mit der Arreststrafe endet, findet es gerecht. Der Gefreite und der Unteroffizier haben vorher ungezählte Male belehrt, ermahnt, zurechtgewiesen, ehe sie bei gebotener Gelegenheit dem Hauptmann vortragen, daß sie bald am Ende ihrer Einwirkung angelangt sein würden. Nun versucht's der Hauptmann mit einer Ermahnung erst unter vier Augen, dann in Gegenwart Aller, hilft dieselbe nichts, dann kommen kleinere Strafen, die sich allmälig nach Art und Dauer schärfen und schließlich in der Arreststrafe enden. Jeder Hauptmann sträubt sich so lange er kann vor diesem Schritte, denn solchem Manne gegenüber sind seine Strafbefugnisse schnell erschöpft. Wenn aber die Haltung dauernd straffällig bleibt, so muß die Strafbefugnis des höhern Vorgesetzten angerufen werden. Hiermit giebt der Hauptmann aber die Erklärung ab, daß diesem Manne gegenüber seine Erziehungsmittel erschöpft sind, daß er keine Macht mehr hat, einzuwirken. Solche Erklärung muß naturgemäß schwer werden; der vom Regiments-Kommandeur disziplinarisch mit Arrest bestrafte Mann ist moralisch aus dem Familien-Verbande der Kompagnie ausgeschieden, er hat durch sein Verhalten die ganze Kompagnie beleidigt.

Man wird zugeben müssen, daß diese in der ganzen Armee gleiche Art der allmäligen Steigerung der Strafen ebenso sehr der Gerechtigkeit und Menschlichkeit entspricht, als sie eine gründliche Soldatenerziehung ermöglicht. Kein Soldat wird bestraft, dem nicht Gelegenheit gegeben worden wäre, sich über sein Vergehen frei auszusprechen.

Helfen Disziplinarstrafen nicht, wiederholen sich die Vergehen, werden durch das Gesetz mit Strafe bedrohte Verbrechen verübt, dann tritt die Militär-Gerichtsbarkeit in ihr Recht, je nach der Schwere des Falles das Stand- oder das Kriegs-Gericht.

Jeder Angeklagte wird in Gegenwart von Offizieren durch einen Richter verhört; der Gerichtsherr, entweder der Regiments- oder der Divisions-Kommandeur, befiehlt nach Lage des Falles das Spruchgericht. Der Angeklagte erscheint vor demselben, er kann sich verteidigen oder verteidigen lassen, und über seine Schuld, wie über die zu verhängende Strafe entscheiden unter Leitung eines höheren Offiziers die Richterklassen, deren unterste vom Range des Angeklagten ist. Die nach Stimmen-Mehrheit verhängte Strafe wird vom Gerichtsherren, in schwereren Fällen vom höheren Vorgesetzten, bestätigt.

Dem eines Verbrechens beschuldigten Soldaten ist volle Gelegenheit gegeben, sich zu verteidigen, er wird von Kameraden und Vorgesetzten beurteilt; das ganze Verfahren wahrt das Gesamtbild: die Zusammengehörigkeit aller Soldaten als Mitglieder der großen Soldatenfamilie.

Es bedarf keines Beweises, daß solche Einwirkung ein genaues Kennenlernen der Leute zur Folge hat. Es kommt hinzu, daß kein Hauptmann es unterläßt, den kranken Untergebenen im Lazareth zu besuchen, daß er bei schwereren Fällen an die Angehörigen schreibt; ja der Hauptmann geht auch zu dem Arrestanten, und das Zwiegespräch im Arresthause ist oft das wirksamste gewesen. —

Das Zusammenleben mit vielen Kameraden, der Dienst, der meist in praktischen Verrichtungen besteht, das Familienverhältnis, das mit Mühe herbeigeführt wird, kann naturgemäß leicht zu Ausschreitungen führen, unter denen der Einzelne leidet. Jedem Soldaten wird durch wiederholte Belehrung der Weg gezeigt, auf dem er zu seinem Rechte kommen kann. Im Ganzen vermeidet es der Soldat gern, Klage zu führen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihm von seinem Vorgesetzten eine solche Fülle von Wohlwollen, Nachsicht, Belehrung zu Teil geworden ist, daß er die einzelne Ausschreitung glaubt übersehen zu müssen, wenn er gerecht bleiben will. Dann ist wohl jedem Manne das Anzeigen eines Anderen widerwärtig; endlich stehen Alle so sehr unter der Wirkung des Familien-Begriffes, daß ihnen ein Hinaustreten peinlich ist.

Rohheiten, Ungerechtigkeiten bei Behandlung der Untergebenen werden sehr streng, immer kriegsgerichtlich, bestraft und führen leicht zum Verluste der Dienststellung.

Jeder einsichtsvolle Offizier, der ein Herz für seine Leute hat, ist davon durchdrungen, daß ein Soldat, der überall und immer alle seine Pflichten erfüllt, auf vollste Achtung Anspruch hat.

Man höre nur die Unterhaltungen zwischen dem Offizier und seinen Leuten während des Marsches, auf dem Scheibenstande und wie sich die Gelegenheiten bieten, um die Überzeugung zu gewinnen, daß das Wort: „Der Offizier muß es verstehen, sich mit Würde gemein zu machen,“ überall zu seinem Rechte kommt.

In diesem Verhältnis, in dieser Zusammengehörigkeit liegen die Erfolge des Heeres begründet. Der Offizier verfügt über eine gewisse Überlegenheit durch seine Stellung, durch seine Dienstkenntnisse, durch seinen Charakter und durch sein Lebensalter. Diese Überlegenheit erkennt der Soldat gern an und fügt sich ihr; wenn er dann noch sieht, daß der Offizier vermöge seiner geistigen Überlegenheit die Bedürfnisse der Untergebenen früher erkennt als diese selbst, und mit Einsetzung seiner ganzen Person abhilft — dann entsteht das feste Vertrauen, welches alle Glieder des Heeres verbindet und den Erfolg sichert.

Während seiner Dienstzeit wird der Soldat regelmäßig zur Kirche geführt. Ob Katholik, Protestant oder Jude, Jedem wird ausreichende Gelegenheit gegeben, den Ansprüchen seiner Kirche und seines Glaubens zu genügen.

Politische Fragen kommen in der Armee nie zur Sprache; die Politik besteht allein im unbedingten Gehorsam. —

Auf dem geschilderten Wege wird das Heer eine große Schule der Volkserziehung nach streng ethischen Grundsätzen, eine zuverlässige Stütze des Thrones, des Vaterlandes, der Gesellschaft — und ein sicherer Hort des Friedens.

Kehrt der Soldat nach beendeter Dienstzeit in die bürgerliche Gesellschaft zurück, — dann ist er ein Mann geworden von äußerer Sauberkeit, von Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit, körperlich gekräftigt, gesund an Leib und Seele. Er denkt mit Vorliebe an seine Soldatenzeit, und sein Hauptmann nimmt in allen Erinnerungen den ersten Platz ein. —

Man mag wohl einwenden, daß diese Schilderung der Soldatenerziehung mehr vom idealen, als vom wirklichen Standpunkte aus erfolgte. In dem ganzen Erziehungsgange sind lediglich die im Heere bestehenden Vorschriften beachtet worden. Allerdings, wo Menschen handelnd auftreten, werden die individuellen Unterschiede und Eigentümlichkeiten ihre Wirkung behalten, aber der Grundton bleibt immer derselbe; wo von ihm abgewichen wird, geschieht strafbares Unrecht, das meist der Kenntnis der höhern Vorgesetzten nicht lange verborgen bleibt. — So darf ich mit der Frage schließen: Steckt im Heere nicht ethische Kultur?

Die Antwort auf „eine Frage an die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur".

Von Dr. Walter F. Wislicenus, Straßburg i. E.

Das in Breslau erscheinende „Freireligiöse Familien-Blatt" bringt in seiner Ausgabe vom 18. Dezember 1892 (Nr. 25) einen Aufsatz unter dem Titel: „Eine Frage an die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur". Eine Frage erheischt eine Antwort, und wenn ich es unternehme, dieselbe hiermit zu erteilen, so geschieht das, weil der gedachte Artikel auch eine an Professor Tönnies und mich direkt gerichtete Frage enthält. Für die nachstehende Antwort bin ich selbstverständlich nur allein verantwortlich, doch hoffe und glaube ich, daß die in derselben ausgesprochenen Ansichten auch von vielen, wenn nicht den meisten, Mitgliedern der D. G. E. K. geteilt werden.

Der Verfasser der in Rede stehenden Abhandlung (vielleicht der Redakteur des F. F.-B., Herr G. Tschirn, selbst?) stellt zunächst ganz objectiv den Thatbestand fest, daß die D. G. E. K. nicht eine neue — etwa natürliche und wissenschaftliche — Weltanschauung aufstellen und verbreiten wolle, sondern daß sie sich das rein praktische Ziel der Ethisierung der bestehenden Verhältnisse gesteckt habe. Verfasser bedauert dies zwar, denn er hätte gewünscht, daß die Bewegung eine tiefergehende sei und sich nicht bloß an der Oberfläche halte, aber er erklärt doch, daß dieselbe etwas „ungemein Sympathisches" für ihn habe, und giebt der Anschauung Raum, daß sich die Freigemeindler derselben vielfach anschließen würden, wozu auch entschieden zu raten sei. Daran anknüpfend werden dann folgende Fragen aufgeworfen: „Die Gesellschaft als solche, als ganze möge neutral bleiben und jede religiöse Überzeugung tolerieren; wie beurteilt sie aber von rein ethischen Gesichtspunkten aus die Stellung der evangelischen, katholischen und jüdischen Mitglieder, die den evangelischen oder katholischen Glauben innerlich längst abgethan haben?" Und weiter: „Gilt die Pflicht, seine Überzeugung offen zu bekennen, auch für die Religion? oder ist in der Religion ein falsches Bekenntnis gestattet? — Professor Tönnies und Dr. Wislicenus bekannten, daß sie mit ihrer persönlichen Gesinnung außerhalb der Kirche ständen; ob auch mit ihrem offiziellen Bekenntnis?" So weit die Fragen, an die sich noch einige sinngemäße Darlegungen mit schließlicher Betonung des freireligiösen Standpunktes knüpfen, nach welchem ein offenes Ausscheiden vor Staat und Behörden aus der Konfession, der man nach seiner Überzeugung nicht mehr angehört, notwendig ist.

Ich möchte die aufgeworfenen Fragen in umgekehrter Reihenfolge, als in der sie gestellt sind, beantworten, weil sich die letzten am kürzesten erledigen lassen. Zunächst muß ich für meine Person erklären, daß ich nicht nur mit meiner persönlichen Gesinnung, sondern auch mit meinem offiziellen Bekenntnisse außerhalb der Kirche stehe, daß ich mich den Behörden gegenüber als Dissident, d. h. als zu keiner staatlich anerkannten Religionsgemeinschaft gehörend, bezeichne.

Die Frage, ob in der Religion ein falsches Zeugnis gestattet sei, getraue ich mich nicht besser beantworten zu können, als es Herr Oberst von Gizycki in seiner vielbesprochenen Rede auf der konstituierenden Versammlung gethan hat, indem er ungefähr so sagte: „Wer aber lügt, begeht eine Sünde, und wer in Glaubenssachen lügt, begeht eine Todsünde!" Und kann man in Glaubenssachen eine größere Lüge als ein falsches Bekenntnis aussprechen? Danach ist dann die weitere Frage: Gilt die Pflicht, seine Überzeugung offen zu bekennen, auch für die Religion? einfach mit Ja! zu beantworten.

Bei weitem nicht so kurz, wie die eben behandelten, läßt sich die erste der gestellten Fragen erledigen. Um dieselbe beantworten zu können, muß man sich doch erst darüber klar werden, was man unter den Worten, daß Protestanten, Katholiken oder Juden ihren evangelischen, katholischen oder jüdischen Glauben „innerlich längst abgethan haben", verstehen will. Auf den ersten Anblick scheint der Ausdruck vollkommen eindeutig zu sein; wenn man jedoch bedenkt, was die Menschen unter der Rubrik „Glauben" alles zu verpacken pflegen, so scheint eine Auseinandersetzung nicht zu umgehen.

Der strenggläubige Protestant, Katholik oder Jude versteht unter dem „Glauben" eine bestimmte Anzahl von Behauptungen oder Vorschriften, welche von dem „Gläubigen" als unumstößlich wahr anzunehmen und festzuhalten sind und die in gewissen äußerlichen Gebräuchen einen sichtbaren Ausdruck erhalten. Es wird aber auch in jeder der drei genannten Religionen eine mehr oder weniger große Anzahl von Personen geben, welche nicht alle jene Behauptungen und Vorschriften für unumstößlich wahr halten, oder welche dieselben überhaupt nicht ihrem Wortlaute nach auffassen, sondern welche eine Auslegung des Sinnes derselben entweder für zulässig oder gar für notwendig erachten; solche Leute werden dann meistens auch keinen besonderen Nachdruck auf die Innehaltung der äußeren Gebräuche legen, sie werden aber von ihrem „Glauben" sprechen so gut wie jene Strenggläubigen, von denen ihnen aber immer wieder vorgeworfen wird, daß sie den „rechten Glauben" nicht hätten. Was endlich Menschen, die außerhalb geschlossener Religionsgemeinschaften stehen, unter „Glauben" verstehen, braucht hier nicht erörtert zu werden, da es sich im vorliegenden Falle nur um Anhänger bestimmter Religionssysteme handelt.

Wenn nun ein Bekenner des Christen- oder Judentums — durch welche Umstände und auf welchem Wege es auch immer sei — zu der Anschauung gelangt, daß die Dogmen nicht Ausflüsse göttlicher Offenbarung sind, und der Kultus damit kein Dienst der Wahrheit ist, so hat er nach der Meinung strenggläubiger Christen oder Juden, sowie vieler derjenigen, welche außerhalb dieser Bekenntnisse stehen, seinen Glauben „abgethan", und die Forderung, daß jener aus dem Christentum oder Judentum austreten solle, erscheint den Strenggläubigen und denen, die ganz außerhalb stehen, vollkommen berechtigt. Ist sie es aber auch in Wirklichkeit? Ja, wenn der Glaube eine Sache des Verstandes wäre, dann gewiß! Aber appelliert der Glaube nicht in allererster Linie an das Gefühl des Menschen? Ist es nicht Herz und Gemüt, welches in ihm Befriedigung sucht und findet? Wenn nun ein Christ austritt und sagt: „Das apostolische Glaubensbekenntnis ist Menschenwerk, die Dogmen sind nicht göttliche Offenbarungen, sondern von sterblichen Menschen aufgestellt; ich kann nicht an dieselben glauben, aber ich folge der Lehre Jesu Christi, welcher sagt: Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten als dich selbst; und weil ich mich zu dieser Lehre bekenne, deshalb darf ich mich einen Christen nennen, und es ist mir ein

Herzensbedürfnis, in christlichen Kirchen Gott meine Liebe zu bezeugen," darf man einen solchen zum Austritt aus der christlichen Kirche zwingen? Vom Standpunkte des orthodoxen protestantischen oder katholischen Priesters gewiß, denn eine Priesterherrschaft kann nur durch strenges Festhalten an starren Glaubensformeln Macht und Ansehen behalten. Aber auch vom Standpunkte des außerhalb der Kirche Stehenden oder, um spezieller zu sprechen, des Freigemeindlers? Muß nicht diesen schon der Umstand stutzig machen, daß er, wenn er die Forderung des unbedingten Austritts aus der Kirche aufrecht erhält, sich dann mit den orthodoxen Priestern derselben, deren ausgesprochener Gegner er ist, in Übereinstimmung befindet? Mir scheint, daß jeder, dem die geistige Befreiung der Menschheit wahrhaft am Herzen liegt, wünschen muß, daß alle die Christen, welche sich auf den Boden des obigen Bekenntnisses stellen, in der christlichen Kirche verbleiben. Wenn dieselben aber gar noch ausdrücklich erklären: „Wir wollen nicht aus der Kirche austreten, wir wollen versuchen, die Glaubenssätze nach unseren Anschauungen umzuformen, wir wollen die Kirche von innen heraus reformieren," wollen auch dann noch die Freigemeindler ihre Forderung aufrecht erhalten: „Ihr müßt austreten aus der Kirche?" Ich glaube, sie werden es nicht thun, sie würden ja sonst ganz vergessen haben, daß die Begründer der freien Gemeinden vorwiegend protestantische Geistliche waren, die die Kirche von innen heraus reformieren wollten, aber von den Consistorien zum Austritt aus der Kirche gezwungen wurden. Was hat denn nun aber der Vorsitzende der D. G. E. K. anderes gemeint, als die Kirche von innen heraus zu reformieren, wenn er sagt: Wir wollen ethisierend auf die Kirche wirken, wir wollen uns nicht aus derselben verdrängen lassen!?

Mir scheint also, daß sich die freien Gemeinden hier auf keinem wesentlich anderen Standpunkte befinden, als die D. G. E. K. Es giebt nun ferner eine große Anzahl von Menschen, die in die Volkszählungslisten u. dergl. unter die Rubrik „Religion" ganz ruhig ihr „griechisch-" oder „römisch-katholisch", ihr „lutherisch" oder „reformiert" schreiben, obgleich sie (in ihrer eigenen Ausdrucksweise) „an nichts glauben". Sie lassen sich in der Kirche trauen „Schanden halber" und bringen ihre Kinder zur Taufe dorthin „der Leute wegen", sonst aber „machen sie den Hokuspokus nicht mit" und „lachen nur über den ganzen Schwindel". Wenn solchen Leuten gegenüber die Freigemeindler erklären: „Ihr müßt aus der Kirche austreten, denn durch euer Verbleiben in derselben begeht ihr ein großes Unrecht gegen den Staat, gegen eure Mitmenschen; ihr fälscht das Kulturbild der Gegenwart, das Bild der religiösen Parteien," so wird das jedes Mitglied der D. G. E. K. nicht nur begreiflich, sondern sogar durchaus richtig finden. Stellt ja doch die D. G. E. K. genau die gleiche Forderung auf, indem sie als Haupterfordernis ein offenes Bekenntnis der eigenen Überzeugungen, vor allen Dingen auch auf religiösem Gebiete erklärt. Hier also würden sich beide Bestrebungen direkt vereinigen.

Wenn der Verfasser jenes Artikels im „Freireligiösen Familien-Blatt" gegen den Schluß seiner Ausführungen sagt: „Wir (soll heißen: die Freigemeindler) fordern rücksichtslose Offenheit, vor allem in der Religion, die das Volk veredeln soll; unsere Forderung ist an sich unendlich klar und sie ist rein ethisch, rein sittlich. Deshalb glauben wir, daß sie von der ethischen Gesellschaft ernst und eindringlich geprüft werden wird," so, hoffe ich, wird er mich nach den bisherigen Auseinandersetzungen nicht mißverstehen, wenn ich ihm erwidere: Die D. G. E. K. braucht die gedachte Forderung nicht erst zu prüfen, denn sie hat sie in ihren Satzungen dadurch schon aufgestellt, daß sie in § 1 als das Ziel ihrer Bestrebungen einen Zustand hinstellt, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten, und in § 5 ihren Mitgliedern eine den Zielen der Gesellschaft entsprechende Lebensführung zur Pflicht macht. Gelangt die gedachte Forderung in den Statuten nur mehr dem Sinne nach zum Ausdruck, so ist sie von mehreren der Einberufer der konstituierenden Versammlung bei den Verhandlungen wiederholentlich ausdrücklich betont worden, am drastischsten wohl von Herrn Obersten von Gizycki in den oben citirten Worten. An jedes der Mitglieder die Frage zu richten: „Steht dein äußeres religiöses Bekenntnis auch mit deiner inneren Überzeugung im Einklang?" hat die D. G. E. K. durchaus keine Veranlassung, denn einmal hat sich das Mitglied durch Annahme der Statuten zur Wahrhaftigkeit auch gegen sich selbst verpflichtet, dann aber auch wäre die gedachte Frage sehr schwer zu beantworten. Da Religion nach ethischen Begriffen jedes Menschen eigenste Herzens- und Gemütssache ist, so wird mancher seine religiöse Überzeugung mit bestimmten Religionsformen in Übereinstimmung sehen, während sie es für einen anderen nicht ist. Es läßt sich da keine strenge Norm aufstellen. Bestrebt sich der Mensch, stets seine Überzeugungen, wo es gefordert wird, offen und ehrlich zu bekennen, so wird er auch sicher den richtigen Ausdruck für seine religiösen Anschauungen finden.

Hermann Sudermann und die Frauenfrage.

Von Lily von Kretschman.

Ein Sturm braust durch die Welt, der alle diejenigen aus dem Schlafe aufrüttelt, die sich nicht in die dunkle Höhle des Pessimismus zurückgezogen haben. Sie schlagen die Augen auf und schauen um sich; sie sehen, wie der Sturm die dürren Äste knickt und die altersgrauen Mauern zusammenwirft; die Einen verstecken sich furchtsam, um nicht unter den Trümmern begraben zu werden, die Andern machen sich mutig an die Arbeit und räumen auf, damit das neue, junge Leben Luft und Licht habe, um emporzusprießen.

Hermann Sudermann gehört schon lange zu denen, die arbeiten, und doch, trotz allen Ruhmes, den er sich erworben hat, steht er ziemlich allein unter seinen Arbeitsgenossen: den Vertretern der alten Generation ist er zu modern, dem jüngsten Deutschland ist er nicht politisch genug. Er ist eben durch und durch Dichter: er faßt nicht zuerst einen abstrakten Gedanken, den er dann durch handelnde Menschen illustrieren will; er schafft ein Stück echtes Leben und überläßt es dem Zuschauer, seine Schlüsse daraus zu ziehen. Goethes kräftiges Wort paßt recht hierher: „Sowie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und sowie er dieses thut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Überblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Borniertheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen. . . . . Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, was soll er denn da noch Besseres thun?"

Zu der großen socialen Frage, die alle Fragen auswärtiger Politik mehr und mehr in den Hintergrund drängt, gehört auch die Frauenfrage. Im Hinblick auf ihre Lösung sind „schädliche Vorurteile" und „engherzige Ansichten" genug zu bekämpfen und zu beseitigen; viele versuchen es durch Wort und Schrift, wenigen gelingt es so wie dem Dichter, der die moderne Frau in ihrem Ringen nach Selbständigkeit, in ihrem unbefriedigten Bedürfnis nach Bethätigung ihrer Kräfte erkannt und dargestellt hat. Drei Frauen sind es, die in dramatischer Lebendigkeit vor uns stehen: Lenore aus der „Ehre", Kitty aus „Sodoms Ende" und Magda aus der „Heimat". Die beiden erstgenannten stehen in den betreffenden Dramen nicht im Mittelpunkt des Interesses und doch fehlt keine Nüance zu ihrer Charakteristik.

Lenore Mühlingk ist in Reichtum und Luxus aufgewachsen. Ihr Vater führt gern sein eigenes Lob im Munde, indem er erzählt, wie er sich selbst emporgearbeitet habe, vermutlich in der bekannten Art des jüngst verstorbenen Jay Gould. Ihre

Mutter ist eine unbedeutende Frau, die nur immer darauf bedacht ist, daß in ihrem Hause kein „faux pas“ geschieht, die den leichtsinnigen Sohn, den unverfälschten Sprößling eines reichgewordenen Emporkömmlings, nach Kräften verwöhnt und der ernsten Tochter verständnislos gegenübersteht. Wie diese Tochter so andere Wege einschlagen konnte, kann nur vermutet werden; nicht die Liebe allein zu dem Sohn aus dem Hinterhaus wird sie dazu veranlaßt haben; mehr noch ihr klarer Blick, der nach und nach die unter der glänzenden Außenseite versteckte Geistes- und Herzensrohheit ihrer Umgebung erkannte. Sie spielte die Rolle der „schweigenden Haustochter“, wie sie selbst sagt, sie vertiefte sich in ihre Bücher, sie mied ihren Bruder und seine um sie werbenden Freunde, die Kräfte ihres Geistes und Herzens lagen darnieder, weil die sie umgebende schwüle Atmosphäre nicht ihre Lebensluft war. Und nie kam es zu einem luftreinigenden Gewitter, denn „in diesem Hause giebt es keine Scenen“. Wo jede innere Gemeinschaft fehlt, vermeidet man gern das Aufeinanderplatzen der Geister. Die Rückkehr ihres Jugendfreundes Robert löst den Bann, der auf ihr ruht. Sie beruft sich ihren Eltern gegenüber, die sie nach der landläufigen Art standesgemäß verheiraten wollen, auf das Recht ihr Dasein zu gestalten, wie ihre Natur es von ihr verlangt, und ihr eigenes Leben leben zu dürfen. Kühl begegnet sie den Freunden ihres Bruders, die ihr von den Strapazen der Geselligkeit erzählen, und auf die Frage, welch ein Buch sie grade in Begriff sei zu lesen, antwortet sie: „Etwas, was die Märtyrer des Vergnügens kaum interessieren wird, denn es handelt sich nur um die Märtyrer — der Arbeit!“ Auf den Antrag eines jener Freunde, der sich ein „Mann von Ehre“ nennt, fragt sie diesen, ob er je eine übel berüchtigte Ansicht als die seinige erkannt und für sie eine Lanze gebrochen habe? „Solche Ansichten habe ich nicht,“ entgegnet entrüstet der Ehrenmann. — Oder ob er je eine unwürdige Verdächtigung schweigend ertragen habe? — „Ich? Schweigend? Niemals!“ — „Dann weiß man auch über ihren Mut nichts Gewisses,“ schließt die Tochter des Fabrikanten die Unterredung. Als sie dann den langentbehrten, geliebten Jugendfreund zuerst wieder begrüßt und er ihr erzählt, wie ihm seine alte Heimat verloren gegangen sei, da macht auch ihr unterdrücktes Schmerzgefühl sich mit den Worten Luft: „Man braucht nicht erst nach Indien zu gehen, um den Seinen fremd zu werden,“ und weiter: „All mein Pflichtgefühl hat mich im Stich gelassen. Mit einer Art von dumpfem Groll stehe ich den Meinen und allem, was drum und dran hängt gegenüber.“ Lenore und Robert sind beide, trotzdem sie ihre Familie haben, einsame Menschen, herausgewachsen aus der Sphäre, in die hinein sie geboren wurden, beseelt von einem moralischen Instinkt, den die Generation, der sie ihr Leben verdanken, nicht kennt. Deshalb verstehen die Eltern die Kinder nicht mehr, und umgekehrt die Kinder die Eltern nicht. Solange Lenore sich ganz allein fühlte, schwieg sie; jetzt, da sie den gleichgesinnten Genossen fand, tritt sie aus sich heraus. Sie verlangt als Mitglied der Familie mit zu Rate gezogen zu werden, als über ihres Bruders Verhältnis zu Alma Heinicke, der gesunkenen Schwester Roberts, gesprochen werden soll. „Es schickte sich wohl nach den Gesetzen der Heuchelei, die man uns sogenannten jungen Mädchen auferlegt, daß ich die Augen niederschlage und die Nichtsverstehende spiele“, sagt sie, „aber es geht nicht; ich habe alles erfahren.“ — „Und du schämst dich nicht?“ ruft die Mutter entrüstet. „Ja, ich schäme mich!“ antwortet sie, aber mit einem anderen Gefühl der Scham, als die Mutter meint von ihr verlangen zu müssen. Im Kampfe mit ihrer Kindespflicht und ihrem selbständigen Rechtsgefühl, fügt sie noch hinzu: „Vielleicht bin ich wirklich eine schlechte Tochter. Vielleicht habe ich wirklich nicht das Recht, einen eigenen Gedanken zu fassen, so lang' ich nicht das eigene Brod esse“; — sie sieht aber bald genug, daß es ein Verständniß zwischen ihr und den Ihren nicht mehr giebt. Als vollentwickelter Mensch steht sie vor ihnen, als ein Mensch, der die Pflicht hat, ganz er selbst zu sein und seine guten Kräfte nicht brach liegen zu lassen, um sich nur als Drahtpuppe in der Hand anderer zu bewegen. Robert will sich losreißen von ihr, doch sie wirft sich ihm mit dem Ausrufe in die Arme: „Laß mich nicht allein! Mich friert zwischen diesen Wänden!“ Und Beide gehen von dannen und schaffen sich eine neue Heimat und eine neue Pflicht.

Während hier der reine, freie Geist des Mädchens sich von Anfang an scheu von der unreinen Umgebung zurückzog, tritt uns in Kitty (Sodoms Ende) eine anders geartete, ebenso lebenswahre Frau entgegen, die in dem frivolen Treiben ihrer Tante Adah, bei der sie lebt, Vergnügen findet und es selbst mit einer Art naiver Kindlichkeit mitmacht. Jedes reine Gefühl scheint erstickt zu sein, und daß doch etwas Besseres in ihr lebt, zeigt sich erst, als sie einem ernsten Mann begegnet, der nicht zu dem Kreise des Hauses gehört, und der sie halb verwundert, halb mitleidig betrachtet. „Mich nimmt niemand ernst“, sagt sie zu ihm, „aber im Grunde bin ich ein ganz braver Kerl; man kommt hier blos nicht dazu, es zu zeigen.“

Man kommt nur dazu zu lachen, zu scherzen, die Augen auf Kommando zu schließen und sich durch die Freuden der Geselligkeit darüber hinwegzutäuschen, daß die wahre, beseligende Freude, die Freude am eigenen harmonischen Dasein, fehlt. Doch im Innern eines jungen Menschen läßt ein Rest von Idealismus sich nicht verscheuchen, er sucht einen Ausweg, um sich zu bethätigen. Bei dem Mädchen, die verdammt ist, ein „Blumendasein“ zu führen, deren Phantasie und deren inneres Leben durch keine gediegene geistige Bildung ausgefüllt wurde, äußert sich dieser Idealismus in der Form der Liebe. Der geniale, aber verbummelte Künstler Willy Janikow ist ganz geeignet, Gegenstand solcher Liebe zu sein. Ganz heimlich, zuerst sich selbst unbewußt, träumt Kitty sich in die Rolle des Schutzengels hinein, der ihn vom Abgrund zurückzieht — ihn und sich selbst, und als Frau Adah ihren Geliebten mit der Nichte verheirathen will und Willy sich anschickt seine Werbung zu stammeln, gelingt der Plan über Erwarten. Kittys Liebe, ihre rückhaltlose Offenheit, — „man muß doch irgend Jemand haben, der Einen als Kamerad betrachtet,“ — durch die er den „braven Kerl“ erkennt, lockt das beste Teil seines Wesens noch einmal hervor. Für alle ihre lang zurückgedrängten Empfindungen findet sie nun die Worte: sie will aus dem Hause der Tante, aus der alten Umgebung hinaus, weit, weit fort, sie spricht von sich und ihm als von zwei verirrten Seelen, die blos zusammen den Weg zum Himmel finden. Sie will, daß sie Beide durch eigene Kraft tüchtig werden und in die Höhe kommen und „das geht doch Keinen mehr was an?“ Als sie dann erfährt, wie nahe ihre Tante ihrem Verlobten stand, fällt der erste Zauberschleier, mit dem ihre Phantasie den Helden ihrer Träume geschmückt hatte. Verzweifelt flieht sie aus dem Haus. Willy folgt ihr, rettet sie und gewinnt ihr Herz wieder. Ein neues Leben will sie mit ihm beginnen — doch die Schuld des alten Lebens richtet sich riesengroß auf zwischen ihnen und vernichtet ihr Glück. Klärchen, die als Willys Pflegeschwester bei seinen Eltern lebte, ist das Opfer seiner Leidenschaft geworden und hat sich vor seinem Hause ertränkt. Kitty sieht die Leiche, sieht Willys Entsetzen; das Zaubergewand ihrer Phantasie zerreißt, die Luftschlösser stürzen zusammen. Als sie die Thüre hinter sich schließt, um Willys Mutter zu benachrichtigen, bleibt dem Zuschauer die offene Frage: was wird aus ihr? Willy stirbt, die übrigen Personen interessieren ihn nicht mehr, aber Kitty beschäftigt die Gedanken weiter. Da ihre Gestalt dem nächstliegenden, modernen Leben entnommen ist, so kann auch das Leben selbst die Frage nach ihrem Schicksal beantworten. Was wird aus den Mädchen, die Schiffbruch litten an dem, woran sie sich allein mit ihrem Glauben, Hoffen und Lieben klammerten? Starke Charaktere — die Ausnahmen unter den im Wohl-

leben und Müßiggang aufwachsenden — raffen sich empor zu ernster Arbeit, sie schaffen sich eine Lebenspflicht und setzen um so mehr Energie daran, je schwerer es ihnen gemacht wird; die Mehrzahl aber sucht zuerst Betäubung in dem alten, frivolen Leben und geht schließlich darin zu Grunde.

In seinem neusten und vollendetsten Werk hat der Dichter das moderne Weib in den Mittelpunkt gestellt. Die „Heimat“ bedeutet eine Epoche in unserer Litteraturgeschichte; jede Nebenfigur verdiente geschildert zu werden, doch hier soll es sich nur um die Heldin handeln. Magda ist die Tochter des Oberstlieutenant Schwartze, der in einer östlichen Provinzhauptstadt in einfachen, engen Verhältnissen lebt. Er hatte sich, als Magda schon fast erwachsen war, zum zweiten Mal vermählt; der ungezogene, dabei genial beanlagte Backfisch vermochte sich mit der beschränkten, eitlen Frau nicht zu stellen und weihte sein ganzes liebebedürftiges Herz der kleinen Schwester Marie, diese dadurch auch gegen die Stiefmutter einnehmend. Kaum war Magda der Schule entwachsen, als der junge Freund ihres väterlichen Hauses, Pfarrer Heffterdingk, sich um sie bewarb. Der Oberstlieutenant, der als alter Soldat an Widerspruch nicht gewöhnt war und die väterliche Autorität allein für maßgebend für das Thun und Lassen der Kinder hielt, gab im Namen der Tochter sein Jawort und wies dem „entarteten“ Kinde die Thür, als es sich trotzig weigerte und auf der Wahrung der persönlichen Freiheit bestand. Ihre Stellung daheim war damit unhaltbar geworden; man schickte sie als Gesellschafterin in die Fremde. Doch die neue Dienstbarkeit war nicht nach ihrem Geschmack; eines Tages ging sie auf und davon, um sich der Bühne zu widmen. Der Vater sagte sich los von ihr.

Seitdem sind 11 Jahre vergangen. In derselben Provinzstadt, in demselben Hause lebt der alte, verabschiedete Oberstlieutenant Schwartze mit Frau und Tochter — „meiner einzigen Tochter Marie“, wie er betonte. Ein Musikfest, an welchem eine berühmte italienische Sängerin sich beteiligt, bringt ungewohntes Leben in die Stadt und macht die drückende Erinnerung an Magda wieder lebendig. Sie lastet auf allen: auf Marie, auf Max, deren Vetter und heimlich Verlobten, auf der Mutter, auf dem kranken Vater, der sich durch Beschäftigung in christlichen Vereinen nützlich zu machen sucht: das bischen Mark, das ihm der Thron übrig ließ, stellt der alte Soldat dem Altar zur Verfügung. Seine Gestalt repräsentiert eine ganze Generation, die uns in ihrem Fühlen und Denken fern stehen mag, der wir aber unsere Bewunderung nicht versagen können. Der neuen Zeit steht sie fremd, ja feindselig gegenüber. „Alle Bande der Moral und Autorität zerreißen“, sagt Schwartze, „wir müssen die gute, alte, familienhafte Gesittung aufrecht erhalten. In den stillen Heimstätten, wo dem Könige wackere Soldaten erzogen werden, wird kein Lärm gemacht mit Vererbung und Kampf ums Dasein und Recht der Individualität. Und an so was rüttelt nun die Zeit und wird nicht eher ruhen, als bis die letzte Heimat in Trümmer sinkt . . .“ Vor dem Alten zittert die ganze Familie, denn er duldet keinen Widerspruch; nur der Pfarrer, der ihm von allen am nächsten steht, hat mit seiner Ruhe und Milde noch Macht über ihn. Sie bewährt sich in dem Augenblick, als in das stille Haus die Nachricht dringt, Magda sei in der Stadt, sie sei die italienische Sängerin. Der alte Herr will nichts von seiner Tochter wissen, doch der Pfarrer bricht den starren Willen des Vaters. Und Magda kommt. Abend für Abend hat sie drunten im Wagen vor der Thüre gehalten und hinaufgeschaut, jetzt öffnet der Vater selbst ihr die Pforte und bringt sie heim. Heim?! Vom ersten Augenblick an, wo die strahlende, lebensvolle Gestalt Magdas die Schwelle überschreitet, steht es fest, daß hier ihre Heimat nicht ist, trotz der jubelnden Liebe, mit der sie ihre Schwester, trotz der Zärtlichkeit, mit der sie ihren Vater begrüßt. „Wenn ich bedenke“, sagt sie, „von jenem Fenster bis zu dieser Thür . . . von diesem Tisch bis zum Kleiderwinkel oben — das war einstmals meine Welt!“ „Eine Welt, über die man nie hinauswächst, nie hinauswachsen darf!“ erwidert der Vater, und als er einfach befiehlt, daß sie vom Hotel nach Hause ziehen müsse, und ihr die Antwort entschlüpft: „Verzeih, du vergißt, lieber Vater, daß dazu meine Befehle nötig sind“, da scheint der Bruch von Neuem fertig. Doch der alte Schwartze ruft die Hülfe des Pfarrers an, und vor diesem, auf den sie zuerst überlegen hinabschaut, den sie aber bald in seiner einfachen Größe erkennt, entwickelt sich ihr Inneres. Ihm gesteht sie, wie weit dieses Heim hinter ihr liegt, wie sie sich hat „den Sturm um die Nase fegen lassen, während Ihr Tag für Tag in dieser lauen Zimmerluft gesessen habt“, wie sie sich in die Höhe gearbeitet hat durch eigene Kraft, und Leid und Schuld und Glück auskostete all die Jahre hindurch. Staunend hört es der Geistliche; er lebt sein eigenes Leben nicht, er kann nicht aufjubeln im Vollgefühl der eigenen Persönlichkeit. . . Doch warum kehrte sie zurück? Es trieb sie „halb Neugier, halb Scheu, — halb Wehmut, halb Trotz“. Heimlich wollte sie vor dem väterlichen Hause stehen und sich weiden an sich selbst, und wenn sie erkannt worden wäre, den Ihren zeigen, daß man auch abseits von ihrer engen Tugend etwas Echtes und Rechtes werden kann. Aber bleiben kann sie nicht: „ich bin ich und darf mich nicht verlieren — darum habe ich keine Heimat mehr.“ Da erzählt ihr der Pfarrer, daß ihren Vater damals, als sie mit den Eltern brach, der Schlag gerührt habe, daß er deshalb den Abschied habe nehmen müssen, daß nur seine sorgsame Pflege ihn geistig und körperlich wieder zum Menschen gemacht habe. Magda ist besiegt und verspricht zu bleiben. Aber jedes Wort, das sie sagt, jeder Gedanke, der laut wird, steht im Widerspruch zu ihrer Umgebung; auch die Schwester und deren schüchterne Liebe, die sie wohl für den Geliebten in den Tod treiben würde, aber rückhaltlose Hingabe nicht kennt, begreift sie nicht, denn solche Liebe erscheint ihr farblos: „Alles machen sie zu nichte. Von der gewaltigsten aller Leidenschaften bleibt in ihrer Hand nichts übrig, als so ein blasses, entsagendes Sterben-wollen.“ Und doch ist sie glücklich, der geliebten Kleinen zu ihrem Glück verhelfen zu können. Sie selbst fühlt sich immer bewegter, sie ahnt, daß es zu einer Explosion kommen muß, sie fürchtet „ein Gespenst von da draußen“. Der Vater quält sie mit Fragen: „Bist du rein geblieben an Leib und Seele?“ — „Ich bin mir treu geblieben.“ — „Worin? Im Guten oder Bösen?“ — „In dem, was für mich das Gute war!“ — Vor den neugierigen Bekannten der Mutter steigert sich ihre Erregtheit: „Man muß doch ein trauliches Heim haben?“ — „Wozu? Einen Beruf muß man haben!“ — „Wir stehen diesen Ideen ziemlich fern; die guten Familien machen sich damit nichts zu schaffen.“ — „Das verstehe ich, die guten Familien haben satt zu essen.“ — „Es sind wohl nicht viel Töchter aus guten Familien beim Theater?“ — „Nein, die sind meistens zu dumm dazu!“ — Und das „Gespenst“ bleibt nicht aus. Regierungsrat v. Keller, das Urbild des rechten Strebers, der eine leichtfertige Jugend hinter sich hat und nun, um emporzukommen, der christlich-germanischen Richtung huldigt, hat in Magda die einstige, im Stich gelassene Geliebte erkannt und fürchtet nun um seine Carrière; er muß sie sprechen und das gegenseitige Verhältnis klären, um einem möglichen Skandal vorzubeugen. Im ersten Augenblick des Wiedersehens lodert in Magda der Haß gegen den Verführer empor; wie er aber in seiner jämmerlichen Feigheit immer kleiner wird vor ihr, gewinnt Verachtung die Oberhand. Sie wird sich vor ihm ihrer ganzen selbsterrungenen Größe bewußt. Vor Kurzem noch hatte sie dem Pfarrer gesagt: „Schuldig müssen wir werden, um emporzukommen, größer werden als unsere Sünde“; und schuldig war sie geworden. „Meine Seele war wie ein . . . . ja, hier unten im Keller lag früher eine Windharfe. So eine Windharfe im Keller, das war meine Seele. Und durch Dich wurde sie dem Sturme preisgegeben. Und er hat darauf gespielt bis zum Zerreißen. Die ganze Skala der Empfindungen,

die uns Weiber erst zu Vollmenschen machen, Liebe und Haß und Rachedurst und Ehrgeiz und Not, Not, Not — dreimal Not, und das heiligste von allem, die Mutterliebe!" Kellers Überraschung und sichtliche Angst bei dem heftigen Strom ihrer Worte steigert ihre Erregung: „Du bist ein fremder Herr, der seine Lüste spazieren führte und dann lächelnd weiterging. Ich aber habe mein Kind, für das ich hungerte und fror und auf der Straße herumirrte und in Tingeltangeln sang und tanzte — denn mein Kind, das schrie nach Brod!" Ins Gesicht sagt sie ihm, was sie denkt von der ganzen bürgerlichen Gesittung, welche die Menschen ihrer Art verdammt, die sich ihre Existenz Ton um Ton, oder Nadelstich um Nadelstich selbst aufbauen und Leute wie ihn, die nicht die kleinste Consequenz ihrer Handlungen auf sich zu nehmen vermögen, zu „Leuchten" der Regierung macht.

Auch ohne den Eintritt des Vaters, der die Erregung Beider bemerkt und rasch den Zusammenhang ahnt, ist es nach Magdas ganzem Charakter nicht anders möglich, als daß es nun klar wird zwischen ihr und der Heimat. Sie kann nicht heucheln und lügen; sie ist innerlich und äußerlich ein freier Mensch, der lieber zu Grunde geht, als sich beugt unter dem Joch der rücksichtsvollen Heuchelei. Die Folgen sind unausbleiblich: Der alte Soldat fordert den Verführer seiner Tochter, und er sieht den Ausweg, den Keller ergreift, indem er um Magdas Hand bittet, als so ehrenvoll an, daß Dankbarkeit und Rührung ihn überwältigt. Ob Magda will, fragt er nicht, denn sie muß! Und sie hat sich schon ergeben; der Pfarrer hat sie an ihr Kind erinnert, an ihre Schwester, an ihren Vater; aufgebäumt hat sich ihr Stolz bei dem Gedanken, dem Mann, den sie so tief verachtet, folgen zu müssen, aber sie will es thun, da es auch für ihres Kindes Wohl geschieht. An das Kind aber hat Keller nicht gedacht; er bespricht mit ihr die gemeinsame Zukunft, in der für das Kind kein Platz ist. Verheimlicht und fern gehalten muß es werden, sonst müßte er seiner Carrière entsagen. Das ist für Magda zu viel: lügen, heucheln, und verstecken, was das Höchste und Liebste ist, und sich beugen und sich selbst verlieren — nein! Zornig weist sie Keller die Thür; es bewegt sie nicht, wie der Vater dem Abgewiesenen sein Ehrenwort verpfändet, daß Magda ihre Einwilligung geben würde; sie zittert nicht, als er die Thüren verschließt und sie mit dem Tode bedroht. Zwei Welten stehen sich gegenüber, und dazwischen klafft der Abgrund. „Was geht Ihr mich an?" ruft sie. „Ich gehöre längst zu jenen Geschöpfen, die sich, schutzlos auf ihrer Hände Arbeit angewiesen, in der Welt herumstoßen. Wenn Ihr uns aber das Recht aufs Hungern gebt — und ich *habe* gehungert — warum versagt Ihr uns das Recht auf Liebe, wie wir sie haben können, und das Recht auf Glück, wie wir es verstehen. . . . O, man weiß ja, was die Familie mit ihrer Moral von uns verlangt! Im Stich gelassen hat sie uns, Schutz und Freuden giebt sie uns keine; und trotzdem sollen wir in unserer Einsamkeit nach den Gesetzen leben, die nur für sie Sinn haben. Wir sollen still in den Winkeln hocken und sittsam warten, bis irgend ein braver Freiersmann daherkommt; und derweilen verzehrt uns der Kampf ums Dasein Seele und Leib!" Entsetzt hört der Vater „den Geist der Empörung," der aus seiner Tochter spricht, er kann seinen Willen ebensowenig brechen, wie sie. Zum Äußersten getrieben, ringt sie nach Worten: „Und weißt du, ob du mich jenem Manne noch aufladen darfst? — Ob ich nach seiner Auffassung seiner würdig bin? — Ob er in meinem Leben der Einzige war?" — Verzweifelnd greift der Alte zur Pistole — er vermag sie nicht mehr abzudrücken, — sterbend sinkt er zurück.

Wer hat gesiegt? — Die Dichter früherer Zeiten belohnten die Tugend, straften das Laster, vollendeten das Schicksal ihrer Helden — befriedigt ging der Zuschauer heim, ohne sich weiter zu quälen. Unser Dichter schafft keine Engel und Bösewichter, er stellt die Wirklichkeit dar, wie sie ist, und der ernste Zuschauer verläßt sein Werk mit dem Mahnwort im Herzen: So ist es, lege selbst Hand an, daß es besser werde!

Wir stehen an einer Weltenwende, überall drohen die Gewitterwolken solcher und ähnlicher Schicksale und sie ballen sich immer finsterer zusammen, wenn das Wort, das Magda sagt, zu spät gesprochen wird: „Es muß klar werden zwischen der Heimat und mir!"

Hermann Sudermann hat sich zu der Höhe emporgearbeitet, die seine ersten Werke ahnen ließen. Er hat der modernen Frau mit dem Seherblick des Dichters in Geist und Herz gesehen; er führt keine psychologischen Rätsel vor, wie Ibsen, sondern das greifbare Leben, uns selbst. — Wird er auch einen Helden schaffen, der einst der Heldin gleichkommt?

Sprüche des Confucius.

Der höhere Mensch ist der, welcher ein gleiches Wohlwollen gegen Alle hegt, und welcher ohne Selbstsucht und Parteilichkeit ist.

Wenn man sich nicht berufen fühlt, eine Mission, ein Mandat zu erfüllen, so kann man nicht als ein höher stehender Mensch betrachtet werden.

Der höhere Mensch verleiht einem Menschen keine Erhöhung um seiner Worte willen; er verwirft keine Worte des Menschen wegen, der sie ausgesprochen hat.

Der höhere Mensch verlangt nur von sich etwas; der gemeine Mensch ohne Verdienst verlangt Alles von Anderen.

Mag der große Hause Jemand verabscheuen, du mußt aufmerksam prüfen, ehe du urteilst; mag der große Hause Jemand leidenschaftlich zugethan sein, du mußt aufmerksam prüfen, ehe du urteilst.

Die menschlichen Handlungen haben einen Grund und notwendige Folgen.

Weißt Du, was Wissenschaft ist? Wissen, daß man weiß, was man weiß, und wissen, daß man nicht weiß, was man nicht weiß: siehe, das ist die wahre Wissenschaft!

Der höchst vollkommene Mensch hört nie auf, das Gute zu wirken oder an der Vervollkommnung der anderen Menschen zu arbeiten.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

Mittwoch, den 18. Januar, in der Berliner Ressource, S., Kommandantenstraße 57, abends 8 Uhr: Monatsversammlung, zum Schluß Vorlesung ausgewählter ethischer Betrachtungen aus den deutschen Klassikern.

Briefkasten.

Dr. Martin Keibel in Berlin hat in diesen Tagen ein Schreiben folgenden Inhalts an die Eltern der bisher für seinen **ethischen Unterricht** angemeldeten 24 Kindern gerichtet:

„Da mich die Schriftführung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur ziemlich stark in Anspruch nimmt und andererseits die Vorbereitung zu dem in Aussicht genommenen ethischen Unterricht für mich als Neuling viel Zeit erfordert, so sehe ich mich leider genötigt, von der *gleichzeitigen* Eröffnung aller drei Kurse Abstand zu nehmen, und zunächst nur mit den beiden unteren Abteilungen zu beginnen. Die Kinder von 6—8 Jahren gedenke ich am Montag von 5—6 Uhr, die Kinder von 9—11 Jahren am Donnerstag von 5—6 Uhr zu versammeln. Der erste Kursus beginnt am Montag, den 23. Januar, in meiner Wohnung, Kleist-Str. 29, Gartenhaus I., der zweite Kursus am Donnerstag, den 26. Januar, ebendaselbst."

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 21. Januar 1893.	Nr. 4.

Das Problem eines konfessionslosen Moral-unterrichts.

Einleitungs-Kapitel des Werkes „Der Moral-Unterricht der Kinder" von Felix Adler.

Autorisierte Übersetzung.

Es ist der Zweck des vorliegenden Werkes, den Umris eines moralischen Unterrichts für Kinder von sechs bis fünfzehn Jahren zu entwerfen, und zugleich die Methode zu behandeln, nach welcher ein solcher Unterricht ertheilt werden kann. Doch schon beim Beginn stoßen wir auf eine ernste und Vielen sogar als unüberwindlich erscheinende Schwierigkeit: die Meinung ist weit verbreitet, daß die Moral von der Religion abhängig sei, und daß eine gute Lebensführung nicht ohne die Autorität eines religiösen Glaubens zu lehren sei, insbesondere nicht bei Kindern. Denjenigen, welche so denken, ist schon der bloße Ausdruck: „Konfessionsloser Moral-Unterricht" verdächtig, weil er nach Ungläubigkeit schmecke. Und der Versuch, außerhalb der Kirche ein neutrales moralisches Gebiet abzugrenzen, wird leicht wie ein verstecktes Vorgehen gegen die Religion selbst angesehen.

Jedoch das Prinzip eines konfessionslosen Moral-Unterrichts ist weder religionslos noch religionsfeindlich. In Wirklichkeit beruht es, wie sich später zeigen wird, auf rein erzieherischer Grundlage, mit welcher die religiöse Richtung des Erziehers garnichts zu thun hat. Aber es sind auch Gründe der Zweckmäßigkeit, welche, in den Vereinigten Staaten wenigstens, uns zwingen, das Problem eines konfessionslosen Moral-Unterrichts ins Auge zu fassen, und diesen wollen wir zuerst unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Selbst wenn wir, Argumentirens halber, die Richtigkeit des Satzes zugäben, daß sittliche Wahrheiten nur als Folgerungen irgend eines religiösen Glaubens gelehrt werden können, so würde sich doch sogleich dem Erzieher die Frage aufdrängen, welchem von ihnen er den Vorzug geben sollte. Ich spreche jetzt von den öffentlichen Schulen der Vereinigten Staaten. Diese Schulen werden aus der allgemeinen Steuerkasse unterhalten, zu welcher alle Bürger verpflichtet sind, beizutragen. Es würde also offenbar ein Akt grober Ungerechtigkeit sein, einen Bürger, welcher einer bestimmten Sekte angehört, zu zwingen, Geld dafür zu zahlen, daß der Jugend die Lehren einer anderen religiösen Sekte eingeprägt werden, welche er nicht billigt. Das wäre ein Frevel gegen die Gewissensfreiheit. Aber die Ungerechtigkeit würde geradezu ungeheuerlich werden, wenn die Eltern dazu gezwungen würden, ihre Kinder in religiösen Anschauungen unterweisen zu lassen, die ihnen widerstreben.

In den Vereinigten Staaten giebt es keine Staatsreligion. In den Augen des Staates stehen alle Schattirungen des Glaubens und des Unglaubens auf gleicher Linie. Es giebt in diesem Lande Katholiken, Anhänger der Episkopal-Kirche, Presbyterianer, Methodisten, Baptisten, Juden u. s. w. Sie sind alle gleichberechtigte Bürger. Sie tragen gleicherweise für die Erhaltung der öffentlichen Schulen bei. Unter welchem Anschein von Billigkeit könnte nun der Staat den Glauben einer dieser Sekten als Grundlage für die Einprägung moralischer Wahrheiten hinstellen? Diese Aufgabe ist, dem ersten Anschein nach jedenfalls, eine hoffnungslose. Aber man hat die Mittel angegeben, die Schwierigkeit zu beseitigen oder vielmehr zu umgehen.

Erstes Mittel: — Man läßt Vertreter der verschiedenen theistischen Kirchen, einschließlich der Katholiken, Protestanten und Juden, zur Beratung zusammenkommen, alle die Punkte ausscheiden, in welchen keine Übereinstimmung besteht, und ein gemeinsames Glaubensbekenntnis formulieren, welches nur diejenigen Artikel enthält, in welchen sie einig sind. Ein solches Bekenntnis würde z. B. den Glauben an das Dasein Gottes, an die Unsterblichkeit der Seele und an Lohn und Strafe im Jenseits einschließen. Auf dieser Grundlage möge das Gebäude moralischer Unterweisung errichtet werden. Aber gegen diesen Plan giebt es zwei nahe liegende Einwände. In erster Linie würde dieser „Dreibund" von Katholiken, Prostanten und Juden die Gesellschaft der Agnostiker unberücksichtigt gelassen haben, deren Anschauungen irrig, ja verabscheuungswürdig sein mögen, deren Rechte als Bürger aber nichts desto weniger geachtet werden müssen.

„Neminem laedo", verletze Niemanden, ist eine Hauptregel der Gerechtigkeit, welche von Anhängern der Religion ebensowohl im Verkehr mit Gegnern derselben, als untereinander beobachtet werden muß. Die Partei der Agnostiker ist in den Vereinigten Staaten ganz bedeutend angewachsen. Doch wenn das auch nicht der Fall wäre, wenn auch nur ein einziger Bürger solche Ansichten hegte, so würde doch jedes Unterfangen der Mehrheit, das Recht dieses Einen unter die Füße zu treten, nicht zu entschuldigen sein. In politischen Fragen entscheidet die Majorität, und muß entscheiden; in Gewissensfragen besitzt die kleinste Minorität Rechte, welche auch von einer erdrückenden Mehrheit auf der gegnerischen Seite nicht mißachtet werden dürfen. Es ist eine der beachtenswertesten Errungenschaften des amerikanischen Gemeinwesens, daß es die Gebiete der Religion und der Politik so klar von einander geschieden hat, und daß es in dem einen Falle das Prinzip des Zwanges durch Mehrheitsbeschluß annimmt, während es in dem anderen Falle das volle Maß indivi-

dueller Freiheit gewährleistet. Diesen Standpunkt sollte man nicht verlassen.

Doch der zweite Einwand ist sogar noch gewichtiger. Man hat also vorgeschlagen, die streitigen Punkte, welche die Sekten trennen, auszuscheiden und die Punkte der Übereinstimmung zu einem gemeinsamen Glauben zusammenzufassen. Aber diejenigen, welche diesen Vorschlag machten, haben nicht daran gedacht, daß das wahre Leben jeder Religion gerade in den Punkten zu finden ist, in welchen sie sich von den anderen unterscheidet, und daß ein abstraktes Glaubensschema, wie das vorgezeichnete, in Wahrheit Niemanden befriedigen würde. So hat man aus Rücksicht für die Gefühle der Juden vorgeschlagen, die Lehre von der Gottheit Christi und von der Erlösung fallen zu lassen. Doch würde ein rechter Christ, auch nur vorläufig, einem Bekenntnis zustimmen, aus welcher die Quintessenz der christlichen Lehre verbannt wäre? Wenn der Christ behauptet, daß Moral auf Religion basiert sein müsse, so meint er natürlich: auf den Christusglauben. Ist es von seinem Standpunkte aus nicht unumgänglich notwendig, daß die Gestalt des Heilandes im Vordergrunde aller moralischen Unterweisung und Ermahnung stehe? Und ebenso, wenn der Katholik behauptet, daß der Moralunterricht der Jugend auf die Religion sich gründen müsse, kann man da auch nur für einen Augenblick annehmen, daß er sich mit dem oben erwähnten Religions-Skelett zufrieden geben würde, welches in seinen Augen von alledem entkleidet worden ist, was ihm die Religion schön und teuer macht? — Dieses erste Mittel ist also zu verwerfen. Es ist ungerecht gegen die Agnostiker, und es wird die wirklich religiösen Anhänger irgend einer Sekte nie befriedigen. Es könnte höchstens den einfachen Theisten genügen, deren Glaube in der That auf die drei oben erwähnten Artikel beschränkt ist, nämlich auf den Glauben an Gott, an Unsterblichkeit und an zukünftigen Lohn und Strafe. Aber diese Klasse bildet nur einen kleinen Bruchteil des Gemeinwesens; und es würde abgeschmackt sein, unter dem Scheinvorwand, die verschiedenen Glaubensrichtungen zu versöhnen, der ganzen Gesamtheit die rationalistischen Meinungen einiger Weniger zu oktroyieren.

Das zweite Mittel scheint bessere Resultate zu versprechen. Es geht dahin, daß Religions- und Moralunterricht verbunden unter der Autorität der verschiedenen Sekten an den öffentlichen Schulen gegeben werden soll. Demgemäß müssen die Schüler für den Moralunterricht je nach ihrem Religionsbekenntnis in besondere Klassen getheilt werden und gesondert durch ihren eigenen Geistlichen oder einen von diesem instruierten Lehrer unterrichtet werden. Auf die hohe Autorität Deutschlands wird bei Befürwortung dieses Planes hingewiesen. Wenn ich recht berichtet bin, so hat der Präsident einer unserer ersten Universitäten neuerdings zu Gunsten desselben gesprochen, und wahrscheinlich wird ein Versuch gemacht werden, ihn in den Vereinigten Staaten einzuführen. In einigen unserer Besserungsanstalten und in anderen öffentlichen Instituten wird bereits getrennter Gottesdienst von den Geistlichen der verschiedenen religiösen Sekten abgehalten, und es steht zu erwarten, daß an den Gemeindeschulen in Bezug auf Moralunterricht eine ähnliche Einrichtung in Vorschlag gebracht werden wird. Deshalb müssen wir dem deutschen System jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden und die Gründe erklären, welche die Deutschen bewogen oder genötigt haben, den eben geschilderten Kompromis einzugehen. Die besonders zu beachtenden Punkte sind diese: In Deutschland sind Kirche und Staat verbunden. Der König von Preußen z. B. ist zugleich das Oberhaupt der evangelischen Kirche. Dies bildet einen wesentlichen Unterschied zwischen Amerika und Deutschland. Ferner existierten in Deutschland die Schulen, bevor der Staat sich ihrer annahm. Das Schulsystem war durch die Kirche gegründet worden, und es handelte sich der Regierung darum, wie kirchliche Schulen in Staatsschulen umgewandelt werden könnten. Ein Versuch wurde dadurch gemacht, daß man den Einfluß der Geistlichkeit, die früher allmächtig überall eindrang, auf gewisse Unterrichtsfächer und Stunden beschränkte und so hinsichtlich aller anderen Fächer und Stunden dem Staate die Oberhoheit sicherte. In Amerika hingegen gründete der Staat von Anfang an die Schulen. In Deutschland hat der Staat in der That einen Eingriff in die kirchliche Sphäre gemacht, hat Kirchenschulen in Besitz genommen und sie in seinem eigenen Interesse neu eingerichtet. Das deutsche System in Amerika einführen, hieße nun so viel, als der Kirche Eingriffe in staatliche Rechte gestatten, sie die Schulen in Besitz nehmen und kirchlichen Zwecken unterordnen lassen. Das Beispiel Deutschlands kann deshalb für uns nicht maßgebend sein. Während in Deutschland dieser Kompromis ein Wachsen des staatlichen Einflusses bezeichnet, würde seine Einführung hier eine rückschreitende Bewegung nach kirchlichem Einflusse hin sein.

Jenes System kann auch, an und für sich betrachtet, nicht ein glückliches genannt werden. Prof. Gneist in seiner wertvollen Abhandlung „Die konfessionelle Schule“ (welche man lesen möge, wenn man sich über die geschichtliche Entwicklung des preußischen Systems unterrichten will) behauptet, daß der wissenschaftliche Unterricht konfessionslos sein müsse, während der Religionsunterricht je nach den verschiedenen Konfessionen zu erteilen sei. Ich stimme beiden Sätzen zu. Doch meiner Ansicht nach folgt daraus, daß der Religionsunterricht, wenn er sich nach den Konfessionen zu richten hat, nicht in öffentlichen Schulen erteilt werden darf, wenigstens nicht in einem Lande, wo Staat und Kirche völlig getrennt sind. Überdies wird auch die Beschränkung des Religionsunterrichtes auf wenige Stunden wöchentlich einen eifrigen Kirchenmann nicht zufriedenstellen. Wenn er überhaupt die Religion in der Schule wünscht, dann wird er auch wollen, daß die religiöse Atmosphäre seiner Sekte die ganze Schule durchdringe. Er wird darauf halten, daß Geschichte von diesem Gesichtspunkt aus gelehrt werde, daß die Lektüre den Geist dieses Glaubens athme, daß der wissenschaftliche Unterricht ebenfalls damit in Übereinstimmung gebracht werde, u. s. w. Welch eine armselige Konzession, dem Geistlichen zwei- oder dreimal wöchentlich die Thüre zu öffnen und ihn den Katechismus lehren zu lassen, während der übrige Unterricht seiner Kontrolle entzogen und vielleicht in einem, dem seinen entgegengesetzten Sinne gegeben wird! Dieser Kompromis kann sich niemals wirklich einbürgern; die Annahme desselben kann wohl erzwungen werden, doch nimmer wird man aufhören, dagegen zu protestieren.*)

Der dritte Ausweg, welcher in Vorschlag gebracht worden, ist der, daß jede Sekte aus den durch Steuern zusammengebrachten Fonds, entsprechend der Anzahl der zu erziehenden Kinder, ihre eigenen Schulen bauen lasse. Doch auch dagegen sprechen zwei erhebliche Einwände: Erstens behält der Staat die Pflicht, darauf zu halten, daß ein hohes Niveau des Unterrichts an den Schulen gewahrt werde und daß das verausgabte Geld in der allgemeinen Hebung der Intelligenz des Gemeinwesens gute Früchte trage. Aber die Vergangenheit lehrt deutlich, daß in konfessionellen Schulen, besonders da, wo keine konfessionslosen Institute sie zum Wetteifer anspornen, das Übergewicht an Eifer und Interesse so sichtlich auf Seiten des Religionsunterrichtes ist, daß die weltlichen Unterrichtsgegenstände unvermeidlich darunter leiden.**) Wenn

---

*) Seit dies geschrieben wurde, haben der Entwurf eines Volksschulgesetzes, welches dem preußischen Abgeordnetenhause vorgelegt wurde, und die erregten Debatten, welche er hervorrief, eine auffällige Bestätigung der oben ausgesprochenen Ansichten geliefert. Nichts konnte irriger sein, als die „Lösung“, welche das Problem des Moralunterrichtes in den Schulen in Deutschland gefunden hat, anderswo zur Nachahmung vorzuschlagen, zumal in einer Zeit, wo die Deutschen selber es nachdrücklich geltend machen, daß sie so weit wie möglich von einer Lösung entfernt sind.

**) Während der Reaktions-Periode, welche der Revolution des Jahres 1848 folgte, schrieben die Schul-Reglements von Kur-Hessen zwanzig Stunden wöchentlichen Religions-Unterricht in den Volksschulen vor.

es heißt, daß der Staat Regel und Norm aufstellen könne, welcher die konfessionellen Schulen sich anzupassen hätten, so fragen wir: Wer soll die Aufsicht darüber führen? Wenn die verschiedenen Sekten einmal von den öffentlichen Fonds Besitz ergriffen hätten, so würden sie die Einmischung des Staates übel empfinden. Den in Aussicht genommenen Inspektoren würde man doch nie die Ausübung einer wirklichen Kontrolle gestatten, und die Vorschriften des Staates blieben tote Buchstaben.

Zweitens würde unter einer solchen Einrichtung der höchste Zweck, für welchen öffentliche Schulen da sind, vereitelt werden. Die konfessionellen Schulen trachten dahin, die Angehörigen der verschiedenen Konfessionen von einander zu trennen und die Entwicklung jenes Gefühls nationaler Zusammengehörigkeit zu hemmen, welches hervorzurufen und zu festigen doch gerade die erste Pflicht einer öffentlichen Schule ist.

Die Aufrechterhaltung eines Systems öffentlicher Erziehung aus den Erträgen einer Besteuerung ist im letzten Grunde nur als eine Selbsterhaltungs-Maßregel des Staates zu rechtfertigen. Der Staat unterhält öffentliche Schulen, um sich selbst, d. h. seine Einheit zu erhalten. Und das trifft besonders bei einer Republik zu. In einer Monarchie kann der starke Arm des Herrscherhauses, wenn er durch die herrschende Klasse unterstützt wird, vielleicht die Uneinigkeit unterdrücken und durch bloße Gewalt die feindlichen Elemente im Volke niederhalten. In einer Republik hingegen ist es nur der Geist nationaler Zusammengehörigkeit, welcher das Volk als Volk zusammenhält. Und dieser Geist wird in den öffentlichen Schulen gepflegt, wo Kinder aller Konfessionen und Klassen in täglichem freundschaftlichem Verkehr sind, und wo sie gemeinsam in der Geschichte, den Überlieferungen und Idealen der Nation, welcher sie angehören, unterrichtet werden.

Doch was ist zu thun auf öffentliche Kosten? Wir haben gesehen, daß wir die Einrichtung konfessioneller Schulen nicht unterstützen, ja sogar nicht gestatten können. Auch haben wir gesehen, daß wir in öffentlichen Schulen keinen Religionsunterricht haben dürfen. Aber müssen wir deswegen auch darauf verzichten, die Elemente der Moral zu lehren? Ist nicht die sittliche Erziehung zugestandener Maßen eins der wichtigsten, wenn nicht das allerwichtigste Gebiet der Erziehung? Wollen wir die herrliche Gelegenheit unbenutzt lassen, welche sich uns für diesen Zweck täglich darbietet? Giebt es denn keinen Weg, Moral zu lehren, ohne irgend welche Religionen und ihre Bekenner zu verletzen, ohne die Rechte irgend einer Sekte oder Partei zu schmälern? Die richtige Antwort auf diese Frage würde die Lösung des Problems eines unkonfessionellen Moralunterrichtes sein. Ich kann meine Antwort gegenwärtig nur als Behauptung aufstellen, in der Hoffnung, daß das ganze vorliegende Werk sie bestätigen wird. Die Antwort ist nach meiner Ansicht diese: Es ist die Sache des Morallehrers in der Schule, seinen Schülern die Lehren der Moral vorzutragen, sich aber nicht auf eine Begründung derselben einzulassen, — ihnen einen klareren Begriff davon zu geben, was recht und was unrecht ist, ohne auf die Frage einzugehen, **warum** das Gute gethan und das Schlechte vermieden werden soll.

Nehmen wir z. B. an, er spreche über die Wahrhaftigkeit. Er sagt zum Schüler: Du sollst nicht lügen. Er setzt voraus, daß der Schüler die Macht dieses Gebotes und die Verbindlichkeit zu gehorchen empfindet. Ich meinesteils würde ein Kind, welches fragt, „Warum soll ich nicht lügen?“ für versteckt und unredlich halten. Ich würde vor solch einem Kinde das „**Du sollst**“ in seiner ganzen erhabenen Majestät aufrecht erhalten. Das Recht, über diese Dinge zu disputieren, kann nicht eher zugestanden werden, als bis der Geist eine gewisse Reife erlangt hat. Und thatsächlich stimmt jedes gute Kind ohne Zögern dem Lehrer bei, wenn er sagt: „Es ist unrecht zu lügen.“ Ein Echo in seinem Herzen bestätigt des Lehrers Worte. Aber was habe ich dann als Lehrer der Moral zu thun? In erster Linie: das Gefühl für das Unrecht des Lügens und für die Heiligkeit der Wahrheit zu vertiefen, durch die Art, wie ich den Gegenstand behandle.

Mein Erstes ist, den Kindern das Gefühl der Ehrfurcht vor dem Sittlichen einzuflößen. Sodann muß ich des Schülers Urteil über Recht und Unrecht — in dem vorausgesetzten Falle: über Wahrheit und Lüge — klären. Demgemäß würde ich die verschiedenen Arten der Lüge zerlegen und den Schülern einen Wink geben, auf der Hut zu sein vor dem Geiste der Lüge, wo und wie er sich auch verbergen möge. Ich muß ihnen zu zeigen suchen, daß sie sich einer Unwahrheit schuldig machen, sobald sie absichtlich einen falschen Eindruck hervorrufen. Ich möchte versuchen, in den Dingen der Wahrhaftigkeit ihren Verstand einsichtsvoll und ihr Gewissen zart zu machen, damit sie die zahllosen Zweideutigkeiten vermeiden, welche die Kinder so lieben und die auch von Erwachsenen sogar angewendet werden. Ich möchte mich bemühen, ihre moralischen Anlagen in Bezug auf die Wahrhaftigkeit zu festigen. Sodann würde ich ihnen die Beweggründe darlegen, welche am häufigsten zum Lügen verleiten, damit sie um so leichter den schlimmen Folgen ausweichen, wenn sie die Ursache kennen. Feigheit z. B. ist oft der Anlaß zum lügen. Indem wir den Schüler der Feigheit sich schämen machen, können wir ihn vom Hang zur Unwahrheit oft heilen. Eine ungezügelte Einbildungskraft ist ebenfalls eine Ursache; desgleichen der Neid; und eine Hauptquelle ist die Selbstsucht in allen ihren Formen, u. s. w. Ich würde dem Lehrer sagen: Richte des Schülers Aufmerksamkeit auf die verschiedenen gefährlichen Neigungen seiner Natur, welche ihn zur Unwahrheit verführen können. Ferner erkläre ihnen die Folgen der Unwahrhaftigkeit: die Einbuße an Vertrauen der Mitmenschen, welches die unmittelbare und offenbare Folge ist, wenn man bei einer Lüge betroffen wird, die Nachteile, welche man Anderen bereitet, die Lockerung der Bande gegenseitigen Vertrauens in der menschlichen Gesellschaft, der Verlust der Selbstachtung, die verhängnisvolle Notwendigkeit, weiter zu lügen und neue Unwahrheiten zu erfinden, um alte wieder gut zu machen, u. s. w. Ich bin davon überzeugt, daß sehr viel Gutes geleistet werden kann, wenn man in dieser Weise die moralische Anlage weckt und den Schüler befähigt, die feineren Nüancen von Recht und Unrecht zu erkennen, und wenn man ihm die Quellen der Versuchung zeigt und in seinem Geiste Schranken gegen das Unrechtthun errichtet, welche auf klarer Erkenntnis der Folgen desselben gegründet sind.

Auf ähnliche, wenn auch nicht ganz dieselbe Weise lassen sich die anderen Hauptpunkte der praktischen Moral behandeln. Das Gewissen kann geklärt, gekräftigt und geleitet werden, ohne auch nur ein einziges Mal die Frage aufzuwerfen, **warum** es unrecht ist, das Verbotene zu thun. Daß es unrecht ist, sollte vielmehr, wie ich schon gesagt habe, einfach angenommen werden. Die letzten Gründe der moralischen Verpflichtung brauchen niemals in der Schule erörtert zu werden. Es ist Sache der Religion und der Philosophie, über die letzten Quellen und Sanktionen der Pflicht Theorien aufzustellen oder Glaubensartikel zu formulieren. Die Religion lehrt, daß wir gut sein sollen, weil es Gottes Wille ist, oder weil wir Christum lieben. Die Philosophie sagt, daß wir das Rechte aus Nützlichkeits- oder aus transscendenten Gründen thun sollen oder um dem Gesetze der Entwicklung zu gehorchen, u. s. w. Der Morallehrer ist glücklicherweise nicht berufen, zwischen diesen verschiedenen metaphysischen und theologischen Behauptungen wählen zu müssen. Als Individuum mag er eine von ihnen unterschreiben, doch als Lehrer muß er in den sicheren Grenzen seines eigenen Bereiches bleiben. Er braucht nicht zu erklären, warum wir rechthandeln müssen, sondern er muß der ihm anvertrauten Jugend klar zeigen, **was** recht ist, und muß ihr seine eigene **Liebe und Achtung** für das

Rechte einflößen. Es giebt eine Gesamtheit von moralischen Wahrheiten, der alle guten Menschen, welcher Sekte sie auch angehören, zustimmen: Es ist die Aufgabe der öffentlichen Schulen, ihren Zöglingen diesen gemeinsamen Fonds moralischer Wahrheit zu überliefern. Doch ich beeile mich hinzuzufügen: zu überliefern nicht im Tone des Predigers, sondern gemäß der Methode des Pädagogen, d. h. auf systematischem Wege, indem die Morallektionen den verschiedenen Altersstufen und Fähigkeiten der Schüler angepaßt und die erläuternden Beispiele in gleicher Weise geordnet und dargelegt werden.

Angenommen, die moderne Erziehungsmethode werde auf jene Gruppe moralischer Wahrheiten angewandt, welche alle guten Menschen annehmen, so haben wir das Material, dessen wir in einer öffentlichen Schule für den Moralunterricht bedürfen.

Materialistische Geschichtstheorie und Ethik.

Von J. Stern in Stuttgart.

(Schluß.)

Was ist nun auf Grund der materialistischen Geschichtstheorie von ethischen Bestrebungen zu halten, und was ist von ihnen speziell für die soziale Bewegung zu hoffen?

Gegenstand der Ethik ist das menschliche Wollen. Im Willen sind zwei psychologische Faktoren oder Momente zu unterscheiden: der Affekt und der Intellekt; der Affekt giebt den Impuls, der Intellekt das Ziel. Mit andern Worten: Jedes Wollen setzt eine Begierde voraus, die befriedigt werden soll und die in der jeweiligen Disposition des Individuums bedingt ist; der Intellekt aber giebt dem Wollen die Richtung auf ein bestimmtes Ziel, indem er den Zustand der Befriedigung und die Mittel, diesen herbeizuführen, ins Licht rückt. (Näheres in meinem Buche „Die Philosophie Spinozas", 17. Kapitel.)

Alle sittliche Erziehung oder ethische Einwirkung auf ein Individum kann nur das intellektuelle Moment betreffen. Man sagt dem Kinde: arbeite deine Schulaufgaben! indem man ihm die nachteiligen Folgen der Faulheit und die vorteilhaften des Fleißes zum Bewußtsein bringt: Furcht vor Schlägen, Aussicht auf Lob. Die Abneigung gegen Schläge, die Freude am Lob waren schon vorher in ihm latent, durch pädagogische Einflüsse werden sie erregt, resp. stärker erregt als sie es vorher waren, die Begierde gegen Schläge und für Lob siegt daher — nach bekanntem Gesetz der Affektlehre — über die Begierde zum Spiel. Wäre aber die Abneigung gegen Schläge und die Freude am Lob nicht in der Disposition des Kindes gegeben, so würden die Aussichten auf solche ebenso wenig wirken, so wenig man mit den feinsten Leckerbissen den Appetit eines Uebersättigten reizen kann.

Der Kompliziertheit des Organismus und der vielfachen Beziehungen desselben zur Außenwelt entsprechend, sind im Menschen zahllose Begierden latent, teils solche, welche allen Menschen gemeinsam sind, teils individuelle, resp. in Zeit, Ort, Rasse 2c. bedingte. Zweck sittlicher Erziehung ist es, durch Einwirkung auf den Intellekt diejenigen Begierden zu wecken und zu stärken, welche das Wollen in das Geleise dessen lenken, was wir sittlich nennen. (Wozu noch in der Pädagogik die Uebung in der Selbstbeherrschung kommt, um dem video meliora proboque deteriora sequor zu begegnen.) („Das Bessere sehe und billige ich und folge dem Schlechteren.")

Zur Freude an Kunst und Wissenschaft z. B. sind alle normalen Menschen mehr oder weniger disponirt. Demgemäß werden ethische Bestrebungen, welche darauf abzielen, bei den in Sinnengenuß und Gelderwerb Versunkenen die Lust an Wissen und Kunst zu wecken, bei Vielen gewiß nicht ganz erfolglos sein, vorausgesetzt, daß nach vernünftiger Methode geschickt operirt wird.

Die stärkste aller Begierden und zwar die andauernd stärkste ist die Begierde zum Leben, zur Existenz, und zwar zur behaglichen Existenz und folglich auch zur Erwerbung der Mittel zur behaglichen Existenz. Daher die dämonische Macht des Geldes, des Mittels zur Befriedigung der verschiedensten Wünsche. Je weiter die Produktion fortschreitet, desto mannigfaltiger sind die Annehmlichkeiten, welche das Geld, der Besitz, der Reichtum gewährt. Dem Millionär verschafft sein Besitz heutzutage Annehmlichkeiten, von denen die Krösusse früherer Zeiten keine Ahnung hatten.

Nun sind ja für das psychologische Wohlgefühl, welches Liebeswerke und Thaten der Menschenfreundlichkeit begleitet, weitaus die meisten Menschen mehr oder weniger disponirt, und zweifellos sind ethische Bestrebungen auch in dieser Richtung, der „altruistischen", nicht gänzlich fruchtlos. Gänzlich fruchtlos oder so viel als fruchtlos müssen sie aber sein, sobald sie die stärkste Begierde kreuzen, die Begierde zum Leben, zur Existenz, zum Besitz der Existenzmittel, zum gesicherten Besitz der Mittel zu behaglicher Existenz. Das heißt im Klassenstaat. Der Materialismus, die Begierde nach materiellen Existenzmitteln, ist von der Natur des Menschen wie aller Lebewesen untrennbar; der Erwerbs-Materialismus ist von der Natur des Klassenstaatsmenschen untrennbar und kann nur mit dem Klassenstaat stelbst verschwinden.

Einzelne Menschen giebt es und hat es wohl zu allen Zeiten gegeben, die, glücklich in der Weisheit oder im Wohlthun, zugleich selbstlos und entsagungsfroh und voll tiefster Abneigung gegen die häßlichen und widerlichen Mittel des Erwerbs, über die Rücksicht auf gesicherte Existenzmittel sich leichtblütig hinwegsetzten und auf den Erwerb solcher verzichteten, wiewohl ihnen die Wege dazu gebahnt waren. Eine solche Persönlichkeit war zweifellos der glorreiche Stifter des Christentums, der mit dem Evangelium der Liebe die Erlösung von den sozialen Leiden zu vollbringen gedachte. Es liegt im Wesen solcher edlen Persönlichkeiten, daß sie, Andere nach sich selbst beurteilend, den materialistischen Zug des Klassenstaatsmenschen durchschnittlichen Kalibers verkennen und sich der Illusion hingeben, daß es den Andern leicht sei, ihnen nachzufolgen.

„Der beff're Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen.
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen."

Das Evangelium der Liebe — ob christlich gepredigt, philosophisch gelehrt, oder schöngeistig gesungen — ist zu allen Zeiten eine schöne Theorie geblieben. „Hier innen Brüder alle — da draußen Herr und Knecht". Und es mußte es bleiben auf Grund des psychologischen und ökonomischen Milieu. Niemals wird man mit kirchlichen und humanitären Bestrebungen bei der herrschenden Klasse einen nennenswerten Erfolg zur Linderung der sozialen Not, zur Abstumpfung der Schärfe des Konkurrenzkampfes und zur Minderung der sozialen Gegensätze erzielen.

Auf dem Wege des Klassenkampfes allein (wie ihn die Sozialdemokratie versteht) kann die Lösung der sozialen Frage erfolgen. Hand in Hand mit der forschreitenden Proletarisierung der Massen und der Deklassierung der Besitzenden durch die „Akkumulation des Kapitals" infolge des Konkurrenzkampfes geht die Organisation des Proletariats und seine politische Erstarkung. Dieselbe Produktionsweise, welche die schroffe Klassenscheidung der Gegenwart herbeigeführt hat, erzeugt auch die Bedingungen zur Überwindung der Klassengegensätze überhaupt — entsprechend dem Hegelschen Kanon „Negation der Negation" — und zur Begründung einer der modernen Produktionsweise angemessenen Aneignungsweise oder sozialen Rechtsordnung, der sozialistischen Gesellschaft.

Sofern nun aber ethische Bestrebungen auch darauf sich richten werden, die Wahrheitsbeflissenheit zu wecken und zu fördern, zur ernsten, objektiven Prüfung neuer Theorien und Bestrebungen anzuregen, kann denselben eine Mitwirkung

zur Lösung der sozialen Frage in obigem Sinne keineswegs abgesprochen werden.

Es ist oben gesagt worden, daß die materiellen oder ökonomischen Verhältnisse einer Epoche auch den herrschenden Ansichten, den Ideen, ihren Stempel aufprägen. Das scheint, soweit es sich auf rein theoretische Ideen bezieht, absurd; diese sind ja von allen materiellen Verhältnissen unabhängig, die euklid'schen Lehrsätze gelten zur Zeit der Pfahlbauern wie des Telephons. Allein es ist eine psychologische Thatsache, die besonders von Schopenhauer hervorgehoben wird, aber schon in Spinoza's Ethik erwähnt ist, daß der menschliche Intellekt sehr stark von der Neigung beeinflußt wird, daß der Geist unter dem Pantoffel des Willens steht und die meisten Menschen nicht das für wahr halten, was nach den reinen Denkgesetzen sich als wahr ergiebt, sondern was ihren Wünschen und Neigungen paßt. Sehr natürlich: der Mensch hat ein Interesse daran, die Wahrheit zu erkennen; er hat aber auch ein Interesse daran, daß die Dinge und Verhältnisse ihm so erscheinen, wie er es wünscht. Im Konflikt dieser beiden Interessenrichtungen werden nur wenige starke Geister ihre Abneigung gegen unangenehme Wahrheiten besiegen; bei den meisten erzeugt die Neigung eine Aberration des geistigen Lichts, ja sie ignorieren sogar offenbare Thatsachen und stellen die Wahrheit auf den Kopf, um nicht für wahr halten zu müssen, was dem Gefühl unangenehm ist. Das private wie öffentliche Leben bietet zahlreiche Beispiele. Hierauf besonders ist auch die leichtfertige Art, wie neue Bestrebungen und Ideen abgethan werden, zurückzuführen, der Misoneïsmus, wie Lombroso es nennt. Die unsäglich oberflächlichen, ja albernen Argumente gegen den Sozialismus, denen man in der bürgerlichen Presse so vielfach begegnet und die von schlichten Arbeitern leicht und lächelnd widerlegt werden, erklären sich eben aus dieser Neigung, sich mit unangenehmen Wahrheiten rasch und billig abzufinden, um den politischen Gegnern keine Einräumungen machen zu müssen. — Das ist auch hauptsächlich der Grund, weshalb selbst hervorragende Intelligenzen in der herrschenden Klasse meinen, die Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaft sei nur für das Proletariat und nur in materieller Hinsicht von Vorteil, während dieselbe doch, nach wohlbegründeter Überzeugung der Sozialisten, einen hohen Aufschwung der gesammten materiellen und geistigen Kultur bedeutet und nicht blos für die Arbeiter, sondern für alle Menschen, auch für die Bestsituierten von heute, höchst vorteilhaft und ersprießlich ist, das äußerliche Glück wie die innere Glückseligkeit in jeder Richtung ungemein erhöhen muß. Das Wort aus der Braut von Messina:

„Warum noch länger abgesondert leben,
Da wir vereinigt immer reicher werden?"

kann dem Sozialismus als Motto vorgesetzt werden.

Ohne einem allzugroßen Optimismus Raum zu geben, kann man von ethischen Bestrebungen doch die Erwartung hegen, daß sie zur Hebung des Wahrheitssinns und Überwindung des Misoneïsmus und damit zur besseren Würdigung des Sozialismus und der sozialistischen Bewegung ein Erkleckliches beitragen können und so auf die immer höher gehenden Wogen des allerdings unvermeidlichen Klassenkampfes manchen Tropfen lindernden Öls träufeln.

Einige Worte über den Aufsatz „Zur Arbeiterinnenfrage".*)

Von Professor Wilhelm Foerster in Berlin.

Der in Rede stehende Aufsatz, welchen auch ich im Ganzen und Großen für höchst dankenswert halte, giebt mir Anlaß zu einigen Bemerkungen, denen die geehrte Redaction vielleicht einen Platz in der Wochenschrift gewährt.

Ich habe die Empfindung gehabt, daß die Wirkung der in dem Aufsatze enthaltenen Schilderungen eine ungetrübtere und noch tiefere hätte sein können, wenn es in demselben vermieden worden wäre, den „oberen" Klassen, insbesondere auch den „sogenannten Reformatoren" gewisse Ansprüche, Auffassungen und Redewendungen allzu krasser Art zur Last zu legen.

Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß in diesen Kreisen sehr herzlose und brutale Auffassungen und Äußerungen hinsichtlich der Zustände der ärmeren Volksschichten vorkommen, nämlich bei solchen Gliedern der „oberen" Klassen, die sich gar nicht um die andern bekümmern oder sich auch ihrerseits in Klassenhaß verhärten; aber bei denen, welche sich um die ärmeren Mitmenschen bekümmern, besonders bei den in jenem Aufsatze als „Reformatoren" und „Verbesserer" bezeichneten Leuten, können doch so unverständige Aussprüche, wie die in dem Aufsatze citierten, z. B. „Was brauche ich zum Arbeiter hinabzusteigen, möge er sich von mir hinaufheben lassen," sich doch nur in so vereinzelten, so sonderbaren Fällen ereignet haben, daß sie von der Erwähnung in einer Art von Sittenschilderung wohl hätten ausgeschlossen werden sollen.

Es erscheint doch recht ratsam, auch den „oberen" Klassen, besonders Denjenigen, welche nur wirklich helfen wollen, aber im Anfange zuweilen noch recht täppisch und taktlos auftreten mögen, keine unnötigen Erschwernisse zu bereiten. In diesem Sinne hat die karrikierende Art, wie in dem sonst so trefflichen Aufsatze von ihnen gesprochen wird, Manchen von uns weh gethan.

*) S. Nr. 2 der „Ethischen Kultur".

Aus dem Leben.

Von Karl Märker in Augsburg.

Als Vorstand eines Vereines, der Erziehungsanstalten für aufsichtslose schulpflichtige Kinder und für Lehrlinge unterhält, habe ich viel mit den Eltern unserer Schützlinge zu verkehren, und ich komme auch zu den Besitzenden und höre von ihnen, wie sie über die armen Leute und über ihre sozialen Pflichten denken. Wenn ich mir erlaube, in dieser Wochenschrift aus meinen Erfahrungen manches mitzuteilen, so werde ich kurz sein, und ich bitte, meine Schilderungen so anspruchslos zu nehmen, wie ich sie geben will.

Ein Arbeiter kommt zu mir und bittet mich um Aufnahme seines 9 Jahre alten Töchterchens in unser Mädchenheim. — Ich frage ihn nach seinen Familienverhältnissen, nach seiner Beschäftigung, seinem Einkommen. Der Mann hat nur ein Kind und doch gehen er und auch seine Frau „in die Fabrik". Ich frage dann: „Warum lassen Sie denn Ihre Frau nicht zu Hause, da Sie doch nur ein Kind haben und Ihr Lohn doch hinreicht, um Ihre Familie zu erhalten?" Ja, sagt der Mann, die Sache ist so: „Meine Frau ist von Jugend auf „in die Fabrik" gegangen; da lernten wir uns auch kennen und wir heirateten. Aber meine Frau hat nie in der Hauswirtschaft gearbeitet und hat dafür gar kein Verständnis und gar kein Interesse; sie ist es gewohnt, in der Fabrik zu sein und ist deshalb lieber da, als daheim in der Haushaltung; dann wollen wir auch mehr verdienen, um uns etwas ersparen zu können." Der Mann ist also ein ordentlicher Mann und seine Frau ist auch ganz brav, nur hat sie gar keine Lust zum Hauswesen. — „Wo essen Sie denn Mittags?" frage ich. „In der Hausmeisterei der Fabrik", antwortete er. „Nun, und Morgens?" „Den Kaffee macht meine Frau am Abend vorher und wir nehmen ihn dann morgens in einem Fläschchen zur Arbeit mit; da hat man schon Gelegenheit, ihn warm zu machen." „Und wo essen Sie Abends?" „Daheim. Wir kaufen etwas beim Wurstmacher und trinken Bier dazu; das ist Alles." „Wie machen Sie es an Sonn- und Feiertagen?" „Da kocht eben meine Frau etwas zusammen, oder wir gehen, was meistens geschieht, in das benachbarte Wirtshaus und essen dort."

Ich verlasse dieses Thema und da ich weiß, daß in der Gegend, wo diese Leute wohnen, eine Bewahranstalt für aufsichtslose Schulkinder ist, frage ich den Mann: „Warum thun Sie Ihr Mädchen nicht in diese Anstalt?" „Da war sie schon", antwortete er. „Warum ist sie nicht mehr in dieser Anstalt?" „Wir haben sie herausgenommen." „Warum?" „Nun, ich will es Ihnen sagen. Wenn meine Frau oder ich Abends das Kind ins Bett thun, lassen wir es beten. Früher hat es auch immer gern gebetet. Als es aber eine Zeit lang in dieser Anstalt war, weinte es, wenn es beten sollte und sagte: „Ach, Vater, ich habe schon den ganzen Tag beten müssen; ich kann nicht mehr beten." — „Weil unser Kind nicht mehr beten wollte, haben wir es aus dieser Anstalt herausgenommen; wir haben es seither bei Leuten in der Nachbarschaft untergebracht. Und nun bin ich da, um Sie zu bitten, daß Sie unser Kind in Ihre Anstalt aufnehmen Ich habe schon gehört, daß bei Ihnen auch gebetet wird, aber kurz und ernst." „O, ja", sagte ich, „bei uns wird auch gebetet; aber das Beten ist bei uns etwas Ernstes und Heiliges."

Ich nahm das Kind in unsere Anstalt auf. Nach einiger Zeit kam der Vater wieder zu mir und teilte mir freudig mit, daß sein Kind, seit es bei uns ist, wieder ganz froh sei und Abends wieder gern bete. — Der Mann war von einer großen Sorge befreit und war dankbar.

Ich aber ward tieftraurig, weil es vorkommt, daß durch Beten der Jugend das Beten verleidet wird.

Sprüche des Mencius.

Confucius und Mencius, die vier Bücher der Moral- und Staatsphilosophie Chinas. Aus dem Chinesischen nach der französischen Übersetzung von M. G. Pauthier. Herausgegeben von Joh. Cramer. Crefeld 1844.

Meng-tse (latinisiert Mencius), ein Anhänger der Lehre des Kung-fu-tse (Confucius), nächst diesem der berühmteste chinesische Sittenlehrer, lebte etwa von 371 bis 287 vor Christo. Er war lange Jahre der Ratgeber verschiedener chinesischer Fürsten.

Der König sprach: Ich begehre aufrichtig deinen Lehren zu folgen. Meng-tse antwortete ehrfurchtsvoll: Einen Menschen mit einem Stock oder einem Degen töten, findest Du darin einen Unterschied?

Der König sprach: Mit nichten. —

Ihn töten mit einem Degen oder durch eine schlechte Verwaltung, findest Du darin einen Unterschied?

Der König sprach: Ich finde darin keinen Unterschied.

In den Jahren des Überflusses thut das Volk viele gute Handlungen; in den unfruchtbaren Jahren thut es viele böse

---

Meng-tse sprach: Fortwährend die notwendigen Lebensbedürfnisse entbehren, und dennoch stets Gleichmut und Tugend bewahren, steht nur in der Macht der Menschen, deren gebildeter Verstand sich über das Gewöhnliche erhebt. Derhalben entbehrt das gemeine Volk mit den notwendigen Lebensbedürfnissen eine stets gleichmütige und tugendhafte Seele, und daher Verletzung der Gerechtigkeit, Verderbnis des Herzens, Zügellosigkeit, Ausschweifung; es ist nichts, dessen es nicht fähig wäre. Kommt es dahin, ins Laster zu fallen, indem es sich wider die Gesetze auflehnt, so übt man wider dasselbe Verfolgungen und unterwirft es harten Strafen. Das heißt, das Volk in Netzen fangen. Gäbe es einen wahrhaft mit der Tugend der Humanität begabten Mann auf dem Throne, wie könnte er diese verbrecherische Handlung begehen, also das Volk in Netzen zu fangen.

Derhalben gewinnt ein erleuchteter Fürst, indem er das Privateigentum des Volkes feststellt, als notwendiges Resultat erstlich, daß die Kinder Mittel besitzen, ihren Eltern zu dienen, zum Andern, daß die Väter Mittel besitzen, ihre Weiber und Kinder zu unterhalten, daß das Volk sich sein ganzes Leben lang von den Erzeugnissen der fetten Jahre nähren könne, und daß es in Notjahren vor Hunger und Tod bewahrt bleibe. Darnach wird er das Volk unterweisen und auf den Weg der Tugend führen können, und so wird das Volk diesem Wege mit Leichtigkeit folgen.

Jetzt ist die Lage des Privateigentums des Volkes eine solche, daß vor allen Dingen die Kinder keine Mittel besitzen, ihren Eltern zu dienen, die Väter nichts, ihre Weiber und Kinder zu unterhalten, daß das Volk bei den Jahren des Überflusses bis ans Ende seines Lebens Mühsal und Elend erduldet, und daß es in Unglücksjahren vor Hunger und Tod nicht geschützt ist. In solchen Bedrängnissen denkt das Volk nur daran, daß es den Tod vermeide, indem es fürchtet, des Notdürftigen zu entbehren. Wie hätte es Zeit, sich mit Lehren der Sittlichkeit zu befassen, um sich nach den Grundsätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit zu benehmen?

Die ein dauerndes Eigentum haben, das hinreicht, sie zu erhalten, haben einen stets ruhigen Geist; die solches nicht haben, haben nicht einen stets ruhigen Geist. Haben sie ihn nicht, dann gibt es Rechtsverletzung, Herzensverkehrtheit, Sittenverderbnis, zügellose Frechheit. Wenn man wartet, bis das Volk in das Verbrechen versunken ist, um es durch Züchtigungen zu bessern, so heißt dies, das Volk in Netzen fangen.

Wenn man Gefechte liefert, um Gebiet zu gewinnen, so werden die getöteten Menschen das Gefilde bedecken; wenn man Gefechte liefert, um eine Stadt zu nehmen, so werden die getöteten Menschen die genommene Stadt erfüllen. Dies heißt, die Erde das Fleisch der Menschen fressen lassen. Dieses Verbrechen wird durch den Tod nicht genugsam gesühnt. Deshalb sollten die, welche alle ihre Tugenden dahineinsetzen, daß sie Krieg führen, mit der härtesten Strafe büßen.

Die Menschen verachten sich sicherlich selbst, ehe die andern Menschen sie verachten; die Menschen zerstören sich sicherlich selbst, ehe die andern Menschen sie zerstören; die Königreiche greifen sich sicherlich selbst an, ehe die andern Menschen sie angreifen.

Es ist nicht möglich, vernünftige Reden zu führen mit Solchen, die sich in ihren Worten der ganzen Hitze ihrer Leidenschaften preisgeben; es ist nicht möglich, gemeinsam zu handeln in Angelegenheiten, die gespannte Aufmerksamkeit erheischen, mit Menschen ohne Energie, die sich selbst aufgeben.

Die Begierde nach Adel, nach Auszeichnung und Ehre ist ein allen Menschen gemeinsames Gefühl: jeder Mensch besitzt den Adel in sich selber, nur denkt er nicht daran, ihn in sich zu suchen.

Was ihr thut, gehört Euch, und was ich thue gehört mir.

Diese großen Weisen des Alterthums waren nur Menschen; wir auch, die wir leben, sind Menschen: warum sollten wir fürchten, ihren Tugenden gleich zu kommen?

Die Natur des Menschen ist ursprünglich gut.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070 a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 28. Januar 1893.	Nr. 5.

Inhalt:

Eine wichtige Sittenfrage.

Von Hans Beringer in Berlin.

Es sind nun schon mehr als hundert Jahre verflossen, seit der berühmte Leipziger Rechtslehrer *Hommel* den Satz niederschrieb: „Die Rechte des Menschen gegen die Tiere führen Alle im Munde, Niemand die Pflichten." Aber noch heute haben diese Pflichten in unserer Gesetzgebung keine Anerkennung gefunden. Wohl haben wir im deutschen Reich ein sogenanntes Tierschutz-Gesetz, doch hat dasselbe nicht den Zweck, das Tier vor Quälerei, sondern den Menschen gegen Verletzung seines Empfindens zu schützen; denn der betreffende Gesetzesparagraph bestraft eine Tierquälerei *nur dann*, wenn dieselbe *öffentlich* geschieht und ein Kläger auftritt, der daran Ärgernis genommen hat. Zudem enthält dieses „Tierschutz"-Gesetz noch weitere Schutzbestimmungen für den Tierquäler: bestraft wird nur, wer ein Tier *in Ärgernis erregender Weise und boshaft* quält. Durch diese Kautele ist der schlimmste Tierquäler vor Strafe gesichert, wenn er die Tierquälerei bei Ausübung seines Gewerbes, so beim Schlachten der Tiere, beim Jagen, Fischen u. s. w., verübt.

Also viel weiter sind wir in unserem „Jahrhundert des Fortschritts und der Humanität" in der Verfeinerung der sittlichen Anschauungen gegenüber der stummen Kreatur noch nicht gekommen; und das Auffallendste und Betrübendste an dieser Thatsache ist, daß gerade dort, wo man das höchste Interesse und den vornehmsten Beruf hat, die Gesittung des Volkes zu fördern, man bisher am wenigsten begriffen hat, daß das Tierische im Menschen um so mehr verschwinden wird, je menschlicher die Tiere behandelt werden. Man hat sich gewöhnt, auf die Bestrebungen zum Schutze der Tiere sehr von oben herab zu sehen, etwa wie auf eine Art von sentimentalem Sport, ohne Verständnis dafür, wie wichtig die Pflege des Tierschutzes für die Volkserziehung ist, besonders in einer Zeit, da die alten Rezepte nicht mehr verfangen, um die verrohten Gemüter im Zaume zu halten. Wenn die Staatsweisheit sich nur darauf beschränkt, das höchste Strafmaß bei Verbrechen gegen Leib und Leben anzuwenden und mehr Zuchthäuser einzurichten, und wenn die Kirche ihren Beruf nicht höher auffaßt, als Dogmengläubige zu erziehen, dann freilich dürfen wir uns nicht wundern über die erschreckende Zunahme scheußlicher Blutthaten.

Die Verbrecher-Statistik weist besonders eine rasche Zunahme der Mörder im jugendlichen, ja im Kindesalter auf. Die Frivolität, mit der die jungen Verbrecher meist an die Ausführung eines Mordes gehen, ist haarsträubend. Man forscht nach den Ursachen dieser erschreckenden Erscheinung. Bald werden die zerstörenden Bestrebungen, die unsere Zeit beherrschen, bald die Abnahme des Familiensinns, bald die neuen Strafgesetze und die laxe Handhabung derselben und noch vieles andere dafür verantwortlich gemacht. In *einem* Punkte treffen aber die Klagen aller unbefangen Urteilenden zusammen: die Hauptschuld an der sittlichen Verwilderung liege in der fehlerhaften Erziehung, die zu geringen Wert auf die Gemütsbildung der Jugend legt. Und hier sei statt vieler *ein* Ausspruch angezogen, der durch die Persönlichkeit des Sprechers, durch Ort und Gelegenheit eine ganz besondere Bedeutung erhält. Bei einer Schwurgerichtsverhandlung in Wiener-Neustadt sagte in diesen Tagen der Staatsanwalt:

„Was nützt es, wenn die Kinder auch noch so fließend den Katechismus memoriert haben, wenn sie noch so perfekt die Glaubenslehre herunterleiern, wenn man beim Religionsunterrichte nicht auf Herz und Gemüt einwirkt und die Veredlung menschlicher Sitte außer Acht läßt. Solange hierin keine Änderung eintritt, solange können wir keine Besserung erhoffen und die Rohheit wird nicht wahrer Menschlichkeit weichen."

Diese Unterlassungssünde, die der erfahrene Justizbeamte hier beklagt, ist aber noch nicht das Schlimmste. Viel Schlimmeres haben wir zu beklagen, viel mehr *anzuklagen*: An keiner der berufenen Stellen, die über den Sittenzustand des Volkes zu wachen haben, kann man sich frei von Schuld sprechen. Mit wenigen Ausnahmen wirkt allenthalben im deutschen Vaterlande auf dem Gebiete der Volkserziehung — im weitesten Sinn — statt des lebendigen Geistes die bureaukratische Schablone. Nur so ist es möglich geworden, daß neben dem Raffinement einer hochentwickelten Kultur Sitten und Gebräuche sich erhalten konnten, die wir aus „rohen, kulturlosen Zeiten" überkommen haben. Es läßt sich hier Macaulays Wort anwenden: „Das schrecklichste aller Schauspiele ist die Stärke der Zivilisation ohne ihre Barmherzigkeit." Die Barmherzigkeit in die Seelen zu pflanzen von frühester Kindheit an, hat man versäumt. Man hat es versäumt, rechtzeitig die vermorschenden Schranken einer versinkenden Weltordnung durch andere, festere Stützen zu ersetzen, die *im Gemüt* des Menschen wurzeln und die allein den wilden Ausbruch roher Begierden zu verhüten vermögen.

Den mechanischen Religionsunterricht *allein* trifft nicht die Schuld, wenn ein verhärtetes, mitleidloses, gemüts- und sittenrohes Geschlecht aufwächst; unsere Gesetzgebung und der ganze mechanische Betrieb in Verwaltung und Justiz sind nicht minder dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Daß viel

mehr als Worte auf das für jeden Eindruck empfängliche Kinderherz das Beispiel wirkt, weiß Jedermann. Nun sehen wir uns einmal um in unserm lieben Vaterlande, unter welchen Eindrücken Millionen Kinder heranwachsen. Gehen wir zur Herbstzeit durch unsere Dörfer und kleinen Städte, so hören wir das langandauernde Schmerzgeschrei von Tieren, die unter gräßlichen Manipulationen buchstäblich zu Tode gemartert werden, und als Zuschauer bei diesen Schauspielen sehen wir Haufen Kinder, kleine an der Hand, die allerjüngsten auf dem Arm der größeren. Neugierig, gleichgiltig, unter Scherzen sieht die junge Schar zu, wie das blutende Tier, das oft von ungeübten Händen furchtbar zermetzelt wird, sich in Todesqualen windet. Nicht selten helfen Kinder bei dem gräulichen Akte, fangen das Blut auf, halten die Beine des Tieres u. s. w. Mit dem gleichen Schauder wie der Tierfreund wendet sich der Menschenfreund ab von dem widerlichen Anblick. Der berufene Volkserzieher und Verkünder der allerbarmenden Liebe aber sieht Jahrelang diese Schauspiele, sieht die Wirkung auf die Kindergemüter, die einem Seelenmorde gleich zu achten ist, und gedenkt nicht des Wortes Christi von dem Verbrechen desjenigen, der „den Kleinen Ärgernis giebt.“ Wie ist es möglich, daß in einer Gemeinde, die einen Seelenhirten und einen Volksbildner hat, solche Zustände herrschen können.? Was soll man von den Gesetzgebern und Behörden denken, die keine Hand rühren, um solchen Zuständen ein Ende zu machen?

Man hat bei den Hinrichtungen die Öffentlichkeit ausgeschlossen, weil dadurch die Rohheit gefördert, die Lust am Blutvergießen geweckt wird. Daß man bei dieser Erkenntnis das scheußliche Todmetzeln von Tieren duldet, durch das in Millionen Menschen die ersten Regungen des Mitleids erstickt und verbrecherische Triebe großgezogen werden, ist ein unbegreiflicher Widerspruch.

Um hier endlich Wandel zu schaffen, haben vor einigen Jahren eine große Anzahl angesehener Männer aus dem ganzen Reiche einen Aufruf erlassen. Darunter finden wir die Namen Esmarch, Gneist, Koegel, Fürstbischoff Kopp, Graf Mirbach, Moltke, Pettenkofer, Reuleaux, Präsident von Simson, Wichert, Windscheid, Graf Zedlitz-Trützschler und Andere.

Eine Sache, für die solche Männer eintraten, konnte unmöglich noch länger unbeachtet von den Behörden bleiben. So haben denn eine Anzahl Regierungen Verordnungen erlassen, die das langsame, qualvolle Töten der Schlachttiere unter Strafe stellen und das Betäuben derselben (durch Kopfschlag oder Schlachtmaske) vorschreiben. Folgen diesem Vorgange auch die anderen Provinzial- und Landes-Regierungen, was wohl unausbleiblich ist, so wird wenigstens der massenhaftesten und verrohendsten Tierquälerei Einhalt gethan. Allerdings müssen die äußeren Organe der Verwaltung auch ihre Schuldigkeit thun und die Beobachtung der Verordnungen streng überwachen. Aufgabe der berufenen Sittenwächter, der Geistlichen, der Lehrer, der Presse u. s. w., aber ist es, das Gewissen der Menschen zu wecken und sie zur Erkenntnis zu bringen, wie schändlich und vernünftiger Wesen unwürdig es ist, Geschöpfe, die denselben physischen Gesetzen unterworfen sind wie der Mensch und ebenso wie er den Schmerz empfinden, vor dem Töten noch zu martern.

An dieser Aufgabe mitzuwirken, mitzuarbeiten an der Bekämpfung von Gemütsrohheit und Sittenverwilderung, ist Zweck und Bestreben eines Vereines, der sich „Berliner Tierschutz-Verein zur Bekämpfung der Massentierquälerei“ nennt und Mitglieder im ganzen deutschen Reiche hat. Zu diesen, unbegreiflicherweise noch immer geduldeten, Massentierquälereien gehört der Vogelfang mit Schlingen, der Millionen unserer nützlichen Waldvögel einen meist langsamen, außerordentlich qualvollen Tode weiht. Dahin gehören ferner der Fischfang mit Legangeln und das überaus grausame Verfahren bei Gewinnung der Froschschenkel, wobei die Tierchen, nachdem ihnen die Keulen abgeschnitten, lebendig weggeworfen werden. Und zu diesem Geschäft werden häufig Kinder verwendet! Viele und große Tierquälereien werden durch den der Reform dringend bedürftigten Viehtransport auf den Eisenbahnen veranlaßt. Gewiß das tiefste und allgemeinste Mitleid erweckt aber das jammervolle Loos der alten gebrechlichen Pferde, die in grausamster Weise zu übermäßigen Anstrengungen gezwungen werden, bis sie endlich in völliger Erschöpfung zusammenbrechen. Dem Pferde Erlösung zu bringen, ist eine der bedeutsamsten Aufgaben, die sich der Berliner Tierschutz-Verein gestellt hat. Deshalb bekämpft er energisch das Vorurteil gegen den Pferdefleischgenuß, in der richtigen Erkenntnis, daß dem Pferde nur geholfen werden kann, wenn es, sobald seine Kräfte abnehmen, ebenso wie das Zugrind als Schlachttier verwendet wird. Auf diese Weise wird es durch einen raschen, schmerzlosen Tod vor jahrelanger Marter errettet.

Kein denkender und sittlich empfindender Mensch wird dem Bestreben, diese Massentierquälereien zu beseitigen, unpraktische Sentimentalität vorwerfen. Es gilt hier, ein Meer von zwecklosen, unnötigen Schmerzen und Todesqualen zu beseitigen, das uns als Erbschaft einer barbarischen Zeit überkommen ist. Allenthalben tritt uns die unselige Wirkung der Rohheit und Gemütshärte entgegen, die solche Zustände aufrecht erhalten und durch sie fortwährend neu erzeugt werden. Wie ganz anders würde sich unser Zusammenleben gestalten, wenn in die Seelen der Menschen, die heute in einer Atmosphäre von Rohheit und Grausamkeit aufwachsen, Mitleid mit allen fühlenden und leidenden Wesen gelegt würde!

Wer sich die sittliche Hebung der Menschen zur Aufgabe stellt, bildet das menschliche Gemüt. Nur wer Barmherzigkeit in die Seelen pflanzt, erzieht wahrhaft sittliche, tugendhafte Menschen.*)

Fernere Antwort auf „eine brennende Zeit- und Streitfrage“.

(„Freireligiöses Familienblatt“ Nr. 25.)

Von Professor Ferdinand Tönnies in Kiel.

„Wir Freireligiösen,“ schreiben Sie, „betrachten es als eine unerbittliche und unabweisbare Forderung reiner Ethik, daß jeder vor Staat und Behörde aus der Konfession, aus dem Bekenntnisse ausscheidet, dem er nach seiner Überzeugung nicht mehr angehört.“ Ich möchte zuerst um eine genauere Ausdrucksweise bitten. Man gehört nicht „einer Konfession, einem Bekenntnisse“ an — obgleich auch Behörden oft so sprechen, — sondern einer „Kirche“ oder anderen Religionsgesellschaft; man kann also auch nur aus dieser ausscheiden, — wofür in Preußen erst durch ein jüngeres Gesetz die Formen gegeben sind. Daß man zur evangelischen (bei uns in Schleswig-Holstein noch „evangelisch-lutherischen“) Landeskirche gehört, giebt sich rechtlich nur durch Zahlung einer Geldsteuer kund. Was mich persönlich betrifft, so bin ich als Mitglied der Kieler Universität von der Kirchensteuer befreit — ein Privileg, das vor Kurzem durch Landesgesetz aufgehoben wurde, aber denen, die es vorher genossen haben, erhalten bleibt. Davon kann ich aber

*) Daß es sich hier um eine bedeutsame sittliche Bestrebung handelt, wert der Teilnahme und Mitwirkung der Besten, dafür bürgen schon die Namen, die wir im Vorstande dieses Vereines finden: Professor Felix Dahn, Direktor Fr. A von Kaulbach, Ober-Reg.-Rat Lydtin, Graf von Mirbach-Sorquitten, Reg.-Rat Dr. Schanze, Reichsgerichtspräsident Dr. v. Simson, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Professor Werner Schuch, Direktor der Staatsarchive von Sybel, Professor von Voit, General Graf Waldersee, Freiherr H. von Wolzogen und Andere. Man sollte diesen Verein in seinen Bestrebungen durch Beitritt unterstützen, da der Erfolg seiner Propaganda und seiner Petitionen an Behörden und Parlamente wesentlich von der Größe seiner Mitgliederzahl abhängt. Beitrittserklärungen und Mitgliedsbeiträge (Minimalbetrag 1 Mark) können eingesendet werden an die Geschäftsstelle des Berliner Tierschutz-Vereins, H. Beringer, Berlin, Königgrätzerstraße 108.

absehen und die Frage, ob es ethisch geboten sei, durch Austritt aus der Landeskirche ein „offizielles" Bekenntnis abzulegen, daß man mit seiner persönlichen Gesinnung außerhalb der Kirche stehe, als auch für mich vorhanden anerkennen.

Ich antworte darauf, daß es nicht ethisch geboten ist. Aus folgenden Gründen finde ich mich nicht dazu verpflichtet: 1. Das Verharren in der Kirche bedeutet keine Unwahrhaftigkeit. Es ist keine — weder ausgesprochene noch stillschweigende — Voraussetzung, daß der Verharrende die Lehren der Kirche ganz oder zum Teile anerkenne; nicht einmal die Voraussetzung wird gemacht, daß er nicht feindselig gegen die Kirche empfinde; selbst feindseliges Handeln eines Laien hat (in der evangelischen Kirche wenigstens) keinen Richter. Die Zahlung der Kirchensteuer bedeutet in Wirklichkeit nichts, als daß man durch die Taufe — der Regel nach mithin ohne alle eigene Mitwirkung — in diese Kirche aufgenommen worden ist, und daß man jetzt, als erwachsener Staatsbürger, keinen zureichenden Grund findet, aus eigenem Willen diese Aufnahme rückgängig zu machen. Nicht im mindesten kann also von einem „falschen Bekenntnisse" die Rede sein. 2. Allerdings scheint man durch die geleisteten Beiträge seinen ausdrücklichen Willen kundzugeben, die Kirche zu unterstützen. Die Ehrlichkeit verbietet aber, daß man einen Willen kundgebe, den man nicht hat. Indessen ist doch ein erheblicher Unterschied, ob man einem Verein aus eigenem Willen beigetreten ist oder nicht. Da die Zahlung der Kirchensteuer bei mir nicht — wie etwa bei einem Israeliten der (vielleicht um ein Amt oder einen Titel zu erlangen) sich hat taufen lassen — auf einem solchen Acte, sondern auf andern Ursachen beruht, so kann mein Wille nicht in demselben Sinne ein ausdrücklicher genannt werden. Das Gebot der Ehrlichkeit trifft mich jedenfalls nicht auf so unmittelbare Weise, wie unter jener Bedingung der Fall sein würde. Die Kirchensteuer beruht nicht auf demselben Zwange wie die Staatssteuer — denn diese wird gemeiniglich als reiner Zwang, als unentrinnbare Notwendigkeit empfunden. Und doch kann man auch ihr sich entziehen — durch Auswanderung. Und wie Viele „schütteln den Staub des Vaterlandes von ihren Füßen", weil ihnen der Preis für die Herrlichkeiten, die man in einem europäischen großen oder kleinen Staate genießt, zu hoch dünkt — also freilich nicht aus ethischen Gründen. Sind aber die Gründe, aus denen man aus der Kirche seinen Austritt nimmt, notwendigerweise ethische Gründe? Wenn ich die Kirche nicht unterstützen will, weil ich sie hasse, ist mein Austritt dann eine sittliche That? Wenn dies aber so ist, und ich mir selber oder anderen oder mir selber und anderen weiß mache, die Ehrlichkeit sei mein einziger Beweggrund — ist solche Täuschung ehrlich? Der Staat wird — außer aus oben angeführten und anderen Gründen — öfter als die Kirche aus Haß gegen seine Verfassung oder Verwaltung oder Regierung verlassen, und dieser Haß mag sich als einen gerechten Haß empfinden, aber als Haß ist er eben ein starkes Motiv, und die starken (unethischen) Motive lieben es, sich als schwache (ethische) Motive zu verkleiden. Diese Maskierung aber ist nicht selber ethisch. Viele bleiben im Staate, obgleich sie den Staat hassen, weil ihnen die Auswanderung noch verhaßter ist. Sind diese unehrlich, indem sie durch Steuerzahlung den ihnen verhaßten Staat unterstützen? Sie wären es, wenn darin ein Bekenntnis ihrer Liebe zum Staate eingeschlossen läge. Ebenso wenig aber enthält die Kirchensteuer ein Bekenntnis der Liebe zur Kirche. — Aber, wenden Sie ein, der Austritt aus der Kirche ist a) ein viel leichterer Schritt. Materiell sicherlich; ob auch ideell? Im Gegenteil; aber wenn er in jeder Hinsicht leichter wäre — ist also das Leichtere um so mehr geboten? Ich meine allerdings, daß dem so ist, aber eben deshalb verlange ich viele andere Dinge um der Ehrlichkeit willen, ehe ich gerade den Austritt aus der Kirche fordere.

Ich bin vorläufig schon zufrieden, wenn die Mitglieder der D. G. E. K. sich zur eisernen Pflicht machen, niemanden um ihres Vorteils willen durch positive Handlungen zu täuschen — durch Verharren in ihrer Religionsgesellschaft täuschen sie vielleicht manchen, aber α) ist es keine positive Handlung, β) (nehme ich an) suchen sie keinen Gewinn dadurch — und fordere ferner von ihnen, daß sie die bewußte Lüge, den direkten Betrug, diese Ungeheuer des heutigen Lebens, als echte Ritter der ethischen Kultur aufsuchen und mit schonungsloser Tapferkeit bekämpfen. — Sie können sagen, b) wo es um die Religion, also um tiefste Überzeugungen, sich handle, sei noch größere, noch gewissenhaftere Ehrlichkeit geboten, als in anderen Dingen. In diesem Sinne beantwortet auch Herr Dr. Wislicenus Ihre Fragen (ob in der Religion ein falsches Zeugnis gestattet sei, und ob die Pflicht, seine Überzeugung offen zu bekennen, auch für die Religion gelte) unter Berufung auf des Herrn Obersten von Gizycki Ausspruch: „Wer lügt, begeht eine Sünde; wer in Glaubenssachen lügt, begeht eine Todsünde" (Eth. Kultur Nr. 3). — Ich will nichts dagegen einwenden, finde auch sonst die Ausführungen meines Herrn Genossen durchweg zutreffend; nur scheint mir, daß seine Antwort nicht ganz in den Kern Ihrer Fragen eingeht. Wenn Sie von denen sprechen, die „ihren Glauben innerlich längst abgethan haben", so meinen Sie „eindeutig" solche, denen es auch nicht „Herzensbedürfnis ist, in christlichen Kirchen Gott ihre Liebe zu bezeugen", und die nicht versuchen wollen, „die Glaubenssätze nach ihren Anschauungen umzuformen, die Kirche von innen heraus zu reformieren"; die vielmehr die Kirchen ihrer eigenen Entwicklung überlassen, und sich selber unabhängig von den Kirchen entwickeln wollen; und von diesen, meinen Sie, müsse die D. G. E. K. fordern, daß sie durch Austritt ein nicht bloß öffentliches, sondern offizielles Bekenntnis ihres Sinnes ablegen. Herr Dr. Wislicenus giebt Ihre Forderung zu für solche, die „an nichts glauben", den „Hokuspokus nicht mitmachen", die „über den ganzen Schwindel nur lachen", und die gleichwohl sich kirchlich trauen lassen rc. — Als ob es außer diesen Lustigen keine Anderen gäbe, die mit ihrer Denkungsart draußen, mit ihrer Person noch drinnen stehen. Als ob gerade für wissenschaftlich, für ethisch Gesinnte kein anderes Verhältnis zu einer historischen, socialen Institution denkbar und wirklich wäre. Als ob nicht gerade solche Biertisch-Redensarten alle Ursache gäben, wenn nicht in die ethische Gesinnung, so doch in die wissenschaftliche Einsicht der Lustigen Zweifel zu setzen. Als ob nicht die Erkenntnis, wie tief die religiösen Bilder, Gedanken, Bräuche mit dem Volksleben, dem Volksgemüte, der Volkskunst verwachsen sind, dazu erheben könnte, auch diese Erscheinungen mit Ernst und mit Ehrfurcht zu betrachten. — 3. In Wahrheit ist dies mein dritter und letzter Grund, weshalb ich mich keineswegs verbunden halte, der Kirche den Rücken zu kehren. Ich kann nicht darauf rechnen, daß ich richtig verstanden werde. Ich kann dem Scheine nicht entgehen, als gehörte ich zu jenen Vergnügten oder gar zu den gehässigen Anklägern des geistlichen Standes, eines Standes, dem die Menschheit viel Leid, aber viel mehr Hülfe und Förderung verdankt; eines Standes, der in vielen Momenten der Geschichte die Volksfreiheit und das Volksrecht gegen die Tyrannei der Fürsten und ihrer geheimen Räte mit Zähigkeit verteidigt hat. — Für mich kommt zu dieser (im Hegelschen Sinne) vernünftigen Ansicht eine persönliche Pietät, die ich nicht zu unterdrücken wünsche. Diese Antwort darf ich wohl im Namen Aller geben, die sich Sympathie für die Kirche bewahrt haben, Anerkennung für ihre Bedeutung und für ihre Leistungen hegen, aber sich keinen Tüttel von ihr vorschreiben lassen und auch keinen Anspruch darauf machen, sie umzugestalten, zu verbessern.

Eine ganz andere Frage wäre es nun — die Sie aber nicht aufgeworfen haben — ob es, aus ethischen und aus anderen Erwägungen, für frei und wissenschaftlich Denkende geraten sei, auch äußerlich einen Abschluß zu machen, ein Facit zu ziehen. Diese Frage würde ich heute ohne alle Bedenken bejahen. Der Rat wendet sich aber nicht an den

vereinzelten Menschen — wie ein solcher sich in die Volkszählungs-Listen oder die Standesamts-Register einträgt, ist von sehr geringer Bedeutung, — sondern an ganze Gruppen, die hinlänglich unter einander zusammenhängen, einander Freund sein, und über ein Bekenntnis, das zur **Grundlage einer bestimmten Lebensgestaltung geeignet** ist, sich vereinigen müssen. Einer bestimmten Lebensgestaltung — denn diese ist die Hauptsache. Eine neue Gemeinde — die insofern keine freie sein darf, als sie die strengste Zucht und Ordnung und freudigen Gehorsam erfordert — eine Gemeinde, die sich durch **Thaten** bewähren, die Muster des Lebens und Wirkens darstellen würde, vor denen auch ihre heftigsten Gegner mit Bewunderung stehen blieben — eine solche Künstlerin würde in der That als junges und frisches soziales Geschöpf über die Kirchen sich erheben, würde den Beweis des Geistes und der Kraft führen, der auf die Dauer allein für solche Probleme gültig ist. — Daß die Zeit dafür sich erfüllen werde, wenn wir nur Geduld haben, den Punkt der Reife zu erwarten, darauf giebt mir das Dasein der D. G. E. K. einige Hoffnung. Ob auch die bestehenden freireligiösen Gemeinden in diesem Sinne eine Zukunft haben, wage ich wegen ungenügender Kenntnis dieser Gemeinden nicht zu vermuten.

Die Ethik des Glaubens.

Von **William Kingdon Clifford.**

Autorisierte Übersetzung von **Lily v. Kretschman.**

(Fortsetzung.)

II. Die Bedeutung der Autorität.

Sollen wir nun etwa Alles bezweifeln, immer besorgt sein, einen Fuß vor den anderen zu setzen, wenn wir nicht persönlich die Sicherheit des Weges geprüft haben? Sollen wir uns der Hülfe und der Leitung berauben, welche jene große Gesamtheit von Kenntnissen, die täglich auf der Welt gewonnen werden, uns gewähren, weil weder wir, noch irgend ein anderer Einzelner im Stande ist, auch nur den hundertsten Teil davon, durch unmittelbare Erfahrung und Beobachtung zu prüfen, und weil, selbst wenn wir es könnten, sie nicht vollständig bewiesen ist? Sollen wir stehlen und lügen, weil unsere eigene Erfahrung nicht umfassend genug ist, um den Glauben zu rechtfertigen, daß es unrecht ist, dies zu thun?

Aber es liegt wirklich keine Gefahr vor, daß aus Gewissenhaftigkeit und Selbstbeherrschung in Glaubenssachen solche Folgen sich ergeben könnten. Diejenigen, welche der Pflichterfüllung in dieser Hinsicht am nächsten gekommen sind, haben gefunden, daß gewisse große, für die Lebensführung sehr wichtige Grundsätze selbst die sorgfältigste Prüfung bestanden haben, und sind so zu praktischer Gewißheit gelangt. Die Vorstellungen über Recht und Unrecht, welche unsere Handlungen im Verkehr mit den Menschen leiten, und die Vorstellungen hinsichtlich der physischen Natur, welche unser Verhalten gegen die belebten und unbelebten Wesen leitet, diesen schadet die Untersuchung nie, sie sorgen schon für sich selber, ohne zu ihrer Unterstützung der „Glaubensakte", der Vertheidigung durch bezahlte Advokaten oder der Unterdrückung gegenteiliger Beweise zu bedürfen. Überdies giebt es viele Fälle, in denen es unsere Pflicht ist, der Wahrscheinlichkeit nach zu handeln, obwohl die vorliegenden Gründe einen bestimmten Glauben nicht rechtfertigen, da gerade durch solches Handeln und durch Beobachten seiner Folgen die Gründe gewonnen werden, welche künftigen Glauben rechtfertigen mögen. Und so brauchen wir denn nicht zu fürchten, daß die Gewohnheit gewissenhafter Untersuchung die Handlungen unseres täglichen Lebens lähmen könnte.

Doch da es nicht genug ist zu sagen: „Es ist unrecht, auf unwürdige Gründe hin zu glauben," ohne hinzuzufügen, welche Gründe würdig sind, so müssen wir nun feststellen, unter welchen Umständen es recht ist, auf das Zeugnis Anderer hin zu glauben; und weiterhin müssen wir die allgemeinere Frage beantworten, wann und warum wir das glauben dürfen, was über unsere eigene Erfahrung oder selbst über die Erfahrung der Menschheit hinausgeht.

In welchen Fällen also, laßt uns zuerst fragen, ist das Zeugnis eines Menschen unwürdig, geglaubt zu werden? Wissentlich oder unwissentlich kann er sagen, was unwahr ist. Im ersten Falle lügt er, und sein moralischer Charakter ist zu tadeln; im andern Falle ist er unwissend oder im Irrtum, und nur in seinen Kenntnissen oder seinem Urteil liegt der Fehler. Wenn wir das Recht haben sollen, auf Grund seines Zeugnisses hin zu glauben, was er sagt, so müssen wir vernünftige Gründe haben, seiner **Wahrhaftigkeit** zu trauen, nämlich daß er wirklich versucht, die Wahrheit zu sagen, so weit er sie kennt; ferner seinem **Wissen**, nämlich daß er in der Lage gewesen ist, die Wahrheit in dieser Sache zu erkennen; und endlich seinem **Urteil**, nämlich daß er jene Gelegenheit gehörig benutzt hat, indem er seine Schlußfolgerungen zog.

So klar und einleuchtend diese Erwägungen auch sein mögen, sodaß kein Mensch mit gewöhnlichem Verstande, der sich die Sache überlegt, verfehlen könnte, zu ihnen zu gelangen, so ist es doch nichts destoweniger wahr, daß sehr viele Personen sie bei der Prüfung vorliegender Zeugnisse gewohnheitsmäßig mißachten. Die Mehrzahl der Menschen ist vollkommen befriedigt, wenn von den beiden Fragen, die für die Glaubwürdigkeit eines Zeugen gleich wichtig sind: „Ist er unredlich?" und „Ist er im Irrtum?" **eine** derselben mit einiger Wahrscheinlichkeit verneinend beantwortet werden kann. Der treffliche moralische Charakter eines Menschen wird als Grund dafür geltend gemacht, seine Aussagen über Dinge anzunehmen, die er unmöglich gewußt haben kann. Ein Muhammedaner, zum Beispiel, versichert uns, der Charakter seines Propheten sei ein so edler und erhabener gewesen, daß er selbst denjenigen Hochachtung abnötigt, welche nicht an seine Mission glauben. So bewundernswürdig war seine moralische Lehre, so weise war das große soziale Räderwerk in einander gefügt, welches er schuf, daß seine Gebote nicht nur von einem großen Teil der Menschheit angenommen, sondern auch in der That befolgt worden sind. Seine Einrichtungen haben einerseits die Neger über die Barbarei hinausgeführt und andrerseits dem vorgeschrittenen Westen die Civilisation gelehrt; und obwohl alle die Volksstämme, welche die höchste Form seines Glaubens aufrecht hielten und seinen Geist und seine Gedanken am vollkommensten in sich verkörperten, durch barbarische Horden besiegt und hinweggefegt worden sind, so bleibt die Geschichte ihrer wunderbaren Erfolge doch ein unzerstörbarer Ruhmestitel für den Islam. Dürfen wir an den Worten eines so großen und guten Mannes zweifeln? Können wir annehmen, daß dieser erhabene Genius, dieser herrliche moralische Heros uns in betreff der erhabensten und heiligsten Dinge belogen hat? Das Bekenntnis Muhammeds ist klar: daß es nur **einen** Gott giebt und daß er, Muhammed, sein Prophet ist, daß, wenn wir ihm glauben, wir ewige Seligkeit genießen, oder verdammt sein werden, wenn wir es nicht thun. Dieses Bekenntnis ruht auf der hehrsten Grundlage: auf der Offenbarung des Himmels selber; denn wurde er nicht durch den Engel Gabriel besucht, als er in seiner einsamen Höhle fastete und betete, und wurde ihm nicht erlaubt, in die gesegneten Fluren des Paradieses einzutreten? Wahrlich, Gott ist Gott, und Muhammed ist der Prophet Gottes.

Was sollen wir diesem Muselman entgegnen? Erstens würden wir ohne Zweifel geneigt sein, gegen seine Ansicht von dem Charakter des Propheten und dem stets wohlthätigen Einfluß des Islam Einwendungen zu erheben: ehe wir ihm hierbei überhaupt folgen könnten, würden wir, so möchte es scheinen, manche schreckliche Dinge, von denen wir gehört oder gelesen haben, vergessen müssen. Aber wenn wir ihm alle diese Behauptungen einmal zugeben wollten, zumal es

für den Gläubigen wie für den Ungläubigen schwierig ist, sie gerecht und leidenschaftslos zu erörtern, so würden wir doch etwas zu sagen haben, was den Grund seines Glaubens vernichtet und daher zeigt, daß es unrecht ist, ihn zu hegen. Nämlich dieses: Der Charakter Muhammeds beweist vollständig, daß er ehrlich war und die Wahrheit sprach, so weit er sie kannte; aber dieser Charakter ist gar kein Beweis dafür, daß er wußte, was die Wahrheit war. Welche Mittel konnte er haben, um zu wissen, daß die Gestalt, welche ihm als der Engel Gabriel erschien, nicht eine Hallucination und sein angeblicher Besuch im Paradiese nicht ein Traum war? Zugegeben, daß er selbst vollständig überzeugt war und ehrlich glaubte, unter dem Schutze des Himmels zu stehen und das Werkzeug einer überirdischen Offenbarung zu sein: — wie konnte er wissen, daß seine starke, feste Überzeugung nicht ein Irrtum war? Versetzen wir uns selbst in seine Lage: wir werden finden, daß, je mehr wir versuchen, uns zu vergegenwärtigen, was in seinem Geiste vor sich ging, wir um so deutlicher erkennen werden, daß der Prophet keinen zureichenden Grund für den Glauben an seine eigene Inspiration haben konnte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er selbst niemals die Sache bezweifelte oder daran dachte, sie in Frage zu ziehen; aber wir sind in der Lage derer, an welche die Frage gerichtet worden ist, und welche verpflichet sind, sie zu beantworten. Medizinischen Beobachtern ist es bekannt, daß Einsamkeit und Mangel an Nahrung mächtige Mittel sind, um Illusionen hervorzurufen und die Tendenz zur Geisteskrankheit zu verstärken. Laßt uns demnach annehmen, ich ginge, gleich Muhammed, in einsame Gegenden, um zu fasten und zu beten: was kann mir da begegnen, was mir das Recht geben könnte, zu glauben, ich sei vom Himmel inspiriert? Nehmen wir an, ich erhielte, anscheinend von einem himmlischen Besucher, eine Nachricht, welche nach einer Prüfung sich als richtig erwiese. Ich kann, erstens, nicht sicher sein, daß der himmlische Besucher nicht ein Gebilde meines eigenen Geistes war, und daß die Nachricht mir nicht, ohne daß es mir bewußt ward, durch einen verborgenen Kanal der Sinne zuging. Doch wenn mein Besucher ein wirklicher Besucher wäre und mir seit langer Zeit Nachrichten gegeben hätte, die als glaubwürdig befunden worden wären, so würde dies in der That ein guter Grund sein, ihm in der Zukunft hinsichtlich solcher Dinge zu glauben, deren Wahrheit sich durch menschliche Mittel ausmachen läßt; aber es würde kein Grund sein, seinem Zeugnis zu glauben, wo es sich um andere Dinge handelt. Denn obwohl sein erprobter Charakter mich berechtigen würde, zu glauben, daß er die Wahrheit sagte, soweit er sie kannte, so würde sich doch dieselbe Frage einstellen: Welchen Grund haben wir, anzunehmen, daß er sie kennt?

Selbst wenn mein angeblicher Besucher mir solche, später von mir als wahr erkannte, Nachrichten gegeben hätte, welche bewiesen, daß ihm Mittel der Erkenntnis hinsichtlich konstatierbarer Wahrheiten zu Gebote stehen, welche die meinigen weit übersteigen, so würde dies meinen Glauben an das nicht rechtfertigen, was er über Dinge sagt, welche menschlicher Bestätigung gegenwärtig nicht zugänglich sind. Es würde der Grund für interessante Vermutungen und für die Hoffnung sein, daß wir, als die Frucht unserer geduldigen Forschung, nach und nach zu solchen Mitteln der Beglaubigung gelangen können, welche rechtmäßig die Vermutung in Glauben umwandeln. Denn der Glaube gehört zum Menschen und zur Führung der menschlichen Angelegenheiten; kein Glaube ist echt, der nicht unsere Thaten leitet; und gerade diese Thaten ermöglichen die Prüfung seiner Wahrheit.

Aber, kann geantwortet werden, die Annahme des Islam als eines Systems ist gerade jene That, welche durch den Glauben an die Mission des Propheten hervorgerufen ist, und welche zur Prüfung ihrer Wahrheit dienen kann. Ist es möglich, anzunehmen, daß ein System, welches so guten Erfolg gehabt hat, wirklich auf einer Täuschung beruht? Nicht nur haben einzelne Heilige Freude und Frieden im Glauben gefunden und jene Erfahrungen des Geistes bestätigt gefühlt, welche dem Gläubigen versprochen sind, sondern auch ganze Nationen sind durch diesen Glauben aus der Wildheit oder der Barbarei zu einer höheren sozialen Stufe emporgehoben worden. Sicherlich steht es uns frei zu sagen, daß nach dem Glauben gehandelt worden ist und er sich bewahrheitet hat.

Es erfordert jedoch nur geringe Überlegung, um zu zeigen, daß, was sich wirklich bewahrheitet hat, durchaus nicht der übernatürliche Charakter der Mission des Propheten oder die Glaubwürdigkeit seiner Autorität in Sachen, die wir selbst nicht prüfen können, sondern lediglich seine praktische Weisheit in gewissen sehr weltlichen Dingen ist. Die Thatsache, daß Gläubige Freude und Frieden im Glauben gefunden haben, giebt uns das Recht zu sagen, daß die Lehre eine tröstliche und angenehm für die Seele ist, aber sie giebt uns kein Recht zu sagen, daß sie wahr ist. Und die Frage, die unser Gewissen immer stellt in betreff dessen, was wir geneigt sind zu glauben, lautet nicht: „Ist es tröstlich und angenehm?“ sondern: „Ist es wahr?“ Daß der Prophet gewisse Lehren predigte und voraussagte, daß innerer Trost in ihnen werde gefunden werden, beweist nur seine Sympathie mit der menschlichen Natur und seine Kenntnis derselben; aber es beweist nicht seine übermenschliche Kenntnis der Theologie.

Und wenn wir einmal zugeben wollten (wozu wir schwerlich ein Recht haben), daß die Fortschritte, welche die dem Islam anhängenden Nationen in gewissen Fällen gemacht haben, wirklich dem von Muhammed aufgestellten und in der Welt verbreiteten System zu verdanken sind, so sind wir nicht berechtigt, daraus zu schließen, daß er inspirirt war, die Wahrheit über Dinge zu verkünden, die wir nicht beglaubigen können. Wir sind nur berechtigt, die Vortrefflichkeit seiner moralischen Vorschriften zu folgern oder die der Mittel, welche er ersann, um die Menschen so zu beeinflussen, daß sie jenen wirklich gehorchten, oder die des sozialen und politischen Mechanismus, welchen er einrichtete. Und es würde einen großen Aufwand an sorgfältiger Untersuchung der Geschichte jener Nationen erfordern, um zu entscheiden, welches von diesen Dingen den größten Anteil an dem Resultate hatte. So ist es auch hier wieder nur des Propheten Kenntnis der menschlichen Natur und seine Sympathie mit derselben, was bewahrheitet worden ist, und nicht seine göttliche Inspiration oder seine Kenntnis der Theologie.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

Tierschutz-Bildermappe. Herausgegeben vom Berliner Tierschutz-Verein. (Versandstelle: H. Beringer, Berlin SW. Königgrätzerstr. 108.)

Diese Mappe, welche 60 Großquart-Blätter mit vortrefflichen Tier-, Landschafts-, Genre- und Architekturbildern nach Gemälden und Zeichnungen hervorragender Maler verschiedener Nationen zu dem erstaunlich billigen Preise von 10 Mark bietet, predigt in stiller und doch wirksamer Weise ein wichtiges Kapitel ethischer Kultur. Mögen diese anmutigen Bilder auf manchen Geschenktisch gelegt werden! — Empfehlenswert ist auch der hübsch ausgestattete **Kalender des Berliner Tierschutz-Vereins.** Berlin SW., Königgrätzerstr. 108. (1893, 36 Seiten), von dem das Stück nur 10 Pfennige kostet. Derselbe ist wohl geeignet, das junge Gemüt tier- und darum auch menschenfreundlicher zu stimmen.

G. v. Gizycki.

Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben. Socialpolitische Betrachtungen, anknüpfend an die Bedeutung Voltaires für die neuere Zeit. Von Joseph Popper. 2. Aufl. Leipzig, Erich Koschny (L. Heimann), 1879. (138 S.)

Dies Büchlein ist zwar schon zu Voltaires hundertstem Todestage (30. Mai 1878) in erster Auflage erschienen; aber da es bisher nicht die verdiente Anerkennung gefunden hat, so ist eine Anzeige desselben immer noch am Platze. Der Verfasser, Ingenieur in Wien, Erfinder vieler sinnreicher Maschinenkonstruktionen, ist auch auf dem Gebiete der Lebensgestaltung ein schöpferischer Geist. Das Werk be-

steht aus fünf Aufsätzen. Der erste ist eine „Würdigung Voltaires“. Obgleich ich glaube, daß Popper diesen großen Mann überschätzt — wie er m. E. überhaupt den Einfluß einzelner Menschen zu hoch anschlägt, — so scheint mir doch, daß sein Essay Voltaire unvergleichlich gerechter wird, als das Buch des D. F. Strauß. Unser Autor rühmt an jenem Wohlthäter der Menschheit, daß er den christlichen Völkern „den Mut zur Freude“ wiedergegeben habe, und feiert als seine „Hauptthat“, daß er die Übel des Lebens dargestellt und sie gelindert habe. Zu den größten aller Übel aber gehören die menschlichen Vorurteile. — Der zweite Aufsatz behandelt „Das Bedürfnis nach Religion und Metaphysik“. „Es hängt nicht von unserm Willen ab,“ sagt der Verfasser, „ob wir gläubig und zufrieden oder ungläubig und unzufrieden sein sollen“: die wissenschaftliche Einsicht vernichtet notwendig die ihr widersprechenden Glaubensvorstellungen, selbst wenn dies einen Verlust von Glück zur Folge hat. Aber durch vernünftige Einrichtung seines Lebens „kann der Glaubenslose den Gläubigen an Zufriedenheit erreichen und an Glück übertreffen“. An die Stelle der Religion und Metaphysik muß der Natursinn treten. — Der dritte Essay betitelt sich: „Das Recht zu leben“ und beginnt also: „Mögen wir aber unser Leben wie immer ansehen, vor Allem müssen wir doch überhaupt zu leben haben! Klopft die Not an die Thür, so verlassen uns Religion, Philosophie, Wissenschaft und Kunst.“ Wie soll das Leben der Menschen gesichert werden? Von der Nationalökonomie hat der Verfasser eine sehr schlechte Meinung; sie giebt, sagt er, „keinerlei Einsicht, die nicht jeder routinierte Kaufmann noch viel besser besitzt.“ Was er dann aber selbst gegen die Socialisten vorbringt, ist zum Teil so wunderlich, daß man argwöhnen muß, er habe sich mit genannter Wissenschaft nicht eben sehr beschäftigt. Wer auch nur jene geschickte Verarbeitung socialistischer Ideen kennt, welche Bellamy's „Rückblick aus dem Jahre 2000“ enthält, wird seine Einwürfe gegen den Socialismus leicht widerlegen können. Aber auch von Jenen will der Verfasser nichts wissen, die mit „Bildung, Moral, Keuschheit“ die sociale Frage lösen wollen; diese Dinge scheinen ihm „ein schlechtes Futter für den hungrigen Magen abzugeben.“ Auch meint er nicht, daß das Christentum Hilfe bringen kann. „Dieses System verspricht, den Notleidenden gründlich zu helfen, und vermochte in so langer Zeit nicht einmal, die Sklaverei oder die Leibeigenschaft zu beseitigen, ja sie duldete, oft beförderte sie dieselbe!“ Was Popper vorschlägt, ist dieses: Die „freie ökonomische Bewegung“ soll aufrecht erhalten werden unter gleichzeitiger Einführung der allgemeinen Nährpflicht — die er der allgemeinen Wehrpflicht zur Seite stellt — behufs ausnahmsloser Verteilung oder Garantie eines Lebensminimums. „Verlangen wir“, erklärt er, „von Niemandem mehr, als daß er seine vorgeschriebene Dienstzeit in der Nähr-Armee vermöge der allgemeinen Nähr-Pflicht thätig sei; damit hat er wie jeder Andere sein ganzes übriges Leben vor Mangel assecuriert, er mag dann thun, was er wolle, also auch meinetwegen müßig gehen.“ „Alle Staatsbürger, ohne Ausnahme, oder nur mit den notwendig gebotenen Ausnahmen, müssen eine Dienstzeit in der allgemeinen Nähr-Armee durchmachen.“ Zu dem durch diese zu beschaffenden Lebensminimum rechnet er: „Nahrung, Wohnung, Kleidung, Heizmaterial, Medicamente, ärztliche Hilfe. Man kann, wenn man will, den unentgeltlichen Unterricht ebenfalls dazu schlagen.“ In seiner Verteidigung dieses Vorschlags finden sich viele vortreffliche Bemerkungen. Aber fragen wir, welche Kräfte auf die Herbeiführung dieser wünschenswerten Neuordnung der Dinge hinwirken werden, so scheint seine einzige Antwort diese zu sein: die Erkenntnis, daß jener Vorschlag gut und vernünftig ist.

Im vierten Aufsatz, „Der Trieb zu Verbrechen und Strafen“, führt der Verfasser aus, daß unsere Strafen keinen Sinn, keine Gerechtigkeit haben und ihrem Zwecke nicht entsprechen; zwischen Verbrechen und Strafen gebe es keinen Proportionalfaktor. Er schlägt daher vor, die Strafen überhaupt aufzuheben. Die Thätigkeit der Gerichte soll nur darin bestehen, „den Thatbestand genau zu untersuchen, und zum Schlusse der Hauptverhandlung ein Resumé abzufassen, in welchem die Bezeichnung der Person, ihre kurzgefaßte Biographie, die That und die einflußreichsten inneren und äußeren Factoren ganz objektiv, präcis, ohne irgend ein Epitheton, ohne Lob und Tadel enthalten sind.“ „Jedes Resumé wird gedruckt und in einer eigenen amtlichen Gerichtszeitung publiciert.“ „Diese Zeitschrift muß Jedermann leicht zugänglich, sie muß wohlfeil zu kaufen sein, sie muß im Amte zur Einsicht ausliegen; es muß aus Registern sehr schnell möglich sein, sich über eine bestimmte Person Auskunft zu holen.“ Die Gesellschaft kann so sich selbst ein Urteil bilden. Wer die ungeheure Macht der socialen Sanktion erkannt hat, wird diesen Vorschlag nicht als einen wirkungslosen verlachen. Aber Popper begnügt sich natürlich nicht mit jenem Resumé des Thatbestandes, sondern es muß nach ihm bei jeder Verhandlung einer Anklage erwogen werden, ob der Hauptzweck, Schutz der Gesellschaft vor diesem Individuum, wahrscheinlicher Weise durch das Mittel der Publicität allein erreicht werden könne oder nicht; und wenn diese Maßregel keinen hinlänglichen Schutz zu gewähren scheint, dann muß man auf weitere Schutzmittel bedacht sein, „wie z. B. Entziehung der Mittel zu schaden, gewisser Gewerbe, gewisser Stellungen in der Gesellschaft, Verweisung aus bestimmten Bezirken, Internierung in solchen, polizeiliche Beaufsichtigung, endlich Isolierung von der menschlichen Gesellschaft.“

Im letzten Aufsatze, „Die Pflicht zu sterben,“ bekämpft der Verfasser die in den kontinentalen Staaten Europas herrschende Kriegspflicht aller Waffenfähigen. Man solle von Niemandem fordern, in den Krieg zu ziehen; nur der eigene Wille jedes Menschen, nicht der Wille Anderer, solle über die Opferung seines Lebens zu entscheiden haben. Popper besorgt nicht, daß durch die Ausführung dieser Einrichtung für die Verteidigung staatlicher Zwecke irgend welche Nachteile erwachsen würden.

Wie man auch über diese einzelnen Vorschläge denken möge, — Keiner wird das Werk dieses menschenfreundlichen, unerschrockenen und klaren Geistes, ohne reiche Anregung gewonnen zu haben, aus der Hand legen. G. v. Gizycki.

Die technischen Fortschritte nach ihrer ästhetischen und culturellen Bedeutung. Von Joseph Popper. Leipzig, Carl Reißner, 1888. (70 S.)

Auch diese Schrift des geistvollen Autors ist warm zu empfehlen. Er zeigt, daß die Fortschritte in den Wissenschaften und deren technischen Anwendungen nicht nur wegen ihres „Nutzens“, sondern auch wegen der unmittelbaren Befriedigung unserer ästhetischen Empfindung, die sie uns verschaffen, wertvoll sind. Diese ganz uneigennützige Freude an den Errungenschaften in Wissenschaft und Technik ist eine den modernen Kulturvölkern eigentümliche Art des Idealismus. Bemerkenswert ist des Verfassers Definition der Kultur: „Ein Zeitalter, ein Land,“ erklärt er, „ist desto mehr kultiviert, je mehr, so weit menschliche Kraft hierzu ausreicht, folgenden drei Bedingungen genügt wird: 1) Sicherung der Existenz jedes einzelnen Individuums. Wenn diese erste Bedingung bereits erfüllt ist, 2) Vorhandensein der Hilfsmittel und Einrichtungen, damit, so viel als nur möglich, jenes Behagen und Glück erreicht werde, das jeder Einzelne verlangt; 3) Nichtvorhandensein jener Faktoren, die den Einzelnen zwingen wollen, nicht nach seiner eigenen, sondern nach dem Ermessen Anderer glücklich zu sein.“ Die Frage, „ob die produktive Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst, also auch mit den technischen Wissenszweigen, oder ob das allgemeine lebhafte Interesse an diesen Thätigkeiten eine wirkliche, positive Veredlung, eine ethische Erhöhung, eine größere Gesittung der Menschen hervorruft,“ beantwortet der Verfasser — mit Unrecht, wie mir scheint — verneinend. G. v. Gizycki.

Sprüche des Confucius.

Wenn man eine gerechte Sache sieht und sie nicht übt, so begeht man eine Feigheit.

Tjen-lu warf eine Frage auf über die Art und Weise eines guten Regiments. Der Philosoph sprach: Gib zuerst dem Volk und zwar in eigner Person das Exempel der Tugend! Gib zuerst dem Volk und zwar in eigner Person das Exempel der Arbeitsamkeit.

Es ist schwer arm zu sein und kein Rachegefühl zu hegen; es ist im Vergleich damit leicht, reich zu sein und sich dessen nicht zu brüsten.

Warum sollen wir nur die, welche in Staatsämtern stehen, als Staatsdiener ansehen?

Welch' eine Volksmenge! Was könnte man für sie thun? — Sie reich und glücklich machen. — Wenn sie reich und glücklich wären, was müßte man dann noch für sie thun? — Sie unterrichten.

Die Tugend bleibt nicht wie eine verlassene Waise; sie muß notwendig Nachbarn haben.

Der Sinn der dreihundert Oden des Buches der Lieder ist in einem einzigen seiner Aussprüchen enthalten: Eure Gedanken sollen nicht verkehrt sein.

Wenn Ihr einen Weisen sehet, so erwäget bei Euch, ob Ihr dieselbe Tugend habt, wie er. Wenn Ihr einen Schlechten seht, so geht in Euch und erforschet fleißig Euern Wandel.

Man muß die Ansichten vieler Personen anhören, wählen, was diese Ansichten Gutes haben, und dies befolgen; viel sehen und reiflich überlegen, was man gesehen hat.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

Am Mittwoch, den 19. Januar, hat die satzungsmäßige Monatsversammlung der D. G. E. K., Abteilung Berlin, stattgefunden.

Der Vorsitzende, Professor Foerster, berichtete über den Stand der Gesellschaft und die Arbeit der Gruppen.

Er teilte zunächst mit, daß die Anzahl der Mitglieder der D. G. E. K. jetzt einschließlich der außerhalb Berlins gebildeten Zweige und Abteilungen sehr nahe an Tausend beträgt.

Aus den Gruppen wurde mitgeteilt, daß dieselben sämtlich in eifriger Arbeit begriffen seien.

Im Anschluß an einige nähere Angaben hierüber wurde unter Anderem berichtet, daß die Gruppe II es lebhaft befürwortet, mit den bereits bestehenden Unternehmungen, welche die Veranstaltung dramatischer Aufführungen u. s. w. für die weitesten Kreise des Volkes in die Hand genommen haben, in nähere Fühlung zu treten.

Entsprechend einem Vorschlage der Gruppe I wird der Vorstand auf eine Neubelebung des philosophischen Vorbereitungsunterrichtes der höheren Schulen im Sinne ethischer Unterweisung hinzuwirken suchen.

Der Vorsitzende verlas sodann das demnächst erscheinende erste Flugblatt der Gesellschaft. Die Mitglieder wurden um geeignete Förderung der Verbreitung derselben ersucht.

Zum Schluß wurde vom Vorsitzenden ein kurzer Vortrag gehalten über die Stellung von Goethe, Schiller und Friedrich dem Großen zu den großen Fragen der ethischen Kultur.

Die Versammlung der sozialen Gruppe (IV) der D. G. E. K., Abteilung Berlin, ist wegen des Geburtstages des Kaisers vom 27. auf den 28. Januar verlegt.

Für die Tagesordnung dieser Versammlung ist an erster Stelle in Aussicht genommen ein Referat des Herrn Adolf Damaschke über das Programm der deutschen Bodenreformer in seiner ethischen Bedeutung.

Briefkasten.

Dr. Jonas Cohn in Berlin ist mit dem in Nr. 3 enthaltenen Artikel über „Hermann Sudermann und die Frauenfrage“ nicht einverstanden und legt Wert darauf, daß „in der ‚Ethischen Kultur‘ das Lob von Sudermann's ‚Heimat‘ nicht unwidersprochen bleibe“.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Keithstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur

herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 4. Februar 1893.	Nr. 6.

Wie ich Schneeschipper wurde.

Von Bruno Braun.

Ein Kamerad, der neben mir schaufelte, gab mir jüngst ein Blatt der Ethischen Kultur. Das gefiel mir und ich dachte, daß auch für „Bilder aus meinem Leben" Platz darin sein könnte. Mein Leben ist ein Stück Kulturgeschichte; mein Leben ist eine drohende Anklage; mein Leben ist ein Beispiel dafür, was aus den Kindern wird, die von den Eltern den Vorurteilen geopfert werden; mein Leben ist aber auch eine Hymne auf echte, warme Menschenliebe!

Als fünfter Sohn eines preußischen Offiziers von der Linien-Infanterie wurde ich geboren. Den äußern „standesgemäßen" Glanz und das innere Elend einer Soldatenfamilie mögen Andere schildern, ich will hier kurz sein und bei mir selbst bleiben. Als kleiner Bursche kam ich ins Kadettencorps, wo ich eine halbe Freistelle hatte. Ich war sehr unglücklich dort, denn mir fehlte jede Neigung für meinen damit von Anfang an bestimmten Beruf; das Ziel meiner Sehnsucht war zuerst gewesen, Lokomotivführer zu werden, die Passion für Maschinenbau hatte sich daraus entwickelt und schließlich wandte mein ganzes Interesse sich der Elektrotechnik zu. In meinen Freistunden baute ich kleine Instrumente, während der Ferien besuchte ich eifrig die Fabriken. Es war aber ein nicht standesgemäßes Talent! —

Und ich wurde Offizier. Die Tretmühle des Dienstes wurde mir immer verhaßter, die Aussicht, ein ganzes Leben so zubringen zu müssen, brachte mich zur Verzweiflung; ich konnte mir auch keine Erfrischung gönnen, ja ich fühlte mich verpflichtet auszuharren im Dienste des Kaisers, von dem ich eine Zulage empfing, die mich allein vor Mangel schützte. Da lernte ich bei einem Kameraden, der eine Privatwohnung inne hatte, dessen Wirtin mit ihren Töchtern kennen. Die älteste stand dem „Zimmerherrn" nahe, die jüngste, ein sechzehnjähriges, schüchternes Vögelchen, that es mir an mit ihren großen Kinderaugen, und bald liebten wir uns mit jener Liebe, an deren Kraft und Tiefe und Reinheit heute niemand mehr glauben will. Wir mußten uns fürs Leben vereinen, oder gemeinsam untergehen. Mein Vater, dem ich mich anvertraute, erklärte mich für verrückt: „So was liebt man wohl, aber man heiratet es nicht," sagte er. Ich dachte anders; ich sehnte mich nach einem eigenen Glück; ich mußte das Drahtseil zerreißen, das mich als Marionette an den Strick festband, den man mit dem Ausdruck „standesgemäßes Leben" bezeichnet. Mir selbst gemäß mußte ich leben, wenn ich überhaupt noch leben wollte.

So hing ich denn des Königs Rock an den Nagel und wir — ich und mein Weib — gingen als Glückssucher in die Welt. Meine selbsterworbenen Kenntnisse in der Elektrotechnik verschafften mir eine Stelle als Aufseher in einer süddeutschen Fabrik. Zwei Jahre vergingen uns dort in ungetrübtem Glücke, dann starb unser Söhnchen und mein Weib fing an zu kränkeln, sodaß ich an eine Gehaltsaufbesserung dachte, um für sie eine verordnete Kur zu ermöglichen. Ich kündigte meinem Chef und beteiligte mich, trotz seiner Warnung, an einem jungen Unternehmen, das mir goldene Berge zu versprechen schien. Es ging eine Weile ganz gut, bis eines schönen Tages der ganze Schwindel zusammenbrach und ich darunter lag mit all meinem Glück. Nun gingen wir wieder auf die Wanderschaft und mein Weib, das ich stützen wollte im Leben, stützte mich. Unglück und Liebe geben Riesenkräfte — das sah ich an ihr. Nie hörte ich einen Vorwurf, nie eine Klage, sondern nur Worte des Trostes und der Aufmunterkeit. Endlich nach fünf qualvollen Monaten, die uns Hungern und Frieren gelehrt hatten, bekam ich in Berlin einen Schreiberposten in einem Tuchgeschäft. Es schien wieder Frühling zu werden um und in uns; das kleine, dunkle Zimmer im Erdgeschoß des Hinterhauses barg hellen Sonnenschein, denn auch ein kleines Kinderstimmchen klang mir wieder entgegen, wenn ich heim kam. Eines Abends trat ich anders dort ein als sonst und meine Stimme war heiser. Nun waren wir wieder vogelfrei! Mein Chef hatte mir mit höflichen Worten meine Entlassung angekündigt. Er hatte Verluste im Geschäft, die ihn zwangen, sein Personal bis zur Hälfte gehen zu lassen, und es war ja im Grunde natürlich, daß er die behielt, welche am längsten bei ihm waren. Mit meinem Gehalt drückte er mir noch ein Almosen in die Hand — das erste, das ich im Leben empfing — und ich behielt es! Und wandern mußte ich wieder — von Fabrik zu Fabrik, von Geschäft zu Geschäft — überall das gleiche Achselzucken mit mehr oder weniger groben Worten begleitet. Hie und da traf ich unterwegs einen meiner früheren Kameraden, aber so blank seine Uniform auch war, ich beneidete ihn nicht. Ein selbstgewähltes Schicksal, und ist es noch so hart, trägt sich leichter, als ein aufgezwungenes und scheint es noch so glänzend! — — —

Der harte Winter warf mein Weib aufs Krankenlager und nun hieß es: Arbeit um jeden Preis! Ich meldete mich unter vielen Hunderten Arbeitsloser bei der städtischen Verwaltung und wurde angenommen.

So wurde ich Schneeschipper. Meint Ihr, ich schämte mich, weil das nicht standesgemäß ist? — — — Wenn ich heim komme in mein ärmliches Stübchen, empfängt mich mein Weib wieder in alter Frische und mein Kind lacht mir ent-

gegen. Dann möchte ich nicht, selbst wenn ich oft mit knurrendem Magen schlafen gehe, statt dessen „standesgemäß“ im bunten Rock neben einer einstigen „höheren Tochter“ sitzen. Und wenn ich, wie jüngst, mit meinen jetzigen Arbeitsgenossen dicht gedrängt im Saal zusammenstehe und höre, welche Zukunftsbilder uns entrollt werden, und fühle, welche Zukunftshoffnung und welche Thatkraft uns arme, frierende, hungernde Menschen erfüllt und verbindet, dann möchte ich nicht statt dessen „standesgemäß“ im bunten Rock am Kaminfeuer des Regiments-Kasinos sitzen zwischen denen, die das Wehen des Geistes, der durch die Welt schreitet, nicht fühlen und deren Sorgen sich zwischen Avancement und Besichtigung drehen! —

Mein Kind lacht im Schlaf. Dein Vater ist nur Schneeschipper und wird's doch schaffen, daß du auch im Wachen lachst!

Zur Ethik in der Politik.

Von Bartholomaeus Ritter von Carneri in Marburg (Österreich).

Es ist eine Thatsache, daß man nur zu oft einem höhnischen, im günstigeren Fall ungläubigen Lächeln begegnet, sobald man die Politik mit der Ethik in Verbindung bringt. Der nächste Grund davon mag wohl darin liegen, daß die Meisten unter Politik die der Diplomatie zukommenden auswärtigen Angelegenheiten verstehen und dabei in erster Linie an Schlauheit, Falschheit und Gewalt denken, womit freilich die Ethik nichts gemein hat. Und will man gerecht sein, so muß man zugeben, daß die äußere Politik in einer schlimmen Lage sich befindet, so lange wir nicht zu einem allgemeinen Staatenverbande gelangen, durch welchen zwischen den einzelnen Reichen ein Rechtszustand geschaffen wird, der in bestimmterer Weise formuliert erscheint, als dies im paragraphenlosen sogenannten Völkerrecht der Fall ist. Insoweit nicht besondere Verträge vorliegen, verhalten sich heute die Staaten zu einander wie Individuen, deren Zusammensein durch keine staatlichen Bestimmungen geordnet ist. Da bleibt in den meisten Fällen nichts anderes übrig, als daß Jeder mit denselben Waffen sich verteidigt, mit welchen er angegriffen wird. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß es nicht die Pflicht jedes auswärtigen Amtes sei, von ethischen Grundsätzen auszugehen und diesen nach Kräften zum Durchbruch zu verhelfen. Allein die Erfahrung lehrt, wie unzureichend es sei, die Lösung dieser Aufgabe dem Belieben des Einzelnen zu überlassen. Die überwiegende Mehrheit der großen Diplomaten ahnt nicht einmal die Größe des Schadens, der durch ihr Gebahren der öffentlichen Moral zugefügt wird. Die erhabene Stellung, von der aus sie höhere Politik treiben, ist großenteils schuld daran, daß so Viele an eine Ethik in der Politik gar nicht glauben können.

Leider sieht es mit der Ethik in der inneren Politik noch trauriger aus, wo doch durch die gegebenen Verhältnisse die Grundbedingungen dazu vorhanden wären. Auch hier begegnen wir jenem fatalen Lächeln, wie wenn es gar nicht anders zu sein vermöchte. Und in der That, wenn man sieht, wie die Völker selbst, allwo ein maßgebender Einfluß bei den Staatsgeschäften ihnen eingeräumt ist, die heiligsten ethischen Grundsätze ins Gesicht schlagen, so begreift man jene unglückselige Ungläubigkeit. Wohin man sieht, erblickt man einen Verfall der constitutionellen Einrichtungen, deren Erblühen noch vor Kurzem zu den schönsten Hoffnungen Anlaß gab. Nur der festeste Glaube an die Notwendigkeit des Fortschritts bewahrt den Patrioten vor gänzlicher Trostlosigkeit. Wir wollen blos drei Fälle aus der allerneuesten Zeit herausgreifen. Das Treiben der Christlich-Sozialen in Österreich, für welche das Christentum gleichbedeutend ist mit Unmenschlichkeit, die Wahl Ahlwardt's in Deutschland, durch die das Volk selbst verkündet, ein Verleumder gehöre ins Parlament; der Panama-Skandal in der französischen Deputirtenkammer. Am schlimmsten ist Oesterreich daran, denn während in Deutschland und Frankreich die Regierungen in sittlicher Entrüstung sich aufgebäumt haben gegen eine Bewegung, deren Überhandnahme den modernen Staat unmöglich machen würde, liebäugelt mit ihr die österreichische Regierung. Wie lange ist's her, daß es hieß: Freiheit wie in Oesterreich? Und wie bald, wenn es so fortgeht, wird man sagen: Ungerechtigkeit wie in Österreich! Giebt es eine größere Gewissenlosigkeit, als welche bestrebt ist, den Parlamentarismus ad absurdum zu führen? Der Absolutismus ist auf die Länge nicht mehr möglich, und weiß man kein drittes, so untergräbt man wissentlich mit der Zerrüttung des Parlamentarismus das staatliche Dasein überhaupt, auf dem die ganze Zivilisation beruht. Nur jene Socialisten, die ohne Staat sittliche Zustände für möglich halten, trifft dieser Vorwurf nicht. Freilich wird der Irrtum, in welchem sie befangen sind, gerade durch die neuesten politischen Zustände vollständig aufgedeckt; denn sind die Menschen heute noch nicht reif für den modernen Staat, wie ferne sind sie noch von der Reife, welche der echte Socialismus voraussetzt? Daß der Mensch, sobald die staatlichen Schranken fallen, in die Tierheit zurücksinkt, lehrt nur zu klar die Weltgeschichte. Und genügt nicht eine Ausschreibung allgemeiner Wahlen, durch welche naturgemäß die Grundfesten des Staates in Frage kommen, auf daß alle bösen Leidenschaften mit einem Mal sich entfesseln? Darauf erwidert der Sozialist: Die Menschen sind schon reif; alles Unheil kommt nur vom Staat. Dies würde aber eine treffende Erwiderung nur dann sein, wenn es nicht die Freiheit wäre, wofür die Menschen noch als unreif sich erweisen.

Daraus erhellt unwiderleglich die mangelhafte ethische Bildung der Menschen; und daß dieser Mangel ganz besonders in der Politik sich fühlbar macht, ist ein Fingerzeig nach der Quelle des Übels. Bislang ist der Moralunterricht, man kann sagen, ausschließlich durch die einen Gegensatz zum Staat bildende Kirche erteilt worden. Nicht nur hat diese, wie die Erfolge beweisen, in sehr ungenügender Weise ihn erteilt: sie hat durch ihren Grundsatz, daß es für jene, die zu ihren Dogmen ablehnend sich verhalten, keine giltige Moral gebe, in ethischer Beziehung den Glaubenslosen einen Freibrief ausgestellt. Und daß die Moral, die sie lehrt, nicht danach angethan ist, in der Politik gute Früchte zu tragen, überrascht keinen, dem es bekannt ist, daß die Kirche, so oft sie als Macht aufgetreten und politisch thätig gewesen ist, nur ausnahmsweise ethische Ziele verfolgt hat. Kein wahrer Menschenfreund wird der Kirche zu nahe treten, solang sie nichts lehrt als den reinen Glauben; denn es kommen beim Menschen Gemütsbedürfnisse vor, die nur der Gemüthsrohheit nicht heilig sind. Aber auch kein wahrer Menschenfreund wird der Erkenntnis sich verschließen, daß es hoch an der Zeit ist, für die ethische Erziehung der Jugend besser vorzusorgen.

Hier würde unserer Darstellung ein weites Feld sich erschließen, weit wie der Umkreis des Lebens, nach dem die Jugend die glühenden Arme ausstreckt. Jedoch wir dürfen die Grenzen nicht überschreiten, welche hier uns gezogen sind, und können selbst die Bedeutung, von der die Ethik für die Politik ist, nur in ihren wichtigsten Zügen kennzeichnen. Es handelt sich um nichts Geringeres als um den Staat nach seinem Wert für das Volk. Den alten Griechen, deren Ethik eine wissenschaftliche war, galt der Staat als die Befreiung aus den Banden der Wildheit und damit als identisch mit der Kultur. Als die höchste Gemeinschaft war er, so zu sagen, die irdische Kirche. Aus dieser Stellung hat die Religion immer mehr ihn verdrängt, indem die himmlische Kirche bald durch das feindliche ihrer Gegenüberstellung, bald zu einem Staat im Staate sich erhebend, ihn zum Minderwertigen herabdrückte. Dadurch ist er um die Heiligkeit gebracht worden, die ihm zukommt als ethische Institution vorzugsweise. Dadurch ist der Staat allmählich von einem Heil der Gesamtheit zu einem Heil Einzelner herabgesunken, so daß nicht nur von der Höhe des Thrones, sondern auch von unten die aller Ethik spottenden Worte gerufen werden konnten:

Der Staat bin ich. Soll es besser werden auf dieser Erde, so hat der Staat auf die ihm gebührende Stufe wieder erhoben zu werden. Daß der antike Staat teilweise auf Sklaverei beruhte, ist kein Grund, daß er in der alten Herrlichkeit nicht mehr aufleben könne: noch herrlicher kann er sich entwickeln, würde endlich die christliche Liebe zur Wahrheit, so daß kein Dienender und kein auf seiner Hände Arbeit Angewiesener über Sklaverei zu klagen hätte. So wenig als die körperliche und geistige Ungleichheit, wird je der Besitz dauernd abgeschafft werden: jene entspringen der natürlichen Entwicklung und in diesem liegt der Reiz, durch den der Fortschritt bedingt ist. Um auf den Fortschritt zu verzichten, müßte der Mensch aufhören, ein geistig und körperlich hochbegabtes Wesen zu sein. Immer allgemeiner hat der Besitz zu werden, und seinen Mißbrauch gilts einzuschränken auf das geringste Maß; vom Mißbrauch des Besitzes, nicht vom Besitz kommt das Übel.

Vieles, aber nicht Alles läßt sich leisten im Wege des Gesetzes, und selbst was in den Bereich der Gesetzgebung fällt — aus jedem Gesetz kann die Durchführung machen, was sie will — erreicht seinen Zweck nur, wenn die ethische Bildung des Volkes dem Staatszweck entspricht. Durch volkswirtschaftliche Reformen kann der Staat außerordentlich viel Gutes stiften, aber auch da sind die besten Einrichtungen eitel Trug, wenn nicht ethisch erhobene Menschen sich ihrer bemächtigen. Das vorzüglichste Wahlgesetz ist wertlos, solang die Wähler von selbstsüchtigen Motiven sich leiten lassen; und die in einem falsch verstandenen Anstandsgefühl, um, wie sie sich gern ausdrücken, sich nicht zu besudeln, dem öffentlichen Leben fernbleiben, einer rührigen Minderzahl das Feld räumend, sind nicht weniger verantwortlich für die unabsehbaren Folgen ihrer Indolenz. Auch was sie bestimmt, ist Selbstsucht, und die Unschuld, in welcher sie ihre Hände zu waschen meinen, heißt ethische Unbrauchbarkeit. Zur Politik gehört Alles, was auf das Staatswesen sich bezieht, und die Ethik ist in der Politik das Moment, durch das der Staat zu dem wird, was er zu sein hat. Mit der wissenschaftlichen und technischen Bildung der Jugend ist erst das halbe Werk vollbracht, und wo es nun vor allem den Hebel anzusetzen gilt, ist die ethische Erziehung. Die Jugend hat heranzuwachsen mit einem richtigen Begriff menschlicher Glückseligkeit und mit Trieben, die diesem Begriff entsprechend gebildet sind. Die Jugend hat heranzuwachsen im klaren Bewußtsein, daß wir, um wahrhaft und folglich dauernd glücklich zu sein, nach Kräften mitzuarbeiten haben am Glück der Andern, weil es kein schmählicheres und folglich hinfälligeres Glück giebt, als welches nicht auf die Mitarbeit, sondern auf das Unglück Anderer sich gründet. Die Jugend hat heranzuwachsen im Vollgefühl, daß erst der den Namen Mensch verdient, der sein kleines Ich erweitert zum Ich der Menschheit. Dann werden wir Staatsbürger haben, deren vorherrschendes Bedürfniß es ist, gut zu sein, die Wahrheit hochzuhalten und Schönes anzustreben; dann wird die Politik eine ethische sein, weil alle dem Staate Dienenden vor Allem seine Zwecke fördern werden; dann wird der Staat die soziale Frage lösen, soweit es menschenmöglich ist, indem fort und fort die Noth sich vermindern wird und fort und fort sich erhöhen wird die Zahl der wahrhaft Glücklichen.

Glückauf!

Von C. Kyffhausen.

Wohlauf, die Geisteswaffen hoch!
Des Krieges Geißel nieder,
Die Heuchelei, die uns betrog!
Die Wahrheit herrsche wieder!
Herbei, Ihr Männer deutscher Art,
Ihr deutschen Frauen alle,
Wo Herz mit freiem Sinn sich paart:
Der Wahn, der Dünkel falle!

Der Geistesfreiheit hohes Gut
Den Massen helft bescheren,
Durch Arbeit und durch Opfermut
Der Menschheit Wohl vermehren.
Enterbten in der Trübsal Bann
Erleichtert ihre Bürde,
Und achtet im geringsten Mann
Die heil'ge Menschenwürde.

Herbei, Ihr Kämpfer, strömt herbei!
Schwört Treue der Standarte,
Die herrlich ziere, stolz und frei,
Der Menschenliebe Warte.
Das Schwert des Geistes richte nur
Im Daseinskampf hienieden!
Glückauf! Durch ethische Kultur
Zum gold'nen Völkerfrieden!

Theosophie, Ethik und Politik.

Übersetzt aus Edward Bellamy's Wochenschrift „The New Nation". Boston, 10. Dezember 1892.

Frau Annie Besant war bekanntlich vor ihrer Bekehrung zur Theosophie in der Propaganda für den Sozialismus erfolgreich thätig. Einem Berichterstatter der „London Chronicle" sagte sie unlängst: „Die Theosophie unterscheidet sich vom Sozialismus dadurch, daß sie ein Versuch ist, durch geistige Anstrengung diejenigen Reformen herbeizuführen, welche der letztere durch eine äußere Gesetzgebung zu erzielen sucht, die doch, weil sie die Menschen selbst unverändert läßt, früher oder später alle die alten Übel zurückbringen würde. Eine Brüderschaft kann man nicht ohne Brüder schaffen — das ist die Klippe, an der die Theosophie sich vom Sozialismus trennt. Durch die Verzweiflung an dem Material, welches ich zu bearbeiten versucht hatte, wurde ich zur Theosophie geführt. Ich glaube, daß der allgemeine Kollektivismus mit der Zeit von allen den alten Übeln einer individualistischen Gesellschaftsordnung befallen werden würde."

Wir haben vor Frau Besant die höchste Achtung, aber dies ist in der That eine sehr wirre Art von Philosophie. Es ist traurig zu sehen, daß eine Frau von so edelem Geiste das Aufgeben ihrer Arbeit für praktische Sozialreform mit einem Grunde rechtfertigt, welchen fromme Heuchler gegen jeden jemals gemachten Versuch, schlechte Einrichtungen zu verbessern, vorgebracht haben.

Glaubt Frau Besant, daß irgend jemand meinen kann, es mache nichts aus, ob wir unter dem Czarentum oder unter dem Republikanismus leben, ob unser Industriesystem die Sklaverei oder nationale Korporation ist, ob das Volk durch Gemeinde- und Staats-Sozialismus selbst sich dient oder durch räuberische Korporationen sich ausbeuten läßt?

Sie will uns den Versuch, unsere Gesellschaftsordnung brüderlicher zu gestalten, nicht gestatten, weil die Menschen noch keinen ganz brüderlichen Geist bekunden. Hat sie aber je davon gehört, daß die Menschen in der Sklaverei vollkommen lernten, wie man ein freier Mann sein muß? Wird sie den Krankenwärter nicht holen lassen, bevor der Patient gesund ist? Wird sie warten, bis der Typhus gewichen ist, bevor sie die Drainage verbessert?

Zu diskutieren, ob die moralische Anstrengung oder die Einwirkung einer verbesserten Umgebung das wesentlichere Element im Fortschritt ist, ist unfruchtbar. Beide sind wesentlich. Die Saat kann ohne Wärme nicht keimen, und umgekehrt, einem Samen, der todt ist, nützt alle Wärme nichts.

Wie kann Jemand annehmen, wie Frau Besant es zu thun scheint, daß zwischen der Verteidigung einer verbesserten sozialen Umgebung und einer höheren ethischen Kultur irgend ein Gegensatz besteht?

Kein Verteidiger industrieller Reform wollte uns je der moralischen Motive entheben. Ein solches Unterfangen würde aber nicht unvernünftiger gewesen sein, als Frau Besant's Erklärung ist, daß ethische Kultur uns der Verbesserung der Einrichtungen entheben kann.

Die heutige Welt fordert gebieterisch eine gesundere soziale und industrielle Ordnung, bessere Einrichtungen, einen Mechanismus, welcher die edleren Triebe der Menschennatur fördert und nicht hindert. Auf diese Forderung scheint Frau Besant zu antworten: Weil Ihr noch nicht vollkommen seid, darum sollt Ihr die Mittel zur Vervollkommnung nicht haben, weil Ihr bedürft, sollt Ihr nicht empfangen!

Diejenigen, die, unter welcher Berufung auf Frömmigkeit oder Selbstkultur auch immer, in dieser kritischen Zeit ihre Hilfe der Arbeit an der Verbesserung der wirklichen Bedingungen des menschlichen Lebens entziehen, werden die Menschen vergeblich zu überzeugen suchen, daß sie vom Geiste Gottes oder des Guten beseelt sind.

Vom sittlichen Dünkel redend, sagte Jesus Christus: „Ein jeglicher Baum wird an seiner eigenen Frucht erkannt"; und Jacobus' Herausforderung bleibt immer siegreich: „Zeige mir Deinen Glauben mit Deinen Werken, so will ich auch meinen Glauben Dir zeigen mit meinen Werken." „Der Glaube ohne Werke ist tot."

Aus der Nummer der „New Nation" vom 7. Januar 1893:

Mit großem Vergnügen drucken wir einen Brief ab, welchen Frau Besant in Erwiderung auf unseren neulichen Artikel geschrieben hat. Derselbe war durch einen Bericht veranlaßt worden, demzufolge sie Zweifel an den nützlichen Folgen sozialistischer Arbeiten in der Richtung auf kollektivistische Unternehmungen ausgedrückt haben sollte. Es gereicht uns zur großen Genugthuung, zu erfahren, daß der angeführte Bericht ihrer Haltung in der fraglichen Angelegenheit nicht gerecht wird. Wir wiederholen der ausgezeichneten Frau die Versicherung unserer herzlichen Hochachtung.

Brief der Frau Besant an Edward Bellamy.

„Ich berücksichtige solche Zeitungsdarstellungen nicht oft; aber meine Achtung für Ihre Bestrebungen bestimmt mich dazu, gegen den Artikel in The New Nation vom 10. Dezember Einsprache zu erheben. Sie nehmen ein aus dem Zusammenhang gerissenes Stück eines Berichts und gründen darauf Ihre Kritik.

„Ich habe äußere Verbesserungen niemals mißachtet. Alles, was ich geltend machte, war, daß alle Übel in neuen Formen wiederkehren, wenn die Begierde, auszubeuten und zu herrschen, bleibt, und daß es daher notwendig ist, daß Einige auf die tieferen Ursachen des Elends einwirken, während Andere die äußeren behandeln. In England giebt es jetzt Viele, welche die Ausdehnung der Gemeindewirtschaft verfechten und betreiben, und von Herzen wünsche ich ihnen — wie ich beständig sage — Erfolg. Aber es giebt sehr Wenige, welche den Menschengeist von der Selbstsucht zur Bruderliebe hinzuwenden suchen.

„Wenn Sie meine Schriften angesehen hätten, anstatt einem Zeitungsbericht einige unvollständige Sätze zu entnehmen, so würden Sie bemerkt haben, daß ich es als einen Teil des theosophischen Lebens dargestellt habe, daß jeder jegliche Bewegung, die auf Gleichheit und Brüderlichkeit gerichtet ist, unterstützt, wenn er es kann, und daß Keiner sich solcher nützlichen Thätigkeit entzieht, wenn er nicht ein noch wichtigeres und schwierigeres Werk auf sich nehmen will.

„Ich kann nur bedauern, daß Ihr Blatt dieselbe Bereitschaft, ungerecht zu sein, zeigt, welcher die Kapitalisten-Organe den Sozialisten gegenüber sich schuldig machen; es erläutert meine Behauptung, daß die sozialistische Form ohne den wahren sozialistischen Geist der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit die alten Übel erzeugen kann."

Die Ethik des Glaubens.

Von William Kingdon Clifford.

Autorisierte Übersetzung von Lily v. Kretschman.

(Fortsetzung.)

Wenn es nur einen Propheten gäbe, dann könnte es in der That als eine schwere und sogar als eine undankbare Aufgabe erscheinen, zu entscheiden, in welchen Punkten wir Muhammed vertrauen dürfen und in welchen wir seine Autorität bezweifeln müssen, da wir doch gewahren, welche Hülfe und Förderung allen Menschen zu allen Zeiten von denjenigen zu Teil wurde, welche klarer sahen, tiefer fühlten und die Wahrheit mit aufrichtigerem Herzen suchten, als ihre schwächeren Brüder. Doch es giebt nicht nur einen Propheten; und während die Übereinstimmung Vieler über das, wofür sie als Menschen wirkliche Mittel zur Kenntnisnahme hatten, und was sie auch wirklich wußten, sich bis an's Ende dauernd erwiesen hat und mit Ehren in den großen Bau menschlicher Wissenschaft eingefügt worden ist, bleiben uns die verschiedenen Zeugnisse Einzelner über das, was sie nicht wußten und nicht wissen konnten, eine Mahnung, daß die prophetische Autorität zu überschätzen, sie mißbrauchen und die mißachten heißt, welche gesucht haben, uns nach ihrem Vermögen zu helfen und zu fördern. Es liegt schwerlich in der menschlichen Natur, daß ein Mensch die Grenzen seiner eigenen Einsicht ganz genau ermißt; aber es ist die Pflicht Derjenigen, die aus seinem Werke Nutzen ziehen, sorgfältig zu untersuchen, wo er über sie hinausgegangen sein mag. Wenn wir durchaus seine möglichen Irrtümer mitsamt seinem sicher Errungenen annehmen und seine Autorität als Entschuldigung für unseren Glauben an das benutzen wollen, was er nicht gewußt haben kann, so machen wir seine Güte zu einer Veranlassung zur Sünde.

Um nur noch ein anderes solches Zeugnis zu betrachten: die Nachfolger Buddhas haben wenigstens eben so viel Recht, sich auf die individuellen und sozialen Erfahrungen zum Beweise der Autorität des Erlösers des Ostens zu berufen. Das besondere Merkmal seiner Religion, so sagt man, das, worin sie noch nie übertroffen worden ist, ist die Erquickung und der Trost, die sie den Kranken und Sorgenvollen spendet, das zarte Mitgefühl, mit dem sie all' die Leiden der Menschen mildert und besänftigt. Und sicherlich kann kein Triumph sozialer Moralität größer und edler sein, als der, welcher nahezu die Hälfte der Menschheit vor Verfolgung im Namen der Religion bewahrt hat. Wenn wir den Berichten seiner ersten Nachfolger trauen dürfen, so glaubte er selbst, mit einer himmlischen und kosmischen Mission auf die Erde gekommen zu sein, um das Rad des Gesetzes in Bewegung zu setzen. Ursprünglich ein Prinz, entäußerte er sich seines Königtums und begab sich freiwillig in das Elend, damit er lernte, wie ihm zu begegnen und wie es zu bewältigen sei. Konnte solch ein Mann über heilige Dinge die Unwahrheit sagen? Und was sein Wissen anbetrifft, war er nicht ein Wunderthäter, mit Kräften begabt, höher als die des Menschen? Er war vom Weibe geboren, ohne des Mannes Hilfe; er stieg in die Lüfte und ward vor den Seinen verklärt; schließlich fuhr er von der Spitze des Adamberges körperlich in den Himmel. Ist nicht seinem Worte zu glauben, wenn er himmlische Dinge bezeugt?

Wenn es nur ihn gäbe und keinen Anderen mit eben solchen Ansprüchen! Doch da ist Muhammed mit seinem Zeugnis; wir können nicht umhin, auf beide zu hören. Der Prophet sagt uns, daß es einen Gott giebt, und daß wir ewig in Freude oder Elend leben werden, je nachdem wir dem Propheten glauben oder nicht. Buddha sagt, daß es keinen Gott giebt und daß wir nach und nach werden vernichtet werden, wenn wir gut genug sind. Beide können nicht unfehlbar inspirirt sein; der eine oder der andere muß das Opfer einer Täuschung gewesen sein und geglaubt haben, er wisse, was er in Wirklichkeit nicht wußte. Wer wagt es zu sagen, welcher? und wie können wir es rechtfertigen, zu

glauben, daß der Andere nicht auch in Täuschung befangen war?

Wir sind demnach zu folgendem Urteile gelangt: die Güte und Größe eines Mannes rechtfertigt es nicht, daß wir auf seine Autorität hin einen Glauben annehmen, wenn es nicht vernünftige Gründe zu der Voraussetzung giebt, daß er die Wahrheit dessen wußte, was er sagte. Und es kann keine Gründe für die Annahme geben, daß ein Mensch das weiß, was wir, ohne daß wir aufhören, Menschen zu sein, unmöglich als wahr darthun können.

Wenn ein Chemiker mir, der ich kein Chemiker bin, sagt, daß eine gewisse Substanz hergestellt werden kann, wenn andere Substanzen in gewissen Verhältnissen mit einander vermischt und einem bekannten Prozeß unterworfen werden, so bin ich ganz berechtigt, ihm dies auf seine Autorität hin zu glauben, sofern ich nichts gegen seinen Charakter oder gegen sein Urteil einwenden kann. Denn seine berufsmäßige Bildung ist darauf gerichtet, die Wahrhaftigkeit und die ehrliche Forschung nach Wahrheit zu fördern und ein Mißfallen an voreiligen Schlüssen und leichtfertigen Untersuchungen hervorzurufen. Und ich habe vernünftige Gründe zu der Annahme, daß er die Wahrheit dessen weiß, was er sagt; denn obwohl ich kein Chemiker bin, kann ich doch dazu gebracht werden, so viel von den Methoden dieser Wissenschaft zu verstehen, um, ohne aufzuhören, ein Mensch zu sein, die Wahrheit seiner Behauptung feststellen zu können. Ich mag sie in Wirklichkeit niemals feststellen oder auch nur ein Experiment sehen, welches darauf hinzielt, sie zu bestätigen; dennoch bin ich völlig berechtigt zu glauben, daß jene Bestätigung etwas uns Menschen Mögliches ist, und im besondern, daß sie von meinem Gewährsmann thatsächlich erbracht worden ist. Sein Ergebnis, der Glaube, zu dem er durch seine Untersuchungen gelangt ist, ist nicht nur für ihn selbst, sondern auch für andere gültig; er ist von denen beachtet und geprüft worden, welche auf demselben Gebiete arbeiten, und welche wissen, daß der Wissenschaft kein größerer Dienst geleistet werden kann, als durch die Reinigung angenommener Resultate von den Irrtümern, die sich in sie eingeschlichen haben. Auf diese Weise werden die gewonnenen Ergebnisse Gemeingut, ein rechtmäßiger Gegenstand des Glaubens, welcher eine gesellschaftliche, keine bloß private Angelegenheit ist. So sehen wir, daß seine Autorität Geltung hat, weil es Menschen giebt, die sie in Frage stellen und prüfen, — daß es gerade dieses Verfahren der Untersuchung und Reinigung ist, welches unter den Forschern die Liebe für das wach erhält, was alle Proben bestehen kann: das Gefühl öffentlicher Verantwortlichkeit als von solchen, deren Werk, wenn es wohl gethan wird, der Menschheit als dauerndes Erbe verbleiben wird.

Aber wenn mein Chemiker mir sagt, daß ein Atom Oxygen im Gewicht und in der Art der Vibration durch alle Zeiten unverändert vorhanden war, so habe ich kein Recht, dies auf seine Autorität hin zu glauben; denn es ist etwas, das er nicht wissen kann, ohne aufzuhören, ein Mensch zu sein. Er mag ganz ehrlich überzeugt sein, daß diese Behauptung eine rechtmäßige Folgerung aus seinen Experimenten ist; doch in diesem Fall ist sein Urteil ein falsches. Eine sehr einfache Betrachtung des Charakters der Experimente würde ihm klar machen, daß sie niemals zu Resultaten dieser Art führen können, — daß, da sie selbst nur approximativ und begrenzt sind, sie uns keine Kenntnis geben können, welche exakt und schlechthin allgemein ist. Keine Trefflichkeit des Charakters und Talents kann einem Manne Autorität genug geben, um uns zu rechtfertigen, ihm zu glauben, wenn er Behauptungen aufstellt, welche exakte oder schlechthin allgemeine Kenntnisse voraussetzen.

Ein Nordpolfahrer kann uns erzählen, daß er unter einem gegebenen Breiten- und Längengrade den und den Grad Kälte gefunden, daß das Meer die und die Tiefe und das Eis die und die Eigenschaften gehabt hat. Wir würden ganz im Rechte sein, ihm zu glauben, falls seine Wahrheitsliebe keinem Zweifel unterliegt. Es ist denkbar, daß wir, ohne aufzuhören Menschen zu sein, hingehen und seine Behauptung bestätigt finden können; sie kann durch das Zeugnis seiner Gefährten geprüft werden; und es besteht ein zureichender Grund zu der Annahme, daß er die Wahrheit dessen weiß, was er sagt. Aber wenn ein alter Walfischjäger uns erzählt, daß das Eis den ganzen Weg bis zum Pole dreihundert Fuß dick ist, so sind wir nicht berechtigt, ihm zu glauben. Denn obgleich die Wahrheit jener Behauptung durch Menschen überhaupt festgestellt werden könnte, so konnte sie doch sicherlich nicht durch **ihn** festgestellt werden, durch keines der Mittel, welche er besaß; und er muß zum Glauben an die Wahrheit der Sache durch solche Mittel gelangt sein, welche seinem Zeugnis keinerlei Gewicht geben. Selbst wenn also die behauptete Thatsache im Bereiche menschlicher Kenntnisnahme liegt, so haben wir doch kein Recht, sie auf Autorität hin anzunehmen, wenn sie nicht im Bereich der Kenntnisnahme unseres Berichterstatters liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechung.

3½ Monate Fabrik-Arbeiterin. Eine praktische Studie von Frau Dr. Minna Wettstein-Adelt. Berlin, J. Leiser, 1893. (108 S. gr. 8°. Preis 2 ℳ.)

Die Verfasserin des vorliegendes Buches, die sich auf dem Gebiete der Frauenbewegung als Schriftstellerin und Rednerin bereits einen geachteten Namen gemacht hat, erklärt im Vorwort, daß Paul Göhres Schrift „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche" ihr den Anstoß gegeben habe, als Arbeiterin unter Arbeiterinnen zu leben. Sie hat ihren Plan glänzend zu Ende geführt und als das erste Resultat ihrer eingehenden praktischen Studien die Broschüre „3½ Monate Fabrik-Arbeiterin" veröffentlicht. Ehe ich auf eine Besprechung derselben eingehe, möchte ich vorausschicken, wie bezeichnend für unsere Zustände die Art ist, mit der ein großer Teil der Presse sich gegenüber dieser wertvollen Arbeit einer Frau verhielt. Paul Göhre wurde — man mochte mit seinen Ansichten einverstanden sein oder nicht — wegen seiner aufopfernden That mit Recht bewundert; Minna Wettstein fand höchstens ein mitleidig-wohlwollendes Lächeln und von Seiten der schärfsten Widersacher ein spöttisches Zweifeln an ihrer Wahrhaftigkeit.

„Hätte ich die Angriffe voraussehen können, denen ich ausgesetzt bin, ich hätte meine Erfahrungen vielleicht für mich behalten", sagt sie selbst. Da sie aber nicht allein steht, sondern in ihrem Mann einer kräftigen Unterstützung ihrer Bestrebungen stets sicher ist, so dürfen wir hoffen, von ihr noch viel des Interessanten zu hören.

Frau Wettsteins Erfahrungen umfassen ein weiteres Gebiet, als die Paul Göhres: sie arbeitete in vier verschiedenen Fabriken, teils in Chemnitz, teils auf dem Lande, lernte verschiedene Branchen der Fabrikarbeit kennen und gewann durch tagelange Besichtigung der Wohnungen für Arbeiterinnen einen tiefen Einblick in die damit zusammenhängenden Zustände. Wenn sie im Vorwort sagt, daß ihre Mitteilungen ein Beitrag zur Frauenfrage sein und die Bewegung in den unteren Schichten fördern sollen, so scheint mir der Rahmen, den sie ihrer Arbeit giebt, zu eng zu sein, denn es ist vielmehr ein Stück moderner Kulturgeschichte, das sich in einzelnen Bildern vor uns entrollt.

Das erste Bild zeigt uns die materielle Lage der Arbeiterin. In der Strumpffabrik, in welcher die Verfasserin zuerst thätig war, und wo die Arbeit in hellen, luftigen Räumen ihr verhältnismäßig leicht erschien, verdienen die Hefterinnen 5 bis 6 Mark wöchentlich; das Höchste, was einzelne der in der Appretur beschäftigten Mädchen verdienen, ist die Summe von 10 Mark in der Woche. In den Webereien beträgt der Verdienst zwischen 10 und 18 Mark; doch ist die Arbeit hier an den Webemaschinen eine weit angreifendere und der Aufenthalt in der dichten Staubatmosphäre für die Lunge äußerst schädlich Die im Haus für die Fabriken arbeitenden Frauen, z. B. die Handschuhstepperinnen, verdienen bei 6 bis 8stündiger Arbeit zwischen 2 und 3 Mark. Bemerkenswert ist der Einfluß, den die Beschäftigung auf das Benehmen ausübt: „Je gröber und schwerer die Arbeit, je roher die Menschen. Alle die Mädchen, mit denen ich in Handschuh- und Strumpffabriken arbeitete, waren grundverschieden im Benehmen wie in der Kleidung gegenüber denjenigen, die Maschinenarbeit verrichteten."

Dem geringen Einkommen entsprechend, ist die Nahrung, die meist aus Kartoffeln oder Reisbrei besteht und in den feuchtkalten Sälen im Souterrain der Fabriken auf einem riesigen Herd zu Mittag aufgewärmt wird. Nur wenige verheiratete Frauen eilen um 12 Uhr heim zum Essen; der Weg ist meist so weit, daß von einer ruhigen Mittagspause für sie keine Rede ist. Das hastige Essen und die mürrischen Gesichter, die um so unzufriedener dreinschauen, je mehr Kinder sich um den Tisch schaaren, haben der Verfasserin einen

traurigeren Eindruck gemacht, als eine Mittagsmahlzeit auf dem Hof der Fabrik. Fleisch hat sie nie bei den Arbeiterinnen gesehen, obwohl sie alle gern Fleisch äßen, wenn sie die Mittel dazu hätten, und ihnen eine kräftige Kost, wie die der Soldaten, besser bekommen würde, als Brot und Kartoffeln. Allerdings könnten sie sich besser nähren, wenn sie weniger für Schmuck und Kleider ausgeben würden, ein Vorwurf, der entkräftet wird, sobald man bedenkt, wie Erziehung und Aufklärung nach dieser Richtung bisher nichts gethan hat. Trotz der Nahrung, die jahraus, jahrein dieselbe ist, trotz der harten Arbeit, der erbärmlichen Wohnung, des nervenzerrüttenden Maschinenlärms finden sich blühende Mädchen unter den Arbeiterinnen, die noch Lust haben zu singen, die ihre blankgeputzte Maschine mit bunten Bändern schmücken, die ihre Lebensfreudigkeit bewahren, auch wenn sie nie daran denken können, sich zu schonen oder sich auszuruhen. Der Ausspruch einer klugen Frau, die gegenüber den geduldig ertragenen Leiden der Armen die der Reichen für „Luxusleiden" erklärte, ist auch hier am Platz. Frau Wettstein bemerkt ganz richtig: „Hier sollten sie einmal eingreifen ins volle Menschenleben, jene Gegner, die da behaupten, die schwachen Frauen könnten nichts leisten und würden niemals andauernd und hingebend einen Beruf erfüllen! Hier werden ihre Behauptungen glänzend zu Schanden." Sie fügt noch weiter hinzu, daß die Arbeit der Teppichweberinnen z. B. durchaus keine schablonenhafte sei, sondern weit mehr Gedankenarbeit und Pflichtbewußtsein erfordere, als die Arbeiten der Mädchen aus den höheren Kreisen, mit denen diese sich in Erwartung des erlösenden Ritters die Zeit vertreiben. Besonders beherzigenswert ist die Mahnung, daß jene stickenden und häkelnden Mädchen der gebildeten Stände, jene vielen existenzlosen Erzieherinnen eine passende Ausbildung finden müßten, um in Fabriken als Direktricen und Inspektorinnen thätig sein zu können. „Dann würde vielleicht der schmachvolle Zustand aufhören, daß Männer Frauen beaufsichtigen, leiten, auszahlen und unterdrücken." Dann würde auch auf dem Gebiete der Sittlichkeit ein erziehender Einfluß möglich sein; denn die größte Schuld an der Demoralisation der Arbeiterinnen giebt Frau Wettstein den Aufsehern, den in den Bureaux arbeitenden Kaufleuten, die durch Intriguen, durch Verleumdungen beim Direktor und boshafte Chikanen die Mädchen verfolgen, die ihnen nicht zu Willen sind, und sie der Sozialdemokratie in die Arme treiben, „um so mehr, als das gesamte sozialdemokratische Fabrikpersonal sie besser und höflicher behandelt, als es die andern thun." Die Verfasserin illustriert ihren Ausspruch durch die Wiedergabe ihrer persönlichen Erfahrungen und hat ein warmes Wort der Verteidigung für das arme Fabrikmädchen, die in das Verderben hineingestoßen wird, und die Niemand unterstützt, wenn sie sich nicht hineinstoßen läßt und aus Moral brotlos wird.

Noch auf ein anderes Feld der Thätigkeit weist die Verfasserin die „wohlthätigen" Frauen, die für Bazare malen und sticken oder zum Besten der Armen die Nächte durchtanzen: das ist die Erziehung in der Haushaltung, von der die Fabrikarbeiterinnen nichts verstehen, so viel auch auf diesem Gebiet schon geleistet worden ist. In einer Arbeiterfamilie gehen die Kinder oft aufs zierlichste gekleidet und essen zu Hause nur trocknes Brot, oder schlafen alle in einem Bett, während der Vater wöchentlich zwei Mark für Cigarren ausgiebt. Solche Zustände können nur durch Aufklärung, durch Erziehung zu richtiger Einteilung der Einnahmen, an die selten überhaupt gedacht wird, wirksam bekämpft werden; auf ihnen beruht doch schließlich zum großen Teil das Familienglück.

Von den Arbeiterehen weiß Frau Wettstein genug trauriges zu berichten. In den kinderlosen oder nur mit ein oder zwei Kindern gesegneten Ehen sind die Verhältnisse meist geregelt und herrscht eheliche Einigkeit. Je mehr Kinder, je mehr Unfriede, Elend und Schmutz, besonders dort, wo sich Mann und Frau ohne die geringsten Mittel geheiratet und den Haushalt auf Abzahlung eingerichtet haben. Der Verdienst des Mannes reicht zum Unterhalt und zur Bezahlung der Schulden nicht aus, die Frau muß mit erwerben und muß ihre Kinder wild aufwachsen lassen.

„Hier", so sagt die Verfasserin, „richte ich eine Anfrage an die Gegner unserer Bestrebungen, die da behaupten, die Frau sei zur Gattin und Mutter bestimmt und gehöre ins Haus, sie könne nur so ihre natürlichen Pflichten erfüllen. Warum sorgen diese Schreier nicht dafür, daß die Arbeitergattinnen ihre „natürlichen" Pflichten auf natürliche Weise erfüllen können und in ihren vier Wänden bleiben, statt die unnatürliche, schwere Maschinenarbeit zu verrichten?"

Im großen Ganzen sind die Ehen der sozialdemokratischen Arbeiter die glücklicheren, weil die Frauen eine bessere Stellung haben, an den politischen und Tagesereignissen Teil nehmen und die Männer weniger das Bedürfnis fühlen, die Kneipen aufzusuchen. Trotzdem gilt den Arbeiterinnen die Ehe nicht als der Hafen, in den die Töchter der besseren Stände sehnsüchtig hoffen, ihr Lebensschiff einlaufen zu sehen. Das Gute, was das Fabrikmädchen vor diesen voraus hat: die Freiheit, verhilft ihr auch zu einer inneren Selbständigkeit, zu klarer Beurteilung der wirklichen Verhältnisse. Sie sitzen nicht bei der Mutter und warten des „Erlösers"; sie sagen: „Wir sind noch zu jung, wir wollen noch nicht heiraten; in Sorgen und Krankheit kommt man früh genug." — Selbst die Mädchen, die bei den Eltern wohnen, geben diesen Kostgeld und haben dadurch ein gewisses Recht auf ihre Selbständigkeit.

Das dunkelste Bild, das Frau Wettstein uns vorführt, ist das der Wohnungen und Schlafstellen. Es giebt Familien, die eine „gute Stube" haben und daneben in einer dunklen, elenden Schlafkammer hausen, wo überdies auch noch gekocht wird. In Räumen, die den Namen Zimmer gar nicht verdienen, schlafen auf Feldbetten, Strohsäcken, Hängematten die Mädchen, denen man im Benehmen wie in der Kleidung genau ansehen kann, wie sie schlafen. Die Schlafgängerinnen, die mit anderen zusammen ein elendes Loch bewohnen, sind durchgehends roh, schamlos und schmutzig, während die besser Wohnenden sich gesittet betragen und auf Reinlichkeit halten. Frau Wettstein macht den Gegnern der Frauenbewegung hier den berechtigten Vorwurf, daß sie von der „edlen Weiblichkeit", von der „Hüterin der Ideale", von der „schamhaften Jungfrau, die still im Hause wirkt", viel Schönes zu sagen haben, aber nichts dafür thun, um jenen Arbeiterinnen die Möglichkeit zu verschaffen, in ihrem Sinn weiblich und moralisch zu sein.

Das Kapitel der Wohnungsfrage ist das wertvollste des ganzen Buches, und ich möchte es besonders den Wohlthätigkeitsvereinen und den am grünen Tisch sitzenden Volksbeglückern empfehlen!

Die Verfasserin bespricht dann noch den Einfluß der Sozialdemokratie auf die Arbeiterinnen, der, was Aufklärung und Bildung betrifft, nicht tiefgreifend zu sein scheint. Bebels Buch „Die Frau" ist nur wenigen bekannt, und von der Frauenbewegung wußten sie nichts, begrüßten aber die Nachricht mit großer Freude, daß weibliche Ärzte anzustellen ein Ziel derselben sei.

Aus den übrigen Kapiteln des inhaltreichen Buches möchte ich nur noch zwei Einzelheiten hervorheben: die Religiosität der Arbeiterinnen und die Existenz der Stellenlosen. Im Ganzen stehen die Fabrikmädchen der Religion sehr fern; es kommt kaum vor, daß sie in ihrem Herzen Wurzel gefaßt hätte und in ihrem Thun zum Ausdruck käme. Der Lehre von Gottes Güte und Barmherzigkeit widerspricht alles das zu sehr, was sie täglich an sich und anderen erleben. Die Geistlichen, die kein Ansehen bei ihnen genießen, sind meist selbst Schuld daran; die Worte, die sie bringen, müssen eindruckslos bleiben, weil es eben nur Worte sind. Dagegen sind die barmherzigen Schwestern beliebt, ja verehrt, denn sie wirken durch die That, durch Freundlichkeit und Geduld, und beweisen durch ihren Einfluß, wie viel die Frau in rechter Weise auf die Frau zu wirken vermag.

Worte sind es auch, die von den Wänden der Asyle für Obdachlose herniedersehen auf die Hungernden, Elenden, die von Fabrik zu Fabrik wandern, und nirgends Arbeit bekommen. Man kann der Verfasserin vielleicht vorwerfen, sie urteile zu scharf; aber sie urteilt doch nach eigenster Erfahrung, die wenig Andere aufweisen können. Von dem Pfarrer an, der die Armen ermahnt, tugendhaft zu bleiben „denn der Herr, der die Lilien kleidet, wird auch Sie ernähren und kleiden", bis zu der Stellenvermittlerin hinab, die ihr Gewerbe in der Art der schlimmsten Halsabschneider betreibt, findet Frau Wettstein nichts, was nach menschenfreundlicher Unterstützung aussieht. — Das Resultat, das der Leser ihres Buches daraus gewinnt, ist unausbleiblich dasselbe, zu dem sie selbst gelangt ist: die gegenwärtige Lage der Fabrikarbeiterin zwingt sie dem Laster in die Arme, und Niemand von uns, den besser Situierten, hat das Recht, ihr daraus einen Vorwurf zu machen. Was für den geistigen Fortschritt der Frauen in den höheren Ständen geschieht, bleibt Sport, wenn nicht zuerst an dem sittlichen Fortschritt der Frauen der Arbeiterklasse gearbeitet wird. Das kann aber durch bloßes Moralpredigen nicht geschehen, sondern nur durch Veränderung der ökonomischen Verhältnisse, unter denen sie in erster Linie leiden, und durch gründliche Aufklärung — zunächst eine Aufklärung nach oben in der Art, wie Frau Wettstein sie brachte, damit den Tausenden von Frauen die Augen über das Elend ihrer Schwestern geöffnet werden, das sie bisher nicht sahen und nicht sehen wollten.

Berlin. Lily von Kretschman.

Sprüche des Lao-tse.

Lao-tse táo-te-king: Der Weg zur Tugend.

Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von Reinhold von Plaenckner. Leipzig, 1870.

Lao-tse, der älteste chinesische Philosoph, wurde im siebenten vorchristlichen Jahrhundert geboren. Er war ein Gelehrter und bekleidete am kaiserlichen Hofe die Stelle eines Bibliothekars. Der Ruf seiner großen Gelehrsamkeit und sittlichen Vollkommenheit drang weithin. Auch Kung-tse (Confucius), sein weit jüngerer Zeitgenosse, hörte von ihm und machte die weite Reise nach der Residenz, um Lao-tse zu sehen und sein Schüler zu werden. Er sprach von dem Meister stets mit der größten Bewunderung. Doch bestand zwischen beiden ein Gegensatz: Confucius verlangte ein strenges Festhalten an den Satzungen der Väter, Lao-tse dagegen die Fortentwickelung des Menschengeistes. Als daher Confucius in seinen Gesprächen mit Lao-tse die Maximen der alten Weisen beständig anführte, sagte endlich Lao-tse zu ihm: „Wie kannst Du nur fort und fort von den Männern sprechen, die längst todt und deren Gebeine selbst längst in Staub zerfallen sind! Wahr, ihre Sprüche sind auf uns gekommen, und die mögen für die damalige Zeit recht schön und passend gewesen sein. Aber das Rad der Zeit bleibt nicht stehen, und wir

rollen, wie sie, weiter im flüchtigen Wagen und müssen ihr folgen und uns in sie schicken mit unsern Ansichten. Sind nun unsere eigenen Ansichten zeitgemäß, so sprechen wir sie aus und nützen der Welt." — Das vorliegende Werk Tâo-te-king, „Der Weg zur Tugend", gilt in China für klassisch und verdient, wie sein Übersetzer erklärt, dies Attribut auf der ganzen Erde.

Wie Himmel und Erde keine parteiischen Zuneigungen haben, sondern alle Wesen mit gleicher Liebe umfassen, so hat auch der Weise keine parteiischen Zuneigungen, sondern er behandelt alle Menschen mit gleicher Liebe und Gerechtigkeit. (1. Buch, 5. Kapitel.)

Der vollkommene Weise gleicht dem Wasser. Das Wasser wie der Weise nützen allen Menschen . . . Wo er auch sei, der Weise, da liebt er den Ort, wo er weilt, und verschönert alles um sich durch seine Gegenwart. Mit seinen Forschungen durchdringt er die Tiefen der Natur. Wenn er giebt, giebt er mit Unparteilichkeit, Milde und Barmherzigkeit, und giebt gern. Wenn er spricht, so ist seine Rede offen, wahr und treu . . . . Nie will er seine Meinungen gewaltsam aufdringen. (I, 8.)

In Gemeinschaft da finden die Menschen wohl Hülfsmittel; aber der alleinstehende, auf sich beschränkte Mensch hat sie verloren, er ist schwach, blöde, und in seinen Herzen, oh, da sieht es aus wie ein unentwirrbares Chaos!

Durch das Zusammenleben werden die Menschen erleuchtet, gebildet, aufgeklärt; der alleinstehende bleibt in Finsterniß.

In Gemeinschaft werden die Menschen denkend, überlegsam; auf das Ich beschränkt, bleiben sie beschränkt, niedergeschlagen, traurig. Verlassen wie ein Nachen auf dem weiten Meer, der dem Wind und den Wellen preisgegeben, treibt solcher umher und weiß nicht, wo er bleiben, nicht, wo er Ruhe finden soll. (I, 20.)

Wer den Menschen kennt, ist klug, wer sich selbst kennt, erleuchtet.

Wer Andere besiegt, hat Heldenkraft, wer sich selbst besiegt, Seelenstärke. (I, 33.)

Was geht uns näher an, unser guter Ruf oder unser Ich? Was ist für uns mehr werth, unser Ich oder Reichthümer? (II, 44.)

Das Gemüth des Weisen ist kein gewöhnliches Gemüth; sein Herz schlägt gleichmäßig für die ganze Menschheit.

Wer gut und edel ist, dem bin ich auch gut, spricht der Weise, und wer strauchelt und fällt, dem sollte ich nicht gut sein?

Seht, das ist die wahre Herzensgüte, die aus der himmlischen Tugend hervorgeht.

Wer aufrichtig und treu ist, gegen den bin ich auch aufrichtig und treu, spricht der Weise, und wer nicht aufrichtig ist und es nicht offen und ehrlich meint, sollte ich gegen den auch treulos und falsch handeln? Nein!

Seht, das ist die wahre Aufrichtigkeit und Treue, die aus der himmlischen Tugend hervorgeht.

Denn der Weise, der in der Welt lebt, sucht sich auch der Welt zu akkommodiren, und sein Herz schlägt gleichmäßig für sie, die Welt; darum auch leiht ihm die ganze Menschheit Auge und Ohr, und dafür betrachtet und behandelt der Weise sie, die Menschen alle, alle wie seine eigensten Kinder. (II, 49.)

Wer das Gute und Edle nur für sich allein pflegt, der ist zwar tugendhaft; wer es aber in seinem ganzen Hause, in seiner Familie pflegt, dessen Tugend steht höher.

Wer es pflegt und hegt in seiner ganzen Gemeinde, dessen Tugend hat schon einen großartigen Charakter.

Wem es vergönnt ist, das Gute und Edle in der ganzen Provinz zu pflegen, dessen Tugend ist weithin segenspendend.

Wer es hegt und pflegt im ganzen Reiche, dessen Tugend ist vollkommen. (II, 54.)

Mit Gerechtigkeit und durch Geradheit wird ein Land am besten regiert. — Für außerordentliche Vorkommnisse macht man von den Waffen Gebrauch; aber durch das Einwirken auf das Geistige im Menschen gewinnt man die ganze Welt.

Woher wissen wir wohl, daß das in der Welt so ist? — Dadurch:

Je mehr das freie Wort und die Handlungen der Menschen im Staate durch Verbote beschränkt sind, desto mehr verarmt das Volk.

Je mehr Waffen ein Volk hat, je händelsüchtiger und ränkevoller werden die kleinen Fürsten . . . .

Je mehr Verbote und Verordnungen herausgegeben werden, je größer ist die Anzahl der Gaunereien und Diebstähle.

Deshalb sagt ein weiser Regent: Ich werde den Geist ausbilden, so wird das Volk von selbst an seiner Besserung arbeiten. Ich werde die Liebe zur Geistesreinheit, Geistesklarheit und Gemütsruhe in meinem Lande erwecken und pflegen, so wird das Volk von selbst gut und brav. Ich werde Geist und Gemüth der Menschen zum Gegenstand meiner Bearbeitung machen, so wird das Volk in jeder Weise für sich selbst sorgen können. (II, 57.)

Die alten Tao- (Gottes-) Gelehrten stellten den Grundsatz auf, daß es nicht richtig sei, das Tao (göttliche Güte) durch Aufklärung des Volkes zu verbreiten; sondern man würde dies viel besser dadurch erreichen, daß man das Volk in seiner Unwissenheit belasse; denn ein Volk, das zu viel wisse, sei schwierig zu regieren; wolle man daher durch Intelligenz den Staat regieren, so verursache man nur Schaden und Nachtheil und begünstige Mord und Diebstahl; regiere man es aber dadurch, daß man keine Intelligenz im Staate verbreite, so sei das vernunftgemäß und richtig, und man werde eine glückliche Regierung haben. Wer dies beides wisse und dann auch diese Grundsätze zur Anwendung bringe, und es verstehe, sie fortwährend in Anwendung zu bringen, der sei, so sagten sie, mit unergründlicher Tugend begabt.

Unergründliche Tugend, ja, wahrhaftig, sehr tiefe, aber auch ebenso weit, nämlich weitab von der Jetztzeit, weitab vom richtigen Standpunkt, und dem, was man der Menschheit schuldig ist, was sie erwarten kann, geradezu entgegen. (II, 65.)

Der Weise, der weiß, was dem Volke notthut, er handelt nach seinem Wissen, nicht nach dem, was nur der Augenschein lehrt. Er handelt aus Liebe zur Menschheit, wenn nicht aus Achtung. (II, 72.)

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Die Zweige und Abteilungen unserer Gesellschaft, welche sich außerhalb Berlins bilden, fühlen das Bedürfnis, zunächst Volksbibliotheken in ethisch-förderlichem Sinn zu begründen.

Der Hauptvorstand bittet deshalb alle diejenigen, welche geneigt sind, für diesen Zweck passende Bücher zu widmen, dieselben an den Schriftführer der litterarischen Gruppe der Abteilung Berlin, Herrn Dr. Paszkowski, Charlottenburg, Hardenberg-Str. 24, einsenden zu wollen. Derselbe wird in einer der späteren Nummern dieser Zeitschrift darüber berichten.

Briefkasten.

Herr **Bruno Braun** wird um weitere Beiträge gebeten und dringend ersucht, seine Adresse in der Expedition dieser Zeitschrift anzugeben.

Anzeigen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.
(Abteilung Berlin.)

Februar 1893.

Plenarversammlungen
in der Berliner Ressource, S. Kommandantenstraße 57:

Freitag, den 3. Februar, abends 8 Uhr: Vortrag mit Diskussion.
Freitag, den 24. Februar, abends 8 Uhr: Monatsversammlung. Abends 9 Uhr: Vortrag ohne Diskussion.

Gruppenversammlungen
in der Aula des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums, NW. Georgenstraße 30/31:

Donnerstag, den 2. Februar, abends 8 Uhr: Versammlung der Gruppe für ethische Erziehung (I).
Donnerstag, den 9. Februar, abends 8 Uhr: Versammlung der Gruppe für ethische Bildung (II).
Donnerstag, den 16. Februar, abends 8 Uhr: Versammlung der litterarischen Gruppe (III).
Donnerstag, den 23 Februar, abends 8 Uhr: Versammlung der socialen Gruppe (IV).

Unterricht
in altdeutscher Lederplastik, Lederschnitt- und Punzarbeit für Damen und Herren. Berlin SO., **C. Heckel,** Wrangelstr. 1.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12.

Soeben erschien:

System der formalen und realen Logik.

Von
Dr. Georg Ulrich.

91 Seiten gr. 8°.
Preis 1,80 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschien:

Alldeutschland
in Wort und Bild.
Eine malerische Schilderung
der
deutschen Heimat
von
August Trinius.

Erster Band:
Teutoburger Wald. Hohe Rhön. Fichtelgebirge. Spreewald. Thüringen. Schwäbische Alb. Rhein.

Mit einem farbigen Titelbild und 79 Illustrationen.
440 Seiten, gr. 8°.
Preis broschiert 5,40 Mark,
in elegantem Leinenband mit reicher Gold- und Farbenpressung 7 Mark.
Das ganze Werk umfaßt 3 Bände und wird bis zum Herbst 1893 vollständig vorliegen.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Carl Duncker. Berlin NW. 6.

Runze, Prof. Dr. Geo; Berlin. **Ethik. Encyklopädische Skizzen u. Litteraturangaben zur Sittenlehre.** Th. I. Praktische Ethik. Mk. 6.

— — **Grundriß der evangel. Glaubens- u. Sittenlehre.** Th. I. Allgemeine Dogmatik mit Einschluß der Religions-Philosophie. Mk. 3. — Th. II. Spezielle Dogmatik. Mk. 2.

Nordau, Max; **Entartung.** Th. I. Mk. 5.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12 erschien soeben:

Die Judenfrage ökonomisch und ethisch.

Von
Dr. Franz Lütgenau.

22 Seiten. gr. 8°. Preis 30 Pf.
— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

---

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

In unserm Verlage erschienen und sind durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die ethische Bewegung in Deutschland.
Vorbereitende Mitteilungen
eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin.
— Zweite vermehrte Auflage. —
52 Seiten gr. 8°. Preis 60 Pf.

Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur.
Einleitungs-Rede
gehalten am 18. October 1892 zu Berlin.
Von
Wilhelm Foerster,
Professor und Director der Kgl. Sternwarte zu Berlin.
21 Seiten gr. 8°. Preis 40 Pf.

Geistesfreiheit und Gesittung.
Ein Beitrag zum socialen Frieden.
Von
Wilhelm Foerster,
Professor und Director der Königl. Sternwarte zu Berlin.
— Zweite Ausgabe. —
37 Seiten gr. 8°. Preis 30 Pf.

„Ethische Kultur" und ihr Geleite.
I. **Nietzsche-Narren** (in der „Zukunft" und in der „Gegenwart").
II. **Wölfe in Fuchspelzen** (2 Kirchenzeitungen).
Von
Ferdinand Tönnies.
32 Seiten gr. 8°. Preis 75 Pfennig.

Zur
Ethik des Nationalismus und der Judenfrage.
Rede, gehalten am 23. November 1892
in der
Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu Berlin
von
Wilhelm Foerster,
Professor und Director an der Königl. Sternwarte zu Berlin.
20 Seiten gr. 8°. Preis 30 Pf.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von **Professor Georg von Gizycki.**

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 11. Februar 1893.	Nr. 7.

Ein konsequenter Idealist.

Von Professor W. Köppen in Hamburg.

Vor Kurzem starb im Alter von 83 Jahren der älteste Gutsbesitzer des Moskauer Guberniums, Fürst W. W. Wjasemsky. Seinem Wunsche gemäß wurde er hinter der Friedhofsmauer bei den namenlosen Armen begraben und kostete sein Begräbnis nicht mehr als 3 Rubel. Aber Unzählige geleiteten ihn und Unzählige trauern aufrichtig um diesen merkwürdigen Mann. Er war einer der Vereinzelten, die den Mut haben, das, was der bessere Teil der Menschheit im Allgemeinen als schönes, aber heutzutage undurchführbares Ideal der christlichen Moral ansieht, in aller Konsequenz durchzuführen. Sein Vorgehen war in Vielem dem des Grafen Leo Tolstoi ähnlich, aber er blieb auch im Alter frei von dem Pessimismus und Mysticismus des letzteren und ein heiterer Bewunderer der Schönheit und der Wahrheit. Darum weht uns aus dem Leben dieses — nach landläufigen Begriffen — Sonderlings ein frischer, erquickender Hauch von Einfachem, Gesundem und Natürlichem entgegen. Nicht als Büßer, sondern als Genießender tritt uns dieser bedürfnislose Idealist entgegen. Dieser Typus, den Paul Heyse so gern in seinen Romanen schildert, ist im wirklichen Leben zum Glück nicht ganz so selten, wie es dem Äußeren nach scheint; aber er versteckt und verfärbt sich doch gewöhnlich hinter Kompromissen mit dem „praktischen Leben", welche auf die Dauer ihre Herrschaft auf ihn selbst auszuüben nicht verfehlen. Tritt er in solcher Konsequenz, wie bei diesem russischen Fürsten, auf, so ist sein Träger freilich in Gefahr, von den „praktischen Menschen" als unzurechnungsfähig angesehen zu werden.

Fürst Wjasemsky gehörte einer alten russischen Adelsfamilie an. Er war ein ungewöhnlich begabter Mensch: einerseits vortrefflicher Schmied, Schlosser, Tischler, der Pflüge, Dreschmaschinen, Möbel u. s. w. machte und durch Gehülfen machen ließ, andererseits ein vielseitiger Gelehrter, der mit Enthusiasmus den Fortschritten der Naturwissenschaften, ganz besonders der Chemie und Physiologie folgte, wobei ihm sein phänomenales Gedächtnis zu statten kam. Ebenso leidenschaftlich liebte er die Kunst: Poesie, Malerei, Skulptur und besonders Musik, in deren Theorie er in jüngeren Jahren, um 1850, den Unterricht von A. Rubinstein in Moskau genossen hatte. Funkes Physiologie und Fetis „Traité de musique" hat er ins Russische übersetzt. Puschkin, Lermontoff und besonders Göthes Faust kannte er auswendig. In seiner Wohnung in Moskau versammelten sich Künstler und wurden seine geliebten Quartette von Mozart, Beethoven, Hummel ausgeführt. Nur ein Sinn ging seinem empfänglichen, lebhaften Gemüte ab: der Sinn für Besitz und für äußeres Wohlleben. Der Freiheitsdrang, der ihn beseelte, brachte seine konsequente Natur mit Notwendigkeit dahin, einerseits sich selbst durch Lossagung von äußeren Bedürfnissen und Vorurteilen zu befreien, andererseits den seiner Willkür Preisgegebenen die Freiheit zu schenken. In den Jahren 1850—1852 entließ er alle seine Leibeigenen gegen eine kleine Loskaufsumme, welche er sofort auf Heller und Pfennig an die Ärmsten unter ihnen verteilte, unter liebevollem Eingehen in alle ihre Nöte. Die Gebäude seines Gutes verschenkte er in den 70er Jahren an die Einwohner des abgebrannten Dorfes Schochlowo. Schon im Jahre 1856 siedelte er sich in einem hölzernen Häuschen im Walde an, das er mit Hülfe seiner Freunde, der Bauern, baute, die ihn vergötterten; in diesem Häuschen, in schöner Gegend am hohen Ufer des Nara-Flusses, hat er die folgenden 30 Jahre seines Lebens zugebracht, abwechselnd zwischen körperlicher Arbeit und seinen Büchern, ganz allein wohnend, aber in freundlichem Verhältnis zur Nachbarschaft und helfend, wo er konnte. „In seinem Häuschen am Nara-Ufer fand ich", erzählt Obninsky in den Russk. Wjed., „neben allerlei Werkzeug und landwirtschaftlichem Gerät, welches die Landleute der Umgegend ihm zur Reparatur überbracht hatten, eine Masse klassischer naturwissenschaftlicher Werke und chemischer Apparate, vortreffliche Proben der Galvanoplastik, mit der sich der Fürst gerade damals abgab, u. s. w." Seine äußerlichen Bedürfnisse waren freilich minimal. „Ich habe mich nie viel um Essen gekümmert, und habe darum nie den Druck der Not gekannt. Nur wenn das Geld nicht reicht, um Thee und gute Bücher zu kaufen, fühle ich wirkliche Entbehrung", pflegte er zu sagen. „Mich füttern meine Bauern, und ich bin stolz darauf!" Hatte er nichts zu essen, so ging er ans Ufer der Nara und rief laut hinüber: „Ich habe kein Brot". Wenn die Einwohner des gegenüberliegenden Dorfes Rudajewo den wohlbekannten Schrei hörten, so eilte Arm und Reich um die Wette zu ihm mit Vorräten: der brachte ein Stück Brot, jener einen Krug Milch, der dritte Honig, der vierte Kohl. Bei diesem Anblick lachte er unter Thränen wie ein Kind und sagte: „Es geht mir wie dem Propheten Elias; meine Raben ernähren mich. Das ist eine große Ehre, die schon einen Generalstitel wert ist! Nun werde ich satt sein und kann auch Andere bewirten." Seine ganze Bedienung bestand darin, daß hin und wieder die Bauern ein Weib schickten, in seiner Klause aufzuwaschen und zu räumen.

Viel Geld war ihm eine offenbare Last: einst schickte er einem armen Musiker einen Zettel: „Ich habe gerade Geld; nehmen Sie schnell, so lange es da ist."

Die letzten vier Jahre seines Lebens hat Fürst Wjasemsky vorzugsweise der Einrichtung des neuen Landschafts-Krankenhauses seines Kreises gewidmet. — Einem der Nachrufe in russischen Zeitungen entnehmen wir folgende Worte eines seiner Bewunderer:

„Als lebendiges Ideal steht das majestätische Bild des 83jährigen Greises vor uns, stark, jung und unbefleckt, „ohne Furcht und Tadel.“ Als frischer, auferweckender Protest leuchtet sein langes Leben durch die kalte Dämmerung, in welcher die jungen und doch bereits welken Geister und Herzen der Pygmäen, seiner Zeitgenossen, leben, welche den Glauben an die Wissenschaft verloren haben, ohne gelernt zu haben, den Glauben an das Volk, ohne es lieb gewonnen zu haben, den Glauben an die Wahrheit, ohne für dieselbe eingetreten zu sein, welche aber überall dort eifrig und kenntnisreich sind, wo es sich um ihr persönliches Interesse und um jene Herrlichkeiten des Reichtums handelt, welche der verstorbene Fürst „nicht begriff.“

„Wie viele Generationen werden einander noch ablösen, bis Persönlichkeiten, wie dieser Entschlafene, aufhören werden „merkwürdig“ und Ausnahmefälle zu sein! Bis dahin aber ist es Pflicht eines jeden, der sie zu erkennen das Glück hatte, so oder anders dafür Sorge zu tragen, daß sie nicht spurlos vorübergehen, sondern als helle, Allen sichtbare Fackel auf jenem Wege leuchten, welcher allein zu dem auf Erden möglichen Glücke führt.“

Seit es menschliche Kultur giebt, hat es auch hier und da Menschen gegeben, welche die Heiterkeit der Seele mit dem Verzicht auf die äußerlichen Genüsse und Bequemlichkeiten dieser Kultur zu erkaufen strebten. Der Unterschied zwischen Diogenes und einem mittelalterlichen Einsiedler ist mehr ein Unterschied der Form, als des Wesens, und das Beispiel dieses russischen Fürsten zeigt uns, daß dieselbe Tendenz auch mit der Geistesrichtung unsres Jahrhunderts sich verträgt; aber die Motive und Ziele haben wiederum eine tiefe Wandlung erfahren. War es beim alten Griechen der unmittelbare Genuß an der harmonischen Stimmung seiner Seele, kam beim christlichen Klausner dazu als übermächtiges Moment die Rücksicht auf eine übersinnliche Welt und ein Leben nach dem Tode, so ist es jetzt das immer mächtiger heranwachsende Gefühl der Solidarität, der Protest des feinfühligen Herzens gegen die ungleiche Verteilung der Glücksgüter, welcher dem in Reichtum Geborenen keine Ruhe läßt, so lange er nicht Alles gethan hat, was in seiner Macht steht, um das Elend seiner Brüder zu lindern. In drei Punkten unterscheidet sich vorteilhaft der moderne Cyniker und Einsiedler von seinen Vorgängern: er schließt sich nicht ab, sondern opfert sich seinen Mitmenschen, er setzt nicht die beschauliche Ruhe, sondern die Arbeit in den Mittelpunkt seines Lebens, und er sieht in Kunst und Wissenschaft nicht die Quelle des Übels, sondern die Quelle der höchsten und reinsten Genüsse, deren der Mensch fähig ist. Diese drei Punkte nehmen seiner Erscheinung das Kulturfeindliche, das seinen Vorgängern anhaftete, und lassen uns frohen Herzens an eine Zukunft denken, wo solche „Sonderlinge“ nicht mehr sonderbar, sondern eine regelrechte Erscheinung wären. Denn von diesem Standpunkt aus ist auch der Reichtum und der behagliche Genuß äußerer Glücksgüter nichts Verwerfliches, sondern nur das Erkauftsein desselben durch das Elend so vieler Mitmenschen. Mehr und mehr wächst aber die tröstliche Erkenntnis heran, daß dieser Zusammenhang nicht notwendig, sondern ein Ergebnis der Jugend der menschlichen Gesellschaft und Kultur ist, — daß A reicher wird, wenn er mit B zusammen in geistiger und körperlicher Arbeit sich den Naturkräften unterwirft, als wenn er B beraubt und ihm keine Möglichkeit gewährt, zu arbeiten. Die natürliche Ungleichheit zwischen den Menschen wird stets da sein, aber diese Ungleichheit bedingt durchaus nicht, daß ewig ein Teil der Gesellschaft hungern und frieren muß. Die Lehre, daß die Vermehrung der menschlichen Gesellschaft nur durch Hunger und Elend begrenzt werde, und stets so weit gehen müsse, daß ein Teil derselben diesen preisgegeben sei, wird weder durch die Naturwissenschaft, noch durch die Geschichte gestützt; denn in der Natur finden wir jede Tierart für gewöhnlich einem Überfluß an Nahrung gegenübergestellt, und Geschichte und Statistik zeigt uns genug wohlhabende Völker, die sich langsam vermehren. Einem Jahre, wo die Nonnenraupe in Milliarden auftritt, stehen viele Jahre gegenüber, wo nur wenige Individuen am reichbesetzten Tisch unsrer Kiefernwälder speisen. Den Tod wird man nie aus der Welt bringen, der Mensch wird stets „der niedrig gepflanzte, der todtbeglückte“ bleiben; aber den Hunger für ein vermeidbares Übel zu halten, ist ein Optimismus, der sicher nicht schlechter begründet ist, als der landläufige Pessimismus, der ihn für ein Naturgesetz erklärt.

Sollen wir den russischen Fürsten nachahmen? Nun, ein solches Leben aus einem Gusse ist einem Kunstwerk zu vergleichen, und so wenig wir, vor einem herrlichen Kunstwerk stehend, denken können und sollen, wie wir es kopieren, so wenig wäre auch hier dieser Gedanke am Platz. Aber wir sollen danach streben, daß wir es zu verstehen und zu bewundern vermögen, und daß wir seinen veredelnden Einfluß auf unsre Individualität wirken lassen, ohne die letztere aufzugeben, wenn überhaupt etwas an ihr ist. Eines schickt sich nicht für Alle! Was beim Einsiedler von der Nara, aus innerem Drang hervorgehend, natürlich und schön war, das würde bei einem Nachahmer gekünstelt und lächerlich erscheinen. Und wenn es ihm gelang, das Mißtrauen zu überwinden, welches allem Ungewöhnlichen entgegengebracht wird, und die Liebe seiner Mitmenschen zu gewinnen, so erreichte er dies durch die Hingabe seines ganzen Lebens; um geringeren Preis läßt es sich nicht erreichen, nur gelegentliche Anläufe müssen ihr Ziel verfehlen. Aber wenn wir auch unsre Anschauungen weniger zur Schau tragen und uns das Leben in der menschlichen Gesellschaft bequemer gestalten wollen, so können uns doch solche Beispiele behülflich sein zu einer richtigeren Schätzungs-Skala für die Glücksgüter; denn daß deren falsche Abschätzung die Ursache des meisten Unerfreulichen ist, das wir in der Welt finden, das ist sicher. Und so ist denn unser Wunsch für unsre Leser, daß auch sie innern Frieden und innern Reichtum höher stellen mögen, als äußere Glücksgüter, wenn sie auch unter ganz andern Formen ihr Leben führen, als der merkwürdige Mann, dessen Bekanntschaft sie in diesen Zeilen gemacht haben.

Sprüche

von Dr. S. Kristeller.

Im Ganzen wurzelst du mit deinem ganzen Wesen;
Versuch' es, wie du willst, du kannst nicht los dich lösen.

Die Edlen wissen und Gemeinen
Sich mit Genossen schnell zu einen,
Gar bald erkennt man Seinesgleichen.
Ein kurzer Blick, ein flüchtig' Zeichen,
Nur wenig Worte, kaum beendigt —
Man findet sich, man ist verständigt.

Erwähl' aus verwandten Kreisen
Zum Lebensgang den Begleiter —
's ist unbequemes Reisen
Zu Fuße neben dem Reiter.

Bleib edel, wenn dein Weg
Zu Niedern sich verirrte —
Wächst sie im Dorngeheg,
Die Myrte bleibt doch Myrte.

Zur ethischen Kultur.

Von Dr. E. Horn.

Es giebt ein doppeltes Recht des Individuums: das der Daseinsbethätigung überhaupt und das der Seinsbethätigung in eigner Art. Das erste sagt: Ich bin, d. h. ich habe ein Recht zum Leben, das andere: Ich bin, d. h. ich habe ein Recht auf ein persönliches Leben.

Die Anerkennung dieses doppelten Rechtes ist die Grundlage der Moral; sie bedingt Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung. Aus der Nichtanerkennung jenes Rechtes fließt die eine Quelle des Übels in der Welt. Ihr Name ist Selbstsucht, so wie die Grundlage der Moral Liebe heißt.

Aber neben der subjektiven giebt es noch eine objektive Quelle des Übels. Die Natur soll dem Menschen die Bedingungen seines Daseins liefern; dazu ist nötig, daß er sie sich unterthan macht. Ihre Kräfte treten ihm feindlich gegenüber. Um sie zu bezwingen, reicht das Vermögen des Einzelnen nicht aus, er muß sie erleiden. So wird die nicht beherrschte Natur dem Menschen zu einer Quelle vieler Übel. Sie werden von allen Menschen gleichermaßen gefühlt. Fremdes Leid, das dieser Quelle entfließt, ist zugleich mein eigenes; es ist kein anderes, als was ich schon selbst erfahren habe und wiederum erfahren kann. Seine Wahrnehmung berührt mein Gefühl als Mitleid und erzeugt in mir das Bestreben, jenes Leid als ein eigenes abzuwehren — Allen zu helfen. Solches erwarten die Menschen von einander.

Die allgemeine Abhängigkeit der Menschen von der Natur erzeugt auch die menschliche Gesellschaft. Diese schneidet sich ins eigene Fleisch, wenn sie nicht den Grundsatz hochhält: Niemanden verletzen. Solches verlangen die Menschen von einander.

Das Böse in der Welt ist also die Beeinträchtigung und Nichtbeförderung des Wohles der Mitmenschen, das Gute in der Welt die Beförderung und Nichtbeeinträchtigung desselben.

Böse und gut sind nur die Menschen; die Natur ist weder böse noch gut; aber der Menschen Wohl und Wehe hängt von ihr ab, und deshalb wird auch sie bald gut, bald böse genannt.

Aber wie ist das Böse zu verhüten und das Gute zu verwirklichen? Aus zwei Quellen fließen die Übel in der Welt: aus der Natur und aus dem menschlichen Herzen. Die Übel der ersteren Art bekämpft die Wissenschaft, und der Fortschritt der Wissenschaften bedeutet den Fortschritt in der Unterwerfung der Natur unter die Herrschaft des Menschen.

Die Übel der zweiten Art umfaßt allesamt das eine Wort Selbstsucht. Sie ist der nicht von der Vernunft, bezw. dem Gewissen, regierte Selbsterhaltungstrieb, der blind genug im Schaden des Nächsten seinen Vorteil sucht, ohne der Vergeltung zu gedenken, oder besser noch — ohne zu wissen, wie er es anzustellen habe, sein Eigenwohl zu fördern und nicht zugleich den Schaden des Andern zu besorgen. Darum helfen die Menschen einander nicht, darum thun sie einander wehe.

Durch bloßes Predigen wird nun niemals die Selbstsucht als die Wurzel alles Übels vertilgt werden, und die Tugend ist nicht lehrbar, solange die ökonomische Lage der Menschheit die Bethätigung der Selbstsucht fortwährend zur Notwendigkeit macht.*)

Diese Selbstsucht, wenn nicht auszurotten, so doch wesentlich einzuschränken, giebt es nur einen Weg: es ist der, daß die Gesamtheit der unter gleichen Lebensbedingungen stehenden Menschen die Beförderung ihres Wohles in die Hand nimmt und aus dem Gesamtwohl das Wohl des Einzelnen ableitet. Diesen modus agendi et vivendi zu finden und zu verwirklichen ist Sache der Gesellschaftswissenschaft.

Planmäßig und systematisch muß die Natur bearbeitet werden — in organisierter Arbeit; planmäßig und systematisch muß die Selbstsucht gedämpft werden — durch eine Gesellschaftsordnung, in der ihre Bethätigung kein Feld findet. Der Sozialismus, der das erreicht, wird zugleich die Vollendung der Wissenschaft und der Religion sein.

Eins aber ist not vor Allem: die Herrschaft des Menschen über sich selbst, die Tugend der Mäßigung. Nur, wer sich selbst im Zaume hält, vermag gerecht und wahr, hilfreich und gut zu sein. „Die Welt- und Lebemenschen aber, welche im Kellerdunst und Küchendampf der Sinnlichkeit ihr Herz ersticken" (Jean Paul), sind in jedem Betracht brutal und ethischer Kultur unfähig. Seitdem in neuerer Zeit das Bier zum Volksnahrungsmittel erklärt worden ist und der Biercomment von den Universitäten aus auch das bürgerliche Leben erobert hat, hat die Rohheit in erschrecklichem Maße zugenommen. Im Distanzritt „Wien-Berlin" ist sie bereits zum internationalen Greuel ausgeartet.

Die Aufgabe der Menschheit ist es, den Sieg des Geistes über die Natur herbeizuführen, die Aufgabe jedes einzelnen Menschen daneben, sich selbst zu bezwingen. Jenes ist Kultur und, mit diesem vereint, ethische Kultur.

*) Vgl. Dr. Machetes, das Unrecht des Stärkeren in der Frauenfrage. Leipzig 1891. S. 65 ff.

Prüfstein der Verwandtschaft.

Von Josef Popper in Wien.

Ein Reisender war in die Wirtsstube eines Gebirgsdorfes eingekehrt und beobachtete, während er aß und trank, einen Cretin, mit dem mehrere anwesende Bauern, wie mit einem Spielzeng, den mannichfaltigsten Schabernack trieben. Der Eine zupfte ihn bald an diesem, bald an jenem Ohre, ohne sich zu verraten, und machte dann, wenn der Cretin sich umwandte und ihn ansah, eine vollkommen gleichgiltige und unbefangene Miene; der Andere hielt ihm die Augen zu, ein Dritter schrie ihn an und schimpfte ihn, als ob er ernstlich aufgebracht über ihn wäre; und zu diesem Allen machte der Blöde immer eine so eigentümliche Miene und stieß so unartikulierte Laute hervor, daß die Bauern aus dem Lachen gar nicht herauskamen. Als der Reisende dies einige Zeit hindurch betrachtet hatte und die Physiognomie, die Kopfbildung und das ganze Benehmen jenes Cretins ins Auge faßte, fragte er sich, ob man so ein Wesen denn wirklich zu den verwandten Wesen zählen könne; bei einem solchen Mangel an Verstand und allen höheren Gaben der Kultur, bei einer solchen körperlichen Verkümmerung werde man den dort doch nicht als menschlichen Genossen anerkennen? Mit diesem Gedanken sah der Reisende noch eine Weile zu, rief dann den Wirt, um seine Zeche zu bezahlen, und schickte sich, mit einiger Mühe, an, seinen schweren Reise-Überrock anzuziehen. In diesem Momente kam der Cretin schnell herbei, half, von Niemandem dazu aufgefordert, ihm den Rock anziehen, und als dies geschehen war, sah er mit einem so gutmütigen Lächeln und mit so sichtlicher Freude über die bewiesene Hülfe dem Fremden in die Augen, daß dieser in einem einzigen Augenblicke alles frühere vergaß und glaubte, noch selten ein so strahlendes menschliches Antlitz und ein gleich gutmütiges und nahe verwandtes Wesen gesehen zu haben.

Die Ethik des Glaubens.

Von William Kingdon Clifford.

Autorisierte Übersetzung von Lily v. Kretschman.

(Fortsetzung.)

Was sollen wir von jener Autorität sagen, die ehrwürdiger und erhabener ist, als irgend ein individuelles Zeugnis: von der durch die Zeit geheiligten Tradition der Menschheit? Durch die Mühe und Arbeit unserer Vorfahren hat sich eine Atmosphäre von Glaubensvorstellungen und Begriffen gebildet, welche uns befähigt, inmitten der ver-

schiedenen und verwickelten Umstände unseres Lebens zu athmen. Sie ist um uns und über und in uns; wir können nicht denken, außer in den Formen und Denkprozessen, zu welchen sie uns verhilft. Ist es möglich, an ihr zu zweifeln und sie zu prüfen? und wenn möglich, ist es recht?

Wir werden Gründe zu der Antwort finden, daß es nicht nur möglich und recht, sondern unsere unbedingte Pflicht ist; daß der Hauptzweck der Tradition selbst der ist, uns die Mittel zu verschaffen, Fragen zu stellen und die Dinge zu prüfen und zu untersuchen; daß, wenn wir sie mißbrauchen und als eine Sammlung fix und fertig gelieferter Bestimmungen auffassen, die ohne weitere Untersuchung anzunehmen sind, wir nicht nur jetzt uns selbst schädigen, sondern durch unsere Weigerung, unsern Teil zum Aufbau des Gebäudes beizutragen, das unsere Kinder von uns erben sollen, darauf hinwirken, daß wir selbst und unser Geschlecht vom Stamme der Menschheit abgeschnitten werden.

Prüfen wir zuerst eine Art der Tradition, welche zu untersuchen und in Frage zu stellen besonders erforderlich ist, weil sie besonders vor der Untersuchung zurückschreckt. Nehmen wir an, ein Medizin-Mann im Innern Afrikas erzähle seinem Volksstamm, daß ein gewisser wunderthätiger Fetisch in seinem Zelte versöhnt werde, wenn sie ihr Vieh töten, und daß der Volksstamm ihm Glauben schenke. Ob der Fetisch versöhnt worden ist oder nicht, kann nicht festgestellt werden; doch das Vieh ist verloren. Dennoch kann sich im Stamme der Glauben erhalten, daß Versöhnung auf diese Art bewirkt worden ist; und in einer späteren Generation wird es für einen anderen Medizin-Mann um so leichter sein, sie zu einem ähnlichen Thun zu überreden. Hier ist der einzige Grund für den Glauben der, daß so lange Zeit hindurch ein Jeder die Sache geglaubt hat, daher sie wahr sein muß. Und doch ist der Glaube auf Betrug gegründet und nur durch Leichtgläubigkeit verbreitet worden. Der Mann wird zweifellos recht thun und ein Freund der Menschen sein, der ihn in Frage stellt und sieht, daß kein Grund für ihn vorliegt, der seinen Nächsten hilft, dasselbe zu sehen, wie er, und dann, wenn es nötig ist, in das heilige Zelt geht und den Fetisch zerschmettert.

Die Regel, welche uns in solchen Fällen leiten muß, ist einfach und klar genug: daß das Gesamtzeugnis unserer Nächsten denselben Bedingungen unterliegt, wie das Zeugnis irgend eines derselben. Nämlich: wir haben kein Recht, eine Sache darum für wahr zu halten, weil ein Jeder so sagt, wenn nicht gute Gründe zu der Annahme vorliegen, daß wenigstens *eine* Person die Mittel besitzt, um zu *wissen*, was wahr ist, und sie die Wahrheit spricht, soweit sie sie kennt. Wie viele Nationen und Generationen von Menschen auch immer in die Zeugenloge gebracht werden mögen, — sie können nichts bezeugen, was sie nicht *wissen*. Ein Jeder, der die Sache von einem Anderen angenommen hat, ohne sie selbst zu prüfen und ihre Wahrheit festzustellen, scheidet aus der Zeugenschaft aus; sein Wort ist gänzlich wertlos. Und wenn wir endlich zurückgelangen zu dem wahren Anfang und Ursprung der behaupteten Sache, so müssen zwei ernste Fragen in Bezug auf den, der die Behauptung zuerst machte, erledigt werden: war er im Irrtum, indem er dachte, er *wüßte* etwas um die Sache, oder log er?

Diese letzte Frage ist unglücklicherweise eine sehr aktuelle und praktische, sogar für uns in diesen Tagen und in diesem Lande. Wir haben es nicht nötig, nach La Salette oder nach Central-Afrika oder nach Lourdes zu gehen, um Beispiele unmoralischen und erniedrigenden Aberglaubens zu finden. Es ist nur zu möglich für ein Kind, in London aufzuwachsen, umgeben von einer Atmosphäre von Glaubensvorstellungen, die nur für die Wilden passen und in unserer eigenen Zeit auf Betrug gegründet und durch Leichtgläubigkeit verbreitet worden sind.

Indem wir also solche Traditionen bei Seite lassen, welche ungeprüft von Generation zu Generation überliefert worden sind, laßt uns nun diejenigen betrachten, welche sich ehrlich aus den gemeinsamen Erfahrungen der Menschheit gebildet haben. Dies große System dient zur Leitung unserer Gedanken und durch sie unserer Thaten, in der moralischen wie in der physischen Welt. In der moralischen Welt giebt es uns zum Beispiel den Begriff von Recht im Allgemeinen, von Gerechtigkeit, Wahrheit, Wohlthätigkeit und dergleichen. Diese sind als Begriffe gegeben, nicht als Behauptungen oder Lehrsätze; sie entsprechen gewissen bestimmten Instinkten, welche sicherlich in uns sind, wie sie auch immer in uns hineingekommen sein mögen. Daß es recht ist, wohlthätig zu sein, ist eine Sache unmittelbarer persönlicher Erfahrung; denn, wenn ein Mensch sich in sich selbst zurückzieht und dort etwas findet, größer und dauernder als seine einsame Persönlichkeit, was sagt: „Ich will recht thun", ebenso gut als: „Ich will den Menschen Gutes thun", so kann er es durch direkte Beobachtung ausmachen, daß der eine Instinkt auf dem andern beruht und vollständig mit ihm übereinstimmt. Und es ist seine Pflicht, dies wie alle ähnlichen Bestimmungen so auszumachen.

Die Tradition sagt an einem bestimmten Orte und zu einer bestimmten Zeit auch, daß die und die Handlungen gerecht oder wahr oder wohlthätig sind. Für alle solche Regeln ist eine weitere Untersuchung notwendig, da sie zuweilen von einer anderen Autorität ausgehen, als derjenigen des auf Erfahrungen gegründeten moralischen Gefühls. Bis vor kurzem lehrte die moralische Tradition unseres Landes — und in der That die von ganz Europa, — daß es ein wohlthätiges Werk sei, unterschiedslos den Bettlern Geld zu geben. Doch das Infragestellen dieser Regel und die Untersuchung derselben führten dahin, einzusehen, daß wahre Wohlthätigkeit die ist, welche dem Menschen hilft, die Arbeit zu thun, für die er am meisten geeignet ist, — nicht jene „Wohlthätigkeit", welche ihn in der Trägheit erhält und bestärkt; und daß diese Unterscheidung jetzt vernachlässigen, Verarmung und Elend für die Zukunft vorbereiten heißt. Durch diese Prüfung und Erörterung ist nicht nur die praktische Thätigkeit reiner und heilsamer geworden, sondern der Begriff der Wohlthätigkeit selbst ist weiter und weiser geworden. Hier besteht nun das große soziale Erbe aus zwei Teilen: dem Instinkt der Wohlthätigkeit, welcher eine gewisse Seite unserer Natur, wenn sie überwiegt, wünschen läßt, den Menschen Gutes zu thun, und dem intellektuellen Begriffe der Wohlthätigkeit, welchen wir mit jeder vorgeschlagenen Art des Verhaltens vergleichen können, indem wir fragen: „Ist dies wohlthätig oder nicht?" Durch das fortgesetzte Aufstellen und Beantworten solcher Fragen wächst der Begriff an Weite, an Breite und Deutlichkeit, und der Instinkt wird stärker und reiner. So ergiebt es sich also, daß der große Nutzen des Begriffes, des intellektuellen Teiles des Erbes, der ist, uns das Stellen von Fragen zu ermöglichen; daß er wächst und aufrecht erhalten wird vermittelst dieser Fragen, und wenn wir ihn nicht zu diesem Zwecke benutzen, wir ihn allmählich ganz und gar verlieren und mit einer bloßen Liste von Regeln zurückbleiben, welche rechtmäßiger Weise überhaupt nicht mehr Moral genannt werden kann.

Solche Betrachtungen haben eine womöglich noch klarere Anwendung auf die Gesamtheit von Vorstellungen und Begriffen, welche unsere Väter für uns in Bezug auf die materielle Welt gesammelt haben. Wir sind geneigt, über die „Daumenregel" des Australiers zu lachen, der fortfährt, sein Beil seitwärts an den Griff festzubinden, obwohl der englische Fabrikant es mit einem Loch versehen hat, damit er den Griff hineinstecken möge. Sein Volk hat seit Menschenaltern die Beile so angebunden: wer ist er, daß er sich gegen ihre Weisheit auflehnen sollte? Er ist so tief gesunken, daß er das nicht mehr zu thun vermag, was einige seiner Vorfahren in der fernen Vergangenheit gethan haben müssen: eine hergebrachte Gewohnheit in Frage stellen und etwas besseres erfinden oder erlernen. Aber hier, in dem dämmernden

Anfang des Wissens, wo Wissenschaft und Kunst noch eins sind, finden wir nur dieselbe einfache Regel, welche auf die höchste Spitze und den tiefsten Grund jenes kosmischen Baumes, auf seine äußersten blumenbekrönten Zweige wie auf die tiefsten seiner verborgenen Wurzeln Anwendung findet: die Regel nämlich, daß, was aufgehäuft und uns hinterlassen worden ist, rechtmäßig von denen benutzt wird, welche so handeln, wie die Erfinder handelten, als sie es aufhäuften: von denen, welche es dazu benutzen, weitere Fragen zu stellen, zu prüfen, zu untersuchen; welche ernst und ehrlich zu finden suchen, welches der rechte Wege ist, die Dinge zu betrachten und zu benutzen.

Eine richtig gestellte Frage ist bereits halb beantwortet, sagt Jacobi; wir können hinzufügen, daß die Methode der Lösung die andere Hälfte der Antwort ist, und daß das wirkliche Resultat neben diesen beiden nichts gilt. Nehmen wir als Beispiel den Telegraphen, bei dem Theorie und Praxis, eins wie das andere völlig ausgereift, sich zu dem fruchtbarsten Dienste der Menschen wunderbar vereinen. Ohm fand, daß die Stärke eines elektrischen Stromes zu der Stärke der Batterie, die ihn produziert, im direkten Verhältnis und im umgekehrten zu der Länge des Leitungsdrahtes steht, an dem er entlang läuft. Dies wird Ohms Gesetz genannt; doch das Resultat, als ein zu glaubender Satz betrachtet, ist nicht der wertvolle Teil davon. Die erste Hälfte ist die Frage: Welches Verhältnis besteht zwischen diesen Größen? So gestellt, enthält die Frage bereits den Begriff der Stärke des Stromes und der Stärke der Batterie, als Größen, die gemessen und verglichen werden müssen; sie weist deutlich darauf hin, daß dies die Dinge sind, auf welche bei dem Studium des elektrischen Stromes geachtet werden muß. Die zweite Hälfte ist die Methode der Forschung: wie diese Größen zu messen sind, welche Apparate für das Experiment erfordert werden, und wie sie zu benutzen sind. Man verlangt von dem Schüler, der die Elektrizität zu studieren beginnt, nicht, daß er an Ohms Gesetz glaube; man läßt ihn einfach die Frage verstehen, stellt ihn vor die Apparate und lehrt ihn, wie sie zu lösen ist. Er lernt mit den Dingen etwas thun, nicht zu glauben, daß er sie kennt, — Instrumente benutzen und Fragen stellen, nicht überlieferte Bestimmungen annehmen. Die Frage, welche richtig zu stellen ein Genie erforderte, wird von einem Lehrling beantwortet. Wenn Ohms Gesetz plötzlich verloren und von allen Menschen vergessen würde, während die Frage und die Methode der Lösung übrig bliebe, so könnte das Resultat in einer Stunde wieder entdeckt werden. Doch das Resultat an sich wäre, wenn es einem Volke bekannt wäre, das den Wert der Frage und die Mittel, sie zu lösen, nicht verstehen könnte, wie eine Uhr in der Hand eines Wilden, der sie nicht aufziehen kann.

Hinsichtlich der heiligen Überlieferung der Menschheit lernen wir also, daß sie nicht in Lehrsätzen oder Bestimmungen besteht, welche auf die Autorität der Überlieferung hin angenommen und geglaubt werden müssen, sondern in richtig gestellten Fragen, in Begriffen, die uns befähigen, weitere Fragen zu stellen, und in Methoden, die Fragen zu beantworten. Der Wert aller dieser Dinge hängt von ihrer täglichen Erprobung ab. Gerade die Heiligkeit dieses kostbaren Unterpfandes macht es zu unserer Pflicht und Schuldigkeit, es nach allen unseren Kräften zu prüfen, zu reinigen und zu vergrößern. Wer dessen Resultate dazu benutzt, seine eigenen Zweifel zu unterdrücken oder die Forschungen Anderer zu verhindern, der macht sich eines Frevels schuldig, den Jahrhunderte nicht werden auslöschen können. Wenn die Arbeit und Forschung ehrlicher und tapferer Männer das Gebäude gewußter Wahrheit zu einer Pracht und Herrlichkeit emporgeführt haben wird, welche wir in dieser Generation weder erhoffen noch uns ausmalen können, dann wird in diesem reinen und heiligen Tempel kein Platz für ihn sein, sondern sein Name und seine Werke werden für immer in das Dunkel der Vergessenheit verstoßen sein.

(Schluß folgt.)

Religion und Ethik.

Mit Bezugnahme auf Dr. Wilhelm Paszkowski's Schrift „Die Bedeutung der theologischen Vorstellungen für die Ethik" (Berlin, Mayer u. Müller, 1891).

Von Dr. Martin Keibel in Berlin.

In einer Zeit, da von mächtigen Parteien im Lande das Kirchentum als Heilmittel gegen soziale und sittliche Schäden des Volkslebens ausgespielt wird, ist es gewiß sehr angebracht, einmal „die Bedeutung der theologischen Vorstellungen für die Ethik" einer gründlichen historischen Betrachtung zu unterwerfen. Diese Aufgabe stellt sich eine Schrift von Dr. Wilhelm Paszkowski.

Der erste Teil (S. 1—58) sucht zu zeigen, „welche Lehren in jeder Religion dazu geeignet waren, den Willen ihrer Bekenner sittlich zu bestimmen, und welche nicht", der zweite Teil (S. 59—92) soll darthun, „inwieweit diese Wirkung durch die kirchliche Gestaltung der Religion in Dogma und Kultur verstärkt oder abgeschwächt wurde." (S. 58). Jene erste Aufgabe wird gelöst, indem in 11 Unterabteilungen nach einander die einzelnen Religionen auf die sittliche Wirkung ihrer Lehren hin untersucht werden und zwar: 1) die Religionen der Naturvölker, 2) die Religion des Rig-Veda, 3) die Religion der alten Ägypter, 4) der Brahmanismus, 5) die iranische Religion, 6) der Buddhismus, 7) die Religion der Griechen, 8) der Römer, 9) der Juden, 10) der Islâm, 11) das Christentum. Die acht erstgenannten Religionen stellt Paszkowski als heidnische dem Judentum, dem Islâm und dem Christentum als den monotheistischen Religionen gegenüber. (S. 45 f.)

Der zweite Theil der Abhandlung hebt an mit einer Erklärung der engen Verschmelzung von Religion und Moral, die wir in der geschichtlichen Entwickelung gewahren. Den Grund hierfür findet Paszkowski in einer psychologischen Thatsache (S. 61): „Religion und Moral haben beide die Tendenz, den Menschen zur Anerkennung einer ihm übergeordneten und ihn verpflichtenden Autorität zu bringen. Die Vorstellungen von dieser Macht pflegen wir als religiöse, beziehungsweise als sittliche zu bezeichnen". Daran schließt sich in ziemlich loser Verknüpfung eine Rechtfertigung der Versuche, die Religion den Fortschritten der Kultur gemäß weiterzubilden. (S. 62—65.) Nach diesen einleitenden Bemerkungen folgt in zwei getrennten Abschnitten: A. die Besprechung der nachteiligen, B. die der vorteilhaften Einwirkungen theologischer Vorstellungen auf die Ethik. Jene werden abgehandelt unter den Überschriften: 1) Der Aberglaube (S. 66—71). 2) Die Askese (S. 71—73). 3) Ritualistische Frömmigkeit und Kultus (S. 73 bis 75). 4) Das Dogma (S. 75—76). 5) Die Sittlichkeit als solche (S. 76—78); diese unter 1) Kultus. 2) Unsterblichkeitsglaube.

Die Sammlung des Materials ist eine sehr reichhaltige und belehrende. Der Verfasser zeigt sich als Kenner der besten wissenschaftlichen Werke, welche sich auf seine Frage beziehen, insbesondere der Werke von Zeller, Pfleiderer, Waitz, Lubbock, de la Saussaye, Roskoff, Réville, Tylor, Max Müller, Max Duncker, Peschel u. A.

Ein wichtiges Ergebnis hätte ich gern eindeutig ausgesprochen gesehen, nämlich: daß in sittlicher Beziehung die Religion der Moral nichts geben kann, was sie nicht zuvor von dieser empfangen hat, daß alle sittlichen Wirkungen, welche die Religion auf den Willen ihrer Bekenner ausübt, nur Rückstrahlungen von Kräften sind, die ursprünglich aus sittlichem Wollen und sittlichem Handeln stammen. Dies ergiebt sich aus dem ganzen Entwickelungsprozeß der Religion, wie ihn Paszkowski schildert, aus ihrer allmählichen Moralisierung durch die auf allen Gebieten zur Herrschaft gelangende Sittlichkeit mit solcher Evidenz, daß der Leser in beständiger Erwartung bleibt, diese hochbedeutsame Wahrheit als das Facit der ganzen Untersuchung unzweideutig anerkannt zu finden. Aber diese Erwartung wird nicht völlig erfüllt. Allerdings wird in der zusammenfassenden Betrachtung der heidnischen Religionen (S. 45) und an einigen anderen Stellen (S. 9, 63, 76 f., 81) die allmähliche Veredelung der theologischen Vorstellungen auf die fortschreitende Veredelung der Sitten und der sittlichen Anschauungen zurückgeführt. Dagegen in dem Abschnitt über das Christentum wird dieses Grundgesetz religiöser Entwickelung eher verschleiert als hervorgehoben. Hier drückt sich Paszkowski bisweilen so aus, als ob durch das Christentum das Verhältnis von Moral und Religion geradezu umgekehrt würde, so daß hier nicht die theologischen Vorstellungen ihren sittlichen Gehalt aus der Moral bezögen, sondern umgekehrt das sittliche Thun durch die theologischen Vorstellungen seine Richtung erhielte. So heißt es auf S. 57: Erst das Christentum führt „zu einer Autonomie der praktischen Vernunft, welche aber ihre höchsten Impulse empfängt aus der Religion, die sie selbst zur Freiheit entlassen", und S. 57: „Ruhend auf religiösem Motiv wird die Sittlichkeit in einer allgemeinen menschlichen Gesellschaft gutes Handeln verwirklichen". Diese Wendungen lassen, wie mir scheint, das Mißverständnis zu, als schöpfe der Christ die Motive zu seinem sittlichen Handeln aus seiner Gottesvorstellung, während sich doch der Autor durch seine eigenen lichtvollen Darlegungen zu dem unumwundenen Zugeständnis genötigt sehen müßte, daß die Vorstellung eines sittlichen Gottes nur aus sittlichen Motiven hervorgehen konnte, daß also sittliche Motive schon vorhanden sein müßten, ehe die Vorstellung eines sittlichen Gottes überhaupt entstehen konnte. Paszkowski selbst sagt (S. 51): „Die neue Lehre, die Christus in die Welt bringt, und durch die jene Einigung

(von Moral und Religion) herbeigeführt wurde, die Moral ihr tiefstes Fundament erhielt, ist die Predigt von der die ganze Menschheit umfassenden Liebe". Nun wohl, diese Vollendung des Ideals sittlicher Gesinnung war es also, welche jene Vervollkommnung des Gottesbegriffs bewirkte, die Gott als guten und gnädigen Vater aller Menschen denken lehrte. Also war es auch bei der Einführung des Christenthums die Moral, welche die Religion veredelte, und nicht umgekehrt.

Freilich wird man Paszkowski einräumen müssen, daß die christliche Gottesidee, nachdem sie einmal Geltung gewonnen hat, kraft ihrer Autorität nun rückwärts die Gläubigen sittlich beeinflußt. Aber diese Wirkung ist doch jedenfalls sekundär abgeleitet aus der ursprünglichen sittlichen Kraft, welcher sie ihre Entstehung verdankt, und diese Rückwirkung würde sicherlich bald verschwinden, wenn jene Gottesidee nicht immer wieder zu neuem Leben erweckt würde durch den freien sittlichen Entschluß ihrer besten Bekenner. Das beweisen die vielen Verirrungen, welche die christliche Kirche trotz der erhabenen Lehren ihres Stifters hat durchmachen müssen. So oft und überall da, wo die sittliche Kraft nachließ, welche ihm als Fundament dienen mußte, so oft und überall da sank das Christentum von seiner Höhe wieder herab zu unwürdigem Aberglauben, zu ödem Formelkram und zu einem raffinierten System priesterlicher Tyrannei. Also sind die höchsten Impulse, die eigentlich leitenden Motive der christlichen wie jeder anderen Art von Sittlichkeit nicht religiöser sondern moralischer Natur, und nicht die sittlichen Vorstellungen werden reiner oder verderbter, je nachdem die Religion steigt oder sinkt (S. 91), sondern gerade umgekehrt, die Religion steigt oder sinkt, je nachdem die sittlichen Vorstellungen reiner oder verderbter werden. Am Schlusse seiner Ausführungen endlich gelingt es dem Autor, das Resultat seiner Untersuchungen richtig zu formulieren in den Worten: „Das sittliche Leben der Völker steht zu ihrem religiösen Leben im Verhältnis der Wechselwirkung: zunehmende materielle wissenschaftliche Verstandeskultur, zunehmende staatlich rechtliche Kultur, Verbesserung der Sitten, Schärfung des Gefühls für das Rechte, Gute, Schöne, Angemessene wirkt auf die Religion, und umgekehrt die Durchbildung der religiösen Vorstellungen und des gesamten religiösen Prozesses wirkt dann wieder zurück auf alle verschiedenen Formen des sittlichen Lebens."

Es ist eben nicht die starke Seite der Religion, welche sich Paszkowski zum Gegenstande seiner Betrachtung erkoren hat. Ihre specifisch sittlichen Wirkungen, d. h. ihre Wirkungen auf unser Verhalten gegen andere Menschen, sind nur erborgte, und man gelangt leicht zu einseitiger und schiefer Beurteilung der religiösen Vorgänge, wenn man dieselben an diesen der Religion selbst fremden Maßstab hält. Der eigene Zweck der Religion, ihre besondere Bedeutung in dem Getriebe des individuellen und sozialen Lebens läßt sich nur ermitteln, indem man die Motive aufsucht, welche die religiösen Handlungen und Vorstellungen hervortreiben, und die allen diesen Motiven gemeinsame Richtung. Aus einer derartigen Untersuchung ergiebt sich als beherrschendes Prinzip alles religiösen Thuns die Absicht des Menschen, zur außermenschlichen Macht in eine Gefühlsbeziehung zu treten, welche dem gedeihlichen Fortgange seiner Arbeit jeweilig möglichst günstig ist, mit anderen Worten die Absicht des Menschen, Vertrauen in der Not, Demut auch nach den glänzendsten Erfolgen zu bewahren. (Vgl. meine Schrift: Die Religion und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus. Leipzig, Pfeffer, 1891, § 1—9.)

Von dieser Einsicht aus wird man den Zauberkultus der animistischen Religionen und das Gebet um äußere Güter weniger abfällig beurteilen als Paszkowski. Freilich sind dies nicht religiöse Wandlungen oder Vorstellungen, welche im Stande wären, Gerechtigkeit und Nächstenliebe zu erhöhen; aber sie deshalb kurzer Hand als „Aberglauben" (S. 66 ff.) und „abergläubischen Wahn" (S. 83) zu behandeln, geht nicht an. Das Leben erschöpft sich aber nicht in den Beziehungen von Mensch zu Mensch, sondern es stellt uns auch der Natur gegenüber, als dem ungeheuren Zusammenhange außermenschlicher Kräfte, auf dessen Hilfe wir in allem Wollen und Vollbringen dauernd angewiesen bleiben. Dem Wilden „fehlt noch der Begriff eines gesetzmäßigen Weltzusammenhangs. Die Welt erscheint ihm als eine Zusammenhäufung gesetzloser Kräfte und Vorgänge" (Paszkowski S. 2), die er sich nur durch Personifizierung zu erklären weiß. Überall setzen sie ihn, die Geister der Natur, durch unvorhergesehene Äußerungen in Furcht und Schrecken und lähmen seine Thatkraft. Es bedarf eines Mittels, um sein Mißtrauen gegen die ihn umgebende Welt zu überwinden, um sich zum Handeln aufzuraffen. Da sind es denn zunächst Beschwörungen, Zauberformeln, durch welche er die bösen Geister zu bannen sucht, weil er findet, daß diese Art der Anreden am meisten der eigentümlichen Starrheit und Stetigkeit entsprechen, in welcher die Naturdinge und Naturvorgänge im Gegensatze zu der Beweglichkeit des Menschen verharren. So wird die Zauberei die erste Form, in welcher der Mensch sich religiös bethätigt. In diesem Lichte erscheint sie aber keineswegs als kulturfeindlich, wofür man sie nach Paszkowski's Darstellung halten könnte (S. 11, 66), sondern als kulturfreundlich, als das Mittel, dem Naturmenschen die Furcht vor den ihn bedrohenden Gefahren zu mindern und ihm dadurch schwierigere Unternehmungen zu erleichtern. Nicht anders dürfen wir das Gebet beurteilen. Das Gebet trat an die Stelle der Zauberei, nachdem man unter dem Einflusse der fortschreitenden Kultur dem religiösen Bedürfnis zu Liebe die Naturdämonen mehr veranschaulicht hatte. Die Erfolge, welche der Mensch im Kampfe ums Dasein errang, stimmten ihn dankbar gegen die Mächte, die sich ihm dabei hilfreich erwiesen hatten; der Zauberkultus mit seinen ewig wiederkehrenden Formeln genügte ihm nun nicht mehr; er bot ihm zu wenig an inneren herzlichen Beziehungen zu den Gegenständen seiner religiösen Verehrung, und so geschah es, daß, in Anlehnung an die fortschreitende Unterwerfung der Natur auf den verschiedenen Gebieten menschlicher Thätigkeit, die Geister des Waldes, der Flüsse, Berge, Meere u. s. w. allmählich zu Göttern der Jagd, des Fischfangs, des Ackerbaus, der Seefahrt u. s. w. erhoben wurden. Dadurch wurden sie losgelöst von ihrer ursprünglichen rein natürlichen Unterlage und traten als Förderer und Beschützer der verschiedenen menschlichen Bestrebungen dem religiösen Subjekt um vieles näher. Nun durfte man in selbstgewählter Ausdrucksweise, wie es gerade den Umständen und der eigenen Gemütslage am besten zu entsprechen schien, der Gottheit nahen, um sich durch Bitte und Dank Zuversicht und Demut, Gottesfurcht und Gottvertrauen zu erringen. Diese Gebete mögen sich weit öfter auf das eigne Wohl und dessen Bedingungen bezogen haben als auf das fremde, sie mögen also in den meisten Fällen sittlich werthlos gewesen sein. Das mindert keineswegs ihre religiöse Bedeutung, d. h. ihre Leistung für die rechte Stellungnahme des Menschen zur außermenschlichen Macht.

Heut ist die Erkenntnis des gesetzmäßigen Weltzusammenhanges so weit fortgeschritten, daß zum Zwecke der Naturerklärung weder Geister noch Götter mehr von Nöten sind. Nunmehr entscheidet die besondere Anlage unserer Phantasie und unseres Gefühls darüber, ob wir jene Personifizierung der Natur aus religiösen Rücksichten in dieser oder jener Form noch festhalten. „Nüchterne, in Abstraktionen lebende Geister werden nicht leicht dahin kommen, die außermenschliche Macht, welche sie im alltäglichen und wissenschaftlichen Leben als einen Mechanismus anzusehen gewöhnt sind, im religiösen Affekt als eine Person zu denken, um sich ihm bittend und dankend anzuvertrauen. Ihre religiöse Bethätigung wird vielmehr in der andächtigen Betrachtung des Weltganzen bestehen als des unendlichen und unausdenkbaren Kausalzusammenhanges, der uns alle mit unseren Wünschen und Verlangen in sich schließt, und der auch die größten Thaten der Individuen aus sich emporwirft wie der Ocean die leichten Wogen. Dagegen werden Menschen von lebhafter Phantasie, in denen das Gefühlsleben überwiegt, nicht umhin können, dem Allmächtigen menschliches Fühlen zu leihen, um durch indrünstiges Gebet ihr Herz in Leid und Lust vor ihm ausschütten zu können. Ja sogar ein und derselbe Mensch wird je nach seiner augenblicklichen Stimmung und Lage verschiedene Arten religiöser Vorstellungen und Handlungen zur Anwendung bringen, um sich allzeit die rechte Gefühlsbeziehung zu dem gewaltigen Wesen zu wahren, an das er sich in allem Wollen und Vollbringen dauernd gebunden fühlt". (Vgl. meine Arbeit über die Religion, Leipzig, Pfeffer, 1891, § 48, 50.) Jeden Versuch, die religiösen Gefühle in der Freiheit ihrer Äußerung einzuschränken, er komme von orthodoxer oder von anderer Seite, müssen wir als unberechtigt zurückweisen.

Nicht überall ist es dem Autor gelungen, den Reichtum seines Stoffes völlig durchzudenken. Ein Widerspruch ist stehen geblieben bei der Charakteristik des sittlichen Bewußtseins des Naturmenschen. Auf S. 4 (l. 6) lesen wir: „Ebenso naturhaft" (wie das religiöse) „ist auch das sittliche Bewußtsein des Naturmenschen. Sittlich ist das Handeln, welches den Bestand des Eigenlebens sichert, unsittlich, das ihn bedroht." Und über denselben Naturmenschen lesen wir S. 8 (l. 10): „Sittlich ist" (ihm), „was dem Gemeinwesen Ehre und Vorteil bringt, unsittlich, was dessen Ansehen schwächt." Im Gegensatze zu dieser zweiten Art von Sittlichkeit wird nur die erste als roher Egoismus bezeichnet, so daß es zu guterletzt dem Leser selbst anheimgestellt bleibt, welche Begriffe er sich von der Moral des Wilden eigentlich machen soll.

Auf S. 90 berührt Paszkowski „die Frage einer Loslösung der Moral von der Religion", welche seines Erachtens eine doppelte Antwort erfahren kann, je nachdem man sie vom individuellen oder vom sozialen Standpunkte aufwirft: „Von jenem aus scheint die Forderung einer Trennung des religiösen Faktors vom ethischen nicht ohne Berechtigung zu sein. Ein individuelles Menschenleben kann lediglich durch die Humanität, sofern es sie in sich verkörpert, in seinem moralischen Handeln bestimmt sein. Vom sozialen Standpunkte scheint die Forderung eine nicht berechtigte, und hat eine Erfüllung auch niemals zu gewärtigen. Nimmt man einem Volke die Verpflichtung gegen religiöse Gebote, so entbindet man es auch von der Erfüllung moralischer." Ich habe mich vergeblich bemüht, in den Ausführungen Paszkowski's eine Begründung dieser eigentümlichen Unterscheidung von individueller und sozialer Sittlichkeit zu finden. Diese Ansicht muß auf anderweitigen Erfahrungen des Verfassers beruhen, die er hätte anführen müssen, um seine Behauptung zu beweisen. So wie dieselbe hier auftritt, schwebt sie in der Luft. Ja, die Behauptung, daß ein Volk moralische Gebote ohne religiöse Sanktion nicht anerkennen könne, steht zunächst in Widerspruch mit dem oben erwähnten Gesamtergebnis der vorliegenden Schrift, wonach in sittlicher Beziehung nicht die Moral auf der Religion, sondern umgekehrt die Religion auf der Moral beruhte. Paszkowski selbst scheint durch seine Lösung der angeregten Frage nicht ganz befriedigt gewesen zu sein, denn er fährt fort: „Eine prinzipielle Trennung des ethischen Faktors vom religiösen scheint wegen der psychologischen Verwandtschaft beider überhaupt nicht möglich. Es kann sich immer nur darum handeln, beide in Einklang mit einander zu bringen." Zunächst bleibt hierbei unverständlich, wie bei der Un-

möglichkeit einer prinzipiellen Trennung dennoch eine individuelle Trennung möglich sein soll. Aber ganz abgesehen davon ist auch diese zweite Entscheidung nicht hinreichend begründet. Die psychologische Verwandtschaft von Religion und Moral, vermöge deren sie beide die Tendenz haben, den Menschen zur Anerkennung einer ihm übergeordneten und ihn verpflichtenden Autorität zu bringen, bedingt nicht eine dauernde Verbindung beider; sie vermag nur die bisherige enge Verschmelzung zu erklären (Paszkowski S 61). Eine psychologische Verwandtschaft besteht z. B. auch zwischen Religion und Kunst. Beide haben die Tendenz, Menschen und menschliche Zustände zu idealisieren. Gleichwohl ist eine Loslösung der Kunst von der Religion recht wohl möglich.

Unseres Erachtens sind Moral und Religion zwei selbständige Lebensmächte; jene regelt die Beziehungen des Menschen zum Menschen diese die Beziehungen des Menschen zur außermenschlichen Macht. Aber trotz aller Selbständigkeit ihrer Grundlage greifen doch beide in einander über. Denn einerseits finden wir uns auch in unserem sittlichen Streben abhängig von außermenschlichen Bedingungen, auf deren Hilfe wir vertrauen und deren Mitwirkung wir demütig anerkennen müssen. Kein Mensch hat sich selbst den eigenen Leib gegeben, der nach dem Grade seiner Gesundheit oder Krankheit von so hervorragendem Einflusse auf die Bildung des Charakters ist. Kein Mensch hat sich selbst die natürliche Willensbeschaffenheit gegeben, an welche er seine sittliche Selbsterziehung anzuknüpfen hat. Kein Mensch hat sich selbst in die Familien- oder Volksgemeinschaft hineingestellt, welche nach der Stufe ihrer sittlichen und geistigen Bildung von bestimmendem Einflusse für den Grad der sittlichen Reife ihrer Glieder ist. Alle diese Grundlagen und Bedingungen unserer moralischen Entwickelung verdanken wir aber auch nicht ausschließlich anderen Menschen. Denn unsere Eltern, unsere Freunde und Berather und auch die großen Helden der Kultur sind nur Glieder unabsehbarer Ketten von Zeugungen, welche in ihrem ganzen Verlaufe an außermenschlichen Gewalten und Gesetzen hängen (vgl meine Arbeit über die Religion. Leipzig. Pfeffer, 1891, § 49). Auch sind es nicht Menschen gewesen, weder wir selbst, noch andere, welche die psychologischen Gesetze gegeben haben, nach denen sich jede Charakterbildung vollzieht. Die Grundbedingung aller Übung, daß jede Thätigkeit durch Wiederholung erleichtert und beschleunigt wird, — wir finden sie vor als ein Naturgesetz, welches wir zu unserer Vervollkommnung anwenden dürfen. Sache der Religion ist und bleibt es, uns dieser außermenschlichen Bedingungen unserer Ziele und Erfolge auch auf sittlichem Gebiet eingedenk zu halten, uns ihre Mitwirkung demütig anerkennen zu lassen und auf ihre Hilfe bauen zu lehren. Insofern greift die Religion hinüber in die Sphäre des Moralischen.

Andererseits sind es die sittlichen Bestrebungen guter Menschen, welche vermöge ihrer Vereinigung zu gemeinnützigen Zielen gegen die zersplitterten und einander verzehrenden Kräfte der Egoisten auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, auch auf dem der Religion, das Übergewicht erringen und behaupten. Ihnen ist es zu danken, daß die ursprünglich sittlich wertlosen oder gar unsittlichen Gottesvorstellungen allmählich veredelt wurden zu der Idee eines gütigen Vaters aller Menschen, einer sittlichen Weltordnung. Insofern ruht die Religion auf der Moral.

Trotz der geäußerten Bedenken ist das Buch von Paszkowski als ein sehr zeitgemäßes und gediegenes Werk allen denen zu empfehlen, die sich für religiöse Fragen interessiren. Besonders angenehm berührt das ernste Bestreben des Verfassers, nur die Thatsachen sprechen zu lassen ohne jede Rücksicht auf irgend welche Vorurteile.

Sprüche des Lao-tse.

Die vom Tao (Göttlichen) Beseelten besitzen drei Kleinode . . . und betrachten diesen Besitz als ihr kostbarstes und höchstes Gut.

Das erste dieser Kleinode ist die Liebe.

Das zweite ist die Zufriedenheit, Genügsamkeit.

Das dritte ist, daß sie sich nicht für die Ersten und Besten der Welt, nicht für Vorbilder ausgeben, demnach die Demut und Bescheidenheit.

Wer aber die Liebe besitzt, der hat Seelenstärke.

Wer Genügsamkeit besitzt, Seelengröße.

Wer nicht als Erster glänzen will, sondern Demut besitzt, der ist dahin gekommen, das Werk der Liebe an seinen Nebenmenschen erfüllen zu können . . . .

Jene aber, die mit den Waffen der Liebe kämpfen, erreichen den höchsten, den schwersten Sieg, den Sieg über sich selbst. (II, 67.)

Wer ein Herz für die Menschheit, wer ein Gefühl für die gute Sache hat, der muß siegen. (II, 69.)

Anzeigen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

Die satzungsmäßige Monatsversammlung hat wegen Lokalschwierigkeiten vom 24. Februar auf Dienstag, den 28. Februar, vertagt werden müssen. Sie findet Kommandantenstraße 57, abends 8 Uhr, statt.

Der Vortrag ohne Diskussion, welcher an diesem Abend auf die geschäftlichen Verhandlungen folgen wird, ist von Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. Kristeller freundlichst übernommen. Das Thema desselben lautet: „Essen und Trinken“.

Hinsichtlich der Tagesordnungen der Gruppen-Versammlungen im Februar, welche sämtlich in der Aula des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums (Georgenstraße 30.31) von Punkt 8 Uhr bis gegen 10 Uhr abends stattfinden, wird folgendes mitgeteilt:

Gruppe II. Donnerstag, den 9. Februar, Verhandlungen über die ethischen Gesichtspunkte bei der Auswahl dramatischer Aufführungen für die weitesten Kreise des Volkes.

Gruppe III. Donnerstag, den 16. Februar, Fortsetzung der Referate über eingegangene Manuskripte und Druckschriften und Vortrag des Herrn Dr. Paszkowski, über den ethischen Gehalt der Faustdichtung.

Gruppe IV. Donnerstag, den 23. Februar, Fortsetzung der Verhandlungen über die ethische Bedeutung des Programms der Bodenbesitz-Reformer, sowie Referate über die Thätigkeit der von der Gruppe eingesetzten Kommissionen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

In unserm Verlage erschienen und sind durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die ethische Bewegung in Deutschland.

Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin.

— **Zweite vermehrte Auflage.** —

52 Seiten gr. 8°. Preis 60 Pf.

Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur.

Einleitungs-Rede gehalten am 18. October 1892 zu Berlin.

Von **Wilhelm Foerster,** Professor und Director der Kgl. Sternwarte zu Berlin.

21 Seiten gr. 8°. Preis 40 Pf.

Geistesfreiheit und Gesittung.

Ein Beitrag zum socialen Frieden.

Von **Wilhelm Foerster,** Professor und Director der Königl. Sternwarte zu Berlin.

— **Zweite Ausgabe.** —

37 Seiten gr. 8°. Preis 30 Pf.

„Ethische Kultur" und ihr Geleite.

I. **Nietzsche-Narren** (in der „Zukunft" und in der „Gegenwart").
II. **Wölfe in Fuchspelzen** (2 Kirchenzeitungen).

Von **Ferdinand Tönnies.**

32 Seiten gr. 8°. Preis 75 Pfennig.

Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage.

Rede, gehalten am 23. November 1892 in der **Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu Berlin**

von **Wilhelm Foerster,** Professor und Director an der Königl. Sternwarte zu Berlin.

20 Seiten gr. 8°. Preis 30 Pf.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschien:

Alldeutschland in Wort und Bild.

Eine malerische Schilderung der deutschen Heimat von **August Trinius.**

Erster Band: Teutoburger Wald. Hohe Rhön. Fichtelgebirge. Spreewald. Thüringen. Schwäbische Alb. Rhein.

Mit einem farbigen Titelbild und 74 Illustrationen. 440 Seiten. gr. 8°. Preis broschiert 5,40 Mark, in elegantem Leinenband mit reicher Gold- und Farbenpressung 7 Mark.

Das ganze Werk umfaßt 3 Bände und wird bis zum Herbst 1893 vollständig vorliegen. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Unterricht

in altdeutscher Lederplastik, Lederschnitt- und Buntarbeit für Damen und Herren. Berlin SO., **C. Heckel,** Wrangelstr. 1.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Soeben erschien:

System der formalen und realen Logik.

Von **Dr. Georg Ulrich.**

91 Seiten gr. 8°. **Preis 1,80 Mark.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und Realschulen

von **D. Dr. Wilhelm Schrader,** Geh. Oberregierungsrat und Kurator der Universität zu Halle.

Zweite mit einem Anhange über die neuen Lehrpläne versehene Ausgabe der fünften berichtigten Auflage.

645 Seiten gr. 8°. Preis 10,50 M.

Den Besitzern der fünften Auflage wird der Nachtrag auch einzeln zum Preise von 1,20 M. geliefert.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG

Naturkraft und Geisteswalten.

Betrachtungen über Natur- und Kultur-Leben

von **Dr. A. Bernstein.**

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

● **Neue Volksausgabe.** ●

Preis: 2 Mark 40 Pfennig, elegant gebunden 3 Mark.

BERLIN SW., ZIMMERSTR. 94.

In unserm Verlage erschien:

Sammlung populärer astronomischer Mittheilungen. Von **Wilhelm Foerster,** Prof. und Direktor der Sternwarte zu Berlin. 3 Mark. Zweite Folge. 1,80 Mark.

Sammlung wissenschaftlicher Vorträge. Von **Wilhelm Foerster,** Prof. und Direktor der Kgl. Sternwarte zu Berlin. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. Dritte Folge. Von **Wilhelm Foerster,** Prof. und Direktor der Kgl. Sternwarte zu Berlin. 4 Mark, geb. 5 Mark.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang. | Berlin, den 18. Februar 1893. | Nr. 8.

Die Ethik des Glaubens.

Von William Kingdon Clifford.

Autorisierte Übersetzung von Lily v. Kretschman.

(Schluß.)

III. Die Grenzen des Folgerns.

Die Frage, in welchen Fällen wir das glauben dürfen, was unsere Erfahrung übersteigt, ist eine sehr große und schwierige, da sie den ganzen Bereich des wissenschaftlichen Verfahrens umfaßt und eine beträchtliche Vertiefung in dessen Anwendung verlangt, bevor sie mit einer auch nur annähernden Vollständigkeit beantwortet werden kann. Doch eine Regel von außerordentlicher Einfachheit und größter praktischer Wichtigkeit, die uns sogleich aufstößt, mag hier berührt und in Kürze dargelegt werden.

Einige Überlegung wird uns zeigen, daß jeder Glaube, selbst der einfachste und ursprünglichste, über unsere Erfahrung hinausgeht, wenn er als Führer unseres Handelns betrachtet wird. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer, weil es glaubt, daß das Feuer es heute ebenso verbrennen wird, wie gestern; doch dieser Glaube geht über die Erfahrung hinaus und setzt voraus, daß das unbekannte Feuer von heute dem bekannten von gestern gleich ist. Sogar der Glaube, daß das Kind sich gestern verbrannte, geht über die gegenwärtige Erfahrung hinaus, welche nur die Erinnerungen des Verbrennens enthält, nicht das Verbrennen selbst; er setzt demnach voraus, daß diese Erinnerung glaubwürdig ist, obgleich wir wissen, daß die Erinnerung oft irrig sein kann. Aber wenn er zur Leitung des Handelns und als ein Wink, wie die Zukunft sein wird, dienen soll, so muß er etwas hinsichtlich dieser Zukunft annehmen, nämlich, daß sie mit der Voraussetzung übereinstimmt, daß das Verbrennen gestern wirklich stattfand; was über die Erfahrung hinausgehen heißt. Selbst das grundlegende „Ich bin“, welches nicht bezweifelt werden kann, ist kein Führer zum Handeln, wenn es nicht zu sich selbst „Ich werde sein“ hinzufügt; was über die Erfahrung hinausgeht. Die Frage ist demnach nicht: „Dürfen wir glauben, was über die Erfahrung hinausgeht?“ Denn dies ist in der eigensten Natur des Glaubens enthalten; sondern: „Wie weit und in welcher Weise dürfen wir bei der Bildung unseres Glaubens zu unserer Erfahrung etwas hinzufügen?“

Und eine Antwort von entscheidender Einfachheit und Allgemeinheit wird durch das Beispiel, das wir gewählt haben, „Ein gebranntes Kind scheut das Feuer,“ an die Hand gegeben. Wir können über die Erfahrung hinausgehen, indem wir annehmen, daß das, was wir nicht wissen, dem gleich ist, was wir wissen; oder, mit anderen Worten, wir können unter der Voraussetzung der Gleichförmigkeit der Natur etwas zu unserer Erfahrung hinzufügen. Was diese Gleichförmigkeit genauer ist, wie wir von Geschlecht zu Geschlecht in ihrer Erkenntnis Fortschritte machen, das sind Fragen, welche wir gegenwärtig bei Seite legen, indem wir uns damit begnügen, zwei Fälle zu untersuchen, welche dazu dienen können, die Natur der Regel klarer zu machen.

Aus gewissen mit dem Spektroskop gemachten Beobachtungen schließen wir auf das Vorhandensein von Hydrogen in der Sonne. Wenn wir durch das Spektroskop sehen, während die Sonne dessen Spalte bescheint, bemerken wir gewisse bestimmte helle Linien, und Experimente, die mit irdischen Körpern angestellt worden sind, haben uns gelehrt, daß, wenn diese hellen Linien gesehen werden, Hydrogen deren Quelle ist. Wir setzen demnach voraus, daß die unbekannten hellen Linien in der Sonne den bekannten hellen Linien im Laboratorium gleich sind, und daß Hydrogen in der Sonne sich eben so verhält, wie Hydrogen sich unter gleichen Umständen auf der Erde verhält.

Aber vertrauen wir unserm Spektroskop nicht zu sehr? Gewiß, wenn wir es für irdische Stoffe, bei denen seine Angaben durch Menschen bestätigt werden können, des Vertrauens wert befunden haben, dann sind wir berechtigt, sein Zeugnis auch in anderen, gleichen Fällen anzunehmen; aber sind wir es, wenn es uns über Dinge in der Sonne Kunde giebt, in betreff deren sein Zeugnis von den Menschen nicht direkt bestätigt werden kann?

Sicherlich müssen wir ein wenig mehr wissen, ehe wir diese Schlußfolgerung berechtigt finden dürfen; und glücklicherweise wissen wir etwas mehr. Das Spektroskop bezeugt in den beiden Fällen genau dasselbe, nämlich, daß Lichtschwingungen einer gewissen Art durch dasselbe hindurchgehen. Seine Konstruktion ist eine solche, daß, wenn es hierin in dem einen Falle falsch wäre, es auch im andern falsch sein würde. Wenn wir uns die Sache näher besehen, so finden wir, daß wir in der That vorausgesetzt haben, die Materie der Sonne sei der Materie der Erde gleich, aus einer gewissen Anzahl bestimmter Substanzen zusammengesetzt, und daß jede derselben, wenn sie sehr heiß ist, eine bestimmte Anzahl von Schwingungen hat, durch die sie erkannt und aus den übrigen herausgefunden werden kann. Aber dies ist eben die Art von Annahme, deren wir uns rechtmäßig bedienen dürfen, wenn wir zu unserer Erfahrung etwas hinzufügen. Es ist die Annahme einer Gleichförmigkeit in der Natur und kann nur durch den Vergleich mit vielen ähnlichen Annahmen, welche wir in anderen solchen Fällen zu machen haben, kontrolliert werden.

Aber ist dieser Glaube an das Vorhandensein von Hydrogen in der Sonne berechtigt? Kann er mit zur richtigen Leitung des menschlichen Handelns führen?

Sicherlich nicht, wenn er auf unwürdige Gründe hin und ohne Verständniß für das Verfahren, wodurch man zu ihm gelangt ist, gehegt wird. Doch wenn dieses Verfahren als Grund des Glaubens dient, dann wird er eine sehr ernste und praktische Sache. Denn wenn in der Sonne kein Hydrogen ist, so muß das Spektroskop — das heißt, die Messung der Anzahl Schwingungen — ein sehr unsicherer Wegweiser zur Erkennung der verschiedenen Stoffe sein; und es sollte folglich zur chemischen Analyse, bei Metallproben zum Beispiel, nicht gebraucht werden, um große Zeitopfer, Mühe und Geld sich zu ersparen. In Wahrheit aber hat die Annahme der spektroskopischen Methode als einer glaubwürdigen uns nicht nur mit neuen Metallen bereichert, was eine große Sache ist, sondern auch mit neuen Untersuchungsweisen, was noch weit bedeutsamer ist.

Betrachten wir, als ein anderes Beispiel, die Art und Weise, wie wir: die Wahrheit einer historischen Begebenheit, sagen wir: der Belagerung von Syrakus im peloponnesischen Kriege, folgern. Unsere Erfahrung ist, daß Handschriften vorhanden sind, welche Handschriften des Thucydides sein sollen und sich selbst so nennen; daß in anderen Handschriften, von denen festgestellt ist, daß sie von späteren Historikern herstammen, von ihm gesagt wird, er habe während der Zeit des peloponnesischen Krieges gelebt; und daß Bücher, welche aus der Renaissancezeit stammen sollen, uns berichten, wie diese Schriften sich erhalten hatten und damals erworben wurden. Wir finden auch, daß die Menschen in der Regel ohne ein besonderes Motiv Bücher und Erzählungen nicht fälschen; wir setzen voraus, daß die Menschen der Vergangenheit in dieser Hinsicht den Menschen in der Gegenwart gleichen; und wir bemerken, daß in diesem Falle kein besonderes Motiv vorlag. Das heißt, wir fügen zu unserer Erfahrung etwas hinzu auf Grund der Annahme einer Gleichförmigkeit in den menschlichen Charakteren. Weil unsere Kenntnis dieser Gleichförmigkeit weit weniger vollständig und genau ist als unsere Kenntnis derjenigen, welche in der Physik obwaltet, so sind Schlußfolgerungen historischer Art weit unsicherer und weniger genau, als die Folgerungen vieler anderer Wissenschaften.

Wenn aber irgend ein besonderer Grund vorliegt, dem Charakter der Personen, welche Bücher schrieben oder überlieferten, nicht zu trauen, so wird die Sache anders. Wenn eine Sammlung von Dokumenten den Beweis liefert, daß sie unter Menschen entstanden sind, welche Bücher schrieben und dieselben für Bücher anderer Personen ausgaben, und welche bei der Beschreibung von Ereignissen solche Dinge unterdrückten, die ihnen nicht paßten, während sie solche vergrößerten, die ihnen paßten, — welche nicht nur diese Verbrechen begingen, sondern sich ihrer als Beweise ihrer Demut und ihres Eifers auch noch rühmten; so müssen wir sagen, daß auf solche Dokumente keine wahren historischen Schlußfolgerungen gegründet werden können, sondern nur unzureichende Vermuthungen möglich sind.

Wir können demnach unsere Erfahrung unter der Voraussetzung der Gleichförmigkeit in der Natur ergänzen; wir können unser Bild von dem, was ist und was gewesen ist, wie die Erfahrung es uns giebt, ausfüllen, in einer Weise, daß das Ganze mit jener Gleichförmigkeit im Einklang steht.

Kein Zeugnis daher kann uns das Recht geben, an die Wahrheit einer Angabe zu glauben, welche der Gleichförmigkeit der Natur widerspricht oder außerhalb derselben steht. Wenn unsere Erfahrung eine solche ist, daß sie mit jener Gleichförmigkeit nicht in Übereinstimmung gebracht werden kann, so ist alles, worauf wir schließen dürfen, nur dieses, daß irgendwo irgendetwas nicht in Ordnung ist; doch die Möglichkeit, sonst irgend etwas zu folgern, fällt fort; wir müssen bei unserer Erfahrung stehen bleiben und können überhaupt nicht über sie hinaus gehen. Wenn wirklich ein Ereignis stattfände, welches kein Teil der Gleichförmigkeit der Natur wäre, so würde es zwei Eigenheiten haben: kein Zeugnis könnte irgend jemandem das Recht geben, es zu glauben, außer denjenigen, deren wirkliche Erfahrung es war, und überhaupt gar keine glaubwürdige Folgerung könnte auf sie gegründet werden.

Sind wir denn also zu glauben verbunden, daß die Natur absolut und schlechthin allgemein gleichförmig ist? Sicherlich nicht; wir haben kein Recht, irgend etwas der Art zu glauben. Die Regel sagt uns nur, daß wir bei der Bildung von Überzeugungen, die über unsere Erfahrung hinausgehen, die Voraussetzung machen dürfen, daß die Natur gleichförmig ist, soweit unsere Praxis in Betracht kommt. Innerhalb des Bereiches menschlichen Thuns und Bestätigens können wir mit Hülfe dieser Voraussetzung zu wirklichen Überzeugungen gelangen, jenseits desselben nur zu solchen Hypothesen, die dem genaueren Ausstellen von Fragen dienen. —

Ziehen wir die Summe unserer Erörterungen:

Wir dürfen nur dann etwas glauben, was über unsere Erfahrung hinausgeht, wenn es aus dieser Erfahrung unter der Voraussetzung gefolgert ist, daß das, was wir nicht wissen, dem gleich ist, was wir wissen.

Wir dürfen der Angabe eines Anderen glauben, wenn ein vernünftiger Grund vorliegt anzunehmen, daß er die Sache kennt, von der er redet, und daß er die Wahrheit sagt, soweit er sie kennt.

Es ist in allen Fällen unrecht, auf ungenügende Beweise hin zu glauben; und wo es eine Anmaßung ist, zu zweifeln und zu forschen, da ist es noch etwas Schlimmeres als Anmaßung, zu glauben.

Irrtum und Irrwahn.

Gern sei den Irrenden verziehen,
Die ernstlich haben nach Wahrheit gesucht.
Der Irrwahn aber ist verrucht
Derjenigen, welche die Wahrheit fliehen.

J. St.

Lex Heintze.

Von Utit-Berlin.

Die neuere Gesetzgebung Deutschlands ist vielseitig; man kann ihr das Lob nicht versagen, daß sie mit ihren Machtmitteln die verschiedensten Gebiete zu bearbeiten die Absicht hat; die Gesetzgebungsmaschine arbeitet mit rastloser Schnelligkeit, aber nicht mit Glück; so kommt es, daß wir bei den allermeisten Gesetzen wohl die Absicht verständnisvoll loben, ohne uns mit einem dieser Gesetze einverstanden erklären zu können. Die Gesetzgebung ist auch auf das Gebiet geraten, auf dem wir arbeiten; sie will durch eines ihrer neuesten Gesetze das sittliche Leben Deutschlands heben, eine Art ethischer Kultur treiben. Der Gesetzentwurf, durch den die Regierung ethische Kultur zu verbreiten gedenkt, führt den Namen:

> „Entwurf eines Gesetzes über Abänderung von Bestimmungen des Strafgesetzbuchs, des Gerichtsverfassungsgesetzes und des Gesetzes vom 5. April 1888, betreffend die unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfindenden Gerichtsverhandlungen."

Der Volksmund aber ist ein böses Organ. Der Titel schien ihm zu lang und er nannte daher den Gesetzentwurf schnell entschlossen nach seiner Veranlassung „lex Heintze."

Mit dieser Bezeichnung hat das Mörderpaar des Nachtwächters Braun eine historische Berühmtheit erhalten, die es nicht verdiente, und der Gesetzentwurf war in der Öffentlichkeit zur Hälfte diskreditiert. Die Leser dieser Zeitschrift werden sich des Prozesses erinnern, der zweimal tagelang verhandelt wurde und großes Aufsehen erregte, nicht wegen der Mörder, auch nicht wegen des Gemordeten, sondern

wegen der Zeugenschar, die den Schwurgerichtssaal Moabit füllte, jener Versammlung von Dirnen, Zuhältern und notorischen Verbrechern.

Die Prozeßverhandlungen rissen wieder einmal die schützende Decke hinweg, die das Verbrecherleben Berlins verhüllt, enthüllten Zustände der Großstadt, die den Wissenden längst bekannt waren; der Prozeß erregte Staunen und Entsetzen, aber beides bewies weit mehr heuchlerische Prüderie, als Unkenntnis dieser Zustände.

Wir wollen uns die Schilderung dieser Zustände ersparen und nur feststellen, daß die Regierung die Gelegenheit ergriff, um diesen Übelständen durch ein Gesetz zu Leibe zu gehen. Kein einsichtiger Mensch wird die Regierung ob dieses Beginnens tadeln, im Gegenteil, unserer wärmsten Unterstützung könnte sie gewiß sein, wenn sie die durch den Prozeß enthüllten Zustände der Prostitution aus der Welt schaffen würde. Wenn wir nun gegen den Gesetzentwurf polemisieren, so geschieht es aus zwei Gründen: weil das Ziel, das die Regierung verfolgt, uns nicht weitgesteckt genug erscheint, und weil uns die Mittel, mit denen die Regierung ihr Ziel erreichen will, falsch, ja von ethischen Gesichtspunkten aus verwerflich erscheinen.

Die Motive, die dem Gesetzentwurf beigegeben sind, besagen, daß die Regierung mit diesem Gesetz die Prostitution einschränken und beaufsichtigen will. Von vornherein erklärt sie dadurch, daß ihr eine Aufhebung der Prostitution unmöglich erscheint, und freigebig giebt sie jedem Witzbold Gelegenheit, sich durch dieses Eingeständnis auf ihre Kosten zu unterhalten. Es ist mehr als Optimismus, wenn die Regierung von diesem Gesetz auch nur eine Einschränkung der Prostitution erwartet. Mit einer gewissen Bescheidenheit giebt sie das auch zu, denn in den Motiven ist das Wort „Beaufsichtigung" gesperrt gedruckt, während sich die Einschränkung mit weniger hellen Lettern begnügen muß.

Die Mittel, welche die Regierung zur Anwendung gebracht wissen will, schlagen drei Richtungen ein; aber bei allen dreien herrscht das Bestreben vor, mit Hilfe von Strafen der Prostitution die Existenz abzugraben. Wie falsch, ja wie anachronistisch möchten wir sagen, dies Bestreben ist, zeigt sich deutlich bei dem in § 184 kundgegebenen Willen, das Bedürfnis der Prostitution zu mindern. Man verzeihe uns diesen harten, Ausspruch, aber er entspricht völlig der Wahrheit. Die Regierung will jeden bestrafen, der unzüchtige Schriften feilhält, herstellt, ankündigt oder anpreist: das kann sie doch nur aus dem Grunde wollen, weil derartige Schriften nach der Erfahrung — nach ihrer Erfahrung — die Sinnlichkeit anreizen und so das Bedürfnis nach der Prostitution entstehen und wachsen lassen.

Schon jetzt kann man klar ersehen, daß die Verfasser des Gesetzentwurfs entschieden weit übers Ziel hinausschießen. Sie wollen niemand zur Sinnlichkeit anreizen lassen, weil sie hoffen, dadurch die Prostitution einzuschränken, und bestrafen schon denjenigen, der unzüchtige Schriften nur ankündigt, obgleich niemand feststellen kann, ob auch irgend einer diese Schriften oder Abbildungen kaufen wird. Diese radikale Vertilgungswut beweist alles für die gute Absicht der Verfasser, nichts, aber auch garnichts für die Wahrscheinlichkeit des Erfolges.

Aber dieser Radikalismus treibt noch ärgere Blüten. Er überbietet die Judikatur des Reichsgerichts, das bisher nur diejenigen bestrafte, welche das Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung verletzten; der Gesetzentwurf aber will alle bestrafen, welche Druckschriften 2c. ausstellen, die, ohne unzüchtig zu sein, durch gröbliche Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls Ärgernis zu erregen geeignet sind. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich auszumalen, zu welchen Konsequenzen dieser Paragraph führen kann. Eine nackte Frauengestalt kann und wird unzweifelhaft, selbst wenn sie von Künstlerhand geschaffen ist, Aergernis erregen; wir haben Dunkelmänner genug, die ein großes Talent zur Bilderstürmerei in der Brust verborgen tragen und es gern bethätigen würden.

Die Motive zu diesem Paragraphen sprechen nur von jenen obscönen Druckwerken und Abbildungen, welche die Profitwut zu einem lukrativen Geschäftszweig ausgestaltet hat, und die bei jedem gebildeten Menschen Widerwillen und Ekel erregen; doch

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Und hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Nicht diese Produkte rastloser Gewinnsucht würden vernichtet werden, — dies Geschäft bringt soviel Gewinn, daß es der Gefahren lohnt, es trotz der drohendsten Strafen fortzusetzen; — nein, getroffen wird die Kunst, besonders die moderne Kunst. Jene naturalistischen Dichtungen und Bildwerke sollen tödtlich getroffen werden, die, man mag denken über ihren dichterischen Wert wie man will, unter allen Umständen der Dichtung neue Bahnen geebnet und durch rückhaltlose Kritik verderbter gesellschaftlicher Zustände sittlich gewirkt haben.

In Deutschland erscheint kein „Caviar", kein „Journal amusant", und trotzdem steht weder Österreich noch Frankreich so ungeheuer an Sittlichkeit zurück; wir verteidigen diese litterarische Gattung nicht, wir befürworten sie nicht, aber sind weit entfernt davon, die Augen zu verdrehen und nach dem Strafrichter zu rufen, wenn leidenschaftliche Naturen ihrer Sinnlichkeit sichtbaren Ausdruck geben.

Aber diese litterarische Gattung existiert in Deutschland schon auf Grund des § 184 des alten Strafgesetzbuchs gar nicht — und doch diese Verstärkung! Nein, das ist nichts weiter als ein Angriff gegen die moderne Kunst und als solcher gefährlich für unsre ganze Kultur.

Und warum? Um die Sinnlichkeit nicht zu reizen? Als ob die Sinnlichkeit eines Anreizes bedürfte, als ob nicht die gütige Mutter Natur in dieser Beziehung ausreichend für ihre Kinder gesorgt hätte, als ob es nicht weit nötiger wäre, Gelegenheit zu schaffen, damit der Sinnlichkeit Genüge geleistet werden könne, als diese Triebe zu beeinträchtigen zum Schaden der Gesundheit und Kraft.

Nur die gekaufte Liebe ist Prostitution, nur die gekaufte Liebe ist verderblich, verwerflich und zerstörend; die nicht gekaufte Liebe aber ist wohlthuend, kräftigend, sie spannt zu den höchsten Thaten an.

Diese Sätze, die seit altersgrauen Zeiten Geltung haben, scheinen unsere Gesetzgeber vergessen zu haben; denn sonst würden sie wissen, daß die Todfeindin der gekauften die nicht gekaufte Liebe ist, — daß sie nur allen jungen Leuten Gelegenheit verschaffen müssen, ihren natürlichen Trieben Genüge zu thun, und daß dann jedes Bedürfnis nach Prostitution ersterben wird, ob auch noch so viele „unzüchtige" Abbildungen fabriziert werden.

Erklären wir uns deutlicher. Die heutige gesellschaftlich genehmigte Form des geschlechtlichen Verkehrs ist die Ehe. Es ist Thatsache, daß selbst die heutige Form vielen berechtigten Angriffen ausgesetzt ist, daß sie unter Umständen mit der Prostitution eine verzweifelte Ähnlichkeit hat; aber in der auf Liebe gegründeten Ehe haben wir das Gegenteil der Prostitution. Will man nun die Prostitution dadurch einschränken, daß man den Männern das Bedürfnis nach ihr raubt, nun so muß man den Männern Gelegenheit geben, sich aus Liebe zu verheiraten.

So einfach diese Wahrheit klingt, sie bleibt Wahrheit. Die Gesetzgeber erklären: die Prostitution hat mit dem Vertrieb von unzüchtigen Darstellungen zugenommen, also müssen beide in einem ursächlichen Zusammenhang stehen. Diese Auffassung ist eine völlig falsche; die Eheschließungen sind zurückgegangen, denn die Männer können keine Familien mehr ernähren: daher das Bedürfnis, das wachsende Bedürfnis nach der Prostitution.

Solange also die Regierung nicht ein Mittel findet, die Ehen zu vermehren, solange ist jede Einschränkung der Prostitution ausgeschlossen.

Die Hoffnung, durch den § 184 die Prostitution genügend einschränken zu können, erschien aber auch den Verfassern des Gesetzentwurfs trügerisch, und sie sannen auf Mittel, der jetzt bestehenden und aller Wahrscheinlichkeit nach weiter fortexistierenden Prostitution eine gewisse Organisation zu geben. Und wahrlich, es ist die höchste Zeit, daß in dieser Beziehung etwas gethan wird. Man hat die Bordelle aufgehoben durch den § 180 des Strgb. f. D. R., welcher lautet: „Wer gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch seine Vermittlung oder durch Gewährung und Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet, wird wegen Kuppelei mit Gefängnis bestraft." Das Reichsgericht stellte den Grundsatz auf, daß das Vermieten von Wohnungen an Prostituierte strafbar sei. Die öffentlichen Mädchen waren also obdachslos, und wie Tiere wurden sie seit Jahren von den Behörden hin und hergehetzt. Man gründet Tierschutzvereine, hätschelt und tätschelt Hündchen und Kätzchen — und diese Mädchen, die aus Hunger und Not ihrem schimpflichen Gewerbe anheim fielen, die weit schlimmer leiden als diese Hündchen und Kätzchen, wurden und werden unaufhaltsam verfolgt.

Aber selbst die Versagung der Wohnstätte hatte nicht den gewünschten Erfolg; die Prostitution muß wohl unterirdische Quellen besitzen, die durch derartige Mittel nicht verstopft werden. Und da kam die Regierung auf den Einfall, den öffentlichen Mädchen die versagte Wohnstätte wieder zu gewähren und in dem neuen § 180 zu bestimmen: „Das Vermieten von Wohnungen an Weibspersonen, welche wegen gewerbsmäßiger Unzucht einer polizeilichen Aufsicht unterstellt sind, bleibt straflos, wenn sie unter Beobachtung der hierüber erlassenen polizeilichen Vorschriften erfolgt."

Aber mit diesem Paragraphen kommt die Regierung von dem Regen in die Traufe; denn jetzt wird das eingeführt werden, was sie jahrelang vermeiden wollte: öffentliche Häuser, Wohnstätten, in denen offen für alle Welt die Liebe käuflich ausgeboten wird. Sie werden eingeführt werden, denn die unser ganzes Leben verderbende und vergiftende Profitwut wird nicht Stand halten vor diesen lukrativen Unternehmungen.

Offen und deutlich muß das ausgesprochen werden, ehe dieser schwere Schaden, der unser sittliches Leben korrumpiert, geheilt werden wird. Ja, die Mädchen werden diese Form der Prostitution sogar selbst wünschen, weil die Verfasser des Gesetzentwurfs auf der einen Seite ihnen allerdings Wohnung gewähren, auf der andern Seite ihnen aber den Beschützer rauben.

§ 181a nämlich bestraft alle diejenigen Männer, die von einem öffentlichen Mädchen den Unterhalt beziehen, oder welche diesem öffentlichen Mädchen in Bezug auf die Ausübung ihres unzüchtigen Gewerbes Schutz verleihen.

Gewiß hat die Regierung völlig Recht, wenn sie in den „Beweggründen" sagt, daß das Gewerbe eines „Beschützers", eines Zuhälters in hohem Grade unsittlich ist. Es fragt sich nur, ob die kriminelle Strafe das richtige Mittel ist, sie von diesem unsittlichen Gewerbe abzubringen, und ob sie dieses unsittliche Gewerbe nicht bestehen lassen muß, wenn es ihr nicht möglich ist, die Prostitution auszurotten. Die Verfasser des Gesetzentwurfs kennen diese Materie ganz genau, sie wissen, daß die Prostituierten jedem verworfenen Menschen schutzlos preisgegeben sind; der Fall Hedwig Nietzsche in Berlin, Jack der Aufschlitzer in London beweisen, zu welchen Gefahren sich diese Preisgabe steigern kann; daher schreibt sich die Existenz der „Zuhälterzunft".

Warum sollen die jetzigen Beschützer der Prostituierten bestraft werden? Die Verfasser des Gesetzentwurfs antworten in den Beweggründen: „Weil sie geeignet sind, Verbrechen zu begehen." O, welche Fürsorge! Aber wir meinen, es wäre Zeit, die Beschützer zu bestrafen, wenn sie Verbrechen begangen haben; wir denken, nur mit dem barbarischen Mittel der Strafe einen Menschen zu bessern, wäre es immer noch an der Zeit, wenn eine bestimmte Handlung vorliegt. Wenn die Regierung alle diejenigen Personen bestrafen wollte, die geeignet sind, im gegebenen Fall Verbrechen zu begehen, so würden in unserer heutigen Zeit, in der ethische Kultur sehr wenig verbreitet ist, die Gefängnisse nicht ausreichen. Und nur eine bestimmte Gruppe wegen ihrer Gesinnung zu bestrafen, involviert ein Ausnahmegesetz; jedes Ausnahmegesetz aber ist eine Ungerechtigkeit. Auch hat die deutsche Regierung mit Ausnahmegesetzen bisher keine guten Erfahrungen gemacht.

Gerade den einzigen richtigen Beweis für die niederträchtige Handlungsweise der Zuhälter aber haben sich die Verfasser des Gesetzentwurfs entgehen lassen: nämlich die Thatsache, daß die Prostituierten durch ihre Beschützer in der schamlosesten Weise ausgebeutet werden, daß sie ihren jämmerlich erworbenen Lohn nicht behalten dürfen, sondern an ihre Beschützer abgeben müssen. Und mit einem gewissen Grund haben die Verfasser des Gesetzentwurfs darüber geschwiegen; denn, wenn das Gesetz in Kraft tritt, verwandeln sich die Beschützer in „Zuhälter", in des Wortes richtiger Bedeutung, nur daß dann die Zuhälter, als Besitzer der Lusthäuser, nicht in Ballonmützen, sondern im Gehrock oder in der Atlasrobe einherstolzieren werden. Aber den jämmerlich verdienten Lohn werden sie den Prostituierten nach wie vor entreißen.

Die Optimisten schmeicheln sich mit der angenehmen Hoffnung, daß, wenn die Prostitution kaserniert wird — es ist kein Zufall, daß in unserer Zeit dies bureaukratisch-militärische Wort gefunden wurde — die Prostitution eingeschränkt wird, weil junge Mädchen mit ihr nicht in Berührung kommen. Sie werden sich täuschen. In demselben Augenblick, in dem das Laster der Prostitution kapitalistisch verwertet werden kann, finden sich genügend diensteifrige Agenten, die dafür sorgen, daß es ihr nie an neuem Zuwachs fehlt. Durch diese Kasernierung wird den bedauernswerten Mädchen das letzte Stückchen Freiheit genommen.

Wir hören den Einwurf. Pah! Es sind Prostituierte, wozu das Mitleid! Wir aber sagen, Prostituierte oder nicht, es sind Menschen und grade sie haben unser Mitleid nötig!

Wer hat sie prostituiert, wer hat sie zu dem gemacht, was sie sind? Männer haben dies gethan! Die Not und das Elend haben sie den letzten Rettungsanker ergreifen lassen. Man forsche nach der Ursache, warum die Mädchen sich prostituieren, und man wird finden, daß Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen das hauptsächlichste Material für die Prostitution bilden. Leichtsinnig sind die weiblichen Angehörigen der besitzenden Klassen auch, an Leidenschaft fehlt es ihnen nicht, und ihrem Naturtriebe folgen sie wohl mit genau derselben Stärke, wie ihre ärmeren Schwestern; aber sie suchen und finden Gelegenheit, jeden Nachteil ihrer Thaten zu verhindern. Das arme Mädchen aber, das ein Kind ernähren muß, das Mädchen, welches Jugendfreuden, von denen ihre Armut sie ausschließt, mit fröhlichem Leichtsinn genießen will, fällt der Prostitution anheim.

Fort mit der Prostitution! so rufen auch wir. Aber es ist falsch, sie mit Strafen zu bedrohen, falsch, die Mädchen zu hetzen wie die Tiere. Gebt jedem Mann genügend Mittel, sich zu verheiraten, gebt jedem Mädchen die Mittel, durch ehrliche Arbeit soviel zu erwerben, daß sie sich nähren und vergnügen kann: dann wird, dann muß die Prostitution verschwinden. So lange man aber erklärt, man könne gegen das Elend nichts ausrichten, die Not nicht bannen, so lange ist es unsittlich, sich sittlich zu ereifern, so lange hat man kein Recht, die Gefängnisse zu füllen oder schutzlose Mädchen durch die Straßen zu jagen.

Der Gesetzentwurf in § 16a will, daß die Verurteilten, wenn ihre That von besonderer Rohheit und Sittenlosigkeit zeugt, bis auf die Dauer der ersten sechs Wochen eine harte Lagerstätte und Wasser und Brot erhalten. Es ist schwer, keine Satire zu schreiben. Weil man der Prostitution nicht Herr wird, weil man die entsetzliche materielle Not nicht

zu bannen weiß, greift man zu Mitteln, die schon unsere Väter als inhuman aufgegeben haben. Wie lange wird es dauern und von autoritativer Seite wird die Folter verteidigt werden! Nein, das sind Anschauungen, die mit dem modernen Sittlichkeitsgefühl in Widerspruch stehen, — das sind Mittel, die nutzlos, roh, grausam und deshalb verwerflich sind. Auf diese Weise wird das sittliche Gefühl nicht erstarken; nein: Haß und Heuchelei sind die unabweislichen Folgen solcher Gesetze.

Confucius und der tote Hirsch.

Von Josef Popper.

Kung-tse, der Aufseher der kaiserlichen Getreide-Vorräte, war während einer Inspektionsreise in einem Wirtshause abgestiegen.

Er saß in der Gaststube; ein Jäger, einen geschossenen Hirsch über dem Rücken, trat ein, warf das Tier auf den Boden hin, stieß es mit dem Fuße in einen Winkel, setzte sich an einen Tisch zu seinen Bekannten und trank mit ihnen.

Während der Jäger guter Dinge war, stand Kung-tse von seinem Sitze auf, stellte sich vor das tote Tier und gab sich tiefen Betrachtungen hin.

Lange stand Kung-tse vor dem toten Tiere und gab sich tiefen Betrachtungen hin.

Der Austritt aus der Kirche.

Von C. Schmidt, freigemeindlichem Prediger in Königsberg.*)

Die Frage, ob die Gesellschaft für ethische Kultur wohl daran gethan, sich der Forderung des Austrittes ihrer Mitglieder aus der Kirche zu enthalten, ist nun einmal und zwar in Nr. 3 dieser Blätter angeschnitten und ich kann es mir nicht anders denken, als daß es der Redaktion zum Zwecke der unparteiischen Beurteilung lieb sein müsse, noch andere Stimmen über dieses Thema zu hören.

Ich billige den von der Gesellschaft eingenommenen Standpunkt durchaus. Es widerstreitet dem Grundsatze der Gewissensfreiheit, ein gewisses Thun von Andern als eine moralische Pflicht zu fordern. Zwar ist es unfraglich, daß eine bestimmte Handlung, wie z. B. der Austritt aus der Kirche, für den Einzelnen zu einer Pflicht werden kann. Das hängt aber von sittlichen Vorgängen ab, die sich in der Seele des betreffenden Menschen zutragen und für diesen die in Frage kommende Handlung zu einer moralischen Notwendigkeit machen. Darüber aber zu entscheiden, ob die individuellen Beweggründe für den Einzelnen einen moralisch zwingenden Charakter haben oder nicht, steht nur dem betreffenden Menschen selbst zu. Wenn wir dies nicht beachten und es uns erlauben, für einen Andern zu entscheiden, was zu thun für ihn Pflicht sei, so verüben wir auf seine sittliche Freiheit einen sträflichen Angriff und thun im Grunde dasselbe Unrecht, welches wir in unzähligen Fällen an unsern confessionellen Gegnern auf das schärfste getadelt haben.

Diese Erwägung ist über jeden Zweifel ausreichend, um den Grundsatz der ethischen Gesellschaft, Jeden in seiner religiösen Gemeinschaft zu belassen, und an Niemanden die Forderung zu stellen, daß er aus seiner Kirche austrete, in seinem vollen Umfange aufrecht zu erhalten. Über die Frage des Austrittes hat allein der betreffende Mensch zu entscheiden und man kann sich ohne Mühe eine große Zahl von Gründen vorstellen, die diesen mit Fug und Recht bewegen, trotz seiner Differenzen mit der Kirche dennoch in deren Gemeinschaft zu verbleiben.

Das Üble bei der Sache ist nur, daß man es dabei nicht bewenden läßt und daß man es wiederholentlich versucht, es wie eine Art Verdienst hinzustellen, wenn man trotz aller Abweichungen in seiner Kirche verbleibt. Einer der schlimmsten Gründe, welche für das Verbleiben angeführt werden, liegt in der Behauptung, daß man alsdann von Innen heraus für die Reform der Kirche thätig sein könne.

Von den Vielen, die diesen Grund anzuführen haben, habe ich nur Einen kennen gelernt, der in seinem ideologischen Optimismus eine Reform innerhalb der Kirche anzubahnen doch wenigstens versucht hat. Die Meisten gefallen sich in der bloßen Möglichkeit einer solchen Reform, ohne daran irgend eine praktische Folge zu knüpfen. Wenn sie der Sache näher träten, so könnte es ihnen nicht entgehen, daß, was sie von einer Reform träumen, ein bloßes Gedankenbild sei, welches ihnen eine nur zu willfährige Phantasie in die Seele gegeben.

Eine Zeitschrift wie die „Ethische Kultur", welche ganz offensichtlich dem sittlichen Fortschritte dient, kann nicht Anschauungen kritiklos zu Markte bringen, welche den schwachen Gemütern, in denen sich etwa der Gedanke des Austrittes aus der Kirche regt, einen willkommenen Vorwand bieten, um eine solche That der sittlichen Selbstbestimmung doch lieber zu unterlassen.

Man sollte meinen, daß Jeder, der mit der Verfassung der evangelischen Kirche nicht ganz unbekannt ist, wissen müsse, daß es schon mit Rücksicht auf diese eine pure Unmöglichkeit sei, innerhalb der Kirche für deren Reform zu wirken. Gerade die so sehr gepriesene Synodalverfassung der Kirche läßt nicht den mindesten Zweifel darüber, daß das Laienelement, ja sogar die sogenannten Geistlichen von jedem Einflusse auf die in der Kirche vorgetragene Lehre ausgeschlossen seien. — Der Präsident des evangelischen Ober-Kirchenrates Dr. Herrmann hat in seiner Rede, mit welcher er die erste Generalsynode eröffnete, hervorgehoben und es nochmals in der offiziellen Veröffentlichung in gesperrten Lettern drucken lassen, daß nach dem königlichen Erlaß vom 10. September 1873 „der Bekenntnisstand und die Union in den alten Provinzen und den dazu gehörigen Gemeinden durch die neue Ordnung, wie hiermit ausdrücklich erklärt wird, in keiner Weise berührt wird" . . .

Im Grunde genommen liegt es ja auf der Hand, daß, nachdem die von Luther gegründete Kirche zu einer Kostgängerin des Staates geworden, der Landesfürst, der bekanntlich der oberste Bischof in protestantischen Landen ist, es sich nicht wird nehmen lassen, zu bestimmen, wie er die evangelische Kirche für seine Zwecke brauche. Selbst wenn ein religiös aufgeklärter Mann — (von Frauen ist ja ohnehin in der rechtgläubigen Kirche nicht viel die Rede) — das seltene Glück haben sollte, in eine Synode gewählt zu werden, so kann er zwar seine beratende Stimme für mancherlei ganz nützliche Dinge erheben, aber er darf doch nicht, ohne sofort in seine Schranken gewiesen zu werden, über irgend einen Glaubenssatz auch nur den Mund aufthun. — Wie kann da überhaupt von einer Reform von Innen heraus die Rede sein? Ich sehe nicht einmal die Möglichkeit dazu ein. — Daß in der katholischen Kirche noch viel weniger von einer von dem Volke ausgehenden Reform gesprochen werden könne, bedarf keines Nachweises. Alle dissentierenden Elemente werden in der einen wie in der andren Kirche von dieser ausgestoßen. Natürlich! Denn die Kirche ist bei uns auch eine politische Macht und strebt als solche nach geschlossener Einheit. So lange sie das bleibt, was sie zur Zeit ist und noch immer mehr werden will, kann und darf sie die freie Meinungsäußerung in ihrem Bereiche nicht dulden und damit ist die Möglichkeit einer von Einzelnen ausgehenden Reform vorweg ausgeschlossen.

Die Verteidiger der Idee, daß die Kirche von Innen heraus gebessert werden müsse, könnten sich freilich noch auf den Einfluß der öffentlichen Meinung berufen. Diese ist ja eine Macht, deren Einfluß man auch auf die Kirche nicht gänzlich wird bestreiten können. Aber wie verschwindend ge-

*) Dieser Artikel ist vor Erscheinen des Aufsatzes von Prof. Tönnies (in Nr. 5) geschrieben.

ring dieser Einfluß sei, ersieht man unter anderem daraus, daß, obschon auch gegenwärtig eine antikirchliche öffentliche Meinung besteht, dieselbe doch der Macht der rechtgläubigen Kirche keinen nennenswerten Abbruch zu thun vermag. Das erklärt sich vornehmlich daraus, daß hinter der rechtgläubigen Kirche der Staat mit seiner Macht steht, der im kirchlichen Interesse alle diejenigen Staatsangehörigen zurücksetzt und benachteiligt, welche ihre differierende Überzeugung auf irgend welche Art zu bethätigen den moralischen Mut haben. Auf diese Weise vermag die Kirche, der öffentlichen Meinung, auch wenn Spuren derselben sich innerhalb der Kirche zeigen sollten, dennoch Trotz zu bieten.

Wer einen religiösen Fortschritt anstrebt, sieht sich unter diesen Umständen genötigt, seine Stellung außerhalb der Kirche zu nehmen. Denn die Kirche ist für die von Innen heraus kommende Reform unzugänglich. Das gilt freilich nur für die von unten, aus dem Volke stammenden Verbesserungen. Die katholische Kirche hat mehrfache Erneuerungen erlebt, aber dieselben gingen, wie dies bei der monarchischen Verfassung nicht anders zu erwarten steht, von der regierenden Spitze aus.

Der religiöse Fortschritt, wie derselbe sich in der geschichtlichen Entwickelung des Dissenterwesens in England gezeigt hat, scheint auch für unser Vaterland vorbildlich zu sein.

Das bisher Gesagte läßt sich dahin zusammenfassen, daß es zwar dem Prinzipe der freien Selbstbestimmung widerspricht, wenn man es als eine Pflicht für Andere hinstellen wollte, daß sie ihren Austritt aus ihrer Kirche erklären, daß aber ein Fortschritt in dem religiös-sittlichen Leben unseres Volkes zur Zeit nicht anders denkbar erscheint, als durch das Mittel einer auf Freiwilligkeit beruhenden Vereinigung von Menschen **außerhalb** des kirchlichen Verbandes. —

Bücherbesprechung.

Die Judenfrage, ökonomisch und ethisch. Von Dr. **Franz Lütgenau.** Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, 1893. (22 Seiten, Preis 30 Pf.)

Der Verfasser hatte sich in einer von der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur einberufenen Versammlung an der Debatte über den Vortrag Professor Foersters „Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage“ (seitdem in obigem Verlage im Druck erschienen) beteiligt und sodann auch in einem Berliner Arbeiter-Verein („Ethische Gesellschaft“) auf jenen erwidert. Die vorliegende interessante und wertvolle Abhandlung giebt das Wesentliche seiner beiden Reden wieder. „Die ethischen Empfindungen und Gesinnungen, welchen Geheimrat Foerster in seinem Vortrage Ausdruck verliehen hat,“ erklärt der Verfasser, „verdienen hohe Anerkennung .... Seine Worte haben denn auch eine Stimmung hervorgerufen — oder die Gesellschaft für ethische Kultur bietet überhaupt eine Atmosphäre dar, — in der der ehrlich Strebende, der ideal Gesinnte, wenn auch anders Urteilende sich wohl fühlen kann. In den Punkten, worin ich von Herrn Foerster abweiche, handelt es sich überall um Eines: er berücksichtigt viel zu wenig die Abhängigkeit der praktischen Ethik von den ökonomischen Verhältnissen.“ Diese Abhängigkeit sucht Dr. Lütgenau nun auf den in Frage stehenden Gebieten nachzuweisen: zu zeigen, daß die Wandlungen in dem Verhalten gegen die Juden stets durch wirtschaftliche Motive bewirkt wurden. Sehr richtig bemerkt er, daß durch jegliche Ausnahmebehandlung der Juden der Sondergeist unter denselben geschaffen oder gesteigert werde. Treffend ist auch sein Urteil über den Antisemitismus: „Der Antisemitismus tritt die allgemeinen Gebote der Ethik mit Füßen, indem er den Einen leiden läßt für die Fehler der Anderen, den Einzelnen verantwortlich macht für das Ganze. Und das thut er sowohl direkt, wo er es in Handel und Wandel und im gesellschaftlichen Verkehr mit dem einzelnen Juden zu thun hat, wie auch indirekt, wenn er seine Anklagen gegen das Judentum generell richtet und also jeden einzelnen Juden mit einschließt. Es ist das Charakteristische, daß man einen so schlichten, selbstverständlichen Satz heute aussprechen, ja verteidigen muß.“

Den Hauptgrund davon, daß der Antisemitismus neuerdings eine solche Ausbreitung gewonnen hat, findet der Verfasser darin, daß bei der jetzt vorhandenen Fülle des Kapitals das jüdische Kapital dem christlichen als entbehrlich, als lästige Konkurrenz erscheint. Dem christlichen Großkapital ist die antisemitische Bewegung aber auch darum erwünscht, weil sie die Aufmerksamkeit der Opfer der kapitalistischen Produktion von der wirklichen Ursache ihrer Not und dem richtigen Heilmittel — dem kapitalistischen System als solchen und dessen Beseitigung — ablenkt; was dadurch geschieht, daß ihm eine einzelne Gruppe der Kapitalisten, eben die jüdischen, als die hauptsächliche Ursache der Ausbeutung dargestellt werden. „Der Jude ist der willkommene Sündenbock.“

In seinen schließlichen Wirkungen ist der Antisemitismus, wie der Verfasser ausführt, revolutionär. „Seine Angriffe auf eine einzelne Gruppe der Ausbeuter erweitern sich folgerichtig zu Angriffen auf das Ausbeutertum überhaupt; damit vertauscht sich auch die Bekämpfung von Personen mit der Bekämpfung eines Systems. Die antisemitische Agitation wendet sich an die rückständigen Schichten der Bevölkerung; sie nutzt deren Rückständigkeit aus und erzielt Erfolge, so lange diese Rückständigkeit besteht. Allein die technische, ökonomische, politische und geistige Entwicklung zerstört immer mehr die Bedingungen, unter denen der Antisemitismus gedeiht, und schafft dafür jene, unter denen der Sozialismus entsteht und seine Nahrung findet.“ **G. v Gizycki.**

Buddhistisches Gebet.

Aus dem Gedicht „Mettasutta“ in dem Werke: **Das Sutta Nipâta** Eine Sammlung von Gesprächen, welche zu den kanonischen Büchern der Buddhisten gehören. Nach der englischen Übersetzung von Fansböll ins Deutsche übertragen von Dr. Arthur Pfungst. 1. Lieferung. Straßburg. K. J. Trübner, 1889. (80 Seiten.)

Buddha, „der Erleuchtete“, ist der Beiname des Königssohnes Siddhârtha, welcher der Begründer des Buddhismus, der verbreitetsten Religion der Welt, ist. Er lebte von 624 bis 544 vor Christo. Nach ihm kann der Mensch nicht durch die Hilfe von Göttern, sondern nur durch eigene Kraft das höchste Ziel erreichen. Dieses ist das „Nirwâna“ („Erloschen“), — nach der Auslegung Vieler: das Absterben alles Niedrigen und Sinnlichen im Menschen, die Erlangung tiefsten Gemütsfriedens. Das folgende Gebet giebt die praktische Hauptforderung der buddhistischen Sittenlehre an.

Mög' Sicherheit und Glück den Wesen allen
Beschieden sein und Freudigkeit des Herzens!

Ob sichtbar oder unsichtbar sie sind,
Ob weit sie leben oder nah, ob sie
Geboren sind, ob der Geburt sie harren:
Glückselig mögen alle Wesen sein!

Es täusche Keiner einen Andern, Keiner
Verachte einen Andern je, auch wünsche
Aus Zorn und Rachsucht Keiner Andern Böses!
Gleich einer Mutter, die ihr eignes Kind,
Ihr einz'ges Kind bewacht, indem ihr Leben
Sie wagt, so hege Jeder ohne Schranken
Wohlwollen im Gemüt für alle Wesen!

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Frankfurt a. M.)

Die Abteilung Frankfurt a. Main, welche im Dezember begründet wurde, zählt bereits ca. 50 Mitglieder. Der Vorstand besteht aus den Herren:

Dr. **Arthur Pfungst**, I. Vorsitzender,
Pfarrer **Carl Saenger**, II. Vorsitzender,
Carl Peters, Kassierer,
Direktor Dr. **Philipp Pauli**, Beisitzer,
Dr. **Eugen Elkan**, Schriftführer.

Kassenrevisoren sind die Herren:
Redakteur **Otto Hörth**
und **Elias Hené**.

Am 10. Januar a. c. wurde die erste Mitgliederversammlung nach der Konstituierung abgehalten, in welcher Herr Dr. **Pfungst** über „Ethik und ethische Kultur“ sprach. Am Montag, den 13. Februar, spricht Herr Professor **Friedrich Jodl** aus Prag über „Grundsätze und Ziele der D. G. E. K.“

In der nächsten Mitgliederversammlung wird Herr Pfarrer **Saenger** einen Vortrag über „Ethische Kultur und Jugend-Erziehung“ halten. Derselbe Redner hat den öffentlichen Vortrag für den März übernommen; sein Thema lautet: „Über die ethischen Gesellschaften in Amerika“.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

1. Flugblatt
der
Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Seelenfrieden, Eintracht und gegenseitiges Vertrauen scheinen vielen Menschen jetzt gefährdeter zu sein, als jemals.

Woher soll die Hülfe kommen? So fragen viele Friedlose und viele Menschenfreunde in allen Kulturländern.

In dem zu Ende gegangenen Jahre hat auch in Deutschland diese Frage zunächst einige hundert Männer und Frauen aus allen Lebenskreisen zusammengeführt in dem sehnlichen Wunsche, nicht blos einander, sondern überhaupt recht vielen Mitmenschen zu erneutem Vertrauen in die Zukunft und zu tieferem Seelenfrieden zu helfen.

Aus den großen Religionsgemeinschaften ertönt dagegen der Ruf: Nur bei uns ist das Heil und die Hülfe zu finden.

Sieht man näher zu, so findet man bei ihnen allerdings vieles Würdige und Gute, viele eifrige und aufopferungsvolle Bethätigungen im Dienste der Menschenliebe; aber gegen die Steigerung der allgemeinen Unruhe, gegen die äußere und innere Noth des Daseins, wie sie immer drückender aus der gegenwärtigen sozialen Entwickelung hervorzugehen scheint, erweisen sich die großen Religionsgemeinschaften trotz aller ihrer Machtmittel als unzureichend. Insbesondere dient, ganz abgesehen von den inneren Schwächen eines Theils dieser Machtmittel, die eifervolle Ausschließlichkeit des ganzen Auftretens jener Gemeinschaften, auch ihres Auftretens gegen einander, keineswegs der Eintracht und der Beruhigung, vielmehr überwiegend dem Gegentheil.

Wie will nun das Häuflein, welches sich mit dem Gelübde der treuen Pflege von Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit zusammenzufinden beginnt, sich anmaßen, Wesentliches zu der Lösung der ungeheuren Aufgaben beizutragen, denen jene mächtigen Gemeinschaften bis jetzt zwar mit Selbstvertrauen, aber doch ziemlich rathlos gegenüber standen!

Und dennoch wagt das Häuflein zu hoffen, daß sein Beginnen einer der Ausgangspunkte einer tieferen Beruhigung und Befriedigung der Menschenwelt werden wird.

Die Zeit ist reif für eine rückhaltlose Prüfung, für eine gerechte und liebevolle Umgestaltung der Zustände, aus denen die schmerzlichen Nöthe der Gegenwart hervorgehen konnten.

In solchen Zeitpunkten ist es die Schwäche der bestehenden großen Gemeinschaften, daß bei ihnen der ehrliche Zweifel, die unbestechliche Kritik, die muthige Bethätigung in öffentlichen Angelegenheiten durch die Rücksichten auf ihre eigene Machtstellung, auf ihren Einfluß und ihre Interessen vielfach lahm gelegt sind.

Die menschliche Kultur bedarf daher neben dem vielen Geordneten und Gefestigten, was in ihr bereis machtvoll entwickelt ist, unbedingt auch freier Gemeinschaften, die sich unablässig an dem Jungbrunnen kühnsten, unbefangensten Denkens und Forschens erfrischen und sich dadurch zu der höchsten inneren Stärke auf Erden aufschwingen, dabei aber keinerlei äußere, mit Nebenrücksichten belastende Machtstellungen erstreben. Gemeinschaften von solcher reinen Geistesverfassung werden es vermögen, auf das Getriebe der festeren menschlichen Organisationen überall helfend und erneuernd einzuwirken.

Alle jene festeren religiösen, politischen, sozialen Organisationen, Parteibildungen und Berufskreise sind den Gefahren allzulangen Beharrens in einmal eingeschlagenen Bahnen und der Steigerung eigensüchtiger Benommenheit durch ihr engeres Gemeinschaftsleben erfahrungsmäßig in hohem Grade ausgesetzt. Hierdurch verlieren sie allmählich die Fähigkeit, aus sich selbst heraus zu gründlicher Erneuerung zu gelangen, während jeder ihnen angehörende, außerhalb des Gebietes seiner Gebundenheit, förderlichst am Allgemeinen mitzuarbeiten vermöchte.

Eine gemeinsame Pflege der Kritik der Zustände der menschlichen Gemeinschaft ist aber in solchen verhängnißvollen Zeiten, wie die unsrigen, auch deshalb von so hoher Wichtigkeit, weil ein Theil der Uebel lediglich aus Uebertreibungen, krankhaft erhitzten Einbildungen und unbestimmten Befürchtungen hervorgeht. Die Ernüchterungen und Beruhigungen, welche für diesen Theil der öffentlichen Uebel schon wirkliche Heilungen sind, können in wirksamer Weise nicht in die Hand genommen werden von den bestehenden Mächten, gegen deren Urtheil in solchen Dingen aus obigen Gründen ein tiefes Mißtrauen obwaltet. Solche Heilungen können mit Aussicht auf Erfolg nur in Angriff genommen werden von solchen freien Gemeinschaften, welche der unbefangensten, schärfsten und doch gerechtesten Kritik der öffentlichen Zustände eine völlig reine, hingebende Thätigkeit widmen, ohne nach einer andern Autorität oder Macht zu streben, als nach dem Vertrauen aller Wohldenkenden.

Nicht weniges, was uns Alle heut bedrängt, würde längst überwunden sein, wenn solche Bethätigungen schon früher stattgefunden hätten.

Und was die wirklichen Uebel betrifft, die nicht blos durch die umfassende Pflege besonnenen Urtheilens zu bekämpfen sind, — auch ihnen gegenüber ist von einer freien und parteilosen, an die Grundlagen des Bestehenden sorgsam anknüpfenden Gemeinsamkeit der Behandlung die sicherste Hülfe zu erwarten.

Auch hier handelt es sich aber zunächst darum, die düstern Schreckbilder zu bannen, die sich an die Erwartung knüpfen, daß nun mit den Zuständen, welche die großen wirklichen Uebel in sich bergen, auf einmal und gewaltsam ein Ende gemacht werden solle und könne.

Es muß und wird mit Hülfe der Wissenschaft durch Steigerung der gesammten Produktion die Möglichkeit gefunden werden, unter sofortiger Milderung der grimmigsten Unbilden und unter grundsätzlicher Anerkennung der letzten Ziele, die Weltwirthschaft mit umfassender Gerechtigkeit gegen Alle ganz allmählich in die neuen Bahnen zu lenken; sonst versiegen die Quellen des Wohlstandes Aller.

Der Seelenfrieden endlich, er könnte die sicherste Stätte haben in den einfachsten Lebensverhältnissen, aber wie soll er da bestehen, wo unter den äußeren Nöthen der wirthschaftlichen Verhältnisse die bloße Existenz fast unaufhörlich in Frage gestellt ist. Andererseits geht er erst recht mit Gewißheit denen verloren, welche sich mit übermäßigen Lebensansprüchen und Luxusbedürfnissen beladen.

Den Schlaf der Nächte und den Frieden der Tage raubend, tritt dann die Abhängigkeit von Geldsorgen oder gar die Knechtung durch moralisches Verschulden ein. Es ist die Hölle auf Erden, wenn dann der Mann, der Vater vor Weib und Kindern schuld- und schmachbeladen dasteht und das schimpfliche Ergebniß eines sonst vielleicht arbeitsvollen und eifrig strebenden Lebens ziehen muß. Und wie viele schlagen die abschüssigen Wege, welche bei der gegenwärtigen gespannten Lage der Dinge fast unvermeidlich zu diesem Elend führen, mit solcher Gedankenlosigkeit und Leichtmüthigkeit ein, als ob sie im Schlaraffenlande lebten und nicht mitten in einem schonungslosen, des gegenseitigen Schutzes und Trostes der Weisheit und Güte immer mehr entbehrenden Kampfe um das Nothwendigste, welchen sie obendrein durch ihre eigene Thorheit den andern noch erschweren.

Die allzugroße Abhängigkeit von dem unnöthigen Tand dieses Lebens, die Sklaverei der Seelen unter der Last der Sachen und des gesteigerten Bedürfens ist die besonders charakteristische Erscheinung in

den mittleren und oberen Ständen, ebenso wie die allzugroße Unsicherheit der unentbehrlichen Grundlagen nackten Daseins in den unteren Ständen.

Auch hier thut überall das Wirken freier Gemeinschaften noth, welche alle diese Gefahren und Uebel lebhaft und unerschrocken vor die Augen der Gesammtheit bringen, welche in den mittleren und oberen Bevölkerungsschichten der unheilvollen Begehrlichkeit und der gedankenlosen Selbstsucht unablässig das Pflichtgefühl und die Wonnen des Seelenfriedens entgegenstellen, in den unteren Schichten aber vor Allem die Sicherheit der äußeren Lebenslage zu erhöhen suchen und zugleich bemüht sind, auch bei ihnen echte Geisteskultur zu pflegen. Nur diese kann sie davor bewahren, daß sie, von der Sklaverei der Noth erlöst, nicht der Sklaverei der Begehrlichkeit erst recht verfallen.

Gewaltig sind die Aufgaben gemeinsamen menschenfreundlichen Wirkens. Mögen die Mitwirkenden, auf deren Redlichkeit und Thatkraft es mehr ankommt, als auf ihre Anzahl, sich immer mehr mit der Herrlichkeit dieser Aufgaben durchdringen.

Es gilt große auferbauende Arbeit in der Erziehung der Jugend und im Leben der Erwachsenen unter Vermeidung des Abirrens auf die Wege leidenschaftlichen, verödenden Streites.

Auf denn, an's Werk für das Wohl Aller! —

Für die Redaktion verantwortlich: Prof. W. Foerster, Berlin.

Verlag: Rob. Müller, Berlin N.W. 21, Spenerstr. 31. — Druck von L. Düringshofen, Berlin N.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 25. Februar 1893.	Nr. 9.

Das Duell.

Von einem Offizier.

Nicht für das Duell und nicht gegen das Duell will ich schreiben, sondern einfach über das Duell, wie es heute ist, welche Bedeutung es im socialen Leben hat.

Jeder gebildete, einsichtsvolle Mensch hält das Duell für ein Übel mit Folgen von zweifelhaftem Wert; das deutsche Gesetz bestraft dasselbe mit Festungshaft bis zu fünf Jahren, die katholische Kirche verweigert die Absolution. Das Duell ist also im öffentlichen Leben als ein strafbares Vergehen, als ein Übel charakterisiert. Wie kommt es, daß das Duell trotzdem seine Bedeutung behält? Weil unsere öffentliche Moral noch an vielen Gebrechen krankt, die nur durch einen allgemeinen Kulturfortschritt abgeschwächt, beseitigt werden können. So lange aber diese Gebrechen fortbestehen, wird der Zweikampf das Mittel der Sühne von Beleidigungen bleiben. Wer die Strafregister der bestraften Leute durchsieht, wie z. B. der Offizier bei Einstellung der Rekruten Gelegenheit hat, — der erstaunt über die große Zahl von Körperverletzungen, die durch Geld- oder Freiheitsstrafen gesühnt worden sind: es ist das Duell der unteren Klassen, die eine erlittene Beleidigung sofort durch die Fäuste rächen. Die Zahl der Bestrafungen wegen Zweikampfes ist selbst in den Offizierkorps eine sehr geringe, die Zahl der Duelle nimmt überall ab; weil das Duell überall in Deutschland als eine sehr ernste Sache angesehen wird und es nicht, wie bei den romanischen Völkern, eine leere Form wurde, schreitet man erst zu demselben, wenn alle anderen Mittel erschöpft sind.

Nach dem Strafgesetzbuche wird die Beleidigung mit Geldstrafe bis zu 600 Mark, erfolgte sie durch eine Thätlichkeit bis zu 1500 Mark oder mit Gefängnis bis zu 1 Jahre bezw. bis zu 2 Jahren bestraft. Wird eine Beleidigung sofort erwiedert, so kann der Richter beide Beleidiger für straffrei erklären. War die Beleidigung eine öffentliche, so darf die Verurteilung öffentlich bekannt gemacht werden. Die Beleidigungen, welche im gewöhnlichen Laufe der Dinge zum Zweikampf führen, werden gerichtlich in der Regel durch eine geringe Geldstrafe von etwa 50 Mark erledigt, und die verfügte Strafe wird nur dem Beleidigten mitgeteilt. Für eine geringe Summe Geldes kann jeder Deutsche einem Anderen eine Ohrfeige geben; die öffentliche Meinung steht meist nicht auf Seite des Beleidigten. Die Bestrafung wegen Beleidigung wird in den meisten Fällen nicht öffentlich bekannt gemacht, sie wird im öffentlichen Leben nicht als ein ernster Makel angesehen, der das öffentliche Ansehen erheblich mindert. Aus diesen Gründen giebt es ganze Bevölkerungsklassen, welche in der gerichtlichen Strafe keine angemessene Sühne sehen.

Wenn man von Duellen spricht, so denkt man zuerst an die Offizier-Korps. Bei dem täglichen und engen Zusammenleben der Offiziere in der Kaserne, in der Speiseanstalt, auf den Plätzen des Dienstes und in der Gesellschaft sollte man annehmen, daß persönliche Konflikte häufig vorkommen müßten. Das Gegenteil ist richtig. In den Offizier-Korps wird mit so großer Sorgfalt die äußere Form des Verkehres überwacht, jeder Verstoß so ernst geahndet, daß nennenswerte Beleidigungen nur in äußerst seltenen Fällen vorkommen. Da das Leben des Einzelnen immer als Sache Aller betrachtet wird, so werden meist sofort alle gebotenen Schritte gethan, ernstere Folgen zu vermeiden. Ein Offizier-Korps, das nach dieser Richtung korrekt handelt, das ein Duell nicht dann verhindert, wenn es verhindert werden kann, würde sich der allerschärfsten Verurteilung durch den Kaiser, — dem alle solche Fälle bekannt werden, — aussetzen und lange an den Folgen zu leiden haben. Es besteht in jedem Offizier-Korps ein Ehrenrat, von den Offizieren gewählt. Diesem Ehrenrate wird jede Streitsache mitgeteilt und er hat zu erwägen, ob er durch sein Einschreiten Frieden stiften kann. Selbstverständlich ist der Ehrenrat dem Regiments-Kommandeur untergeordnet. In den meisten Fällen gelingt es dem Ehrenrate, in einer Form, welche die Standesinteressen wahrt, eine Versöhnung herbeizuführen. Der Ehrenrat erscheint Allen als der berufene Wahrer der Standesehre, und seinem Urteile fügt sich jeder Offizier. Wenn in Ausnahmefällen der Ehrenrat eine Versöhnung nicht herbeizuführen vermag oder will, so erklärt er sich für inkompetent und überläßt nun dem einzelnen Offizier so zu handeln, wie er es für korrekt hält. Daß ein preußischer Ehrenrat jemals ein Duell anordnete, das ist unbedingt ausgeschlossen. Der Ehrenrat erscheint bei dem Duell und stellt fest, ob standesgemäß verfahren wird. Nachdem das Duell kriegsgerichtlich bestraft worden und die Strafe verbüßt ist, dann tritt unter Umständen eine ehrengerichtliche Untersuchung ein. Wenn nämlich die Art der Beleidigung eine solche war, daß sie eine besondere Rohheit der Gesinnung bekundete, dann wird das Offizier-Korps in einem Ehrengerichte in die Lage gebracht, sich auszusprechen, ob es mit einem solchen Manne noch weiter dienen will. Es kann geschehen, daß ein Offizier, der sich in einem Zweikampfe tadellos benahm, vielleicht gar verwundet wurde, dennoch nachher wegen Verletzung der Standesehre ehrengerichtlich aus dem Dienste entlassen wird. Diese Strafe tritt ausnahmslos ein, wenn ein Offizier sich zu Thätlichkeiten hinreißen ließ. In schwereren Fällen kann das Ehrengericht

auf „Entfernung aus dem Offiziersstande", in leichteren auf eine „Warnung" erkennen.

In den Offizier-Korps wird thatsächlich alles gethan, um das Duell zu vermeiden; neben der kriegsgerichtlichen Strafe für das Duell findet meist eine viel empfindlichere Bestrafung durch das Ehrengericht statt. Das Duell wird als Übel empfunden, aber ihm wird sein Wert da gelassen, wo die menschliche Unvollkommenheit einen anderen Ausweg nicht hat, die persönliche Beleidigung in einer von der Gesellschaft als ausreichend erachteten Weise zu sühnen.

Die deutsche Sitte verlangt, daß die Beleidigung zwischen zwei Menschen in irgend einer Weise gesühnt werde. Die nach der persönlichen Auffassung eines einzelnen Richters verhängte Geldstrafe erscheint den Meisten als keine ausreichende Sühne, man mußte also nach einem Mittel suchen, um in einer Allen erkennbaren und von Allen anerkannten Weise den Beweis zu erbringen, daß man selbst sein Leben für seine Ehre einzusetzen bereit sei, daß man nicht der Mann sei, als welcher man von dem Beleidiger bezeichnet wurde. Auf diesem Wege haben die Duelle ihre Bedeutung erhalten, und werden dieselbe behalten, so lange es Menschen giebt, welche beleidigen, und so lange die Gesellschaft Menschen unter sich duldet, welche einen Anderen beleidigen konnten.

In den Theilen der menschlichen Gesellschaft, welche sich für das Duell als Sühnemittel erklären, ist aber der Gebrauch keineswegs ein von dem der Offizier-Korps abweichender. Es wird auch Alles gethan, um das Duell zu vermeiden. Die freiwillig, in ausreichender Form ausgesprochene Entschuldigung über eine erlassene Beleidigung hält Jeder für eine durchaus standesgemäße und meist auch die Sache erledigende Handlung. Deshalb wird auch nach dem herrschenden Gebrauche dem Beleidiger Zeit gelassen und Gelegenheit gegeben, eine solche Entschuldigung freiwillig auszusprechen. Kam es dazu, daß die Entschuldigung vom Beleidigten gefordert wird, vielleicht mit dem Hintergrunde eines Duells, dann ist allerdings meist die friedliche Erledigung ausgeschlossen. Eine erzwungene Entschuldigung kann auch nie den Wert einer freiwilligen haben. Als Erfahrungssatz gilt, daß zwei Menschen, welche sich beleidigt haben, sofort räumlich von einander getrennt werden; weil die Fortsetzung des Verkehres notwendig eine Steigerung der Beleidigungen herbeiführen und damit die friedliche Erledigung erschweren muß.

Der Gebrauch, die herrschenden Ansichten suchen immer das Duell zu vermeiden. Es bleibt im Leben ein Übel, nach dem Gesetze und nach dem Glauben ein Verbrechen.

Die Paukereien unter den Studenten, die Fähnrichsduelle sind im Sinne des oben gesagten als Duelle nicht anzusehen. Sie bilden einen heilsamen Zwang, im Verkehre die Formen der Höflichkeit, des Anstandes, der Sitte zu wahren. Ohne diesen Zwang würde der Student, der Fähnrich leicht und oft in den Gebrauch der Schulbank zurückfallen.

Daß es Menschen giebt, die in leichtfertiger Weise zum Duelle schreiten, die in falscher Auffassung ihrer Ehrenpflichten die Entscheidung durch die Waffen herbeiführen, ohne der freiwilligen Sühne ihr Recht zu lassen, das soll nicht ungesagt bleiben. Verbrecher giebt es in allen Bevölkerungsklassen.

Das Duell kann nur aus der Welt geschafft werden, wenn der Standpunkt der allgemeinen Moral so gehoben wird, daß der Beleidiger, der Ehrabschneider unter seinen Genossen keinen Platz mehr findet.

Das Duell.

Von einem Civilisten.

Das Duell ist nichts anderes als ein Stück Faustrecht mitten im civilisierten Leben, ein Überbleibsel einer früheren, barbarischen Kulturstufe. Im Mittelalter konnte es noch einigermaßen gerechtfertigt erscheinen, da die Menschen damals glaubten, in solchen Kämpfen werde unfehlbar die gerechte Sache siegen: der Ausgang des Kampfes wurde als ein Gottesurteil angesehen, und der Zweikampf konnte daher als eine Art von Gerechtigkeitspflege gelten. Gegenwärtig aber hegt man diesen Glauben nicht mehr: man meint nicht mehr, daß der Sieg auf Seite der Wahrheit, Unschuld und Gerechtigkeit ist, sondern weiß sehr wohl, daß lediglich physische Stärke und Geschicklichkeit es sind, was den Ausschlag giebt: es wird also beim Duell nicht mehr an die Gerechtigkeit, sondern an die Gewalt appelliert.

Wenn mich Jemand beschimpft, so ist das nur ein Zeichen davon, daß der Beschimpfende ein brutaler Mensch ist und der Korrektion durch den Strafrichter oder das Verdikt der öffentlichen Meinung bedarf: er ist es, auf den die Schande fallen muß. Ich werde dadurch kein Anderer; und wenn meine Mitmenschen wissen, daß ich Achtung verdiene, so kann ich doch dadurch, daß ein Anderer pöbelhaft ist, diese Achtung nicht verlieren. Sonst käme es ja nur auf ein Wort des Nichtswürdigsten an, mich dieser Achtung zu berauben.

Jemand verleumdet mich, d. h. er erzählt von mir Dinge, die, wenn sie wahr wären — was sie nicht sind, — zeigen würden, daß ich in dieser Hinsicht Mißbilligung, wenn nicht Verachtung verdiente. Den Nachweis, daß der Beleidiger ein Verleumder ist, kann ich sicherlich nicht dadurch führen, daß ich ihn zum Duell fordere: ihn herausfordern könnte ich ja ebenso gut, wenn das Behauptete wahr wäre; und wenn ich im Duell den Beleidiger erschieße, so ist das sicherlich kein Beweis, daß er verleumdet hat; wie es kein Beweis sein würde, daß er nicht verleumdet hat, wenn er mich umbringt. Der bürgerliche Gerichtshof oder ein Ehrengericht von Standesgenossen ist der Ort, vor den in einer civilisierten Gesellschaft die Aburteilung von Verleumdungen gehört; diese sind es, welche die Wahrheit an den Tag zu bringen und den Beleidiger der gerechten Strafe zu überantworten haben.

Wenn man dagegen einwenden wollte, daß die vom Richter verhängte Strafe oft unser Ahndungsbedürfnis nicht befriedigt, daß wir Blut sehen wollen, so folgt daraus sicherlich nicht, daß wir dazu ein Recht haben. Der Mensch begehrt gar vieles Unrechte und Schlechte! Der Mensch begehrt, wie seines Nächsten Blut, so auch oft seines Nächsten Haus und Hof, Geld und Gut, Weib und Kind! Und dies Begehren kann zuweilen ein sehr heftiges, die Niederkämpfung desselben sehr schwer und schmerzlich sein. Daraus folgt doch nicht, daß man seinen Trieben freien Lauf zu lassen hat?

Es hat mich Jemand geärgert, mich beleidigt. Folgt daraus, daß ich berechtigt bin, ihn zu ermorden? Denn die Herausforderung zu einem ernsthaften Duell ist die Herausforderung vor meine Klinge oder meine Kugel, die ihm den Tod bringen soll; die weiteren Formalitäten sollen um den Mordversuch nur ein beschönigendes Mäntelchen hängen. Also ich will ein Menschendasein vernichten, vielleicht eine ganze Familie in den tiefsten Kummer versetzen, das Herz einer Mutter oder eines Vaters brechen oder Kinder elend machen, indem ich sie des Ernährers beraube! Und warum will ich dieses ungeheure Maß von Unglück herbeiführen? Weil man mich beleidigt hat. Aber ist das eine Rechtfertigung? Nein, das ist keine; sondern ein nicht korrumpiertes Gewissen wird zeitlebens mir zurufen: Du bist ein Mörder!

Und der Umstand, daß mich Jemand beleidigt hat, soll mir das Recht geben, mein eigenes Leben, das dem Dienste der Menschheit gehört, auf das Spiel zu setzen? Wahrlich, niedrig müßte ich doch von meinem eigenen Werte denken, wenn ich es preisgeben wollte, weil ein Anderer brutal war! „Unser Keiner lebt sich selber, und Keiner stirbt sich selber." Leben wir, so leben wir der Menschheit; sterben wir, so sterben wir der Menschheit. — Die Geringschätzung des eigenen Lebens ist keine Tugend — sie findet sich bei den Wilden wie bei den Verbrechern.

Das Duell ist eine ideelle Verbindung von Mord und Selbstmord: an dieser Thatsache kann keine Sophistik etwas ändern.

Man sagt, die Ursache davon, daß das Duell sich noch erhalten hat, liege daran, daß der staatliche Rechtsschutz auf keinem Gebiete so unwirksam sei, wie auf dem der Ehre. Ehrenkränkungen seien von allen Rechtsverletzungen am schwersten festzustellen; auch sei die staatliche Strafe eine viel zu geringe. Angenommen, das wäre richtig, so würde daraus nur folgen, daß man nach Kräften auf eine Verbesserung der betreffenden Gesetze hinzuwirken hat. § 185 des deutschen Strafgesetzbuches lautet nun aber: „Die Beleidigung wird mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit Haft oder mit Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre und, wenn die Beleidigung mittelst einer Thätlichkeit begangen wird, mit Geldstrafe bis zu eintausendfünfhundert Mark oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft. Und die §§ 186 und 187 bestimmen, daß Verleumdung gleichfalls mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft werden kann. Ein oder zwei Jahre Gefängnis scheint doch eine ziemlich strenge Strafe zu sein. Man wird also vielleicht weniger dem Gesetz, als dem, nach eigenem Ermessen das Strafmaß bestimmenden Richter einen Vorwurf machen wollen. In der That sollten die Richter sich hüten, die Ehrenkränkungen zu milde zu bestrafen, damit sie nicht ihrerseits auf eine Zunahme der Duelle hinwirken. Im Übrigen wäre nichts verkehrter, als wenn man die Strafe, die in der gerichtlichen Verurteilung zur Zahlung von so und so viel hundert Mark liegt, nur in dem, für die Verhältnisse des Verurteilten vielleicht minimalen Vermögensverluste sehen wollte; sondern die eigentliche Strafe liegt hier darin, daß die höchste Obrigkeit öffentlich erklärt hat, man habe sich eines strafwürdigen Unrechts schuldig gemacht. Wer in eine geordnete bürgerliche Gesellschaft gehören will, der muß sich mit dieser Sühne begnügen.

Aus dem andern Umstande aber, daß durch staatliche Organe die Ehrenkränkungen sehr schwer festzustellen seien, würde nur folgen, daß Ehrengerichte von Standesgenossen eintreten müssen, und nicht, daß man zur Pistole oder zum Säbel zu greifen hat. Und diese Ehrengerichte dürften natürlich auch nicht auf Pistole oder Säbel erkennen, — welche doch der Gerechtigkeit nicht zum Siege verhelfen, sondern vielleicht gerade dem Beleidigten zu seiner Beleidigung auch noch den Tod oder schwere Verstümmelung bringen, — sondern die That müßte, sofern sie nicht durch Abbitte oder Ehrenerklärung hinreichend gesühnt wird, durch Ausschließung aus dem Stande bestraft werden.

Wenn man geltend macht, daß das Duell auf größere gesellschaftliche Höflichkeit hinwirke, so ist darauf zu erwidern, daß Mord und Todtschlag ein zu theurer Preis für die Höflichkeit sind, und daß sich jener Zweck auf anderem Wege besser erreichen läßt, eben durch Ehrengerichte. Es ist in anderen Staaten gelungen, die Duelle zum Verschwinden zu bringen, ohne daß dadurch das Niveau des gesellschaftlichen Benehmens erniedrigt worden ist — warum sollte es nicht auch bei uns möglich sein? Bei den Studierenden der Universitäten von Schweden und Finland kommen Duelle so gut wie gar nicht vor: sie lassen ihre Streitigkeiten durch Ehrengerichte entscheiden; und man hat nicht beobachtet, daß sie weniger gute Sitten hätten, als die deutschen Studenten. In einem Jahresbericht der Universität von Helsingfors in Finnland ist Folgendes angeführt: „Die Studenten sind, entsprechend den sechs Statthalterschaften (Läns), in welche das Land zerfällt, in sechs Abteilungen oder Stationen eingeteilt. Sie heißen Karen-Korps und haben einen Professor zum Vorstand und einen Kurator, der in der Regel auch Docent ist. Beide leiten die Geschäfte. Ist ein Student immatrikuliert, so tritt er in seine Landsmannschaft ein und zahlt in deren Kasse 20 Fr. für das Semester. Von da an steht er unter dem Schutze, aber auch unter der Kontrolle der Verbindung. Diese hat völliges Strafrecht; sie entscheidet Streitigkeiten unter den Studenten durch ein Ehrengericht und kann sogar die Relegation von der Universität verhängen. Ein solcher Beschluß wird dem Rektor mitgeteilt, der denselben zu vollziehen hat. Duelle kommen wegen dieser Ehrengerichte in Helsingfors ebenso wenig vor, wie auf den schwedischen Universitäten."

Und was gilt für das Heer? Mir scheint, dasselbe wie für die Studenten. Die Ehrenstreitigkeiten könnten durch Ehrengerichte, denen große Machtbefugnisse eingeräumt würden, geschlichtet werden, ohne daß das Duell gestattet wäre. Karl XII. von Schweden war gewiß ein tapferer Mann: und er soll den Befehl gegeben haben, daß Offizieren, die ihr dem Vaterlande gehörendes Blut im Duell würden verspritzen wollen, vom Henker der Kopf abgeschlagen werde. Auch der große Kurfürst war ein Gegner des Duells. In England war bis in das fünfte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts der Zweikampf ebenso häufig, wie gegenwärtig in Deutschland. Da setzte sich Prinz Albert von Großbritannien, der Vater der Kaiserin Friedrich, mit dem Herzog von Wellington in Verbindung, um diese Unsitte zu beseitigen. Er wußte, nach vielen Schwierigkeiten, im April 1844 neue Kriegsartikel durchzusetzen, in denen es heißt, daß es dem Charakter von Ehrenmännern entspreche, für verübtes Unrecht oder Beleidigungen sich zu entschuldigen und sich bereit zu erklären, das Unrecht nach Kräften gut zu machen; und daß es ebenso die Pflicht von Ehrenmännern sei, als Sühne für die widerfahrene Kränkung offen und herzlich die gegebene Erklärung und Entschuldigung anzunehmen. Wer nicht nach diesen Grundsätzen handelt, wurde in der Armee nicht mehr als Ehrenmann anerkannt und mußte aus dem Offizierstande austreten. Der Zweikampf wurde als ehrlos gebrandmarkt. Seither hat es keinen Zweikampf in der englischen Armee gegeben, und seit die Offiziere sich nicht mehr schlagen, giebt es auch in den übrigen Klassen der englischen Gesellschaft keinen Zweikampf mehr. (Bericht der „Vossischen Zeitung" vom 18. Dezember 1888.) Daß der englische Lord geringeres Ehrgefühl als sein deutscher Standesgenosse besitzt, wird niemand behaupten.

Eine der edelsten Persönlichkeiten der Weltgeschichte ist der Begründer der amerikanischen Unabhängigkeit, George Washington. Von diesem wahrhaft großen Manne wird Folgendes erzählt: „Im Jahre 1755 war Washington als ein zweiundzwanzigjähriger junger Mann bei seinem Regiment in Alexandria (in Amerika) stationiert. Da fand eine Wahl öffentlicher Beamten statt, und der Kampf zwischen den Beamten war recht lebhaft. Zwischen Washington und Paine kam es zu einem Wortwechsel. Ersterer wurde dabei heftig und beleidigte Paine so sehr, daß dieser im Zorn Washington niederschlug. Washington verlor aber seine Selbstbeherrschung nicht, forderte seinen Gegner auch nicht zum Duell heraus, sondern fand nach ruhiger Überlegung, daß er selber Anlaß zum Streit gegeben habe, und beschloß, am nächsten Morgen Paine um Verzeihung zu bitten. Und wirklich ging er am folgenden Morgen zu seinem Gegner, reichte ihm freundlich die Hand und sagte: „Herr Paine, irren ist menschlich; aber den Irrtum wieder gut zu machen, ist rühmlich. Gestern habe ich unrecht gehandelt; heut wünsche ich recht zu thun. Wenn Ihnen die gestrige Satisfaktion genügt, so lassen Sie uns Freunde sein!" Und von der Zeit an waren die beiden Männer Freunde für immer."

Viele sagen nun, sie seien ja mit allen solchen Ausführungen ganz einverstanden: auch sie hielten das Duell an sich für ebenso unmoralisch wie unvernünftig. Aber thatsächlich fordere es ja nun einmal die Sitte; es sei ein „unerbittliches Gesetz der Ehre", in gewissen Fällen zum Duell herauszufordern oder eine Herausforderung anzunehmen. Darauf ist zu erwidern, daß Sitten, deren Unvernünftigkeit und Immoralität man eingesehen hat, ebendadurch als Unsitten erkannt sind; und daß es moralische Pflicht ist, sich

einer Unsitte nicht auch schuldig zu machen, sondern sie zu bekämpfen. Die Unsitten bleiben nur darum so lange bestehen, obwohl ihre Verkehrtheit in weiten Kreisen erkannt wird, weil die Meisten nicht den Mut haben, mit ihnen zu brechen. „Handle so, daß Dein Verhalten sich zum Wohle der Menschheit allgemein machen lasse!“ Das ist das oberste Sittengesetz. Wenn Jeder seine Schuldigkeit thäte, würden solche Unsitten aufhören zu existieren.

„Unerbittliche Gesetze der Ehre“ giebt es nicht, wohl aber unerbittliche Gesetze der Moral: und das Verdikt der Moral über diese Frage kennen wir. Wenn nur die Wahl ist, auf die Moral oder auf die Ehre zu verzichten, so wird ein gewissenhafter Mensch auf eine solche Ehre verzichten. Nach der Achtung seiner Nebenmenschen soll Jeder streben, sofern sie durch rechtschaffene Handlungen erworben werden kann, nicht aber, wenn sie nur durch unsittliche Thaten zu gewinnen ist.

Was den Vorwurf der Feigheit anbetrifft, den unverständige oder böswillige Leute oft denen machen, welche das Duell verwerfen, so folgt aus diesem Unrecht, das jene Anderen thun, doch nicht, daß man selbst berechtigt ist, etwas zu thun, was man im Lichte der Moral als ein schweres Vergehen erkennen muß. Sehr gut sagt Alban Stolz in seinem interessanten Buche „Spanisches für die gebildete Welt“: „Die Duelle in unserer Zeit haben zu ihrem letzten Grunde meistens weiter nichts, als die Furchtsamkeit, nicht furchtsam vor den Leuten zu scheinen.“ Es giebt ja wohl auch rechtschaffene Mittel, die Menschen zur Anerkennung unsers Mutes zu zwingen, — zu zeigen, daß man fähig ist, sein Leben für etwas Großes einzusetzen. Der Amtsrichter Posselt sagt: „Will man durchaus durch das Duell seinen Mut bekunden, so setze man sein Leben daran, ein anderes Menschenleben zu erhalten, nicht es zu vernichten. Die Duellanten mögen sich verpflichten, bei der nächsten Feuers- oder Wassersgefahr ihr Leben zur Rettung von Menschenleben einzusetzen; wenn ihnen dann die Rettung gelingt, werden sie mit Jauchzen von der Menge empfangen werden, und wenn sie ihr Leben dabei haben hingeben müssen, dann wird man ihnen ein Lied vom braven Mann singen und ihr Gedächtnis stets in Ehren halten. Solch' ein Lohn ist doch wahrlich schöner und mehr wert, als der eines Duellanten!“

Man weist nun schließlich darauf hin, daß, wenn man sich in gewissen Lebensstellungen als Gegner des Duells bekennt und demgemäß handelt, man sich großen Nachteilen aussetzt. Wenn man ein Offizier ist, so erhält man seinen Abschied; wenn man als Student einer Korporation angehört, die prinzipiell das Duell verwirft, so wird man nicht Reserveoffizier. Solche Verhältnisse sind sehr zu beklagen. Ist die Hoffnung eitel, daß, wie in anderen Staaten in dieser Hinsicht Wandel geschaffen worden ist, dies endlich auch bei uns einmal geschehe? Aber aus der angeführten Thatsache folgt nur, was man ohnehin schon weiß: daß es nicht immer in jeder Hinsicht angenehm oder äußerlich vorteilhaft ist, recht zu handeln; nicht aber folgt daraus, daß Unrecht thun recht ist. Wenn der Staat sich an die Moral nicht kehrt, so ist das kein Grund, die Moral zu beugen, sondern nur einer, all' das Seine zu thun, den Staat unter die Moral zu beugen. Der Staat erkennt prinzipiell an, daß das Duell verwerflich ist, indem er es unter Strafe stellt. Wenn er sich selbst widerspricht und seinen Bürgern, welche dies sein Gesetz zu achten gewillt sind, Übeles zufügt, so entlastet das die einzelnen Bürger nicht ihrer persönlichen Verantwortlichkeit. Die staatlichen Einrichtungen sind das Werk irrender Menschen; sie sind der Vervollkommnung ebenso fähig wie bedürftig. Der Bürger wird durch die Fehler der Regierenden nicht berechtigt, gleichfalls Fehler zu begehen; sondern er ist ein selbstbewußtes, moralisches Wesen, welches selbst die Verantwortung trägt für das Unrecht, was es thut.

Gebt uns Freiheit!

Von Max Epstein.

Gebt uns Freiheit! Macht uns ledig
Aller Sklaverei,
Daß Gewalt und Haß und Lüge
Uns zuwider sei! —
Wer sich fürchten muß vor diesen,
Heuchelt und betrügt.
Freie stehn im Dienst der Wahrheit,
Nur der Sklave lügt. —
Gebt uns Freiheit! Macht uns ledig
Aller Sklaverei,
Daß Gewalt und Haß und Lüge
Uns zuwider sei.
Denn Gewalt und Haß und Lüge,
Diese bösen Drei,
Sind nur Namen für e i n Unglück,
Für die Sklaverei.

Aus dem Leben.

Von Karl Märker in Augsburg.

Ich bin Gast einer Dame, mit der ich in sozialen Arbeiten vielfache Beziehungen habe. — Wir unterhalten uns über den Schutz und die Erziehung aufsichtsloser, schulpflichtiger Kinder. — Die Dame meint, man werde doch oft von den Eltern solcher Kinder belogen, oft möge man Undank ernten, und wahrscheinlich sei nur äußerst selten bei den Kindern ein Erfolg dieser beschützenden und erziehenden Thätigkeit zu bemerken. — Ich erwiderte: „Es ist richtig, die Eltern schildern oft ihre Verhältnisse anders, als sie in Wirklichkeit sind; aber immer haben wir es doch mit der Thatsache zu thun, daß sie arm und der Hilfe bedürftig sind. Und was den Undank betrifft, so bitte ich Sie, gnädige Frau, sich zu erinnern, daß der Undank ein Laster ist, das so ziemlich den meisten Menschen anhaftet, wie die Selbstsucht. Sind denn die Reichen dankbar? Hätten s i e nicht besonders Grund, dankbar zu sein — wenn nun einmal der Besitz von irdischen Gütern ein Glück sein soll? Und heißt es diesen armen Teufeln nicht fast zuviel zumuten, wenn sie Angesichts ihrer Not noch Gefühle der Dankbarkeit hegen sollen? Wären doch erst die Begüterten und vom Glück Begünstigten dankbar!“ Meine Freundin war augenscheinlich von meiner Erwiderung nicht angenehm berührt; sie sprach weiter: „Wenn Sie sich mit dem Undank so zurecht finden — haben Sie denn in der Erziehung Erfolge?“ „Meine Gnädige,“ erwiderte ich, „unser Reichtum ist unsere Liebe und das Vertrauen unserer Kinder. Unsere Liebe giebt uns Geduld zum Ausharren; unsere Kinder fühlen sich heimisch bei uns; da fühlen wir den rechten Boden für unser Wirken und dürfen auch auf Erfolge h o f f e n. — Von unserer täglichen Erziehungsarbeit könnte ich Gutes und Schlimmes erzählen; wäre denn das nicht kleinlich?“ Als ich von diesem Besuch nach Hause zurückgekehrt war, erhielt ich einen Brief von einem ehemaligen Zögling. — Derselbe ist jetzt Buchbindergeselle in Schwerin. — Der Brief enthielt das Bild des Absenders. Derselbe schilderte mir seine Reise, sein jetziges Leben, sagte, wie lieb ihm die Erinnerungen an unsere Anstalt seien, dankte für erfahrene Liebe und versicherte mich unauslöschlicher Dankbarkeit; eine Antwort von mir würde ihm große Freude bereiten. Hatte ich in diesem Brief nicht die beste Antwort auf die Fragen und Zweifel meiner Freundin? Lassen sich Erziehungsresultate aufweisen wie Geld aus der Tasche?

Ludwig Feuerbach.

Von Professor Wilhelm Bolin in Helsingsfors (Finnland)

Wenn die Pflege echten Menschentums, das gewissenhafte Einhalten der ein würdiges Zusammenleben ermöglichenden Bedingungen im Thun und Denken das Ziel der ethischen Kultur ist, so darf denen, die sich um ihre Fahne geschart, der in der Überschrift angegebene Name nicht unbekannt bleiben. Sicherlich ist er etlichen unter ihnen gar wohl vertraut, die meisten aber, wenn er ihnen nicht ganz fremd ist, mögen gar falsche Vorstellungen damit verbinden und dürften nicht wenig ob der Thatsache staunen, daß Ludwig Feuerbach*) als einer der wichtigsten Förderer der Bestrebungen bezeichnet werden muß, zu deren Verwirklichung die ethische Gesellschaft gegründet worden.

Sein ganzes Wirken war den Idealen der ethischen Kultur zugewandt, der Geltendmachung des Menschen in seiner vollen, uneingeschränkten Wahrheit auf dem Wege der Selbsterkenntnis, der Selbstzucht und der Nächstenliebe. Darin allein lag seine Lebensaufgabe. Ward dies gleichwohl von seinen Zeitgenossen nicht eingesehen und hat deren abfälliges Urteil über ihn länger als ein ganzes Menschenalter sich behauptet, so liegt das lediglich daran, daß sie über die Mittel, deren er sich zum Durchführen seiner Zwecke bedienen mußte, diese selbst gänzlich übersahen.

Allgemach ist aber seine Zeit gekommen und damit auch die Verpflichtung einer unbefangenen Würdigung seiner Thätigkeit.

Er begann seine schriftstellerische Laufbahn mit einer 1830 anonym erschienenen Reihe von Betrachtungen über Tod und Unsterblichkeit, ein Problem, das er späterhin noch zweimal behandelte. Alle drei Abhandlungen füllen nun den dritten Band seiner gesammelten Werke.**) Sie erörtern einerseits die dogmatische und spekulative Seite der Frage und die ihr angehörenden Beweise, andrerseits bringen sie eine genaue Feststellung dessen, was sachgemäß als Seele zu verstehen und wie die Bedeutung des Todes zu fassen sei. Aus der offenkundigen Thatsache, daß der Tod dem diesseitigen Leben ein Ende mache, ergiebt sich für Feuerbach die unabweisliche Forderung einer streng sittlichen Lebensführung, das kostbare Gut des Daseins nicht leichtsinnig zu vertändeln, es nicht aus Unverstand oder Böswilligkeit sich und andern zu verbittern und namentlich die vielen damit verknüpften Leiden und Trübsale nicht einem Ausgleich in einer künftigen Welt zu überlassen, sondern auf Abänderung der aufhebbaren Übelstände des menschlichen Lebens ernstlich bedacht zu sein. Nur zu gern findet sich Hartherzigkeit und Eigensucht mit dem Hinweis auf das bessere Jenseits ab, statt liebevoll und umsichtig die Hilfe zu bringen, die der menschlichen Selbstthätigkeit und Opferwilligkeit zugänglich ist.

Dem Gebiete der eigentlichen Philosophie, die er anfänglich als Berufswissenschaft erkoren, gehören wiederum drei Bände. Außer einer Folge von Kritiken und Thesen, alle auf damals actuelle Fragen dieser Wissenschaft bezüglich und zuvor in periodischen Publikationen veröffentlicht, ist es seine Geschichte der neuern Philosophie von Bacon bis Spinoza, durch einsichtsvolle Wiedergabe der betreffenden Lehren ausgezeichnet, an die sich eine ebenso vortreffliche Darstellung der Philosophie Leibnizens anschließt. Mit diesen Schriften, die zugleich als Früchte seiner kurzen Katheberthätigkeit zu betrachten sind, wandte er sich von der zünftigen Philosophie ab, um fortan seine Feder ausschließlich Interessen von umfassenderer und durchgreifenderer Bedeutung zu widmen.

Es geschah dies zunächst mit seinem Pierre Bayle, ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit, 1839 erschienen und jetzt den sechsten Band der Werke bildend. Unter dem Eindruck der damaligen confessionellen Gehässigkeiten im Süden und Westen Deutschlands entstanden, ist es ein heute noch überaus zeitgemäßes Buch. An dem Wirken des verdienstvollen Bahnbrechers der europäischen Aufklärung im vorigen Jahrhundert, um „durch eine Stimme aus der Vergangenheit eine bethörte und erboste Gegenwart zu belehren und zu beschämen," entwickelt Feuerbach, nach einer Darlegung der Unterschiede zwischen Katholizismus und Protestantismus, zwischen Theologie und Wissenschaft, in ebenso eingehender wie überzeugender Weise den Gegensatz von Religion und Moral und erbringt den glänzendsten Nachweis von der unantastbaren Selbständigkeit der Ethik in ihrer allgemein menschlichen, über alle Sonderheiten des Glaubens und der Nationalität erhabenen Bedeutung.

Von der damaligen Kritik kaum beachtet, wurde dieses Buch im Bewußtsein der Zeitgenossenschaft durch eine bald darauf erschienene noch größere Leistung von Feuerbachs eigener Hand verdrängt: das zuerst 1841 und seitdem noch dreimal aufgelegte Wesen des Christentums, nunmehr als siebenter Band seinen Schriften angehörend. Dieses einst vielgelesene und vielbesprochene, damals aber nur wenig verstandene Werk gilt in der seitdem landläufig gewordenen Schätzung als eine Vernichtung des Christentums und der Religion überhaupt. Wer es heute ohne Voreingenommenheit prüft, findet, neben der allerdings scharfen Verurteilung eines Schein- und Phrasenchristentums, wie es damals und heute noch sich breit zu machen sucht, eine urkundlich genaue Darstellung des Christentums in seiner anfänglichen Form einer Religion der Weltabkehr und der Sehnsucht nach einem besseren Dasein, bis es, durch allmähliche Aufnahme von ursprünglich ihm fremden Bildungselementen, eine die geschichtliche Entwicklung unseres Geschlechts berücksichtigende Versöhnung mit dem wirklichen Leben erlangt hat, wie dies namentlich bei der Reformation zum entscheidenden Ausdruck gelangte. Ueber alle dogmatischen und kirchlichen Schranken hinweg betrachtet Ludwig Feuerbach das Christentum als eine allgemein menschliche Angelegenheit, wie es beim Untergang des Heidentums gewesen und in der lebendigen Gemütsunmittelbarkeit seines durchweg menschlichen Gehaltes bleiben wird. So gefaßt, ist ihm das Christentum von einer unantastbaren Wahrheit, die als solche über temporäre Satzungen hinausweist und hinausstrebt, um aus dem wahrhaften Menschentum, das ihren Kern bildet, aus der gegenseitigen Förderung und Liebe voll und rückhaltlos Ernst zu machen. In dem Siege der allgemein menschlichen Ethik über die zeitweiligen und von einem beschränkten Wissen abhängigen Glaubenspartikularitäten liegt für ihn aller Fortschritt der Religion.

Einer eingehenden Untersuchung dieser Kulturerscheinung selbst sind zwei Bände der Gesamtausgabe gewidmet. Der eine umfaßt die im Winter 1848/49 vor einem gemischten Zuhörerkreis in Heidelberg gehaltenen Vorlesungen über das Wesen der Religion und entwickelt in einer ebenso gründlichen wie ansprechenden Weise die Lehre Feuerbachs über die Grundformen und den allgemeinen Charakter der Religion von ihren rohesten Anfängen bis zur Höhe des menschlichen Selbstbewußtseins. Es ist, wohl zu merken, keine Ge-

*) Geb. den 28. Juli 1804 zu Landshut, wo sein Vater, der berühmte Kriminalist Anselm Feuerbach, an der damals noch bestehenden Universität Professor war. Nach dessen Übertritt in die bayerische Gerichtsverwaltung kam die Familie nach München, dann nach Bamberg und Ansbach. Hier absolvierte Ludwig das Gymnasium im Herbst 1822 und begab sich zu Ostern folgenden Jahres nach Heidelberg, um Theologie, 1824 nach Berlin, um Philosophie bei Hegel zu studieren. Er verließ Berlin im Frühling 1826, ließ sich alsdann in Erlangen nieder, promovirte 1828 und erhielt die Venia docendi, die er bis 1832 ausübte. Drei Jahre mit gelegentlicher Schriftstellerei beschäftigt, sah er sich vergebens nach einer ihm passenden Stellung um, kehrte nach Erlangen zurück, las noch ein Semester und zog dann, durch Herzensbeziehungen dazu vermocht, aufs Land zu einer ihm befreundeten Familie, deren Mitglied er durch seine Verheiratung 1837 wurde. Der Ort hieß Bruckberg, östlich von Ansbach gelegen, und hatte eine der Familie gehörende Porzellanfabrik. Hier lebte er bis Ausgang 1859, wo er mit dem Zusammenbruch der Fabrik sein Vermögen und seine bisherige Heimstätte einbüßte. Mit Frau und Tochter, seinen nächsten Angehörigen, bezog er die dicht bei Nürnberg belegene Ortschaft Rechenberg, wo er, von Sorgen und Leiden gebeugt, am 13. September 1873 starb.

**) Zehn Bände 8°, Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

schichte der Religion, keine Schilderungen der Dogmen und Bräuche, ebensowenig eine Abschätzung der einzelnen Regionen nach ihrem Einfluß auf die menschliche Gesittung, sondern eine auf den Grund und Ursprung der typischen Lebensbedingungen der Religion überhaupt zurückgehende Untersuchung, die lediglich über Sinn und Bedeutung des religiösen Phänomens Aufschluß giebt. Reiche Aufklärung bietet es jedem, der den religiösen Fragen mit einer gewissen Selbständigkeit gegenübersteht; aber nicht minder belehrend und anregend ist es für solche Gemüter, die den vorhandenen Bekenntnisformen gegenüber noch keine feste Haltung erworben, sich jedoch mit einer blos angewöhnten Verehrung herkömmlicher Vorstellungen auf die Dauer nicht begnügen können. Wer diesem Buch volles Verständnis abgewonnen hat, wird mit lebhaftem Verlangen nach dem folgenden Bande greifen, der vom Autor selbst als sein reifstes und bedeutendstes Werk bezeichneten Theogonie. Zur vollen Würdigung dieser bei ihrem Erscheinen kaum beachteten und seither noch lange nicht nach Gebühr bekannten und verwerteten Schrift, die den Ursprung der religiösen Grundvorstellungen aus der Quelle des klassischen, hebräischen und christlichen Altertums darlegt, ist ein entschiedenes Bedürfnis nach Einsicht über die Religion selbst vorausgesetzt. Diese findet hier bei einer ganz wunderbaren Methode, die einfach Thatsachen heranzieht und in einer gleichsam sinnfällig überzeugenden Weise vorführt, eine erschöpfende Erklärung, wie sie nur vollendete Wissenschaft zu geben vermag.

Wichtig ist die Theogonie aber noch in anderer Beziehung. Sie enthält die Ansätze zu Feuerbachs grandioser Ethik, die leider nicht zum Abschluß gelangen sollte. Nur zwei größere Fragmente davon wurden ausgeführt, das eine von ihm selbst im zehnten Bande seiner Werke, das andere aus seinem Nachlaß*) veröffentlicht. Gleichwohl ist das Vorhandene von einer nicht hoch genug anzuschlagenden Bedeutung: in ihm gipfelt, wie Friedrich Jodl in seiner genialen Geschichte der Ethik für immer festgestellt hat, das Gesamtergebnis der ganzen mit Kant erstehenden Entwicklung der philosophischen Ethik. Die von da ab gesuchte Lösung ihres Hauptproblems hat kein anderer als Feuerbach erbracht.

Wer mit seinen Überzeugungen der von ihm vertretenen Richtung angehört, ohne bisher seine Schriften zu kennen, wird uns für unseren Hinweis Dank wissen. Aber auch jeder Freund ethischer Kultur, der mit seinen religiösen Ansichten einen anderen Standpunkt einnimmt, wird dem religiösen Freisinn Feuerbachs und der Lauterkeit seiner Gesinnung die aufrichtigste Anerkennung nicht versagen, auf rein ethischem Gebiete aber sich gern von ihm belehren lassen.

Auch ein Wort über „Lex Heinze".

Von Professor Wilhelm Förster, Berlin.

Der Artikel „Lex Heinze" in Nr. 8 dieser Zeitschrift bedarf vom Gesichtspunkte ethischer Kultur so dringend gewisser Einschränkungen und gewisser Ergänzungen, daß ich, bei der Unmöglichkeit, denselben in aller Eile eingehend zu kritisieren, nur um die schleunige Aufnahme des folgenden kurzen Einspruches bitten möchte. Der geehrte Redakteur gestatte mir aber zugleich den Vorbehalt, mich in einer der nächsten Nummern der Wochenschrift über den hochwichtigen Gegenstand mit aller Energie, aber auch mit aller demselben gebührenden Sorgfalt des Urteils äußern zu dürfen.

Heut zunächst nur die allgemeine Bemerkung, daß der in Rede stehende Artikel in derselben Weise, wie mehrere andere in den ersten Nummern der Wochenschrift enthaltene, sonst höchst eindrucksvolle und förderliche Aufsätze, das Alleinseligmachende der wirtschaftlichen Gesundungen predigt. Wie es nun einmal die Art der armen Menschheit ist, so fällt man auch hier wieder von einem Extrem ins andere. Es wird darüber bald einmal vom Gesichtspunkte der ethischen Kultur ein kräftig Wörtlein zu reden sein.

Ich leugne nicht, daß jene Darlegungen Vielen unter uns sehr wohlthuend sind angesichts der Altklugheit, welche da glaubt, sich und Andern den zunehmenden ethischen Verfall auch der wirtschaftlichen Zustände und die Notwendigkeit gründlicher Heilungen durch die bloße Kritik der sozialistischen Systeme aus dem Sinn schlagen zu können. Gewiß sind diese letzteren an sich vielfach noch sehr unfertig und fragwürdig, aber sie sind aus warmem Herzen und freiem Geiste geboren; und wo sind denn schließlich die Erfolge geblieben, welche sich die bisherigen wirtschaftlichen Doktrinen auf ihre Rechnung schreiben konnen?

Gerade auf dem Gebiete der „Lex Heinze" liegt es aber klar zu Tage, daß durch wirtschaftliche Verbesserungen allein keine nachhaltigen Heilungen und keine Vervollkommnungen der Menschheit zu erzielen sind. Und der in Rede stehende Artikel läßt dies auch trotz seiner sehr einleuchtenden und energischen Darlegungen mittelbar deutlich erkennen. Gewiß sind die zunehmenden wirtschaftlichen Erschwerungen der Ehen und der Erwerbsverhältnisse der weiblichen Jugend Hauptquellen des zunehmenden sexuellen Elends. Aber — selbst abgesehen davon, daß die Erschwernis der Ehen in den mittleren und oberen Ständen nicht blos wirtschaftliche Ursachen hat, sondern auch wesentlich auf verkehrten Lebensauffassungen und -Ansprüchen beruht — steht doch im Hintergrunde noch ein ganz ungeheurer Faktor dieses sittlichen Elends, welchem wirtschaftlich garnicht beizukommen ist, sondern nur durch ethische Erziehung und Läuterung, die leider gerade auf diesem Gebiete immer mehr in Verfall geraten ist. — Dieser Faktor, der auch unveränderte gefährlichste Geltung als ein Störer aller edlen Verhältnisse auf sexuellem Gebiete behalten würde, wenn die von dem Verfasser des Artikels als entscheidend betrachteten wirtschaftlichen Gesundungen erfolgreich durchgeführt wären, besteht in der unsäglichen Gewissenlosigkeit, Urteilslosigkeit und übermütigen Sophisterei, welche im Kreise der Männer, besonders der mittleren und oberen Stände, und am schlimmsten in deren gebildeter Jugend herrscht. Hier wird vor Allem läuternd und heilend zu wirken sein, worüber wir uns in den vorbehaltenen eingehenderen Darlegungen näher aussprechen wollen. Und hier kann man sofort einsetzen, während alle großen wirtschaftlichen Umbildungen gar lange Fristen haben werden.

Aus Plato's Dialogen

(nach Schleiermacher's Übersetzung).

Plato, der größte Philosoph des Altertums, lebte von 427—347 vor Christo in Athen. Er war ein Schüler des Sokrates und der Lehrer des Aristoteles. Aus seiner Lehre haben, wie ein berühmter Römer sagte, „alle Späteren geschöpft."

Aus dem Dialog „Protagoras":

Niemand bestraft die, welche Unrecht gethan haben, darauf seinen Sinn richtend und deshalb, weil einer eben Unrecht gethan hat, außer wer sich ganz vernunftlos wie ein Tier eigentlich nur rächen will. Wer aber mit Vernunft sich vornimmt, einen zu strafen, der bestraft nicht um des begangenen Unrechts willen, denn er kann ja doch das Geschehene nicht ungeschehen machen, sondern des zukünftigen wegen, damit nicht auf ein andermal wieder weder derselbe noch einer, der diesen bestrafen gesehen hat, dasselbe Unrecht begehe.

Aus „Des Sokrates Verteidigung" („Apologie"):

Wollte ich behaupten, daß ich um irgend etwas weiser wäre (als die meisten Menschen), so wäre es um dieses, daß, da ich nichts ordentlich weiß von den Dingen in der Unterwelt, ich es auch nicht glaube zu wissen.

*) 2 Bd., Leipzig und Heidelberg 1874.

Aus dem Dialog „Gorgias“:

Sokrates. Unrecht thun ist das größte aller Übel.

Polos. Also dies ist das größte? nicht Unrecht leiden größer?

Sokrates. Keineswegs.

Polos. Du wolltest also Unrecht leiden lieber als Unrecht thun?

Sokrates. Ich wollte wohl keines von beiden; müßte ich aber eines von beiden, Unrecht thun oder Unrecht leiden, so würde ich vorziehen, lieber Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun. . . . .

Polos. Was gestern und ehegestern sich ereignet hat, ist hinlänglich, dich zu widerlegen und zu beweisen, daß viele Menschen, welche Unrecht thun, glückselig sind.

Sokrates. Welche Ereignisse nur?

Polos. Du siehst doch diesen Archelaos, des Perdikkos Sohn, über Makedonien herrschen?

Sokrates. Wenigstens höre ich es doch.

Polos. Dünkt dich nun der glückselig zu sein oder elend?

Sokrates. Ich weiß nicht, Polos; denn ich habe nie Umgang gehabt mit dem Manne.

Polos. Wie doch? im Umgang würdest Du es erkennen, anders aber kannst Du von selbst nicht einsehen, daß er glückselig ist?

Sokrates. Und ganz mit Recht werde ich das sagen. Denn ich weiß ja nicht, wie es um seine Einsicht und Gerechtigkeit steht.

Polos. Wie? Darin besteht alle Glückseligkeit?

Sokrates. Wie ich wenigstens sage, Polos. Denn wer rechtschaffen und gut ist, der, behaupte ich, ist glückselig, sei es Mann oder Frau; wer aber ungerecht und böse, ist elend.

Polos. Unglückselig also ist dieser Archelaos nach Deiner Meinung?

Sokrates. Wenn er anders ungerecht ist, Freund.

Aus dem „Staat“ („Republik“), II. Buch:

Nun weißt du doch wohl, daß der Anfang eines jeden Geschäftes das Wichtigste ist, zumal bei irgend einem jungen und zarten Wesen. Denn da wird vornehmlich das Gepräge gebildet und angelegt, welches man jedem einzeichnen will. Sollen wir es also so leicht hingehen lassen, daß die Kinder Märchen, wie sie sich eben treffen und von wem es sich traf erfunden anhören und so in ihre Seelen Vorstellungen aufnehmen, meistenteils denen entgegengesetzt, welche sie, wenn sie erwachsen sind, unserer Meinung nach werden haben sollen? Zuerst also, wie es scheint, müssen wir Aufsicht führen über die, welche Märchen und Sagen dichten, und welches Märchen sie gut gedichtet haben, dieses einführen, welches aber nicht, das ausschließen. Die eingeführten aber wollen wir Wärterinnen und Mütter überreden, den Kindern zu erzählen, um so noch weit sorgfältiger die Seelen durch Erzählungen zu bilden, als mit den Händen den Leib. Von denen aber, die sie jetzt erzählen, sind wohl die meisten zu verwerfen. —

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Magdeburg.)

Am 29. Januar c. hielt die Abteilung Magdeburg eine öffentliche Versammlung ab, die außerordentlich stark besucht war. Herr Geheimrat Förster aus Berlin hielt einen Vortrag über die „Notwendigkeit der Begründung freier Gemeinschaften zur Läuterung der Erziehung und des Lebens“. Der Redner wies zunächst auf die Mißstände hin, die der gewaltige Aufschwung der Naturwissenschaften und der Technik und damit zusammenhängend des wirtschaftlichen Lebens für die Gesittung der modernen Völker im Gefolge gehabt hat. Das Verkehrswesen, statt einen Zusammenschluß der Menschen herbeizuführen, habe die Solidarität der Menschheit beeinträchtigt; für ein wirtschaftliches Leben sei die Selbstsucht die Triebfeder alles Handelns geworden. Die Ursache der gegenwärtigen unhaltbaren Zustände suche man gewöhnlich in den Menschen und bezeichne sie als „jüdische“. Das sei ein schweres Unrecht; die wahren Ursachen seien in den Verhältnissen begründet: die Lüge, die Übertreibung, die Verzerrung der Thatsachen trügen die eigentliche Schuld. Die Menschen seien eher besser als schlechter geworden. Das Mitleid mit den Bedrängten werde jetzt viel mehr bethätigt, als in früheren, patriarchalischen Zeiten.

Die in den Verhältnissen liegende Schuld zu beseitigen, sei Aufgabe der ethischen Gesellschaft. Dieser „Bund der Helfenden“ wolle mit der Pflege des Sittlichen bei sich selbst beginnen und dann von der engern Gemeinschaft aus auf alle Zweige des öffentlichen und Privatlebens mildernd, versöhnend, ethisierend wirken; zunächst auf die Schule, denn das sittliche Urteil bei der Jugend zu schärfen, sei die Hauptaufgabe.

An den Vortrag schloß sich eine zweistündige Diskussion, bei der von allen Seiten besonders betont wurde, wie dankbar man der ethischen Gesellschaft sein müsse, daß sie einmal die Gelegenheit eines öffentlichen Meinungsaustausches über die Fragen des sittlichen Lebens gegeben habe. Hervorgehoben zu werden verdient, daß auch ein orthodoxer Prediger sich an der Diskussion beteiligte, der die Begründung ethischer Gesellschaften für unnötig hielt, da die kirchlichen Gemeinschaften das böten, was die Gesellschaft erstrebe. Ihm wurde geantwortet, daß die ethische Gesellschaft auch gerne mit den Kirchen arbeiten wolle, wenn diese sich entschlössen, ihre Institutionen entsprechend den Bedürfnissen des modernen Menschen umzugestalten; angreifen wolle man die Kirchen nicht, sondern versuchen, sie zu ethisieren, vielleicht würden die leeren Kirchenbänke sich dann wieder füllen.

Der Vorstand der Abteilung Magdeburg besteht aus den Herren: Archivar Dr. Winter, Rektor Dr. Felsch, Prediger Bursche und Redakteur Hundthausen. Die Abteilung zählt gegenwärtig ungefähr 75 Mitglieder.

Briefkasten.

Frau **J. Jaffé** in **Berlin** schreibt uns: „In Nr. 7. der „Ethischen Kultur“ steht ein Artikel von Herrn Josef Popper aus Wien, auf den ich mir zurückzukommen erlaube. Es handelt sich um einen Cretin, der, in Gegenwart eines Menschen aus der Bildungswelt, von Bauern gehänselt, geneckt, in jeder Weise maltraitirt wird. Daß dieser bedauernswerthe Mensch nachher ein Liebeswerk an dem Reisenden ausübte, indem er ihm den Rock anziehen half, hatte der ruhige Zuschauer all der Quälereien wahrlich nicht verdient; ich an seiner Stelle hätte mich vor Allem gründlich geschämt. Anstatt, von innigem Mitleid ergriffen, sofort den armen Verfolgten in Schutz zu nehmen, überläßt sich der Herr der kühlen Betrachtung, ob der geistig Zurückgebliebene (im Gemüt scheint er ja den Andern zu übertreffen) die Ehre habe, verwandt mit den ihn Mißhandelnden zu sein. Ich möchte den Herrn Reisenden an die humane Einrichtung der Tierschutzvereine erinnern, wo allerdings die weise Reflexion über Wert oder Unwert der Verfolgten von vornherein dahin entschieden ist, daß die mißhandelte Kreatur ein Recht auf unsern Schutz hat.“

Herrn **C. K.** in **B.** wünscht „einige kleinere, wohlfeile Werke aus der chinesischen Spruch- und Fabel-Litteratur“ kennen zu lernen, „Übersetzungen der großen chinesischen Propheten, wie Confucius und Mencius,“ um „seinen Geist an diesen großen Mustern ethischer Weisheit zu bilden.“ Die Redaktion teilt seine Hochschätzung der chinesischen Weisen, welche auf rein menschlicher Grundlage die erhabenste Sittenlehre aufgebaut haben. Wir haben aber die Werke, welchen wir einige schöne Sprüche entnommen haben, bereits in Nr. 1 und 6 angeführt. Im Übrigen müssen wir auf die Auskunft, welche die Buchhändler geben, verweisen.

Berichtigung.

In Nr. 7 sind folgende Druckfehler zu berichtigen:

S. 52 l. Sp. Z. 7 v. u. lies: sich die Naturkräften unterwirft (statt: sich den Naturkräften).
„ 56 „ „ „ 2 „ „ „ vermenschlicht (statt: veranschaulicht).
„ „ „ „ „ 23 „ „ „ Wilden (statt: Willen).
„ „ „ „ „ 27 „ „ „ eben (statt: aber).
„ „ „ „ „ 31 „ „ „ nun (statt: nur).

Flügel. Gegr. 1853. Harmoniumlager.

Reparatur-Werkstätten. Stimmer jeder Zeit hier und ausserhalb.

Pianofortefabrik W. Gutzeit

Anerkannt beste Fabrikate.

Hauptmagazin: Friedrichstr. 43, Kochstr. 63.

Pianinos. Gegr. 1853. Harmoniumlager.

Als 2. Heft der Sammlung: „**An der Tagesordnung: Beiträge zur Klärung der öffentlichen Meinung**“ erschien soeben:

Über die große ethische Strömung in unseren Tagen.

Von **Dr. Albert Wittstock**, Schuldirektor a. D.

Preis 20 Pf. In allen Buchhandlungen.

Auch gegen Einsendung von 25 Pf. in Briefmarken franko zu beziehen von

Richard Lesser, Verlagsbuchhandlung, Berlin, W. Dorfstr. 44.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. Zimmerstraße 94.

In unserm Verlage erschien soeben:

Unabhängige Studentenschaft!

Organ für allgemein studentische Interessen.

Unter Mitwirkung des Komitees.

— **Heft 1.** —

16 Seiten. Lex.-8°. Preis 20 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Cohen, Dr. Herm., Prof. an der Universität Marburg, ein Bekenntniß in der Judenfrage. 50 Pf.
— Kant's Begründung der Aesthetik. 9 M.
— Kant's Begründung der Ethik. 6 M.
— Kant's Theorie der Erfahrung. Zweite neubearbeitete Auflage. 12 M.
— Die dichterische Phantasie und der Mechanismus des Bewußtseins. 2 M.
— Die systematischen Begriffe in Kant's vorkritischen Schriften nach ihrem Verhältnise zum kritischen Idealismus. 1 M. 20 Pf.
— Das Princip der Infinitesimal-Methode und seine Geschichte. Ein Kapitel zur Grundlegung der Erkenntnisskritik. 3 M. 60 Pf.

Lazarus, Prof. Dr. M., Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. Dritte Auflage. 3 Bände. 22,50 M., gebunden 27 M.
— Ueber die Reize des Spiels. 3 M., gebunden 4 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG

Naturkraft und Geisteswalten.

Betrachtungen über Natur- und Kultur-Leben

von

Dr. A. Bernstein.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

● **Neue Volksausgabe.** ●

Preis: 2 Mark 40 Pfennig, elegant gebunden 3 Mark.

BERLIN SW., ZIMMERSTR. 94.

Unterricht

in altdeutscher Lederplastik, Lederschnitt- und Punzarbeit für Damen und Herren. Berlin SO.,

C. Heckel, Wrangelstr. 1.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschien:

Alldeutschland in Wort und Bild.

Eine malerische Schilderung der deutschen Heimat von

August Trinius.

Erster Band:

Teutoburger Wald. Hohe Rhön. Fichtelgebirge. Spreewald. Thüringen. Schwäbische Alb. Rhein.

Mit einem farbigen Titelbild und 79 Illustrationen. 440 Seiten. gr. 8°. Preis broschiert 5,40 Mark, in eleganten Leinenband mit reicher Gold- und Farbenpressung 7 Mark.

Das ganze Werk umfaßt 3 Bände und wird bis zum Herbst 1893 vollständig vorliegen. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Auf vielfaches Verlangen habe ich von: „Feuerbach, Vorlesungen über das Wesen der Religion“ eine billige Ausgabe veranstaltet unter dem Titel:

Heidelberger Vorlesungen über das

Wesen der Religion.

Von **Ludwig Feuerbach.**

Preis 4 Mark.

Leipzig, Januar 1893. **Otto Wigand.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Siehe auch Artikel von Prof. Bolin in der heutigen Nummer.

Sicherheits-Kinderstühle.

Klapp- und Laufstühle, Kindersessel, Sessel ɔc.

Adolf Kobs, Berlin SW., Luisenstr. 3a.

Illustrierte Preislisten franko und gratis.

In **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung** in Berlin erscheint die illustrierte Zeitschrift

Naturwissenschaftliche Wochenschrift.

Redaction: Dr. H. Potonié.

Wöchentlich eine Nummer von $1\frac{1}{2}$ — 2 Bogen gr. 4°.

Wochenausgabe: Preis vierteljährlich 3 Mark.
Monatsausgabe: Jährlich 12 Hefte à 1 Mark.

Die illustrierte **„Naturwissenschaftliche Wochenschrift“** stellt sich die Aufgabe, über die Fortschritte der theoretischen und angewandten Naturwissenschaft **im weitesten Sinne** zu orientieren und bringt allgemein-interessante Gegenstände zur Sprache, und zwar — soweit möglich — **in allgemein-verständlicher Form; sie bietet Original-Mittellungen, Referate, Besprechungen aus der Litteratur, eine ausführliche Liste aller im Buchhandel erscheinenden in das Gebiet fallenden Schriften, beantwortet gestellte Fragen** und bringt die **wichtigsten Nachrichten aus dem wissenschaftlichen Leben.** Wo Abbildungen erwünscht erscheinen, werden solche beigefügt.

Jede Buchhandlung oder Postanstalt nimmt Bestellungen entgegen. Probenummern gratis und franco.

Alle Freunde ethischer Kultur

werden gebeten, für die Verbreitung **dieser Zeitschrift** in ihrem Bekanntenkreise gütigst **nach Kräften zu wirken.** Die Verlagshandlung stellt zu diesem **Zwecke jederzeit** Probenummern der **„Ethischen Kultur“ in beliebiger** Zahl gratis und portofrei zur Verfügung **resp. erklärt** sich gern bereit, solche an ihr **freundlichst mitgeteilte** Adressen zu versenden.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 4. März 1893.	Nr. 10.

Nochmals Kinderrechte und Elternpflichten.

Von L. Berkheim-Berlin.

In Nr. 2 der „Ethischen Kultur“ hat Herr Orbilius in einem warm empfundenen und geistvoll geschriebenen Aufsatz die Anregung gegeben, das oben genannte Thema noch nach anderen Seiten hin zu erörtern. Es ist, wie der Verfasser selbst sagt, nicht leicht zu erschöpfen, selbst dann nicht, wenn man, wie er, sich nur auf die Rechte der Kinder, d. h. der Unmündigen, und die Pflichten der Eltern ihnen gegenüber beschränkt; noch viel weniger, wenn man das Thema auf die großen Kinder ausdehnt, wie es der Zweck dieser Zeilen ist. Es gilt demnach nur, die wichtigsten Punkte hervorzuheben. Einer derselben, der besonders beachtenswert ist, wurde von Herr Orbilius schon angedeutet, indem er darauf hinwies, wie viele Eltern bei der Behandlung ihrer Kinder von dem vielleicht unbewußten Gedanken ausgehen, daß ihre Söhne und Töchter ihnen allein gehören und für sie allein erzogen werden sollen; ungefähr so, wie die Schule an dem Übel krankt, ihre Zöglinge für den engen Schulraum, statt für das Leben zu erziehen. Nur allzu oft sollen die Kinder, auch wenn sie den Kinderschuhen entwachsen sind, auf die Autorität der Eltern hin fühlen, denken und handeln. Manche von Natur phlegmatische und unselbständige Naturen thun dies ohne Ueberlegung aus Bequemlichkeit; wenn aber auch für sie der Tag kommt, der sie aus dem Elternhaus fortführt und auf eigene Füße stellt, so zeigen sie sich plötzlich in ihrer ganzen Haltlosigkeit; dann sind es meist wieder die Eltern, die klagen und es nicht fassen können, wie der „gute“ Sohn oder die „gute“ Tochter, die alle Lehren so willig annahmen, sie so schnell verlernten und so charakterlos werden konnten. Und doch haben sie selbst jedes Zeichen eigenen Charakters in ihnen unterdrückt, statt es hervorzulocken und zu pflegen, haben mit all den hundert Fehlern, die bei Kindern das Kennzeichen einer besonderen Individualität sind, auch die Keime zu den guten Eigenschaften ausgerottet und statt der Pflanzen, die ursprünglich im eigenen Herzensboden wachsen, die Ableger des elterlichen Fühlens und Denkens eingesetzt. Diese fristen dann ein jämmerliches Dasein, und weil sie nicht fest Wurzel faßten in dem fremden Erdreich, zerstört sie der erste Sturm, der darüber hinfegt. Gar häufig überbieten sich die Eltern und die Schule in der Züchtung der Charakterlosigkeit, nach derselben Schablone sollen Alle erzogen werden.

Neben denen, die an den Folgen der Erziehung nach und nach zu Grunde gehen oder zu einem wertlosen Gliede der Gesellschaft werden, stehen die, welche die Lehren ihrer Jugend fortwerfen, sich vom Leben in die Schule nehmen lassen und nach vielen Irrwegen endlich den eigenen Weg sich bahnen. Eltern, die ihre Pflichten ihren Kindern gegenüber richtig ausüben und die Rechte der Kinder anerkennen, giebt es nicht viele, weil der klare Begriff dieser Pflichten und Rechte den allermeisten fehlt. Und doch lassen sich beide mit wenigen Worten klar legen: Die Pflicht der Eltern besteht darin, ihre Kinder für das Leben zu erziehen, und die Kinder haben das Recht auf ihr eigenes, individuelles Leben.

Sehen wir uns die Elternpflicht zunächst näher darauf hin an, wie ihr heute nachgekommen wird, und fragen wir zuerst: Werden die Töchter für das Leben erzogen? Meist sind es nur die unteren Stände, die der bittere Kampf ums Dasein zwingt, ihre Töchter für diesen Kampf zu erziehen. Das wirkliche Leben steht ihnen zu dicht vor den Augen, als daß ihre Töchter abseits davon und blind dagegen aufwachsen könnten. Sie müssen, sobald sie erwachsen sind, auf eigenen Füßen stehen und sich selbst weiter helfen. Aber auch den besser situierten Ständen tritt das wirkliche Leben immer näher; sie wollen's nur nicht eingestehen, obwohl fast täglich eine ihrer Familien in bitterste Not gerät, weil der Ernährer starb oder sein Vermögen verlor, — obwohl fast täglich unglückliche Töchter solcher Familien, die nichts gründlich gelernt haben, zu Grunde gehen oder in den niedrigsten Stellungen ihr Leben fristen. Immer kleiner wird die Zahl der Mädchen, die in goldner Wiege geboren wurden und sicher sein können, im seidenen Himmelbett zu sterben. Um die Töchter für das Leben zu erziehen, müssen die Eltern das Leben kennen und sich nicht selbst damit beruhigen, daß sie meinen, gerade ihrem Kinde müsse das Glück dauernd lachen, gerade ihr Kind müsse sich einen Mann erobern. Die Zeiten, wo man glaubte, die Töchter im Treibhaus erziehen zu müssen, sind vorüber; wo es noch geschieht, thut man den Töchtern schweres Unrecht, denn sobald die rauhe Luft von draußen solch ein zartes Pflänzchen trifft, verwelkt es. Und nicht nur im Hinblick auf die mögliche äußere Lebenslage, die das Mädchen zum Broderwerb zwingen könnte, muß es erzogen werden, sondern ebenso im Hinblick auf sein persönliches Lebensglück, das doch liebende Eltern nicht gering anschlagen dürfen. Warum giebt es so viele verknöcherte, griesgrämige, sich und Andern zur Last fallende alte Jungfern? Nicht etwa, weil sie den „einzigen“ Beruf des Weibes nicht ausfüllen können, sondern weil sie sich nutzlos fühlen in der Welt und auch nutzlos sind. Jeder Mensch, der verhindert wird, seine ihm inne wohnenden Kräfte auszuüben, muß unglücklich werden; darum ist es Pflicht der Eltern, diese Kräfte zu wecken, jedes Talent, jede hervorstechende Geistesrichtung auf ihren Wert hin sorgfältig zu prüfen und auszubilden. Und zwar müssen die Eltern dabei selbstlos

vorgehen, nicht die größere Begabung, die ihnen vielleicht mit den Standesrücksichten unvereinbar erscheint, unterdrücken und dafür eine andere nach ihrem Geschmack passende pflegen. Vor allem müssen sie mit dem alten Vorurteil brechen, das den Frauen befiehlt, möglichst unselbständig und meinungslos zu sein. Das heutige Leben erfordert Charaktere. Die Unselbständigen und Meinungslosen werden zu Unglücklichen und Haltungslosen. Der sittliche Fall vieler Mädchen ist eine Folge jenes Vorurteils. Es ist Pflicht der Mutter, die ihre Tochter für das Leben erzieht, ihr von diesem Leben kein Phantasiebild vorzuschmeicheln, sondern es ihr zu zeigen, wie es ist, damit sie sich eine eigene Meinung bilde, damit sie fest auf den Füßen stehe, wenn die Wirklichkeit sie rauh anfaßt. — Die zarte deutsche Jungfrau gehört der Vergangenheit an, das ernste, starke deutsche Weib der Zukunft; dazwischen steht das Modezwittergeschöpf der Gegenwart, die Frucht einer Erziehung, die sich von alten Vorurteilen nicht loslösen kann und zu altersschwach ist, um den Einfluß der Neuzeit abzuwehren.

Wenn nun auch die Erziehung der Söhne im Ganzen mehr unserer Forderung entspricht, so werden doch die Worte „für das Leben" mehr in dem Sinne verstanden: für ein Leben nach Wahl und Geschmack der Eltern, als: für ein Leben nach den Fähigkeiten des Sohnes. Warum gehen so viele junge Leute zu Grunde? Etwa nur darum, weil sie leichtsinnig sind, oder nicht vielmehr darum, weil ihr Beruf ihren Fähigkeiten und damit ihrer Neigung nicht entspricht und sie fast instinktiv anderwärts Befriedigung suchen, die sie in ihm nicht finden? Standesrücksichten zwingen die meisten Eltern, von vornherein den Beruf des Sohnes zu bestimmen. Da wird so mancher kräftige, lebensfrische Junge mit Griechisch und Lateinisch geplagt und später auf die Universität geschickt, der vielleicht ein sehr brauchbarer einfacher Landwirt geworden wäre. Die Eltern, die ihn seines schlechten Lernens wegen strafen und schelten, machen sich keinen Augenblick klar, wie ihr Sohn gar nichts dafür kann, daß ihm die Fähigkeit, abstrakte Dinge zu lernen, fehlt, und er dafür wahrscheinlich die Fähigkeit besitzt, praktische Dinge zu thun. Und wie mancher Sohn adeliger Familien wird ins Kadettencorps gesteckt und zum Offizier dressiert, der keine Neigung dafür und die sichere Aussicht hat, in den kräftigsten Mannesjahren als untüchtig abgesetzt zu werden; während er vielleicht seiner natürlichen Begabung nach als Künstler sich und die Welt beglückt hätte.

Das Recht der Eltern, über Leben, Denken und Thun des Kindes nach Gutdünken zu verfügen, bleibt nur so lange in Kraft, als das Kind noch keinerlei selbständige Individualität aufweist; sowie dies geschieht, ist es Pflicht der Eltern, die Individualität des Kindes zu studieren, ihm zu helfen, einen derselben gemäßen Beruf zu finden; ist dann das Kind mündig — nicht nach dem Gesetzesparagraphen, sondern nach dem Gesetz seines inneren Wesens, — so fängt sein vollgültiges Recht auf sein eigenes Leben an, oder, wie John Stuart Mill sagt: „das Recht, unser Leben so einzurichten, wie es uns gefällt, zu thun, was wir wollen (in Erwartung der Folgen, die uns treffen mögen), ohne hierbei irgend welche Behinderung von Seiten unserer Mitmenschen zu erfahren, so lange wir ihnen kein Leid anthun, auch wenn sie unser Benehmen für thöricht, verkehrt, oder unrecht halten sollten."*)

Die Schwierigkeit der Entscheidung über den Zeitpunkt, wann ein Kind mündig erklärt werden kann, darf nicht verkannt werden. Es gehört ein vorurteilsloser Blick, ein warmes Herz und eine selbstlose Urteilskraft für die Eltern dazu, um den entscheidenden, wichtigen Augenblick im Leben des Kindes deutlich wahrzunehmen. Er fällt nicht mit der gesetzlichen Mündigkeit zusammen, er kann früher oder später eintreten; aber die Entstehung dieses Gesetzes zum Schutze des Individuums sollte den Eltern eine Mahnung sein, daß sie selbst zu Gunsten ihres Kindes eben so einsichtig sein mögen, wie die Gesetzgeber, und ihr Kind seinen Weg gehen lassen mögen, sobald es fähig ist zu gehen.

„Man kann", sagt der genannte englische Philosoph an anderer Stelle,*) „den Menschen nicht gerechter Weise nötigen, etwas zu thun, oder zu unterlassen, weil dies für ihn besser wäre, weil es ihn glücklicher machen würde, weil es — nach der Meinung Anderer — verständig oder auch recht ist. Dies sind gute Gründe, um ihm Vorstellungen oder Einwürfe zu machen, um ihn zu bereden oder zu beschwören, aber nicht, um ihn zu zwingen, oder Leid über ihn zu verhängen, im Fall er anders handelt. Damit dies statthaft sei, muß die Handlung, die man hindern will, danach geartet sein, Übles für jemand Andern zu bewirken. Der einzige Teil seines Verhaltens, für den Jemand der Gesellschaft Rechenschaft schuldet, ist der, welcher Andere betrifft. In dem, was nur ihn angeht, ist seine Unabhängigkeit rechtlich unbeschränkt; über sich selbst, über seinen Körper und Geist, ist der Einzelne souverän".

Wählen wir als Beispiel folgende Geschichte aus der Gegenwart: Der Sohn vornehmer Eltern zeigte schon früh Talent zum Zeichnen; es wurde zum Zweck dilettantischer Nebenbeschäftigung, die geeignet schien, ihn von dummen Streichen abzuhalten, etwas gefördert, aber sofort mit aller Strenge unterdrückt, als das Studium darüber vernachlässigt wurde. Der junge Mann fügte sich grollend und machte sein Abiturientenexamen sogar ungewöhnlich früh, weil er sich damit von der elterlichen Autorität hoffte freimachen zu können. Doch der Vater verweigerte ihm jegliche Unterstützung, falls er seinem „abenteuerlichen" Gedanken, Maler zu werden, nicht entsagte, und schickte ihn auf die Universität, um Jura zu studieren. Dem Zwang mußte der Sohn sich fügen, aber die Bitterkeit gegen den Zwingherrn wuchs von Tag zu Tag; dazu kam, daß er aus Mangel an jeglichem Interesse für das aufgenötigte Studium ein lockeres Leben fern von den Hörsälen führte. Als er endlich die Universität verließ, war er ein Dutzendmensch geworden, der ohne Enthusiasmus und ohne Interesse in die juristische Tretmühle eintrat und natürlich nichts Bedeutendes leistete. In seinen Mußestunden bemalte er die Wände seines Zimmers in dilettantischer, aber großes Talent verratender Weise, oder schmückte mit Hilfe des Brennstifts seine Möbel. Der Vater glaubte noch immer, recht gethan zu haben; die Handlung, die er verhinderte, hätte ja, nach seiner Ansicht, Übles für Andere bewirkt: sie hätte den Sohn in schlechte, nicht standesgemäße Gesellschaft gebracht und ihn selbst an der Ehre seines Namens gekränkt. Er erkannte das weit größere, nun vorhandene Übel nicht an, das darin besteht, daß eine Individualität unterdrückt wird, die bei voller, freier Entfaltung ihrer selbst nicht nur Gutes und Schönes geleistet hätte, sondern auch glücklich geworden wäre. Nicht für das Leben, sondern für sein Vorurteil hatte der Vater den Sohn erzogen, und als er vor Kurzem starb, atmete der Sohn erleichtert auf, warf die Aktenbündel beiseite und setzte sich, trotz seiner 32 Jahre, auf die Schulbank der Münchener Akademie.

Von dem Vater des jungen Mannes und mit ihm von allen Vertretern der alten Richtung wurden wiederholt die Vorzüge der „guten, alten Zeit" geltend gemacht. „Wir hätten nur einmal wagen sollen, eine andere Meinung zu haben, als unsere Eltern", hieß es von jener Seite. „Ein Widerspruch kam nie vor; am allerwenigsten wagten es die Töchter". „Die Kinder haben nicht mitzureden", sagten unsere Vorfahren, und die Töchter blieben Kinder bis sie aus der väterlichen Autorität unter die des Mannes kamen. Es ist natürlich, daß ein großer Teil der älteren Generation diesen Zustand als einen normalen betrachtet, den die Erinnerung an die Jugend noch verklärt; aber es ist falsch, eine über-

*) John Stuart Mill's gesammelte Werke. Autorisierte Übersetzung. Erster Band: „Die Freiheit", übersetzt von Th. Gomperz. S. 12. — Leipzig, 1869, Fues Verlag.

*) S. 9.

wundene Phase des Familienlebens mit Gewalt wieder hervorrufen zu wollen. Die Zeit ist darüber hinweggeschritten; das häusliche, das Familienleben ist mehr und mehr im öffentlichen Leben aufgegangen. Vor den erregenden Stimmen von draußen können wir die Ohren unserer Kinder nicht mehr verschließen. Die Eltern sind nicht mehr die einzigen Erzieher der Kinder; neben dem, was sie sagen und denken, tritt die äußere Welt an die Kinder heran: Zeitungen, Bücher, Schulkameraden, Reisen, ja selbst das lebhafte Straßenleben, und schließlich das wichtigste: der den Meisten früh genug bekannt werdende Kampf ums Dasein, trägt zu der selbständigen Entwickelung des Einzelnen bei. Das ist nicht zu ändern; mit diesen Faktoren haben die Eltern zu rechnen, und sie haben das Recht des Kindes auf sein eigenes Leben anzuerkennen, um so mehr als darin auch das Glück des Kindes und seine erfolgreiche Mitarbeit am Wohle des Ganzen besteht; denn „wo nicht der eigene Charakter des Handelnden, sondern die Gewohnheiten und Überlieferungen anderer Leute die Richtschnur des Handelns bilden, da fehlt einer der wesentlichsten Bestandteile des menschlichen Glückes und geradezu der Hauptbestandteil des individuellen und sozialen Fortschritts."

Ich habe Gelegenheit gehabt, in viele Familien hinein zu sehen, — wo ist das gerühmte deutsche Familienglück? Die innerlich konservative Natur des Deutschen hat den Begriff der absoluten Monarchie in der Familie noch immer fest gehalten. Die Folge ist, daß die alte Generation sich die junge vollständig entfremdet hat. Die Eltern belächeln oder verdammen alles selbständige Denken und Thun der herangewachsenen Kinder, sie versuchen sogar, es gewaltsam nieder zu halten; dadurch verhärten sie ihre Herzen gegen sich, und selbst ihr guter Einfluß verliert alle Gewalt. Der Greis kann nicht Schritt halten mit dem Jüngling, aber er darf ihn auch nicht zwingen wollen, mit ihm Schritt zu halten. Eine falsche Sentimentalität sagt: „Der Jüngling soll zurückbleiben, um des Alten Stütze zu sein." Und die Schätze, die noch zu entdecken, und die Welten, die noch zu erobern sind — wer soll sie entdecken und erobern? —

Herr Orbilius ruft zum Schluß seines Artikels den Eltern zu: „Betrachtet Eure Kinder mit Ehrfurcht, damit es ihnen wohl gehe und sie lange leben auf Erden!" Das Wort „Ehrfurcht" scheint mir nicht die richtige Bezeichnung für das Gefühl zu sein, welches die Eltern den Kindern gegenüber hegen sollen. Ich halte lieber an dem alten Worte fest, das, richtig aufgefaßt, alles in sich schließt, was wir bisher von den Eltern gefordert haben: ich meine die Elternliebe. Sie muß selbstlos sein, um die Kinder nicht als Eigentum zu betrachten, und gerecht, um sie nicht zu Sklaven zu machen; sie muß klarsehend sein, um die Wirklichkeit zu erkennen, für welche die Kinder zu erziehen sind. Wo sie fehlt, da nützen die besten Erziehungslehren nichts; wo sie vorhanden ist, bedarf es oft nur leiser Mahnungen, um die Begriffe über Kinderrechte und Elternpflichten zu klären.

Verzicht aufs Recht.

Von Josef Popper.

Vor der Thüre eines Amtes drängten sich so viele Parteien, daß jede eine geraume Zeit warten mußte, bevor sie, ihrer Aufstellung entsprechend, vorgelassen werden konnte. Während des Wartens sprach man, um seiner Ungeduld Luft zu machen, bald von diesem, bald von jenem Gegenstand, zählte die Voranstehenden öfter von Neuem ab und athmete erleichtert auf, wenn man wieder Einen, abgefertigt, zur anderen Thüre herausgehen sah. Während dessen ging der Amtsdiener mit wichtiger Miene hin und her, um zur Ruhe und Geduld zu mahnen; und da er unter den Harrenden einen alten Bekannten erblickte, fragte er ihn nach seinem Befinden; er tröstete ihn, so gut es ging, daß er so lange warten müsse; er würde ihm, als Freund, den Vorzug geben, es gehe aber nicht an, denn er habe strengen Befehl, Jeden nur der Reihe nach einzulassen, u. s. w., u. s. w. Der Angeredete erwiederte, er müsse sich wohl gedulden, obwohl ihm jede Minute, die er hier warten müsse, vielleicht sehr teuer zu stehen komme; denn eben jetzt sollte er ein vielleicht sehr einträgliches Geschäft einleiten, das in einer Viertelstunde ihm schon entgehen könnte, und nur mit schwerem Herzen wäre er daher der Aufforderung des Amtes nachgekommen, gerade um diese Stunde zu erscheinen.

Darauf sagte ein Mann, der eben an der Reihe war einzutreten: „Wenn das so ist, so verzichte ich auf meinen Vorrang, denn ich versäume gar nichts; und obschon es mir unangenehm ist, hier im Gedränge zu warten, so kommt dieser Umstand doch gegen Ihre etwaige Versäumnis gar nicht in Betracht; erlauben Sie also, daß wir die Plätze wechseln;" er trat auch sogleich aus der Reihe heraus und der Angeredete rückte an die Stelle jenes Mannes vor.

Mehrere Jahre darauf erhielt der letztere vom Gerichte die Mitteilung, daß sich in dem Testamente des eben verstorbenen Herrn so und so folgende Verfügung vorfände:

„Der Herr so und so hat einmal zu meinen Gunsten auf ein Recht verzichtet, ohne jede Aussicht auf Nutzen, ohne mit mir bekannt oder verwandt zu sein, bloß aus dem Grunde, weil er hörte, daß ich anderenfalls eine glückversprechende Spekulation versäumen könnte. Ich habe nun seinerzeit das Geschäft übernommen und, wider alles Erwarten, dabei große Verluste erlitten. Aber zum Beweise meiner Dankbarkeit für den freundlichen Entschluß und als Zeichen der Anerkennung dieser allen Menschen als Muster empfehlenswerten Handlungsweise vermache ich jenem genannten Herrn denselben Anteil an meiner noch immer beträchtlichen Hinterlassenschaft, wie meinen bestbeteiligten Verwandten."

Gegen die Verstandesanbetung.

Von Dr. Hugo Spitzer in Graz (Oesterreich).

Drei Irrwege hat man vor Allem zu vermeiden, wenn man die reiche Fülle von Einsichten, die in den letzten Jahrhunderten gewonnen worden, zur Förderung des Wohles der Menschheit verwerten will.

Bei der immer festeren Begründung einer wahnfreien Weltansicht, welche die Thatsachen des Natur- und Geisteslebens nicht durch trügerische Einbildungen verfälscht, wird man sich doch sorgfältigst hüten müssen, die Bedürfnisse des Gemütes zurückzusetzen. Was diese Bedürfnisse in Wahrheit fordern, steht ohnedies nie und nirgends im Widerspruch mit den Grundzügen jener Weltansicht: es ist nicht ein der Selbstsucht und Eitelkeit schmeichelnder, die Erfüllung thörichter Wünsche verheißender, durch die stets genährte Hoffnung auf die Hilfe fremder Zaubermächte bei jedem harten Schicksalsschlage, jedem bitteren Erlebnis die eigene Thatkraft lähmender Aberglaube; es ist vielmehr der Glaube an den ewigen Wert des Guten und Rechten; es ist die Fähigkeit, durch die Ausübung des Guten und Rechten selber beglückt zu werden. Darum aber, weil dieser Glaube und diese Fähigkeit nicht schon aus der richtigen Erkenntnis von der Natur der Dinge hervorquellen, weil sich mit dem reichsten Wissen und der geschärftesten Urteilskraft die größte moralische Haltlosigkeit nebst aller sie begleitenden inneren Unruhe und qualvollen Zerrissenheit verträgt, — darum taugt Verstandesaufklärung nichts ohne gleichzeitige Veredlung des Gemütes und Festigung in guten, thatbestimmenden Grundsätzen.

Hundert- und hundertmal hat man es schon gesagt und es kann doch nicht oft genug wiederholt werden, daß der Wert des Menschen nicht in seinem Geiste und Wissen, sondern in seinem Charakter ruht. Der schlichte, aber ehrenwerte und gemütstiefe Landmann, der brave, gutherzige Ackerknecht, wenn er gleich die einfachsten Gedanken nur

mühsam faßt und noch mühsamer ausdrückt, steht im Ganzen und menschlich höher als das esprit- und kenntnisreiche, mit seinen Einfällen glänzende, durch Spiele des Witzes, durch seine Verstandeswendungen, durch die virtuose Ausübung einer Kunst oder die umfassende Beherrschung eines Wissenszweiges Jedermann in Erstaunen setzende, dabei jedoch boshafte, neidische, ränkevolle und sittlich verlotterte Schoßkind der Gesellschaft. Wohl trifft man in der Ruhmeshalle der Menschheit unter den Unsterblichen, abgesehen von den durch Zufall auf einen unverdient hohen Platz gestellten oder gar von Solchen, welche herostratischen Thaten ihre Unsterblichkeit danken, auch Männer genug, an deren Charakter häßliche Flecken haften, die von dem sittlichen Ideal weiter als der Durchschnitt entfernt geblieben sind und deren Verdienste, wenn nicht in Bewährungen außerordentlicher und gleichwohl dem ethischen Ziele nicht zugewandter Willensstärke, so lediglich in Leistungen des Verstandes oder Schöpfungen der künstlerischen Phantasie liegen, während umgekehrt blos sittliche Tüchtigkeit nur in den seltensten Fällen es hindert, daß der durch sie Ausgezeichnete einer frühen Vergessenheit anheimfällt. Ob aber nicht Viele es vorziehen würden, gänzlich zu erlöschen im Gedächtnisse der Menschen, anstatt einen befleckten Namen durch die Jahrhunderte zu tragen? Ob es nicht besser ist, unter einem Steine ruhen, dessen verwitterte Inschrift keine Seele mehr zu deuten vermag, als fortleben in einem Bilde, unter welchem mit unaustilgbaren Lettern geschrieben steht: „Er hat Großes geschaffen; aber er war ein Treuloser, ein Feigling, ein Neider fremden Verdienstes, ein Verräter seiner Freunde, ein rücksichtsloser Streber nach Erfolg und Glücksgütern"? — Und Eines ist gewiß. Der Genuß hoher gegenwärtiger und das Vorgefühl noch größerer künftiger Ehren hält, wenn daneben das Bewußtsein der eigenen Niedrigkeit brennend, nagend und bohrend die Seele erfüllt, den Vergleich nicht aus mit jener seligen Heiterkeit des Gemütes, welche die Überzeugung, recht zu handeln und durch sein Thun Niemanden ungebührlich zu beeinträchtigen, dem Menschen unter normalen Verhältnissen verleihen wird. Diesen Lohn aber, den der Rechtschaffene in sich selbst findet, erhöht noch die wahrhafte, wenn auch kaum laut werdende Schätzung seitens der anderen Menschen. Mag man gleich vor dem vielbewunderten Künstler, Staatsmann oder Gelehrten, dessen Verhalten nach mehr als einer Richtung bedenklich ist, tiefer den Hut ziehen, als vor dem wackeren, armen, bei aller rührend selbstlosen Sorge für seine Familie niemals vom Pfade strengster Rechtlichkeit abgewichenen Arbeiter oder Handwerker, — in dem tiefsten Innern erhebt sich doch eine Stimme, daß eigentlich Diesem der ehrfurchtsvolle Gruß gebührt hätte, welchen Jener entgegengenommen. Diese geheime, verborgene Menschenbeurteilung ist darum nicht weniger eine psychologische Thatsache, weil sie sich meist so schüchtern, so unhörbar leise äußert, daß man nur selten in die Lage kommt, sich über ihr Vorhandensein Rechenschaft zu geben. Und doch zählt man vielleicht halb unbewußt auf sie; doch würde vielleicht Mancher nicht die Kraft finden, festen Mutes alle Verlockungen von sich zu weisen, welche ihm Reichtum und damit Genuß, Gelegenheit zu sogenannter Bildung und äußere Ehre als Preis der Niedertracht vorspiegeln, wenn nicht eine dunkle Ahnung ihm sagte, daß der Gewinn dieser äußeren, scheinbaren Ehre ihn der durch das Urteil der Mitmenschen begründeten, in deren Herzen thronenden, obschon weder in Worten ausgesprochenen, noch durch Handlungen bezeugten ächten und wahren Ehre unfehlbar berauben würde. Charakterbildung, sittliche Erziehung ist also besser und wichtiger, als Verstandeskultur und Anstopfung mit gelehrten Kenntnissen.

Aber auch vor jener Geringschätzung der körperlichen Kraft und Gesundheit, wie sie ein zu ausschließlicher Eifer für Wissen und Bildung mit sich zu führen pflegt, heißt es sich in Acht nehmen. Denn selbst im Vereine mit der Pflege des Gemüts und der Gesinnung spendet die Schärfung und Aufhellung des Verstandes nicht den höchsten Segen, falls sie nicht zugleich mit einer gehörigen Leibesausbildung Hand in Hand geht. Wehe den Verderbern der Menschheit, die ein halbblindes, nervenschwaches Geschlecht heranziehen wollen! Rächend und mahnend giebt sich das Gesetz der unverbrüchlichen Weltordnung kund, daß der Mensch, mag sein Geist einen noch so hohen Flug nehmen, sich doch von dem Schooß der mütterlichen Erde nicht losringt, und daß er all' den feindlichen äußeren Gewalten nur dann erfolgreich Trotz bietet, wenn er Rechnung trägt seinem Verkettetsein mit der irdischen Natur. Aus dem Unterrichte der Jugend wird darum Vieles von demjenigen, was bisher seinen Hauptinhalt gebildet, entfernt werden müssen, nicht, weil es an sich wertlos ist, sondern damit nicht gerade die der Not enthobenen Kreise mehr und mehr jämmerlicher Verkümmerung zum Opfer fallen. — Ob man nicht auch dem Wachstum der großen Städte wird Einhalt thun müssen? Dies scheint zum Mindesten eine ernste Frage, mit der sich jeder Redliche beschäftigen soll.

Endlich traue man der eigenen Verstandeserkenntnis nicht zu sehr, sofern sie eine Umgestaltung von Zuständen des Gemeinwesens zu verlangen scheint. Das Räderwerk im Getriebe des Staates und der Gesellschaft ist wunderbar verwickelt, und bei Zukunftsberechnungen, bei Bestimmungen dessen, was sein möchte, wenn einzelne Stücke dieses Gefüges hinweggenommen und durch andere ersetzt würden, kann sich das Uebersehen eines einzigen kleinen Häkchens furchtbar rächen.

Deshalb gehe man nach Möglichkeit der Gefahr jäher Umwälzungen aus dem Wege und halte sich, wofern nicht allzuschreiende Mißstände eine rasche und entschiedene Abhilfe fordern, an den ruhigen, allmählichen Fortschritt. Der Mangel jener Einsicht in die überaus zusammengesetzte Natur der Ursachen sozialer Erscheinungen, eine irrige, weil um Vieles zu einfache Vorstellung von dem Baue des Staats- und Gesellschaftskörpers und die hieraus entspringende Zuversichtlichkeit bei einer Vorwegnahme künftiger Gestaltungen, welche sich an keinerlei geschichtliche Voraussetzungen kehrt und nur mit den handgreiflichen, ganz klar zu Tage liegenden Umständen rechnet, werden sich um so verhängnisvoller erweisen, je dringender in dem besonderen Falle die Zurateziehung der rein empirischen, in ihrem verstandesmäßigen Zusammenhange und ihren inneren Gründen vorläufig weder durchschauten noch durchschaubaren Lehren der Geschichte geboten war.

Kurz: Die Erweiterung der Verstandeseinsicht wird uns und den kommenden Geschlechtern nur dann wirklich zum Heile gereichen, wenn sie in keiner Richtung überschätzt wird, weder dem Werte der Gesinnung, noch dem der körperlichen Gesundheit und Stärke gegenüber, noch in Bezug auf die Sicherheit des Urteils über Nutzen oder Schaden öffentlicher Einrichtungen, das sie nahelegt.

Die Gesellschaft für ethische Kultur in Saint Louis.

Originalbericht des Sprechers derselben, W. L. Sheldon.

Von den amerikanischen ethischen Gesellschaften ist die in St. Louis die jüngste. Sie wurde vor sechs Jahren in Folge einer Rede über „Die ethische Bewegung", welche Prof. Felix Adler*) in dieser Stadt hielt, begründet. Ein Exekutivkomitee trat zusammen und die Gesellschaft konstituierte sich gemäß den Gesetzen des Staates Missouri. Sie erließ keinen längeren Satzungsentwurf, sondern nahm als ihren Grundsatz diesen einen Satz an: „Es ist unser Wunsch

*) Der Begründer der Gesellschaften für ethische Kultur. (Anmerkung der Redaktion.)

und Zweck, gesondert von den Kirchen eine neue Bewegung zu entwickeln, welche in der Religion die Moral in den Vordergrund stellen und auf einer ethischen Basis ruhen soll, die von der Theologie unabhängig ist.“ Mit dieser kurzen Bestimmung stellte man die Gesellschaft dem Publikum von St. Louis vor und forderte alle achtbaren Personen „ohne Rücksicht auf ihren religiösen Glauben“ dazu auf, Mitglieder zu werden.

Die Gesellschaft ersuchte Herrn W. L. Sheldon, ihr regelmäßiger Sprecher zu werden. Derselbe hatte zwei Jahre lang unter der Leitung des Professors Felix Adler in New-York gearbeitet. Mit dessen Zustimmung und Billigung nahm Herr Sheldon die Stellung an, in welcher er während dieser sechs Jahre verblieben ist. Zuvor hatte er den akademischen Kursus im Princeton-College in den Vereinigten Staaten durchgemacht und dann zwei Jahre lang an den Universitäten Leipzig und Berlin studiert, wo er die Vorlesungen der Herren Paulsen, Wundt, Helmholtz, Zeller, Curtius und Anderer hörte. Der Lehrer jedoch, welcher ihn am meisten angefeuert hat, ist der Leiter der ethischen Gesellschaft in New-York, Prof. Felix Adler.

Die Gesellschaft in St. Louis hat ihr Hauptgewicht stets auf die Sonntagvormittag-Vorträge gelegt. Sie versuchte nicht, ein eigenes Gebäude zu erwerben; sie zog es vor, einen öffentlichen Saal zu wählen, sodaß jene nicht bloß für eine bestimmte Klasse von Personen da waren, sondern sich als eine städtische Institution kennzeichneten. Sie hat daher den Saal des Kunst-Instituts von St. Louis benutzt. Während sieben Monaten im Jahre, von Mitte Oktober bis Mitte Mai, hat die ethische Gesellschaft dort an allen Sonntagvormittagen ihre Vorträge halten lassen. Sie giebt ihrem Sprecher vier Monate Ferien, damit ihm eine Zeit für ruhiges Studium und weitere Vorbereitung für sein Werk verbleibe. Die Sonntagvormittag-Versammlungen sind in ihrer Form immer ganz einfach. Sie pflegen mit der Verlesung kurzer Stellen aus Werken der ethischen Litteratur zu beginnen, von Dichtern, Essayisten und Philosophen aller Nationalitäten, wobei natürlich auch die alten Schriften des Orients berücksichtigt werden. Dann folgen ein Orgel-Satz und zwei oder drei der Gelegenheit entsprechende Gesänge. Die Rede dauert gewöhnlich ungefähr eine Stunde; sie wird frei gehalten.

Die Thätigkeit der Gesellschaft äußert sich in verschiedenen Richtungen. Da giebt es zuerst eine ethische Schule für die Kinder von sieben bis fünfzehn Jahren. Der Unterricht findet Sonntagvormittags um zehn Uhr vor der regelmäßigen Versammlung statt. Zweitens giebt es einen Klub junger Männer und Frauen zum Studium der Ethik, welcher an einem Nachmittage oder Abend der Woche zusammentritt. Eine weitreichende Bethätigung pädagogischer Art ferner ist der „Selbstbildungs-Klub“ unter den Arbeitern der Stadt. Das wichtigste Werk aber sind die dem allgemeinen Publikum offenstehenden Sonntagvormittag-Vorträge.

I.

Was besonders die ethische Gesellschaft von der Kirche unterscheidet, ist die Art der Gegenstände, welche in den Vorträgen behandelt werden, und der Charakter der Personen, welche sie anhören. Die Gesellschaft betrachtet sich selbst als eine religiöse Institution, beschränkt sich aber andererseits ausschließlich auf das Gebiet der Moral. Ihre Mitglieder fühlen sich eng mit ihr verbunden; aber einige sehen sie als ihre Kirche an, während andere in ihr nur eine Gesellschaft zur Ermutigung ethischer Werke sehen. Die Hörerschaft ist daher von Sonntag zu Sonntag eine andere. Ein kleiner Kern von aktiven Gesellschaftsmitgliedern pflegt regelmäßig zu erscheinen; aber das allgemeine Publikum aus der Stadt findet sich je nach dem für den Tag angekündigten Gegenstande ein. Derselbe wird stets in der vorangehenden Woche bekannt gemacht. Aus diesem Grunde enthält die Hörerschaft wahrscheinlich eine größere Mannichfaltigkeit verschiedener Rassen- und Klassenelemente, als irgend eine andere religiöse Gesellschaft in der Stadt. In den Versammlungen finden viele Arbeiter sowohl wie eine ganze Anzahl reicher und angesehener Personen sich ein. Naturgemäß aber ist das konservative Element in der Minderheit.

Anfänglich trat der ethischen Gesellschaft die Kirche entschieden entgegen, und die Personen, welche einen festen religiösen Glauben hatten, wollten nichts mit ihr zu thun haben. Die Geistlichkeit billigte sie nicht, ja griff sie zuweilen heftig an. Aber die Haltung des religiösen Publikums hat sich in den letzten Jahren wesentlich geändert. Es ist freilich wahr, daß die Mehrheit der Hörer aus Personen besteht, welche kaum je die Kirche besuchen; jedoch geschieht es jetzt mehr und mehr, daß Personen von orthodoxem Glauben sich gelegentlich einfinden, um einen besonderen Gegenstand von dem Sprecher behandelt zu hören. Es kommen selbst Katholiken, Methodisten und Presbyterianer; aber natürlich ist diese konservative Klasse sehr in der Minderheit. Die jungen Leute scheinen die ethische Gesellschaft in St. Louis besonders zu lieben.

Aus dem Gesagten geht hervor, was wir meinen, wenn wir erklären, daß die ethische Gesellschaft mehr der Stadt als einer besonderen Gruppe von Personen angehört. Während Einige regelmäßig erscheinen, würde es unmöglich sein, die genaue Anzahl derer zu bestimmen, welche im Laufe des Jahres sich einfinden. Der Zutritt zum Versammlungssaale ist völlig frei; und niemals wird da von den Kosten des Unternehmens auch nur gesprochen. Die Thür steht Allen offen und jeder Platz steht Jedem zur Verfügung, der kommt, ganz wie in der Kirche.

Die Kosten der Gesellschaft, für Saalmiete, Musik, Publikationen und Vortragshonorare, betragen jährlich gegen sechszehn- bis zwanzigtausend Mark. Sie werden durch freiwillige Beiträge von Personen, welche mit der Gesellschaft in Verbindung stehen, zusammengebracht. Einhundertundfünfzig oder zweihundert Personen sind es vielleicht, welche diese finanzielle Basis liefern. Die Beiträge sind sehr verschieden, von zwanzig bis vierhundert Mark im Jahre. Zehn oder zwölf Personen vielleicht geben diesen letztgenannten Betrag; aber für Niemanden besteht ein Fixum. Jedoch verlangt die Gesellschaft, daß ein Mitglied etwas zu ihren Kosten beisteuert, obwohl der Betrag nur nominell sein kann, wie vier Mark im Jahre. Dieses kleine Opfer verlangt man, damit die, welche sich wirklich als Mitglieder ansehen wollen, es auch wissen.

Das Charakteristische aber ist die Klasse von Gegenständen, welche an den Sonntagen behandelt werden. Der Sprecher hat die größte Sorge getragen, sich ausschließlich innerhalb der Sphäre der Ethik zu halten und diese zu seiner Religion zu machen. Seine Ansichten über die Theologie erklärt er nicht; niemals hat er gesagt, was er persönlich über Gott oder den Glauben an Unsterblichkeit denkt. Aber über die moralische Seite solcher Glaubensvorstellungen kann er sprechen. Er kann z. B. sagen, daß eine gewisse, der Gottheit zugeschriebene Handlungsweise unsittlich sein oder eine gewisse Gottesvorstellung dem Gerechtigkeitsgefühl widersprechen würde. Aber über die wirkliche Existenz Gottes erklärt er sich nicht.

Der Sprecher hat sich daher sorgfältig auf moralische Themata beschränkt. Um das persönliche Leben seiner Hörer zu beeinflussen und in ihnen höhere und reinere Bestrebungen zu fördern, hat er nach einander von den ethischen Tendenzen der großen Dichter, wie Goethe, Schiller, Shakespeare, Wordsworth, Tennyson, Longfellow und Shelley, gesprochen. Um zu tieferem Nachdenken über solche Probleme anzuregen, hat er über die großen Denker, wie Ralph Waldo Emerson, Benedictus Spinoza, Sokrates, Plato, Jesaias, Jesus und Buddha, Vorträge gehalten. Dann hat er Gegenstände behandelt, welche sich direkt auf das persönliche Leben des

Menschen beziehen, wie z. B.: „Was ist wahrer Heldenmut?“ „Kommt es nicht darauf an, was ein Mensch glaubt, so lange er nur aufrichtig ist?“ „Was ist der beste Weg, die Welt zu verbessern?“ „Die Macht und die Schwäche des Beispiels“, „Was macht das Leben lebenswert?“ „Die Zukunft der Religion“, „Was ist Gerechtigkeit?“ „Ist der menschliche Wille frei? kann der Mensch thun, was er will?“ „Das Verhältnis der Ethik zur Religion“, „Die Bedeutung des Pessimismus“, „Wie ist die Männlichkeit und die Weiblichkeit der Jugend höher zu entwickeln?“ „Die beste Art der Mildthätigkeit“, „Erfolg und Mißerfolg der Zehn Gebote.“

Der Sprecher hat es sich auch zu einer besonderen Aufgabe gemacht, die Vorstellung unseres nationalen Lebens in die Sphäre der Religion zu erheben, so daß die Menschen für ihren Staat und ihr Land so empfinden, wie sie ihrer Kirche und ihrem Gotte gegenüber gefühlt haben. Er hat sich bemüht, seine Hörer dazu zu bringen, ihre heiligsten Gefühle mit der Vorstellung des Staates zu verbinden. Zu diesem Zwecke hat er über die großen Staatsmänner Amerikas Vorträge gehalten, — über den Einfluß solcher Charaktere wie Hamilton, Jefferson, Webster, Franklin und Washington. Er möchte den Menschen gegen solche Charaktere die Art von Ehrfurcht einflößen, welche die Juden den Vätern Israels gegenüber fühlten.

Aber die Klasse von Gegenständen, welche die meiste Aufmerksamkeit erregt haben, sind die, welche sich auf die großen Tagesfragen beziehen. Zur Behandlung derselben wurde der Sprecher vornehmlich durch das Beispiel des Leiters der New-Yorker ethischen Gesellschaft bestimmt. Natürlich ist dies die schwierigste Art von Gegenständen. In St. Louis war es die ethische Gesellschaft, welche zuerst an solche Themata herantrat. Die Kirchen schreckten davor zurück oder meinten, daß es nicht ihr Beruf sei, darüber zu reden. Es wurde z. B. über die ethische Seite des „Sozialismus“, „Anarchismus“, „Kommunismus“ und „Individualismus“ gesprochen. Der Redner versuchte in einem jeden Falle, die Theorie, so wie sie von ihren besten Vertretern entwickelt wird, darzustellen und dann die in jenen Lehren enthaltenen moralischen Wahrheiten aufzuweisen, selbst wenn die ganze Theorie nicht angenommen werden konnte. Sein erster Schritt in dieser Richtung war ein Vortrag über „Henry Georges Single-Tax-Theorie“. Ein Anhänger derselben hat gesagt, daß dies die erste Behandlung jenes Gegenstandes von Seiten der Gebildeten in St. Louis war. Der Sprecher nahm die Theorie nicht an; aber er suchte das Publikum dazu zu bestimmen, sie mit größerer Achtung zu behandeln und ihre tiefere Bedeutung anzuerkennen. Der Sprecher hält sich niemals für berechtigt, irgend eine bestimmte Gesellschaftstheorie zu verfechten. Das liegt außerhalb seines Gebiets. Die Gesellschaft nimmt diesen Fragen gegenüber denselben Standpunkt ein, wie gegenüber den ethischen oder religiösen Theorien. Sie vertritt keiner Klasse von Gegenständen gegenüber ein bestimmtes Bekenntnis. Sie wünscht, daß Anhänger aller dieser Theorien ihre Vorträge hören und sich der Gesellschaft anschließen. Der Sprecher hat solche Gegenstände erläutert und Andere zum Studium derselben zu veranlassen gesucht, ohne notwendig irgend einen besonderen Standpunkt geltend zu machen. Neben solchen Thematen sind andere derselben Art erörtert worden, selbst noch schwieriger zu behandelnde, weil sie mit den stärksten Vorurteilen verbunden sind. So sprach er z. B. über „Die Gewerkschafts-Ethik“. Er verteidigte das Recht der Arbeiter, sich zu bestimmten Zwecken zu vereinigen, während er gewisse besondere Methoden als unrecht verurteilte. Er hat über Gegenstände wie diese gesprochen: „Höhere Methoden in unserer Gemeindeverwaltung“, „Die Civildienst-Reform“, „Das Verhältnis des Arbeiters zum Kapitalisten“, „Die Kooperation als eine Reform-Bewegung“, „Kann einer in der Politik streng ehrlich und dabei erfolgreich sein?“ „Das Verhältnis des Staates zur Kirche“, „Die Fehler der Sonntagsschulen“, „Die beste Art von Reformen in der Geschäftswelt“, „Was ist wahre Vaterlandsliebe?“ Wenn sich in der sozialen und politischen Welt besondere Begebenheiten von großer Wichtigkeit ereignen, so hat der Sprecher sich berufen gefühlt, sie von einem ethischen Standpunkt aus zu behandeln. Er hat über „Die Reformbestrebungen des deutschen Kaisers in der Arbeiterfrage“ gesprochen, über „Den großen Homestead-Streik in Amerika im letzten Sommer“, „Den moralischen Einfluß der Deutschen in diesem Lande“, „Die Ethik der Beschränkung der Einwanderung“, „Den Tod des Kardinals Newman“ und über „Die Kanzel und die Arbeiterfrage.“

Die Hauptschwierigkeit bei der Behandlung solcher Gegenstände der „angewandten Ethik“ ist stets die gewesen, daß die meisten Menschen sich sogleich eine Ansicht darüber bilden und die der Reformer nicht hören mögen. Viele fürchten überhaupt die Diskussion solcher Fragen. Ferner verlangen sie, daß ein öffentlicher Lehrer immer Partei ergreife. Die Arbeiter ärgern sich, weil der ethische Lehrer nicht ausschließlich mit ihnen sympathisiert; der Kapitalist ist unzufrieden, weil der religiöse Reformer nicht beständig die Arbeiterklasse angreift. Nichtsdestoweniger ist durch diesen Einfluß der ethischen Gesellschaft viel Anregung zur Erwägung jener Art von Gegenständen gegeben worden. Die orthodoxe Geistlichkeit beginnt mehr und mehr darüber nachzudenken. Die Kirche hat sich schließlich selbst an die Behandlung solcher Probleme gemacht. Nichtsdestoweniger ist es eine Thatsache, daß Prof. Felix Adler derjenige ist, welcher in diesem Lande zuerst in jener Richtung Bahn gebrochen hat. Wahrscheinlich gerade wegen der Behandlung solcher Gegenstände betrachtet das Volk die ethische Gesellschaft als eine Einrichtung für die ganze Stadt. Aus demselben Grunde schenkt die Presse ihr weit mehr Beachtung, als irgend einer Kirche. Die ersten Zeitungen von St. Louis berichten sehr oft Montagmorgens über die ethischen Sonntags-Vorträge, zumal wenn die Gegenstände jenen Charakter der „angewandten Ethik“ hatten. Dies dehnt natürlich den Einfluß der ethischen Gesellschaft auf viel weitere Kreise aus, als auf ihre an den Sonntag-Vormittagen sich zusammenfindende Hörerschaft, welche in dieser Stadt einige Hundert nicht übersteigt, während sie in New-York mehrere male so groß ist. Die ethische Bewegung hat das Verdienst, daß sie in der ernsten Erwägung der großen sozialen, kommerziellen und politischen Tagesfragen von einem ethischen und religiösen Standpunkte aus die Führung übernommen hat. Sie hat die Menschen davon abgebracht, sich vor dem Nachdenken über solche Fragen zu fürchten.

(Schluß folgt.)

Kinderrecht.

Von R. B.

Wollt Ihr die Jugend kindlich froh erhalten,
So gebt den Kindern echte Kindheit wieder:
Belebt durch Märchen,*) durch der Mutter Lieder,
Erfüllt von tausend Phantasiegestalten.

Heut muß das Kind ja schon französisch schwätzen,
Ist es entwachsen kaum den Erstlingssachen.
Erfreuet Euch an seinem hellen Lachen,
Wollt Ihr an Euren Kindern Euch ergötzen.

Erzieht sie nicht zu gut dressierten Affen,
Zu Modepuppen nicht die lieben Kleinen;
Lehrt sie verachten all das falsche Scheinen
Und laßt sie wahr sein, wie sie Gott geschaffen.

*) Beherzigt aber Platos Mahnung (Nr. 9, Seite 73 der „Ethischen Kultur“) und erzählet nur die sittlich förderlichen Märchen. (Anm. d. Red.)

Aus Seneca's Werken.

Lucius Annäus Seneca des Philosophen Werke, übersetzt von Moser, Pauly und Haakh. Stuttgart 1828—51. 17 Bändchen.

Seneca, berühmter römischer Philosoph, zeitweise Quästor, Prätor und Konsul, lebte von 2—65 nach Christo. Er war der Lehrer des Kaisers Nero, welcher ihn zum Tode verurteilen ließ.

(Aus dem Werke: Über den Zorn.)

Bei manchen Dingen sind die Anfänge in unsrer Gewalt; im Verfolge reißen sie uns gewaltsam mit sich fort und gestatten keinen Rücktritt. — — Gleich an den Grenzen muß man den Feind abhalten; ist er eingedrungen und hat er sich in die Thore geworfen, so nimmt er keine Unterhandlungen an von Denen, die ja schon seine Gefangenen sind.

Ein billiger Richter spricht nicht ein anderes Urteil in seiner eigenen, ein anderes in fremder Angelegenheit. Es findet sich, behaupte ich, kein Mensch, der sich frei sprechen könnte, und Jeder, der sagt, er sei ohne Schuld, sagt dies nur in Rücksicht auf Zeugen, nicht auf sein Gewissen.

Sich zu freuen und fröhlich zu sein, ist der Tugend eigentümlich und natürlich.

Kein Verständiger zürnt auf die Natur.

Viel ist daran gelegen, daß man den Kindern freundliche Lehrer und Erzieher gebe.

Die Fehler Anderer fallen uns in die Augen, die eigenen sehen wir nicht.

Wie zwischen allen Gliedern ein Mitgefühl stattfindet, weil an der Erhaltung des Einzelnen dem Ganzen gelegen ist, so sollten die Menschen jeden Einzelnen schonen, weil wir zur Gemeinschaft geboren sind.

Unserm Gewissen geschehe ein Genüge; nirgends sei es bei unserm Thun auf das Urteil der Leute abgesehen; mag uns sogar ein schlimmes folgen, wenn wir nur ein besseres verdienen.

(Aus der Trostschrift an seine Mutter Helvia.)

Der Geist ist es, welcher reich macht.

Wie vieler Frauen herrliche Thaten liegen in Dunkelheit!

(Aus der Trostschrift an Polybius.)

Die Natur hat Keinem eine Urkunde ausgestellt, daß sie sich mit ihrem notwendigen Gesetze nach seinem Gefallen richten werde.

(Aus dem Werke: Von der Gemütsruhe.)

Die menschliche Seele ist von Natur zu Thätigkeit und Rührigkeit geneigt.

Nichts mag so sehr den Geist erquicken, als treue und süße Freundschaft. Welch' ein Glück, wenn Dir ein Herz gewährt ist, in das Du sicher jedes Geheimnis niederlegen kannst, dessen Mitwissen Du weniger zu fürchten hast, als Dein eigenes, dessen Gespräch Deinen Kummer lindert, dessen Ansicht Dir mit Rat zur Hand ist, dessen Heiterkeit Deine Traurigkeit vertreibt, dessen Anblick Dir schon Freude ist!

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Breslau.)

Breslau, den 20. Februar 1893. Wie zu erwarten war, findet die ethische Bewegung in Breslau nur schwer Eingang, da einmal die indifferenten Kreise schwer aufzurütteln sind, andererseits die pronounciert religiösen Kreise Widerstand, wenn auch vorläufig nur passiven, leisten. Trotzdem ist es am 7. Februar d. J. gelungen, eine Abteilung zu gründen, in der sich schon 40 Mitglieder zusammengefunden haben. Weitere Kreise werden sich freilich erst durch öffentliche Vorträge gewinnen lassen, während vorläufig die Arbeit sich besonders auf Diskussionen beschränkt.

Bisher haben wir im engen Kreise gewirkt. Von einer Gruppenbildung wurde vorderhand Abstand genommen. Die Abteilung wird bis auf Weiteres im Rahmen des § 2, 2 als Ganzes sich bethätigen. Am letzten Sitzungsabend hielt Herr Privatdozent Dr. Peiser den ersten Vortrag über „Die Aufgaben und Ziele der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur", an welchen sich eine Diskussion namentlich über die ethische Jugenderziehung anschloß.

(Abteilung Freiburg im Breisgau.)

Freiburg, 21. Februar 1893. Gestern Abend fand hier im großen Saale der Ganterschen Brauerei der angekündigte öffentliche Vortrag des Herrn Prof. Steinmann über Volksbibliotheken statt. Der Vortragende besprach zunächst die bisherige Entwicklung der Volksbibliotheken, die besonders in Amerika und in England einen großartigen Aufschwung genommen haben. In den Vereinigten Staaten bestehen 6000 solche Bibliotheken. Vor allem hinsichtlich des Bostoner Institutes veranschaulichte Redner in eindrucksvoller Weise nicht nur das Wachstum der Benützung, sondern auch die allmähliche Bildung des Geschmackes, welche sich in der gesteigerten Nachfrage nach ernsterer Lektüre kundgegeben hat. Selbst in China und Japan hat die Volksbildungsidee in dieser Gestalt Wurzel gefaßt. In Japan besteht sogar das Recht der Gemeinden, zu Gunsten der Volksbibliothek eine besondere Steuer zu erheben, ebenso in England. Auch in Deutschland bestehen bereits in mehreren größeren Städten Volksbibliotheken. Nach diesen allgemeineren Mitteilungen gab Redner die Gründe an, welche die Freiburger Abteilung der Gesellschaft für ethische Kultur bewogen haben, die Volksbibliothek als erstes praktisches Ziel ins Auge zu fassen. Die Volksbibliothek mit ihren Lesesälen solle ein Sammelpunkt werden, wo die Angehörigen aller Klassen und Parteien zusammenkämen, um bei der Pflege edler gemeinsamer Güter auf einige Stunden Trennung und Verhetzung zu vergessen. In allen Ländern seien die anfangs zahlreichen Gegner vor den offenkundigen segensreichen Wirkungen verstummt. Ob nun auch seitens der Freiburger Stadtverwaltung Entgegenkommen zu erwarten sein wird oder nicht — genug, die hiesige eth. Gesellschaft wird mit Unterstützung des Centralvorstandes der D. G. E. K. noch im Laufe des Sommers eine Volksbibliothek zu Stande bringen, unbeirrt durch alle Versuche, ihre Bestrebungen wissentlich und unwissentlich zu entstellen. Sie kennt, um Dickens Worte zu gebrauchen: „keine Sekte, keine Partei, keinen Rang, sie kennt nur des Volkes Not und des Volkes Heil." Nach dem Vortrage wurde ein Ausschuß gebildet, der die Gründung einer Volksbibliothek in Freiburg in die Hand nehmen soll. Herr Scherer hob hervor, daß die Einrichtung einer Volksbibliothek zwar zu begrüßen sei, daß aber der eth. Verein nun auch für den Normal-Arbeitstag eintreten müsse, um den Arbeitern Zeit und Spannkraft zur Lektüre zu verschaffen. Herr Kräuter betonte demgegenüber, daß man die politischen Ziele der politischen Organisation überlassen solle, in der eth. Gesellschaft treffe man zur Pflege rein menschlicher, gemeinsamer Interessen zusammen und es sei nicht zu bestreiten, daß durch ein solches Zusammenwirken Förderliches geschaffen werden könne. Prof. v. Philippovich erklärt sich in demselben Sinne für Arbeitsteilung zwischen Ethik und Politik und tritt dann dafür ein, daß man die Bibliothek möglichst unabhängig von öffentlichen Körperschaften beginnen solle. — Die G. f. eth. K. wird, wie wir hören, in den nächsten Tagen mit einem Aufruf zu finanzieller Beteiligung an der Begründung einer Volksbibliothek in die Öffentlichkeit treten.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteli. 1,60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 11. März 1893.	Nr. 11.

Der Hirtenbrief des Bischofs von Trier
vom 26. Januar 1893.

Die Redaktion der „Ethischen Kultur" ist in der erfreulichen Lage, ihre Übereinstimmung mit den Grundgedanken des Hirtenbriefes auszusprechen, welchen der Bischof Dr. Korum unlängst über die Frage der „gemischten Ehen" erlassen hat. Nur möchten wir den Begriff der „gemischten Ehen" noch etwas erweitern und alle solche Ehen dazu rechnen, deren Glieder in dem, was ihnen das Höchste und Heiligste ist, keine Gemeinschaft haben. In diesem ethisch erweiterten Sinne bitten wir die nachfolgenden Stellen aus jenem Hirtenbriefe unbefangen zu lesen: —

„Die christliche Ehe ist die innigste, vollkommenste Vereinigung, die nur immer auf Erden gedacht werden kann.... Nach der Lehre des Apostels soll die christliche Ehe vor allem eine volle Übereinstimmung der Herzen bewirken; dieselben Anschauungen, Überzeugungen, Wünsche und Bestrebungen sollen beide Gatten beseelen ....

„Die Liebe Jesu zu seiner Kirche, das Vorbild der ehelichen Liebe, ist aber eine Liebe in Wahrheit und Heiligkeit....

„Wenn dies das Vorbild der christlichen Ehe ist, so leuchtet jedem ein, daß die höchste, innigste Gemeinschaft im Denken und Handeln zwischen den beiden Gatten bestehen muß, daß besonders dort keine Trennung herrschen darf, wo sie sich gemeinschaftlich zur übernatürlichen Quelle ihrer ehelichen Liebe erheben, in ihrem Verkehr mit Gott, in ihrem Glauben und religiösen Leben. Besteht denn nicht in der Harmonie der Gesinnungen und Gefühle, in der gemeinschaftlichen Bethätigung der christlichen Pflichten, in dem ungeteilten Streben nach Tugend und Vollkommenheit das höchste Glück der Gatten? ....

„Diese innigste Gemeinschaft, dieses Glück zweier Gatten, welches Himmel und Erde erfreut, kann sich unmöglich in einer gemischten Ehe finden. Gleich von Anfang an wird ein Grund der Trennung, ein Keim des Leidens in den Schoß der Familie getragen ....

„Wie können nun die Eheleute ein Geist sein, wenn der Glaube sie trennt? Wie können sie einmütig nach einem höheren Ziele streben, wenn ihre religiösen Anschauungen und Uebungen, ihre Begriffe von Heiligung grundsätzlich von einander abweichen? Ein äußerliches Zusammenleben kann wohl kaum zu stande kommen, nie und nimmer aber die innige Vereinigung der Gemüter und der Herzen in ihrem Verkehr mit Gott. „Die Ehe anderer" (d. h. der Heiden), sagt Clemens von Alexandrien, „verbindet nur in Lust und Freude, die Ehe der Christen aber führt zur Vereinigung mit Christus." Über alles können die Eheleute ihre Ansichten austauschen, über Einrichtung des Hauses, irdische Angelegenheiten und Geschäfte; nur in einer Frage müssen sie eine auffallende Zurückhaltung beobachten. Und doch ist diese Frage die allerwichtigste für ihre zeitliche und ewige Bestimmung, diejenige, welche das Herz am tiefsten erfaßt und durchdringt. Gespräche über die Religion werden ängstlich vermieden, wenn nicht der Friede der Familie gefährdet werden soll. Nehmen wir auch den günstigsten Fall an. Beide Gatten halten treu an ihrem Glauben und sind eifrig in der Ausübung ihrer religiösen Pflichten; dann muß sie aber auch um so schmerzlicher der leiseste Tadel, der geringste Einwand gegen ihre Religion berühren. Und doch giebt es hundert Gelegenheiten in dem so innigen Zusammenleben der Gatten, wo auf die unschuldigste Weise, wenn nicht tadelnde, so doch neugierige Bemerkungen fallen können....

„Geben wir selbst zu, daß die katholische Frau vollständige Freiheit hat in der Übung ihrer Religion, daß der Mann aus zarter Rücksicht und Gerechtigkeitsgefühl alles meidet, was sie darin stören könnte, und es giebt gewiß auch solche Ausnahmen. Ist es aber nicht schon traurig genug, daß die Gatten immer getrennt ihren religiösen Pflichten obliegen müssen, nie das Glück haben, zusammen die Kirche zu besuchen, nie die Freude genießen, die hhl. Sakramente gemeinschaftlich zu empfangen, fromme Bücher zu lesen, daß sie gerade an den höchsten Festtagen, wo der Himmel sich zur Erde neigt, wo Gott uns näher tritt, die Bitterkeit der Trennung, die hemmende Scheidewand zwischen ihren Seelen schmerzlicher empfinden? Je edler, je reiner, je liebender die Herzen, desto tiefer und inniger wird sie das Leid erfassen und der Kummer quälen. Mit Recht schreibt darüber ein billig denkender Protestant: „Der edle Mensch wird bei der Glaubensverschiedenheit des geliebten Gegenstandes unmöglich gleichgiltig sein, denn ihre Folgen ziehen sich durch das ganze Leben, stören Ruhe und Frieden, trüben der Eltern Glück und selbst das reine Gemüt der Kinder.... Stören muß es die Blüte des ehelichen Lebens, wenn Mann und Weib nicht vereint zu ihrem himmlischen Vater beten; es giebt ja der gemeinsame fromme Herzenserguß der Liebe die tägliche Weihe, dem Streben neuen Antrieb und dem Herzen größere Erleichterung. Wie wird die Wonne der Seligkeit gestört, wenn, um dem Drange der Andacht zu folgen, der eine in diesen Tempel, der andere in jenes Gotteshaus sich wendet? Die Glaubensverschiedenheit der Eheleute hemmt die gemeinschaftliche häusliche Andacht, macht eine schmerzliche Lücke in der Unterhaltung, die sich nicht blos um des Lebens Mühen und Sorgen drehen soll. Die Gatten können nicht vereint den schönen Flug in das Himmelsgefilde

des Glaubens wagen, ... nicht die Belehrung und Erbauung, die sie im Tempel gewonnen, sich wieder vor die Seele führen. So fehlen gerade die mächtigsten Hebel, die ihre Herzen immer näher und immer näher brächten, es fehlt ihrer Liebe der heilige Anhauch, der ihre Flamme immer wieder von neuem anfacht".

„Was wird nun die notwendige Folge der zarten Zurückhaltung, des ängstlichen Stillschweigens in Sachen des Glaubens sein? Ein immerwährender Druck, ein verborgener Kummer wird auf den Seelen lasten, da sie religiöse Mitteilungen und Empfindungen sorgfältig in ihr Herz verschließen, um jeden Anlaß des Zwistes zu meiden. So weht in der Familie in Sachen des Glaubens eine laue, wenn nicht kalte Luft, die sich bald durch Gleichgiltigkeit äußern wird. .... Ist der katholische Teil nicht verpflichtet diesem hehren Vorbild nachzustreben; soll er nicht für das ewige Heil seines Ehegatten nach Möglichkeit sorgen? Und wenn ihm die Rücksicht auf den häuslichen Frieden Stillschweigen gebietet, wenn er nur durch anhaltendes Gebet diese Gnade für die ihm so theure Seele erflehen kann, mit welchen schmerzlichen Gefühlen wird er gefoltert, wenn die Stunde der Trauer naht, wo der Tod das Band der Ehe auflöst? Wir Katholiken sind untröstlich, wenn Jemand, dessen Leben nicht ohne Schatten war, ohne den Empfang der hhl. Sakramente, ohne Beichte, Wegzehrung und letzte Ölung aus diesem Leben scheidet. „In vielem sündigen wir alle", und wer darf ohne Zittern vor den Richterstuhl Gottes treten? Wir Katholiken verdammen niemand, der außer der Kirche stehet; denn das Gericht gebührt Gott allein. Ist aber der sterbende Gatte immer im guten Glauben geblieben, ist nie in ihm ein Zweifel über die Wahrheit seiner Religion entstanden? Während langer Jahre hat er mit seinem katholischen Ehegatten in der innigsten Gemeinschaft gelebt; hat er sich nie gefragt, aus welchen Gründen die Trennung im Glauben hervorgerufen wurde? Und wenn solche Zweifel und Fragen in ihm entstanden, hat er sich redlich bemüht, den Willen Gottes zu erkennen und der Wahrheit die Ehre zu geben? Das sind, geliebte Diözesanen, gar ernste Gedanken und Fragen, die eine liebende Seele foltern und quälen und die Erinnerung an den Verstorbenen mit einem geheimen Weh' verbittern werden.

„Wir haben bisher absichtlich den günstigsten Fall gewählt, daß beide Ehegatten redlich beflissen sind, jeden Anlaß des Zwistes zu meiden. Sind aber nicht häufig, wie die Erfahrung lehrt, schwere Nachteile für den katholischen Teil zu fürchten? Es kommt zu verletzenden Bemerkungen, vielleicht zu empfindlichen Kränkungen, zu rechthaberischen Auseinandersetzungen und streitsüchtigen Ausfällen. Wie kann die eheliche Liebe, das wechselseitige Vertrauen unter solchen Verhältnissen gedeihen? Wird nicht häufig Spannung, Kälte, Verachtung und öffentliche Fehde entstehen? Dann sind Eintracht und häuslicher Friede dahin.

„So sind die gemischten Ehen bei dem katholischen Teile selten ohne Gefahr für die Reinheit des Glaubens: „Mit den Heiligen", schreibt der hl. Ambrosius, „wirst Du heilig sein und mit den Verkehrten wirst Du verkehrt werden. Wenn das von anderen Verhältnissen gilt, um wieviel mehr von der Ehe, wo man nur ein Fleisch und ein Geist ist? Wie aber kann da die Liebe bestehen, wo der Glaube sich widerspricht? Darum hüte Dich, Christ .... eine fremde Person, die mit Deinem Glauben nicht übereinstimmt, zum Weibe zu nehmen .... Darum sei bei der Liebe auf der Hut oder hüte Dich vor dem Irrtum. Man sieht also bei der Ehe vor allem auf die Religion."

„Wie die gemischten Ehen den innigen Seelenverkehr und das häusliche Glück der Familien in den meisten Fällen beeinträchtigen, so gefährden sie in ihren Folgen die katholische Erziehung der Kinder .... Der Mensch ist von Natur aus und besonders in der Kindheit zur Nachahmung geneigt. Das Wort, die Handlungsweise der Eltern sind die höchste Autorität bei den Kindern; deshalb ist die religiöse Erziehung wesentlich Sache der Familie. „Das Haus", sagt ein Schriftsteller, „ist das Heiligtum, worin das Kind zur Frömmigkeit heranwachsen soll, und darum muß die ganze Atmosphäre, worin es sich bewegt, von der Religion durchdrungen sein." ...

„Das Kindesherz umfaßt beide Eltern mit gleicher Liebe, und gerade dieses zarte, innige Gefühl der Liebe und der Ehrfurcht kann aus den sich widersprechenden religiösen Eindrücken der Kindheit den Keim künftiger Zweifel schöpfen ....

„Wenn schon unter den günstigsten Verhältnissen eine gemischte Ehe solches Herzeleid und solche Gefahren in sich birgt, was sollen wir dann von dem nicht seltenen Falle sagen, wo der Vater oder die Mutter in die nichtkatholische Erziehung der Kinder einwilligt, oder wo die Söhne der Religion des Vaters, die Mädchen jener der Mutter folgen?

„Ein Katholik, der eine solche Ehe eingeht und auf die katholische Erziehung aller oder eines Teiles der Kinder verzichtet, schließt sich selber von der Kirche aus. Seine Ehe kann darum auch nicht vom Priester eingesegnet, noch darf er der Gnade der Sakramente teilhaftig werden. Er hört auf, ein Katholik zu sein. Wäre er überzeugt, daß seine Kirche die wahre Kirche Christi ist, außer welcher es für ihn kein Heil giebt, wie könnte er zugeben, daß sein eigenes Fleisch und Blut, das Teuerste, was er besitzt, seine Kinder, in dem Irrtum erzogen werden? Sind wir denn nicht alle in einem gewissen Sinne Apostel, welche für die Verbreitung des Reiches Christi thätig sein müssen? Sollen es nicht vorzugsweise die Eltern im Schoße ihrer Familie sein? Sind wir nicht verpflichtet, für die Wahrheit der katholischen Kirche, selbst um den Preis unseres Blutes, Zeugnis zu geben? Verleugnen die Eltern nicht ihren Glauben, wenn sie ihre Kinder im Irrtum heranwachsen lassen, in die Schule der Irrlehre schicken? „Wem sind wir", schreibt ein katholischer Schriftsteller, „vorzugsweise die Mitteilung der Lehren schuldig, die unsere Hoffnung ausmachen, die Mitteilung der Gnaden, die unsere Stärke und unser Ruhm sind, wem anders als unsern Kindern? Wozu setzen wir Kinder in die Welt, etwa um sie die Beschwerden des Lebens tragen oder um sie die Wohlthaten des Herrn genießen zu lassen und das Reich der Wahrheit und des Lichtes fortzusetzen? Wer die Liebe gegen seine eigenen Kinder verleugnet, der verleugnet die ersten Pflichten eines Christen; er verleugnet den Glauben und ist schlimmer als ein Heide, unwürdig der Wohlthaten der Religion. Und wer der Kirche zu dienen sich weigert, dort wo dieser Dienst gerade die erste und heiligste seiner Pflichten ist, der erklärt damit wohl deutlich genug, daß er ihr nicht mehr angehören will" ....

„Bei Mosheim finden wir das beachtenswerte Geständnis einer protestantischen Mutter. Sie erzählt, daß ein Prediger den stärksten Eindruck auf sie gemacht habe, als er sagte: „Bedenket, wie einer Mutter, so eine christliche Ader hat, würde ums Herz sein, wenn man ihr Kind wollte aus den Armen reißen und auf eine irrige Religion erziehen. Welche Worte mir als ein Donnerschlag mein Herz gerührt, daß es zerspringen möge." Jeder wird diesen Schmerz der Mutter begreifen, welche von der Wahrheit ihres Glaubens überzeugt war; und eine katholische Mutter sollte nicht dasselbe Gefühl haben, denselben namenlosen Schmerz empfinden, wenn ihre Kinder einem andern Glauben zugeführt werden? ....

„In unserer Zeit allgemeiner Begriffsverwirrung, wo die Jugend häufig ihre vermeintliche Lebensweisheit aus Romanen und Theaterstücken schöpft, hört man oft sagen, daß die Liebe das höchste Gesetz ist, daß sie alles ersetzt, alles versöhnt. So dachten die Heiligen nicht. Sie verlangten, daß die Liebe eine vernünftig geregelte sei. Über die Worte des Weltapostels an die Philipper: „Darum bete ich, daß eure Liebe mehr und mehr zunehme an Erkenntnis und jeglicher Erfahrung, damit ihr prüfet, was besser ist", schreibt der hl. Chrysostomus: „Mit Recht sagt dies der Apostel, denn die Liebe ist unersättlich.... Dieses Gut hat kein Maß.

Das Maß der Liebe besteht darin, daß sie keine Schranken kennt. . . . Doch nicht bedingungslos bewundert der Apostel die Freundschaft, nicht bedingungslos die Liebe, sondern jene, welche aus der Erkenntnis hervorgeht, das heißt: nicht gegen alle soll man dieselbe hegen; denn das ist nicht Liebe, sondern Thorheit. Was heißt das: mit Erkenntnis? Es heißt: vernünftig, mit Überlegung und Vorsicht. Es giebt manche, die unvernünftig und ohne Überlegung lieben, und darum haben solche Freundschaften wenig Kraft. Mit Erkenntnis, spricht er, und jeglicher Erfahrung, damit ihr prüfet, was besser ist, das heißt, was nützlich ist. Nicht meinet-, sondern euretwegen sage ich dieses; denn es steht zu befürchten, daß einer durch die Liebe der Irrgläubigen verdorben werde. . . . Damit ihr rein seid, fügt der Apostel hinzu, das heißt: damit ihr nicht eine falsche Lehre unter dem Vorwand der Liebe annehmet." . . .

„Warum sie (die Kirche) der Härte zeihen, wenn selbst die von der katholischen Kirche getrennten Konfessionen laut und entschieden ihre Stimme gegen gemischte Ehen erheben? Luther und namentlich Calvin erklärten die Ehen der Protestanten mit Katholiken unter Berufung auf das Wort des heiligen Paulus: „Ziehet nicht an einem Joch mit den Ungläubigen; . . . was hat Christus mit Belial gemein?" für durchaus unzulässige, ja gotteslästerliche Verbindungen. Eine auf Befehl des englischen Parlamentes im Jahre 1669 abgehaltene Versammlung von Theologen verfaßte einen Katechismus, in dem es heißt: „Die Bekenner der wahren reformierten Religion dürfen sich nicht mit Ungläubigen, Papisten und anderen Götzendienern verheiraten." Die Synode von Dietz 1663 erklärt: „Die Pastores sollen fleißig darauf Acht haben, daß die Ihrigen von der reformierten Religion nicht so liederlich wie bisher geschehen, sich an Katholiken verheiraten, und privatim davon abmahnen." Gerhard und Carpzow, zwei protestantische Gelehrte, halten die gemischte Ehe nur dann für erlaubt, wenn Hoffnung da ist, den katholischen Teil zum protestantischen Bekenntnis herüberzuziehen, und wenn die protestantische Erziehung der Kinder zugesichert wird.

„Diese Äußerung tadeln wir keineswegs, sofern jene Gelehrten von der alleinigen Wahrheit ihrer Konfession überzeugt waren. Wie könnte man es nun der Kirche verargen, für das Seelenheil ihrer Angehörigen Sorge zu tragen? Sie ist Mutter, darf sie ihre Kinder der Gefahr preisgeben? . . . .

„Die gemischten Ehen, geliebte Diözesanen, haben ihren Grund, von besonderen Verhältnissen abgesehen, in einer Abnahme des warmen, lebendigen Glaubens. Sie entspringen der religiösen Gleichgiltigkeit, welche wie ein schleichendes Gift die Herzen erfaßt. . . . Ich will niemanden kränken, keinem, der mit Erlaubnis der Kirche eine gemischte Ehe eingegangen hat, Vorwürfe machen; ich möchte Euch nur bitten und beschwören, Eure Familien vor solchem Unglücke zu schützen. Ich habe mein priesterliches Leben vielfach inmitten Andersgläubiger zugebracht und bin mir nicht bewußt, irgend einem Leid zugefügt zu haben. Es wäre mir aber nicht möglich, ohne bittere Thränen das Weh' zu schildern, das ich inbetreff dieser Ehen gesehen habe. Welche Herzensqual, welche Gewissensnot so mancher armen Frau, wie viel Hader und Zwist, wie viel blutige Thränen, wieviel Unfrieden in den Familien! Kurz ist der Wahn, lang und bitter die Reue. Wie können Väter und Mütter oft so leichtsinnig und gleichgiltig ihre Kinder diesem martervollen Leben überantworten! . . . ."

Die Gesellschaft für ethische Kultur in Saint Louis.

Originalbericht des Sprechers derselben, W. L. Sheldon.
(Schluß.)

II.

Die zweite Seite der Bethätigung, der moralische Unterricht der Kinder, ist durch Herrn W. M. Salter und Prof. Felix Adler in so viel ausgedehnterem Maße entwickelt worden, daß sie in Betreff der ethischen Arbeit in St. Louis nur im Vorbeigehen erwähnt werden mag. Es giebt hier immerhin eine Anzahl von Klassen, und sie sind den Regeln gefolgt, die von den andern ethischen Lehrern aufgestellt worden sind. Die einzige originale Arbeit, welche die Gesellschaft von St. Louis gethan hat, ist die Abfassung einer Erzählung des „Lebens Jesu für Kinder." Sie wurde durch eine Kommission von Lehrern und Müttern in die Hand genommen. Der Sprecher las Teile des Lebens Jesu, die er diktiert hatte, vor und unterbreitete sie sodann dieser Kommission zur Kritik und erbat sich weitere Ratschläge. Prof. Adler hat früher die Erzählungen des Alten Testaments sorgfältig bearbeitet, welche seit einer Reihe von Jahren in den verschiedenen ethischen Klassen benutzt worden sind.

III.

Die Gesellschaft hat angefangen, die Bedeutung einer besonderen Thätigkeit mehr und mehr anzuerkennen, die darin liegt, ihre Mitglieder zu ermutigen, ethische Litteratur zu lesen und durch solch' ein spezielles Studium sich selbständige Ansichten zu bilden. Der Sprecher von St. Louis hat es vorteilhaft gefunden, zwei getrennte Vereinigungen zu bilden, die alle vierzehn Tage zusammenkommen: die eine für die jungen Männer und die andere für die Frauen von St. Louis. Man hat entdeckt, daß die jungen Männer sich mehr dafür interessieren, die Fragen des Tages oder solche Gegenstände zu erörtern, welche mit dem Geschäftsleben und dem Staate zusammenhängen. Sie sind nicht geneigt, ihre Muße, die nicht groß ist, gründlichen historischen Untersuchungen zu widmen. Ein politisch-wissenschaftlicher Klub ist deshalb für die jungen Männer eingerichtet worden. Sie haben die politische und die ökonomische Wissenschaft von der ethischen Seite zu behandeln. Dies geschieht großenteils durch Diskussionen. Die Versammlungen dauern gewöhnlich ungefähr zwei Stunden des Abends. Sie erörtern z. B. Gegenstände wie diese: „Die Bedeutung des Staates", „Der Ursprung der Gesellschaft", „Die Sklaverei", „Der Krieg: seine Ursachen und seine Rechtfertigungen", „Der Ursprung des Privat-Eigentums", „Was rechtfertigt das Privat-Eigentum?" „Der Staat in seiner Beziehung zum Privat-Eigentum", „Was muß vorangehen, der Staat oder das Individuum?" „Sollen wir den Staat unterstützen, wenn er im Unrecht ist?" „Die besten Methoden, Reformen und Änderungen im Staate herbeizuführen", „Ist die Regierung ein notwendiges Übel?" „Ist man je berechtigt, die Gesetze des Staates zu übertreten?" — Man hat gefunden, daß junge Männer wirklich ernsthaft diese Fragen studieren und darüber lesen mögen. Es handelt sich aber nicht allein um eine Vereinigung zum Zwecke der Diskussion. Sie berichten auch über die Ansichten von Schriftstellern, wie Bluntschli, John Stuart Mill, Sidgwick und Herbert Spencer. Sie benutzen als Ausgangspunkt für ihre Lektüre Locke's „Essay on Civil Government". Es ist daran zu erinnern, daß dies gewöhnlich junge Kaufleute oder Juristen sind, die sehr wenig freie Zeit haben. Sie sind weder akademisch Gebildete, noch Schriftsteller, noch Gelehrte. Es ist daher nichts Kleines, sie dazu anzuregen, fortgesetzt ernst zu studieren und inmitten all' der Zerstreuungen ihres Lebens über so wichtige Fragen nachzudenken. Der Sprecher hat nicht so sehr daran gedacht, aus den Höchstgebildeten eine ethische Gesellschaft zu machen,

als vielmehr die Elemente zu sammeln, welche wirklich das Bedürfnis nach erweiterter geistiger Bildung hegen.

Der Klub der Frauen ist anderer Art. Sie haben mehr Muße und mehr Gelegenheit zum Lesen. Man hat gefunden, daß sie weit mehr zu schwierigem, abstraktem Studium geneigt sind, als die jungen Männer. In den letzten zwei Jahren haben sie in der griechischen und römischen Ethik recht tüchtig gearbeitet. Der erste Schritt war, sie zum Ankauf einer Anzahl von Bänden aus dieser Litteratur zu bestimmen. Nicht wenige von ihnen besorgten sich Übersetzungen von Äschylus, Sophokles, Euripides, Aristoteles und Plato. Dieselbe Methode der Diskussion wird befolgt. Sie wählen z. B. ein Drama des Sophokles, wie „Antigone". Zunächst werden die verschiedenen Charaktere des Stückes gründlich untersucht. Dann entspinnt sich eine lebhafte Debatte über die moralischen Fragen, welche dieses Thema in sich schließt oder hervorruft. So entstand z. B. eine wirklich sehr interessante Diskussion darüber, ob Antigones Verhalten recht war. Dann wandten sie den Fall auf ihr eigenes Leben an, und das brachte sie zu der Frage, in welchem Maße sie persönlich berechtigt sein würden, sich über die Sitten und Gesetze der Gesellschaft hinwegzusetzen. Der Sprecher hat sich beständig dieser Methode bedient, die Theorie nicht abstrakt zu studieren, sondern sie immer auf das persönliche, soziale oder öffentliche Leben des heutigen Tages anzuwenden.

In diesem Jahreskursus hat der Frauen-Klub die Ethik der großen römischen Schriftsteller vorgenommen. In Verbindung damit erörtern sie auch den moralischen Charakter der leitenden Staatsmänner. Sie widmeten zwei Nachmittage, zum Beispiel, dem Charakter des Cäsar und des Augustus. Sie untersuchten sorgfältig die Verhältnisse des großen „augusteischen Zeitalters." Dann begannen sie mit „Cicero und seinen tusculanischen Disputationen". Später wollen sie dazu fortgehen, die großen Stoiker, wie Epiktet, Seneca und Mark Aurel, zu studieren; und mit einer Untersuchung über „Roms Beitrag zur Idee des Staates" soll die Thätigkeit des Jahres beendigt werden. Solche Gegenstände z. B. wie „Die Haltung der Stoiker gegenüber der Lust und dem Leid" regen natürlich zu lebhaftester Diskussion an. Viele machen da die ihnen ganz neue Entdeckung, wie bedeutungsvoll die Gedanken dieser Schriftsteller für uns Menschen des heutigen Tages sind, sowohl was das private, wie das gesellschaftliche und staatliche Leben anbetrifft.

Es ist wahrscheinlich, daß dieser Klub sich für eine Reihe von Jahren so beschäftigen wird. Mit der Ethik der Griechen fingen sie an und gingen dann zu den Dichtern und Denkern Roms über. In einem andern Jahr werden sie vielleicht ein Semester einem Geiste wie Spinoza oder Leibniz widmen. Dann nach zwei oder drei Jahren würden sie zu den späteren großen Denkern gelangen. Sie würden sich nach und nach mit Kant, Locke, Hume, Bentham, Schopenhauer zu beschäftigen haben und so schließlich zu den ethischen Theorien unserer eigenen Generation gelangen. Der Sprecher hat sich nicht bemüht, diesen Klub zu schnell vorwärts zu treiben. Er denkt, seine Freunde gewinnen mehr durch langsame Arbeit und sorgfältiges Studium: sie finden so, wie viele Hilfe sie durch die Lektüre großer Werke für das eigene Leben und für die Lösung der Fragen des Tages erlangen können.

IV.

Die letzte und vielleicht allerwichtigste Bethätigung, so weit es sich um die Anerkennung des allgemeinen Publikums handelt, sind die Bemühungen der ethischen Gesellschaft, in der städtischen Arbeiterbevölkerung höhere geistige Interessen zu entwickeln. Nur wenig ist von der Gesellschaft in der Richtung auf reine Wohlthätigkeit gethan worden. Man war sich bewußt, daß die Kirche dies seit Menschenaltern gethan hat. Diese Institution besitzt zu diesem Zwecke alle Erfahrungen sowohl wie die besten Einrichtungen. Die Sorge für die Armen und Bedürftigen, die Hungernden und Notleidenden ist in so edler Weise durch die großen religiösen Körperschaften in die Hand genommen worden, daß die ethische Gesellschaft unserer Stadt sich veranlaßt sah, alle ihre praktischen, nach außen wirkenden Kräfte auf eine Richtung zu beschränken: die der Selbsterziehung und Selbstvervollkommnung der Arbeiter. Sie begann deshalb mit der Eröffnung freier Lesezimmer für die Arbeiterbevölkerung. Dann wurde von denjenigen, die dorthin kamen, ein Klub gebildet. Später wurden Vorlesungs-Kurse über die verschiedensten Gegenstände eingerichtet. Man las zuerst Reiseberichte mit Vorführung von Illustrationen, wie „Bilder vom Rhein", „Straßenleben in Paris", „Die Kathedralen von England", „Das Yosemite-Thal in Kalifornien." Dann, als die Thätigkeit sich ernster gestaltete, begann man mit populär-wissenschaftlichen Vorlesungen. Wir hatten Besprechungen über „Physik", „Chemie", „Botanik" und „Astronomie". Besondere Abteilungen zum Studium wurden gebildet. In einem Jahr that sich ein Klub von fünfzehn oder zwanzig Arbeitern zusammen, welche einen Abend der Woche dem Studium der Gesetze widmeten: das heißt, sie richteten ihre Aufmerksamkeit auf die Untersuchung der Verfassung ihrer eigenen Stadt, St. Louis, ihres eigenen Staates, Missouri, und analysierten sodann die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika.

Diese belehrende Vereinigung ist unter dem Namen „Arbeiter-Selbstbildungs-Klub" bekannt. In verschiedenen Teilen der Stadt sind jetzt solche entstanden. Die Arbeiterinnen, deren es in St. Louis eine gewaltige Anzahl giebt, haben besondere Zweigvereine mit ihren speziellen Unterhaltungen und Vorlesungen gebildet. Auch sie haben ihre eigenen Studien-Klubs und haben zum Beispiel einen Abend der Woche den Werken Shakespeares gewidmet. Das unterscheidende Merkmal dieser Selbstbildungs-Klubs ist, daß religiöse Fragen als solche nicht zur Diskussion kommen dürfen. Hinsichtlich dieser Fragen beobachten sie die strengste Neutralität. Die ethische Gesellschaft verbreitet unter ihnen nicht ihre religiösen Bestrebungen. Man trägt bei den Versammlungen dieser Klubs die größte Sorge, daß keine Tendenzen für oder gegen die Religion zu Tage treten. Ihrem unkonfessionellen Charakter verdankt diese spezielle Bethätigung ihre vortreffliche Stellung unter allen Volksklassen. Die Kosten zur Fortführung dieses Werkes belaufen sich auf 8 bis 12 000 Mk. jährlich, und das Geld wird hauptsächlich durch die Geschäftsleute der Stadt aufgebracht, ohne Rücksicht auf ihre religiösen Ansichten oder ihre kirchlichen Verbindungen.

Im Zusammenhang mit diesen Klubs hat sich ein besonderer Zweig der Bethätigung zu Gunsten junger Mädchen, Töchter der Arbeiterklasse, gebildet. Sie kommen Sonnabends zusammen, teilen sich in Gruppen ein und sind unter dem Namen: „Haushaltungsschulen" bekannt. Das heißt, die Mädchen lernen, was unentbehrlich ist, eine Häuslichkeit zu schaffen. Man lehrt nicht abstrakt theoretisch, sondern durch praktische Anwendung. So wird ihnen zum Beispiel gelehrt, wie man Feuer anmacht; sie haben das in demselben Raume sogleich zu thun: das Feuer anzumachen, es ordentlich zu erhalten, und die Gründe des Verfahrens aufzufinden. Sie lernen genau Alles kennen, was zum Feueranmachen nötig ist. Ferner, wird zum Beispiel eine Uhr gebraucht, so erzählt man ihnen, wie Uhren gemacht werden, was es kostet, sie herzustellen, und wie viele Personen an der Herstellung einer einzigen Uhr beschäftigt sind. Ebenso lernen sie die Grundregeln des Kochens, des Waschens, des Abstäubens und der Reinigung eines Zimmers. Ein Bett wird z. B. aufgestellt und sie lernen es zurechtmachen. Die Mädchen kochen, waschen und bügeln; sie nähen, sie fegen und stäuben ab. Sie entdecken jetzt, daß die Arbeit ein Vergnügen ist, wenn man sie recht versteht. Die Mädchen lieben sie wirklich und kommen aus eigenem Antriebe mit Freuden hin. Die

Folge ist, daß ihnen ein höherer Begriff von der Wichtigkeit der Sorge für eine gute Häuslichkeit gegeben wird.

V.

Da die ethische Gesellschaft eine städtische Institution ist, so erlaubt sie auch ihrem Sprecher eine Thätigkeit außerhalb ihrer Grenzen. Er hält nicht nur Sonntags Ansprachen und beaufsichtigt die Thätigkeit der Klubs und der Schulen während der Woche; er ist auch bemüht, sich mit anderen städtischen Anstalten bekannt zu machen, reformatorische Bewegungen zu unterstützen, und ist immer bereit, vor anderen Vereinen zu reden. Der Sprecher von St. Louis wird zum Beispiel gelegentlich aufgefordert, vor einer Gewerkschaft zu reden, oder er wird eingeladen, in einem litterarischen Klub zu sprechen, oder in einer der städtischen Schulen einen Vortrag zu halten, oder eine Single-Tax-Liga bittet ihn, bei ihr zu erscheinen und seine Ansichten über die Ideen Henry George's auszusprechen, oder eine Abteilung der „Ritter der Arbeit" ersucht ihn, über „Selbst-Bildung unter den Lohnarbeitern" zu sprechen. Eine besondere Thätigkeit z. B., die den Sprecher gegenwärtig sehr beschäftigt, ist die Einrichtung eines Kursus populär-wissenschaftlicher Vorträge, welche im Winter an den Sonntagnachmittagen in einem der großen Theater der Stadt gehalten werden sollen. Er hat sich bei diesem Unternehmen der Unterstützung von seiten bedeutender Männer der Wissenschaft versichert, welche der großen Washington-Universität in St. Louis angehören. So soll ein Vortrag über „Astronomie" gehalten werden, ein anderer über „das Mikroskop", ein dritter über „Elektricität", ein vierter über „Geologie". Die Eintrittskarten werden zu einem Preise ausgegeben, der gerade ausreicht, die Kosten zu decken; die Vortragenden verzichten auf Honorar. Ein Karte für einen ganzen Kursus kostet zwei Mark. Man hofft gegen zwölf oder fünfzehnhundert Karten abzusetzen. Dies ist eine sehr ernste Neuerung und hat weit mehr zu bedeuten, als man in Europa zunächst glauben wird. Eine Kirche würde sich in diesem Lande schwerlich an ein solches Unternehmen heranwagen, infolge der allgemeinen Anschauung, daß der Sonntag nur einer Art von Bethätigung vorbehalten bleiben muß. Aber eine ethische Gesellschaft ist gerade eine solche Institution, welche das Wagnis auf sich nehmen kann, da sie außerhalb der Kirche steht und doch von denselben humanitären Motiven, die Gesellschaft emporzuheben, beseelt ist. Es ist aus diesem Grunde möglich, daß solche Kurse sich in St. Louis in jedem Winter wiederholen werden. Die ethische Gesellschaft erstrebt dies zu dem Zwecke, die höhere Bildung zu fördern, indem sie dies als eine humanitäre Bethätigung „angewandter Ethik" ansieht. Dies illustriert den Unterschied zwischen einem ethischen Lehrer und einem Geistlichen: Anstatt sich hauptsächlich der Thätigkeit in der Gemeinde, den Besuchen bei den Gesellschafts-Mitgliedern, der Organisation von geselligen Zusammenkünften und ähnlichen Dingen zu widmen, benutzt er die geringe Zeit, die ihm übrig bleibt, um an den Reformen der Stadt, in der er wohnt, mit zu arbeiten. Dadurch gewinnt er Anteil am Leben der ganzen Bürgerschaft.

Der Sprecher hat noch eine andere feierliche Pflicht, gleich der des Geistlichen, zu erfüllen: er wird zuweilen an das Grab eines Dahingeschiedenen berufen, um die letzte Ansprache vor den versammelten Freunden zu halten. Es ist dies eine der ernstesten und wichtigsten Seiten der Thätigkeit eines ethischen Sprechers. Er ist derselben in dem Maße mehr gewachsen, als er älter wird, umfassendere Erfahrungen erwirbt und dem menschlichen Leben tiefere Empfindungen und innigeres Mitgefühl entgegenbringt. Manchmal auch wird er gebeten, einer Hochzeit beizuwohnen. Doch ist bis jetzt der Leiter der New-Yorker ethischen Gesellschaft der einzige Sprecher, der vom Staate autorisiert ist, die Ceremonie selbst auszuüben.

Es mag noch hinzugefügt werden, daß bisweilen kleine Broschüren veröffentlicht worden sind, welche die verschiedenen Seiten solcher Unternehmungen schildern; so zum Beispiel: „Haushaltungsschulen", und eine andere betitelt: „Selbstbildung unter den Arbeitern." Auch hat die Gesellschaft gelegentlich Reden des Sprechers veröffentlicht. Es liegen zum Beispiel folgende Reden im Drucke vor: „Die Bedeutung der ethischen Bewegung", „Der Christ, wie er werden soll", „Die ethische Beurteilung des Gebets", „Wie weit ist es recht, die Glückseligkeit zum höchsten Lebenszweck zu machen?" „Brauchen wir einen Ersatz für die Kirche?" „Sind wir Atheisten?" „Die Mission der Freude", „Was ist wahres Heldenthum?" „Ethik und der Gottesglaube." Diese Schriften sind einzeln für zwanzig Pfennig bei William A. Brandenburger, 2348 Hickory St., St. Louis, Mo., U. S. A. zu haben.

Eine Besonderheit der Ansprachen an den Sonntagvormittagen ist gewesen, daß der Sprecher gelegentlich bekannte Männer, die durch ihr Studium bestimmter Fragen Bedeutung haben, aufgefordert hat, die Rednertribüne zu besteigen und an seiner Stelle zu sprechen. Gewöhnlich treten in dieser Weise drei oder vier Persönlichkeiten im Jahre an den Sonntagen als Redner auf. Sie sprechen meist über praktische Fragen aus dem Bereich ihrer eigenen Erfahrungen. So hörten wir in einem Jahre einen wertvollen Vortrag über „Die Idee des Staates" von einem früheren Vorsitzenden der Gesellschaft, Herrn Charles Nagel. Einen anderen erwarten wir von Prof. Frank W. Taussig von der Harvard-Universität „über Staats- und Privat-Eigentum." Einer der besten der Vorträge, welche nicht von dem regelmäßigen Sprecher stammen, befindet sich auch unter den Publikationen der Gesellschaft. Er trägt den Titel: „Die Ethik des täglichen Lebens" von N. O. Nelson.

All' diese Thätigkeit kann natürlich nicht an einem Tage geschehen. Nur durch eine lange Reihe von Jahren kann sie vollbracht werden. Doch das Beispiel ist von dem Leiter der ethischen Bewegung, Prof. Felix Adler, gegeben worden; und die übrigen Sprecher sind bestrebt, in kleinem Maßstabe das zu thun, was er selbst in weit umfassenderem Maße in der großen Metropole Amerikas gethan hat.

Die Putzsucht der Arbeiterin.

Von Minna Wettstein-Adelt.

Die heutige philosophierende Menschheit hat immer den Mund voll von der Genußsucht, die in allen Kreisen herrscht und stetig zunimmt. Diese Genußsucht erstreckt sich nach der Meinung der Schwarzseher auf alle die Dinge, die der Mensch zu seinen Genüssen rechnet. In erster Linie verdammt man den Kleiderluxus beider Geschlechter, natürlich in höherem Maße beim weiblichen Geschlecht. Wenn man alles glauben sollte, was man liest, so müßte es heut zu Tage nur Frauen geben, die lediglich für den Putz leben und für nichts anderes Sinn haben.

Aber auch in der Verurteilung der Genußsucht pflegt man einen Unterschied zu machen und diese in die vornehmen Passionen der Reichen und in die verwerflichen Ausschreitungen der niederen Stände einzuteilen.

Der Kleiderluxus der vornehmen Damenwelt ist unter gewissen Umständen statthaft, da er eine große Anzahl von Handwerkern und Arbeiterinnen ernährt und Geld in Umlauf setzt. Was sollten auch die vielen Fabrikanten und Geschäftsleute anfangen, wenn niemand dem Luxus fröhnen würde?

Wenn aber die Frauen der unteren Kreise einen immerhin ihrem Stande angemessenen Luxus treiben, so ist dies ein Frevel, gegen den sich Alle wenden, und den Alle zu bekämpfen suchen.

Die oberen Klassen können sich den Luxus gestatten, die Anderen aber erzwingen ihn sich auf Kosten anderer Annehmlichkeiten im Leben, die sie sich freiwillig versagen.

Gewiß ist es tief beklagenswert, wenn die Frauen der unteren Kreise und speziell die Arbeiterinnen lieber auf menschenwürdige Nahrung verzichten, um sich ein neues Kleid, einen modernen Hut oder einen anderen überflüssigen Toilettengegenstand anzuschaffen. Gewiß ist es traurig, wenn die Arbeiterin die ganze Woche hindurch trockenes Brot ißt, um am Sonntag Glacéhandschuhe tragen zu können.

Aber was nützt hierbei alles Moralisieren und Schelten? Man macht es damit nicht besser, höchstens schlimmer!

Der Sonntag ist der einzige Tag der Woche, an welchem die Fabrikarbeiterin ihr eigenes Ich zur Geltung bringen kann; während der sechs Arbeitstage ist die Arbeiterin kein vollzähliges menschliches Wesen, sie ist eine Arbeitsbiene im großen Bienenstock Industrie, weiter aber auch nichts. Vergnügungen und Unterhaltungen der besseren Kreise sind für sie verschlossen; sie ist überhaupt, so lange sie ihr Werktagsgewand trägt, nur eine arme Proletarierin; wo sie auch hinkommen mag, wird sie als solche behandelt. Sie sieht feingekleidete Damen, die zu jeder Tagesstunde auf der Straße sein können, sie hat Gelegenheit, in jedem Geschäft, wo sie etwas einkauft und zugleich eine Dame als Käuferin weilt, den Unterschied herauszufühlen, den man zwischen ihr und der gut gekleideten Person macht. Kleider machen Leute!

Wer will es der ungebildeten, umhergehetzten Arbeiterin verargen, wenn sie ihr ganzes Streben darein setzt, wenigstens nur an einem Tage der Woche unter diese vollzählenden Leute zu rangieren!

Wie muß es denjenigen zu Mute sein, die in Mäntel-, in Kleiderstoff- oder in Trikottaillenfabriken beschäftigt sind, wo sie täglich die reizendsten Neuheiten in Händen haben, und die sich sagen müssen: Alles das, was wir hier anfertigen, woran wir uns plagen und für einen Hungerlohn arbeiten, ist nicht für uns, sondern für diejenigen bestimmt, die mit Geringschätzung auf uns herabsehen! Da muß die junge Seele unwillkürlich den Standesunterschied *fühlen* und den Klassenhaß *lernen*! Denn auch die Arbeiterin befriedigt ihren Schönheitssinn und ihre Putzlust durch den Besitz der modernen Wunderdinge, nicht aber durch bloße Betrachtung.

Man verlangt von der Arbeiterin, daß sie Neid und Mißgunst auf die Bessergestellten nicht empfinden, und daß sie die moralische Kraft haben soll, solch' häßliche Gefühle zu unterdrücken. Wer aber hat noch niemals das Verlangen nach unerreichbaren Dingen empfunden, wer darf sich freisprechen von jeder Regung des Neides auf Bessergestellte?

Ich sprach neulich in einem Kreise gebildeter Damen über die Kleidung der Arbeiterinnen: „Ach", meinte die Eine, „auch Unsereins kann ja nicht Alles besitzen, was man sich wünscht; aber man hat *doch* seine Freude an den schönen Dingen, die man sieht. Die Arbeiterinnen haben das gleiche Recht, wie wir, diese schönen Dinge von der Ferne aus bewundern zu bedürfen; mögen sie sich daran genügen lassen und nicht vergessen, daß feine Kleider und kostbarer Schmuck doch niemals zu ihrem Benehmen und zu ihrer Bildung passen würden."

Solche Aussprüche beweisen nur immer wieder, daß diejenigen, die verbessern wollen, nur vom *oberen* Standpunkt aus verbessern wollen, — daß sie das Gefühlsleben der Arbeiterin absolut nicht kennen.

Die weibliche Jugend schmückt und putzt sich nun einmal gern, ob die einzelnen Vertreterinnen der Aristokratie oder dem Arbeiterstande angehören. Eine jede thut es auf die für sie erreichbare Art; die einen ertrotzen sich ihre Garderobe bei den Eltern, unbekümmert um die Opfer, die diese sich auferlegen — die anderen aber schaffen sich ihren Putz vom eigenen Verdienst! Und doch verurteilt die öffentliche Meinung gerade die letzteren!

Wir sind alle einmal jung, ob wir arm oder reich sind; wir müssen mit der Jugend rechnen, wenn wir die Jugend reformieren wollen; wir dürfen sie nicht mit moralischen Rutenhieben zusammentreiben, sondern sie mit *den* Zaubermitteln an uns fesseln, die Zauber für sie enthalten!

Eben dieser Mangel an Eingehen in die Individualität der uns fern stehenden Kreise ist der Hauptfehler, dessen sich fast alle „Vereine zur Bekämpfung der Putzlust", „Vereine zur sittlichen Hebung der Proletarierin" und wie sie alle heißen mögen, schuldig machen, ob sie nun von Männern oder Frauen geleitet werden. Durch das ewige Ermahnen und das leidige Schelten verschlimmern wir nicht blos die bestehenden Zustände, sondern wir verbittern diejenigen, denen wir Aufklärung bringen wollen; wir erzeugen in ihnen wütenden Trotz, der, einmal ausgebrochen, jede Aufklärung abweist. Wir müssen uns klar werden, wenn wir die Frau aus dem Volke höher stellen wollen, daß wir lediglich aus Pflichtgefühl eingreifen, nicht aber aus Mitleid, aus Nächstenliebe oder wie die anderen tönenden Schellen heißen.

Wir müssen nicht allein bei unserm Reform-Werk an die Frauen der untersten Kreise uns machen, es gilt zuerst gerade unter den sogenannten gebildeten Frauen das Solidaritätsgefühl zu wecken, das Bewußtsein, daß wir alle Schwestern sind, die nur der Zufall in die eine oder andere Lebensstellung stellte; wir dürfen nicht im Mantel der Barmherzigkeit und in Schuhen der Wohlthätigkeit protzenhaft einherschreiten, sondern müssen die Aufklärung, die wir bringen, als eine selbstverständliche Verbindlichkeit den schlechter gestellten gegenüber betrachten.

Das allein, die Erkenntnis dessen, was wir unseren Mitmenschen, unseren Mitschwestern schuldig sind, wird uns befähigen, richtige Wege einzuschlagen, wird uns Erfolg sichern, Erfolg, der nicht für den Augenblick dauert, sondern dessen Segen sich für alle Zeiten fühlbar macht. Und wenn wir im Bewußtsein reformieren, daß wir nichts weiter thun, denn unsere Menschenpflicht, werden wir nicht nur auf äußerliche Eigenschaften, auf schlechte Angewohnheiten günstig wirken können, *sondern wir werden uns die Herzen derer erobern, denen wir Aufklärung bringen!*

Zeichen der Kraft.

Von Josef Popper.

Ein König kehrte von einem siegreichen Feldzuge zurück und ritt an der Spitze seiner Armee durch die Straßen seiner Hauptstadt.

Die Musik, den Truppen voraus, spielte feurige Weisen, große Trommeln wirbelten taktmäßig mit hinein, die Augen der Soldaten glänzten, das Volk jubelte und schritt in demselben Takte, wie ihn die Musik befolgte, neben den Truppen einher.

Auch das Pferd des Königs konnte der Macht des Rhythmus nicht widerstehen und setzte seine Füße nach dessen Gebote auf den Boden; dies fiel dem König auf, er wandte sich um und sah die große Menge, als ob sie nur Ein Mensch wäre, sich in gleichem Schritte fortbewegen. Er wunderte sich darüber und es stiegen manigfache Gedanken in ihm auf; da bemerkte er Einen Mann unter den Mitgehenden, der ganz andere Schritte als alle Anderen machte und stets mehr und mehr zurückblieb.

Den König freute das und er ließ diesem Manne durch einen seiner Offiziere bedeuten, er erwarte ihn am nächsten Tage in seinem Palaste. Jener erwiederte, da es der König befehle, so müsse er kommen; er jedoch habe keinerlei Bitte vorzutragen und wenn dieser ihm etwas vorzubringen hätte, so sollte, wenn es blos nach Gerechtigkeit ginge, der König eigentlich ihn besuchen.

Am nächsten Tage saß der König im Gemache des Mannes und sprach:

„Ich habe noch keinen stärkeren Mann gesehen, als Dich; ich sah Dich gestern, unbekümmert um mich, um meine Truppen und um das mächtige Wort der Musik Deinen

Weg dahinschreiten, in Deiner eigenen Art, während Zehntausende wie eine Heerde hinter mir hergingen; ich suche einen solchen Mann. Wie brachtest Du das zu stande?"

Der Mann erwiederte: „Ich dachte nach, und das Nachdenken war es, das mir diese Kraft verlieh. Ich bin aber noch nichts gegen einen andern Mann, den ich kannte; in dessen Gemüt bewirkte nicht Regen, nicht Sonnenschein die geringste Veränderung, und wenn dieser Mann die Natur betrachtete, so war für ihn die Sonne nur die Sonne, der Mond der Mond, Nebel Nebel, der Berg ein Berg und sie Alle hatten, wenn er es nicht erlaubte, keine Sprache mit ihm zu sprechen.„

„Bringe mir diesen."

„Er hat eine hohe Mauer um sich gezogen."

Der König wurde nachdenklich, und nach einem Augenblicke der Stille fuhr der Gelehrte fort:

„Aber auch dieser hatte noch nicht die höchste Kraft erreicht; er war noch nicht im stande, gleich wohlwollend gegen Menschen zu sein, wenn sie schön von Angesicht waren oder häßlich; und das hat, ohne Hilfe jedes Wahns, bis heute nur ein einziger Mensch erreicht."

„Wer ist dies? Und was ist mit ihm geschehen?"

„Jenseits der Wüste Gobi lebte Kung-fu-tse. Er gab den Fürsten die weisesten Ratschläge; sie wollten sie aber nicht hören, und Kung-fu-tse starb als Greis im Elend."

Der König warf sich auf den Teppich nieder und weinte.

Bücherbesprechung.

Aus hohen Tagen: Das Erwachen der Geister in Österreich Reden und Ansprachen, gehalten während der Revolution in Wien und Graz, vom September 1848 bis zu meiner Ausweisung im Mai 1849, von Carl Scholl, freireligiösem Prediger. Berlin, Verlag von Hans Lüstenoeder. 1891.

Ein bewährter Vorkämpfer der freireligiösen Bewegung, der Prediger Carl Scholl in Nürnberg, Herausgeber der Zeitschrift: „Es werde Licht", veröffentlicht in den vorliegenden Reden und Ansprachen Erinnerungen aus seiner, von politischen und religiösen Kämpfen bewegten Jugendzeit, welche dem Leser ein doppeltes Interesse bieten. Erstens bilden sie historisch eine wertvolle Ergänzung zu umfassenderen Darstellungen jener Epoche, insbesondere zu der Kampe'schen Geschichte der religiösen Bewegung der neueren Zeit (Leipzig, Wigand, 1852 bis 60, in 4 Bänden), indem sie uns aus der Vogelperspektive hinab mitten hinein in den Sturm und Drang jener Tage versetzen Sodann aber wird niemand dies Buch aus der Hand legen, ohne warmen Anteil zu nehmen an dem Ernst und der Hingabe, mit der der Verfasser für das gute Recht der von ihm vertretenen Weltanschauung eintritt. Seit jener Zeit sind 30 Jahre dahingegangen, aber der Kampf um das Recht, ungestört seiner Weltanschauung leben zu dürfen, dauert noch heute ungeschwächt fort. Und das hohe Ziel ethischer Kultur, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse und der religiösen und politischen Anschauungen Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung zu pflegen, es wurde schon damals von Carl Scholl als Hauptaufgabe vorausgeahnt. Am 3. September 1848 sagte er im Odeon zu Wien in einem Vortrage über den inneren Zusammenhang der religiösen und politischen Bewegung („Aus hohen Tagen" S. 45 f.): Die gegenwärtige religiöse Bewegung ist gekommen, um Gleichgesinnte „aus allen Konfessionen zu einem Bunde zu vereinen, in welchem niemand auf irgend ein sogenanntes Glaubensbekenntnis verpflichtet wird, in welchem vielmehr vollständige Glaubensfreiheit herrscht, und jeder Einzelne sich nur zu dem einen Grundsatz bekennt: jeden, er glaube, was er wolle, als seinen Bruder zu begrüßen, und vereint mit Allen dahin zu trachten, daß das, was Allen gemeinsam, was unser Aller sittliche Aufgabe, unser Aller Ziel und Ideal ist, das Rein-Menschliche, das Menschlich-Schöne und Gute, das edle Menschentum gepflegt und immer mehr in unserem gesamten Leben, in der Familie wie im Staat herausgebildet werde".

Martin Keibel.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

Die Abteilung Berlin der D. G. E. K. hielt am 28. Februar ihre Monatsversammlung ab. Herr Geh. Rat Foerster berichtete, daß die Mitgliederzahl in stetem Wachsen begriffen sei; die Gesamtzahl aller Mitglieder betrage gegenwärtig etwa 1180. An Stelle des bisherigen 2. Vorsitzenden, Herrn Oberst Hugo von Gizycki, der wegen sachlicher Meinungsverschiedenheiten im Hauptvorstande ausgeschieden sei, sei Herr Prof. Dr. F. Jodl-Prag als 2. Vorsitzender der Gesellschaft kooptiert; die Wahl des 2. Vorsitzenden der Abteilung Berlin werde erst am Abteilungstage (24. März) vollzogen werden. Hinsichtlich des in Aussicht genommenen Gesuches an das Kultusministerium betreffend die Wiedereinsetzung und ethischen Durchdringung des philosophisch-propädeutischen Unterrichts in den höheren Schulen wurde bemerkt, daß man dasselbe vorläufig noch unterlassen habe, da man beabsichtige, mit einer umfassenderen Petition, die aus den jüngsten Verhandlungen über den Religionsunterricht der Dissidentenkinder sich für die D. G. E. K. ergäbe, an die oberste Staatsbehörde zu treten. Indessen wolle man die bezüglichen Punkte noch diskutieren.

Von den Gruppen hat die für ethische Erziehung in der letzten Versammlung die These erörtert, ein ethischer Unterricht müsse sich unter den gegenwärtig gegebenen Verhältnissen im Prinzip auf Pflichtenlehre beschränken. Diese These fand fast ausnahmslos Zustimmung. Des weiteren hat die Gruppe die Hilfsmittel eines ethischen Unterrichts geprüft und will demnächst die Frage der Preisausschreiben für das beste ethische Unterrichtsbuch behandeln.

Die Gruppe für ethische Bildung befaßte sich mit der Erörterung der Gesichtspunkte bei der Auswahl dramatischer Stücke für die weitesten Kreise des Volkes. Man kam zu dem Resultat, daß es notwendig sei, die inneren Wirkungen der Stücke zunächst ins Auge zu fassen. Die Gruppe wird demnächst sich auch mit der Behandlung der ethischen Wirkungen der Musik beschäftigen.

Für den 10. März hat Herr Prof. Ehrlich einen Vortrag über die ethische Wirkung von Beethovens Musik zugesagt und im Anschluß daran werden die Herren Prof. Gernsheim, Blonmann und Bleuer das Trio Opus 97 vortragen.

In der litterarischen Gruppe wurden Referate über eingegangene Druckschriften und Manuskripte und ein Vortrag über den ethischen Gehalt der Faustdichtung gehalten. Die Gruppe beabsichtigt ferner, den Abteilungen außerhalb bei der Errichtung von Volksbibliotheken behilflich zu sein. In den nächsten Sitzungen werde man die gesamte neuere Litteratur vom ethischen Gesichtspunkte beleuchten. Hervorragende Schriftsteller haben ihre Mitwirkung bereits zugesagt. In der Aprilsitzung wird die Ethik Reuters behandelt werden.

In der sozialen Gruppe wurden in zwei aufeinanderfolgenden Sitzungen das Programm der Bodenbesitzreformer behandelt. In der ersten referierte ein entschiedener Anhänger derselben, Herr Damaschke, in der zweiten ein vollkommener Gegner des Programms, Herr Reichtagsabgeordneter Jordan. Die Rechtshilfekommission hat vom Magistrat die Zustimmung erhalten, am 1. April mit dem Rechtsunterricht an den Fortbildungsschulen zu beginnen. Neun Mitglieder der D. G. E. K. haben sich zur Erteilung des Unterrichts bereit erklärt.

Die ökonomische Kommission wird demnächst einen Arbeitsnachweis nur für weibliche Arbeiter errichten, da ein solcher für männliche in Berlin bereits besteht und sehr Segensreiches leistet. Die Wohlfahrtskommission wird demnächst in einem von Herrn Magistrats-Assessor Freund in dessen „Central-Arbeits-Nachweis" zur Verfügung gestellten Zimmer die Auskunftsstelle über Wohlfahrtseinrichtungen eröffnen.

Nach diesen Mittheilungen hielt Herr Geheimer Sanitätsrat Dr. Kristeller einen Vortrag über „Essen und Trinken." Er behandelte das Thema von der biologischen, historischen, ethischen und religiösen Seite, und wendete sich mit scharfen Worten gegen den übermäßigen Luxus, der in den höheren Klassen im Essen und Trinken immer mehr um sich greife. Jeder wolle angeblich auch hierin „standesgemäß" auftreten, meistens aber bedeute dieses hierbei „über seinen Stand." Die Trunksucht habe leider immer bedenklicher um sich gegriffen und habe, wie die Statistik lehre, die weitaus größte Zahl von Verbrechen zur Folge. In Deutschland werden jährlich 2 Milliarden vertrunken. Auch in diesen scheinbar geringfügigen Dingen des Lebens habe die ethische Kultur anzusetzen.

Anzeigen.

Auf die Bitte des Vorstandes der Abteilung Berlin, die auswärtigen Abteilungen bei der Errichtung von Volksbibliotheken durch Zuwendung ethisch förderlicher Schriften zu unterstützen (vergl. Nr. 6 dieser Wochenschrift), sind bei dem Unterzeichneten nachstehende Bücher eingegangen:

Von Frau Kreisbaumeister Koch-Berlin:

1. Kaftan: Brauchen wir ein neues Dogma. 1890.
2. Ziegler: Der geschichtliche Christus. 2. Aufl. 1891.
3. Ich will dem Kaiser Rede stehn. 1891.
4. Kipper: Die wiedergeborene Kirche. 1891.
5. Hoßbach: Wie steht es mit dem Glauben in der modernen Orthodoxie und in dem angeblich ungläubigen Protestantenverein? 1870.
6. Schramm: Die bleibende Bedeutung Jesu. 18..
7. Zittel: Wie können die Freisinnigen dem kirchlichen Leben wiedergewonnen werden? 1885.
8. Dreyer: Undogmatisches Christentum. 1888.
9. Schroe: Die Ungöttlichkeit des Papsttums und die Kirche der Zukunft. 1878.
10. Hans von Gizycki: Hier stehe ich! Ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen! 1893.
11. Kipper: Vorwärts! Sendschreiben an Herrn von Egidy.

Über die Auswahl aller eingesandten Bücher wird eine besondere Kommission entscheiden.

Zur Unterstützung für die Unternehmungen der litterarischen Gruppe sind eingegangen: Von Herrn „Ungenannt“ 10 Mark.

Indem ich den freundlichen Gebern herzlich danke, bitte ich um weitere Zuwendungen sowohl zur Bibliothek als auch zum Fonds der litterarischen Gruppe.

Dr. Paszkowski,
Charlottenburg, Hardenbergstr. 24.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von **Professor Georg von Gizycki.**

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 18. März 1893.	Nr. 12.

Die Zukunft des Christentums.

Von William Mackintire Salter.

Autorisierte Übersetzung aus The New World: A Quarterly Review of Religion, Ethics and Theology. Boston, December 1892.

Indem ich über die Zukunft des Christentums spreche, verfolge ich keinen polemischen Zweck, sondern wünsche nur meine eigenen Überzeugungen auszusprechen. Zudem gebe ich mich nicht für einen Historiker oder gar für einen Propheten aus, und ich will nicht zu sagen versuchen, was der „nächste Schritt im Christentum“ wirklich sein wird. Vielmehr habe ich denjenigen Schritt im Sinne, der gethan werden sollte. Das Christentum mag ihn thun oder auch nicht thun; aber nur wenn es ihn thut, läßt sich erwarten, daß die Menschheit sich um jenes noch weiter sehr bekümmern wird.

An erster Stelle sollte die Kirche dem intellektuellen Geiste der Zeit freien Raum gewähren. Manchmal fordert man, daß das Bekenntniß vereinfacht werden müsse. Ich sage absichtlich etwas Anderes. Denn wenn ich mich nicht mehr von den gewöhnlichen Gedankenströmungen forttragen lasse und die Sache kritisch betrachte, dann sehe ich nicht, daß ein einfaches Bekenntniß annehmbarer ist als ein zusammengesetztes. Vielmehr, wenn man überhaupt denkt, dann will man gründlich denken, — alle Thatsachen berücksichtigen, sich eine möglichst vollkommene Theorie über dieselben bilden und die Theorie in alle ihre Konsequenzen verfolgen. Was würde man von einem Philosophen denken, der sich mit zwei oder drei Sätzen begnügte, oder von einem Manne der exacten Wissenschaft, der uns nur eine Hand voll Thatsachen und eine oder zwei Verallgemeinerungen gäbe? Die Ausdehnung, Gründlichkeit und systematische Vollständigkeit in seiner Arbeit ist es, was einen Mann zum Denker in irgend einem Gebiete macht. Glaubensartikel oder Bekenntnisse beziehen sich nun gewöhnlich in ähnlicher Weise auf das sittliche und religiöse Leben, wie die philosophischen und wissenschaftlichen Theorien auf ihre entsprechenden Thatsachen. Sie sind die Frucht des Denkens — des Versuches, systematisch zu verstehen, zu erklären, zu formulieren, anzuordnen. Das Denken mag auf dem religiösen Felde nicht immer so streng und gründlich sein, wie anderswo; aber es ist eine geistige Anstrengung der nämlichen Art. Das Athanasianische Glaubensbekenntniß z. B. ist in seinen Hauptteilen ein Wunderwerk genauen Denkens; man mag nicht an dasselbe glauben, aber doch muß man es, wenn man die Kirchengeschichte mit Sympathie und freiem Sinne studiert, bewundern; und ich zweifle sehr, ob, wenn man gewisse Sätze, welche dessen Folgerungen zu Grunde liegen, zugiebt, man seine Wahrheit bestreiten kann. Ebenso verhält es sich mit den neununddreißig Artikeln der Kirche von England, ebenso mit dem Westminster-Glaubensbekenntnis: wir brauchen sie nur sorgfältig und mit ernster Aufmerksamkeit zu betrachten, um zu gewahren, daß sie eine Art von Philosophie des Christentums sind. Die christlichen Denker mögen heutzutage anders philosophieren; aber jenes war die Weise, wie vor zwei oder mehr Jahrhunderten hervorragende und gelehrte Christen dachten.

Es ist also, vom logischen Standpunkte aus, kein Fortschritt, ein ausführliches Bekenntnis durch ein einfaches zu ersetzen; nur dies ist ein Fortschritt: das Bekenntnis des einen Zeitalters durch das des neuen zu ersetzen, — neuen Auslegungen volle Freiheit zu verstatten, frischen Geistern Raum zu gewähren. Was gegen die alten Bekenntnisse einzuwenden ist, ist nur dies eine: daß man sie für die Gegenwart verbindlich machen will.

Wenn wir jedoch so viel zugeben, so brauchen wir nur ein wenig nachzudenken, um zu sehen, daß die logische Konsequenz verlangt, auch dagegen Einspruch zu erheben, daß irgend welche neuen Bekenntnisse verbindlich gemacht werden. Wenn verschiedene Zeitalter ihr Recht haben, so haben es auch verschiedene Individuen. Wenn z. B. das Westminster-Bekenntnis einer Revision unterworfen würde, so würde die Norm der Presbyterianischen Kirche doch denselben Einwänden ausgesetzt bleiben, als wenn diese das alte behielte: diejenigen, welche dem alten Bekenntnis anhängen, könnten das neue nicht annehmen, und Viele, welche eine Veränderung wünschten, könnten mit der wirklich gemachten nicht zufrieden sein. Daher würden, wenn diese Personen intellektuell ernst wären (wie sie es sein sollten), in der Kirche neue Spaltungen entstehen. Einfacher und wahrer würde der Weg sein, Freiheit zu verstatten, — nicht die alten Lehren zu revidieren oder zu verdammen, sondern sie als geschichtliche Denkmäler stehen zu lassen und die Annahme oder Verwerfung derselben zu einer rein persönlichen Sache zu machen, — mit einem Worte, aufzuhören, das Bekenntnis als die Lehre der Kirche anzusehen.

Anstatt eine neue Theologie anzunehmen und die alte zu verwerfen, sollte die Kirche beiden das gleiche Recht gewähren. Dies nicht thun, heißt den intellektuellen Fehler der Kirche der Vergangenheit fortsetzen, — der Kirche, man muß es bekennen, in allen ihren Zweigen. Es hat natürlich „freisinnige“ christliche Sekten gegeben; aber dieselben haben weniger für Freiheit und Toleranz, als für irgend eine neue Gruppe von Ansichten gekämpft. Die Unitarier z. B. haben sich auf gewisse Lehren über Gott, Jesus und die Bibel

aichen lassen; und Christen, welche den unitarischen Ansichten nicht zustimmen konnten, haben sich unter ihnen nicht heimisch gefühlt. Die Universalisten haben ihr eignes Dogma; diejenigen, welche über das Schicksal der Bösen nach dem Tode anders denken, sind thatsächlich von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen. Es scheint, daß der Gedanke einer Kirche, in welcher Alle, welche das christliche Leben führen wollen, als Brüder zusammenwohnen und einander in den mannigfachen Ergebnissen ihres religiösen Denkens dulden, erst noch zu entstehen hat.*) Alle, welche zu neuen Ansichten gelangen, scheinen eine neue Kirche gründen zu wollen, — obwohl in manchen Fällen die Sache vielmehr die ist, daß man sie in der alten Kirche ihre Ansichten nicht hegen läßt und sie so zwingt, eine neue Kirche zu gründen, wenn sie überhaupt eine haben wollen. Die katholische Kirche, welche über alle Sekten erhaben zu sein behauptet, ist in Wirklichkeit gewissermaßen die Mutter aller: anstatt in ihren Mauern die verschiedenen Formen theologischen Glaubens gelten zu lassen, verstattet sie nur eine und geht im Interesse wahrer Katholicität niemals von einer einmal aufgestellten Erklärung ab. Jede protestantische Sekte erzeugt in ihrer eigenen Form die alte Saat geistiger Beengtheit wieder. Daher giebt es, anstatt Einer großen Gemeinde von Menschen, welche vor Allem darnach streben, daß Recht und Gerechtigkeit auf Erden herrsche und der Wille Gottes geschehe, tausend und eine Sekte, die in ihrem Kampfe mit einander so geneigt sind, ihren wahren und göttlichen Beruf zu vergessen, daß die Welt außerhalb der Kirche Christus oft näher kommt, als die Kirche selbst.

Dann und wann in der That hat sich ein besseres Gefühl geregt; aber zu einem bestimmten Denken und Thun ist es kaum je geworden. Man kann sagen, daß die freisinnige Partei in jeder Sekte sich dieser Richtung zuneigt; aber ihr wirklicher Einfluß scheint mehr der zu sein, den Menschen zu der Meinung zu verhelfen, daß sie das Bekenntnis unterschreiben können, ob sie es gleich nicht glauben, als die Haltung der Kirche in Betreff des Bekenntnisses umzuwandeln. Die kirchlich freisinnigen Parteien scheinen stets der Wirksamkeit zu ermangeln (außer insoweit, daß sie ihren Platz in der Kirche behaupten), vielleicht darum, weil ihnen die Begeisterung und die Entschlossenheit fehlen, welche aus der völligen Offenheit und Ehrlichkeit entspringen; aber ihr Instinkt ist richtig: er geht auf Freiheit und Duldung; und wenn die Kirche das bereits wäre, wozu sie zu machen jene Parteien schwerlich die Energie haben, so würden dieselben Recht haben. Die ideale Kirche würde weit genug sein, alle die Verschiedenheiten der Meinung in sich zu befassen, welche mit dem christlichen Leben vereinbar sind. Jener höhere Sinn spricht aus den Worten John Hales' von Eton: „Ich sehe nicht ein, weswegen Menschen, welche in der christlichen Religion verschiedene Meinungen hegen, nicht in heiligen Dingen Gemeinschaft haben und in dieselbe Kirche gehen sollten. Warum sollte ich nicht, wenn die Gelegenheit es fügt, in eine arianische Kirche gehen, sofern nur in der Liturgie kein Arianismus ausgedrückt wird? Und wenn die Liturgieen und gottesdienstlichen Handlungen so eingerichtet werden, daß sie persönliche Besonderheiten nicht zuließen, sondern nur solches zum Ausdruck brächten, worin alle Christen übereinstimmen, dann würde es keine Glaubensspaltungen mehr geben.“ Ein Kirchenvater, Epiphanius, meinte sogar, daß in der ersten Periode der Kirche Schlechtigkeit die einzige Ketzerei gewesen, — daß ruchloses und frommes Leben die Scheidungslinien zwischen irrig und rechtgläubig gewesen seien. Man sagt oft, daß wenigstens die Anerkennung Jesu als unseres Herrn und Heilandes zur Zulassung zur Kirche notwendig sei; aber Jesus erklärte, daß nur Eines zur Zulassung in sein Himmelreich erforderlich sei, nämlich: den Willen Gottes zu thun; und was uns die Pforten des Himmels öffnet, das sollte uns sicherlich auch die Pforten der Kirche auf Erden öffnen.

Das wahre Verfahren für die christliche Kirche ist also nicht, die alten Bekenntnisse abzuschaffen oder zu revidieren, sondern einfach in Bezug auf sie völlige Freiheit des Glaubens zu verstatten, — sie für diejenigen, welchen sie noch befriedigend erscheinen, stehen zu lassen, aber Anderen das Recht zu gewähren, sie zu verbessern oder zu verwerfen, — als Kirche zu diesen Dingen nicht Stellung zu nehmen, keinen Maßstab der Orthodoxie zu haben, zu sagen, daß es von ihrem Standpunkte aus nur eine Ketzerei giebt, nämlich die Schlechtigkeit, und nur ein wesentliches Erfordernis, nämlich das Thun des Willens Gottes.

Ob dieses Verfahren befolgt werden wird, das zu sagen maße ich mir nicht an. Wenn man über die Zukunft nach der Vergangenheit urteilt, dann kann man sagen, daß dies äußerst unwahrscheinlich ist; denn es giebt in der Kirchengeschichte vielleicht nicht ein Beispiel, daß eine Kirche, nachdem sie sich einmal auf eine gewisse Lehre verpflichtet hat, die Verbindlichkeit derselben erlassen hätte; wenn einmal ein Bekenntnis aufgestellt worden ist, dann scheint der Würfel geworfen zu sein; und wenn andere Gedanken entstehen, so bedienen sie sich zu ihrem Ausdruck anderer Organe. Aber wenn keine der bestehenden Kirchen den Schritt, welchen ich angegeben habe, thun will, dann wird der nächste Schritt im Christentum der Schritt aus jeder der bestehenden Kirchen hinaus sein; der Geist des Fortschritts wird sich ein neues Organ zu seinem Ausdruck wählen, und mehr und mehr wird, was in den alten Kreisen ernst und zukunftsfreudig ist, von dem Alten sich losmachen und dem Neuen sich anschließen.

(Schluß folgt.)

Warum das Übel?

Von Alice Milch.

Und fragst Du Dich mit banger Klage:
Warum das Übel auf der Welt?
Warum das Leid, warum die Sorge
Dem Freudenkelche zugesellt?

Geh hin, und von des Feldes Früchten
Sei Dir die Antwort zugebracht:
Nicht reift die Saat, wenn glutenhauchend
Der Sonnenstrahl ihr dauernd lacht!

Daß Menschenblüte sich entfalte
Zu schöner, edler Harmonie,
Bedarf des Regens wie der Sonne,
Des Glücks — doch auch der Thräne sie!

Die Gesellschaft für ethische Kultur in Chicago.

Originalbericht des Sprechers derselben, M. M. Mangasarian.

Die ethische Gesellschaft in Chicago wurde vor ungefähr zehn Jahren gegründet. Herr William M. Salter war ihr erster Sprecher. Herr Mangasarian, der gegenwärtige Leiter der Gesellschaft, ist seit Februar vorigen Jahres auf diesem Posten. Die öffentlichen Versammlungen finden im großen Opernhause statt. Der stattliche Saal ist in der Regel gefüllt. Außer den öffentlichen Versammlungen an den Sonntagen hat die Gesellschaft eine ethische Schule für die Kinder und eine Klasse für Erwachsene. Die letzte Schulfeier fand am Neujahrstage statt. Sie sollte für die Kinder eine Unterhaltung sein; aber das war nicht ihr Hauptzweck, sondern dieser bestand darin, den Eltern und der großen Anzahl neuer Mitglieder die Prinzipien der Gesellschaft, wie sie sich in den Gegenständen und der Methode des Unterrichts darstellen, vorzuführen. Zur Feier hatte sich ein sehr zahlreiches und enthusiastisches Publikum eingefunden. Herr Mangasarian

*) In Deutschland wirkt bekanntlich M. von Egidy für diesen Gedanken. (Anm. d. Red.)

hielt eine kurze Ansprache, worauf von seiten der Lehrer und Aufseher der verschiedenen Klassen Berichte über deren Thätigkeit folgten, welche von denen der kirchlichen Sonntagsschulen sehr verschieden ist. Die ganze Schule studiert die „Pflichten des Lebens“, aber jede Klasse auf andere Weise — mit Hilfe von Erzählungen, Fabeln, griechischen und hebräischen Sagen, den Schriften des Homer, Plutarch und Shakespeare, und der Bibel. Das Ziel der Schulen ist, dem Kindesgeiste die allerbesten Gedanken der erhabensten Denker aller Zeiten einzuflößen, — die Kinder direkt zu den größten Lehrern der Menschheit hinzuführen. Der leitende Grundsatz der Schule ist, die Schüler zu lehren, nicht **was**, sondern **wie** sie denken sollen.

Bei dieser Gelegenheit rühmte Fräulein Mary E. Burt, ein Mitglied des Unterrichtsrates, die Thätigkeit der Lehrer sehr, indem sie sagte, daß dieselben nicht nur eine Schule für ethischen Unterricht unterhalten, sondern, ohne es zu wissen, ein Erziehungsinstitut gegründet hätten, welches der Aufmerksamkeit der Pädagogen des Landes wohl würdig sei.

Ein erfreulicher Teil der Feier war die Spendung von Früchten, Büchern und Werkzeugen für die armen und kranken Kinder des Maurice-Porter-Hospitals von seiten der Schüler. Darauf folgte eine Aufnahme neuer Mitglieder.

Diesen Winter studieren die Mütter Rousseau's „Emile“. Jedes Mitglied ihres Klubs ist bereit, wenn es gewünscht wird, einen Aufsatz über Gegenstände ihrer Erörterungen zu schreiben. Die Thätigkeit dieses Klubs steht bei den Müttern in hohem Ansehen. Das Interesse ist so gewachsen, daß sie für ihre Versammlungen ein Zimmer in einem Hotel inmitten der Stadt gemietet haben. Herr Mangasarian findet sich bei ihren Zusammenkünften gelegentlich ein und spricht über ein ihm vom Klub angegebenes Thema.

Es besteht auch ein, 1883 gestifteter „Damen-Wohlthätigkeitsverein“. Der Zweck dieses Vereins ist, für die kranken Armen zu nähen und sie mit stärkender Nahrung und Erfrischungen zu versorgen. Zu diesem Ende kommen die Damen alle vierzehn Tage zusammen. Der Verein hat auch eine Volksküche sowie zwei Hilfsbureaux gegründet, wo die bedürftigen Armen, auf die Bescheinigung eines Arztes hin, stärkende Medizin erhalten können. Neuerdings beschafft der Verein auch Kleidung für arme Schulkinder, welche die Schulen sonst nicht besuchen könnten; aus allen Teilen der Stadt sind, infolge eines Aufrufs von seiten des Sprechers der Gesellschaft, Kleider gesandt worden, welche dann verteilt werden. Da die Gesellschaft ganz unkonfessionell ist, so bringt sie Hilfe, wer immer der Bittende sein möge. Die Kinder der ethischen Schulen haben von Zeit zu Zeit nicht unerheblich beigesteuert.

Einige der Gegenstände, über welche Herr Mangasarian im vorigen Jahre in der Chicagoer Gesellschaft für ethische Kultur gesprochen hat, sind die folgenden: „Wird die Welt besser?“ „Whittier und Tennyson“, „Was ist eine moralische Handlung?“ „Die sittliche Erziehung der Mütter“, „Die Stellung der Frau im Freidenkertum“, „Die Ethik der Familie“, „Welche Religion sollen wir unsern Kindern lehren?“

Das folgende ist ein Auszug aus einem Vortrage über die Aufgabe einer ethischen Gesellschaft:

„Die Förderung des sittlichen Lebens ist unser Ziel, — nicht ein Moralismus, die kalte Korrektheit des Verhaltens, die bloße Vermeidung des Unrechts, sondern Moral, in der Feuer glüht: Hunger und Durst nach Gerechtigkeit.

„Die ethische Gesellschaft hat eine ‚raison d'être‘. Allen, welche fühlen, daß zwischen ihren tiefsten Überzeugungen und den Normen der religiösen Gemeinschaft, zu der sie gehören, ein Widerspruch besteht, — allen, welche glauben, daß es moralisch verderblich ist, eines äußerlich zu bekennen und etwas anderes im Herzen zu tragen, oder auch nur andere denken zu lassen, daß wir einen Glauben hegen, den wir in Wirklichkeit nicht haben, — allen, denen es eine Gewissenssache ist, eine Gemeinschaft zu suchen, in der sie ihre höchsten sittlichen und geistigen Interessen pflegen können, ohne irgend einem theologischen oder philosophischen Dogma auch nur äußerlich beistimmen zu müssen, — mit einem Worte, allen, welche glauben, daß das sittliche Leben das Erste und Höchste und unabhängig ist von allen Meinungen und Bekenntnissen, bietet die ethische Gesellschaft ein Heim dar.

„Die ethische Gesellschaft ist eben das, was ihr Name angiebt. Der Name ‚Baptist‘ ward denen gegeben, welche an die Wirksamkeit des Untertauchens glaubten, der Name ‚Lutheraner‘ denen, welche die Meinungen Martin Luther's hegten; diejenigen, welche die Lehren Calvin's für notwendig zum Seelenheil hielten, wurden Calvinisten genannt, und andere, welche die Lehre der Dreieinigkeit predigten, nannten sich Trinitarier. Alle diese Namen bedeuten Besonderheiten der Lehre. Aus den Namen **allein**, welche diese Kirchen tragen, konnte es nicht gefolgert werden, daß sie mit der Moral irgend etwas zu thun haben. Es ist unmöglich, dies von der ethischen Gesellschaft zu sagen. Im Gegenteil, die Folgerung muß die sein, daß, da ihr Name weder theologische noch philosophische Lehren bezeichnet, ihre Hauptsorge das sittliche Leben ist.

„Wir glauben an die Unabhängigkeit der Moral, und wir glauben auch, daß sie etwas Begeisterndes ist.

„Wir kommen hierher, um Begeisterung und Hilfe zu finden. Was ist der Unterschied zwischen dieser und jener Kirche oder diesem und jenem Lehrer? Der eine begeistert uns und der andere nicht. Es ist nicht eine Frage inbetreff höherer Bildung oder Stellung, sondern inbetreff der **Kraft, uns zu bewegen**. Viele giebt es, die uns durch ihren Reichtum oder ihre Gelehrsamkeit oder ihr Genie blenden; manchmal aber auch kommen wir mit einem Menschen in Berührung, der uns begeistern kann. O, möge es diesem Orte gegeben sein, Begeisterung den Menschen einzuflößen! Mögen unsere Hörer von hier mit dem Gefühle fortgehen, daß im Leben mehr liegt, als wir von ihm gewinnen können, — daß in uns mehr liegt, als wir uns vorgestellt haben, — daß es in der Welt mehr Licht, Wahrheit und Schönheit giebt, als wir zuvor gesehen hatten!

„Um uns zur vollen Höhe unseres Gedankens zu erheben, müssen wir in unserem eigenen Leben, dem privaten wie dem öffentlichen, den praktischen Beweis liefern, daß wir an die Gerechtigkeit glauben, das Gute lieben und die Wahrheit loben.

„‚An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.‘

„Die Welt wird niemals die Macht einer Gesellschaft für ethische Kultur empfinden oder deren Mitglieder hochschätzen, bis sie sich überzeugt, daß die, welche dieser neuen moralischen Bewegung sich anschließen, mehr und mehr veredelt werden. Die ethische Bewegung hat zu ihrem Felde die Welt, zu ihrem Thema das Leben. Wo immer ein Recht und ein Unrecht ist, da soll ihre Stimme gehört werden. Sie muß dem Gewissen in jedes Verhältnis des menschlichen Daseins folgen.

„Lasset uns diesen Morgen im Geiste der Einigkeit auseinandergehen. Lasset uns die Zukunft mit der Zuversicht von Menschen willkommen heißen, welche wissen, daß sie eine gute Saat im Boden haben, die der Frühlingsregen und die Sommersonne wie auch der Sturm und Schnee kosen werden, bis sie Frucht trägt. Lasset uns hinausgehen in die Welt, in ihre dunkeln und engen Wege, ihre weiten und festlichen Hallen, in ihre Höhlen des Lasters und Verbrechens, ihre Gefilde des Denkens und Thuns, in ihre Arena des Streites und Kampfes, ihre Heime des Friedens und der Liebe, in ihre Wüsten und ihre Gärten und allen, die uns begegnen, die Segnung des Guten spenden.“

Es kommt in dieser Welt Alles darauf an, ob man die Wahrheit an die erste oder an die zweite Stelle setzt.

Erzbischof **Whately**.

Bemerkungen über den unkonfessionellen Moralunterricht.

Mit Bezugnahme auf Felix Adler's Artikel in Nr. 4 der „Ethischen Kultur".

Von C. Rupprecht in Prag.

Die konfessionelle Erziehung stützt ihre Ansprüche vor Allem darauf, daß „des Menschen-Herz ein trotzig und verzagt Ding" ist, und daß es der möglichst hohen Autorität bedürfe, die allem Sittlichen abgeneigte Grundstimmung der menschlichen Natur zu überwinden.

Dem gegenüber haben die Vertreter der rein menschlichen Moral den Standpunkt einzunehmen, daß der Mensch an sich sittlich völlig indifferent ist, und daß dem Menschen nur richtig bewiesen und bis zur vollen Einsicht klar gemacht werden muß, was sittlich, d. h. für Alle (und damit für ihn) nützlich ist, worauf er zweifelsohne auch sittlich sein und bleiben werde. Natürlich ist unter Einsicht zu verstehen, daß für jede sittliche Forderung, sie sei gebietend oder verbietend, so mächtige Gründe und so ausdauernde Übung geboten werden, daß das Individuum keine mächtigeren Gegengründe aufzunehmen vermag.

Ich glaube daher, daß auch die konfessions- (oder besser religions-) lose Moral nicht auf die Motivation ihrer Gebote verzichten kann; schon darum nicht, weil diese Motivation der wesentliche Unterschied ist, der menschliche und religiöse Moral trennt. Die erstere wird ja — so scheint es mir — darum gefordert, weil es bei der fortgeschrittenen Erkenntnis nicht mehr ausreichend ist, Gebote als unbegründete Autoritätsforderungen hinzustellen. Dieses kann nur genügen, so lange die Autorität unbestritten ist und in sich — durch ihre Furchtbarkeit — die zwingende Gewalt besitzt. Es ist ja auch in dieser Weise zur Bildung religiöser Autorität und damit religiöser Moral gekommen, daß man den Menschen übermächtige Gewalten als unabänderlich aufgezwungen hat.

Würde es darum auch für die Zukunft genügen, dem Menschen ein „Du sollst" zu sagen, ohne auf die Frage: „Warum soll ich?" zu antworten, dann vermöchte ich nicht einzusehen, weshalb an den historisch entwickelten, gemeinverständlichen, autoritären Grundlagen unserer Erziehungsweise gerüttelt werden müßte.

Adler geht der Frage eben nicht von Innen, sondern von Außen her nahe. Er betrachtet sie nicht vom sittlichen, sondern vom politischen Standpunkte aus. Nicht, ob eine sittliche Auffassung richtig, vielleicht allein richtig ist, sondern daß man keinen Menschen zu einer bestimmten sittlichen Auffassung zwingen dürfe. Darauf aber kommt es doch wohl erst in späterer Folge an. In erster Linie ist doch zu fragen: Was vermögen wir auf Grund aller seitherigen Forschung und Erfahrung als sittlich zu erkennen? — Was der Gesammtheit nützlich ist. — Warum also muß sittlich gehandelt werden? — Weil es der Gesamtheit nützlich ist. Oder negativ ausgedrückt: Weil unsittliches Handeln der Gesammtheit schadet.

Der sittliche Unterricht wird daher darin bestehen müssen, für jedes sittliche Gebot und Verbot überzeugende Nachweise der Nützlichkeit und Schädlichkeit der entsprechenden Handlungen zu geben. Die pädagogische Aufgabe wird es sein, diese Nachweise so zu geben, daß der Schüler sie auch überzeugend findet, d. h. versteht.

Der Mensch macht nun aber drei erziehliche Stadien durch. Er gewinnt Bewußtsein, dann Selbstbewußtsein, dann das Bewußtsein von Beziehungen zur Gesammtheit. Dem entsprechend wird die Erziehung zur Sittlichkeit eine dreigliedrige sein müssen. Sie wird zuerst rein autoritär sein müssen. Du sollst, weil ich will. Diese Autorität ist dem Kinde von Geburt an verständlich; und die Erfahrung lehrt es ja auch, daß die erziehliche Behandlung eines Kindes in den ersten Jahren des Lebens von grundlegender Bedeutung ist.

Diese Autorität ist aber nicht, wie Adler meint, dem Kinde von vornherein ehrwürdig.

> „Er — der Lehrer — setzt voraus, daß der Schüler die Macht dieses Gebotes und die Verbindlichkeit zu gehorchen empfindet."

Sie ist dem Kinde anzugewöhnen, aufzuzwingen, indem der stärkere Erzieher Erfüllung seines Willens, wenn nötig (und im Anfange ist es immer nötig) mit Gewalt, herbeiführt.

Zweites Stadium: Du sollst, weil es Dir nützt (oder schadet). Es ist leicht zu sehen, daß hier die erziehliche Aufgabe darin besteht, diesen Nutzen oder Schaden der sittlichen Gebote aufzuzeigen und möglichst fühlbar zu machen.

Und nun wird es von dem Grade der Intelligenz des Schülers abhängen, wann die Erziehung übertreten darf ins dritte Stadium: Du sollst, weil es dem Ganzen (in welchem Du eingeschlossen bist) nützt oder schadet. In diesem letzten Stadium hat die eigentliche ethische Erziehung, die Erziehung zu ethischem Erkennen und Handeln, zu bewußter autonomer Sittlichkeit stattzufinden.

Das Alles giebt nun Adler auch zu, wenn er nach Anführung von Beispielen erziehlicher Beeinflussung folgert:

> „Ich bin überzeugt, daß sehr viel Gutes geleistet werden kann, wenn man in dieser Weise die moralische Anlage weckt und den Schüler befähigt, die feineren Nüancen von Recht und Unrecht zu erkennen, und wenn man ihm die Quellen der Versuchung zeigt und in seinem Geiste Schranken gegen das Unrechtthun errichtet, welche auf klarer Erkenntnis der Folgen desselben gegründet sind."

Da ist denn doch deutlich gesagt, es sei Gutes zu erwarten, wenn man deutlich macht, warum gut — gut und böse — böse ist. Und doch soll vermieden werden auf die Frage einzugehen, „warum das Gute gethan und das Schlechte vermieden werden soll"!

Ich finde den Schlüssel zu diesem Widerspruche in Adlers einseitiger Auffassung der Notwendigkeit, eine menschliche Sittlichkeits-Erziehung zu schaffen.

Nicht darum, weil die öffentlichen Schulen von verschieden gläubigen Kindern besucht werden, sondern darum, weil die Sittlichkeit ein einheitliches Menschliches ist, bedarf es einer religionslosen Sittlichkeit. Es bedarf derselben nicht neben aller, sondern gegen alle Sekten-Moral. Es ist sicherzustellen, daß alles Gute an den Religionen menschlich ist, und daß nur dieses menschlich-Gute in den Religionen wirksam ist, so zwar, daß es auch nur dieses menschlich-Guten, welches damit aufhört, ein Religiöses zu sein, bedarf, um die Menschheit sittlich zu machen,

Adler sagt: „Es giebt eine Gesamtheit von moralischen Wahrheiten, der alle guten Menschen, welcher Sekte sie auch angehören, zustimmen. . ."

Ich glaube, daß es nicht in die „Zustimmung" des Menschen gelegt werden darf, ob er moralischen Wahrheiten nachleben will; denn dann könnte der Mensch ja auch seine Zustimmung verweigern.

Ich glaube ferner, daß ein Angehöriger, gleichviel welcher religiöser Konfession, solange er noch innerlich dieser Konfession angehört, nicht zur reinmenschlichen Sittlichkeit gelangen kann, die ihm stets ein Minderwertes gegen die göttlichen Gebote sein muß, denen er andererseits wieder nicht nachleben muß, wenn er sich über die „Strafe im Jenseits" hinwegzusetzen vermag.

Soll ethische Erziehung, wie sie doch wohl auch der D. G. E. K. entsprechend scheint, mit sicherem Erfolg geleistet werden, so ist — meine ich — sowohl die Untauglichkeit der religiösen Begründung sittlicher Gesetze nachzuweisen, als auch die reinmenschliche Motivation dieser sittlichen Gesetze mit möglichster Nachdrücklichkeit zu geben.

Der Mensch muß lernen, sich für sein sittliches Thun und Lassen unbedingt verantwortlich zu fühlen; und das kann er nur, wenn er die Gründe dieser Verantwortlichkeit versteht. Denn die Sittlichkeit ist ein Handeln gegen die

Natur des Menschen als Einzelwesen; das Unsittliche, der Versuch des Menschen, sich seiner Kultureigenschaft als verpflichteter und verantwortlicher Teil eines Ganzen zu widersetzen.

Darum würde ich nur in den, der Schulerziehung vorangehenden Lebensjahren des Kindes darauf verzichtet wissen wollen, die Gebote zu begründen. Ja, ich meine, ein Kind sollte gar nicht früher zur Schule geschickt werden dürfen, bis es nicht verstehen gelernt hat, daß und warum es sittlich handeln müsse, so daß also das erste Stadium der sittlichen Erziehung in die Familie gehören, das zweite Stadium mit dem Beginne des Schulbesuchs zusammenfallen würde.

Es scheint mir auch hier, wie in der ganzen modernen Ethik, darauf anzukommen, säuberlich auseinanderzuhalten, was nicht zusammengehört: wenn die moderne Ethik nicht bessere Menschen zu machen vermag, als es die religiöse Ethik bisher zu leisten vermochte und ferner zu leisten vermag — dann thun wir unrecht, an den der großen Mehrheit, nicht nur der Masse, sondern auch der Gebildeten genügenden Grundlagen der Volkserziehung zu rütteln.

Ich meine aber, die Erziehungsresultate auf menschlich-ethischer Grundlage werden bessere sein. Darum kein Kompromittieren, sondern ein offenes Bekennen: Keine religiöse, sondern menschliche Sittlichkeit.

Aus Seneca's Werken.

(Aus: Von der Muße des Weisen.)

Das nämlich ist die Forderung, die an den Menschen ergeht, daß er womöglich vielen Menschen nütze; geht es nicht an, wenigen; geht das nicht an, seinen Nächsten; ist auch dies nicht möglich, sich selbst. Wenn er sich nämlich den Andern nützlich macht, so betreibt er die Angelegenheiten des Ganzen; so wie, wer sich verschlechtert, nicht nur sich selbst schadet, sondern auch allen denen, denen er, wäre er besser geworden, hätte nützlich sein können.

(Aus: Von der Gnade.)

Der wahre Segen edler Thaten liegt darin, daß man sie gethan hat, und keinen würdigen Preis für die Tugenden giebt es außer ihnen selbst.

(Aus: Von der Kürze des Lebens.)

Leben — es giebt keine schwierigere Kunst als diese. — Leben muß man das ganze Leben lang lernen.

Zu dem Edelsten, was aus der Finsternis ans Licht gezogen ward, gelangen wir durch die Thätigkeit Anderer.

(Aus: Vom seligen Leben.)

Der Menschheit zu dienen, ist Gebot der Natur.

Wo ein Mensch ist, da hat die Wohlthätigkeit ihre Stelle.

(Aus: Von den Wohlthaten.)

Das ist das höchste Verdienst, das sich die Natur um uns erworben hat, daß die Tugend in aller Herzen ihr Licht hineinsendet; auch wer ihr nicht nachgehen will, sieht sie doch.

(Aus seinen Briefen.)

Lies immer nur bewährte Schriftsteller, und wenn Du ja einmal Lust hast, auch bei Anderen einzusprechen, so kehre immer wieder zu jenen ersteren zurück.

Willst Du geliebt sein, so liebe.

Das ist das Schöne an einem edeln Gemüte, daß es für das Gute sich begeistern läßt.

Ist es recht, was Du thust, so mag es Jedermann wissen; ist es schimpflich, was liegt daran, daß es Niemand weiß, wenn Du es weißt? O Du Unglücklicher, wenn Du diesen Zeugen verachtest!

Man kann nicht glücklich leben, wenn man nur auf sich sieht und alles zu seinem eigenen Vorteil zu wenden sucht: Du mußt für den Andern leben, wenn Du für Dich selbst leben willst.

Nichts ist sittlich gut, was der Mensch ungern thut.

Mache Dir Dein Leben nicht selbst schwer und belaste Dich nicht mit Klagen.

Die Tugend ist kein Geschenk der Natur; es ist eine Kunst, gut zu werden.

Was ist ausgenommen von der Gefahr einer Umgestaltung? Die Erde nicht, der Himmel nicht, nicht dieses ganze Gebäude des Weltalls. — Alles geht nach bestimmten Zeiten; es muß werden, wachsen, vergehen.

Bücherbesprechungen.

Was uns not thut! Von v. Scholten, Oberstlieutenant z. D. Naumburg a. S., 1893. Verlag von Albert Schirmer.

Wieder ist es ein Laie, ein Offizier, der für kirchliche Reformen eintritt und dadurch aufs Neue beweist, wie sehr die religiöse Bewegung unserer Tage die Herzen ergreift und die Geister aufrüttelt. Herrn v. Scholtens Betrachtungen über den Abfall großer Massen evangelischer Christen vom Christentum zum „Atheismus“ enthalten viel Gutes und sind auch Tropfen, die den Stein „Orthodoxie“ zu höhlen bestimmt sind; aber auf der Höhe seiner mutigen militärischen Vorkämpfer steht der Verfasser noch nicht. Er will ein neues Glaubensbekenntnis, während M. v. Egidy jedes kirchliche Bekenntnis verwirft. Ich kann nur auf den in diesem Heft enthaltenen Artikel von W. M. Salter über die Zukunft des Christentums verweisen, der alles ausspricht, was dem Verfasser der vorliegenden Schrift entgegen zu halten ist. Nur auf zwei andere Punkte thut eine besondere Erwiderung not. Ist wirklich „kein Zweifel darüber, daß die Menschheit durch die christliche Religion die höchste Kulturstufe erreicht hat, und, wo sie Eingang fand, die Kultur einen schnellen Aufschwung nahm“? Ist nicht vielmehr die Kultur des alten Roms, die der Mauren in Spanien, die der Azteken in Mexico, infolge des Eindringens der christlichen Religion zerstört worden? Erst nach Jahrhunderten haben nicht christliche Mönche, wie gern gelehrt wird, sondern: von der Kirche oft verfolgte Gelehrte, die Schätze heidnischer Kunst und Wissenschaft wieder entdeckt und durch sie den Grund zu unserer heutigen Kultur gelegt. In dem Eifer, mit dem Herr von Scholten für das Christentum eintritt, übersieht er einerseits die Geschichte, und andererseits vergißt er einen der Grundgedanken des großen Stifters: die Menschenliebe. Er erklärt von vornherein jeden Atheisten für einen moralisch verderbten Menschen, gegen den mit Feuer und Schwert zu kämpfen sei. Christus sagt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ und erklärt, daß viele, die „Herr! Herr!“ zu ihm sagen, nicht in das Himmelreich kommen werden, sondern nur die den Willen thun seines Vaters. Glaubt Herr v. Scholten, daß ein gerechter, gütiger Gott, wie ihn das Christentum lehrt, den Menschen verdammen würde, der seinen Willen thut, d. h. gerecht und menschenfreundlich ist, aber nicht im Stande ist, an ihn zu glauben? Ist es nicht geradezu ein Verstoß gegen den tiefen, sittlichen Kern des Christentums, wenn ein Vertreter desselben ein allgemeines Verdammungsurteil ausspricht und dadurch erklärt, daß ihm der christliche Gott auf derselben Stufe steht, wie der heidnische Götze, der durch Opfer und Gebet allein versöhnt werden kann? Lily v. Kretschman.

Lügenohr. Fabeln und Gedichte in Prosa von Fritz Mauthner. Stuttgart, 1892. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Der geistvolle Verfasser bietet uns in dem vorliegenden kleinen Buch eine ganze Sammlung bunter poetischer Bilder, die wir gern und wiederholt betrachten. Ich will nur einige der schönsten hervorheben. Da ist zunächst die „Warte der Liebe“: „Die Liebe wollte untenbleiben, trotzdem es eine wilde Liebe war. Sie wollte keinen hohen Standpunkt gewinnen. Ob sie aber wollte oder nicht, sie stieg immer höher. Nacheinander begrub sie, was sie liebte, und einen Wartturm von Gräbern

schüttele sie also langsam auf. Zu unterst lagen dicht die kleinen Gräber ihrer Jugendfreuden, dann kamen nacheinander immer größer und fester die Gräber alles dessen, was sie eigen zu besitzen geglaubt hatte. Als der Hügel oder Wartturm so hoch gewachsen war, daß es einen weiten Ausblick gab, da stand die wilde Liebe oben, sah um sich und trauerte. Ihre Augen waren scharf geworden und grau ihr Haar. Der wilde Haß blickte mit kleinem Neid zu ihr empor: „Das kann ich auch, so hoch hinauf komm ich auch!“ Und der wilde Haß bemühte sich, eine eben so hohe Warte zu gewinnen. Aber ewig blieb er unten, denn er hatte nichts Liebes, daß er es begrübe.“ Noch wirkungsvoller ist die Fabel „Der Donner“, welche von einem frommen Derwisch erzählt, der während hundert Jahren Allah treu gedient hatte und ihn nun nächtelang anrief, daß er ihm antworten möge. Da kam ein Dschin zu ihm und sagte: „Allah spricht nicht, Allah ist stumm. Er braucht unsere arme Sprache nicht, er ist kein Bettler.“ Sieben Jahre lang litt der fromme Greis unter dieser Erfahrung, dann verlangte er wieder mit Allah zu verkehren und flehte ihn an, daß er ihn wenigstens hören möge. Doch der Dschin erschien abermals und sagte: „Allah hört dich nicht!“ „Was muß ich thun, damit er mich höre?“ rief der Greis. „Allah hört nicht. Allah ist taub. Er braucht unser armes Gestöhne nicht. Er ist kein Bettelvogt“, lautete die Antwort. — Eine Skizze aus dem Leben, keine Fabel, ist die kleine Erzählung „Scherbenfrühling“: Jette soll über die Freuden des Frühlings einen Aufsatz machen. Sie weiß nichts vom Frühling, denn sie wohnt hoch oben zwischen Schornsteinen und steilen Häuserwänden. Da schenkt ihr eine Mitschülerin drei Bohnen, auf dem Hofe findet sie einen zerbrochenen Blumentopf und aus dem Vorgärtchen stiehlt sie eine Düte voll Erde. Nun pflanzt sie die Bohnen ein und wartet auf den Frühling. Zwei der mit jubelnder Freude begrüßten Keimblätter verwelken wieder infolge der Ungeduld, mit der sie durch Ziehen und Ausgraben das Wachsthum befördern will; die dritte Bohne aber kommt und entfaltet schöne große grüne Blätter. „Mutter ist nun zwar in der Charitee und Vater ist exmittirt. Was thut das? Auf einem Karren schleppt Vater sein bischen Kram drei Straßen weiter Auf dem Karren sitzt Jette, ihren Scherben in der Hand und ihren Frühling.“ — Voller Humor ist die Fabel von dem guten Herzog, der in einem Schloß mit rosenroten Fenstern wohnt und sich ärgert, daß die Leute behaupten, die Welt sei gar nicht rosenrot. Er läßt schleunigst die Schulen des Landes mit rosenrothen Fenstern versehen, sobald aber die Schüler ausgelernt haben, behaupten auch sie, die Welt sei grau. In seiner rosenroten Zeitung liest der Herzog davon und will nun mit Gewalt die Augen seiner Unterthanen rosenrot austreichen lassen, doch sie wehren sich und drohen, mit grauen Steinen des Schlosses rosenrote Fenster einzuwerfen Weil aber eine alte Prophezeiung sagte, die Kapelle werde einstürzen, wenn auch nur eins der Fenster zerbräche, so gab der Herzog nach. Er sagt seinem Schatzmeister, nun wolle er über die ganze Erde einen Himmel von rosenrotem Glase bauen, dann müßten die Bürger zugeben, daß die Welt rosenrot aussieht. „Dann wäre sie es sogar“, sagt der Schatzmeister, „aber dazu langt's nicht.“ Und so bleibt alles beim Alten.

Diese kleinen Proben genügen, um den Teil des Buches zu kennzeichnen, in dem des Verfassers Herz und Geist wohlthuend zum Ausdruck kommt. Zwischen diesen Fabeln und Geschichten stehen aber andere, gegen deren Inhalt und Tendenz entschiedener Widerspruch laut werden muß: ich meine jene, in denen der Verfasser seine geringe Meinung von den Frauen und seinen Pessimismus in das Gewand der Dichtung kleidet. Nach ihm ist das Weib grausam, treulos, lieblos — die Verderberin des Mannes. Die Fabel „Mahadöh“ ist bezeichnend für die ganze Auffassung. Mahadöh, der herrliche Gott, kommt auf die Erde, um zu lieben. Die erste, die er liebt, die große Philosophin, raubt ihm die Aureole, verschließt sie in ihre Raritätensammlung und wird ihm treulos. Die zweite, eine Fürstin, saugt ihm das Blut aus und wird ihm treulos. Der dritten, dem schönsten Weib, singt er ein Lied, das sie in ihrem Liederbuch verwahrt; dann sticht sie ihm die Augen aus, steckt sie auf ihren neuen Hut und wird ihm treulos. Die letzte, eine Tänzerin, schneidet ihm die Locken ab, legt sie in ihren Perrückenkasten und wird ihm treulos. Da fällt mir als Gegenstück auch eine Fabel ein: Das Weib kam auf die Erde, schön und herrlich, um zu lieben. Der erste stahl ihr das strahlende Kindeslächeln, rühmte sich seines Raubes und wurde ihr treulos. Der zweite flocht einen Strick aus ihren Haaren, legte ihre Füße damit in Fesseln, daß sie hilflos am Wege liegen blieb, und wurde ihr treulos. Der dritte spottete ihrer, weil sie so hilflos war, entriß ihr das Gewand und wurde ihr treulos Der vierte zerschnitt ihre Fesseln, spannte sie vor seinen Karren und sie zog gern, denn sie liebte ihn Aber sie war des Gehens entwöhnt, und als sie umfiel, wurde er ihr treulos. Die pessimistische Weltanschauung Mauthners tritt in den Fabeln „Lügenohr“ und „Das glückliche Lächeln“ scharf hervor. Er schildert das Leben als ein Gewebe von Lug und Trug; er läßt seinen Fabelmenschen nur dreimal im Leben glücklich lächeln. Der Verfasser selbst ist noch nicht siebenzig Jahre alt, wie dieser, und ich behaupte, daß er weit öfter als dreimal „glücklich gelächelt“ hat, und daß er weit mehr Wahrheit, Licht und Liebe in der Welt fand, als er Wort haben will. Das Kokettieren mit dem Pessimismus thut aber seinem schönen poetischen Werke Eintrag und wird von dem am meisten empfunden, der sich am liebevollsten in dasselbe vertieft.

Lily v. Kretschman.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

Im großen Saale des Hotels „Zu den vier Jahreszeiten“ versammelten sich am 10. März die Mitglieder der Abteilung Berlin der D. G. E. K. Ein seltener Genuß wurde ihnen diesmal zu teil. Herr Prof. Gernsheim von der Königlichen Akademie der Künste, Mitglied der D. G. E. K., trug mit Unterstützung der Herren Concertmeister Bleuer und Boumann das Beethoven'sche Trio Opus 97 vor. Die Einleitung zu dieser musikalischen Vorführung bildete ein Vortrag des Herrn Prof. Ehrlich über Beethoven. Unter allen Instrumentalwerken, so führte der Redner aus, sind diejenigen Beethovens in die weitesten Fernen gedrungen, keine sind in den verschiedensten Gegenden mit solcher Begeisterung aufgenommen, wie diejenigen dieses großen Meisters. Nationen, die für Melodieen noch mehr eingenommen sind, als für Harmonie, wie die Franzosen und Italiener, werden von Mozart und Haydn nicht so erfaßt wie von Beethoven. Das ist nicht auf musikalischem Wege erklärbar, es müssen in seiner Musik Elemente vorhanden sein, die noch Anderes erregen als ästhetisches Wohlgefallen. Was packt uns also so in Beethoven, was reißt uns zum Enthusiasmus fort? Einmal ist es die eminente Gestaltungskraft des Meisters, die Art und Weise, wie er aus einem Thema kleine Teile herausnimmt und ein neues Werk aus ihnen macht. Sodann ist eine Eigenschaft Beethovens seine Behandlung des Dreiklangs, die darin besteht, daß jedes Hauptthema auf zwei Akkorde aufgebaut ist und am Schluß der Dreiklang wieder erscheint, wie z. B. in der achten Sinfonie. Das ist so packend, daß wir uns von elementarer Gewalt erfaßt fühlen. Die große Gestaltungskraft des Meisters ist nicht etwas Musikalisches, sondern es liegt in ihr das Poetische, das aus einem Stoff hundert verschiedene Gestalten schafft.

Jede gute Musik ist in gewissem Sinne Programmmusik und erweckt in uns Empfindungen, die wir mit gewissen Vorstellungen in Verbindung bringen können. Keine Musik erzeugt aber so viele verschiedene Gefühle zugleich wie die Beethovens.

Zu der ethischen Bedeutung des Meisters übergehend, verlas der Redner darauf bezügliche Gedichte Heyse's und Lenau's und feierte Beethoven als den letzten großen Klassiker, den ersten großen Romantiker der neuen Zeit, an den alle anknüpften, den alle ihren Lehrer nennen. Beethoven war auch ein wahrer Gläubiger, der letzte unter denen, die festhielten an Idealen, welche die Menschheit nicht verlieren darf, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will; er war eine von den Seelen, die Vischer in den Versen preist:

In Seelen, die dieses Leben aushalten
Und Mitleid fühlen und menschlich walten,
Mit vereinten Waffen kämpfen trotz Hohn und Spott,
Da ist Gott.

(Abteilung Magdeburg.)

Die Abteilung Magdeburg der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur hielt am 24. Februar (im Fürstenhof) eine von ca. 350 Personen besuchte Versammlung ab, in der Herr Rektor Dr. Felsch über die Frage: „Was ist Ethik?“ einen Vortrag hielt.

Einer eingehenden philosophischen Entwicklung des ästhetischen und ethischen Urteils, der Gewissensthätigkeit, und einer Darlegung der Schwierigkeiten sozialer, politischer und religiöser Natur, die der Realisierung der sittlichen Ideale hinderlich sind, ließ Herr Dr. Felsch einen historischen Überblick über den Entwicklungsgang des Tugendbegriffes folgen. Ausgehend von der Naturphilosophie der Hellenen, berührte er die wissenschaftliche Arbeit und Wirkung einer Anaxagoras, der Sophisten, des Sokrates, Plato und Aristoteles. Er streifte den Epikureismus und Stoicismus sowie die Ethik des alten und neuen Testamentes; skizzierte den Neuplatonismus und wies die große Wirkung des Baruch Spinoza nach; wandte

sich dann zur Kantschen Philosophie und schloß mit Herbart. — An den Vortrag schloß sich eine Diskussion über die Ethik des Mosaismus, an der sich die Herren Rabbiner Dr. Rahmer, Prediger Bursche und Dr. Felsch beteiligten. Betont wurde darin, daß Mosaismus und Christentum trotz all' ihrer hohen Ethik nicht frei sind von Anklängen an eine mechanische Vergeltungstheorie und an Eudämonismus.

Die Abteilung zählt gegenwärtig 90 Mitglieder.

(Zweig Straßburg i. E.)

Straßburg i. E., 5. März 1893. Zu Anfang Dezember d. v. J. hat sich hier ein Zweigverein der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur gebildet, der in langsamem Wachsen begriffen Ende Februar die Zahl von 16 Mitgliedern erreicht hat. Obmann derselben ist Prof. Dr. Th. Ziegler. Von einer eigentlichen Bethätigung konnte bei der geringen Anzahl der Teilnehmer und bei den eigenartig schwierigen Verhältnissen unseres Reichslandes noch nicht die Rede sein. Immerhin hat ein Vortrag, den unser eifriges Mitglied Herr Dr. Walter Wislicenus im Kaufmännischen Verein am 26. Januar gehalten hat (über die ethische Bewegung und ihre Ziele), viel dazu beigetragen, der durch die Gesellschaft eingeleiteten Bewegung Freunde und eine freundlich-gerechte Beurteilung zu gewinnen. Einstweilen ist es für uns noch eine Zeit der Sammlung, auf die nun erst der Eintritt in die Aktion folgen kann. Q.B.F.F.S.!

Briefkasten.

Herr **Fr. W.** in **G.** erhebt lebhaften Protest gegen Util's Aufsatz über lex Heinze in Nr. 8 der E. K., im besondern hält er für gänzlich unwahr den Satz: „Leichtsinnig sind die weiblichen Angehörigen der besitzenden Klassen auch, an Leidenschaft fehlt es ihnen nicht, und ihrem Naturtriebe folgen sie wohl mit genau derselben Stärke, wie ihre ärmeren Schwestern; aber sie suchen und finden Gelegenheit, jeden Nachteil ihrer Thaten zu verhindern." Dagegen macht Herr Fr. W. sehr richtig geltend, daß in diesem Punkte der Ehrenkodex der höheren und der niederen Stände sehr verschieden ist und Unsittlichkeit bei den Töchtern der höheren Stände ungleich härter bestraft wird, als bei denen der niederen; wovon die Folge ist, daß die Keuschheit der gebildeten Mädchen die der ungebildeten weit übertrifft.

Herr **J. Popper** in **Wien** schreibt uns bezüglich der in Nr. 7 enthaltenen Bemerkungen der Frau J. Jaffé, er habe dieselben dem betreffenden Reisenden mitgeteilt und dieser sei über die mißverständliche Auffassung seiner Mitteilung nicht wenig erstaunt gewesen. „Ich sprach" — meinte der Reisende — „von „„Spielzeug"", von „„Schabernack"", die Frau Leserin aber gebraucht die Ausdrücke: „„in jeder Weise maltraitiert"", „„Quälereien"", „„armer Verfolgter"", ja sie spricht sogar, in einer mir unsympathischen theologischen Terminologie, von einer „„mißhandelten Kreatur"". Alle Entrüstung, alle Bereitwilligkeit, sich zu „„schämen"" oder gar „„schützend"" einzugreifen, wären ganz und gar deplaciert gewesen, denn es war eben nur Scherz, allerdings ein Scherz in Bauernmanier. Wir haben unsere Scham und unsere Entrüstung für viel wichtigere und sehr zahlreiche soziale Erscheinungen nötig, hüten wir uns daher vor der dreifach potenzierten Donquixoterie, uns in alles hineinzumengen, was eben nur unserem Geschmack nicht entspricht! Obwohl ein viertel Jahrhundert vergangen ist, seit ich jene Scene erlebte, sehe ich doch noch deutlich in dem Benehmen der Bauern einen gewissen verhaltenen Zug von Gutmütigkeit vor mir, wie sie ja fast jeder Neckerei zu Grunde liegt, und auch der Cretin lief ihnen nicht davon, obwohl ihm dies niemand verwehrt hätte!" — Und was sagen Sie zu der Erinnerung an die Thierschutzvereine? — „Die Maxime, daß wir nicht erst nach Wert oder Unwert eines Mißhandelten zu fragen haben, um ihn zu beschützen, ist eine so primitive Forderung aller Gesittung und so selbstverständlich, daß mir die so pointierte Hervorhebung seitens der Frau Leserin, zumal in einem Journal für ethische Kultur unverständlich ist; wie ist es nur möglich gewesen, anzunehmen, es werde irgend jemand in einer Zeitschrift für ethische Kultur eine Gesinnungs- oder Handlungsweise publizieren, die gegen jenen Fundamentalsatz aller Moral verstößt? Sollte diese Anomalie nicht zur wiederholten, ruhigeren und objektiveren Lektüre meiner Erzählung genügenden Anlaß gegeben haben?"

Anzeigen.

Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.

Die „**Ethische Kultur**“ erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste I. Nachtrag Nr. 2070a) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang. | Berlin, den 25. März 1893. | Nr. 13.

Die Zukunft des Christentums.

Von William Mackintire Salter.

Autorisierte Übersetzung aus The New World: A Quarterly Review of Religion, Ethics and Theology." Boston, December 1892.

(Schluß.)

Ein schottischer Geistlicher dieses Jahrhunderts, dessen Horizont mehr als seine Kirche umfaßte, Norman McLeod, sagte: „Weder der Calvinismus, noch der Presbyterianismus, noch die Neununddreißig Artikel, noch das Hochkirchentum, — keine bestehende Gemeinschaft kann die Kirche der Zukunft sein." Wir übertreiben heutzutage die Idee der Entwickelung als eines Fortgangs von ungebrochener Kontinuität. In der Politik ist ein großer Teil des Fortschritts durch einen Bruch mit bestehenden Einrichtungen, durch eine Revolution herbeigeführt worden. In der Religion ist fast jeder Schritt vorwärts nur dadurch möglich geworden, daß man einen neuen Anfang machte. Die Reformation ist ein Beispiel; die freisinnige Bewegung in der Congregationalistischen Kirche zu Beginn dieses Jahrhunderts in Neu-England ist ein anderes; eine ähnliche Bewegung in der Gesellschaft der Freunde ist noch ein anderes. Das Christentum selbst würde, wenn es mit dem Judentum, von dem es zuerst ein Teil war, nicht gebrochen hätte, wahrscheinlich untergegangen sein. Alles könnte freilich anders sein. Ich kann mir ein politisches Gemeinwesen vorstellen, in welchem Revolutionen unnötig wären; obwohl, wie die Staaten gewöhnlich sind, eine Revolution ab und zu erforderlich ist, anderenfalls sie unerträglich werden würden. Ich kann mir eine Kirche vorstellen, in welcher eine ungebrochene Kontinuität der Entwickelung möglich wäre; obwohl, wie die Kirchen wirklich gewesen sind, der Fortschritt oft nur dadurch möglich gewesen ist, daß man aus ihnen austrat. Ja, ich kann es mir sogar vorstellen, daß die Kirchen der Gegenwart sich innerlich von Grund aus erneuern und sich ohne Bruch zu der größeren Kirche der Zukunft entwickeln; ich bekenne mich nicht zu der trüben Lehre, daß die Zukunft nicht aus dem Geleise der Vergangenheit herauskommen kann. Es ist mein heißer Wunsch, daß jene Entwickelung Platz greifen möchte; aber ob dies der Fall sein wird oder nicht, das ist eine andere Frage.

So viel über den nötigen Fortschritt auf intellektuellem Gebiete. Indem ich mich dazu wende, über das, was auf moralischem Gebiete notwendig ist, zu sprechen, werde ich das geltend zu machen haben, was in gewissem Sinne ein Schritt zurück ist. So seltsam es auch von einem Menschen klingen mag, der sich selbst nicht einen Christen nennt, so muß ich doch sagen, daß in moralischer Hinsicht der nächste Schritt im Christentum der auf Jesus zurück ist. Wenn ich die christliche Kirche im Ganzen überschaue, so ist eines, was mir auffällt, der fast gänzliche Mangel jenes Idealismus, jenes Feuers, jenes Glaubens und jener Hoffnung, die in der Brust des Mannes vor achtzehn Jahrhunderten lebten, nach welchem die Christenheit sich nennt. Ich meine nicht, daß die Kirche die Moral, in dem konventionellen Sinne dieses Wortes, nicht schätzt, daß sie nicht selbst human, mildthätig, voll guter Werke ist. Ich meine, daß ihre Moral ohne Flügel ist; daß es in ihr keine Erwartung großer Dinge giebt; daß, so weit diese Welt in Betracht kommt, der Christ von ihr nicht mehr zu erhoffen scheint, als irgend ein Anderer. Jesus aber und die ersten Christen lebten in der Erwartung eines großen Wandels der Dinge. Es verhielt sich mit ihnen so, wie heutzutage mit denen, welche sich durch das hinreißen lassen, was man utopische sociale Träume nennt. Sie glauben, daß eine neue Gerechtigkeit in der Welt bethätigt, daß der Staat umgewandelt werden, daß eine neue Wirthschaftsordnung entstehen kann. Die Welt sieht diese Enthusiasten schief an, und so thut es leider auch die Kirche; denn die Kirche ist ein Teil der Welt geworden, — die Kirche, welche anfangs die Welt, wie sie damals war, verdammte und nach einer besseren ausschaute. Die Kirche war ursprünglich nur eine Gesamtheit solcher, welche von einer großen Erwartung erfüllt waren, — deren Augen sich auf einen neuen Himmel und eine neue Erde richteten, in welcher Gerechtigkeit walten sollte, — welche den Namen Jesu wegen der unschätzbaren Gabe dieses Glaubens priesen und auf ihn warteten, daß er wiederkomme und das Glauben in Schauen umwandele und das neue Zeitalter herbeiführe.

Wo soll man jetzt solchen Glauben und das Feuer und die Freude, welche ihn begleiten, suchen? Wie traurig ist all' unser Leben und alle seine Geschäftigkeit, wie traurig sind selbst unsere guten Werke, unsere mildthätigen und philanthropischen Bestrebungen, wenn unsere Seele nicht die Vision einer Zeit haben kann, wo das Gute über das Böse siegt, wo alle Bedrückung beseitigt ist, wo die Thränen der Menschlichkeit nicht mehr fließen, wo statt der Trauer Freude herrscht und statt des Unrechts das Recht triumphiert! Emerson's Worte überkommen mich manchmal mit seltsamer Gewalt: „Niedrig ist die Politik, unerfreulich die Litteratur; und aus den fernen Tiefen der Geschichte kommt die Stimme, welche klar spricht."

In geistigen Dingen, im Reiche des Gewissens zählt die Zeit für nichts: in manchen der ältesten Urkunden der Welt giebt es Ideen, welche uns Heutigen voraus sind. Anstatt daß die christliche Kirche über die ursprüngliche christliche Be-

geisterung hinausgegangen wäre, hat sie vielmehr zu derselben zurückzugehen und tief aus jenen alten Quellen zu trinken, bevor sie den Schritt vorwärts thun kann, der jetzt not thut.

Sehen wir näher im Einzelnen zu, was es heißen würde, jetzt einigermaßen so zu denken, wie Jesus vor achtzehn Jahrhunderten dachte. Zuerst würde es heißen: eine neue Ordnung der Dinge auf Erden erwarten, die Vorstellung aufgeben, daß die bestehenden politischen und socialen Einrichtungen irgend etwas Endgiltiges sind. Es würde uns in die Haltung derer versetzen, welche nach einem besseren Lande ausblicken. Daher würde man, während man in der gegenwärtigen Ordnung lebte, sich im Herzen ihr fremd fühlen. Man würde sich nie mit ihr zufrieden geben oder seinen Weg gehen mit seinem Geschäft, seinen Familieninteressen und seinem Verkehr mit den Freunden und denken, daß dies Alles sei. Manche Züge der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung würde man eben nur erdulden, und man würde auf deren Beseitigung sinnen. Man würde zu sich sagen, — und sich damit trösten — dies und jenes Gesetz, diese und jene Sitte und sociale Einrichtung, der Selbstsucht und Ungerechtigkeit entsprossen, muß untergehen; nur was gut ist, wird bestehen. Der Gegenwart würde man die Zukunft entgegensetzen und das Gewicht des Übels, welches uns bedrückt, durch die Vision dessen, was sein wird, aufwiegen. Denn daß ein Urteil, ein Ende des Unrechts, eine Fesselung des Bösen kommen muß, das würde der wahre Glaube sein, von dem wir lebten. Dieser Glaube würde uns auch dazu bestimmen, unser eigenes Leben zu reinigen; denn wenn wir erwarteten, die neue Ordnung zu sehen, so würden wir wünschen, einer Stelle in derselben würdig zu sein, — und ob wir sie nun mit unserem irdischen Auge sehen mögen oder nicht, wir würden wünschen, eines Geistes mit ihr zu sein. Wenn also Gerechtigkeit geschehen soll, so würden wir wünschen, im Herzen gerecht zu sein; wenn Liebe die künftige Regel ist, so würden wir wünschen, alle entgegengesetzten Triebe jetzt aus unserer Seele zu bannen.

Dies ist Alles sehr einfach, alltäglich; aber es scheint mir der Kern des Gedankens Jesu zu sein. Genau so zu denken, wie er und seine Jünger dachten, mag uns unmöglich sein. Selbst das Himmelreich, seine zentrale Idee, ist mit Vorstellungen verbunden, welche es in nicht kleinem Umfange dem Bereiche dessen, was für uns glaubhaft ist, entziehen. Aber im Grunde war es die beste Hoffnung auf ein Reich der Gerechtigkeit zu Jesu Zeit und für sein Geschlecht. Es war die schöne Blüte aller damaligen geistigen Bestrebungen. Es sammelte allen Idealismus in sich, der damals lebendig war. Jesus war kühn genug, zu glauben, daß die neue Weltordnung nahe sei. Er war durch einen Andern vor ihm begeistert worden; er seinerseits begeisterte eine Menge, die ihn hörte. Sein Lehrer hatte ein Gericht prophezeit; so auch er. Er erklärte im Einzelnen, wer diejenigen wären, welche in der bevorstehenden Ordnung einen Platz haben sollten: es waren die, welche Not litten und im Ungemach waren; die, welche die Gesellschaft beschimpfte und verfolgte; die, welche arm und unterdrückt waren; — vor allem die, welche hungerten und dursteten nach einem Reiche der Gerechtigkeit; die, welche den Streit haßten und zur Barmherzigkeit neigten; die, welche demütig eher als selbstvertrauend waren; die, welche eher alles Unrecht erdulden als Unrecht thun wollten; die, welche selbst solche liebten, welche sie beleidigten; die, welche vollkommen zu sein versuchten. Solche Menschen sollten die nahe herbeigekommene gerechte Gesellschaftsordnung bilden; und keine Person von entgegengesetzter Art sollte in sie Einlaß finden, vor allem nicht die Heuchler und die, welche das Gut der Wittwen und Waisen verschlingen. In ihr sollte der Gerechte erstrahlen wie die Sonne. Der Gedanke ist derselbe wie der, welcher in einem edeln Gedichte*) unserer Tage ausgedrückt ist, das beginnt:

Hörtet von der gold'nen Stadt ihr,
  D'rum sich die Legende schlingt?
Ew'ges Licht strahlt auf sie nieder,
  Wundermähr von ihr uns klingt.

Nur gerechte Menschen wohnen
  In den Mauern, lichtgeweiht,
Unrecht weicht von ihren Grenzen,
  Herrschend thront Gerechtigkeit.

Dieser soziale Traum ist das Wesen der Lehre Jesu; dessen Verwirklichung zu erwarten, war die erste Bedeutung seiner Religion. Auf dessen Seite, so glaubte er, seien die unsichtbaren Mächte, wie sehr ihm auch die Mächte dieser Welt entgegen seien; ja, er selbst werde die Neuordnung einführen; er werde unter Gott der Richter sein; als der Tod ihm ins Antlitz sah, bewahrte er doch seine Zuversicht und sagte zu eben dem Gerichtshof, welcher das Todesurteil über ihn verhängte: „Von nun an wird es geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft, und kommen in den Wolken des Himmels."

Es ist leicht, das Element der Illusion in dieser Erwartung aufzuzeigen. Jesus ist in allen diesen achtzehn Jahrhunderten nicht gekommen; und es geht nicht an, zu sagen, daß sein Kommen sich auf eine andere Welt bezieht, da jeder Hinweis auf sie, den er machte, zeigt, daß er diese Welt im Sinne hatte. Das Gebet selbst, welches er seinen Jüngern lehrte, erfleht, daß sein Reich komme auf Erden; der Trost für die Sanftmütigen war, daß sie das Erdreich besitzen sollten. Das Wichtige aber ist, zur Seele der Wahrheit in dieser Erwartung zu gelangen und sie unter den veränderten geistigen Bedingungen der Gegenwart wiederzuerzeugen. Wenn die Kirchen mit dem wirklichen Jesus in Berührung kämen, so würde es ihre Erneuerung sein. Sie würden ihn dann vielleicht weniger anbeten, aber mehr ihm folgen. Sie würden den Reformbewegungen der Zeit die Hand reichen und sie in ihrer Mitte willkommen heißen; sie würden mit ihnen in ihrer Seele, wenn auch nicht in ihrem Buchstaben eins sein. Anstatt furchtsam, zaudernd dem fortschreitenden moralischen Zeitgeiste zu folgen, würden sie dessen Führung übernehmen; und wie die ursprüngliche Kirche dem Kindermord, den Gladiatorenkämpfen und anderen Schändlichkeiten der römischen Welt ein Ende machte, so würde die Kirche nun einige Barbareien der Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts verbannen.

Das Schlimme ist, daß die Kirche ihren Meister nicht versteht, daß sie die wahre Absicht des Neuen Testaments nicht begreift. Sie haben für den Einen wie für das Andere eine solche künstliche Ehrfurcht erworben, daß sie weder ihren Meister noch das Neue Testament mit wissenschaftlichem, wahrheitsliebendem Geiste studieren: sie haben Beide in eine Art von Heiligenschein eingehüllt und sehen nichts deutlich. Freisinnige Christen halten es für eine große Errungenschaft, zu entdecken, daß Jesus ein Mensch war; aber in dieser Entdeckung liegt kein besonderer Werth, keine Begeisterung. Die Frage ist: was für ein Mensch war er? Ihn einfach für den großen Verkündiger der Lehre zu halten, daß Gott ein Vater ist und alle Menschen Brüder sind, ist ungefähr ebenso unbestimmt und unwirklich, wie die anderen herkömmlichen Auslegungsarten. Zu predigen, daß Gott ein Vater ist und alle Menschen Brüder sind, mag ein Verfahren, der Welt zu helfen, sein; aber Jesus erwartete eine neue Gesellschaftsordnung. Er glaubte, daß die Welt, wie sie war — und sie hat sich nicht wesentlich geändert, seit seine gesegnete Stimme in ihr gehört ward — für das Gericht reif wäre; er war für Strafe und Erniedrigung ebenso wohl wie für Erhebung; das Böse und die Bösen sollten in Ketten geworfen werden. Es ist offenbar, daß, wenn er heutzutage lebte und die moderne Geistes-Atmosphäre atmete, er weder ein sentimentaler Schwärmer noch ein religiöser Rhapsode, sondern der Führer einer großen, tiefgehenden Reform-Bewegung sein würde, in der Überzeugung, daß er hierbei dem Willen seines Vaters folge, daß dies wahre Religion sei, und daß Glaube

*) Von dem Begründer der ethischen Bewegung, Dr. Felix Adler.

und Hoffnung in Verbindung mit jener Reform ihre wahre Bedeutung haben. Nimmer würde er sich mit dem zufrieden gegeben haben, was die meisten seiner Anhänger jetzt den Elend und Unrecht Leidenden darbieten: mit der Hoffnung auf Vergeltung in einer andern Welt; nimmer würde er eingewilligt haben, die Erde dem Teufel zu überlassen und nur den Himmel Gott vorzubehalten; er würde gesagt haben, die Gerechtigkeit sei für hier und jetzt und der Wille Gottes müsse geschehen auf Erden wie im Himmel.

Was für eine neue Sache würden die christlichen Kirchen werden, wenn sie sich dieses Geistes bemächtigen könnten! und wer hätte einen so guten Anspruch darauf, wie sie? Wie leicht würden dann manche Aufgaben werden, welche jetzt riesenhaft erscheinen, so niedrig ist der Ton der öffentlichen Meinung, so wenig haben die Menschen die Vorstellung, daß Religion bedeutet: nach Gerechtigkeit und einer gerechten Gesellschaftsordnung auf Erden streben!

Zurück zu Jesus also, sage ich, zurück zu seinem großen Ideale! Die Kirche kann nicht, wie sie es einst that, die Verwirklichung desselben von ihm erwarten; aber den Geist kann sie vielleicht von ihm empfangen, durch welchen die Menschen angetrieben werden, selbst es zu verwirklichen. Nicht mehr können die Christen sagen (wenn sie ehrlich meinen, was sie sagen): „Wir glauben, daß Du kommen wirst, uns zu richten“; aber durch frische Berührung mit ihm können wir vielleicht den Glauben gewinnen, daß die Menschheit ihr eigener Richter sein, selbst mehr und mehr das Böse vernichten und das Gute aufspeichern kann.

Möchte der doppelte Schritt, den ich beschrieben habe, gethan werden! Möchte der Geist befreit und noch einmal das Gewissen gerührt werden! Dann wird die trennende Mauer fallen, welche zwischen dem Christentum und vielem von dem, was in der Welt ernst und gut ist, besteht.

Noch einmal der Hirtenbrief des Bischofs von Trier.

Der Abdruck des bischöflichen Hirtenbriefes in No. 11 der „Ethischen Kultur“ hat so viel Widerspruch hervorgerufen, daß wir uns genötigt sehen, nochmals darauf zurückzukommen. Bei genauem Durchlesen unserer Einleitung dazu muß Jeder verstehen, wie wir den ganzen Brief aufgefaßt wissen wollen: mit den Grundgedanken erklärten wir uns einverstanden und nur diese haben wir auszugsweise wiedergegeben. In ethisch erweitertem Sinne sollten sie von unbefangenen Lesern aufgefaßt werden.

Wie sehr es in unserer Zeit fast zur Unmöglichkeit geworden ist, über den kirchlichen und politischen Parteien zu stehen und das Gute und Beherzigenswerte anzuerkennen, von welcher Seite es auch kommen möge, zeigen die Masse Einwendungen,*) die uns brieflich und mündlich zugegangen sind. Von der ersten naiv-entsetzten Frage an: „Um Gotteswillen, sind Sie katholisch geworden?“ die einen verkappten Jesuiten in der Redaktion vermutete, bis zu dem Vorwurf, wir unterstützten die Intoleranz des Bischofs von Trier, sind uns Erwiderungen aller Parteischattirungen zu Ohren gekommen. Wir wollen nur auf den letzten Vorwurf etwas näher eingehen, da wir, wenn er berechtigt wäre gegen unser Programm verstoßen hätten. Darin heißt es: „Wir wollen als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der religiösen und politischen Anschauungen, ethische Kultur pflegen.“ Wir haben diesem Grundsatz nicht zuwider gehandelt, denn wir haben unabhängig von den Verschiedenheiten der religiösen Anschauung den in dem Hirtenbrief enthaltenen ethischen Kern hervorgehoben. Man hat uns auf den Schluß des Hirtenbriefes hingewiesen, worin der Verfasser seiner einseitig katholischen Auffassung die Zügel schießen läßt und sogar den Verkehr zwischen Kindern verschiedenen Glaubens verhindern will. Diesen Schluß haben wir jedoch weder abgedruckt, noch gut geheißen, denn wir sehen es ja gerade als unsere Aufgabe an, die Abgründe zu überbrücken, welche die Menschen durch ihre einseitige religiöse oder politische Parteilichkeit zwischen einander geschaffen haben. Unsere Wiedergabe des Hirtenbriefes mag als solch eine Brücke angesehen werden, die zu den Brüdern drüben hinüberführen soll — schade nur, daß Niemand sie betreten will! — Vielleicht sehen unsere Leser auch in diesen Worten einen Widerspruch zum Inhalt des Hirtenbriefes und sagen uns: „Ihr wünscht einen Zusammenschluß Aller auf dem Boden ethischer Kultur und trotzdem sprecht Ihr Euch gegen die gemischten Ehen aus!“ Und doch ist Beides vereinbar. Zu einem oberflächlichen Verkehr zwischen Menschen verschiedenen Glaubens oder verschiedener Weltanschauungen gehört nur gesellschaftlicher Takt; zu einem freundschaftlichen Verhältnis zwischen ihnen, zu gemeinsamer friedlicher Thätigkeit im Dienste der Menschheit, wie zu erreichen es Zweck der Gesellschaft für ethische Kultur ist, gehört ein hoher Grad von Toleranz, Gerechtigkeit und Menschenliebe; zu einer glücklichen Ehe aber, welche die innigste, das ganze Leben umspannende Gemeinschaft zwischen zwei Menschen sein soll, gehört unbedingt die vollste geistige Uebereinstimmung. Sollen doch auch Mann und Weib gemeinsam ihre Kinder erziehen; wie können sie es, wenn sie nicht von gleichen Grundsätzen ausgehen und gleiche Ziele erstreben? Es wurde uns eingeworfen, daß z. B. ein Katholik mit einer Protestantin recht wohl eine glückliche Ehe führen könne, wenn Beide nur echte Christen seien. Dann sind eben Beide nur Christen und haben aufgehört, im kirchlichen Sinn katholisch oder evangelisch zu sein, oder aber der eine Teil neigt nach und nach der Auffassung des Andern zu, was sich sofort zeigt, wenn die Frage der Kindererziehung an Beide herantritt. Gewöhnlich stehen solche Ehegatten den höchsten Fragen des geistigen Lebens gleichgültig gegenüber, das heißt: sie haben weder einen innigen religiösen Glauben, noch eine gefestigte philosophische Weltanschauung. Weder die Gläubigen noch die Ungläubigen unter unseren Lesern werden solch' eine Ehe für vollkommen erklären, oder meinen, daß ihr Glück dauernd gesichert sei. In unseren Tagen, wo es den jungen Leuten der höheren Stände fast zur Unmöglichkeit gemacht wird, sich näher kennen zu lernen, sind die „gemischten“ Ehen (im ethisch erweiterten Sinn) an der Tagesordnung. Erst lange nach der Heirat erkennen oft die Aneinandergeketteten, daß jede geistige Harmonie zwischen ihnen fehlt, daß nur poetisch verbrämte sinnliche Leidenschaft sie zu einander geführt hat. Und fremd sind sich die, welche sich am nächsten stehen sollten. Dagegen sagt der Bischof von Trier, und wir mit ihm: „Dieselben Anschauungen, Ueberzeugungen, Wünsche und Bestrebungen sollen beide Gatten beseelen“ und fragt dann weiter: „Besteht nicht in der Harmonie der Gesinnungen und Gefühle, in der gemeinschaftlichen Bethätigung der christlichen Pflichten, in dem ungeteilten Streben nach Tugend und Vollkommenheit das höchste Glück der Gatten?“ In all diesen Sätzen braucht der Bischof seine Sprache, die Sprache der Kirche, wie wir uns unserer Ausdrucksweise bedienen und jeder Stand, jeder Beruf sich um so mehr seine eigene Sprache bildet, je mehr er sich von den andern abschließt. Wir, die Vertreter ethischer Kultur, sollten nicht in denselben Fehler verfallen, sondern unser Ohr immer mehr schärfen, um immer deutlicher den Ton gemeinsamer Menschlichkeit aus Allem herauszuhören, was uns zuerst fremd entgegenklingt.

*) Eine Entgegnung auf den Hirtenbrief werden wir in einer der nächsten Nummern veröffentlichen.

In der Liebe wie in der Gerechtigkeit giebt es kein Unmaß.

Physiologie und Moralunterricht in unseren Schulen.

Von Heinrich Hennings.

Jeder, dem das Wohl der Schule und der Nation am Herzen liegt, wird zugeben, daß der Religionsunterricht, der in unseren unteren Schulen den Hauptgegenstand und den eigentlichen Mittelpunkt des Unterrichts bildet, diese Stellung heutzutage nicht mehr beanspruchen kann. Der Religionsunterricht, der hauptsächlich in der Auslegung von biblischen Geschichten und Katechismusabschnitten, in dem Memorieren von Kirchenliedern und in der Belehrung über christliche Dogmen besteht, gehört in Wirklichkeit einer längst entschwundenen Zeit an. Das christliche Ideal, das die Erde als den Mittelpunkt des Universums, den Menschen als den Mittelpunkt der organischen Welt und als das Ebenbild und den besonderen Liebling Gottes betrachtet, ist vollständig verblaßt. Die Menschen des Mittelalters, denen diese Vorstellung eine lebensvolle Wahrheit war, bewegten sich in ganz anderen Verhältnissen und beschäftigten sich mit ganz anderen Problemen als wir. Ihnen galt die Ermittelung des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch, die Ergründung des Mysteriums der heiligen Dreieinigkeit als das erstrebenswerteste Ziel und das höchste Problem. Aber für alle diese Sachen können wir uns jetzt nicht mehr erwärmen; sie haben für uns kein wirkliches Interesse mehr, sondern höchstens nur noch eine kulturhistorische Bedeutung. Wir betrachten jetzt den Menschen schlechthin als einen Bürger dieser Welt; wir untersuchen den Bau und die Lebensthätigkeiten seines Körpers; wir bemühen uns, die Ursachen und das Wesen epidemischer Krankheiten und pathologischer Veränderungen im menschlichen Organismus zu erkennen; wir suchen die Stellung des Menschen in der Natur und sein Verhältnis zu der ihn umgebenden organischen Welt zu erforschen, sowie sein Verhältnis zur menschlichen Gesellschaft, zu seinen Mitmenschen, zu ermitteln und zu regeln.

Wenn unser Schulunterricht dieser veränderten Richtung unserer Geistesthätigkeit und unserer Lebensanschauungen Rechnung tragen soll (und er wird es über kurz oder lang müssen), dann werden wir genötigt sein, uns nach anderen Unterrichtsfächern umzusehen, die in der Unterweisung und Erziehung der Jugend einen ersten Rang einzunehmen haben. Als solche Gegenstände des Unterrichts erscheinen mir die Physiologie (speciell des menschlichen Körpers) und der Moralunterricht, und ich möchte den Wert derselben für die Erziehung und das Leben hier kurz erörtern.

Was läge wohl dem Menschen näher, als eine genaue Kenntnis der Lebenserscheinungen und Lebensthätigkeiten seines eigenen Körpers? Indem er diese gewinnt, wird er erkennen, wie er sein Leben einzurichten habe, um Krankheiten zu vermeiden, um seinen Körper stets in voller Kraft und Gesundheit zu erhalten. Er wird weise haushalten lernen mit den Kräften, die ihm die Natur verliehen hat, und erkennen, daß Mäßigkeit und Ruhe, nutzbringende Thätigkeit und Bewegung unentbehrlich sind zur Erhaltung des körperlichen und geistigen Wohlbefindens. Da er erkannt hat, daß alle Menschen gleich organisiert sind und gleiche Bedürfnisse haben, so wird er die gerechten Ansprüche, welche seine Mitmenschen machen, zu würdigen wissen und absolute, d. h. physiologische Armut unter seinen Genossen nicht aufkommen lassen. Aber nicht nur der Verstand, sondern auch das Gemütsleben und die Freude am Schönen wird durch den Einblick in die physiologischen Gesetze des tierischen und pflanzlichen Lebens gefördert. Eine ganze Wunderwelt wird den Schülern, die mit den physiologischen Erscheinungen des menschlichen Körpers und der Pflanzenwelt bekannt gemacht werden, erschlossen. Man denke nur an den Bau und die Funktionen der menschlichen Sinnesorgane, des Auges, des Ohres, der Haut; ferner an den Bau und die Thätigkeiten des Herzens, der Lunge, die Zusammensetzung des Blutes, der pflanzlichen Gewebe u. s. w.

Der Unterricht, der jetzt in unseren Schulen über Bau und Leben des menschlichen Körpers erteilt wird, ist höchst einseitig und leidet in der Regel an einer falschen methodischen Behandlung. Physiologische Belehrungen über den menschlichen Körper, die naturgemäß mit dem Ernährungssystem und nicht etwa mit dem Knochengerüst zu beginnen haben, können schon im dritten Schuljahr mit Nutzen gegeben werden, um von da an in konzentrisch sich erweiternden Kursen durch alle Klassen unserer Volks- und Bürgerschulen und höheren Lehranstalten fortgeführt zu werden.

Dieselbe Bedeutung, die wir dem Unterrichte in der Physiologie beilegen, soweit die gedeihliche Entwickelung und das physische Wohlbefinden des Individuums in Betracht kommt, dieselbe Bedeutung hat der Unterricht in der Moral oder Ethik für die gesunde Entwickelung und das Gedeihen der Gattung. Man denkt sich in der Regel die Moral aufs engste verknüpft mit der Religion oder der Art und Weise der Gottesverehrung und der Weltanschauung, und es läßt sich nicht bestreiten, daß Gottesverehrung und Weltanschauung stets einen wesentlichen Einfluß auf das sittliche Handeln der Menschen ausgeübt haben. Daher mag es kommen, daß der Begriff der Moral mit dem der Religion so oft verwechselt oder vermengt wird, und daß es viele Menschen giebt, die sich ohne Religion überhaupt keine Moral denken können. Standen doch ursprünglich alle menschlichen Geistesthätigkeiten, die sich im Laufe der Zeit als selbständige Wissenszweige entwickelt haben, unter dem überwältigenden Einfluß religiöser oder abergläubischer Gebräuche, von welchen sie anfangs vollständig überwuchert waren. Man denke nur an die Sterndeuterei bei barbarischen Völkern, an die Medizinmänner der Wilden und an die ganze dunkle Geschichte des Zauber- und Hexenwesens. Wenn wir nun vielleicht auch das Verhältnis der Moral zur Religion in allen ihren Beziehungen noch nicht ganz klar erkannt haben, so scheint doch das festzustehen, daß die moralischen Gefühle ursprünglich nichts mit der Religion zu thun hatten. Die prähistorische Quelle der ersteren liegt in den sozialen Instinkten der Tiere, während die Religion dem Abhängigkeitsgefühl des Menschen und seinem Bestreben entsprang, sich irgend eine Erklärung des Universums und der Lebenserscheinungen zu bilden.

Diejenigen unter unseren affenähnlichen Urerzeugern, welche sich am festesten zusammenschlossen, sich am wirksamsten in Not und Gefahr unterstützten, mußten allmählich den Sieg über andere davontragen, die weniger fest zusammenhielten. Auf diese Weise wurden die Tugenden der Treue, des Gehorsams, des Mutes, der gegenseitigen Hilfeleistung, immer mehr gekräftigt, während gleichzeitig die sympathischen Gefühle, das Mitgefühl, die Furcht vor Tadel, das Wohlgefallen an Lob und Ruhm sich entwickelten. Durch Jahrtausende lange Gewohnheit und Übung, durch den Beifall und die Anerkennung der Mitmenschen, wurden diese Tugenden immer kräftiger ausgebildet. Der Mensch gewöhnte sich schließlich daran, bei allen seinen Handlungen auf das Urteil seiner Mitmenschen einen hohen Wert zu legen; er erlangte auf diese Weise einen Maßstab, an dem er seine vergangenen Handlungen messen und nach welchem er seine künftigen im Voraus beurteilen konnte. Das war aber der erste Anfang des Gewissens, „denn das Gewissen schaut rückwärts und dient uns als Führer für die Zukunft.“ Das selbständige Gewissen ist, wie Goethe sagt, „die Sonne unseres Sittentages.“

Nachdem wir uns diesen Entwickelungsgang vergegenwärtigt und gesehen haben, daß wir zum größten Teil der allmählichen Kräftigung der moralischen Gefühle die bevorzugte Stellung verdanken, die wir in der Natur einnehmen, ergiebt sich die Bedeutung, welche der Moralunterricht für das Leben hat, von selbst. Die Menschheit ist ein Ganzes, eine heilige Einheit. Diejenige Nation, welche diesen Begriff in ihren öffentlichen Einrichtungen am besten verkörpert, welche die größte Anzahl sympathischer, zufriedener und glücklicher

Mitglieder umfaßt, wird in dem Wettbewerb der Nationen untereinander am meisten Aussicht auf Erfolg haben. Andere Stämme und Völker werden ihre Sitten und Gebräuche, ihre vorteilhaften Eigentümlichkeiten und ihre Sprache allmählich annehmen; sie wird gedeihen und sich vergrößern; sie wird an Macht und Einfluß gewinnen. Warum gingen die Staaten der antiken Völker, der Griechen und Römer, zu Grunde? Ohne Zweifel deshalb, weil die ethischen Gefühle durch barbarische Einrichtungen vollständig verdunkelt waren. Die Sklaven und die Gladiatoren brachten ihnen den Untergang. Woher kommt es, daß die spanische Nation, noch vor drei Jahrhunderten die mächtigste der Welt, ihre Macht und ihre politische Bedeutung gänzlich eingebüßt hat? Offenbar waren hier dieselben Ursachen wirksam. Die Ketzer, die die Kerker der Inquisition füllten und auf unzähligen Scheiterhaufen brannten, sprachen der spanischen Monarchie das Urteil. Es sind also die sozialen Tugenden, d. h. die Tugenden der Barmherzigkeit, des Mitgefühls, der Gerechtigkeit, der Wahrhaftigkeit und Treue, der gegenseitigen Liebe und Hilfeleistung, welche der Moralunterricht zu pflegen hat. Während durch die Unterweisung in der Physiologie die Pflichten jedes Einzelnen gegen sich selbst und seine Rechte als selbständiges Lebewesen klar zur Anschauung gebracht werden müssen, wird der Unterricht in der Moral die Pflichten jedes Einzelnen gegen Andere (auch gegen Tiere und Pflanzen) und gegen die Gesamtheit, sowie seine sozialen oder politischen Rechte zu zeigen haben. Da nun aber das Zusammenleben der Menschen sich nicht mehr nach theokratischen Grundsätzen ordnen läßt, sondern schon jetzt alle wesentlichen gesellschaftlichen Beziehungen auf der Grundlage und nach Maßgabe unserer wissenschaftlichen Erkenntnis geregelt werden, so wird ein Unterricht in der Religion fernerhin nicht mehr nötig sein. Die Jugend hat also die Schulen zu verlassen, ausgerüstet mit den Kenntnissen, die im Einklang stehen mit unserer naturwissenschaftlichen Weltanschauung, welche der Hauptsache nach von den geologischen und phylogenetischen Entdeckungen der letzten sechzig Jahre getragen wird, und im Vollbesitze der Wahrheit, daß Andern Gutes zu thun, Andern zu thun, wie wir wollen, daß man uns thue, die oberste Regel und Richtschnur unseres sittlichen Lebens und Handelns ist.

Wie unsere Erziehungsverhältnisse jetzt liegen, lassen sie schon in ihrer äußeren Einrichtung die Abwesenheit jedes ethischen und pädagogischen Prinzips erkennen. Unserem Schulwesen fehlt jede einheitliche Organisation; es ist errichtet auf dem Dreiklassensystem, und für eine ganze Kategorie von Schulen scheint das Ziel der unterrichtlichen Thätigkeit darin zu bestehen, ihre Zöglinge so weit zu fördern, daß sie die Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst erlangen. Wir haben niedere und höhere Schulen, und zwischen beiden stehen die Mittelschulen und die höheren Töchterschulen. Die niederen Schulen zerfallen in Volks- und Bürgerschulen, in Knaben- und Mädchenschulen, während die höheren Schulen sich abstufen in Realschulen, Realprogymnasien, Realgymnasien und Gymnasien. Alle diese Schulen stehen unter einander in keinem organischen Zusammenhange. Die niederen sind nicht etwa die Vorstufen für die höheren, sondern jede Schule baut von unten auf, empfängt ihre Zöglinge als Elementarschüler und entläßt sie mit dem Zeugnis der Reife. Diese Zerfaserung unseres Schulwesens, welche das getreueste Abbild unserer gesellschaftlichen Zustände und Vorurteile ist, hat die Klassengegensätze in unserer Nation zu wahren Kasteneinrichtungen verschärft und namenloses Unheil angerichtet.

Die Schule der Zukunft, welche allein einen fruchtbringenden Moralunterricht ermöglichen wird, wird diese Abstufungen und Gegensätze nicht kennen. Sie wird eine organisch gegliederte Einheitsschule sein, welche allen Angehörigen der Nation, ohne Unterschied des Standes und des Geschlechts, das gleiche Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten darbieten wird. Auch dem Unterrichte wird ein einheitliches, ein wahrhaft ethisches Prinzip zu Grunde liegen, welches in der Anleitung zur Naturbetrachtung und Naturerkenntnis, in der auf physiologischer und phylogenetischer Grundlage errichteten Sittenlehre den Mittelpunkt des Unterrichts und das Hauptziel der Erziehung erblicken wird. Goethes Worte über die Freude am Naturerkennen werden dann im Herzen jedes Einzelnen kräftigen Widerhall finden:

„Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken."

Schuldig? —

Eine Erzählung von Richard von Hartwig.

Etwas abseits vom Dorfe, einem der Vororte Berlins, unmittelbar am Saume des nahen Tannenwaldes, stand eine reizende kleine Villa. Dieselbe gehörte einem reichen Berliner Fabrikbesitzer, welcher alle Sommer mit seiner Familie mehrere Monate zur Erholung dort lebte. Den Winter über stand das Haus leer; nur im Keller wohnte ein Haushalter mit seiner Frau, dem die Aufsicht über das Grundstück übertragen war, wofür er die Wohnung umsonst hatte. Während der Wintermonate waltete derselbe also völlig als Alleinherrscher, und diese Zeit der goldenen Freiheit wurde dann auch stets in einer Weise genutzt, daß es jedenfalls gut war, daß der Besitzer keine Ahnung davon hatte.

Abgesehen von der Arbeit, die sich im Sommer in dem kleinen Garten des Hauses bot, überließ es der alte Kampe, wie er im Orte allgemein benannt wurde, seiner Frau, durch Wäsche und andere Hantierung Geld zu verdienen, das er dann zum größten Teil ins Wirtshaus trug; denn als Säufer war er im ganzen Ort bekannt, und in den unüberwachten Wintermonaten ging wohl kaum ein Tag zu Ende, an dem er nicht betrunken nach Hause zurückkehrte.

Über seine Beschäftigung des Tages über, also in der Zeit seiner Nüchternheit, munkelte man im Orte allerlei. Der Garten der Villa, der unmittelbar an eine größere Schonung stieß, bot zu Wilddiebereien die schönste Gelegenheit; manch Häslein und wildes Kaninchen, die in der Gegend zahlreich vertreten waren, sollten ihm schon in die geschickt aufgestellten Drahtschlingen gegangen sein; und, solch erjagtes Wild an den Mann zu bringen, fehlte es niemals an passenden Mittelspersonen. Auch von einem kleinen unerlaubten Holzhandel redete man mancherlei. Mal war in der Heide hier, mal da ein Baum gefällt und glücklich unbemerkt bei Seite geschafft; aber so sehr der Verdacht sich auch auf den alten Kampe und seine Genossen lenkte, bisher war es weder dem Förster noch dem Gensdarm gelungen, ihn der That zu überführen.

Das gerade Gegenteil von ihm war seine Frau; ordentlich, fleißig und rührig, wußte sie durch ihrer Hände Arbeit sich redlich ihr Geld zu verdienen. Kein Wunder, daß zwischen den Eheleuten kein gutes Verhältnis bestand, daß Zank und Streit an der Tagesordnung war, der, natürlich stets von dem trunkenen Mann hervorgerufen, oft sogar zu Thätlichkeiten ausartete.

Im letzten Winter war es sogar noch schlimmer geworden; denn es hatten sich fragwürdige Gestalten in dem Orte eingefunden, die mit unverstandenen, jede Ordnung der Gesellschaft unterwühlenden Phrasen gleichsam hausieren gingen und namentlich in den Schenken beim Branntwein das Gift der Unzufriedenheit zu nähren verstanden. Bei den schlechtesten Elementen fanden sie natürlich den leichtesten Anhang und die begeistertste Zustimmung, und der alte Kampe war selbstredend der Eifrigsten einer.

Wenn er dann nach solch einem Zusammensein in der Schenke Abends trunken nach Hause kam und, mit revolutionären Redensarten um sich werfend, seine Frau noch gar wegen ihrer ehrlichen Arbeit ausschimpfte und verhöhnte, dann gab es meistens böse Scenen.

Das war in diesem Winter nun schon so oft geschehen, daß die arme Frau schier der Verzweiflung nahe war.

Die letzten Tage allerdings waren für sie eine wahre Erholung und Herzenserleichterung gewesen.

Ihr Sohn, der seit zwei Jahren zum Militär eingezogen war, hatte zu Weihnachten auf acht Tage Urlaub nach Hause bekommen. Er war ein ordentlicher, tüchtiger Mensch und bei seinen Vorgesetzten daher gut angeschrieben. Ganz nach der Mutter geartet, bestrebt etwas Tüchtiges zu sein und zu werden, hatte ihm das Vagabondenleben seines Vaters schon manchen Schmerz bereitet. Seinetwegen wäre er auch jetzt nicht gekommen, und nur der Mutter wegen, die er innig liebte, hatte es ihn nach Hause gezogen.

Nun war ja der Urlaub auch bald zu Ende,. der Sylvesterabend war gekommen, und morgen mußte er zurück zum Regiment.

Es war schon Abends spät, die Mutter saß allein in der Stube. Auf dem Tisch stand noch der kleine Weihnachtsbaum, der mit Äpfeln und Nüssen, mit Gold- und Silberpapier geschmückt war; das hatte der Sohn gethan! — In dem kleinen eisernen Ofen, der gleichzeitig als Kochherd diente, brannte noch Feuer; die Mutter hatte soeben den Theekessel mit Wasser darauf gesetzt, und schon begann es leise zu dampfen und zu brodeln. Sie selber saß wie fröstelnd und in sich zusammen gekauert am Feuer, die Hände in den Schoß gelegt, und brütete mit sorgenvoller Miene vor sich hin; man sah es dem Antlitz an, nicht harte Arbeit allein, auch Kummer und Sorge hatten ihre tiefen Furchen darein gegraben.

Da lauschte sie auf, sie hörte Schritte nahen, und freudeverklärt haftete ihr Auge an der sich öffnenden Thür; es war ihr Sohn.

„Siehst du, Mutter, da bin ich wieder," sagte er fröhlich, die Thüre wieder hinter sich schließend und eine große Düte in der einen und die Feldflasche in der andern Hand ihr entgegenhaltend, „hier hab' ich Pfannkuchen mitgebracht, und hier was zum Punsch; wir müssen doch auch Sylvesterabend feiern!"

„Und es ist ja auch der letzte Tag, den du hier bist," entgegnete diese, „ach, mein Junge, es wird mir ordentlich schwer ums Herz, wenn ich daran denke".

Sie hatte ihm die Pfannkuchen abgenommen und auf einen Teller gethan, den sie auf die warme Ofenplatte stellte, indeß er sich daran machte, in einem irdenen Topf den Punsch zu bereiten. Sie hatten den Tisch dazu näher an den Ofen heran gerückt und saßen nun traulich beisammen, jeder ein Glas dampfenden Punsches vor sich und Pfannkuchen dazu verzehrend.

Es war ein herzinniges Verhältnis zwischen Mutter und Sohn; kindliche, treuherzige Liebe atmete sein ganzes Wesen ihr gegenüber, und mütterlicher Stolz und Glückseligkeit leuchteten aus ihrem Antlitz, während ihre Blicke an dem schmucken, stattlichen Soldaten hingen.

„Wo nur der Vater wieder bleibt? auch heute wieder!" warf er plötzlich hin, indem seine Miene einen schmerzlich bekümmerten Ausdruck annahm.

Die Mutter seufzte tief auf, herber Ernst legte sich auf ihre Züge. „Hast du ihn im Dorfe nicht vorhin gesehen?"

„Ja, als ich den Rum holte", entgegnete er, „da saß er in der Schenke, und es waren noch mehrere da; ich sollte mich dazu setzen, aber ich wollte nicht; es war auch wieder — wie heißt er doch gleich? —

„Der rote Karl?" — warf die Mutter ein.

„Ja, der war da, und es schien mir, als ob sie wieder so allerhand Geheimnisvolles brüteten; da bin ich lieber rasch zu dir wieder hergekommen."

Die Mutter schüttelte bedenklich das Haupt, wie von einer trüben Vorahnung befallen.

„Na, da wird's heut' wieder schlimm werden; das kenn' ich schon! da sitzen sie wieder im Verein und reden und wollen die Welt verbessern und saufen sich um das bischen Verstand, und wenn er dann nach Haus kommt — na, da steh Gott einem bei! — Und wenn du fort bist, geht's so beinah Tag aus Tag ein; ach, es ist ein Elend!"

„Es ist gut, Mutter, daß mein Urlaub zu Ende ist, daß ich morgen wieder fort muß; müßt' ich das hier länger mit ansehen, ich glaub', es gäb' ein Unglück! — Als er gestern den Holzschuh nach dir warf — er flog dir dicht am Kopf vorüber — ich glaube, hätte er dich getroffen — ich hätte — — ach, weißt du, Mutter, es zuckte mir in allen Gliedern! — — könntest du doch nur fort von hier!" — —

Die Mutter seufzte tief auf.

„Ach, oft hab' ich's auch schon gedacht; weglaufen in die weite Welt, nur fort von hier! — aber dann sagt' ich mir immer wieder: die Last, die Gott einem auferlegt, muß man auch zu Ende tragen!" —

Wüstes Lärmen wurde draußen laut und unterbrach der beiden Gespräch, und polternd schlug dann etwas gegen die Thür, daß sie aufsprang.

Es war der Vater; ein Blick genügte, um zu wissen, in welchem Zustand er sich befand.

Den eingebeulten und beschmutzten Hut tief im Genick sitzend, die blutunterlaufenen Augen stier aus den Höhlen hervorquellend, so turkelte er durch die Thür herein, auf den Tisch zu, an dem die beiden saßen.

„So, so," hub er an mit schwerer, lallender Zunge, „also bei Muttern hier an der Rockfalte sitzt das Jüngelchen?! — von Vatern will er nichts wissen — den läßt er draußen allein sitzen?!" —

„Du warst ja nicht allein, hatt'st ja Gesellschaft genug," entgegnete jener ruhig.

„So, so, Gesellschaft genug? — paßt wohl meinem Herrn Sohn nicht so ganz? — ist wohl zu vornehm dazu, der Herr Soldat für — für — für Leute unser'n Schlages? — hehe?" —

Er hatte sich auf einen Stuhl niedergeworfen.

„Ich kenne die Leute ja nicht und" —

„Na, und? — sind ihm wohl auch nicht gut genug? Hahahaha!" brach er in ein trunkenes Lachen aus, „solch ein staatlich patentierter Mordbube! — na, wart' nur, Jüngelchen, wir kriegen Euch doch noch, wir! — wir sind die Herren, wir! — ich will Euch zeigen, wer der Herr hier ist!" —

Damit schlug er auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

„Aber Mann, denk' doch an deinen Sohn!" warf die Mutter dazwischen.

„Was will die alte Vettel?" schrie er sie an, „Sohn? — ach was, Sohn! totschlagen, totschlagen wie die Hunde! das sag' ich Euch! — wir sind die Herren!" —

Es schien, als ob er nach diesem Redeausbruch einer besonderen Stärkung bedürfte; denn er griff in die Brusttasche und holte die Schnapsflasche hervor, doch sie war leer. Er stierte darauf hin, hielt sie, wie prüfend, mit zitternder Hand gegen das Licht, dann, wie um sich noch mehr zu überzeugen, führte er sie zum Munde.

„Verdammtes Aas!" murrte er enttäuscht vor sich hin; dann, in der Tasche wie nach Geld suchend, „ich muß mal Einen heben — August — da geh' mal hin — rasch — ich muß mal Eins trinken — hol mir von Schulze — er soll's aufschreiben — aber rasch" — damit hielt er seinem Sohn die leere Flasche hin.

Dieser saß da, den Arm auf den Tisch und den Kopf in die Hand gestützt; Abscheu und Verachtung lag in seinen Mienen.

„Es ist schon viel zu spät", sagte er kurz abweisend.

„Wa—s? zu spät?" — glotzte jener ihn an, „Jüngelchen, mir macht keiner etwas vor — das sag' ich dir! — ich will — ich muß aber noch Einen trinken! rasch, hol' mir — ich sag' dir rasch — da hast'e — lauf!" — — und wieder schob er ihm die Flasche zu.

„Hast ja schon mehr, wie zu viel! geh lieber ins Bett; ich hol' dir nichts!" unterbrach ihn dieser barsch und energisch.

„Wa—as?! du willst nicht? — Kanaille! — willst mich wohl gar — marsch sag' ich, oder — es soll die Schwere — —"

„So lauf doch selber!“ schnitt ihm August heftig das Wort ab.

„Hund!“ knirschte er wüthend zwischen den Zähnen, das Messer auf dem Tisch ergreifend und auf August zutaumelnd, „lauf, sag' ich, oder“ — —

„Aber Mann!“ fiel ihm die Frau in den erhobenen Arm, „schäme dich doch vor deinem Sohn!“ —

Es war, als ob dies nur noch gefehlt hatte, um den Wuthausbruch des Trunkenen völlig zu entfesseln. Das Messer entfiel zwar seiner Hand und einen Augenblick stand er da und starrte seine Frau an, wie fassungslos, indeß die Augen aus dem Kopfe quollen; dann aber, mit wutentstellten Zügen, brach er los:

„Wa—as!? — du Rabenaas! du alte Vettel! willst dem wohl gar noch helfen?! — wart' nur, dich werd' ich kriegen!“ und damit hatte er sie mit beiden Händen an der Gurgel gefaßt, daß sie, hintenüber taumelnd, quer über das Bett sank, röchelnd unter seinen würgenden Händen.

„Siehst du, mein Luderchen, nun hab' ich dich! nun werd' ich dir die Fisteltöne beibringen, daß dir die Puste ausgeht!“

Kreidebleich vor Entsetzen sprang August auf.

„Vater!“ schrie er auf, „laß los! ich sage dir, ich will's!“

„Was? — du willst?! — du Rotznase du! — ich will dir zeigen, was ich will! — umbringen will ich das Rabenaas!“ —

Vergebens mühte sich August, die Mutter zu befreien; wie eiserne Klammern legten sich die Hände des tobsüchtig Trunkenen um ihren Hals.

„Los!“ schrie er in gräßlicher Angst, „Vater laß los! bei Gott, es geschieht ein Unglück!“

„Du Hurensohn!“ höhnte dieser, „willst wohl deinen Vater noch erschlagen? — nur zu! — aber erst soll die hier d'ran!“

Und wieder zerrte der Sohn mit aller Kraft, die würgenden Hände zu lösen.

„Vater, laß los, sage ich! zum letzten Mal, laß los!“ Vergebens, nur noch fester krallten sich die Finger um den Hals, jedes Röcheln erstickend.

„Hihihi! ja, die halt' ich fest! hihihi!“ klang es ihm wie das Grinsen eines Wahnwitzigen an sein Ohr. Da wurde es ihm wie schwarz vor den Augen, als ob die Sinne ihm schwänden, dann flirrte es wirr vor seinem Blick, wie im Wirbel drehte sich sein ganzes Denken, drehte sich Alles rings um ihn her; er wußte nicht, wie ihm geschah, nicht mehr, was er that, nur das Eine wußte er, retten mußte er, retten die Mutter aus Mörderhand! — Da faßte seine Hand den Griff des Faschinenmessers an der Wand, die Klinge fuhr durch die Luft und traf den Vater auf den Kopf, daß er mit dumpfem Laut vornüber stürzte. Er blickte nicht auf ihn, er löste nur seine krampfhaft den Hals der Mutter umkrallenden Hände; dann nahm er sie auf seinen Arm und legte sie sanft auf ihr Bett, sich liebevoll zärtlich bemühend, sie wieder ins Leben zurück zu rufen. Aber alles Mühen war umsonst; unter den würgenden Händen des Tobsüchtigen hatte sie den letzten Atem ausgehaucht, ehe diesen der Todesstreich von des eigenen Sohnes Hand getroffen hatte.

Lange kniete er stumm vor der Leiche seiner Mutter, heiße Thränen rannen aus seinem Auge. Dann plötzlich fuhr er auf — — Langsam, mit lauten Schlägen tönte es von der Turmuhr des Dorfes herüber — es schlug Zwölf! — Das alte Jahr war zu Ende gegangen, das neue Jahr begann! und von der Dorfstraße her schallten die wirren, lärmenden Rufe durch die Nacht, mit denen das neue Jahr seinen gewohnten Einzug hielt. —

Da beugte er sich noch einmal thränenden Auges über seine Mutter, küßte sie auf das Antlitz; dann ging er hinaus zum Amtsvorsteher, sich dem Arm der weltlichen Gerichte zu übergeben.

Der Menschheit Pflicht.

Von Ludwig Lohaus. Lichterfelde-Berlin.

Natur ist Leben,
Leben ist Liebe,
Und Liebe ist Gott.

Die Allnatur schuf in dem Menschengeist
Den Spiegel, der ihr eignes Bild ihr weist! —
Und mit dem Geist ward uns die Menschenwürde:
„Ich bin! Ich trage stolz des Daseins Bürde,
Mein Wille ist ein Teil der ew'gen Kraft!“
Das ist der Born der heil'gen Menschenpflichten,
Die wir der Allnatur als Zoll entrichten;
Das sei der Sporn, der Menschlich-Großes schafft,
Und der Dich mahnt an Deines Daseins Pflicht:
Die Sonne sendet ihre Strahlen Allen,
Ob sie zum Tempel, ob zur Kirche wallen,
Ob sie vor Gott sich beugen oder nicht —
Der Menschheit höchste Pflicht zu aller Zeit
Sei Nächstenliebe, sei Gerechtigkeit.

Natur ist ew'ges Werden, ew'ges Leben;
Und selbst Vergeh'n, dem wir den Namen geben,
Ist Werden nur zu neuem Auferstehn;
Das Leben ist die Kraft, ist ew'ges Zeugen,
Ist ew'ge Liebe, der sich Welten beugen,
Ist Gott — zu dem Millionen Menschen fleh'n;
Wer in der Liebe lebt, lebt nicht vergebens,
Der trägt in sich den Quell des ew'gen Lebens!

Anzeigen.

Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.

Die „Ethische Kultur“ erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste I. Nachtrag Nr. 2070a) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährl. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste 1. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 1. April 1893.	Nr. 14.

Das Evangelium der That nach Goethe.

Von Dr. P. Lorentz in Berlin.

Damit das Evangelium der Liebe, das der Welt seit 19 Jahrhunderten gepredigt wird, nicht eine bloße Theorie bleibe, bedarf es der Ergänzung durch das Evangelium der That, wie ich es nennen möchte. Bei dem großen deutschen Reformator ist dieses infolge seiner zu einseitigen Betonung des Glaubens ganz erheblich zu kurz gekommen. Hat er doch sogar in seinen Tischreden einmal den Ausspruch thun können: nur durch den Glauben, nicht aber durch ein ehrbares, züchtiges Leben werde man vor Gott gerecht und selig. Obwohl nun in den biblischen Quellen der christlichen Ethik sich auch ganz entschiedene Hinweise darauf finden, daß nur „der Glaube gilt, der durch die Liebe thätig ist“ (vergl. Galat. 5, 6), und daß nicht „der vergeßliche Hörer, sondern der Thäter selig sein wird in seiner That“ (vergl. Jacob. 1, 25), so kann doch nie genug auch vom allgemeinmenschlichen Standpunkt, ohne religiöse Motivirung, betont werden, daß das „gut Handeln“ wichtiger ist als das „andächtig Schwärmen“, welches freilich nach jenem Worte Lessings im Nathan so viel leichter ist. Es ist eben „der schlaffste Mensch“, wie es ebendaselbst heißt, „der andächtig schwärmt, um nur gut handeln nicht zu dürfen.“ Unter den führenden Geistern des deutschen Volkes ist aber keiner, der den Wert und die Wichtigkeit der That durch Lehre, Dichtung und eigenen Lebenswandel nachdrücklicher und zuleich in einer anmutigeren und sich leichter einprägenden Form dargethan hätte als Goethe. Wer mit ihm in dieser unserer Welt nicht „nur ein Wartezimmer des künftigen Zustandes“ erblickt, wird nicht ohne Gewinn die folgenden Ausführungen über die That hinnehmen, wie sie an der Hand der wichtigsten unter den hergehörigen Sprüchen in Reimen und Prosa, einiger bemerkenswerten Stellen im Faust und Wilhelm Meister und einzelner Brief- und Gesprächsstellen des Dichters aus der Epoche seiner Vollendung gegeben werden sollen.

Goethe war ein abgesagter Feind aller Sentimentalität, weil diese ein durchaus unfruchtbarer, passiver Zustand ist:

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten, es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.

Das ist eben das Gefährliche an der zu einseitigen Betonung des Glaubens als Heilsmittel, daß „sobald die guten Werke und das Verdienstliche derselben aufhören, Sentimentalität dafür eintritt.“ Das sentimentale, träumerische Wesen führt zu ganz schiefer Ansicht der Dinge in unserer realen Welt; daher die Mahnung:

Verweile nicht und sei dir selbst ein Traum,
Und wie du reisest, danke jedem Raum,
Bequeme dich dem Heißen wie dem Kalten:
Dir wird die Welt, du wirst ihr nie veralten.

Und auch den Gegenpol des selbstquälerischen Wesens, der nicht minder von fruchtbringender Thätigkeit ablenkt, das Genußleben, verwirft Goethe:

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen,
Harte Bissen giebt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen.

Den passiven Zustand vorwiegenden Nachdenkens, das nicht dazu kommt, sich in Handeln umzusetzen, vergleicht er einmal im Gegensatz zu dem stets doch etwas fördernden Thun nach dem Vorgange des englischen Humoristen Lawrence Sterne mit Rahel und Lea: jene war anmuthiger, diese aber fruchtbarer. Daß das bloße Dasein zur Thätigkeit verpflichte, empfindet schon Homunculus im zweiten Teile des Faust, jenes künstlich erzeugte Menschlein, das noch nicht einmal recht entstanden ist: „Dieweil ich bin, muß ich auch thätig sein.“ Wie viel mehr aber Faust selber, der „Übermensch,“ als er zur Erkenntnis gelangt: „Die That ist alles, nichts der Ruhm!“ Nicht zieht ihn die Sehnsucht zu den Wolkenhöhen, als er aus Helenas Bereich zurückkehrt, sondern, bezeichnend genug für deren Einwirkung auf ihn: „Dieser Erdenkreis“ ist es, der ihm „noch Raum zu großen Thaten gewähren“ wird, auf dem, wie er hofft, ihm noch Erstaunenswürdiges geraten soll.“ Jene „Beschäftigung, die nie ermattet“, welcher Schiller resigniert und klagend um die verlorenen Ideale sich zuwendet, ist Goethen das beglückende und wesentliche Element des Lebens (vgl. Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung Seite 246, ein Buch voll höchst beachtenswerter Fingerzeige für die Würdigung des Goetheschen Wesens). „Es ist besser das geringste Dinge von der Welt zu thun als eine Stunde für gering halten“, heißt's in den Sprüchen in Prosa. Und ein Wissen, das sich nicht in ein Anwenden umsetzt, ist für Goethe ein totes, gleich wie ein Wollen, dem nicht die That folgt. Das redliche Benutzen des Augenblicks, das Auskaufen der Zeit, wie es die Bibel nennt, wird Goethe nicht müde, immer wieder und wieder einzuschärfen, in richtiger Kenntnis der Neigung der menschlichen Natur, sich gehen zu lassen:

Benutze redlich deine Zeit!
Willst was begreifen, such's nicht weit!

Zwischen heut und morgen
Ist eine lange Frist,
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

In Übereinstimmung mit diesem letzten Spruche, der im Gegensatz zu dem Worte der Alten: „Lang ist die Kunst, das Leben kurz“ (ars longa, vita brevis) die Länge der richtig ausgenutzten Zeit betont, setzte Goethe ein andermal der senti-

mentalen Klage Jean Pauls über die Vergänglichkeit der Zeit, wonach das ganze Leben einem Zeitraum von drittehalb Minuten verglichen wird, entgegen, daß ja schon der einzelne Tag über tausend Minuten zähle. (Fortsetzung folgt.)

Klara, unsere Nachbarin.

Von Bruno Brann.

„Der Schneeschipper!" ruft gewiß der Leser bei dem Anblick meines Namens aus, denn, wie mir die Redaktion mitteilte, bin ich unter dieser Bezeichnung bekannt geworden. Man hat sich hin und her gestritten über mich und meine Geschichte, und dies Interesse für ein einfaches, kurzes Lebensbild hat mich auf den Gedanken gebracht, anderer Leute Lebensbilder vorzuführen, wie ich sie selbst gesehen habe. Sie sind meist stark realistisch und grau in grau gemalt, mit einzelnen glänzenden Sonnenflecken dazwischen. Nicht, wie die Dichter es gerne schildern, ist die Liebe der Mittelpunkt des Bildes und alles Übrige nur die Staffage dazu, sondern eine dunkle Gestalt beherrscht das Ganze: die Not.

Es war im Anfang unseres Berliner Aufenthaltes. Wir wohnten bei einer alten Waschfrau, die noch mehrere zimmerartige Räume zu vermieten hatte. Unser Nachbar rechts war ein Schuster, der trotz seines Fleißes den Hunger seiner fünf Kinder nicht stillen und auf den blassen Wangen seiner Frau keine Röte hervorzaubern konnte. Das große Stiefelgeschäft im Nebenhause hatte ihm die Kundschaft entzogen. Links von uns wohnte eine Frau Klara Müller, von deren Dasein wir kaum je etwas gemerkt hätten, wenn nicht ein helles Kinderstimmchen manchmal zu uns hereingedrungen und eine gebeugte, verschleierte Gestalt mit Packeten unter dem Arm hie und da an uns vorübergeschlichen wäre. „Sie malt für ein Geschäft", sagte unsere Wirtin und fügte geheimnisvoll hinzu: „Jeden Monat bekommt sie Geld aus Amerika und jede Woche einen Brief."

Meiner Frau that unsere sichtlich sehr unglückliche Nachbarin leid, aber sie wollte sich ihr nicht aufdrängen.

Da, eines Abends — nebenan klopfte nur noch der Schuster, sonst war alles still — klang ein verzweifelter Schrei an unser Ohr, dem ein mühsam unterdrücktes Schluchzen folgte. Marie, meine Frau, sprang auf und stürzte zur Thüre, ich folgte ihr — da lag unsere Nachbarin auf der Erde. Die trübe Lampe der Hintertreppe warf einen unsicheren Schein auf die krampfhaft zuckende Gestalt. „Frau Müller!" rief meine Frau leise. Sie hörte nicht. „Klara!" wiederholte sie mit weichem, fast zärtlichem Ton. Sie hob den Kopf. Zum erstenmale sah ich in ihr Gesicht: trotz der Spuren, die Not und Kummer ihm aufgeprägt hatten, war es jung, ganz jung; in den blauen, dunkelumränderten Augen lag ein Schein von rührender Kindlichkeit.

Sie wollte aufstehen. Es gelang ihr nicht. Meine Frau und ich trugen sie in ihr Zimmer und legten sie aufs Bett. Kaum fiel ihr Blick auf den schlummernden Knaben, als sie sich krampfhaft aufrichtete, an sein Bettchen schwankte und schluchzend neben ihm zusammenbrach. „Ehrlos! Ehrlos!" stöhnte sie dazwischen. Dann, mit einer plötzlichen energischen Anstrengung, stand sie auf, nahm ihr Kind auf den Arm, schlug ihr schwarzes Tuch, das noch um ihre Schultern hing, um sich und den Kleinen und schritt der Thüre zu. Marie vertrat ihr den Weg, schlang mit sanfter Gewalt den Arm um sie und führte die Widerstandslose zurück. Erst als sie ihr das Kind vom Arm genommen und in sein Bettchen zurückgelegt hatte, schien ein Verständnis dessen, was um sie her vorging, über sie zu kommen.

„Was wollt Ihr von mir?" schrie sie, „ich kann doch nicht leben!" Und als Marie ihr die wirren Haare aus der Stirn strich: „Rühren Sie mich nicht an, ich bin — ich bin—"

Maries Zureden gelang es nach und nach, sie zu beruhigen. Ich saß währenddessen auf dem Stuhl am Fenster, einen zusammengeknillten Brief in der Hand, den ich im Flur neben der halb Bewußtlosen gefunden hatte.

„Gieb ihn", sagte Marie. Die Frau schien in der Tasche nach ihm zu suchen.

„Mein Todesurteil," murmelte sie und breitete ihn vor sich aus. Wenige Worte in englischer Sprache bedeckten den Bogen, ein amtlicher Stempel befand sich unter der Unterschrift.

Nach einigen Minuten bangen Schweigens wandte sie sich zu meiner Frau: „Sie sind so gut zu mir — ich will — ich möchte — darf ich erzählen?" Marie nickte nur, und nun begann sie mit leiser, stockender Stimme die Geschichte ihres jungen Lebens zu enthüllen.

Sie war die älteste Tochter eines höheren Justizbeamten von altem Adel, der in einer größeren Stadt Süddeutschlands, ohne Vermögen, mit sechs Kindern und geringem Gehalt ein nach außen anständiges, nach innen sorgenvolles Leben führte. Er war ein echter Edelmann, dem die Ehre seines Namens über alles ging. Klara, seine Älteste, war sein Kleinod, und als sie ihm einst ihre Liebe zu einem jungen Offizier gestand, der viel im Hause verkehrte, vermochte er ihren Bitten nicht zu widerstehen und gab seine Einwilligung zu ihrer Verlobung. Die Aussicht, vielleicht zehn Jahre warten zu müssen, schreckte das junge, überglückliche Paar nicht. Sie lebten an einem Ort, sie sahen sich täglich; die Liebe wuchs zu verzehrender Leidenschaft. „Und einmal", so erzählte Klara mit fieberhaft glänzenden Augen, „machten wir alle zusammen eine Partie ins Gebirge — hoch oben in der Sennhütte übernachteten wir. Von der frischgemähten Wiese, aus dem dunklen Tannenwald stieg ein betäubender Duft zu uns empor — und da — geschah es. Wie ich lebte, die Wochen nachher — ich weiß es nicht! Schließlich mußt' ich's gestehen und am Abend desselben Tages hatten sie mich zum Hause hinausgeworfen." Der Verlobte des Mädchens brachte sie in Berlin unter, und nahm sofort seinen Abschied, um sobald als möglich eine Stellung zu finden, die ihm die Heirat ermöglicht hätte. In Europa gelang es ihm nicht, so ging er auf gut Glück übers Wasser. Was er drüben trieb, wußte niemand, auch Klara nicht, die er regelmäßig durch Geldsendungen unterstützte. Drei Jahre war er schon fort; sie hatte vor kurzem ihren zwanzigsten Geburtstag gefeiert und zum erstenmal keine Nachricht von ihm bekommen. Auch die Geldsendungen blieben aus. Mühsam erwarb sie sich ein paar Groschen durch Holzmalerei, das einzige, was sie in ihrer Jugend gelernt hatte.

„Heute", fuhr sie mit stockender Stimme fort, „kam ich nach Haus und begegnete dem Briefboten im Hof. Draußen noch riß ich den Umschlag auseinander und da — da" — sie brach in Thränen aus.

„Er ist tot," flüsterte sie, „im Armenspital ist er an Entkräftung gestorben! — O warum habt Ihr mich zurückgehalten! Ich muß ihm ja folgen, ich und mein Kind!" ...

Marie blieb die ganze Nacht bei ihr, am nächsten Morgen schrieb ich an den Vater der Unglücklichen. Die Antwort kam mit wendender Post: „Sie hat meinen guten Namen geschändet," hieß es darin; „ihr Unglück ist Gottes gerechte Strafe; ihr ganzes Leben kann nur eine Buße sein für die begangene Schuld." —

Wie würde wohl der Schriftsteller von Beruf den Schluß der Geschichte gestalten? — Der jüngste Vertreter Jung-Deutschlands würde ausführlich berichten, wie Not und Hunger das junge Geschöpf auf die Straße treiben; er würde in der Beschreibung ihres immer tieferen Falles seine Sachkenntnis zum vollen Ausdruck bringen. Einer von den letzten Romantikern würde von ihrem tragischen Ende in den Fluten erzählen und ihren Knaben dem versöhnten, tiefgerührten Großvater in die Arme führen. Sie hätten beide fehlgegriffen.

Als Klara sich von der furchtbaren Erschütterung erholt hatte, gab ich ihr den Brief ihres Vaters. „Ich habe meine Schuld gesühnt," sagte sie; „nun werde ich leben und arbeiten für mein Kind!"

Sie fand treue Freunde, die ihr halfen; sie ging nicht unter, wie man es in solchen Fällen für selbstverständlich hält. Sie lernte die Buchführung und steht heute einem großen Geschäfte vor.

Es sind einige Wochen her, als sie eines Sonntags ganz aufgeregt zu uns kam. Am Tage vorher war ein Herr und eine Dame in den Laden getreten; seine greisenhaften Züge hatten den Stempel einer wild verlebten Jugend getragen, während sie jung und schön waren und an ihrer ganzen eleganten kleinen Person die sichtlichste Freude zu haben schien. Als sie vor Klara an der Kasse stand, stieg ihr das Blut ins Gesicht, hochmütig warf sie den Kopf zurück, zuckte verächtlich die Schultern und wandte sich ab. Es war Klaras zweite Schwester gewesen.

„Sie schämt sich meiner," sagte Klara mit trübem Lächeln, „und doch ist sie es, die sich verkauft hat."

Zur Schulfrage.

Von Professor **Paul Natorp** in Marburg.

In der Versammlung der „Gruppe für ethische Erziehung" am 6. Januar d. J., der ich als Gast beiwohnen durfte, betonte Prof. F. Jodl an erster Stelle die Notwendigkeit der Agitation auf gründliche Änderung der bestehenden Schulverfassung. Welches Ziel dem hochgeachteten Forscher vor Augen steht, wird den meisten Lesern aus dessen bekannten Ausführungen über „Moral, Religion und Schule"*) erinnerlich sein: es ist die rein weltlich organisierte, kirchlich unbeeinflußte, obligatorische Volksschule, mit Ersatz der den einzelnen Religionsgesellschaften zu überlassenden religiösen durch blos moralische Unterweisung, ungefähr nach französischem Muster.

Sollte die D. G. E. K. sich entschließen, in eine auf dies letzte Ziel gerichtete Agitation mit voller Thatkraft einzutreten, so darf sie der warmen Zustimmung und lebhaften Teilnahme weiter Kreise des Volks und seiner Lehrer sowie auch manches Vertreters der pädagogischen Wissenschaft sicher sein. Denn, soweit sie überhaupt Wissenschaft zu heißen verdient, steht sie, fast selbstverständlich, auf dem Boden der Staatsschule und auf dem Boden der autonomen, nicht theonomen Moral.

Zu den Zielen „ethischer Kultur" gehört aber auch: **Milderung der Klassengegensätze** auf jedem nur möglichen Wege. Wer aber will leugnen, daß in dieser Hinsicht gerade der Schule eine höchst wichtige Aufgabe zufällt? Unter diesem Gesichtspunkt soll hier, im Hinblick auf die beabsichtigte Agitation, die Schulfrage kurz beleuchtet werden.

Es darf wiederum als ein Grundsatz bezeichnet werden, der von **Pestalozzi, Fichte** und **Schleiermacher** her der deutschen pädagogischen Wissenschaft unauslöschlich eingeprägt ist: daß **Standes- und Klassenvorrechte auf dem Gebiete der Erziehung schlechterdings rechtlos sind.**

Daß gerade die **Häupter unserer nationalen Pädagogik** einhellig diesem demokratischen Grundsatze gehuldigt haben, das zu betonen scheint in heutiger Zeit besonders notwendig. Unser kitzliges Nationalgefühl verträgt es, wie es scheint, nicht, in einer heiligen deutschen Sache wie der der Volksbildung nach fremdländischen Mustern auszuschauen: um so mehr sollten wir in **unserer Ehre als Deutsche** uns getroffen fühlen, wenn wir die überraschende Entdeckung machen, daß gerade die pädagogisch-politischen Ideale **unserer klassischen Zeit** es sind, die heute von allen großen Kulturvölkern als Aufgaben von ernstester Bedeutung begriffen und mit Energie der Verwirklichung näher geführt werden — während wir wie träumend zusehen, ja kaum von der großen Thatsache, die unter unseren Augen sich vollzogen hat und weiter vollzieht, auch nur Kenntnis nehmen. Von **allen** großen Kulturvölkern, sage ich; denn die Vereinigten Staaten haben rein demokratische Schuleinrichtungen, ähnlich den französischen, schon erreicht, England wird nicht lange dahinten bleiben; übrigens ist es allen voraus in jenen großartigen privaten Bestrebungen zur Arbeiterbildung, über die v. Schulze-Gävernitz in seinem schönen Buche „Zum sozialen Frieden" eingehend berichtet, nicht ohne hervorzuheben, wie großen Anteil auch daran, durch Vermittlung Carlyle's, **der deutsche Idealismus** hat.

Man sollte denken, alle deutschen Parteien, die, von welchem Standpunkt immer, die „Milderung der socialen Gegensätze" sich zur Aufgabe stellen, würden wetteifern, jene wohlgeprüften, aus den tiefsten Gründen deutscher „Ideologie" geschöpften, durch die regere Thatkraft anderer Nationen bereits als durchführbar erprobten Grundsätze wissenschaftlicher Pädagogik in ihr Programm zu setzen. Statt dessen sehen wir, gerade in Deutschland, alle Parteien einmütig entschlossen, diese Grundsätze preiszugeben, d. h. in Sachen des Volksbildungswesens nicht bloß hinter dem von anderen Nationen bereits erreichten Stand zurückzubleiben, sondern die Ideale unserer eigenen besseren Zeit schnöde zu verleugnen. Alle Parteien — mit einziger Ausnahme derjenigen, in der man den Todfeind aller Güter unserer nationalen Kultur zu sehen gewohnt ist: der Socialdemokratie.*)

Und doch können diese Grundsätze eigentlich nichts dafür, daß sie, überall sonst verleugnet und verbannt, schließlich ins Erfurter Programm geflüchtet sind. Die Socialdemokratie wenigstens hat sie nicht zuerst entdeckt, sie gehören vielmehr zum eisernen Bestande jedes echt demokratischen, ja jedes liberalen Programms. Sie nehmen eine der ersten Stellen ein unter den Prinzipien der Revolution, wie die Talleyrand, Condorcet u. a. sie vor hundert Jahren (früher als Fichte) formuliert haben. In Frankreich, in den Vereinigten Staaten hat nicht der Socialismus, sondern der Liberalismus sie ins Werk gesetzt. In England vollends ist jene thatkräftige Sorge für die Bildung der arbeitenden Klassen keineswegs von diesen, sondern von solchen „Gebildeten" ausgegangen, die den höchsten Genuß ihrer Bildung nicht darin erkennen konnten, sie wie einen Raub heimlich und allein zu genießen, sondern der Klasse vor allen andern davon mitzuteilen, bei der jedenfalls der ehrlichste Bildungshunger heute zu finden ist: der arbeitenden. Wären das deutsche „Utopien", wie würden wir selbst die Ersten sein, sie als solche zu verlachen! Nun aber sind es Thaten englischer Energie: so bleibt uns keine Rettung für unsere Trägheit als — sie zu ignorieren.

Hätte man nicht diese Bestrebungen wenigstens, die mit keiner bestehenden Ordnung in Streit geraten, keinen Aufschwung der ganzen Nation zu einer großen gesetzgeberischen That, keinen schwierigen Kompromiß der Parteien erfordern, auf deutschen Boden verpflanzen können? Fast alle Parteien hätten sich, unbeschadet ihrer Prinzipien, daran beteiligen dürfen. Selbst der Haß gegen die Socialdemokratie — das einzige heutzutage, was noch eine Einigung zu Wege bringt — hätte ihnen den Gedanken eingeben können, wenigstens diesen noch nicht betretenen Weg ihr vorwegzunehmen, um auf ihm, wenn's nicht schon zu spät ist, den fast ganz verlorenen Einfluß auf die breiten Schichten des arbeitenden Volks etwa wieder zu gewinnen. Weshalb ist nichts von dem allen geschehen?

Vielleicht möchte eine Gesellschaft, die als solche zu keiner Partei schwört, so viel an ihr liegt sich allen offenhalten will,

---

*) Beil. z. Allg. Zeit. 1892 Nr. 60, 61; auch separat bei Cotta in Stuttgart erschienen.

*) Vielleicht ist es für den und jenen nötig, den bezüglichen Passus des **Erfurter Programms** zu citieren (II. Teil N. 7): „Weltlichkeit der Schule. **Obligatorischer Besuch** der öffentlichen Volksschulen. Unentgeltlichkeit des Unterrichts, der Lehrmittel und der Verpflegung in den öffentlichen Volksschulen, sowie in den höheren Bildungsanstalten für diejenigen Schüler und Schülerinnen, die **kraft ihrer Fähigkeiten zur weiteren Ausbildung geeignet erachtet werden.**"

dazu berufen sein, hier den Anstoß zu geben, die Gemeinsamkeit dieses großen Interesses ihnen allen zum Bewußtsein zu bringen, auf dies eine Ziel über alle Klüfte hinweg sie zu vereinen. Vielleicht winkt hier ein Lorbeer — der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Indessen, solche private Bestrebungen würden sich bei uns, wo die Bildung des Kindes bis zu 14 Jahren nach unantastbarem Recht dem Staat gehört, allenfalls nur auf den heranwachsenden und erwachsenen Arbeiter erstrecken können. Der Grund muß in der Jugend gelegt werden; auf die Jugendbildung aber im Sinne einer Milderung der Klassengegensätze ernstlich einzuwirken, giebt es nur einen Weg: den des Einflusses auf die Gesetzgebung.

Da wird uns freilich sofort ein Einwand entgegentreten, dessen Berechtigung wir ohne weiteres zugeben müssen: eine Volksschulgesetzgebung, wie wir sie fordern müssen, ist für Deutschland auf lange hin unerreichbar, ist von den heute regierenden Parteien am allerwenigsten zu erhoffen.

Sollen wir also die Hände in den Schoß legen und abwarten, bis eines Tages die politische Macht in den Händen der Socialdemokratie ist? Sollen wir bis dahin die Jugend des ganzen Volks — die ganze kommende Generation also — dem als schädlich erkannten Einfluß der jetzigen Institutionen sorglos überlassen?

Nicht eher wenigstens dürfte man sich dazu entschließen, als man zum mindesten versucht hätte das zu erreichen, was, sobald man ernstlich will, auch heute sicher zu erreichen ist.

Und das wäre? — Ein Gesetz, welches, ohne an den sonstigen Einrichtungen unseres Volksschulwesens zu rütteln, ein Einziges, dies aber gründlich, änderte: nämlich die Volksschule wirklich zu dem machte, wozu sie eigentlich bestimmt ist: zur obligatorischen Schule für Alle.

Das ist wahrlich keine unerhört neue Forderung; es wird ja von der Volksschule seit langem erstrebt; auch in der Versammlung, welche diese Zeilen zunächst angeregt hat, wurde es von einem ausgezeichneten Vertreter des Volksschullehrerstandes lebhaft und warm befürwortet.

Ohne Zweifel darf sich die D. G. E. K. nicht zu sehr zersplittern; ohne Zweifel ist sie des Erfolges am sichersten, wenn sie ihre Kräfte zunächst auf wenige, möglichst bestimmte Ziele sammelt. Hier aber, meine ich, wäre gerade der Punkt, auf den, in pädagogischer Hinsicht, zunächst einmal alle ihre Bestrebungen sich vereinigen sollten. Man würde sogleich eine große Schar von Volkslehrern, nicht wenige hoffentlich auch von den Lehrern höherer Schulen, auf seiner Seite haben.

Das Interesse der ersteren dabei liegt so auf der Hand, daß ich für Betrachtungen darüber die Geduld des Lesers nicht in Anspruch nehmen mag. Nötiger ist es vielleicht, auf die nicht minder sicheren Vorteile hinzuweisen, die gerade das höhere Schulwesen aus der gedachten Änderung ziehen würde.

Die Wurzel des Verderbs unserer höheren Schulen liegt doch wohl in dem unsinnigen Zudrang zu diesen; in ihrer „Überbürdung" nicht mit Lehraufgaben, sondern mit einer Last von Schülern, die man mitschleppt trotz der klarsten Überzeugung, daß sie nach ihrer intellektuellen und moralischen Anlage in die höhere Schule nicht gehören; die man aber, bei den bestehenden Einrichtungen, abzuwälzen so lange außer Stande ist, als nicht entweder das Ungenügen der Leistungen oder die Elendigkeit des Charakters in einem Grade sich bloßstellt, der es zum offenen Eclat kommen läßt. Jeder Lehrer weiß, wie wenig dazu gehört, diesen Eclat zu vermeiden, ja ihn zu überstehen und — genau so elend zu bleiben wie man ist. Und jeder der ein einziges Mal Kandidaten des höhern Schulamts geprüft hat, weiß, wie die Folgen dieses üblen Zustands sich von der „höhern" auf die „hohe" Schule und von da, zur traurigen Vollendung des fehlerhaften Zirkels, ins Lehramt selbst fortpflanzen. Täglich müssen wir vor Augen sehen, wie Faulheit und Borniertheit, protzenhafte Lebensansprüche und ein unverwüstliches Vertrauen auf das ersessene Recht auf Staatsversorgung sich brüderlich die Hand reichen, um unsere „leitenden" Stände mit einer Generation zu bevölkern, die nur zu geeignet ist, den Staatskarren immer tiefer in den Sumpf zu fahren. Wie ist dem abzuhelfen? Man hat ungezählte Mittel und Mittelchen erdacht; das hier vorgeschlagene ist nichts weniger als neu; aber es scheint denen, die mit der Besserung unseres Schulwesens sich zu schaffen machen, gerade zu allerletzt in den Sinn zu kommen. Und doch sollte klar sein, daß es, wenn irgendeines, zum Ziele führt.

Der Knabe, gleichviel welcher Herkunft, der mit 6 Jahren sein Ränzlein zur Vorschule des Gymnasiums trägt, ist, wenn ihm nicht ergiebigere Erwerbsquellen winken, fast unrettbar zur Beamtenlaufbahn bestimmt; ich möchte sagen, je unbegabter und träger er ist, desto unrettbarer; denn desto sicherer wird er, ohne auf einen andern Weg auch nur zu denken, auf der bequem gebahnten Straße sich, unsäglich langsam zwar, fortschieben lassen, um so ungefähr nach 24 Jahren bei der ersehnten Staatskrippe glücklich anzulangen.

Ganz anders, wenn er gezwungen ist vor allem die Volksschule, und zwar ganz, durchzumachen; wenn sie ihn in irgend eine höhere Bildungsanstalt nicht entläßt, es sei denn, er habe sie zuvor, und zwar mit Auszeichnung, absolviert.

Der pflichtmäßige Besuch der Volksschule müßte sich auf deren ganzen, mindestens sechsjährigen Cursus erstrecken, so daß er frühestens mit dem zwölften Jahre sein Ziel erreichte. In den Oberklassen müßte elementarer Unterricht im Lateinischen und Französischen hinzutreten, an dem teilzunehmen aber nur solchen Schülern gestattet würde, die den sonstigen Anforderungen der Schule in untadeliger Weise entsprechen und das Zutrauen einflößen, daß sie künftig zu höheren Schulen zu entlassen sein werden. Ohne das vollgewichtige Abgangszeugnis der Volksschule müßte keinem der Eintritt in die höhere Schule gestattet sein. Ersatz durch Privatunterricht dürfte nur in wohlbegründeten Ausnahmefällen zulässig sein; die Kontrolle, daß dabei das gleiche Ziel erreicht würde, läge in einer besondern Prüfung, die dem Volksschüler geschenkt bliebe. Die zwei, ja drei untersten Klassen unserer Gymnasien und Realschulen dürften dann, mitsamt den Vorschulen, wegfallen; die dadurch ersparten Mittel müßten dem Volksschulwesen zu jeglicher erforderlichen Verbesserung, besonders viel weitergehender Teilung der Klassen und besserer Lehrerbildung zufließen. Die höheren Schulen hätten dagegen den unschätzbaren Gewinn, daß ein auserlesenes Schülermaterial in sie einträte, indem fortan nicht Geld, nicht Stand der Eltern noch der leidige Ehrgeiz des Emporstrebens in die „leitende" Klasse, sondern einzig die höhere Leistung das Vorrecht der weitern Ausbildung gewährte. Die höhere Schule könnte dann ohne jede Gefahr der Überbürdung ihre Ziele wesentlich höher stecken als heute; das Gymnasium namentlich könnte, ohne der sprachlich-historischen, insbesondere klassischen Bildung irgend Abbruch zu thun, eine gründlichere mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung mindestens dem dafür Begabten mit auf den Weg geben und so der Universität (wie die übrigen Anstalten den sonstigen Hochschulen) in jeder Hinsicht besser vorgebildete Hörer zuführen als heute.

Denn darüber sind doch wohl die Akten geschlossen, daß das Geheimnis der „Überbürdung" nirgend anders liegt als in der hoffnungslos wachsenden Unfähigkeit der Schüler und Lehrer; nebenbei (was übrigens eng damit zusammenhängt) in der Überfüllung der Klassen, welche zwingt, das in der Klasse unmöglich mehr zu Erreichende zu Hause, meist in Gestalt schriftlicher Übungen, nachholen zu lassen.

Gesetzt, diese einzige Änderung ließe sich durchsetzen, so könnte man, meine ich, manche anderen schweren Uebelstände unseres heutigen Volks- und höheren Schulwesens, auf deren Abstellung einstweilen keine Aussicht ist, geduldiger noch eine Zeitlang ertragen.

Nicht dazu rechne ich die christliche Grundlage der Volksschule. Diese ist heute und noch auf geraume Zeit in

Deutschland wohl nicht zu entbehren. Ich muß bei diesem Punkte etwas verweilen, weil ich mich darin mit hervorragenden Mitgliedern der D. G. E. K., auch mit meinem verehrten Fachgenossen Jodl, nicht in voller Übereinstimmung befinde. Nicht ohne Grund wird von Seiten der Volksschule geltend gemacht, daß man, seit Pestalozzi und unter seinem heilsamen Einfluß, doch gelernt hat, die religiöse Unterweisung etwas mehr nach pädagogischen Grundsätzen zu gestalten; daß man im allgemeinen nicht mehr statt des Brodes gesunder Verstandsübung den unverdaulichen Stein des Dogmas den unentwickelten Fassungskräften des zarten Alters anzubieten wagt, sondern die biblischen Geschichten, das religiöse Lied, das Gebet in der ganzen Kindlichkeit seines Gehalts auf die Kindesseele wirken zu lassen sich redlich bestrebt. Dann läßt sich dagegen, wie immer man als Erwachsener zur religiösen Frage stehen mag, nichts Ernstliches einwenden. Das Kind nimmt das als Wirklichkeiten hin nicht anders, als diese ganze umgebende Welt; es ist ihm „Geschichte“ in keinem andern Sinn, als in dem auch das Märchen ihm „Geschichte“ heißt und ist. So wenig wir ihm zumuten, sich Rechenschaft darüber zu geben, ob die Dinge ihrer letzten Wahrheit nach farbig und tönend sind, so wenig das Andre: wieviel von den überlieferten religiösen Anschauungen und Erzählungen absolute Wahrheit, wieviel etwa blos sinnbildliche Einkleidung von Wahrheiten — oder Irrthümern ist.

Sicher ist es Unrecht, Dissidenten gegen ihr Gewissen zu zwingen, daß sie ihre Kinder an einem dogmatischen Religionsunterricht teilnehmen lassen; aber pädagogisch richtig ist es gewiß auch nicht, dem Kinde, dem die religiöse Gedankenwelt doch einmal unvermeidlich von allen Seiten, in und außer der Schule, entgegentritt, gleichzeitig daheim die entgegengesetzten Anschauungen — nicht minder dogmatisch — einpflanzen zu wollen. Das heißt, ihm, noch bevor es zum Genuß seiner Kindheit gekommen ist, den religiösen Konflikt zumuten. Mehr als das: es heißt, es in Widerspruch setzen mit der ganzen ihm von der Schule dargereichten Bildung, denn diese ruht doch bis jetzt sozusagen ganz auf religiöser Grundlage und ist, solange sie irgend ihren historischen und nationalen Charakter behalten soll, unmöglich davon loszureißen; damit aber wird die allerwichtigste sittliche Wirkung, zu der die Schule berufen ist: die Wirkung auf die Entwicklung des Gemeinsinns, aufs allerempfindlichste geschädigt. So bedingungslos ich daher, auch den überlieferten Religionsvorstellungen gegenüber, zu jedem Bestreben mich bekenne, das auf die geistige Befreiung des Volks zielt: in dieser konkreten Frage der öffentlichen Erziehung und bei der heutigen konkreten Lage besteht doch wohl die Folgerung zu Recht: dem Kinde darf, nach allen pädagogischen Grundsätzen, nur Eines von beidem geboten werden; das Eine aber ist, so lange die heutige Kultur steht, unvermeidlich; also sollte man auf das Andere für die Kinderjahre, für die Jahre des Allen gemeinsamen obligatorischen Volksunterrichts, bewußt Verzicht thun, und die Kritik für das Alter aufsparen, das dazu die Reife besitzt. Die unerläßliche Gegenbedingung ist freilich: daß nun auch streng darauf gehalten wird, daß die Dogmatik in jeder Form der Volksschule fernbleibt. Aber vielleicht haben selbst Geistliche die pädagogische Einsicht, die Berechtigung dieses Verlangens zu verstehen.

Die ehrliche Erfüllung dieser Bedingung vorausgesetzt, würde man sich vielleicht weniger sträuben, den Wert der, so rein menschlich und kindlich als immer möglich verstandenen und angewandten Vorstellungen der christlichen Religion*) für die Jugenderziehung anzuerkennen. Ich wenigstens möchte die Verantwortung nicht auf mich nehmen, meinen Kindern die unergründliche Poesie und reine Gemütswirkung des Glaubens an den Vater im Himmel und an das Christkind vor der Zeit zu zerstören oder ganz vorzuenthalten. Ich erfahre schon an meinem nicht fünfjährigen Knaben, welchen tiefen und im ganzen doch nur heilsamen Einfluß das auf Phantasie und Herz des Kindes übt. Ich glaube die Gefahren dabei nicht zu unterschätzen. Der Phantasie wird, zumal wo sie ohnedies rege ist, leicht etwas zu viel zugemutet. Aber da giebt es Gegengewichte: treue Naturbeobachtung und fleißige Handübung; wofür die Volksschule noch lange nicht genug, aber doch ungleich besser als das Gymnasium sorgt. Die Hauserziehung, oder besondere Curse, sollten hier ergänzend eingreifen. Aber auch in eigentlich ethischer Beziehung sind gewisse Schwierigkeiten ja nicht zu verkennen. Die brave Dienstmagd erklärt dem Kinde: sei doch recht lieb, sieh, du hast es so gut in dem harten Winter, hast eine warme Stube und ein warmes Bettchen und immer satt zu essen; viele arme Kinder müssen jetzt frieren und hungern. — Aber warum bringt denn das Christkindchen den armen Leuten nichts? — Das gute Mädchen weiß keine Antwort. — Der Gedanke macht dem Knaben zu schaffen; er kommt ein paar Tage später zur Mutter mit derselben ernsthaften Frage: Was sind Arme? Warum müssen sie arm sein? Warum geht das Christkindchen nicht zu ihnen und sorgt für sie, wie du für uns, macht ihnen Feuer, giebt ihnen zu essen? — Die Mutter antwortet, wie etwa Pestalozzis Gertrud geantwortet haben möchte: das Christkind bringt auch den Armen; aber der liebe Gott will, daß auch die Menschen sich untereinander hilfreich sind, soviel sie können. — Gleich ist das Bübchen freudig bereit von seinen besten Sachen herzugeben für die armen Kinder, denen das Christkind nur darum nicht genug giebt, um den anderen Kindern die Freude des Gebens nicht zu verkürzen! — Radikal beantwortet ist ja die schwere Frage damit nicht; aber für den Kindesstandpunkt doch ausreichend; der Anschluß an das Ziel aller moralischen Unterweisung: die redliche gutwillige That, ist erreicht, und mehr braucht's nicht.

Das Kind freilich, das früh schon so ernsthaft fragt und Folgerungen zieht, wird sich in den süßen Kinderglauben schwerlich für immer einlullen lassen. Um so weniger möchte ich seinen Kinderjahren ihn mißgönnen und sein Kindesgemüt schon mit Fragen belasten, deren Wucht uns „reife“ Männer fast zu Boden drückt.

Es wäre noch viel zu sagen, aber der Rahmen dieser Wochenschrift gestattet nur Aphorismen. Freuen sollte mich's indessen, wenn verständiger Widerspruch Veranlassung gäbe, auf den und jenen hier allzu kurz berührten Punkt zurückzukommen.

*) Ich denke dabei vor allem an die, den Volkslehrern wohlbekannte, in der That geniale Auffassung Pestalozzis. — Freilich muß ja jede solche freiere Auslegung und Anwendung darauf gefaßt sein, „vom historischen Standpunkt als Verfälschung des christlichen Ideals bezeichnet“ zu werden (Jodl a. a. O.) Darauf wäre zu entgegnen, daß wir wohl nicht gut thun, um den Namen zu streiten. Am Ende könnte auch Einer „vom historischen Standpunkt“ fragen: ob ich meinen Namen eigentlich mit Recht führe, da ich doch jetzt ein ganz Anderer bin, als da ich zuerst mit diesem Namen ins Standesregister eingetragen wurde. Um die Ethik des Christentums, wie sie heute gilt, wie sie mindestens seit der Reformation sich gestaltet hat, kann es sich allein handeln. Und da kann man wohl nicht umhin, die Sätze Jodl's auch „historisch“ unrichtig zu finden: „die Religion“ kenne (in ethischer Beziehung) „nur das Verhältnis des Individuums zu Gott, wie es sich in den mystischen Begriffen von Sünde und Gnade ausdrückt“, sie kenne „keine Aufgaben und Ziele für die Menschheit, sondern nur das egoistische Heilsbedürfnis des Einzelnen“. Ich würde dem (namentlich evangelischen) Theologen nicht zu widersprechen wissen, der diese Darstellung, als für die christliche, ja religiöse Ethik schlechtweg giltig, für eine Carricatur erklären würde; man kann doch keine Seite in Luther z. B. gelesen haben, ohne es ganz anders zu wissen. Übrigens was liegt denn „Mystisches“ d. h. Verstandwidriges in der einfachen Anschauung, daß keine menschliche Gutthat, auf den tiefsten Gesinnungsgrund geprüft, sich als schlechthin gut behaupten darf, mithin auch, absolut genommen, keine verdienstlich ist: woraus denn allerdings gerade das Gegenteil der Ansicht folgt, daß das Gute nur aus „egoistischem Heilsbedürfnis“ gewollt würde? Ferner: giebt es wirklich kein „Heil“ des Individuums, welches unbedingt zu suchen nicht tadelnswerter „Egoismus“ ist? U. s. f.

Zur Schulfrage.

Von Professor Friedrich Jodl in Prag.

Dem Schulideale, welches Professor Natorp in dem vorstehenden Aufsatze entwirft, wüßte ich nichts Wesentliches hinzuzufügen, soweit es sich die Aufgabe stellt, die Schule auf breitester volkstümlicher Basis zu errichten. Je mehr die Schule im wahren Sinne für Alle da ist, für den Reichsten wie für den Ärmsten, umso größer wird die Geneigtheit werden, für sie Opfer zu bringen, und Vieles, was jetzt unerschwinglich scheint, in Bezug auf Schulhygiene, Ausstattung der Schule mit Lehrmitteln, materielle und soziale Stellung der Lehrer, wird sofort möglich werden, wenn die öffentliche Schule nicht bloß als eine Veranstaltung für die unteren Klassen erscheint. Nur im Vorübergehen will ich übrigens darauf hinweisen, daß in Süddeutschland die Volksschule, bis jetzt wenigstens, von Kindern aller Klassen besucht zu werden pflegt, und daß dort Privatunterricht in Elementarfächern an Kindern wohlhabender Eltern im Ganzen zu den Ausnahmen gehört.

Wichtiger als diese Dinge, über deren prinzipielle Auffassung im Kreise der ethischen Gesellschaft schwerlich Meinungsverschiedenheit bestehen dürfte, ist die Stellung meines geehrten Fachgenossen zum Religionsunterricht in der Schule. Damit sind Lebensfragen der ethischen Kultur berührt, von deren Lösung alle weitere Entwicklung unserer Sache abhängt; und um deswillen sehe ich mich genötigt, meine wesentlich abweichende Ansicht vor den Lesern dieses Blattes darzulegen und zu verteidigen.

Professor Natorp rechnet die christliche Grundlage der Volksschule nicht zu den Übelständen, auf deren Abstellung man hinarbeiten müsse. Er sieht darin nicht nur eine Notwendigkeit bei dem gegenwärtigen Stande der deutschen Kultur, sondern ein Gut. Es kommt darauf an, was man unter christlicher Grundlage der Volkschule versteht. Auch die Ultramontanen, auch die Verfasser der Schulregulative reden von der christlichen Grundlage der Volksschule. Wenn es dies heißen soll, daß der Lehrstoff nach kirchlichen Gesichtspunkten zugeschnitten wird, daß man die Religion überall einmengt, wohin sie nicht gehört, in die Lektüre, die Naturkunde, die vaterländische Geschichte, daß der Geistliche (wie es ja ohnedies fast überall der Fall ist) der natürliche Aufseher und Vorgesetzte des Lehrers ist, statt daß umgekehrt ein wissenschaftlich gebildeter Pädagoge den Religionsunterricht überwache, welchen die Geistlichen in der Schule erteilen, wenn dies die „christliche Grundlage“ der Volksschule ist, dann darf die D. G. E. K. auf die Zustimmung der ganzen gebildeten Lehrerschaft und des liberal gesinnten Teils der Nation rechnen, wenn sie dagegen protestiert. „Fort mit der geistlichen Schulaufsicht, in jeder Form!“ „Der Geistliche darf nur der Diener der Schule, nicht ihr Herr sein!“ Das sind Forderungen, welche heute vielfach unpopulär sind, welche aber die ethische Gesellschaft mit allem Nachdruck vertreten und mit den besten Gründen überzeugend machen muß, wenn sie dem Fortschritt der Schule dienen will.

Es ist mir nicht vollkommen deutlich, welche Stellung Natorp zu dieser Kardinal-Forderung einnimmt. Seine warmen Worte am Eingange wollen zu den Bedenken des Schlusses nicht recht stimmen. Ich kann diese Bedenken nur auf einen Versuch beziehen, in die heutige vorwiegend unter geistlichen Inspektoren stehende und den Lehrstoff entsprechend modelnde Schule einen Unterricht in religionsfreier Moral einzuführen. Natorp fürchtet den Zwiespalt, welcher daraus in der Seele der Kinder entstehen könnte. Er mag ja wohl Recht haben: in einer Schule, welche unter geistlicher Aufsicht steht, natürliche Sittlichkeit lehren zu wollen, wäre ein seltsames Unterfangen. Aber dies ist auch nur ein gedachter, kein wirklicher, nicht einmal möglicher Konflikt. Denn es versteht sich von selbst, daß eine solche Einführung nur geschehen könnte, wenn man sich entschließen wollte, mit dem Gedanken der Konfessionsschule völlig zu brechen, die geistliche Schulaufsicht in jeder Form prinzipiell auszuschließen und auf jede Beeinflussung des Lehrstoffes zu Gunsten religiöser Tendenzen zu verzichten. In der rein weltlichen Staatsschule ist dieser Konflikt unmöglich; in der heutigen, halb geistlichen, halb weltlichen Volksschule ist es die rein humane Ethik.

Dagegen steht ein anderer Konflikt täglich und stündlich vor unseren Augen, und das jammervolle Bild dieses Konfliktes ist es, was meine Stellung in der Frage bestimmt. Die ganze, von der heutigen Schule dargereichte Bildung ruht, Natorp sagt es selbst, auf religiöser Grundlage. Aber die Bildung, welche Familie, Leben und häusliche Lektüre dem Kinde darreichen, thut das doch ganz und gar nicht: ja, zur Ehre der deutschen Schule sei's gesagt: es gilt nicht einmal von der Schule selbst in dem Grade, wie Natorp behauptet. In den Städten wenigstens strömen auf das Kind, viel unvermeidlicher als die religiöse Gedankenwelt, Bildungseinflüsse ein, welche sich gegen diese entweder gleichgiltig oder geradezu feindlich verhalten. Je ängstlicher man die Grundlage der Schule hütet, desto schärfer wird dieser Konflikt, und desto auflösender seine Wirkungen. Und wir dürfen nicht vergessen, daß durch die Familie und ihre Einwirkungen dieser Zustand noch unleidlicher wird. Noch gehört ja in Deutschland fast Jedermann äußerlich zu einer der staatlich anerkannten Religionsgesellschaften. Aber wie verschieden von dieser statistischen Zugehörigkeit ist die Zahl der innerlichen Bekenner! Wie gering ist im Verhältniß die Zahl der Eltern, welche in dem, was die Schule ihren Kindern als christliche Unterweisung bietet, ehrlich und redlich die eigene Ueberzeugung wiederfinden, und mitarbeiten, statt passiv zu bleiben oder abzuwehren! Was für ethisch förderliche Wirkungen können wir unter solchen Umständen erwarten, wenn alle sittlichen Vorstellungen dem Kinde nur auf christlicher Grundlage, d. h. im Zusammenhang mit religiösen Vorstellungen beigebracht werden? Dies ist heute eine wirkliche Not für viele freisinnige und wohlmeinende Menschen. Sie geraten ins Schwanken zwischen den einfachsten Grundsätzen der Erziehung und einem beständigen Opfer des Verstandes. Und nun gar die „Dissidenten“ im gesetzlichen Sinne, deren Kindern man, nach dem bekannten Erlasse des preußischen Kultusministers, ein staatlich festgesetztes Minimum von Christentum von Amtswegen beizubringen sich anschickt!

Es wäre, glaube ich, vergebene Mühe, wenn man mit Professor Natorp diese thatsächlich vorhandenen Schwierigkeiten, diese ernsten sittlichen Kalamitäten des jetzigen Zustandes dadurch überwinden wollte, daß man in der Schule gar keine Dogmatik lehrte, also m. a. W. den Katechismus abschaffte, sondern nur „die biblischen Geschichten, das religiöse Lied, das Gebet in der ganzen Kindlichkeit seines Gehalts auf die Kindesseele wirken ließe“. Einmal steckt ja doch in diesen Dingen die Dogmatik der verschiedenen Konfessionen drinnen; und zweitens werden sich die Kirchen niemals dazu verstehen, einen derartig abgeblaßten Religionsunterricht zu erteilen. Auf katholischem Boden ist er schlechterdings unmöglich; und auch der Protestantismus scheint mir, soweit ich seine neuere Entwicklung übersehe, wenig Neigung dazu zu haben. Daß es auf beiden Seiten einzelne verständige und pädagogisch begabte Geistliche giebt, welche den Religionsunterricht wirklich in einem solchen Sinne erteilen, kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. Aber aus individuellem Talent kann man hier sowenig wie sonst eine Institution machen. Von Staatswegen, durch pädagogisch gebildete Lehrer, könnte ein solches „undogmatisches Christentum“ allenfalls gemacht und gelehrt werden. Aber man denke an die Schwierigkeit, festzustellen, was da hineingehört und was nicht, und an den erbitterten Widerstand auf kirchlicher Seite gegen ein sogenanntes „Staatschristentum“!

Die Gesellschaft für ethische Kultur hat keine Veranlassung, sich in diese Labyrinthe zu verlieren. Ihr Stand-

punkt ist einfach und klar. Es giebt eine menschlich-natürliche Sittenlehre, welche auf Erfahrung und Vernunft beruht und die Grundsätze oder Normen enthält, deren Befolgung und Verwirklichung den Menschen zu einem guten Charakter und zu einem wertvollen Glied menschlicher Gemeinschaft machen. Diese Grundsätze der Sittlichkeit oder der Humanität sind das Gemeinsame, welches unberührt und unangetastet hinter und über allem stehen muß, was die Menschen sonst trennen mag. Und dies Gemeinsame herauszuheben, dieses zur Grundlage der allgemeinen Volksschule zu machen, zu dem Mittelpunkte, auf welchen sich alles Übrige bezieht: dazu hat der Staat wahrlich in einer Zeit wilder Zerrissenheit der Geister die dringendste Veranlassung. Natorp fürchtet, daß damit die allerwichtigste sittliche Wirkung der Schule, die Wirkung auf die Entwicklung des Gemeinsinns, auf das allerempfindlichste geschädigt würde. Ich muß bekennen: ich verstehe diese Befürchtung nicht. Im Religiösen liegt doch nicht das Gemeinsame, sondern das Trennende. Nicht weil wir Katholiken, Protestanten, Juden sind, leben wir friedlich neben einander unter einerlei Gesetzen und in dem nämlichen Staate — soweit wir nur das sind, würden wir uns, wie vor 300 Jahren, wechselseitig totschlagen oder außer Landes treiben; — sondern weil wir endlich, endlich, in der bittersten Schule, gelernt haben, uns als Menschen, auf Grund gemeinsamer praktischer Überzeugungen, zusammenzufinden und zu erkennen, daß diese Überzeugungen vom religiösen Glauben unabhängig sind und als solche Wert haben. Und nichts anderes will die Gesellschaft für ethische Kultur als dies Ergebnis einer dreihundertjährigen Entwicklung retten und mit dem Gedanken der allgemeinen Schulbildung aufs engste verknüpfen: den Begriff der Humanität, der für Alle gleichen Menschenpflicht. Den Zusammenhang mit unserer religiösen Vorgeschichte zu pflegen, dazu haben wir auf ethischem Standpunkte wenig Veranlassung. Gerade Deutschland hat durch die religiöse Spaltung vielleicht schwerer gelitten, als irgend ein anderes Land. Was uns Deutschen not thut, das ist viel mehr ein Lethe-Trank, der uns unsere theologischen Neigungen vergessen macht, als eine Schule, welche diesen giftigen Eifergeist immer aufs Neue belebt und stärkt.

Wie man aber auch hierüber denken mag: jedenfalls geschieht durch diese Voranstellung des Ethischen niemand Unrecht. Denn demjenigen, welcher für seine Kinder des religiösen Elements nicht entbehren mag, muß es ja selbstverständlich freistehen, die Schule nach dieser Richtung mittelst privater Unterweisung durch den Religionslehrer seines Bekenntnisses zu ergänzen. Ihm ist nichts genommen, wohl aber etwas hinzu gewährt, was in kirchlichen Händen oft sehr mangelhaft zu sein pflegt: volkstümliche sittliche Belehrung auf gesunder natürlicher Grundlage. Denjenigen aber, welchem die religiöse Gedankenwelt fremd geworden ist, entziehen wir jenem peinlichen Schwanken, von welchem ich oben schon gesprochen habe; ihm bieten wir dasjenige, was in den Augen der Gemeinschaft und des Staates das wahrhaft Unentbehrliche ist, und praktische Überzeugungen, sittliche Grundsätze, welche nicht im Widerstreit, sondern im Einklang mit aller übrigen Bildung stehen, und die jedem Staatsangehörigen mit den Elementen alles übrigen Wissens auf gleiche Weise wie alle übrigen von der Schule eingepflanzt werden.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

Der satzungsgemäße Abteilungstag für die Berliner Mitglieder der D. G. E. K. fand am 24. März statt. Da mit demselben die Monatsversammlung zusammenfiel, berichtete der Vorsitzende Herr Geheimrat Foerster zunächst über die Thätigkeit der Gruppen während des März und verwies bezüglich der Entwickelung der Abteilung auf die ausführlichen Berichte im 2. Hefte der „Mitteilungen", das in den nächsten Tagen den Mitgliedern zugehen wird. In den Vorstand wurden die bisherigen Mitglieder wiedergewählt und die durch den Austritt des Herrn Oberst von Gizycki entstandene Lücke mit Herrn Rechtsanwalt Dr. Bieber ausgefüllt. Im nächsten Vierteljahr (bis zum 7. Juli) werden neun Plenar-Versammlungen stattfinden, und von Juli bis September die Sitzungen ausfallen. Vom 5. bis 15. August ist eine Zusammenkunft der Mitglieder mit Ethikern fremder Nationen in Eisenach geplant, wo man über die ethischen Fragen eingehend diskutieren wird. Der Vorsitzende erörterte dann noch die Stellung der D. G. E. K. zu den religiösen Bewegungen und Fragen der Zeit. Er führte aus, daß die Gesellschaft mit Recht diese trennenden und erregenden Fragen thunlichst von ihren Erörterungen und Bestrebungen ausschließe. Darum jedoch ignoriere sie die Religion nicht. Sie sei aber der Überzeugung, daß die Zeit gekommen sei, das Gemeinschaftsleben der Menschen auf einer eindringenden Prüfung seiner irdischen Gesetze und Bedingtheiten zu begründen und dadurch Einklang und Frieden auf Erden vorzubereiten. Dann würden auch die religiösen Bedürfnisse der Menschenseele zu reinster Befriedigung gelangen.

Die Finanzlage der Abteilung betreffend berichtete der Schatzmeister Herr Rheinhold, daß von den 858 Berliner Mitgliedern ein jährlicher Beitrag von 5405 M. einkäme. Von Freunden der Gesellschaft sind durch Vermittelung des Herrn Rechtsanwalt Dr. Gerhardt 6000 M. für die Zwecke der Abteilung zur Verfügung gestellt. Der nächste Abteilungstag findet am 29. September statt.

(Abteilung Magdeburg.)

Die Abteilung hielt am 17. März ihren Abteilungstag ab. In den Vorstand wurden wiedergewählt die Herren Archivar Dr. G. Winter (als I. Vorsitzender), Rektor Dr. Felsch, Kaufmann Th. Tschenzsig jun., Prediger Bursche und Redakteur Hundhausen. Beschlossen wurde, den Gruppenbildungsversuch mit der pädagogischen Gruppe zu beginnen, deren Leitung Herr Dr. Felsch übernehmen wird. Des weiteren faßte die Versammlung den Beschluß, außer den statutenmäßigen Monatsversammlungen versuchsweise noch monatliche Zusammenkünfte von Gesellschaftsmitgliedern und eingeführten Gästen zu veranstalten, in denen in freier Besprechung Tagesfragen unter dem Gesichtspunkt der Ethik behandelt werden sollen. Herr Ed. Loewe hielt einen Vortrag über die Pflege des Guten zur Förderung der eigenen Glückseligkeit. Fußend auf der Philosophie Spinozas, entwickelte der Redner die Begriffe der „Glückseligkeit" und des „Guten" und wies auf die nahe Verbindung der Begriffe „Glückseligkeit", „innere Freiheit" und „gutsein, guthandeln" hin. Die Erkenntnis dieser Begriffe habe sich im Laufe der Kulturentwicklung dauernd gehoben und verfeinert. Durch fortgesetzte Übung in dieser Erkenntnis und Bereicherung des Wissens derselben (des Gewissens) werde es möglich sein, mehr und mehr den menschlichen Schwächen, wie Eigenliebe, Indolenz, Leidenschaft u. a., zu obsiegen. Man müsse zu der Erkenntnis durchdringen und dieselbe verbreiten, daß das Gute und Ideale auch das im Grunde allein Nützliche sei. Der Einzelne, nur ein winziger Teil der Menschheit, müsse erkennen und wissen, daß in seinem Kampf für seine eigene innere Freiheit auch der Kampf für die Allgemeinheit liegt. In der dann folgenden Diskussion trat verschiedentlich ein Widerspruch gegen den spinozistischen Standpunkt des Herrn Redners hervor; man betonte, daß die Glückseligkeit des Einzelnen etwas viel zu Individuelles sei, um auf ihr eine Ethik zu basiren. Sodann wurde der Wunsch mehrfach geäußert, die Arbeiten der Abteilung aus dem Fahrwasser der theoretischen Erörterungen mehr in die Realitäten des Lebens hinüberzuführen. Mitgliederzahl 95.

Anzeigen.

Zur Unterstützung für die zu begründende Bibliothek (vergl. Nr. 6 dieser Zeitschrift) sind bei dem Unterzeichneten ferner eingegangen:
Von Herrn Dr. Keibel 2 Bde.
„ Herrn Geheimrat Prof. Dr. Foerster 20 Bde.
„ Frl. Natalie von Milde-Weimar 2 Exemplare ihrer Schrift „Frauenfrage und Männerbedenken".
„ Frl. Blöker-Berlin 1 Bd.
„ Frl. Else Lucke-Berlin 1 Bd.

Indem ich den freundlichen Gebern herzlich danke, bitte ich um gütige weitere Zuwendungen.

Für den Fonds der litterarischen Gruppe sind eingegangen von E. R. 20 Mark.

Über weitere Zuwendungen für den Gruppenfonds wird fortan nicht in dieser Zeitschrift, sondern in den Versammlungen der Gruppe quittiert werden.

Dr. W. Paszkowski,
Charlottenburg, Hardenbergstr. 24.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW, Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 8. April 1893.	Nr. 15.

Die Gesellschaft für ethische Kultur in New-York.

Originalbericht des Leiters derselben, Professor Felix Adler.

Die amerikanische ethische Bewegung hat bekanntlich in New-York ihren Ursprung, wo im Jahre 1876 die erste ethische Gesellschaft gegründet wurde, — in demselben Jahre, in welchem die Säkularfeier der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung begangen wurde.

Fremde bilden sich oft über die amerikanische Zivilisation ein falsches Urteil, indem sie glauben, daß das amerikanische Volk ganz dem Gelderwerb ergeben sei. Und es muß zugegeben werden, daß die materiellen Interessen in dem Bewußtsein der Amerikaner einen großen Raum einnehmen. Aber neben dem praktischen Materialismus blühte stets und blüht noch jetzt der edelste und erhabenste Idealismus. Auch ist dies nicht zu verwundern, da die Geschichte uns zeigt, daß die ausgesprochensten idealistischen Bewegungen inmitten von Gesellschaften entsprungen sind, deren Haupttendenz nach einer diametral entgegengesetzten Richtung zu gehen schien. Jerusalem sah die Entstehung des christlichen Idealismus, und in dem Freude liebenden Athen ward ein Sokrates und ein Plato geboren. Es scheint, als ob die höchsten Bestrebungen in der Richtung des Idealismus, welche die Welt gesehen hat, gemäß dem Gesetze der Gegenwirkung durch Bedingungen hervorgerufen worden sind, welche dem ersten Anschein nach ihnen höchst ungünstig waren. Und so ist es vielleicht nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß es gerade der fast überwältigende Materialismus der amerikanischen Zivilisation ist, welcher in den besseren Geistern idealistische Neigungen von so starker und reiner Art erweckte, wie sie ohne solchen Ansporn nicht möglich gewesen wären. In der Litteratur ist Emerson längst als ein Prophet des ethischen Idealismus anerkannt worden. Er, Channing und Parker machten schon vor langer Zeit die überragende Wichtigkeit des moralischen Elements in der Religion gegenüber dem bloßen Ritus und Dogma und den höchsten Wert der moralischen Lebenszwecke gegenüber sämtlichen anderen geltend. Auch konnte man diese Männer nicht mit Propheten, die in der Wüste predigen, vergleichen. Sie hatten viele Anhänger, viele ernste Schüler, und es bestand, im Lande zerstreut, eine stille Gemeinde von Personen, welche die Lebensansichten, welche sie verkündigten, annahmen. Aber noch nie hatte jemand versucht, auf rein ethischer Basis eine bestimmte Organisation zu gründen, um Menschen von allen Schattierungen des Glaubens und Unglaubens um das Banner des moralischen Idealismus zu sammeln und einen neuen sozialen Faktor zu schaffen, der dazu mitwirkte, die anerkannten sittlichen Normen zugleich dem täglichen Leben stärker einzuprägen und sie selbst zu läutern und zu erhöhen.

Diesem Zwecke weihten sich die ethischen Gesellschaften. Aus dem Wunsche, zur Lösung dieser Aufgabe mitzuwirken, entstand die ethische Bewegung. Professor Adler, zu jener Zeit Dozent an der Cornell-Universität im Staate New-York, organisierte in New-York die erste ethische Gesellschaft und ward so der Begründer der ethischen Bewegung. Die Haltung der New-Yorker Gesellschaft war von Anfang an weder irreligiös noch antireligiös. In der Eröffnungsrede, welche Prof. Adler am 15. Mai 1876 in der Gesellschaft hielt, war dies die Parole, welche er für die neue Bewegung empfahl: „Verschiedenheit im Glauben, aber Einmüthigkeit im Thun.“ Der Glaube an irgend welche herkömmliche Lehre der Religion sollten keinen hindern, sich der neuen Gesellschaft anzuschließen. Und ebensowenig sollte eine negative Haltung gegen die überlieferten Religionslehren ein Hindernis sein. Gute Menschen, oder vielmehr Menschen, welche gut werden wollen, sollten in der neuen Gemeinde willkommen geheißen werden, gleichviel, welches ihre Meinungen über Fragen der Theologie oder Philosophie sein mögen. Alles, was man erwartete, war ein aufrichtiges Interesse an der moralischen Vervollkommnung des Individuums und der Gesellschaft und eine Bereitwilligkeit, die Differenzpunkte beiseite zu lassen und mit Anderen, welche von demselben Wunsche beseelt wären, zur Übereinstimmung über die Grundfragen zu gelangen.

Anfänglich war die neue Gesellschaft die Zielscheibe feindlicher Kritik und selbst bitterer Verfolgung. Es braucht Zeit, bis eine neue Haltung richtig aufgefaßt wird, und fast unfehlbar wird sie zu Anfang falsch beurteilt. Die Thatsache, daß die ethische Gesellschaft keinerlei religiösen Glauben vertrat, wurde für einen positiven Beweis dafür gehalten, daß ihre Mitglieder und ihr Leiter im Herzen der Religion feindlich seien. Aber dies war ein Irrtum und ward im Verlaufe der Zeit auch als solcher erkannt. Das Vorurteil, mit dem man der Gesellschaft anfänglich begegnete, ist von Jahr zu Jahr geringer geworden. Viele von denen, welche ihre ausgesprochensten Gegner waren, sind bekehrt und zu ihren Freunden geworden, während selbst die Neutralität derjenigen, welche sich noch fern halten, nicht mehr, wie zu Anfang, kalt und skeptisch, sondern in vielen Fällen wohlwollend ist und sich durch ein freundlicheres Gefühl kennzeichnet. Ein Beispiel für die hier angedeutete Ansichtsänderung ist der Umstand, daß die Legislatur des Staates New-York dem Leiter der New-Yorker Gesellschaft die gesetzliche Vollmacht erteilt hat, Eheschließungen zu vollziehen; daß derselbe oft ersucht worden ist, in christlichen Kirchen zu predigen; daß man ihn auf dem Fuße der Gleichheit zu Pastoren-Konferenzen einladet, in denen Angelegenheiten, welche das öffentliche Wohl betreffen, erörtert werden; daß die Presse der Stadt ihm bei seinen

öffentlichen Unternehmungen die freundlichste Unterstützung gewährt hat; und vor Allem, daß in allen größeren Städten der Vereinigten Staaten der Wunsch, ethische Gesellschaften zu gründen, immer reger wird. Die Gesellschaft hat in einem sehr hohen Maße die feindlichen Gefühle, welche sie bei ihrem Entstehen erregte, überwunden, und nichts hat ihr hierzu so sehr verholfen, wie ihre Werke. An ihren Früchten ist sie erkannt worden.

Wir wollen nun einen kurzen Bericht über ihre Werke geben. Dieselben lassen sich in verschiedene Gruppen einteilen. Wir sprechen zuerst über

Die ethischen Vorträge.

Die öffentlichen Versammlungen der Gesellschaft finden Sonntags statt, und den geräumigen Saal füllen oft 1700 Personen, während hunderte anderer keinen Einlaß mehr finden. Die Gegenstände der Vorträge betreffen das ganze weite Gebiet der praktischen Ethik. Die Arbeiterfrage wird besonders berücksichtigt, und man kann sagen, daß die ethische Gesellschaft zu einer Zeit, als fortgeschrittene Äußerungen über diesen Gegenstand nur sehr selten gehört wurden, die Führung übernahm, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Pflichten zu lenken, welche die Gesellschaft der Arbeiterklasse schuldet. Die Erhebung der Arbeiterklasse ist jedoch niemals in der Weise behandelt worden, als wenn sie ausschließlich das Interesse einer besonderen Klasse wäre, sondern vielmehr von dem Gesichtspunkte des Gesamtinteresses aus, und nachdrücklich ist der Gedanke hervorgehoben worden, daß die Reichen ebenso sehr wie die Armen der Erlösung bedürfen. Das eheliche Verhältnis ferner ist oft erörtert worden, besonders mit Rücksicht auf die Zunahme der Ehescheidungen in den Vereinigten Staaten sowohl wie in allen anderen zivilisierten Ländern. Die besten Methoden der häuslichen Erziehung und ebenso die Methoden der Selbstbildung für Erwachsene sind besprochen worden. Oft werden die Pflichten der Bürger gegen den Staat analysiert, und man hat versucht, der Idee des Staates eine Heiligkeit und Erhabenheit zu geben, welche in demokratischen Gemeinwesen oft mangelt. Durch edle Beispiele anzufeuern und zu begeistern, ist eine andere Aufgabe des ethischen Redners gewesen, und zu diesem Zwecke ist das Leben großer Lehrer und Führer der Menschheit den Hörern vorgeführt worden. Eine weitere Klasse behandelter Gegenstände ist der Religionsgeschichte entnommen. Denn obwohl die Gesellschaft nicht für oder wider irgend ein religiöses System Partei ergreift, hält sie es doch für ihre Pflicht, die religiösen Lehren sowohl der Vergangenheit als auch der Gegenwart in Hinsicht auf ihren rein ethischen Wert zu untersuchen; und diese Funktion führt zu einem zweifachen Resultate, einem negativen und einem positiven. Einerseits verfallen diejenigen Elemente der Religion, welche moralisch wertlos sind, der Verurteilung. Andererseits werden jene großen ethischen Ideen, welche in religiöse Symbole eingehüllt sind, gebührend anerkannt und ein Geist der Achtung und selbst der Ehrfurcht vor der Vergangenheit wird gepflegt. Der rohe Radikalismus, welcher in der Mitte dieses Jahrhunderts blühte, hat zu oft zu einer gänzlichen Verwerfung der Religion und zu einer niedrigen und herabziehenden Auffassung des Einflusses, welchen die Religion bisher auf den Menschengeist ausgeübt hat, geführt. Der ethische Redner hat solche einseitige Ansichten zu berichtigen gesucht und, während er eine dem Fortschritt günstige Sinnesart hervorrufen wollte, damit ein Gefühl der Dankbarkeit gegen unsere Vorgänger auf dem Wege sittlichen Strebens zu verbinden gesucht. Von diesem Gesichtspunkte aus sind — sowohl kritische wie apologetische — Vorträge über die Propheten Israels, über Jesus, über Paulus, über Luther, Calvin und andere gehalten worden. Auch in Sachen der öffentlichen Reform hat die ethische Tribüne eine nützliche Funktion ausgeübt. Die Einsetzung einer Kommission zur Untersuchung des beklagenswerten Zustandes der Mietshäuser der Metropole von Seiten des Senates des Staates New-York war die direkte Folge einer Reihe von Vorträgen, die in der New-Yorker ethischen Gesellschaft gehalten worden waren, und eines von dort ausgehenden Apells zur Einsetzung einer solchen Kommission. Die Arbeiten dieser Kommission führten zu einer neuen und besseren Gesetzgebung in Betreff der Wohnungen der Armen und veranlaßten auch die Bildung einer Baugenossenschaft, welche die Errichtung einer Anzahl von Musterhäusern in der Stadt unternahm.

Erziehung.

Die Gesellschaft hat von Anfang an anerkannt, daß, um der ethischen Bewegung eine tiefe und dauernde Wirkung zu sichern, es notwendig ist, auf die Erziehung der Jugend Einfluß zu gewinnen. Die ethische Kultur muß in die Schulen verpflanzt werden, wenn sie blühen soll. Die ganze Atmosphäre, in welcher die Kinder aufwachsen, muß von ethischen Ideen durchdrungen sein. Die Gesellschaft war sich auch bewußt, daß es nicht genug ist, pädagogische Reform zu predigen, sondern daß das einzige wirksame Mittel, einen Wandel zum besseren herbeizuführen, darin besteht, anderen ein Beispiel zu geben, eine Schule zu gründen, welche den neuen Geist offenbart und als ein Muster für andere Schulen dienen kann. In dieser Absicht wurde ein freier Kindergarten gegründet (einer der ersten der Art in den Vereinigten Staaten) und auf ihm als Basis ist eine Elementarschule errichtet worden, welche gegenwärtig das Erziehungswerk bis zum vierzehnten Jahr fortführt. Man beabsichtigt, sobald wie möglich zu dieser Elementarschule eine Anzahl höherer Schulen hinzuzufügen, welche für das Alter zwischen vierzehn und achtzehn Jahren sorgen. Die Elementarschule ist der gemeinsame Stamm, aus welchem sich abzweigen sollen eine Lateinschule, eine naturwissenschaftliche, eine technische, eine kaufmännische Schule und endlich eine Abendschule für Arbeiterkinder, welche, nachdem sie das Alter von vierzehn Jahren erreicht haben, des Erwerbs wegen den Tag über zu arbeiten gezwungen sind. Die Schule zählt gegenwärtig 350 bis 400 Schüler, mit Ausnahme von dreißig sämtlich Kinder armer Eltern. Die Schule schließt alle die Lehrgegenstände ein, in welchen in den Elementarschulen unterrichtet wird, wie Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte u. s. w. Zudem aber hat sie den Handfertigkeitsunterricht eingeführt, an welchem alle Kinder vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre teilnehmen. Man lehrt ihnen den Gebrauch der Tischlerwerkzeuge, die Benutzung der Drechselbank und auch einfache Metallarbeiten. Die jüngsten Kinder arbeiten in Thon und Pappe. Dies Lehrsystem wurde begonnen, bevor der Handfertigkeitsunterricht in Deutschland und in Schweden eingeführt war. Der größte Nachdruck wird auf die organische Verbindung dieses Unterrichts mit den anderen Disziplinen gelegt, sodaß die Werkstätte nicht ein dem Organismus der Schule eingefügter fremder Körper, sondern ein lebendiges Glied desselben ist. In der Schule befindet sich auch ein Atelier, in welchem die Kinder Freihandzeichnen und Modellieren lernen. Die Elemente der Naturwissenschaft werden in allen Klassen gelehrt; und in diesem Unterrichtszweige ist das Ziel, nicht sowohl positive Belehrungen zu geben, als vielmehr das Vermögen zu beobachten zu entwickeln und die Liebe zur Natur zu pflegen. Der lebendige Enthusiasmus für wissenschaftliche Studien, welcher die Schule durchweht, zeigt, daß dieses Ziel in einigem Maße erreicht worden ist. Im Geschichtsunterricht giebt man sich besondere Mühe, die Entstehung des Chauvinismus zu verhindern, indem man die Schüler mit dem bekannt macht, was die anderen Nationen zur Zivilisation der Welt beigetragen haben; und man benutzt die geschichtlichen Thatsachen und Charaktere, um moralische Wahrheiten eindringlich zu machen. Auch wird, nach einem in Prof. Adlers Werk über „Die moralische Unterweisung der Kinder"*) entwickelten Plane,

*) Eine deutsche Übersetzung dieses Werkes ist in Vorbereitung. (Anm. d. Red.)

ein direkter Moralunterricht erteilt. Aber die Bedeutung der Schule liegt weniger darin, was gelehrt, als in dem Geiste, in welchem alles gelehrt wird. Der Hauptzweck ist, in den Schülern das rechte Verhalten gegenüber dem Wissen zu befestigen; und wir dürfen wohl mit einem Worte andeuten, was wir für dieses rechte Verhalten ansehen. In vielen unserer öffentlichen Schulen ist das dem Wissen gegenüber eingenommene Verhalten ein rein äußerliches. Man lehrt die Schüler gewisse Fakta sich aneignen, wie man so und so viel Mark und Pfennige sich aneignet. Das Wissen wird um seines Nutzens willen geachtet. Die geistigen Besitztümer werden wie ein Vermögen behandelt, das man mit einem rein konventionellen Maßstabe abschätzen kann. Oder die Schüler werden angefeuert, mit einander zu wetteifern, und man verläßt sich auf den persönlichen Ehrgeiz als ein Hauptmotiv geistigen Fortschritts. In vielen unserer Privatschulen andererseits kann das Ideal, welches die Lehrer zu verwirklichen suchen, ein athletisches Ideal genannt werden, da das erstrebte Ziel ist, die Schüler im Verrichten schwieriger intellektueller Kunststücke geschickt zu machen und sie die geistige Kraft um ihrer selbst willen pflegen zu lassen. Die Schule der ethischen Gesellschaft unterschätzt die Nützlichkeitsseite des Wissens nicht, auch verkennt sie die Bedeutung geistiger Kraft und Gewandtheit nicht; aber sie verfolgt ein Ziel, welches diese niederen Ziele einschließt, aber eines zu ihnen hinzufügt, welches höher und edler ist. Ihr Ideal ist das der Menschenwürde. Das Verhalten gegenüber dem Wissen, welches sie zu befördern sucht, ist mehr das der Assimilation, als das der Aneignung. Sie sucht in dem Kinde eine edle Menschlichkeit zu entwickeln, sein inneres Wachstum zu pflegen und das gesamte Schulleben, die Verwaltung und Disziplin sowohl wie den Unterricht, nach diesem Ziele konvergieren zu lassen. Sein, nicht Haben hält man für wichtig, und man bringt dem Schüler zum Bewußtsein, daß alles, was er erlernt oder erwirbt, für die Entwicklung des Charakters Gewinn bringen muß. Das so erzeugte Verhalten gegen das Wissen kann als kontemplativ bezeichnet werden. Dies Ideal ist oft als das Ideal einer allseitigen Bildung definiert worden; aber eine allseitige Bildung im eigentlichen Sinne ist unmöglich, einfach darum, weil kein Mensch in allen Richtungen gleich begabt ist. Die Schule sucht daher besonders die herrschende Neigung in der Natur des Kindes zu entdecken. Und die verschiedenen neuen Zweige, welche sie eingeführt hat, wie Handfertigkeitsunterricht, Modellieren, systematische Naturwissenschaft u. s. w. hält man für ebenso viele Mittel, die herrschende Anlage des Kindes zu entdecken. Wenn diese einmal entdeckt worden ist, kann sie leicht als pädagogischer Hebel zur Kräftigung aller seiner Fähigkeiten, selbst der schwächsten, benutzt werden. — Es ist eine Thatsache, daß diese Schule auf das öffentliche Bildungswesen in den Vereinigten Staaten einen mächtigen Einfluß ausgeübt hat. Sie wird beständig von hervorragenden Pädagogen aus allen Teilen des Landes besucht, und einige ihrer Ideen, wenn nicht alle, sind anderen ähnlichen Instituten einverleibt worden.

Wohlthätigkeit.

Die Gesellschaft sieht wohlwollende Bethätigungen zur Linderung des Leidens nicht nur als eine Pflicht gegen unsere Nebenmenschen, sondern auch als eine unschätzbare Erziehung zur Selbstlosigkeit an. Von den Wohlthätigkeitswerken, welche sie unternommen hat, mag außer den bereits erwähnten Versuchen, den Armen bessere Wohnungen zu verschaffen, die Aussendung geprüfter Pflegerinnen zu den kranken Armen genannt werden. In vielen Fällen ist es unmöglich, den Patienten ins Krankenhaus zu bringen, oder es ist nicht rätlich, dies zu thun, weil durch die Entfernung des Patienten die kleine Häuslichkeit zerstört werden würde; und so wird es nötig, für die kranken Armen in ihren eigenen engen und überfüllten Räumen zu sorgen. In solchen Fällen sind die Besuche geprüfter Pflegerinnen von unschätzbarem Segen. Oft erleichtern sie die Genesung, oft sind sie das Mittel zur Rettung kostbarer Leben. Und da für diese Pflicht nur gebildete Personen ausgewählt werden, so hat zudem ihre Gegenwart im Hause der Armen einen erziehenden und veredelnden Einfluß, welcher nicht zu hoch geschätzt werden kann. Das Beispiel, welches die ethische Gesellschaft in diesem Punkte gegeben hat, ist von anderen Vereinen in New-York, Buffalo, Cleveland u. s. w. nachgeahmt worden. In der ethischen Gesellschaft besteht auch eine Gruppe, welche sich den Besuch und den Unterricht verkrüppelter Kinder zur Aufgabe gemacht hat. Viele dieser Kinder sind jahrelang ans Zimmer gefesselt, und da sie der Schule nicht beiwohnen können, so wird ihre Erziehung vernachlässigt. Die Damen, welche sie besuchen, suchen durch häuslichen Unterricht diesen Mangel zu ersetzen und zugleich etwas Licht in ihr oft freudloses Leben zu bringen. Die Damen der Gesellschaft liefern den kranken Armen Kleider und Bettzeug so wie Erfrischungen.

Die ethischen Klassen.

Für Kinder, welche die tägliche Schule der Gesellschaft nicht besuchen, wird ein ethischer Unterricht in besonderen Nachmittags-Klassen beschafft. Solche Klassen bestehen gegenwärtig für Kinder von neun Jahren, für Kinder vom dreizehnten bis fünfzehnten Jahre, und es giebt auch eine höhere Klasse für junge Leute von neunzehn bis einundzwanzig. Ein Seminar zur Ausbildung von Sittenlehrern ist diesen Winter gebildet worden und zählt gegenwärtig fünfundzwanzig Mitglieder.

Da die New-Yorker Gesellschaft die Mutter-Gesellschaft der amerikanischen ethischen Bewegung ist, so hat sie gewissermaßen als Vorbereitungsschule für die Leiter aller anderen Gesellschaften gedient. Herr Salter, Herr Sheldon, Herr Weston und Dr. Coit sind sämtlich zu der einen oder andern Zeit Sprecher der New-Yorker Gesellschaft gewesen. Und diese Gesellschaft blickt mit besonderem Stolz auf das große und edle Werk, welches diese Männer gethan haben und jetzt thun. Aber nichts hat in New-York sowohl wie überall in den Vereinigten Staaten die Freunde der ethischen Bewegung so sehr ermutigt und angefeuert, wie die Nachricht von dem Entstehen einer der unsrigen so ähnlichen Bewegung in Deutschland. Sich bewußt zu sein, daß es jenseits des Meeres Brüder giebt, welche dieselben Überzeugungen hegen, welche für dieselben Ziele thätig sind, welche unsere Hoffnungen teilen und unsere Ideale pflegen, ist eine Quelle der tiefsten Befriedigung und wird unberechenbar dazu beitragen, die Hand derer, welche diesseits des atlantischen Ozeans für die Sache der ethischen Kultur arbeiten, zu kräftigen.*)

Das Evangelium der That nach Goethe.

Von Dr. P. Lorentz in Berlin.

(Fortsetzung.)

Überlanges Bedenken und Sorgen für die Zukunft hemmt die Thätigkeit aufs empfindlichste: „Wer thätig sein will und muß, hat nur das Gehörige des Augenblicks zu bedenken, so kommt er ohne Weitläufigkeit hindurch". „Nur heute, heute lasse dich nicht fangen, so bist du hundertmal entgangen." Gegen die Tagewählerei, die für die eigene Schlaffheit so gerne eine Entschuldigung in äußeren Behinderungen sucht, richten sich die ermutigenden Worte: „Nein, heut ist mir das Glück erbost! Du, sattle gut und reite getrost!", sowie die Versicherung im II. Teil des Faust: „Es fördert auch frohmütiges Beginnen." Von der Behandlung der Zeit, des

*) Auch die Finanzen der New-Yorker Gesellschaft haben sich beständig gebessert. Die Wohlthätigkeitsanstalten sind zu einer besonderen Gruppe vereinigt und tragen den Namen „Die vereinigten Wohlthätigkeitsanstalten (Relief Works) der Gesellschaft für ethische Kultur." Die ethische Gesellschaft selbst und diese Wohlthätigkeitsanstalten zusammen haben Jahreseinkünfte von gegen 160,000 Mark.

Tages im Verhältnis zur Vergangenheit und Zukunft reden noch in bemerkenswerter Weise zwei andere Sprüche. Die Übel des Heute empfindet nicht, wer sie schon am gestrigen Tage erkannte, und ebenso befreit sich von den Sorgen für die Zukunft, wer den heutigen Tag thätig benutzt:

Das Schlimmste, was uns widerfährt,
Das werden wir vom Tag gelehrt
Wer in dem Gestern Heute sah,
Dem geht das Heute nicht allzu nah,
Und wer im Heute sieht das Morgen,
Der wird sich rühren, wird nicht sorgen.

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du heute kräftig frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

Wer der Forderung Goethes entspricht, vor allem die Überzeugung in sich zu nähren, „daß in jeder Lage des Lebens eine bestimmte Thätigkeit von uns gefordert werde", gewinnt dadurch die sicherste Hoffnung, das gestörte Gleichgewicht seiner psychischen Kräfte wieder herzustellen. Goethes Lebensregel war, wie er noch wenige Wochen vor seinem Tode an einen Freund schrieb: „dem Dulden sogleich eine Thätigkeit entgegenzusetzen." Wenn wir, um einen Ausdruck aus einem andern Briefe zu gebrauchen, „alles was in uns und an uns ist, in That zu verwandeln suchen", entgehen wir am ehesten der Gefahr, in einen unerträglichen Zustand zu geraten.

Alles was Jemandem ohne das Verdienst eigner Thätigkeit zufiel, hatte für Goethe keinen Wert, was irgend einer Pfründe ähnlich sah, wies er als einen toten Besitz von sich:

„Warum man so manches leidet,
Und zwar ohne Sünde?
Niemand giebt uns Gehör."
Wie das Thätige scheidet,
Alles ist Pfründe
Und es lebt nichts mehr.

Darum ist auch bei der dritten Säkularfeier der Reformation 1817, wo er die durch sie gewonnenen unverlierbaren Güter dem auch ihren Errungenschaften anhaftenden Starren und Hemmenden gegenüberstellt, seine Mahnung: „Entzieht euch dem verstorbnen Zeug, Lebend'ges laßt uns lieben."

Thätiges Eingreifen allein ist im Stande, die wirklichen Werte des Lebens zur Erkenntnis zu bringen; der nur Genießende wird ihrer nie vollbewußt werden: „Des Lebens Mühe lehret uns allein des Lebens Güter schätzen" (Tasso). Und thätiges Verhalten ist es auch allein, was uns unsern eignen Wert kennen lehrt: „Willst du dich deines Wertes freuen, so mußt der Welt du Wert verleihen." Goethe war ein abgesagter Feind der gewöhnlichen Auffassung jenes altgriechischen Weisheitsspruches: „Erkenne dich selbst", jener Auffassung, die da meint, durch unausgesetzte, grüblerische Selbstbetrachtung zur Erkenntnis des eigenen Ich gelangen zu können. „Wie kann man sich selbst erkennen?" fragt er einmal, und giebt sogleich die Antwort darauf: „Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist." „Was aber ist deine Pflicht?" fragt er weiter, und wir werden nach dem oben Ausgeführten es begreiflich, gerechtfertigt finden, wenn die Antwort lautet: „Die Forderung des Tages." Und warum wir nur durch Handeln uns selbst recht kennen lernen, sagt Goethe in den Lehrjahren: „Das Handeln vergleicht uns mit Andern". Keiner „psychologischen Quälereien" also bedarf es, um zur Selbsterkenntnis zu gelangen, jeder tüchtige Mensch kann wissen und erfahren, was es heißen soll: erkenne dich selbst; „es ist ein guter Rat, der Jedem praktisch zum größten Nutzen gereichen kann". Erst wenn wir auf diese Weise inne werden, was an uns ist, gewinnen wir auch jene oberste Ehrfurcht, von der Goethe in den Wanderjahren spricht, die Ehrfurcht vor uns selbst. Und wie diese die Krone ist jener anderen drei Ehrfurchten, nämlich der Ehrfurcht vor dem, was über uns, neben uns und unter uns ist, „so entwickeln sich diese abermals aus jener, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja daß er auf dieser Höhe verweilen darf, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine herabgezogen zu werden".

Wer ernsthaft bemüht ist, sich der Welt gegenüber dauernd thätig zu verhalten, wird sehr bald die Erfahrung machen daß thätig sein größtenteils bedeutet kämpfen. Und das ist auch eigentlich das Tiefbefriedigende des Thätigseins: kämpfend Hindernisse zu überwinden. „Wenn es gut geht", sagt Goethe einmal, „ist das Leben immerfort als ein stets kämpfendes, überwindendes zu betrachten." Also ein an leicht errungenen Erfolgen reiches Leben erscheint ihm durchaus nicht als das vorzüglichste, Menschenwürdigste. Und um zu zeigen, wie ihm geradezu ein rechter Mensch identisch ist mit einem Kämpfer, braucht nur an die allbekannte Stelle im west-östlichen Diwan erinnert zu werden. „Gewisse Tugenden", äußerte Goethe einmal, „scheinen, wo sie sind, nur aus einer Abwesenheit von Kraft und Thätigkeit zu bestehen, und sie sind die höchste Kraft, nur nach innen gewandt". Ausführlich zur Darstellung gelangt ist dieser Gedanke in den Wanderjahren, deren zweiter Titel „die Entsagenden" schon auf diese Seite des Inhalts hindeutet. Indem nun aber das sittlich thätige Individuum jedem hemmenden Einfluß sich entziehen soll, so soll es dies doch nicht in Vermeidung, sondern eben in Überwindung, Beherrschung, Umschaffung, Aneignung alles Begegnenden vollführen; denn es ist in seine Macht gestellt, Alles, was ihm als Widerstand und Hemmnis sich entgegenstellt, zur Steigerung seiner sittlichen Thätigkeit zu verwerten. (Vgl. Harnack a. a. O. S. 39). Wer die Kraft in sich fühlt, den Kampf aufzunehmen — und nur ein solcher ist ein voller Mensch — dem wäre es Sünde, wollte er sie nicht gebrauchen:

Mit der Welt muß Niemand leben,
Als wer sie brauchen will;
Ist er brauchbar und still,
Sollt' er sich lieber dem Teufel ergeben
Als zu thun, was sie will.

Daher beginnt Faust sich gerade damit aus der Gewalt des Teufels zu befreien, daß er dem ihn beseelenden Thatendrange Raum giebt und die zwecklos vergeudete Kraft unbändiger Elemente zu überwinden und sich nutzbar zu machen beschließt: „Da wagt mein Geist sich selbst zu überfliegen; hier möcht' ich kämpfen, dies möcht' ich besiegen!"

Wenn aber der Entschluß zur That gefaßt und auch der Beginn der Ausführung erfolgt ist, so bleibt noch eines, vielleicht das Schwierigste, zurück, um den Wert des Thuns für den Menschen erst voll zu machen, das ist die Beharrlichkeit und Stetigkeit des Thuns. Der Entschluß kann in aufwallendem Enthusiasmus gefaßt, der Beginn mit Einsetzung der vollsten, frischen Kraft erfolgt sein: auf beide ist für den weitern Verlauf bis zum Ende nicht mit Sicherheit zu rechnen. Zu seiner befriedigenden Durchführung bedarf es jener festgegründeten Überzeugung, von der oben die Rede war, „daß in jeder Lage des Lebens eine bestimmte Thätigkeit von uns gefordert werde." Daher der Wunsch des Dichters: „Jedem redlichen Bemühen sei Beharrlichkeit verliehen." Nur wer beharrlich thätig ist in der mit Bewußtsein einmal gewählten Richtung, bei dem kann von Charakter gesprochen werden: „Charakter im Großen und Kleinen ist, daß der Mensch demjenigen eine stäte Folge giebt, dessen er sich fähig fühlt." So kann denn auch, und das ist ein Trost, der unserm Zeitalter, wo die Teilung der Arbeit ins Ungemessene fortschreitet und man mehr denn sonst darauf bedacht sein muß, alles das hervorzuheben, was Jeden mit Jedem verbindet, so kann denn auch „der geringste Mensch complett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt." Allerdings muß er diese eben beharrlich üben und zu der ihm größtmöglichen Voll-

kommenheit zu bringen suchen: „Wißt ihr, wie auch der Kleinste was ist? Er mache das Kleine recht; der Große begehrt just so das Große zu thun."

Goethe selbst erfüllte bis in das höchste Alter hinein die regste Lust am Schaffen, er mochte vor der großen Feierstunde nicht ruhen. Produzieren, nicht Regieren war seine Lust! Selbst etwas leisten, nicht nur Anderer Thun tadeln war sein Grundsatz: „Ich bin zu alt, um etwas zu tadeln, doch immer jung genug, etwas zu thun". Und nur aus persönlicher Erfahrung konnte stammen, was er in den prosaischen Sprüchen sagt: „Es bleibt einem Jeden immer noch so viel Kraft, das auszuführen, wovon er überzeugt ist."

(Fortsetzung folgt.)

Abermals der Hirtenbrief des Bischofs von Trier.

Von Laura Jacoby in Berlin.

In Nr. 11 der „Ethischen Kultur" spricht die Redaktion ihre Uebereinstimmung aus mit den „Grundgedanken" des Korum'schen Hirtenbriefes über „gemischte Ehen". Ich bin nun, trotzdem ich mich bemühte, „unbefangen zu lesen", zu keinem anderen Resultat gekommen, als diese bischöfliche Auffassung höchst unethisch zu finden, und ich möchte diese Ansicht in Folgendem zu begründen versuchen.

Ich gebe von vornherein zu, daß die innigste, vollkommenste Vereinigung zweier Ehegatten da zu finden ist, wo sie in dem, was ihnen das Höchste und Heiligste ist, Gemeinschaft haben. Deshalb werden fromme, im Sinne des Bischofs Korum fromme Katholiken und Protestanten gut thun und richtig verfahren, wenn sie sich wieder nur mit solchen Katholiken resp. Protestanten verbinden. Sind sie aber damit sicher, jenen „Grund der Trennung, jeden Keim des Leidens", der in den gemischten Ehen nach Bischof Korum gleich von Anfang an in die Familie getragen wird, vermieden zu haben?

Mit nichten! Denn das Höchste und Heiligste ist ihnen nicht der Glaube, sondern eine bestimmte Form des Glaubens. Eine jegliche Form aber des Glaubens ist den Gesetzen des Entstehens und Vergehens unterworfen, auch in der Seele des Einzelnen. Kann man nicht, auch nach der Verheiratung mit einem „Gleichgesinnten", zu einer andern Überzeugung gelangen? Und muß dann notwendig solche Ehe gelöst werden? Wenn man die Konsequenzen der Korum'schen Ausführungen ziehen will: unbedingt! — Ich möchte hier auf Mrs. Humphry Wards Roman „Robert Elsmere" hinweisen. Da wird die Geschichte einer solchen Ehe erzählt. Der Held ist ein junger Pfarrer, ein gläubiger Christ, der eine gläubige Christin heiratet; sie sind beide von strenger und hoher Sittlichkeit, eines Sinnes, eines Glaubens, einig in ihrer werkthätigen Nächstenliebe. Aus Liebhaberei treibt der Mann historische Studien und ist dabei ein gründlicher und echter, d. h. vorurteilsloser Forscher. Bei diesen Studien bricht ihm allmählich das Gebäude seines Glaubens zusammen. Er legt sein Amt nieder, er tritt aus der anglikanischen Kirche aus, er wird Mitglied, Sprecher, Vorsitzender eines Freidenker-Vereins. Die Frau ist zunächst verzweifelt. Einen Moment kommt ihr die Versuchung, mit ihrem Kinde von ihm zu gehen, weil sie beide „Christi eigen" seien. Nicht ihre Liebe, ihr Glaube hält sie zurück. Mit diesem Gedanken, meint sie, habe sie sich gegen Christus selbst versündigt, der gesagt: „Kindlein, liebet einander". Freilich gerät sie zunächst in den vom Bischof Korum geschilderten Konflikt; sie vermeidet ängstlich Gespräche über religiöse Fragen mit ihrem Gatten, der sich ihr gern mitteilen möchte und dem sie erwidert, daß sie sich zurückhalte, weil sie fürchte, daß er ihr ihren Glauben rauben könne. Aber später wird ihr einmal ihres Gatten Thätigkeit unter den Arbeitern Londons von einem Freunde geschildert; sie sieht, daß er derselben Hingabe, derselben Pflichttreue voll ist, die ihn als Pfarrer ausgezeichnet hatte, daß er derselbe Mann geblieben ist, trotzdem er seinen Glauben verloren hat, und sie wirft sich in seine Arme und sagt, er habe mit Recht behauptet, daß sie den Willen zur Verständigung nicht gehabt. „Gewissermaßen kann ich nicht verstehen", fährt sie klagend fort, „denn mein Herr wird nicht aufhören, mein Gott zu sein, aber er ist auch der Deine, das weiß ich. — Das war vor meinen Augen verborgen, das hat mich mein Kummer gelehrt; er hat mir gezeigt, daß Worte machtlos und wertlos sind. Der Geist ist es, der lebendig macht. — Gott redet nicht eine Sprache, er hat viele Zungen, und ich habe mich unterstanden zu wähnen, er kenne nur eine einzige, die eine, die ich verstehe." — Bis zu dieser Erkenntnis und zu diesem Zugeständnis gelangt diese Frau nur, weil sie in gemischter Ehe lebt. — Seit mehr denn zwei Jahrtausenden wird diese Lehre von den besten Geistern und edelsten Herzen verkündigt und gepredigt, aber besser als Lehre und Predigt demonstriert und argumentiert das Leben, die persönliche Lebenserfahrung. Wo wird die Einsicht, daß die Bekenner andern Glaubens edel, hilfreich und gut sein können, ohne des „wahren Glaubens" benötigt zu sein, besser gewonnen als in dem intimsten Zusammenleben, in der Ehe? — Und in solcher Ehe dürften sie von dem, was ihnen das Höchste und Heiligste ist, nicht reden? Freilich, wenn ihnen das Höchste und Heiligste der teure Besitz dieser oder jener Religion, dieser oder jener Weltanschauung ist, an den zu rühren verletzen heißt. Das ist bei Frau Elsmere der Fall. Sie fühlt, daß dieser Besitz kein sicherer ist. Und sollte solch unsicherer Besitz wirklich das Höchste und Heiligste sein? Allerdings ist es wahr: unser Glaube, unsere Überzeugung steht erst dann fest, wenn wir jeden Zweifel, der dagegen auftaucht, widerlegen, alle Gegengründe niederschlagen können. Aber jeder neue Tag, jede neue Erfahrung, jedes neue Buch, jeder neue Mensch, jede neue Erfindung und Entdeckung bringt neue Zweifel und Gegengründe, mit denen wir uns auseinanderzusetzen haben. Unsere Religion ist eben nicht der Besitz einer festen, unantastbaren Wahrheit, sie ist beständiges Suchen nach Wahrheit, sie muß, wenn anders sie echte Religion bleiben will, beständiges Suchen nach Wahrheit sein. Und in dieser Religion, in dieser Gemeinschaft des Höchsten und Heiligsten können sich auch Ehegatten verschiedener Konfession, kann sich der Freidenker mit dem Dogmengläubigen finden; ja, sie haben nur dann religiöse Gemeinschaft. Sobald sie nicht mehr suchen, sobald sie glauben eins zu sein im fertigen, nicht umzuwandelnden Glauben, sind sie nur eins im Irrwahn. Freilich, dieser traurige Irrwahn ist auch seit mehr als zwei Jahrtausenden gepredigt und gelehrt worden, vom ägyptischen Priester bis zum Atheisten des neunzehnten Jahrhunderts, und deshalb allein, nicht weil sie eine gemischte Ehe eingegangen sind, müssen so viele Männer und Frauen durch „den feurigen Ofen der Trübsal" gehen, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß Gott „viele Zungen spricht, nicht nur die eine Sprache, die sie verstehen", müssen sie sich oft in Trübsal verzehren, ohne jemals diese Erkenntnis gewinnen zu können. Aber ein Jeder, der diesen bittern Kelch des Leidens auskosten muß, er leidet für die Menschheit; in jeder solchen Ehe, wo der eine oder beide Teile zu dieser Erkenntnis sich durchringen, ist ein Zustand herbeigeführt, in dem Gerechtigkeit und gegenseitige Achtung, Wahrhaftigkeit und Menschlichkeit herrschen.

Und eine Mutter, die eine religiöse Ader (in diesem Sinne) hat, würde allerdings nicht gestatten wollen, daß man ihr Kind aus ihren Armen reiße, um es in einer andern Religion zu erziehen, aber ebenso wenig wird sie sich vermessen, diesem Kinde den eigenen Glauben als den allein seligmachenden oder den allein sittlichmachenden darzustellen. Und wenn sie nicht selbst so erzogen ist, so lernt sie im Leid und Trübsal der gemischten Ehe so zu denken und wird bemüht sein, ihre Kinder dahin zu erziehen, daß sie anderm Glauben Gerechtigkeit widerfahren lassen und Achtung entgegenbringen, daß sie in gemischter Ehe dereinst nicht fragen: Hat der andere Teil sich redlich bemüht, „Gottes Willen zu erkennen und der Wahrheit die Ehre zu geben"? Sondern: „Habe ich mich bemüht, so zu thun?" Zu der ersten Frage ist niemand

berechtigt, zu der zweiten ein Jeglicher verpflichtet, und er wird, wenn er sich ernsthaft damit beschäftigt, immer finden, daß er dann zu der ersten Frage nicht mehr Zeit hat. So wird die gemischte Ehe ein vorzügliches Mittel zum Zweck der Verbreitung ethischer Kultur, weil sie echte Ethik lehrt, weil sie die Gatten zur Gemeinschaft des Höchsten und Heiligsten führt, auf daß sie einander stützen und fördern im redlichen Suchen nach Wahrheit, im ständigen Streben nach sittlicher Vervollkommnung. —

Die gemischten Ehen haben ihren Grund, von besonderen Verhältnissen abgesehen, in einer Zunahme warmen, lebendigen Glaubens. Sie entspringen der wachsenden Überzeugung (welche der Seele Erlösung bringt von starrem Glaubenshaß), daß „Gott nicht eine Sprache spricht, sondern viele Zungen"…. Ich will niemanden kränken, keinem, der sein Heil nur in einer Ehe mit einem Gefährten gleichen Glaubens zu finden meint, einen Vorwurf machen; ich möchte Euch nur bitten und beschwören, in der „gemischten Ehe" kein Unglück zu sehen. Ich bin in meinem allerdings nicht priesterlichen Leben vielen Andersgläubigen begegnet und habe mich stets bemüht, jeglichem Glauben ohne Vorurteil, mit gerechter Würdigung zu begegnen. — Ich glaube, daß, wenn jene Erkenntnis, die Frau Katharina Elsmere erringt, uns durch unsere Erziehung bereits gebracht wird, gemischte Ehen nicht mehr solches Weh erzeugen werden, das nur mit bitteren Thränen zu schildern ist. Welche Herzensqual, welche Gewissensnot hätte Bischof Korum so mancher armen Frau ersparen können, wenn er ihr gesagt hätte: „Gott spricht nicht eine Sprache, er hat viele Zungen," wie viel Hader und Zwist hätte er damit beilegen, wie viele Thränen trocknen können! Er konnte es von seinem Standpunkt aus nicht, und wir dürfen ihm daraus keinen Vorwurf machen. Aber wir dürfen uns nicht mit den Ausführungen dieses Hirtenbriefes einverstanden erklären, wir müssen Väter und Mütter von jenem unheilvollen Irrtum erlösen, in welchem sie ihre Kinder so oft einem martervollen Leben überantworten.

Theater-Kritik.

Die Tragödie des Menschen.

Dramatische Dichtung von Emmerich Madách.

Maurus Jókai sagt im Vorwort zu der bei Reklam erschienenen deutschen Ausgabe der Dichtung seines Landsmannes, daß dieselbe dem Faust an die Seite zu stellen sei, ja Goethes Meisterwerk insofern überrage, als Madách die Gedankenwelt des schwierigen zweiten Teils in klare konkrete Form gefaßt habe. Dem Ungarn mag dies Urteil verziehen werden; wir aber, die wir unsern Faust besser kennen, müssen eine Gleichstellung beider Werke entschieden abweisen.

Der glänzend in Szene gesetzten Aufführung der „Tragödie des Menschen" im Lessingtheater sah man allgemein mit Spannung entgegen und die Schaulust wurde auch vollauf befriedigt. Die erste Szene zeigt uns den Himmel; aus blendendem Strahlenglanz spricht Gott. Engelscharen umgeben ihn, die vier Erzengel und Lucifer stehen im Vordergrund — ganz wie im Faust. Es ist der Augenblick der Erschaffung der Welt; Gott lobt sein Werk als gut, die Engel preisen ihn, nur Lucifer kritisiert die mangelhafte Schöpfung, und als Gott ihm die Kritik verbieten will und den hochmütigen Teufel fragt, wo er denn vorher gewesen sei, entgegnet ihm dieser höhnisch, daß er ihn dasselbe fragen könne. Voll Kraft ist der Ausspruch Lucifers, durch den er die Unvollkommenheit der Welt beweist: neben dem Leben stehe der Tod, neben dem Glücke die Ernüchterung, neben dem Licht der Schatten, neben der Hoffnung der Zweifel. Schließlich verlangt er seinen Anteil an der Erde und erhält den Baum der Erkenntniß und den Baum der Unsterblichkeit. Die nächste Szene führt in das Paradies: Adam und Eva — im Naturzustande — stehen unter dem Baum mit den verbotenen Früchten. Lucifer tritt hervor und weckt in Adam den Wissensdurst, in Eva die Neugierde. Zwar warnt eine Stimme von oben das Menschenpaar, doch Eva, die „erste Philosophin", sagt scharfsinnig, daß, falls die Sünde nicht in Gottes Plan gelegen habe, er ihnen die Möglichkeit zu sündigen nicht hätte geben dürfen; nun, da die Möglichkeit, schuldig zu werden, vorhanden sei, könne er doch sein Geschöpf nicht strafen, weil es sich der Freiheit bedient, die Gott geschaffen hat. So essen denn beide vom Baum der Erkenntnis; vor dem Baum der Unsterblichkeit jedoch zückt der Erzengel Michael sein Flammenschwert und er treibt sie aus dem Paradiese. In der dritten Verwandlung finden wir Adam und Eva ihre erste Hütte bauend. Adam läßt der Wissensdurst keine Ruhe; er bittet Lucifer, ihm die Zukunft seines Geschlechtes zu zeigen. Das erste Menschenpaar verfällt in Schlaf und macht nun in verschiedenen Gestalten den Lauf der Weltgeschichte durch. Alle Leidenschaften, die den Mann erfüllen — Herrschsucht, Sinnlichkeit, Wissensdurst, Freiheitsdrang — verkörpern sich zu historischen Persönlichkeiten. Das Grundmotiv jeder einzelnen Szene ist stets dasselbe: auf der Höhe der Befriedigung seiner Leidenschaft sieht Adam ernüchtert und übersättigt auf sein im Grunde vergebliches Streben zurück: am Abgrund der Verzweiflung leuchtet ihm jedoch ein Hoffnungsstrahl, der ihn zu neuen Kämpfen antreibt. Ebenso zeigt sich Eva in allen Stadien weiblichen Empfindens; Mitleid, Sinnlichkeit, Eitelkeit, Glaubensmut, Blutdurst, Mutterliebe — alles das wird zu ihrem Schicksal. Wir sehen zunächst Adam als Pharao, der als ewige Verkünder seines Ruhmes von dem geknechteten Volk Pyramiden bauen läßt. Doch sein Herz ist leer. Da stürzt ein mißhandelter Sklave hilfesuchend vor die Stufen des Thrones; Eva, als dessen Weib, schützt ihn mit ihrem Leibe und sagt: „Vergebens flehst Du hier um Hilfe. Wer unsere Leiden niemals durchgekostet, versteht uns nicht! Schwach ist ein Weheruf und hoch der Thron." Adam fühlt sich mächtig zu Eva hingezogen. Der Sklave stirbt in den Armen seiner weinenden Gattin und ruft noch drohend: „Wozu ein Knecht lebt? Daß zur Pyramide er Steine schleppe für den Mächtigen und sterbe, wenn er einen tauglichen Ersatzmann ins Joch gestellt hat. — Millionen für Einen!" Das Wort erschüttert den Pharao, aber die Begierde nach dem Weibe unterdrückt dies Gefühl. Es berührt äußerst widerwärtig, daß Eva, die eben noch um den Gatten geweint hat, sich widerstandslos seinem eigentlichen Mörder ergiebt, und die Sympathie, die ihre Gestalt gerade in dieser Szene verdient, wird dadurch vernichtet. Die Klagerufe des Volkes schrecken sie aus den Armen des Herrschers empor. „Millionen für Einen!" tönt es in seinem Herzen nach; Eva, das Kind des Volkes, hat sein Ohr geöffnet und trotz Lucifers Hohn giebt er den Sklaven die Freiheit. Nun glaubt er seinen Ruhm für ewig gefestigt zu haben: da läßt Lucifer die Jahrhunderte der Zukunft an seinem Auge vorüber ziehen; das sanfte Lüftchen, das ihn umweht, häuft eine Sandschicht nach der andern auf die Zeugen seines Ruhmes, schließlich starren sie gespenstisch aus der Wüste hervor; eine vertrocknete Mumie ist seine Gestalt, deren Namen niemand mehr weiß. Verzweifelt entflieht Adam dem Zusammenbruch seines Herrschertraums, und in Rom finden wir ihn wieder. Madách hat Roms Untergang zum Vorwurf seines Bildes genommen, während die Gladiatoren auf der Bühne verbluten, schwelgen die Zuschauer in Wein und Liebe. Von weitem tönt das Wehe der gekreuzigten Christen an ihr Ohr, ohne sie zu stören; nur Adam ist schon im Zustand der Ernüchterung. Einer seiner betrunkenen Gäste ruft einen Leichenzug herein und fordert Hippia, seine Geliebte, auf, den Toten zu küssen. Und Hippia thut es. Daß Madách wagt, dem Gefühl des Publikums so ins Gesicht zu schlagen, und daß dies Publikum applaudiert, beweist einen Grad von Gefühlsrohheit, der dem jener Römer nicht sehr nachsteht! — Hippia bricht gleich nach ihrer That zusammen, denn sie hat ein Opfer der Pest umarmt! Der Hintergrund verdüstert sich und die mächtige Gestalt des Apostels Petrus erscheint. Seine Feuerworte entflammen Adam und Eva, die als Julia, seine Geliebte, erscheint, zu heller Begeisterung. Leuchtend zeigt sich das Kreuz am Himmel und Scharen wilder Germanen ziehen unter diesem Zeichen in Rom ein. Adam folgt ihnen. Dramatisch sind die beiden zuletzt genannten Szenen die wirksamsten; es hat auch den Anschein, als ob das Prinzip des Fortschritts weiter geführt werden sollte und der Idealismus in dem aufstrebenden Volk die Rohheit der Herrschenden besiegen würde. Doch Madách ist Pessimist; er will den Lauf der wirklichen Geschichte nicht vorführen, sondern nur seiner Weltanschauung zum Siege auf den Brettern, welche die Welt *bedeuten*, verhelfen. So kommt es ihm auch nicht darauf an, seinen nächsten Helden, Kepler, dichterisch umzugestalten. Der fromme und dabei von der Herrlichkeit der Wissenschaft tief durchdrungene Gelehrte, den die schwersten Schicksalsschläge nicht zu beugen vermochten, erscheint hier als eine Karrikatur des Faust; er hat allen Glauben verloren und sein Vertrauen auf die Wissenschaft hat ihn ebenfalls im Stich gelassen; ein eitles, oberflächliches Weib lenkt ihn wie einen Pantoffelhelden. Armer Kepler! Die kurze Unterredung mit einem Schüler, dem er klar macht, „daß wir nichts wissen können", erinnert auch stark an den Faust. Der Kepler Madáchs sucht im Wein Vergessen und halb berauscht fragt er, ob wohl eine Zeit kommen werde, die thatkräftig zu neuen Zielen führt. Die Marseillaise ertönt als Antwort und in Dantons Gestalt ersteht Adam-Kepler wieder. Eine von wilden und albernen Zurufen unterbrochene Rede Dantons schließt mit dem Jubel der Sansculotten, die davon eilen, um die „Aristokratenbrut" zu vertilgen. Vor Danton werden zwei Adelige geführt, die er richten soll. Eva, als Schwester eines königstreuen Marquis, sticht dem Revolutionshelden in die Augen; er will ihren Bruder retten und begehrt dafür ihre Liebe, die sie standhaft verweigert, treu ihrem König und ihrem Gott. Die zurückkehrende Volksmenge ersticht sie. Wenige Minuten später erscheint Eva als wütende Dame der Halle wieder, einen blutigen Dolch zückend, mit dem sie eben einen Feind des vergötterten Danton umgebracht hat. Dafür bietet sie sich ihm als Geliebte an, was Danton mit Entsetzen erfüllt. So unvermittelt wie möglich erscheint Robespierre, und dasselbe Volk, das eben Danton zugejubelt hat, reißt ihn, auf Robespierres Anschuldigungen hin, zum Blutgerüst, wo Lucifer als Henker seiner wartet. Die große Tragödie der französischen Revolution hat Madách zur Farce entstellt.

Ihre Ausgeburten hat er zu ihrem Wesen gemacht, und seine Dichtung wird von da ab selbst ganz zur Farce. Im folgenden Bilde sehen wir eine mächtige Maschinenhalle, die den Zukunftsstaat repräsentiert. Adam und Lucifer tragen eine einförmige graue Tracht, mit einer Nummer auf der Brust, denn die Menschen haben keine Namen mehr, sondern nur Nummern. Der „Gelehrte“, ein vertrocknetes Männchen, regiert das Arbeiterheer, das nach dem Klang der Feierabendglocke hereinströmt: Männer, Frauen, Kinder — alle gleich gekleidet und nur verschieden nummeriert! Luther ist Heizer, Plato Hirt, Michel Angelo schnitzt Stuhlbeine, an denen beileibe nichts verändert werden darf. Sie haben alle das Gesetz übertreten und werden hart bestraft. Dann untersucht der Gelehrte die Schädelbildung zweier Knaben, die der mütterlichen Pflege entwachsen sind und in die Staatsanstalt eintreten sollen. Eva, als die Mutter des einen Kindes, weigert sich, es herzugeben, was ihr jedoch nichts nützt, ebensowenig wie Adam in seiner Empörung ihr helfen kann. Als der Gelehrte nun die „paarlosen“ Frauen verteilen will, begehrt Adam seine Eva, doch da der Mann für schwärmerisch, die Frau für nervös erklärt wird, erhebt der Staat Einspruch, dem die „ungesunde“ Nachkommenschaft dieser Beiden zur Last fallen würde. Das Premièren-Publikum des Lessingtheaters applaudierte! — In der nächsten Szene verliert Madáchs Phantasie sich im kalten Weltenraum, dem Adam zustrebt, um sich von dem Schreck in der Maschinenhalle zu erholen. Dem Biederen graut aber bald vor dem endlosen Raum, umsomehr, als Eva ihm dorthin nicht zu folgen vermochte, denn das Weib ist nach Madách zu inferiorer Natur, um sich so zu erheben! Auch Adam wird schwindlig dort oben über den Sternen; zur Erde zieht es ihn wieder. Er betritt sie als Greis und findet sie im Zustande der Vereisung. Die Sonne hat ausgeglüht; am Äquator hausen noch einige menschenähnliche Wesen, die ein jammervolles Dasein fristen. In dem vertierten Weibe des Eskimo, die sich dem Gast, nach des Landes Sitte, anbietet, erkennt Adam voll Entsetzen Eva wieder. Natürlich atmet er erlöst auf, und das Publikum mit ihm, als die Schneelandschaft verschwindet und er von dem schweren Traume erwacht. Bis dahin hat der Pessimismus des Dichters schrankenlos gewaltet. Unter seinen Händen ist die Geschichte ein Zerrbild geworden; sorgfältig hat er ihre düstersten Seiten aufgeschlagen und jeden Aufschwung der Menschheit wie des Einzelnen aus ihren Blättern ausgemerzt. Da er aber die äußersten Konsequenzen seiner Weltanschauung selbst scheut, so verbrämt er das Ganze mit einem Rest von Mystik. Es fehlt jeder logische Zusammenhang zwischen dem Endresultat von Adams Erdenwallen und der Szene im Himmel, die das ganze Werk beschließt. Adam wendet sich an Gott mit der Frage, ob er sich denn wirklich immer vergeblich abmühen müsse, ohne Ziel, ohne Zweck, ohne je dem Kreislauf zu entrinnen? Der Herr giebt ihm die jesuitische Antwort, daß er ihm nichts Gewisses über seine Zukunft sagen könne, denn „wüßtest du gewiß, daß ein ewiges Leben jenseits deiner harrt, so wäre es keine Tugend mehr, auf Erden Leiden zu ertragen. Oder wüßtest du andererseits, daß du **nicht** unsterblich bist, so würde dir jeder Sporn fehlen, um für sittliche Ideen dem rohen Genuß zu entsagen.“ Damit spricht der Herr aus, daß **sein Ebenbild** nur dann imstande ist, Gutes zu thun, wenn die Möglichkeit jenseitiger Belohnung ihm vorschwebt! Lucifer sagt zwar, er sei zum Schluß der Besiegte; ich finde, daß er der Sieger ist. Kein noch so heftiger Widersacher der Religion ist noch je imstande gewesen, sie so zu verunglimpfen, wie Madách es durch seinen Gott und seinen Himmel gethan hat.

Ich hätte seiner Dichtung keine so eingehende Besprechung gewährt, wenn sie mir nicht als typisch für den Niedergang unserer modernen „guten Gesellschaft“ erschienen wäre. Madách, ihr Vertreter, zieht alles in den stagnierenden Sumpf seiner traurigen, glaubens- und hoffnungslosen Phantasie. Seine Religion ist, trotz aller jubelnden Engelchöre, ein Zerrbild der Religion, gleich weit entfernt von jenem Glaubensmut, der Berge versetzt, und jener Zuversicht auf Gott, die über alle Abgründe siegreich hinwegführt. Es ist die Religion des größten Teils unserer gebildeten Gesellschaft, der Jesus heute wie vor 1800 Jahren sein: „O, daß ihr warm oder kalt wäret!“ zurufen würde. Es fehlt ihr dazu an Charakter und Wahrhaftigkeit; denn echtes, inniges Frommsein ist unmodern, und vollständiges Brechen mit der Religion könnte in unangenehme Konflikte führen. Sie fürchtet auch die innere Leere, die der vollständigen Glaubenslosigkeit folgen könnte. Madáchs religiöse Träumereien vermögen aber ebensowenig wie die seiner Gleichgesinnten über die schon vorhandene innere Leere hinweg zu täuschen. Der Glaube an einen lebendigen Gott ist verloren gegangen, die freudige Hoffnung auf ein besseres Jenseits ist verschwunden; der Glaube an die Menschheit, die freudige Hoffnung auf ein besseres Diesseits ist nicht an ihre Stelle getreten. Dieser traurige Zustand, den Viele sogar sich selbst verhehlen möchten, kommt in der Kunst zu vollem Ausdruck. Während die Tragödie des Menschen die Berliner Gesellschaft in das Lessingtheater lockt — die schöne Eva im Paradiese entschädigt ja einigermaßen für den armen Adam im irdischen „Jammerthal“ — ist eine andere Tragödie des Menschen in Bildern von Wilhelm Dworschak im luxuriösesten Hotel Berlins ausgestellt. Der „Totentanz der Liebe“ heißt sie; zum Totentanz einer kranken Zeit spielt der Maler auf, wie der Dichter. Es fehlt aber auch nicht an Menschen, die an dem Strange ziehen, der die Osterglocken in Bewegung setzt. Die Vertreter ethischer Kultur sollten Alle zu ihnen gehören.

Lily v. Kretschman.

Sprüche

von Dr. S. Kristeller.

Wie einsam ist ein Herz,
Das Freundschaft nicht beseelt —
'S ist wie die linke Hand,
Wenn ihr die rechte fehlt.

Sag nicht, mit dem **einen** Feinde
Das könne nur leichtes Spiel sein —
Und hättest du hundert Freunde,
Die lasse Dir nicht zu viel sein.

Wenn Du Dich gütig wirst erweisen,
Wird Dich die Welt als Gönner preisen;
Und wenn Du ehrest Deinesgleichen,
Das wird Dir selbst zur Ehr' gereichen —
Doch so Du hoffst auf Andrer Gnaden,
Bringst Du Dein Ansehn bald zu Schaden.

Die Arbeit acht',
Streb nicht nach Macht,
Herrngunst veracht!

Mit Großmut behandeln den Feind,
Steht edlem Herzen gut —
Doch gegen den kleinsten Feind
Sei immer noch auf der Hut.

Es wurde ein Weiser gefragt:
Wie soll ich am Feinde wohl Rache nehmen?
Hierauf hat der Weise gesagt:
Erweise ihm Gutes, so wird er sich schämen.

Briefkasten.

Herr L. T. in **Berlin** protestiert dagegen, daß die Erzählung „Schuldig?“ von Richard von Hartwig in die „Ethische Kultur“ (Nr. 13) Aufnahme gefunden hat. Wie durften wir, schreibt er, „eine Erzählung aufnehmen, die dem Leser Abscheu und Ekel für eine große politische Partei — ganz abgesehen von ihrer Existenzberechtigung —, einflößt, der Personen aller Stände und Bildungsgrade angehören? In einer Zeitschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen, in der man nur objektive, wahrheitsgetreue Schilderungen zu finden erwartet, dürfte ein Satz wie z. B. der folgende nicht aufgenommen werden. ‚Es hatten sich fragwürdige Gestalten in dem Orte eingefunden, die mit unverstandenen, jede Ordnung der Gesellschaft unterwühlenden Phrasen gleichsam hausieren gingen und namentlich in den Schenken beim Branntwein das Gift der Unzufriedenheit zu nähren verstanden. Bei den schlechtesten Elementen fanden sie **natürlich** den leichtesten Anhang (!!!) und die begeistertste Zustimmung, und der alte Kempe war selbstredend (!) der Eifrigsten Einer.‘ Es sollte vielmehr, denke ich, Ihre Aufgabe sein, in **objektiver, neutraler** Weise die sozialistischen Ideeen dem Leser vorzuführen, damit er selber das Für und Wider erwägen kann und sich sein eigenes Urteil bilde. Nur so entspricht die Zeitschrift der D. G. E. K. ihrem Programm, nur so steht sie über den Parteien, nicht aber indem sie in Form von Erzählungen Ekel und Abscheu vor der einen oder andern Partei, vor der einen oder andern Seite einflößt.“

Hierauf erwiedern wir, daß den Forderungen, welche der Briefschreiber mit Recht an diese Wochenschrift stellt, durch die getadelte Erzählung nicht widersprochen wird. Kein Wort darin — auch nicht die oben angeführte Stelle — ist ein Angriff gegen „eine große politische Partei“, die sozialdemokratische; und wir selbst würden die Ersten gewesen sein, welche eine Verunglimpfung derselben zurückgewiesen hätten. Sondern es ist lediglich von einzelnen Individuen, die mit unverstandenen u. s. w. Phrasen hausieren gehen und bei schlechten Elementen Zustimmung finden, die Rede. Daß durch unverstandene Phrasen Unheil angerichtet werden kann, wird, denken wir, jeder besonnene Sozialdemokrat zugeben.

Anzeigen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

April 1893.

Plenarversammlungen

in der Berliner Ressource. S. Kommandantenstraße 57:

Freitag, den 7. April, abends 8 Uhr: Vortrag des Herrn Telegraphen-Inspektors a. D. Beringer: Der Tierschutz eine Sittenfrage, mit Diskussion.

Freitag, den 21. April, abends 8 Uhr: Monatsversammlung, sodann „Der neue Faust“ (Vortrag des Herrn Hans Land über Aug. Strindbergs Roman „Au offner See“, ohne darauf folgende Diskussion).

Gruppenversammlungen

in der Aula des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums, NW. Georgenstraße 30/31:

Donnerstag, den 6. April, abends 8 Uhr: Versammlung der Gruppe für ethische Erziehung (I). Fortsetzung der Referate über die Litteratur der ethischen Erziehung und Fortsetzung der Verhandlung über die Preisfragen-Angelegenheit u. s. w.

Donnerstag, den 13. April, abends 8 Uhr: Versammlung der Gruppe für ethische Bildung (II). Thema der Verhandlung: In welchem Sinne sind Tendenz-Stücke zu billigen und in welchem nicht?

Donnerstag, den 20. April, abends 8 Uhr: Versammlung der litterarischen Gruppe (III). Fortsetzung der Verhandlung über Volksbibliotheken. Vortrag von Herrn Dr. Roemer über G. Hauptmann's „Weber“.

Donnerstag, den 27. April, abends 8 Uhr: Versammlung der socialen Gruppe (IV). Thema der Verhandlung: Die Arbeiterfrage vom ethischen Standpunkte. Referent Herr Dr. Max Hirsch, Mitglied des Reichstages (vorbehaltlich unabweislicher Verhinderung).

Sämtlichen Gruppen liegt außerdem in den April-Versammlungen die Neuwahl der Ausschüsse ob.

Soeben erschien:

Mitteilungen
der
Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Herausgegeben vom **Hauptvorstand der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.**

— **Heft 2.** —

52 Seiten gr. 8°. Preis 50 Pf.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. Zimmerstraße 94.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Methodik des Turnunterrichts.

Den deutschen Turnlehrern, Turnwarten und Vorturnern gewidmet von

Moritz Zettler,

Oberlehrer an der Realschule und Oberturnlehrer in Chemnitz.

— Zweite, sehr vermehrte und umgeänderte Auflage. —

Preis 2,80 Mark.

Enthält eine methodische und allgemein verständliche Anleitung zum rationellen und systematischen Betriebe des Turnens; die Schrift ist auch für Turnvereine besonders brauchbar.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Rechtsbuch

zum Unterricht in den Schulen im Gebiete des Preußischen Landrechts und zum Selbstunterricht.

Von **M. Delius.**

198 Seiten. gr. 8°. Preis 1,20 M.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

In **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung** in **Berlin SW. 12** erschien:

Die Judenfrage ökonomisch und ethisch.

Von **Dr. Franz Lütgenau.**

22 Seiten. gr. 8°. Preis 30 Pf.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.

Die **„Ethische Kultur“** erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste I. Nachtrag Nr. 2070a) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang. | Berlin, den 15. April 1893. | Nr. 16.

„Sind Sie ein Christ?“ Eine Frage an die Geistlichen.

Von Edward Bellamy.
Übersetzt aus The New Nation (Boston, Massachusetts) vom 4. Februar 1893.

Der Prediger Burton von der Franklin-Avenue-Methodisten-Kirche in Cleveland (Ohio) verteilte unlängst unter den Arbeitern 3000 Cirkulare, welche die Frage enthielten: „Sind Sie ein Christ? Wenn nicht, weshalb nicht?“

Der „Cleveland-Bürger“ sagt von dem Erfolg dieses Unternehmens: „Die Antworten auf Pastor Burton's Cirkular waren von mancherlei Art. Aber die große Mehrzahl derselben war von einer Natur, welche, ob nun wahr oder falsch, der Kirche oder denen, welche den Glauben an Christus bekennen, nicht eben zum Lobe gereicht. Viele von den Erwiederungen kamen darauf hinaus, daß der Schreibende kein Christ sei, weil die Kirchen die Lehren Christi nicht vertreten. Andere wollten nicht in die Kirche gehen, weil sie für Arme kein Ort sei. Durch alle Erwiederungen zog sich die Vorstellung, daß zwischen den Arbeitern und dem sogenannten Christentum nichts Gemeinsames bestehe, und daß die Kirchen unser gegenwärtiges ungerechtes industrielles System, welches die Reichen reicher und die Armen ärmer macht, nur um des Geldes willen, welches die Reichen ihnen spenden, aufrecht erhalten und verteidigen.“

Wir schließen hieraus, daß die Arbeiter in Cleveland in dieser Frage ungefähr die gleiche Haltung einnehmen, wie in anderen Teilen der Vereinigten Staaten und der sogenannten christlichen Welt überhaupt; auch glauben wir nicht, daß die geringste Wahrscheinlichkeit besteht, daß diese Haltung sich ändern wird, sondern haben vielmehr die Gewißheit, daß dieselbe mit jedem Jahre allgemeiner und entschiedener werden wird, falls nicht die Kirche eine von Grund aus andere Vorstellung von der Bedeutung der christlichen Religion erlangt und bethätigt, als sie jetzt unter denen vorherrscht, welche ihre Leitung haben.

Um zur Klärung der Sache beizutragen, möchten wir ganz ernstlich raten, daß die Arbeiter von Cleveland an Pastor Burton ein Cirkular zurücksenden mit der Frage, ob er ein Christ sei, und wenn er einer sei, weshalb er nicht für industrielle Neuordnungen eintrete, welche mit den Lehren Christi übereinstimmen.

Wir geben diesen Rat nicht in einem scherzhaften oder geringschätzigen Sinne und würden es tadeln, wenn er in solcher Art befolgt würde. Wir geben ihn, weil wir glauben, er könnte dazu beitragen, die Kirche zu einem Bewußtsein der wirklichen Ursachen der täglich sich erweiternden Kluft zwischen ihr und dem Volke zu erwecken.

Diese wirkliche Ursache liegt in dem Umstande, daß die Kirche und die Massen des Volkes dahin gelangt sind, von dem Wesen des wahren Christentums zwei ganz verschiedene Auffassungen zu hegen, so daß die eine die andere nicht mehr versteht.

So geschieht es, daß, während die Kirchenleute kummervoll darüber verhandeln, wie das Christentum dem Volke zu bringen sei, die Massen verächtlich erwiedern, daß der Artikel, welchen die Kirchen ihnen bringen wollen, gar kein Christentum sei. Es wäre schlimm, wenn dies mißverständliche Spiel noch lange fortdauerte, und es ist hohe Zeit, daß die Frage dem Urteil der öffentlichen Meinung unterbreitet wird, welche Partei in ihrer Auslegung des wahren Sinnes von Christi Lehren Recht hat.

Die Kirche hält das Christentum für eine vornehmlich geistige Methode, durch welche man seine Seele für die künftige Welt retten kann, und glaubt, daß diese Rettung durch eine besondere geistige Erfahrung, verbunden mit der Beobachtung der kirchlichen Pflichten und ergänzt durch die Befolgung der Regeln der persönlichen Moral und der herkömmlichen Schicklichkeit, bewirkt wird.

Alles dieses klingt den Massen Jahr für Jahr mehr als lediglich eitle Worte. Sie sagen, daß Christus nimmer solch' eine Religion lehrte. Sie sagen, er habe ausdrücklich erklärt, daß die Religion nur in zwei Dingen bestände, nämlich: daß die Menschen Gott lieben und alle Anderen wie sich selbst lieben und sie so behandeln sollten, und daß das einzige Mittel, wie Jemand zeigen kann, daß er Gott liebt, darin bestände, daß er seinen Nächsten Gutes thut.

Selbstaufopferung um der Menschheit willen, leidenschaftliche Hingebung an das leibliche und geistige Wohl des Nächsten, die Begeisterung der Humanität — das, rufen die Arbeiter, sei Christi Beispiel und Christi Lehre, wie sie aus seinem Leben und seinen Worten in gleicher Weise hervorleuchten. Findet erst selber Christum, entgegnen sie den Kirchen, bevor Ihr davon redet, ihn uns zu bringen; und das Mittel, das einzige Mittel, wie Ihr uns beweisen könnt, daß Ihr an seine Lehre glaubt, liegt darin, daß Ihr mit uns Hand anlegt, diesem brutalen System der Geschäftskonkurrenz und Tyrannei des Reichtums ein Ende zu machen und dazu mitzuwirken, daß die von Christo gelehrte Verbrüderung der Menschen das Gesetz der sozialen und industriellen Welt werde.

Hier sind zwei von Grund aus verschiedene Ansichten über das Wesen des Christentums und des christlichen Verhaltens. Bis in Betreff dieser Begriffe eine Übereinstimmung

erzielt ist, ist es völlig eitel, eine erhöhte Sympathie zwischen den Kirchen und den Massen zu erwarten. Angesichts dieser Lage der Dinge wiederholen wir, daß ein vortreffliches Mittel, die Frage zu einer Entscheidung zu bringen, dies sein würde, daß die Reform- und Arbeitervereine ein Erwiederungs-Cirkular an die Geistlichen sendeten, welches die Frage enthielte: „Sind Sie Christen? Wenn nicht, weshalb nicht?"

Dies würde fast unfehlbar zu einer Erörterung des Gegenstandes auf der Kanzel und der Tribüne führen, was beiden Seiten sehr zum Vorteil gereichen würde. Es würde einerseits alle ehrlichen Geistlichen zum Nationalismus*) bekehren, und in eben dem Maße würde es andererseits das Volk wieder den Kirchen zuführen.

Als Christus auf Erden war, hieß es, daß das Volk ihn gern hörte, und es wird auch heutzutage einen Jeden gern hören, welcher dasselbe Evangelium predigt.

Aus The New Nation vom 18. Februar c.

Vor vierzehn Tagen machte „The New Nation" aus einem Cirkular, welches Herr Buxton, ein methodistischer Geistlicher, an die Arbeiter von Cleveland versandt hatte, den Text zu einem Leitartikel. Wir drucken in dieser Nummer ein Antwortschreiben des Pastors Buxton ab. Es ist ein Brief, welcher Alle überzeugen muß, daß, wenn man in Betreff radikaler sozialer Reformen an die Kirchen sich wendet, die zugleich weiseste und gerechteste Politik die ist, in freundlicher Weise Gründe geltend zu machen und um Hilfe zu bitten, anstatt unterschiedslos anzuklagen.

Es ist allerdings wahr, daß eine große Menge von Geistlichen, welche vorgeben, das Christentum zu lehren, gar nicht wissen, was der Geist Christi ist; aber andererseits giebt es eine große und beständig zunehmende Anzahl von Geistlichen, welche, wie Pastor Buxton, so unumwunden wie wir anerkennen, daß ein Christ, der nicht ein radikaler Sozialreformer ist, der größte aller Heuchler ist. Man darf die Geistlichen so wenig wie die Angehörigen anderer Berufe über einen Kamm scheren. Es giebt gute und schlechte. Seien wir mehr bestrebt, die guten zu ermutigen, als die schlechten anzuklagen.

Aus Pastor Buxton's Antwort.

In einer der letzten Nummern Ihres geschätzten Blattes sah ich eine Anspielung auf die 3000 Cirkulare, welche ich an Arbeiter versandt hatte, mit der Frage als Überschrift: „Sind Sie ein Christ? Wenn nicht, weshalb nicht?" Die eintreffenden Antworten erregten in der Stadt ein nicht geringes Interesse. Ich glaube, daß die Erörterungen auf der Kanzel, welche folgten, ein herzlicheres und sympathischeres Verhältnis, als zuvor bestand, herbeigeführt haben. Sie deuteten an, daß es vielleicht ganz gut wäre, wenn die Arbeiter ein Cirkular mit der gleichen Frage an mich sendeten und, wenn ich eine bejahende Antwort gäbe, mich fragten, warum ich nicht zur industriellen Reform bekehrt sei. Aber ich bin es schon. Vor einem Jahre hielt ich in dieser Stadt (Cleveland, Ohio) in einer Prediger-Konferenz einen Vortrag über „Christlichen Sozialismus". Ich habe meine damals entwickelten Überzeugungen oft ausgesprochen.

Die rapide und enorme Aufhäufung von Reichtum in den Händen Weniger ist der beunruhigenste Umstand in unserm sozialen Leben. Wenn es einem Menschen völlig frei steht, eine Reihe von Bedingungen zu arrangieren, wie Figuren auf einem Schachbrett, so daß er mit drei Zügen siebzig Millionen Menschen matt setzen kann, ist es hohe Zeit, die notwendigen Grenzen der persönlichen Freiheit festzustellen. Es sollte für keinen möglich sein, eine Million Dollars zu erwerben, während die Uhr fünfmal tickt. Hören wir auf, solch' Thun ein Handelsgeschäft zu nennen. Es ist Raub. Kein geistiger Scharfsinn ist fähig, eine so große Summe Geldes ehrlich zu erwerben. Einer dieser Räuber starb unlängst, und die Zeitungen rühmten seinen Familiensinn. Auch eine Löwin liebt ihre Jungen; aber sie erwürgt tausend Lämmer, um jene zu ernähren. Ein Straßenräuber, der den ahnungslosen Reisenden niederschlägt und seine Börse nimmt, ist, mit Jenem verglichen, ein harmloses Individuum, weil seine Macht zu schaden beschränkt ist. Aber der Mensch, welcher hunderte von Familien ins Elend stürzt, um selber reich zu werden, — der Mensch ist zu fürchten.

Aber alles dies geschieht unter der Sanktion des Gesetzes. Ungestraft kann das Volk geschädigt werden, wenn es nur im Großen geschieht. In der kommerziellen Welt ist der Macht eines Individuums, zu verletzen und zu betrügen, keine Grenze gesetzt. So weit seine Schlauheit, Falschheit und Herzenshärte ihn führen mag, so weit kann er gehen; das Gesetz sagt nicht nein.

Gegen diese Übel muß ein Mittel gefunden werden. Die Menschen werden es nicht mehr lange dulden, daß ihnen das Brod und Fleisch von ihrem Tische und die Kohlen von ihrem Herde geraubt werden. Sie werden sich nicht von Privatpersonen Steuern auferlegen lassen, um eine allmächtige Plutokratie zu schaffen.

*) Vgl. S. 205 u. f. in Bellamy's „Rückblick aus dem Jahre 2000", Reclam-Ausgabe. (Anm. d. Red.)

Der Christ im Zeitalter der Maschine.

Von F. N.

Aus: „Die christliche Welt. Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände." 1893. Nr. 10.

Jede Zeit hat das Gefühl, daß in ihr sich die Menschheit umgestaltet; aber die Gebiete, auf denen man die Umgestaltung wahrnimmt, und die Heftigkeit, mit der die Volksmenge sie empfindet, sind sehr verschieden. Heute ändert sich nicht bloß der Gesichtskreis der obern Schichten, es ändert sich Leben und Lebensauffassung von unten her nach oben hin. Das Eis einer alten, festen Volkstradition hebt sich, als wollte es brechen, noch hat das Treiben der Schollen nicht begonnen, aber man fühlt: so, wie es ist, kann es nicht bleiben. Alte Stände sind morsch, alte Parteien sind mürbe, alte Häupter verstehen die Zeit nicht mehr. Was ist die Ursache solcher Umänderung? Die Ursache ist nicht eine einzige. Nie ist das Leben so einfach, daß eine einzige Formel zu seiner Erklärung genügt. Eine Hauptursache aber ist die Maschine. . . .

Ist mit der Maschine das Glück gekommen?

Wenn man vor Jahrhunderten bestimmt gewußt hätte, was für Hilfsquellen sich erschließen könnten, so würde man eine Zukunftsstimmung gehabt haben, wie sie in dem Frühlingsliede liegt:

> Es blüht das fernste, tiefste Thal,
> Nun armes Herz, vergiß die Qual,
> Nun muß sich alles, alles wenden.

Es dampft das fernste, tiefste Thal, aber die goldnen Tage sind nicht erschienen. Um die Maschinen herum wohnt das leise Weinen. Unter den hohen Essen kauert die Klage. Es ist, als führen wir, kämen aber nicht vorwärts. Das Leben verliert seine Traulichkeit, seine Behaglichkeit, seine zufriedne Grundfarbe. Einige leiden direkt, andre mehr nur indirekt unter dem Zeitalter der Maschinen. So recht von Herzen pfeifen, lachen und trommeln beim Einzug neuer Maschinen mag niemand. Mit der Maschine kamen Thränen . . . viel gebrochnes Glück.

Darum klagen etliche die Maschinen an und nennen sie den Dämon des Jahrhunderts. Ich habe nicht nur unter den armen Handwebern des Erzgebirges, sondern auch unter den Handwerkern der Großstadt Leute gefunden, die am liebsten die Maschinen zerbrechen würden. Sie zürnen dem ganzen Zeitalter, in dem der Dampf und der Funke regiert. Sie träumen sich rückwärts in die Menschenalter vor der Maschine,

wo das Handwerk noch einen goldnen Boden, wo jeder Ort noch ein eignes Ortsleben für sich, wo der Einzelne noch Ruhe und Sicherheit hatte. Die Armen, sie sind wie die alten Leute, sie zehren von der Vergangenheit!

Über diese nach rückwärts gerichtete Sinnesweise würde ich aber jetzt hier nicht reden, wenn nicht unter gläubigen Christen vielfach eine ähnliche Denkungsart sich vorfände. Viele Christen von heute haben ihre Ideale in vergangenen Tagen. Das ist ein schwerwiegender, aber leider ein wahrer Satz. Es giebt etwas, was ich Romantik in der Kirche nennen möchte, ein Sichzurückziehen in die Vorstellung alter Zeiten, in denen noch keine andern Glockensignale gegeben wurden, als die Glockentöne der Gotteshäuser, wo noch keine hohen Essen wie Minarets der Neuzeit um die Kirchtürme herumstanden. Man sehe sich unsre gelesensten Sonntagsblätter darauf an, ob sie nicht im großen und ganzen für Leute vor der Maschinenzeit geschrieben sind; sie preisen die Lebensverhältnisse, wie sie in der guten alten Zeit waren. Ob nicht auch noch vielfach für das vorige Menschengeschlecht auf den heutigen Kanzeln gepredigt wird? Vielen unserer treusten Kirchenkinder ist, nicht ohne Schuld ihrer geistigen Väter, die Zeit, in die Gott uns gesetzt hat, unheimlich. Sie wollen von dieser Zeit weltlicher Fortschritte nichts wissen und ziehen sich daher in ein Betstunden- und Konventikelchristentum zurück, das ihnen selbst möglicherweise zur Ruhe verhilft, das aber der Christenheit im ganzen sehr schadet. . . .

Das Christentum kam als Kraft der Erneuerung in die Welt, als Kraft der Umgestaltung, als Begeisterung thatkräftiger junger Männer. Es war ein Morgenwind, kein Abendlüftlein, es war eine welterobernde Gemeinschaft, aber keine Schutzmacht für das Alte. Heute wird es durch viele seiner Bekenner zur Vergoldung der absterbenden Vergangenheit benutzt. Es soll eine alte Politik, eine alte Wirtschaftsordnung, einen alten Besitzstand und wer weiß was sonst für altes Gemäuer fester und ehrwürdiger machen. O käme er doch mit Menschenrede zu uns, Jesus der Herr! O käme er doch! Er würde dem Zeitalter der Maschinen nicht fremd gegenüberstehen, sondern mitten in dem Heere der Maschinen würde er als der Sohn Gottes sprechen: „Das Alte ist vergangen, siehe, ich mache alles neu.“ . . .

Gott will den technischen Fortschritt, er will die Maschine. . . .

Die große Gottesgabe der Maschine muß dem Reiche Gottes dienen. Weil sie von Gott kommt, so ist sie bestimmt für den Erlösungsplan der Welt. Das gilt in Hinsicht auf die äußere Ausdehnung des Reiches Gottes auf Erden und in Hinsicht auf dessen innere Vollendung.

Im kleinen Winkel fing das Reich Gottes an. Seine erste Stufe war die Gewinnung der Völker am Mittelmeer. Seine zweite Stufe war die Erfüllung der westeuropäisch-amerikanischen Völkergemeinde mit Himmelswahrheit. Jetzt aber fühlen wir den Beginn der dritten Stufe, über der das Psalmwort steht: „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist.“ Durch die Maschine entsteht eine internationale Gemeinschaft, ein zunächst wirtschaftliches Zusammenleben aller Teile der Erde. Ein deutsches Industriedorf reicht sich die Hand mit den Städten Südamerikas, und die Japaner schaffen eine Industrie für Europa. Diese Wirtschaftsgemeinschaft soll die Grundlage einer Ideengemeinschaft werden. . . .

Die Armut aus der Welt zu schaffen ist unsre Aufgabe. Zur Erfüllung dieser Aufgabe schenkte uns Gott die Maschine. Er gab die Milliarden eiserner Sklaven, er gab die Möglichkeit zahlloser Produkte, er sagte: Hier, meine Söhne, gebe ich euch das Werkzeug, um die Nacht des Mangels zu lichten. Nehmet die Maschine und verklärt mit ihr die Erde, nehmet sie und bauet mit ihr eine neue Zeit! Gott gab die Tuchfabriken, damit niemand mehr unbekleidet zu sein brauche, und die Transportschiffe, damit keiner mehr hungern müsse. O wie wunderbar ist Gott! Wer hat seine Wege ganz erkannt? Seine Weisheit und seine Güte ergreifen unser tiefstes Herz. Ich wollte, es gäbe einen Sonntag im Jahr, wo alle Pfarrer über „die Gnade Gottes in der Maschine“ predigen müßten. Das wäre die beste Gelegenheit, über die Pflichten zu predigen, die die Christen im Zeitalter der Maschine haben, über Dank, Vertrauen, Mission und Beseitigung der Armut. Warum feiert man eigentlich die vergangenen Gottesthaten in den Kirchen mehr als die gegenwärtigen? Müssen wir nicht sagen: Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich? Ja, niemand kann über die Maschine so begeistert sein wie ein rechter Christ. — Und doch! Und doch! Das Seufzen neben den Maschinen ist keine Einbildung. Es ist bittre Wahrheit, daß das Elend im Zeitalter der Maschine zum Himmel schreit. Wenn auch Minister den Notstand nicht anerkennen, wir sind von ihm umgeben. Der Schrei, der aus der Tiefe herausklingt, ist nicht etwa bloß Echo von Agitationsreden. Nein, es ist wahr, daß wir ein gequältes Volk sich um die Maschinen lagern sehen. Wie paßt das nun zur Begeisterung? Wie paßt das zu dem Satze, daß die Maschine eine gute Gabe ist vom Vater des Lichts? Ist Gottes Gnade die Ursache der Übel? Das sei ferne! Gottes Gabe ist gut, aber die Menschen haben noch nicht gelernt, sie zu gebrauchen. Die Kinder Gottes wissen noch nicht, wie sie mit dem neuen Riesenwerkzeug umgehen sollen. Das ist ein Hauptteil dessen, was man soziale Frage nennt.

Gott giebt niemals Gaben ohne Aufgaben. Auch in den Gebrauch des Feuers, des Eisens, des Ackers mußten sich die Menschen langsam und mühsam hineinfinden. Gottes Gaben haben immer etwas von der räthselhaften Größe, die Gott selbst hat. Sie entschleiern sich in ihrer Tragweite und in ihren Forderungen erst nach und nach. Wir leben in den Tagen, wo man eben beginnt die Augen dafür aufzumachen, was Gott mit der Maschine uns gab: ein Zeitalter mit neuen Formen des Lebens.

Vielleicht dient es zur Klarheit in dieser Richtung, wenn wir uns im Geiste zu einem Gerichtshof versammeln, vor dem die Maschine verklagt wird. Natürlich soll sie sich verteidigen dürfen.

Tretet vor, die ihr klagen wollt!

Der Industriearbeiter tritt ein und sagt (nicht jeder seiner Genossen würde dasselbe sagen), er sagt: Die Maschine ist mein Tyrann. In einerlei Arbeit bin ich tagaus tagein an sie geschmiedet, sie raubt mir alle Freiheit. Ich bin nichts als selber ein Maschinenteil.

Die Maschine antwortet: Bin ich daran schuld, daß du keinen freien Tag hast, bin ich etwa daran schuld, wenn du keine Zeit hast für deine Kinder? Ich bin zufrieden, wenn du acht Stunden an mir stehst, halte dich an die, die dich länger an mich fesseln! Ich habe euch die Arbeit zehnfach erleichtert, nun aber ist es an euch, sie euch auch untereinander leicht zu machen.

Der Handwerker tritt vor den Gerichtshof, und da er die Maschine erblickt, wird er zornig und bös. Du hast mich zertreten! Ich war geachtet und begütert, da hast du mir das Brot aus den Fingern genommen, du hast mich zum Lohndiener gemacht. Ich war wie einer, der neben dem Eisenbahnzuge herlaufen soll. Ich bin gerannt, was ich konnte, schließlich bin ich doch matt und halbtot auf dem Bahndamm liegen geblieben.

Die Maschine antwortet: Sag selber, ist es nicht Unverstand, neben dem Zuge herlaufen zu wollen? Setze dich doch in den Zug!

Ich kann nicht.

Du allein kannst nicht. Aber es ist auch nicht recht, wenn du auf deinem Schemel sitzen bleibst und von dort aus verlangst, die Welt solle um dich herum bleiben, wie sie ist. Je schneller du dich in das neue Zeitalter hineinfindest, desto besser für dich. Vereinige dich mit deinen Brüdern nicht zu einer Innung „selbständiger“ Meister, sondern zu einer Genossenschaft mit Großbetrieb. Ist dazu euer gemeinsamer

Kredit zu gering, so agitiert für die Hilfe der Kommunen und Kreisverbände!

Es ist die alte Sache: Die Menschen sind noch nicht für die Maschine eingerichtet.

Der Arbeitslose erzählt: Ich konnte und ich wollte arbeiten. Da kam eine neue Maschine und machte mich überzählig. Ich wurde entlassen, ging auf die „Walze", verbummelte und bin heute nicht mehr sehr zu brauchen. Unser aber sind mehr als hunderttausend.

Die Maschine antwortet: Der Schein ist gegen mich. Arbeiterentlassungen wegen neuer Maschinen kommen überall vor. Eine Schuhmachermaschine macht fünf Arbeiter brotlos. Aber, hoher Gerichtshof, gestatte mir eine wichtige Frage.

Wir gestatten die Frage.

Die Frage lautet: Giebt es nicht noch viele Menschen, die barfuß gehen, weil sie keine Schuhe haben? Giebt es nicht noch Menschen, die Trikotwaren brauchen könnten oder Bettstellen oder Öfen oder Bilder oder sonst etwas?

Ja, diese giebt es.

Für alle diese, sagt die Maschine, wollte ich schaffen. Warum darf ich denn nicht? Warum laßt ihr die Arbeitslosen nicht alle an mir arbeiten, bis jeder Mangel gedeckt ist?

Warum? Wer soll denn die Ware bezahlen??

Also dort liegt die Schwierigkeit, spricht die Maschine; dann bin ich gerechtfertigt. Eure Geldverhältnisse sind noch nicht eingerichtet für das Zeitalter der Maschinen. Es ist eine Einrichtungsfrage. — So führt eine Besprechung über die Maschine mitten hinein in die sozialpolitische Arbeit. Diese Arbeit ist als solche christliche Arbeit, sobald man den Vordersatz zugiebt: Die Maschine ist eine Gottesgabe. Man kann nicht sagen: Gott gab die Maschine, aber um die Folgen dieser Thatsache brauche ich mich als Christ nicht zu kümmern.

Die Besprechung zeigte ferner, daß die christlich-soziale Arbeit, sie beginne an diesem oder jenem Ende, schließlich zur Behandlung der Eigentumsfrage gedrängt wird. Es ist nicht möglich, um eine klare Stellung zu Kapital und Geld auf die Dauer herumzukommen. Es giebt Leute, die glauben, der christliche Sozialismus sei ein Sozialismus, der das Kapital in Ruhe ließe. Wir bitten diese Leute, sich die soziale Frage von der Maschine nochmals durchzudenken. Entweder die Maschine muß weichen, oder die heutige Geldeinrichtung. Welches von beiden wird wohl Gottes Wille sein?

Daß in diesen letzten Sätzen Stoff zu mehr als einem weitern Artikel verborgen liegt, wissen wir. Heute aber können wir ihnen nicht weiter nachgehen. Wir schließen mit dem Wort der Bitte, die für das Zeitalter der Maschine doppelt inhaltreich zu werden beginnt:

Dein Reich komme!

Das Evangelium der That nach Goethe.

Von Dr. P. Lorentz in Berlin.
(Fortsetzung.)

Über den Segen einer geregelten, die Kräfte angemessen übenden und ausnutzenden Thätigkeit findet sich in den Tagebüchern von 1779 eine Stelle, die jedem in seinem Berufe sich ernsthaft Mühenden aus der Seele geschrieben ist: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben wird ihm ekel." Nur wer selber den Segen solcher Thätigkeit erfahren hat, wird jenes Wort verstehen, daß sich Alles in der Welt ertragen läßt, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen. Auf die Frage, warum er sich so wenig gute Tage mache, antwortet Goethe einmal in dem Gedicht „Lebensgenuß":

Thut sich nur auf, was man bedarf,
Und was ich wohl vermag (vgl. oben „dessen er sich fähig fühlt"),
Da greif' ich ein, es geht so scharf,
Da hab' ich meinen Tag.

„Tages Arbeit, Abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste", das giebt er dem Schatzgräber als stets sich bewährendes Losungswort fürs Leben auf den Weg.

Ist der thätige Zustand als ein aktiver, produzierender schon an und für sich dem bloß contemplativen als einem passiven und unlebendigen vorzuziehen, weil er der der Natur des Menschen angemessenere ist, ihre Anlagen erst zur vollen Entfaltung kommen läßt, so ist doch aber auch von größter Wichtigkeit, welcher Art die Thätigkeit sei! Und da gilt nun als oberster Grundsatz: Thue nichts, was du nicht verstehst, aber säume auch nicht mit dem, was du vermagst:

Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt das was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht;
Kein Wunder, daß er da zu Grunde geht.

Gewissenhafte Thätigkeit auf dem Gebiete, „dessen er sich fähig fühlt," ist das allein Wahre, weil Fruchtbare; einen fördernden Einfluß auf einem nicht von ihm beherrschten Felde auszuüben ist ja auch dem Menschen gar nicht möglich; jede gegenseitige Meinung ist eitel Selbsttäuschung. „Thu' nur das Rechte in deinen Sachen; das Andre wird sich von selber machen," das ist eine scheinbar recht simple Ermahnung. In Wahrheit ist es eine ideale Forderung, denn wenn wirklich Jeder so verführe, wäre in der That die Besorgnis, ob auch auf anderem Gebiete das Rechte geschehe, ganz unnötig, und er brauchte sich nur an die Worte zu halten: „Dem thätigen Manne kommt es darauf an, das er das Rechte thue; ob das Rechte geschehe, soll ihn nicht kümmern."

Nach zwei Richtungen wird vornehmlich in der Ausübung der Thätigkeit gefehlt, durch Übereilung und durch Versäumnis. Auf diese beiden Übel wird von Goethe oft und mit Nachdruck hingewiesen:

Suche nicht vergebne Heilung!
Unserer Krankheit schwer Geheimnis
Schwankt zwischen Übereilung
Und zwischen Versäumnis.

„Keine mittlere Wirkung", heißt es in den Sprüchen in Prosa, „zur Vollendung des Guten und Rechten ist sehr selten; gewöhnlich sehen wir Pedanterie, welche zu retardieren, Frechheit, die zu übereilen strebt." Wir können durch äußern Zwang zu einer Thätigkeit veranlaßt werden, die unserer Natur widerstrebt, der gegenüber sie sich als unzulänglich erweist. Wen das trifft, der kann von Unglück sprechen als einem nicht selbst verschuldeten, unerquicklichen Zustande. Wer aber trotz zulänglicher Fähigkeiten nichts zu fördern vermag, der wird meist die Ursache in der Einwirkung jener gefährlichen Dämonen, wie Goethe sie ein andermal nennt, zu suchen haben. „Lange Überlegungen," heißt's in den Lehrjahren, „zeigen gewöhnlich, daß man den Punkt nicht im Auge hat, von dem die Rede ist; übereilte Handlungen, daß man ihn durchaus nicht kennt." Nicht als ob der reiflichen Überlegung überhaupt der Wert abgesprochen werden dürfte; aber sie soll sich möglichst rasch in Handlung umsetzen, wodurch allein ihre Richtigkeit erprobt werden kann. Goethe spricht es selber aus: „Wie viele Jahre muß man nicht thun, um nur einigermaßen zu wissen, was und wie zu thun sei." Es ist im Grunde das seit uralter Zeit diskutierte Verhältnis von Theorie und Praxis: nur solche theoretischen Erwägungen werden sich als fruchtbar erweisen, die auf den aus der bisherigen Praxis gewonnenen Erfahrungen sich aufbauen. Und andererseits, ist der Theorie nicht der größte Vorzug einzuräumen, die sich in der Praxis am glänzendsten bewährt?

Das Handeln nach und mit Überlegung, „nach fröhlichem Erkenntnis erfolge rasche That," ist vor allem deshalb wichtig, weil dadurch der Gefahr vorgebeugt wird, daß es sich auf

überhaupt. „Unzugängliches," wie Goethe es nennt, Unmögliches richte: „Im Handeln wie im Betrachten ist das Unzugängliche von dem Zugänglichen zu unterscheiden; ohne dieses läßt sich im Leben wie im Wissen wenig leisten." *) Die Wechselbeziehung zwischen Handeln und Überlegen berührt Goethe auch einmal, wo er den Unterschied zwischen Docieren und Lehren auseinandersetzt. „Das Docieren", sagt er, „ist wie das Predigen durch unsern Zustand geboten, wahrhaft nützlich, wenn Konversation und Katechisation sich anschließen, wie es auch ursprünglich gehalten wurde." Das Geschick dazu ist eben nicht Jedermanns Sache, auch wenn er seinen Stoff beherrscht. Lehren aber wird ein Solcher jedenfalls können, namentlich wenn bei ihm „That dem Urteil, Urteil der That zum Leben verhilft."

Damit die That vollkommen sei, muß sie einer dreifachen Forderung genügen. Wir sahen schon, sie muß einmal mit Sachkenntnis ausgeführt werden (nicht thun, was man nicht recht versteht), die durch Überlegung und Versuche erworben wird, und sie muß auch unverzüglich im richtigen Momente ins Werk gesetzt werden. Drittens aber muß sie auch zu edlem Zweck und Ziel erfolgen. Diese dreifache Anforderung an eine That sprechen die Worte aus, mit denen zu Anfang des II. Teiles des Faust der Elfenchor den Helden zum Beginn der neuen Lebenslaufbahn auffordert:

Säume nicht dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift;
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte.

Mitgeteilt von Ferdinand Tönnies.

I.

Die Thatsachen der Vergangenheit, die ich hier ins Tageslicht zu stellen wünsche, sind manchem wohl aus der Schule erinnerlich; mir sind sie auch sonst in früheren Studien begegnet. Aber ich freue mich, einen neueren Schriftsteller über sie reden zu lassen, der eine Reihe von Werken über die Geschichte des griechisch-römischen Rechtes herausgegeben hat, die auch für das tiefere Studium historischer Ethik vom allergrößten Werte sind. Es ist nichts Geringeres darin**) unternommen worden, und zwar mit glänzendem Erfolge, als eine Ableitung des bürgerlichen Rechtes der griechischen Stadt-Gemeinwesen und der römischen Civitas — welches letztere als Recht des römischen Reiches bis heute fortwirkend ist — aus urarischen gemeinsamen Wurzeln heilig gehaltener Institutionen, in denen noch Religion, Sitte, Recht ungeschieden zusammenlagen (indisch dharma, griechisch Themis, römisch fas). Wir werden hineingeführt in die so einfachen als edlen Gedanken, die in Brauch und Glauben der gemeinsamen Vorfahren des Solon, des Mannes der die XII Tafeln und dessen der den Sachsenspiegel verfaßt hat, schon in großen Zügen sich ausgeprägt hatten.

Wer diese Werke mit Sorgfalt studiert, wird sehr viel daraus lernen können. Es sind streng gelehrte Werke, und Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache ist dafür unerläßlich.

In dem ersten dieser Werke kommt der Verfasser auf die ersten Phasen des Kriminalrechtes zu sprechen. Es war mir merkwürdig, darin gerade in einem Augenblicke auf folgende Sätze zu stoßen, wo meine Gedanken durch Nr. 8 der „E. K." auf den neuesten Versuch, die Sitten durch Strafrechts-Novellen zu verbessern, gelenkt wurden. Es werden von Leist die drei alten Hauptformen der Missethat erörtert: 1. die Schändung, 2. der Diebstahl, 3. der tötliche Angriff.

Zu 1. heißt es (Graeco-italische Rechtsgeschichte S. 298 f.): „In Sparta trat allerdings die Frage zurück wegen der strengen Zucht, in der das weibliche Geschlecht lebte. Soll ja doch der Fremde es nicht haben erkunden können, welche Strafe auf dem Ehebruche stehe. Auf die Frage erfolgte die Antwort: es giebt keinen Ehebrecher; auf die erneute Frage: wenn aber es einmal einen giebt? hat der bekannte Vergleich von dem über den Taygetos herüber aus dem Eurotas trinkenden Stier die Sache einfach ins Gebiet der Unmöglichkeiten verwiesen; Plutarch Lyk. 15. Der Ehebrecher müsse einen Stier von solcher Größe als Buße zahlen, daß er mit seinem Kopfe über den Berg Taygetos reiche und so aus dem Eurotas saufen könne. Als nun der Freund ausrief: „wie kann er zu einem solchen Stiere kommen?" da hieß die lakonische Antwort: „wie kann Sparta zu einem Ehebrecher kommen?" — Übrigens ist das von der „strengen Zucht" durchaus nicht so zu verstehen als ob die spartanischen Frauen in orientalischer Abgeschlossenheit gelebt hätten. Das Gegenteil war der Fall. Aristoteles handelt, in seiner Politik, ausführlich über die — wie er meint — allzugroße Freiheit der spartanischen Frauen und über den allzugroßen Einfluß, den sie auf die Männer ausübten; das sei übrigens fast bei allen kriegerischen Völkern der Fall, sagt er. Wahrscheinlich sind es Reste des uralten Mutterrechtes (Matriarchats) gewesen, die ihm dabei vorgeschwebt haben! Plutarch erzählt auch eine Anekdote, daß eine Auswärtige einmal mit Bewunderung zu einer Spartanerin gesagt habe: „Ihr allein wisset eure Männer zu beherrschen", worauf diese antwortete: „Wir aber wissen auch Männer zur Welt zu bringen".

Zu 2. (S. 302 f.) „Auch hier (in Bezug auf den Diebstahl) haben wir für das griechische Rechtsleben den Spartanern eine Sonderstellung anzuweisen, derzufolge bei ihnen die gewöhnlichen Gestaltungen, wie sie in Athen und bei den Latinern hervortreten, keinen Boden fanden. Die Spartaner sind im Wesentlichen in gleichen Vermögensstand gestellt. Mehr sollen sie nicht haben. Erziehung, Lebensweise, das Gold- und Silberverbot und der darauf gegründete, mit dem Eisengelde ausgeführte, Marktverkehr führten in der That dahin, daß, bei ihrem arbeitlosen genügsamen Disciplinierwerden für den Krieg, die wesentlichen Triebfedern für den Diebstahl wegfielen. „Mit dem Gelde waren die Prozesse weggefallen; es gab keinen Reichtum und keine Armut, wohl aber Gleichheit im Wohlstande und Gedeihen in der Einfachheit" (Plut. Lyk. 24). „Infolge der Einführung des Eisengeldes fielen viele Arten von Übelthaten hinweg. Wer wollte denn noch stehlen, Bestechung nehmen, betrügen, rauben, was weder zu verbergen möglich, noch zu besitzen verlockend war!" (Plut. Lyk. 9).

Bücherbesprechungen.

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Herausgegeben vom Hauptvorstand der D. G. E. K. Für die Redaktion verantwortlich: Prof. W. Foerster, Berlin. Heft 2. Berlin, Ferd. Dümmler, 1893. (52 Seiten, Preis 50 Pf.)

Das zweite Heft des offiziellen Organs der D. G. E. K. wird durch einen eingehenden Bericht über die Entwicklung und Thätigkeit der Abteilung Berlin eröffnet, und zwar wird zuerst über die Plenarversammlungen und sodann über die Gruppenversammlungen referiert. Der geistvolle Vortrag, welchen Prof. Jodl-Prag, jetzt stellvertretender Vorsitzender der D. G. E. K., am 4. Januar cr. in der Abteilung Berlin über „Personleben und Gemeinschaftsleben" hielt, ist unverkürzt zum Abdruck gebracht, während der Inhalt der übrigen Reden kurz skizziert ist. Prof. Jodl hob in seinem Vortrage besonders die Bedeutung des „Opfers" hervor, worunter er die Hingabe für anderer Wohl verstand. „Erst wenn wir in diese ernste und erhabene Sphäre eintreten", erklärte er, „beginnt das Gebiet dessen, was man in einem höheren Sinne allein sittlich nennen kann. Ethische Kultur hat im tiefsten Grunde kein anderes Ziel, als dies, in ihren Schülern und Anhängern Geist und Mut des Opfers zu entfachen." Aller Opfermut aber, sagte Jodl, „kann nur wirken auf dem festen Grunde einer

*) Vergl. den Spruch: Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben, und das Unerforschliche ruhig zu verehren.

**) Dr. B. W. Leist, o. Professor der Rechte an der Universität Jena: 1. Graeco-italische Rechtsgeschichte. Jena, Fischer 1884. 2. Alt-arisches Jus gentium. das. 1889 3. Alt-arisches Jus civile. Erste Abteilung, das. 1892.

Rechtsordnung; und es ist gewiß bezeichnend für die Richtigkeit dieser Erwägungen, daß unter allen sozialen Parteien der Gegenwart diejenige, welche am entschiedensten den Gedanken der unbedingten Solidarität des Einzelnen mit der Gemeinschaft hervorkehrt, die sozialistische, auch am entschiedensten die Solidarität ihrem ganzen Inhalt und Umfang nach in die Form der Rechtsordnung gießen will."

Geh. Rath. Foerster's Vortrag vom 23. November v. Js., in welchem er das schwierige Thema der „Ethik des Nationalismus und der Judenfrage" in einer so edlen Weise behandelte, daß auch in der daran sich anschließenden Diskussion kein Mißton hervortreten konnte, ist im Einzeldrucke erschienen. (Berlin, Ferd. Dümmler. Preis 30 Pf.). Aus dem Referat über Geh. Rath Kristeller's Vortrag vom 28. Februar cr. über „Essen und Trinken" erlaube ich mir die Schlußworte anzuführen: „Gerade bei den Mahlzeiten müsse man sich am meisten daran erinnern, wie viel Dank man den andern Menschen schuldig sei; denn zunächst leben wir Alle von der Arbeit andrer Menschen, und am meisten derjenige, der am besten ißt und trinkt. Der Dank gegen die Gottheit, ein so edler Gebrauch er an sich sei, verhülle diesen Sachverhalt. Es sei von Wichtigkeit, sich dies stets klar vor Augen zu halten."

Nach einem (10 Seiten umfassenden) interessanten Bericht über die Thätigkeit der vier Gruppen der Berliner Abteilung der D. G. E. K. folgen ausführliche Nachrichten über die Abteilungen Breslau, Frankfurt a. M., Freiburg im Breisgau, Magdeburg und die Zweige Kiel und Straßburg im Elsaß. Andere Zweige sind in der Bildung begriffen. In dem Freiburger Bericht wird ein Ausspruch von Dickens angeführt, der vollkommen auch auf die D. G. E. K. paßt: „Sie kennt keine Sekte, keine Partei, keinen Rang; sie kennt nur des Volkes Not und des Volkes Heil."

Den Beschluß des Heftes macht eine Liste von Büchern, welche einzelne Mitglieder der D. G. E. K. als ethisch förderlich empfehlen.

Den mannigfachen Verunglimpfungen, welche unsere Gesellschaft von Anfang an bis in die jüngste Zeit erfahren hat — Verunglimpfungen, auf welche zu antworten wir im Bewußtsein unserer guten Sache viel zu stolz waren, — wird die vorliegende Publikation kräftig entgegenwirken. Dieselbe bietet auch dem Außenstehenden Gelegenheit, sich von der Thätigkeit der deutschen ethischen Gesellschaft ein Bild zu machen. G. v. Gizycki.

Religionsunterricht und Erziehung. Volkstümlicher Vortrag an alle Eltern und Erzieher, gehalten von Dr. phil. Ant. H. Rop. Gotha, Stolberg'sche Verlagsbuchhandlung. 53 S. kl. Oktav. Preis: 50 Pfg.

Ob dieses Schriftchen als Vortrag nur gedacht ist, oder ob es einen wirklich gehaltenen Vortrag wiedergiebt, läßt sich nicht anders, als durch die Darstellung entscheiden, welche wohl für das Erstere spricht, da sie mehr den Ton der Abhandlung, als den der freien Rede zeigt. Auf jeden Fall sind es nur enge Kreise, vor denen man heute Ansichten, wie sie hier entwickelt werden, aussprechen könnte, ohne lauten Widerspruch hervorzurufen. Es ist gut, daß der Verfasser seine Gedanken auch dem Drucke übergeben und sie dadurch fähig gemacht hat, nicht nur auf einen geschlossenen Kreis von Hörern, sondern auch auf zerstreute Einzelne zu wirken. Zu jenen kleineren Gruppen des deutschen Volkes, bei welchen solche Vorschläge nicht auf Abneigung und Widerstand, sondern auf teilnahmsvolle Würdigung rechnen dürfen, gehört die D. G. E. K. sicherlich in erster Linie, und darum sei an dieser Stelle nachdrücklichst auf das klar und verständlich geschriebene Schriftchen hingewiesen.

Der Gedankengang desselben ist in Kürze dieser. Die Erziehung, insbesondere die sittliche Erziehung der Jugend ist eine der wichtigsten Kulturaufgaben des Staates. Der heutige Staat aber erklärt sich und die Wissenschaft für unfähig, diese Aufgabe zu erfüllen; er hält mindestens eine weitgehende Mitwirkung der Vertreter kirchlicher Gemeinschaften für unentbehrlich. Hieraus erwachsen aber in sittlicher Beziehung schwere Mißstände, welche die erzielten Ergebnisse sehr beeinträchtigen. Der Verfasser weist hin auf die von allen religiösen Bekenntnissen im Prinzip gepflegte Unduldsamkeit, welche sich in der Lehre von der Vortrefflichkeit der eigenen und der Minderwertigkeit der anderen Religionen kund giebt und an Stelle einer gerechten Schätzung der Menschen nach ihrem wahren sittlichen Werte oft eine „Pauschalabneigung" gegen Andersgläubige großzieht. Er zeigt, wie wenig die Bibel für die sittliche Unterweisung der Jugend geeignet ist: teils weil sie sehr Vieles enthält, was wir als sittlich bedenklich, ja geradezu als anstößig bezeichnen müssen; teils weil auch dasjenige, was an ihrem Inhalt heute noch sittlich brauchbar und wertvoll ist, mit Vorstellungen verknüpft erscheint, welche mit dem sonstigen Wissen von Natur und Geschichte schwer vereinbar und darum der steten Gefahr ausgesetzt sind, erschüttert und mit der auf sie gegründeten Ethik beiseite geworfen zu werden. Er betont endlich mit Recht den unauflöslichen Gegensatz, in welchem der ganze in der Atmosphäre des Wunders und des Übernatürlichen sich bewegende Gedankenkreis der Religion zu den Grundbegriffen unserer sonst gepredigten, völlig auf dem Begriff des Naturgesetzes ruhenden Weltanschauung stehe. Er hätte noch hinzufügen können, daß in der Bibel und in den auf sie aufgebauten Religionssystemen nicht nur vieles bedeutsam hervortritt, was keinen sittlichen Wert hat, sondern vieles vernachlässigt wird, und ganz fehlt, was die heutige sittliche Unterweisung nicht entbehren kann und darf.

Mit großer Wärme tritt der Verfasser für eine gründliche Säuberung der sittlich-religiösen Unterweisung der Jugend und für die natürliche Moral ein. Er steht völlig auf dem Boden, welchen Salter in seiner gar nicht genug zu beherzigenden Rede „über die Pflichten der Religiös-Freisinnigen gegen ihre Kinder" (Moralische Reden, übersetzt von Gizycki, S. 42—43) bezeichnet hat, wenn er sagt: „Und so muß jeder vernünftige Geist jetzt sehen, daß, anstatt in dem Werke des moralischen Unterrichts uns auf die Bibel zu beschränken, wir in Wirklichkeit ein Censoramt über die Bibel selbst einzusetzen, und was gut ist auszulesen, was schlecht ist zu verwerfen, und in der That nichts darum anzunehmen haben, weil es in der Bibel steht, sondern aus ihr auszuwählen, wie wir aus irgend einer andern Litteratur thun würden — aus allen den großen Meistern, welche das Leben und seine Probleme in anschaulicher Form behandelt haben." Aber wenn der Staat dies Censoramt in die Hand nehmen wollte, wie der Verfasser S. 46 andeutet, würden sich die Kirchen die Ausübung desselben gefallen lassen? Der Verfasser bezweifelt es selbst, und ich möchte mit entschiedenem „Nein" antworten. Ein erbitterter „Kulturkampf", welcher die bösesten Leidenschaften entflammen würde, müßte die Folge eines derartigen Versuches sein. Und auch wenn der Staat eine solche Reinigung des Religionsunterrichts zu Schulzwecken durchsetzen könnte: er dürfte es nicht. Das unantastbare Recht der Gewissens- und Glaubensfreiheit stände dem entgegen. Die Religionsgemeinschaften und ihre Bekenntnisse sind große, historisch gewordene Formen des Fühlens und Denkens; der Staat hat keine Autorität, ihren Glaubensinhalt willkürlich zu bestimmen. Aber das nämliche Prinzip der Gewissensfreiheit, welches die Kirche vor jeder staatlichen Religionsmacherei schützt, sollte auch diejenigen schützen, welche den kirchlichen Glauben abgethan haben; schützen vor jedem Unterricht, welcher ihren Kindern die unerläßliche sittlich-praktische Belehrung durchaus nur verquickt mit Religionsvorstellungen zuführen will. Das Mahnwort des Verfassers an Eltern und Erzieher hat nur Sinn, wenn es sie antreibt, dieses ihr gutes, ihr heiliges Recht mit unerschütterlichem Nachdruck gegen den Zwang geltend zu machen, welchen der Staat (nicht mehr zu Gunsten einer bestimmten Konfession, aber zu Gunsten der verschiedenen Formen der staatlich anerkannten Religion) ausübt. Dies allein ist der Weg, auf welchem in Deutschland und Österreich ein Vorwärtskommen möglich ist. Denn die Einführung eines allgemeinen, obligatorischen Unterrichts in den Grundsätzen natürlicher Moral, die Verbannung des Religionsunterrichts in private Unterweisung außerhalb der Schule, was der Verfasser nach französischem Muster empfiehlt: das muß, wie berechtigt es als theoretische Forderung vom Standpunkte der wissenschaftlichen Pädagogik auch sein mag, doch bis auf weiteres als eine Utopie bezeichnet werden. Es nützt ja nichts, mit dieser Forderung sich an den Staat zu wenden. Denn wer ist der Staat? Für so wichtige, grundsätzliche Fragen heute doch wohl in letzter Linie die Majorität der Wähler. Und wer ist Utopist genug, um unter den jetzigen Verhältnissen und bei den herrschenden geistigen Strömungen in Deutschland oder gar in Österreich eine Volksvertretung für möglich zu halten, in welcher der Versuch einer derartigen „Laisirung" (Verweltlichung) der Volksschule ausreichende Stützen fände, ja die ein solches Gesetz dem Widerstreben der Regierung abzuringen vermöchte? Dieser Weg, wie verlockend er mit seinen weitreichenden Aussichten sein mag, ist thatsächlich ungangbar. Es giebt nur den mühevolleren Weg stetiger Arbeit von unten auf: engen Zusammenschluß derjenigen, welche der kirchlichen Ethik in der Schule abwehrend gegenüberstehen, zu dem Zwecke, um der Staatsverwaltung zunächst einmal Befreiung von dem heutigen Zwange der Religion abzuringen, natürlich unter der Bedingung eines Ersatzes durch Moralunterricht. Es heißt die endliche Anerkennung der tausendfach belegten Thatsache erkämpfen, daß die Annahme von Glaubensvorstellungen keine notwendige Bedingung für die sittliche Tüchtigkeit des Charakters sei. Dieses zu leisten dürften wohl die ethischen Gesellschaften in erster Linie berufen sein, und ihr seine Ideeen und seine Begeisterung zu gute kommen zu lassen, möchte ich den Verfasser mit diesen Zeilen freundlichst eingeladen haben.

Prag. Fr. Jodl.

Briefkasten.

Herr Professor **Natorp** in Marburg glaubt, daß in dem Artikel des Herrn Prof. Jodl „Zur Schulfrage" in Nr. 14 der „Ethischen Kultur" Mißverständnisse seiner Ansichten enthalten seien. Prof. Natorp stimmt dem Prinzip der Staatsschule und dem „der autonomen, nicht theonomen Moral" zu, meint aber nicht, daß daraus die Notwendigkeit folge, in der Volksschule den Religionsunterricht durch bloßen Moralunterricht zu ersetzen; vielmehr wünscht er einen, nicht von Geistlichen erteilten oder beaufsichtigten, undogmatischen Religionsunterricht, da er der Ansicht ist, daß bei einer „dogmenlosen Einführung in die religiöse Vorstellungswelt" der Unterschied der christlichen Konfessionen „völlig zum Verschwinden gebracht werden kann" und auch „zwischen Christentum und Judentum eine Kluft nicht bestehen bleibt." — Die Redaktion gestattet sich, an Felix Adler's Abhandlung „das Problem eines konfessionslosen Moralunterrichts" in Nr. 4 der „Ethischen Kultur", besonders an S. 28 Sp. 1, zu erinnern.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate. Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 22. April 1893.	Nr. 17.

Der Standpunkt der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Von Georg von Gizycki.

Der Redaktion der „Ethischen Kultur" sind zwei Aufsätze zugegangen, welche das Verhältnis der ethischen zu der sozialistischen Bewegung behandeln. Wir veröffentlichen sie in dieser Nummer, indem wir die in Nr. 2 gegebene Erklärung wiederholen: Der Herausgeber meint nicht, daß er für alle in dieser Wochenschrift zum Ausdruck kommenden Ansichten verantwortlich ist, sondern glaubt, daß der Verfasser der Artikel die Verantwortung trägt. Die moralische Verantwortlichkeit des Herausgebers beschränkt sich nach seiner Meinung darauf, daß er nur solche Artikel aufnehmen darf, welche ihm geeignet erscheinen, in irgend einer Weise die ethische Kultur zu fördern: Licht oder Wärme in moralischen Dingen zu verbreiten.

Die Ansicht des Herausgebers über den Standpunkt der D. G. E. K. ist diese:

Die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur ist eine Vereinigung von Männern und Frauen verschiedener religiöser und politischer Richtungen, welche auf der Grundlage ihrer gemeinsamen sittlichen Menschennatur die Sache des Guten in sich selbst und in der Gesellschaft befördern wollen. Indem sie in der Religion, Philosophie und Politik vollkommene Freiheit verstattet, hofft sie der wechselseitigen Achtung und Liebe und der Versöhnung der Gegensätze zu dienen.

Die D. G. E. K. ist also in der Religion, Philosophie und Politik vollkommen neutral, alle Richtungen sind in ihr gleichberechtigt.

Diese Neutralität der ethischen Gesellschaft besagt natürlich nicht, daß in ihr solche Fragen nicht verhandelt werden dürfen — wodurch sie sich der wichtigsten Bethätigung entäußern würde, — sondern nur, daß die Gesellschaft als solche für keine Richtung Partei ergreift.

Die Pflicht, die Wahrheit zu suchen und sie zu verbreiten, eines der wichtigsten Elemente ethischer Kultur, gilt für jedes Mitglied der ethischen Gesellschaft, wie für jeden Menschen; jedes Mitglied ist daher berechtigt, auch in den Versammlungen der ethischen Gesellschaft den Nachweis zu versuchen, daß seine politische, religiöse oder philosophische Überzeugung die dem sittlichen Leben förderlichste ist. Aber in diesem Kampfe für die Ausbreitung der eigenen redlich erworbenen Überzeugung muß Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten.

Die Mitglieder der ethischen Gesellschaft müssen also die Tugend der Toleranz üben. Wer diese Tugend nicht erstrebt, der gehört nicht in die ethische Gesellschaft.

Der Grund davon, daß die ethische Gesellschaft keinerlei — religiöses oder philosophisches oder politisches — Glaubensbekenntnis aufstellt, ist die tiefe Überzeugung, daß die Moralität eines Menschen nicht von seinem Glauben abhängt, sondern daß bei entgegengesetzten politischen, philosophischen oder religiösen Standpunkten die gleiche Charaktertüchtigkeit oder ihr Gegenteil bestehen kann. Ein Mensch mag also seine Ansicht ändern, wiederholt ändern, — erst Theist, dann Pantheist, dann Atheist, oder erst Liberaler, dann Sozialist sein, ohne eine Veranlassung zu haben, die ethische Gesellschaft zu verlassen.

Dieser Überzeugung Ausdruck zu geben, ist eines der Motive, welche zum Anschluß an die ethische Gesellschaft bestimmen können. Ein anderer, damit zusammenhängender Beweggrund ist das Bedürfnis, die Ansichten Andersdenkender kennen zu lernen und daraus Nutzen zu ziehen. Ein weiterer, für Manche der gewichtigste Grund ist der, die ethische Gesellschaft als eine Institution zu unterstützen, welche vielleicht, vermöge ihrer versöhnenden, jeglichen Kampf ethisierenden Wirksamkeit, in der Entwickelung des Vaterlandes und der Menschheit eine bedeutungsvolle, segensreiche Rolle spielen wird.

Die sozialistische Bewegung eine ethische Bewegung.

Von J. Stern in Stuttgart.

Wenn die Ethik ein bedeutender Faktor des Gemeinwohls sein will, so darf sie sich nicht auf die Sphäre des Privatlebens beschränken, sondern muß auch im politischen Verhalten Wegweiserin sein.

Je weiter das Gemeinwesen seine Kreise zieht und in das individuelle Dasein eingreift, je mehr der Einzelne mit der Gesamtheit verkettet und vom Ganzen abhängig wird, desto mehr verengert sich das Feld der privaten und erweitert sich das der sozialen Ethik.

Das oberste Gesetz der Ethik, ihr General- oder Kardinalprinzip lautet bekanntlich: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", oder besser — weil es sich nicht sowohl um ein Gefühl handelt, das sich nicht kommandiren läßt, als vielmehr um eine Regulative des Handelns: — Handle gegen andere Menschen so, wie du willst, daß sie gegen dich handeln. („Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann." Kant.)

Auf die psychologische Motivierung dieser Regulative, d. h. auf ihren Wert für das individuelle Glück oder ihren Zusammenhang mit dem Selbsterhaltungstrieb, soll hier nicht eingegangen werden. Genug, der Grundsatz wird in gesitteten Kreisen wenn auch praktisch vielfach verläugnet so doch theoretisch anerkannt, er bildet den eisernen Fonds der religiösen, philosophischen und populären Ethik oder Moral, er wird in den Kirchen gepredigt, in den Schulen gelehrt, auf den Kathedern demonstriert, in der Belletristik in allen Tonarten variirt.

Wird nun dieser Grundsatz ernsthaft anerkannt, so muß er notwendig auch das politische Verhalten bestimmen. Es wäre grobe Inkonsequenz, wo nicht ethische Hypokrisie, wollte man demselben in Bezug auf das Privatleben Reverenzen machen, dagegen bezüglich der Gesetzgebung und sonstiger öffentlicher Angelegenheiten ihn ignorieren. Es muß vor allen Dingen das Recht vom Geiste der Ethik erfüllt, getragen, umgebildet werden, es darf nicht auf die egoistischen Interessen einzelner Personen und Klassen zugeschnitten sein, sondern muß in allen seinen Normen die Wohlfahrt Aller zum Ziele haben. Mit einem Wort: das Recht muß zur Gerechtigkeit erhoben werden.

Der Tübinger Professor Schönberg hat dies richtig erkannt, wenn er in seinem „Handbuch der politischen Ökonomie" (1. Band § 32) schreibt: „Die Ethik stellt auch Grundsätze und Postulate für dieses Gebiet des Volkslebens (die wirtschaftlichen Zustände) und der menschlichen Handlungen in demselben auf. Das Verhältnis der Ethik zur Volkswirtschaft, welches als ein charakteristisches Merkmal der heutigen modernen Volkswirtschaft der Kulturvölker zu betrachten ist, besteht darin 1. daß prinzipiell von diesen Völkern heute anerkannt wird: es soll kein Widerspruch zwischen Ethik und Volkswirtschaft bestehen und das Sittengesetz auch für die Volkswirtschaft gelten, auch in ihr ausgeführt werden, und 2. daß diese Völker im Staat, Wissenschaft und Gesellschaft energisch bestrebt sind, diese Postulate zu verwirklichen." Auf die spezielle Erörterung des ethischen Verhaltens im Wirtschaftsleben übergehend, fährt er fort: „Die Ethik stellt der Gesellschaft und den Staaten jener Völker heute die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die Volkswirtschaft derart organisiert werde, daß in ihr alle Glieder und Klassen des Volks die Möglichkeit haben, durch ihre Thätigkeit in sittlicher Freiheit sich eines wirklichen Kulturlebens zu erfreuen."

Soweit nun aber in diesen Sätzen die Ansicht ausgedrückt ist, daß die Gesetzgebung der modernen Staaten die Aufgabe, welche sie nach ethischem Gesichtspunkte zu erfüllen hat, auch zu erfüllen bestrebt ist, und noch dazu „energisch", muß mit einem „energischen" Quod non! dagegen protestiert werden.

Recht und Gerechtigkeit, das historische und das moralische oder Vernunftrecht, was als Recht gilt und was vom ethischen Standpunkt als Recht gelten sollte, ging im ganzen Verlauf der Geschichte auseinander. „Die ganze bisherige Geschichte ist die Geschichte von Klassenkämpfen", und dem Recht — Privat- wie Staatsrecht, Civil- und Kriminalrecht — ist der Charakter des Klassenrechts unverkennbar aufgeprägt. Die ökonomisch mächtigen, d. h. die besitzenden, waren zu allen Zeiten die politisch herrschenden Klassen, sie hielten die Klinke der Gesetzgebung in der Hand und gebrauchten sie zu ihren Klasseninteressen. Die sozialen Privilegien, die sie vermöge ihrer Machtposition usurpiert hatten, wurden zum Recht gestempelt, und die Entwicklung des Rechts, die Ausgestaltung der Rechtsnormen vollzog sich nicht nach ethischen Prinzipien, sondern nach klassenegoistischen Gesichtspunkten.

Und wenn wir im Geschichtsverlauf die Rechte der Besitzlosen sich stetig erweitern sehen, so war dies keineswegs eine Wirkung ethischer Motive, sondern unter schweren Kämpfen wurden sie den besitzenden Klassen abgerungen; bisweilen auch waren sie das Ergebnis der Interessenkämpfe und Fehden, welche die verschiedenen Klassen und Gruppen der Besitzenden selbst unter einander auszufechten hatten.

Daß es zu allen Zeiten unter den Besitzenden und Mächtigen Einzelne gegeben hat, die das Recht auf ethischen Boden zu pflanzen beflissen waren, soll nicht verkannt werden. Für die wirkliche Gestaltung der Rechtsverhältnisse waren sie aber niemals ausschlaggebend.

Die Inkongruenz von historischem und moralischem Recht oder von Recht und Gerechtigkeit kommt schon bei den Alten zum Ausdruck. Sie unterscheiden zwischen geschriebenen und ungeschriebenen Rechten oder Gesetzen und verstehen unter diesen die Postulate des ethischen Rechts. So Seneca, der von jura non scripta, sed omnibus scriptis certiora (Gesetzen, die nicht geschrieben, aber verbindlicher sind als alle geschriebenen) spricht. Im „König Ödipus" des Sophokles besingt der Chor (850 ff.) die „Urgesetze, | Die in den Höh'n wandelnd, in Aethers | Himmlischem Gebiet, stammen aus dem Schoße | Des Vaters Olympos, nicht | Aus sterblicher Männer Kraft | Geboren; niemals hüllt sie die Zeit, traun, in Vergessenheit; | Es belebt machtvoll sie ein Gott, der nie altert." Ihnen stellt die Gegenstrophe den „gerechten Kampf des Volks gegen die Gewaltherrn" gegenüber; wie ähnlich in der bekannten Stelle im „Tell", welche die Unterdrückten rechtfertigt, wenn sie „getrosten Mutes hinaufgreifen in den Himmel und ihre ewigen Rechte herunterholen, die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst."

Nicht alle Rechtsnormen, die das Kainszeichen des Klassenrechts tragen, hatten ursprünglich diesen Charakter. Manche entsprechen von Haus dem Gemeinwohl und wurden erst im Laufe des Zeitenwechsels gemeinschädlich, und nützlich nur für die herrschenden, besitzenden Klassen, die sich darum deren Abschaffung widersetzten. Von ihnen gilt die Stelle im „Faust": „Es erben sich Gesetz und Rechte &c.", wo das ethische Recht, als „Recht, das mit uns geboren ward", bezeichnet wird.

Wenn die Sozialdemokratie das Privateigentum an Produktionsmitteln und den Klassenstaat als gemeinschädlich bekämpft, so behauptet sie keineswegs, daß sie es auch von Haus aus gewesen sind. Ausdrücklich betont Fr. Engels: „So lange die menschliche Arbeit noch so wenig produktiv war, daß sie nur wenig Überschuß über die notwendigen Lebensmittel hinaus lieferte, war Steigerung der Produktionskräfte, Ausdehnung des Verkehrs, Entwicklung von Staat und Recht, Begründung von Kunst und Wissenschaft nur möglich vermittelst einer gesteigerten Arbeitsteilung, die zu ihrer Grundlage haben mußte die große Arbeitsteilung zwischen den die einfache Handarbeit besorgenden Massen und den die Leitung der Arbeit, den Handel, die Staatsgeschäfte und späterhin die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft betreibenden Bevorrechteten . . . So lange die wirklich arbeitende Bevölkerung von ihrer notwendigen Arbeit so sehr in Anspruch genommen wird, daß ihr keine Zeit zur Besorgung der gemeinsamen Geschäfte der Gesellschaft (Arbeitsleitung, Staatsgeschäfte, Rechtsangelegenheiten, Kunst, Wissenschaft &c.) übrig bleibt, so lange mußte stets eine besondere Klasse bestehen, die, von der wirklichen Arbeit befreit, diese Angelegenheiten besorgte . . . Erst die durch die große Industrie erreichte ungeheure Steigerung der Produktionskräfte erlaubt, die Arbeit auf alle Gesellschaftsglieder ohne Ausnahme zu verteilen und dadurch die Arbeitszeit eines Jeden so zu beschränken, daß für Alle hinreichend freie Zeit bleibt, um sich an den allgemeinen Angelegenheiten der Gesellschaft, theoretischen wie praktischen, zu beteiligen.*) Erst jetzt ist jede herrschende und ausbeutende Klasse überflüssig."

Die kulturhistorische Bedeutung des Privateigentums wird im ersten Satz des Erfurter Programms ausdrücklich anerkannt.

*) „Eine höhere Kultur kann allein dort entstehen, wo es zwei unterschiedene Kasten der Gesellschaft giebt: die der Arbeitenden und die der Müßigen, zu wahrer Muße Befähigten". Fr. Nietzsche. (Statt kann müßte es aber konnte heißen.)

Es waren immer die Besitzlosen, welche die Fahne der Gerechtigkeit entfalteten, das ethische gegenüber dem historischen Recht, das Recht des Gemeinwohls gegen das Vorrecht oder Klassenrecht geltend machten und dafür kämpften (freilich nicht ohne daß vereinzelte Idealisten der herrschenden Klasse ihnen ihren Beistand liehen, die Massen aufklärten, organisierten und anführten). Nicht aus sittlichen Beweggründen, nicht als ob die Besitzlosen sittlich höher veranlagt wären als die Besitzenden, sondern um ihre Klassenlage zu verbessern. In ihren Motiven ist jede soziale Bewegung klassenegoistischer Natur, aber in ihrem Ziel ist sie ethisch. In diesem Sinne ist Schönberg beizustimmen, wenn er sagt: „Ein großer Teil der vielen sozialen Fragen und Reformbestrebungen der Gegenwart, vor allem die größte und schwierigste aller Tagesfragen, deren Lösung die Völker als eine ihrer dringlichen Aufgaben betrachten, die Lohnarbeiterfrage, haben ihren Ursprung wesentlich in dem Bestreben, die höheren Anforderungen, welche die Ethik an die Gestaltung der sozialen Zustände, insbesondere der Lage der Lohnarbeiter stellt, nach Kräften zu realisieren. Die moderne Volkswirtschaft" schließt Schönberg, „ist freilich noch weit davon entfernt, die Postulate der Ethik realisiert zu haben, aber die mächtige Bewegung ist im Fluß, sie wird ihr Ziel erreichen und damit der Anfang einer neuen Kulturepoche in der Geschichte der Menschheit beginnen."

„Die soziale Frage eine sittliche Frage" hat Prof. Theobald Ziegler ein Buch betitelt. Wir können ähnlich sagen „Die sozialistische Bewegung eine ethische Bewegung." Ist auch ihr Anlaß das Klasseninteresse, ihr Weg der Klassenkampf, so ist doch ihr Ziel das ethische Recht, die Gerechtigkeit, das Gemeinwohl.

Und nach dem Eingangssatz dieses Artikels folgt daraus für diejenigen, welche sich um das ethische Banner scharen, die sittliche Pflicht, diese Bewegung vorurteilslos und unbefangen zu prüfen und zu würdigen.

Die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur und die Sozialdemokratie.

Von einem Mitgliede der D. G. E. K.

Der zweite Vorsitzende der Abteilung Freiburg i. B. der D. G. E. K., Herr Sägefeiler Kräuter, hielt am Donnerstag, den 24. März, im dortigen sozialdemokratischen Verein seinen Parteigenossen einen Vortrag über das Thema: „Die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur und die Sozialdemokratie." Es waren zu diesem Vortrage auch einige Mitglieder der D. G. E. K. eingeladen worden.

Herr Kräuter berichtete zunächst ausführlichst an der Hand der bisher erschienenen Litteratur über Entwicklung und Ziele der ethischen Bewegung und präcisierte sodann die Stellung, welche nach seiner persönlichen Ansicht die Sozialdemokratie zur D. G. E. K. einzunehmen habe. Es sei kein Grund vorhanden, weshalb man der Gesellschaft nicht sympathisch gegenüberstehen solle; die Begründer seien ehrliche Freunde der Arbeiter; ob es ihnen allerdings gelingen werde, eine öffentliche Meinung zu schaffen, welche das gesellschaftliche Leben vom Standpunkt der Arbeit statt des Kapitals betrachte — das sei angesichts des weit verbreiteten Strebertums sehr zweifelhaft. Es wäre gut, wenn recht viele Arbeiter der Gesellschaft beitreten würden, damit einem etwaigen Überwiegen der Manchesterleute das Gegengewicht gehalten werde. Für alle Bestrebungen der D. G. E. K. zur Hebung der ethischen Jugenderziehung und überhaupt der Volksbildung müsse die Sozialdemokratie ihre eifrige Mitarbeit zusagen. Es sei kein Grund, eine Förderung der besten Interessen der Arbeiter zurückzuweisen, weil sie von der Bourgeoisie käme; mit den edleren Elementen der oberen Klassen könne man auf praktischem Arbeitsfelde zusammenwirken. Das geschehe rein gesellschaftlich — die politischen Ziele blieben davon unberührt.

In der dem Vortrage folgenden Diskussion kam einigemal der Zweifel an einer größeren Kulturmission der ethischen Bewegung stärker zum Ausdruck; es fiel jedoch an dem ganzen Abend kein feindseliges oder geringschätziges Wort; man behandelte die Angelegenheit mit Ernst und Ruhe. Ein Redner äußerte, daß nur die wirtschaftliche Umwälzung das Heil bringen könne — eher sei kein Boden für Ethik. Ihm wurde von einem der anwesenden Mitglieder der D. G. E. K. geantwortet, daß die ethische Bewegung von der festen Überzeugung getragen werde, daß ohne Vertiefung der ethischen Kultur kein Boden für eine neue soziale Volkswirthschaft sei. Diese ethische Kultur aber werde durch die heutige allgemeine Verhetzung verkümmert; die ethische Gesellschaft sei der neutrale Boden für die gemeinsame Pflege des gemeinsamen Gutes. Nach Abschluß der Diskussion stellte ein Parteimitglied den Antrag, daß der sozialdemokratische Verein auf die Wochenschrift „Ethische Kultur" abonnieren solle, welcher Antrag einstimmig angenommen wurde. Ein Genosse meinte, so würden nun auch die im Lokale verkehrenden katholischen Arbeiter sich selbst überzeugen können, daß die ethische Bewegung nicht das Christentum abschaffen, sondern das wahre Christentum, das Urchristentum herbeiführen wolle.

Es wird nun Sache der ethischen Gesellschaft sein, die Erwartungen und das beginnende Vertrauen der Arbeiter zu rechtfertigen und durch die That zu stärken.

Vor allem ist nichts dringender not, als daß die Angehörigen unserer Vereinigung in persönlichen Verkehr mit den Arbeitern treten, damit man wieder eine gemeinsame Sprache finde und sich verstehen lerne. Die Aufnahme, welche die in dieser Richtung gehenden Bestrebungen der D. G. E. K. bereits gefunden haben, übertrifft die Erwartungen, die man hegen durfte — ja man darf sagen: Sie ist unverdient entgegenkommend im Verhältnis zu dem, was die besitzenden Klassen an Kälte und Zurückhaltung gesündigt haben.

Die Meinung der Arbeiter, daß aus den in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung vorhandenen Kräften ihnen gar kein Heil erwachsen könne, ist vielfach nur ein Reflex der Thatsache, daß die Angehörigen der oberen Stände — teils aus Herzlosigkeit, teils aus Willensschwäche — so leben, als läge der stille Ozean zwischen ihnen und der Arbeiterwelt. Ein freundliches Wort, ein teilnahmsvolles Anhören thut mehr zum sozialen Frieden als eine ganze soziale Gesetzgebung — welche zu umgehen diejenigen stets Mittel finden, denen das Herz zu Geld geworden ist. Man suche die Arbeiter selbst auf in ihren eigenen Versammlungen und zeige ihnen, daß man sie verstehen und achten will — dann werden auch sie aufhören, alles Zusammenwirken abzulehnen und sich verzweifelnd auf den ersehnten Tag zu vertrösten, wo sie selbst einmal das Heft in Händen haben.

Die ethische Bewegung braucht Männer, die, in angesehener öffentlicher Stellung, sich nicht scheuen, die Arbeiter bei ihren Zusammenkünften aufzusuchen, um von ihnen zu lernen und auch ihnen neue Gesichtspunkte zu geben — Männer, die der Gefahr ins Antlitz sehen, daß man ihre im höchsten Sinne staatserhaltende Thätigkeit mißdeute und sie als Umstürzler verdächtige.

Mir scheint, die Mitglieder der D. G. E. K. sollten ein solches teilnehmendes Zusammentreffen auch dazu verwerten, den Bethätigungen der Sozialdemokratie gegenüber — wie gegenüber denjenigen aller anderen Parteien — die Forderungen ethischer Kultur geltend zu machen. Wer die Führung in ein neues Menschenreich zu übernehmen verspricht, der übernimmt eine schwere Verantwortung — die er sich klar machen muß, wenn nicht dereinst einmal im Namen der Menschheit Rechenschaft von ihm gefordert werden soll. Und da müssen wir nun angesichts des maßlosen und oft rohen Tones eines Teiles der sozialistischen Presse fragen: Ist es

nicht geradezu ungeheuerlich, daß man zur Agitation für eine brüderliche Wirtschaftsordnung die roheren Kräfte der Menschen mobil macht, die tiefere ethische Empfindung abstumpft? Giebt nicht die neueste Verlegenheit des Antisemitismus ein drastisches Beispiel dafür, welchen Fanatismus eine unterschiedslose Deklamation gegen ganze Menschengruppen in unentwickelten Seelen entzündet? Wie der Antisemitismus seine brutalen und gewissenlosen Hetzer, so erntet die Sozialdemokratie ihre Anarchisten. Einrichtungen und Personen, Schuldige und Unschuldige unterschiedslos zusammenzuwerfen — ist anarchistisch. Wer im Urteil die ethischen Mächte bei Seite setzt, der darf nicht verlangen, daß andere in der Ausführung diesen Mächten treu bleiben, er hat Geister gerufen, die er nicht wieder los wird.

Ich wünschte, daß die Sozialdemokratie sich gründlicher vom Anarchismus reinige, als dies bisher geschehen ist — mögen ihre politischen Ziele so radikal bleiben, wie sie wollen. Möge sie sich entscheiden, ob sie sich darauf beschränken will, mit Gleichgültigkeit gegen die tieferen ethischen Forderungen ausschließlich der wirtschaftlichen Umwälzung zuzusteuern — oder ob sie energisch die Sache ethischer Kultur zu der ihrigen machen will: in der Einsicht, daß die heutigen Menschen für gesellschaftliche Produktion noch nicht ethisch reif sind. In demselben Maße als sie aufhört, das ethische Leben zu pflegen und zu mehren, hört sie auch auf, eine Kulturpartei zu sein, und andere Organisationen werden an ihrer Stelle die Führung der Menschheit übernehmen. Denn nur aus der engsten Verbündung mit den ethischen Mächten erwachsen jene gewaltigen und nachhaltigen Spannkräfte, von denen alle dauernden Neubildungen in der Menschheit getragen werden. Der ethischen Kultur allein gehört die Zukunft. „Morgen, morgen, nur nicht heute“, rufen viele Sozialisten — „erst im Zukunftsstaat ist der Boden für Ethik!“ Nun — wer es nicht über sich gewinnen kann, gerade in unserer wildbewegten Zeit ethische Kultur zu üben, wer warten will, bis sich die Wogen gelegt haben, fürwahr, der ist ein schlechter Prophet des Reiches, das da kommen soll.

Die Sozialdemokratie möge sich hüten, daß sie nicht durch die Art ihres Kampfes in ihren eigenen Reihen die feineren ethischen Empfindungen abstumpft und die Gewissenhaftigkeit des Urteils verkümmert und damit die moralischen Miasmen der Gegenwart in das kommende Menschenreich hinüberträgt! Möchten im Bewußtsein dieser Gefahr auch die Arbeiter uns die Hand reichen, um in der Gemeinsamkeit einer ethischen Gesellschaft das Gefühl der Ehrfurcht und Verantwortlichkeit vor der Zukunft unserer Gattung zu pflegen!

Religions- oder Moralunterricht?

I.

Bei der Diskussion der Unterrichtsfrage vom Standpunkt der ethischen Kultur ist von der Religion stets nur als von einer Lehrerin der Moral gesprochen worden. Die Religion ist aber viel mehr; sie ist diejenige Form, in welcher der ungeheuern Mehrheit, die nicht philosophisch denken kann, das Bewußtsein ihres Zusammenhanges mit dem Unendlichen nahe gebracht wird. Sie ist es ferner, welche diejenigen Empfindungen und Ideenverbindungen wachruft, welche die Menschen jeden Alters und jeden Bildungsgrades in den Stand setzen sollen, in allen Lebenslagen den Trost und den sittlichen Halt zu finden, den aus sich selbst heraus nur reife und wahrhaft gebildete Menschen schöpfen können.

In diesem Sinne wird die Religion obligatorischer Unterrichtsgegenstand bleiben müssen, und nur wer dieser Thatsache Rechnung trägt, kann mit Erfolg an einer Besserung unserer Unterrichtsverhältnisse mitwirken. Daß eine durchgreifende Schulreform in liberalem Sinne noch für geraume Zeit aussichtslos ist, darüber besteht wohl kein Zweifel; dagegen ist der Moment für einen Fortschritt auf beschränktem Gebiete überaus günstig.

Die Frage des Religionsunterrichts der Dissidentenkinder befindet sich in einer Lage, aus welcher von allen Seiten ein Ausweg ersehnt wird. Dieser Ausweg kann nur in einer gesetzlichen Deklaration bestehen, die den Verfassungsgrundsatz bestätigt, nach welchem der Religionsunterricht obligatorisch ist, die aber gleichzeitig die Mindestanforderungen feststellt, welche an einen Religionsunterricht im Sinne des Gesetzes zu stellen sind.

Hier gilt es also, das erlösende Wort zu sprechen, die Formel zu finden, welche den Anforderungen des Staates und den Anschauungen unserer Zeit gleichmäßig entspricht. Und ist die gesetzliche Grundlage geschaffen, so werden Alle, welchen die Entwicklung unseres Volkes am Herzen liegt, darin wetteifern müssen, die geeignetsten Lehrbücher für den Religionsunterricht herzustellen.

Berlin. Heinrich Schwerin.

II.

Der geehrte Verfasser der vorstehenden Bemerkungen vermißt an den in Nr. 14 des Blattes enthaltenen Erörterungen über die Schulfrage eine genügend allseitige Würdigung der Religion. Er vertritt den Satz, die Religion sei die Metaphysik der Masse der Menschen, der Kinder und der Ungebildeten, und ohne eine solche Weltanschauung, welche dem Einzelnen seinen Zusammenhang mit dem „Unendlichen“ ausdeute, d. h. ohne eine Religion gebe es für die Meisten keinen Trost und keinen sittlichen Halt im Leben. Ich weiß nicht, ob der Herr Verfasser bemerkt hat, daß mit dieser Anschauung eigentlich der Grundgedanke der Gesellschaft für ethische Kultur in Frage gestellt ist. Wenn wir der Meinung wären, daß der sittliche Halt eines Menschen in allen Lebenslagen davon abhängig sei, welche Gedanken er sich macht über sein Verhältnis zum Unendlichen, sagen wir deutlicher, zum schlechthin Unerkennbaren, nur zu Ahnenden, dann hätten wir die Gesellschaft für ethische Kultur ebensogut auch ungegründet lassen können. Sie würde dann nur auf einen unfruchtbaren Wettstreit mit den Kirchen angewiesen sein. Denn alle religiösen Bekenntnisse geben eine Deutung dieses Verhältnisses zum Unendlichen freilich sehr unvollkommen, in einer für unser heutiges Denken vielfach altertümlichen Form, in Symbolen, Bildern, Gleichnissen. Und daß für viele ihrer Bekenner diese Ansicht vom Unendlichen auch treibende Kraft zu sittlichem Wollen wird — wer wollte das leugnen? Aber die symbolische Deutung des Weltzusammenhanges, welche die Religionen geben, birgt für die sittliche Bildung auch große Gefahren. Jede Religionsgesellschaft hat andere Symbole. Welches enthält den wahrsten und tiefsten Sinn des Lebens? Die Symbole geben sich als Wirklichkeiten, als Thatsachen; das historische Wissen und der prüfende Verstand stoßen fast unvermeidlich mit ihnen zusammen. Wenn das religiöse Symbol unterliegt, dann wehe der Sittlichkeit, die nur auf diesem Grunde errichtet ist!

Angesichts dieser Thatsachen ist es der entscheidende Hauptgedanke der Gesellschaft für ethische Kultur, das Prinzip, mit dessen Annahme oder Verwerfung sie steht und fällt, und das darum nicht nachdrücklich genug ausgesprochen werden kann: Die praktischen Überzeugungen eines Menschen und seine sittliche Tüchtigkeit sind nichts Abgeleitetes, sondern etwas Ursprüngliches; sie haben keine wie immer geartete Metaphysik, sei es religiöse oder wissenschaftliche, zur Voraussetzung, sondern nur ein richtiges Bewußtsein über die Aufgaben des Individuums als Glied einer sozialen Gemeinschaft und die diesem Zusammenhang entsprechende Übung des Willens. Sei es Jeglichem unverwehrt, sich den tiefsten Sinn des Lebens nach seiner Weise zu deuten und sich dabei derjenigen Symbole oder Begriffe zu bedienen, welche ihm am meisten zusagen; aber bevor er mit seinen Gedanken in diese Abgründe des Unerforschlichen hinabsteigt, muß er auf

eine mit allen Anderen übereinstimmende Weise gelehrt werden, was das Leben in der Gemeinschaft der heutigen Kultur, was die Zwecke seines Volkes und Staates von ihm verlangen. Dies ist eine mögliche Aufgabe, und die Mittel zu ihrer ersprießlichen Lösung liegen in der heutigen Wissenschaft, liegen in Ethik und Pädagogik wohl vorbereitet zur Hand. Hier gilt es nur ans Werk zu gehen. Aber das Verhältnis der Menschheit zum Unendlichen auf eine allgemeingiltige Weise darstellen — wo ist der zu finden, welcher sich heute dieser Aufgabe unterfangen möchte? Innerhalb der Religion der Kampf der Bekenntnisse; innerhalb der Wissenschaft der Kampf der Weltanschauungen. Was der Mensch soll — das wissen wir mit ziemlicher Genauigkeit und Einstimmigkeit zu sagen. Was sein Thun im Zusammenhang mit dem Weltganzen bedeutet — darüber giebt es hundert Meinungen, und sie sind alle gleich viel wert, wenn sie den Menschen nur nicht am richtigen Thun hindern. Dem Rufe, für tüchtige Mittel volkstümlicher sittlicher Belehrung zu sorgen, wird sich die Gesellschaft für ethische Kultur weder entziehen wollen noch dürfen. Aber jedem Ansinnen, irgendwelche Religionsmacherei zu treiben, sei es auch in der wohlmeinendsten Absicht, muß das entschiedenste Nein entgegengehalten werden. Die Ethik weiß schlechterdings nicht zu sagen, welches „Minimum von Religion" dazu notwendig sei, um ein brauchbares Glied der Gesellschaft und ein guter sittlicher Charakter zu werden. Sie weiß nur das Eine als unumstößliche Thatsache, daß dazu weder der Glaube an Kirche und Sakramente, noch der Glaube an Menschwerdung und Erlösung gehört; daß dazu weder der einige noch der dreieinige Gott, ja daß dazu nicht einmal der Glaube an einen Gott überhaupt erforderlich ist: weil tausende und abertausende von Menschen, die keine von diesen Deutungen des Unendlichen kannten oder angenommen hatten, Beispiele der größten sittlichen Trefflichkeit, ja des Heldenmutes gegeben haben. Sie weiß nur das Eine: daß die wahre Güte des Charakters von all' diesen spekulativen Meinungen und aller Symbolik gänzlich unabhängig ist oder wenigstens sein kann. Dies ist der Gedanke, den die Gesellschaft nicht aufgeben kann, nicht aufgeben darf, ohne sich selbst aufzugeben. Der Glaube an die auf sich selbst ruhende Gewißheit der sittlichen Idee ist unser einziger Glaubensartikel.

Ob die Konsequenzen, welche sich daraus ergeben und die ich wiederholt gezogen habe, heute in größerem Maße durchführbar sind; ob es in absehbarer Zeit gelingen wird, ihnen soweit Geltung zu verschaffen, daß sie irgend welchen Einfluß auf die Gesetzgebung üben können, das sind ganz nebensächliche Fragen. Zunächst gilt es volle Klarheit über das Prinzip und unverbrüchliches Festhalten an dem, was es in unserem Kreise fordert.

Prag. Fr. Jodl.

Das Evangelium der That nach Goethe.

Von Dr. P. Lorentz in Berlin.

(Fortsetzung.)

In That umgesetzt zu werden fordert Goethe von jeder Erkenntnis. Auch das Göttliche, Ewige sollen wir uns nicht begnügen zu erkennen und anzuschauen und zu empfinden, wo es sich in seinen einzelnen Erscheinungen kundgiebt, sondern sollen es nachleben: Die Manifestationen der großen Idee sollen durch Menschen zur Erscheinung kommen. Also kein ästhetischer Quietismus, sondern überall That. Hierin liegt auch der Hauptunterschied zwischen Goethes eigener Denkweise und der jenes Philosophen, welcher durch seine Ethik am nachdrücklichsten auf die Richtung der Goethe'schen Weltanschauung eingewirkt hat, Spinozas: Dieser eine auf Erkenntnis, Goethe eine auf That gerichtete Natur. Der „intellectuellen Liebe zu Gott" (amor dei intellectualis) des Spinoza steht gegenüber das „Thätig Preisen" Goethes. (Vgl. Harnack a. a. O. S. 235 Anm.). Aber, und das ist das Erhebende: bei beiden auf der Höhe ihrer Entwickelung eine ungewöhnliche Harmonie zwischen Lehre und Leben.

Welches sind nun die würdigsten Zwecke und Ziele menschlicher Thätigkeit? Goethe verlangt einmal: „Alles, was sich unter Menschen in höherem Sinne ereignet, muß aus dem ethischen Standpunkt beschaut und beurteilt werden." Darnach ist also der Wert einer That ein um so höherer, je mehr sie aus Uneigennützigkeit und Gemeinsinn erfolgt. „Der Mensch," heißt es in Dichtung und Wahrheit, „der das Gute will, muß sich eben so thätig und rührig gegen Andere verhalten als der Eigennützige, der Kleine, der Böse." Und Goethe versäumt nicht, wohl kennend das leichtverzagte Ding, das Menschenherz, hinzuzufügen: „einsehen läßt sich's gut, es ist aber schwer in diesem Sinne zu handeln". Seiner Menschenwürde wird der für verlustig erklärt, welcher, wenn er schon durch keine nutzbringenden Thaten sich verewigt hat, auch nicht einmal den guten Willen gezeigt hat, Edles zu thun: „Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will, gehört den Elementen an" (Faust II. Teil) und „Freiherzige Wohlthat wuchert reich" heißt's in derselben Dichtung. Von dem Ideal eines Menschen, wie es das Fragment der Geheimnisse zu zeichnen begonnen, Humanus, dem Menschen κατ' ἐξοχήν, wird gesagt: „Gewohnt für Andre nur zu leben, schien Mühe nur ihm Fröhlichkeit zu geben." Und: „Was ist mein Leben, wenn ich Andern nichts mehr nützen soll!" ruft Eugenie in der „natürlichen Tochter" aus. Die dauernde Bethätigung des Gemeinsinnes macht Goethe im letzten Grunde überhaupt den Wert des Menschen aus. „Nur insofern gelten wir für etwas, als wir den Bedürfnissen Anderer auf eine regelmäßige und zuverlässige Weise entgegenkommen." Dieser Auffassung von dem, was eigentlich den Wert des Menschen bestimmt, entspricht es auch, wenn Goethe in den Wanderjahren von dem Schöpfer der christlichen Religion sagt: „Und so ist sein Wandel für den edlen Teil der Menschheit noch belehrender und fruchtbarer als sein Tod." Wie auch der Ostergesang im I. Teil des Faust unter Anknüpfung an alte Lieder mit ganz selbständigem Inhalt ausgestattet ist, hat Wilh. Scherer in seinen Fauststudien vortrefflich dargestellt. Die Auferstehung, die da gepriesen wird, die Erlösung aus den Prüfungen des Erdendaseins ist nicht eine erst nach dem leiblichen Tode, sondern noch im Diesseits erfolgende, sie heißt: thätige Liebe. Die Engel fordern dort auf, nicht um den Verlust des toten Meisters zu klagen, sein Glück nicht zu beneiden, da es auch ihnen, den Jüngern, gewährt ist; „Schaffensfreude, die er als Gott genießt, ihr könnt sie auch als Menschen empfinden durch thätige Liebe":

Thätig ihn Preisenden,
Liebe Beweisenden,
Brüderlich Speisenden,
Predigend Reisenden,
Wonne Verheißenden
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

So ist auch der Wunsch, der die Entsagenden in den Wanderjahren auf ihrer Fahrt durchs Leben begleitet: „Und dein Streben sei's in Liebe, und dein Leben sei die That."

Unter den vier Klassen männlicher Charaktere in den Goetheschen Dichtungen sind Wilhelm Meister und Faust, die Helden jener Dichtungen, die Goethe fast sein ganzes Leben hindurch begleiteten und dadurch künstlerisch verklärte Abbilder seiner eigenen Entwickelung geworden sind, die einzigen, welche vom empfindenden, grübelnden, betrachtenden, forschenden, ästhetischen Leben unter dem spornenden Einflusse verneinender Geister und idealer Vorbilder zum thätigen, nützlichen, wirkenden Dasein übergehen (vgl. Scherer Lit. Gesch. S. 716 und 717). Noch während der Arbeit an dem Romane charakterisiert Schiller in einem Briefe an Goethe den Helden so: „Wilhelm Meister tritt von einem leeren, unbestimmten Ideal in ein bestimmtes, thätiges Leben, ohne die idealisierende Kraft dabei einzubüßen." Der zweite Teil, die Wanderjahre

führen als Grundgedanken durch „die Vereinigung des Idealen und Realen innerhalb irdischer, zweckvoller Thätigkeit und die Organisation von Gemeinschaftsformen, welche dieses Ziel fördern.“ Und was bekennt Faust als die Empfindung des letzten, höchsten Augenblicks, nachdem er durch tausendfach verschlungene Pfade des Irrtums den rechten Weg gefunden?

Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

Das ist kein selbstsüchtiger Wunsch: „ein freies Volk, glücklich im Gemeinsinn, edel bewahrt durch beständiges Ringen und Arbeiten, das ist das Ziel, in dessen Vorgefühl Faust das höchste Glück genießt.“

Die Unermüdlichkeit im Thun auf dem einmal für allein heilsam erkannten Wege der Gemeinnützigkeit schärft Goethe einmal durch einen humoristischen Vergleich aus dem Homer ein: „Jeder, der in sich fühlt, daß er etwas Gutes wirken kann, muß ein Plagegeist sein. Er muß nicht warten, bis man ihn ruft, er muß nicht achten, wenn man ihn fortschickt. Er muß sein, was Homer an dem Helden preist, er muß sein wie eine Fliege, die, verscheucht, die Menschen immer von einer andern Seite anfällt.“ Das Urteil darüber, was der Thätigkeit unzugänglich, was unmöglich sei, steht nur dem zu, der aus edlen Motiven handelt: „Unmöglich ist, was Edle nicht vermögen.“ Nur der wahrhaft Edle auch wird mit gutem Gewissen sagen können: „Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug thut.“ Und wenn die Überlegung zweifellos ihren Platz bei jeder That haben muß, am wenigsten braucht sie stattzuhaben, wo es gilt, Gutes zu stiften: „Um Guts zu thun braucht's keiner Überlegung“ (Iphigenie), denn wenn Hilfe nicht schnell kommt, ist sie oft überhaupt wertlos. Das Mittel, immer recht zu thun und ohne Zwang, liegt in der ungeheuchelten, auf der Einsicht in die gegenseitige Bedürftigkeit und Abhängigkeit beruhenden allgemeinen Menschenliebe — von bloßer Toleranz will Goethe nichts wissen: sie sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein, die zur Anerkennung führt; Dulden heißt ihm beleidigen: „Wer recht will thun immer und mit Lust, der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust.“ Den Wert des allgemein menschlichen Wohlwollens hat keiner unter den führenden Geistern unseres Volkes mit innigeren, nachdrücklicheren Worten hervorgehoben als Goethe: „Man ist eigentlich nur lebendig, wenn man sich des Wollwollens Anderer erfreut.“ „Lieb' und Leidenschaft können verfliegen, Wohlwollen aber wird ewig siegen.“ „Wohlwollen unserer Zeitgenossen, das bleibt zuletzt erprobtes Glück“, und so noch an vielen anderen Stellen.

Wenn er einmal sagt: „Das eigentlich wahrhaft Gute, was wir thun, geschieht größtenteils clam, vi et precario (heimlich, gewaltsam oder bittweise), so hat das in Anlehnung an einen juristischen Ausdruck Gesagte folgendes zu bedeuten: heimlich geschieht das Gute, wenn nach dem biblischen Worte die Linke nicht weiß, was die Rechte thut; das „bittweise“ ist oft nötig, weil man gerade beim Wohlthun zartfühlend zu Werke gehen muß, die gute That nicht als Almosen empfunden werden darf; und das „gewaltsam“ erklärt Goethe selbst durch eine Stelle in den Wahlverwandtschaften, wo er es für den höchsten Vorzug eines unumschränkten Majestätsrechts erklärt, „alles eigentlich gemeinsame Gute zu fördern.“ — Die Möglichkeit, gut handeln zu können, bildet das unterscheidende Charakteristikum des menschlichen Wesens von dem aller anderen, uns bekannten oder gedachten: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen.“

Solche Vorbilder eines uneigennützigen, aus echter Menschenliebe fließenden Handelns kann nur aufstellen, wer ihm selbst nachzuleben fähig ist. Im Rückblick auf seine Jugendentwickelung durfte Goethe in Dichtung und Wahrheit von sich sagen: „Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung“. „Der Mann,“ heißt es bei Harnack a. a. O. S. 247, „welcher mit den höchsten geistigen Gaben ausgerüstet, dennoch nicht verschmähte sich in den Dienst eines minimalen Staates zu stellen, welcher um die tiefsten Probleme des Lebens innerlich ringend so groß war, ihre praktische Lösung in der gewissenhaften Bearbeitung der prosaischsten Aufgaben einer beengten Landesverwaltung zu sehen, welcher, nachdem er sich in Rom zum ersten Male in seinem Leben glücklich, sein inneres Sehnen gestillt gefühlt, dennoch zurückkehrte, um in seiner engen, ihm fast als Verbannungsort erscheinenden Heimat weiter zu schaffen, — dieser Mann ist selbst ein Vorbild für die Durchdringung des Realen mit dem Idealen, für das Verehren des Ewigen in der „Forderung des Tages.“ Schwer ward diese Vereinigung ihm; nur durch eine beständige Selbstüberwindung, ein beständiges Entsagen nach den verschiedensten Seiten hin, war sie möglich.“

(Schluß folgt.)

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

In der Versammlung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur vom 7. April hielt Herr H. Beringer einen Vortrag über „Tierschutz, eine wichtige Sittenfrage.“ Redner führte ungefähr Folgendes aus:

Die Tierschutzfrage gehört zweifellos in den Rahmen der Bestrebungen der Gesellschaft für ethische Kultur. Ist doch das allgemeine Mitleid die Triebfeder zu jeder guten Handlung, zu aller Humanität und das wirksamste Gegengewicht gegen den Egoismus, der, unbekümmert um fremde Leiden, seinen Vorteil und Befriedigung sucht, — der diese Leiden selbst hervorruft, wenn er daraus Gewinn für sich erzielen kann.

Würde das Mitleid, das Erbarmen schon in die weichen Kinderherzen gepflanzt, wie viel anders und besser würde sich das Zusammenleben der Menschen gestalten! Es wäre dann nicht mehr möglich, daß Tausende, ja Millionen aus Mangel am Nöthigsten langsam oder schnell zu Grunde gehen, physisch und moralisch verkommen, während zugleich erstickender Überfluß vorhanden ist an allem, was zum Leben erforderlich, während der Reichtum, die großen Vermögen riesenhafte Dimensionen annehmen, während das üppigste Wohlleben im Angesichte der Hungernden, Frierenden und Obdachlosen nur die eine Sorge kennt, sich immer neue Genüsse zu verschaffen.

Ich habe einmal bei Macaulay ein tief wahres Wort gelesen: „Wir halten dafür, das Schrecklichste aller Schauspiele sei: die Stärke der Civilisation ohne ihre Barmherzigkeit.“

Und in der That wird ein Volk mit einer weniger glänzenden Entwicklung, mit weniger Wissenschaft, Kunst, Industrie glücklicher zusammenleben als ein hoch zivilisiertes, wenn es dafür hülfsbereiter, barmherziger ist.

Wir müssen dahin wirken, daß nach Möglichkeit alles beseitigt werde, was zur Verhärtung und Verrohung des Kindergemütes führen kann, und daß alle Mittel angewendet werden, um Mitleid in die jungen Herzen zu pflanzen.

Es kann dies auf keine bessere Weise geschehen, als wenn das Kind zur barmherzigen Behandlung jener Geschöpfe angehalten wird, mit denen es in der frühesten Jugend umgeht, über die es bald seine Überlegenheit erkennt und Gewalt ausüben lernt — die Tiere.

Sie sind das Übungsobjekt, an welchen das Kind sich zu einem guten barmherzigen Menschen oder zu einem gemeinen, ja grausamen Egoisten ausbildet.

Viel könnte geschehen durch Gründung von Vereinen jugendlicher Tierschützer nach dem Muster des jüngst verstorbenen bekannten Tierschützers Küstmann in Bremen. Kinder nehmen die Pflichten, die sie mit dem Beitrin zu einem solchen Verein übernehmen, meist ernster als Erwachsene und zeigen einen rührenden Eifer, mißhandelte Tiere zu schützen. Vor allem ist dies der geeignetste Weg, sie von der Thierquälerei abzuhalten.

Am wichtigsten ist die Beseitigung der gräßlichen Massenquälereien, die bei uns noch allgemein üblich sind. Solange diese geduldet werden, ist jeder Versuch, bessernd auf Sitte und Gemüt zu wirken, verlorene Mühe.

Wir halten uns für ein Kulturvolk, und unsere hohe Entwicklung in Wissenschaften, Künsten, Technik, unsere staatlichen Einrichtungen geben uns in der That Anspruch auf den Namen „Kultur-

volk" nach dem landläufigen Begriff. Haben wir doch in jedem Dorfe einen Lehrer und einen Pfarrer. Wir haben pflichttreue Verwaltungsbehörden und einen unbestechlichen Richterstand, einen großartigen Gesetzgebungsapparat, eine hochentwickelte und weitverbreitete Presse. Beinahe Jeder kann bei uns lesen und schreiben, Jedermann findet Recht und Schutz für Person und Eigentum.

Allein neben den Blüten einer hochentwickelten Kultur sehen wir Dinge, die uns schaudern machen und die bei wilden, ohne Schule und ohne den milden Einfluß einer auf Barmherzigkeit gegründeten Religion nicht schlimmer sein können.

Sobald es sich um Tiere handelt, verfahren wir selbst noch grausamer als barbarische Völker, denn wir verstehen es mit einem furchtbaren Raffinement, einen höheren Gaumenkitzel zu erzielen, indem wir Tiere mit ausgesuchten langen Folterqualen zu Tode martern.

Um dem Sensations- und Sportbedürfnis zu fröhnen, werden die scheußlichen grausamen Hetzjagden veranstaltet. Um der Eitelkeit zu fröhnen werden Millionen reizender Vögelchen in grausamer Weise gefangen und abgebalgt, werden die Pferde mittelst unnatürlicher Beschirrung, wie Aufsatzzügel, langen Qualen unterworfen, u. s. w. u. s. w.

Wir gehen mit den Tieren genau so um, als ob es sich um empfindungsloses Holz handelte, aber nicht um Geschöpfe von der gleichen physischen Organisation wie wir selbst.

Man denke an die gräßliche Prozedur, durch welche Kapaune erzielt werden: an die furchtbaren monatelangen Qualen der Gänse, die in einer Art gemästet werden, um Fettlebern, d. h. kranke Lebern, für unsere Gourmands zu gewinnen; an die Martern, unter welchen das Geflügel getötet wird, um einen pikanten Geschmack des Fleisches zu erzielen; an das Abhäuten der Aale, das Schuppen der Fische bei lebendigem Leibe. Ja selbst ein etwas hübscheres Aussehen ist häufig die Veranlassung, um Tieren lange Todesmartern zu bereiten, so beim Kochen der Krebse, die in kaltem Wasser beigesetzt werden, damit — die rote Farbe der Schale etwas lebendiger erscheint; so beim Töten von Geflügel, dem mit einer kleinen Scheere ein Blutgefäßchen im Hals abgeschnitten wird, damit sich außen keine Wunde zeigt, wobei aber vorher nicht selten die Zunge abgeschnitten wird, u. s. w. u. s. w.

Wie Recht hat doch Jean Paul, wenn er ausruft: „Gerechter Himmel! Aus wie vielen Marterstunden der Tiere lötet der Mensch eine einzige Festminute der Zunge zusammen!"

Wir kennen diese Dinge, wir lassen sie für den Kitzel unseres Gaumens geschehen — und sind doch ein sehr zivilisiertes Volk.

Sehr wahr sagt Varnhagen von Ense: „Unsere jetzige Stufe der Ausbildung wird einst Staunen erregen, was alles für Barbareien, Dummheiten und Nichtswürdigkeiten wir neben den edelsten Empfindungen und höchsten Gedanken gehabt und geübt haben.

Alle diese Martern, obwohl an Millionen Tieren verübt, werden wir mit aller Anstrengung nicht oder doch nur zu einem kleinen Teil beseitigen können, denn hier kommt einerseits die Genußsucht, andrerseits die auf diese Genußsucht spekulierende Gewinnsucht ins Spiel.

Aber es giebt noch andere Massentierquälereien, für die gar kein Interesse geltend gemacht werden kann, die lediglich auf dem Herkommen, der Gewohnheit beruhen. Und wieder giebt es solche, die zur Schädigung des Nationalvermögens führen.

Zu diesen letzteren gehört der Vogelfang, durch den unserer Land- und Forstwissenschaft ein enormer Schaden zugeführt" wird, und der bei uns in grausamerer Weise als selbst in Italien betrieben wird, nämlich durch Schlingen, in welchen die Tierchen, wenn sie sich nicht „regelrecht" d. h. nicht mit dem Halse fangen, einen langsamen qualvollen Tod finden.

Ferner gehört hierher das grausame Ausnützen der alten Pferde.

Alle die furchtbaren, oft Jahre lang dauernden Quälereien dieser unglücklichen Tiere haben ihren letzten Grund in dem Vorurteil gegen den Genuß von Pferdefleisch Könnte dieses sinnlose Vorurteil beseitigt werden, so würde das Pferd ebenso wie das Zugrind bei abnehmender Kraft gemästet und geschlachtet werden.

Auch Fohlen, die durch körperliche oder Temperamentsfehler schlecht geeignet zur Arbeit und darum ihr ganzes Leben hindurch besonderen Quälereien ausgesetzt sind, würden als Schlachttiere verwendet werden. Dadurch würde die Pferdezucht einen großen Aufschwung nehmen und das gesamte Pferdematerial einen bedeutend höheren Wert erlangen, abgesehen von dem Nutzen für die Volksnährung.

Und was ist die erste Ursache für das ganz unsinnige Vorurteil gegen Pferdefleischgenuß? Ein Kirchenverbot! Päpste und Konzilien, die jede Erinnerung an den alten Götterglauben auszurotten suchten, bannten die Pferdefleischesser, denn das Pferd war das Opfertier, das dem Thor und Odin dargebracht wurde, und der Genuß des Pferdefleisches hielt das Andenken an die alten Opfermale lebendig. Karl der Große lieh der Kirche seinen mächtigen Arm zur Unterdrückung aller derer, die dem gewohnten und vornehmsten Festschmaus nicht entsagen wollten, und Jahrhunderte dauerten die grausamen Verfolgungen und blutigen Kämpfe, bis es der Kirche endlich gelungen war, den Pferdefleischgenuß völlig zu unterdrücken.

Höher aber als der volkswirtschaftliche Nachteil, der hier in Betracht kommt, muß der moralische Schaden angeschlagen werden, den die Massentierquälereien durch die Verwilderung der Volkssitten und die Verrohung der Jugend verursachen.

Wenn wir sehen, wie im Beisein und selbst unter Mithülfe der Kinder die Frösche gefangen, zerschnitten und lebend weggeworfen werden, unter welch' gräßlichen Manipulationen das Schlachten der Tiere auf dem Lande und in den kleinen Städten vor sich geht, so müssen wir es natürlich finden, daß Kinder, die von frühester Jugend an diese gräulichen Metzeleien gesehen, völlig abgestumpft werden und alles Mitleid verlieren auch gegenüber dem Menschen. Was sollen da später Bibel und Katechismus helfen?

Die deutschen Tierschutz-Vereine, und insbesondere der Berliner, haben sich seit vielen Jahren angelegen sein lassen, eine Reform des Schlachtwesens herbeizuführen durch obligatorische Anordnung der Betäubung aller Schlachtiere mittelst Kopfschlag oder Schlachtmaske vor der Blutentziehung. Ein wesentliches Hindernis für diese Bestrebungen ist aber das Schächten der Tiere nach israelitischem Ritus. Eine Petition der Tierschutz-Vereine beim Deutschen Reichstag um Einführung der Betäubung der Schlachttiere hatte keinen Erfolg, weil 2700 jüdische Gemeindevertretungen Gegenpetitionen machten. Die mittlerweile erlassenen Verordnungen für Betäubung der Schlachttiere machen eine Ausnahme für die zu schächtenden Tiere.

Es ist klar, welche Folgen eine solche Ungleichheit vor dem Gesetz haben muß. Der christliche Schlächter wird nie einsehen, daß er gerecht bestraft wurde wegen Unterlassung der Betäubung, wenn der Schächter unbestraft bleibt. Die Verordnung wird deshalb häufig nicht beachtet werden.

Ich unterlasse es, hier zu untersuchen, ob das Schächten, gut ausgeführt, eine Tierquälerei ist. Hier stehen zahlreiche Fachleute mit ihren Urteilen sich gegenüber. Wer aber nur einmal einem Schächtakt beigewohnt in einem kleinen Ort, wo meist Personal und Vorkehrungen ungenügend sind, das Rind rasch und sicher zu bewältigen, der wird im Herzen wünschen, daß doch dem Tiere vorher ein wohlthätiger betäubender Schlag zu teil werden möchte. Es sind nur mehr recht wenige unserer israelitischen Mitbürger, welche das Schächten als ein verbindliches Religionsgesetz erachten und dasselbe befolgt wissen wollen.

Sogar hervorragende Rabbiner, wie Stein und andere, erachten das Schächten nur als eine talmudische Observanz. Werden doch auch viele wirklich mosaische Gesetze nicht mehr beachtet, weil sie mit unseren Sitten unverträglich sind. Warum also gerade hier ein starres Festhalten in einer Frage, die wie keine andere das sittliche Empfinden der übrigen Bevölkerung verletzt. Mir sagte unlängst ein frommer gläubiger Jude: „Ich habe lange in kleinen Orten gelebt und habe da einsehen gelernt, daß nichts so sehr beiträgt, die Juden als fremdes Element in der Nation empfinden zu lassen, als der Sabbath und das Schächten. In diesen beiden Punkten sollten wir uns den Sitten und Anschauungen unserer christlichen Mitbürger fügen."

Wir haben es hier mit einer Sittenfrage zu thun, in welcher die Gesellschaft für ethische Kultur und insbesondere die israelitischen Mitglieder Stellung nehmen müssen.

Es ist noch nicht lange her, daß die jüdischen Mitglieder der Gesellschaft sich zurückziehen wollten, weil es ihnen „als Juden nicht gebühre, mit den übrigen Gesellschaftsmitgliedern gegen die Auslieferung der christlichen Schule unter die einseitige Herrschaft der Orthodoxie zu kämpfen". Damals wurde ihnen entgegnet, daß die ethische Kultur nicht nur gegen die christliche, sondern auch gegen die jüdische Orthodoxie gerichtet sei. Unter diesem Banner blieben sie in der Gesellschaft für ethische Kultur.

Wir sind gewohnt, unsere israelitischen Mitbürger an der Spitze jeder fortschrittlichen Bewegung zu sehen. Hier handelt es sich um einen Fortschritt in unseren Sitten, um eine humane Reform des im Argen liegenden Schlachtwesens. Unsere gebildeten, human gesinnten israelitischen Mitbürger werden hier ihre Mitwirkung nicht versagen.

Als eine wirksame That in dieser Richtung erscheint mir eine Erklärung, in welcher die israelitischen Mitglieder dieser Gesellschaft protestieren gegen die bedrückende Ausnahmestellung, welche die bis jetzt in der Schlachtfrage erlassenen Regierungsverordnungen für die Israeliten enthalten. —

Die Diskussion über den Vortrag eröffnete

Herr Geh. Sanitätsrath Kristeller. Er dankte dem Redner für seine ernsten und inhaltsreichen Anregungen, die er durch einige geistvolle Gesichtspunkte ergänzte. Er beklagte jedoch lebhaft, daß der Vortrag sich zu einer weitgehenden Erörterung der Judenfrage zugespitzt habe.

Der Vorsitzende erklärte dieses Bedauern nicht teilen zu können. Ganz nach denselben Gesichtspunkten, nach denen er selber schon in der ersten Versammlung nach der Konstituirung der Abteilung Berlin geglaubt habe, Stellung zu der Judenfrage nehmen zu müssen, meine er auch jetzt, daß die durchaus entsprechenden Anregungen des Herrn Beringer voll und ganz in den Rahmen der Ziele unserer Gesellschaft gehörten und sowohl für die Einmütigkeit innerhalb der Gesellschaft als für ihre Wirksamkeit nach Außen nur förderlich sein könnten. Die Bekämpfung der durch das Gebahren des Antisemitismus eintretenden Verrohung unsers Volkes sei eine wichtige Aufgabe der Gesellschaft. Sie wolle sich aber an diesem Kampfe nicht durch moralische Deklamationen beteiligen, sondern dadurch, daß sie, in inniger Gemeinschaft mit den vielen edeldenkenden Juden, welche ihr als Mitglieder angehörten, zur Beseitigung oder Milderung der wirklichen Übel beitrage, welche aus der Stellung und den Besonderheiten des Judentums mitten in unserer Volksgemeinschaft zweifellos hervorgehen.

Frau Jacoby glaubte im Sinne vieler Juden diese Auffassung durchaus teilen zu müssen. Sie hob insbesondere hervor, daß die orthodoxen Speisegesetze auch innerhalb der jüdischen Familien unter den jetzigen Verhältnissen in unerfreulichster Weise trennend wirkten. Der Nachweis, daß die rituale Schlachtmethode der Juden, obgleich ursprünglich klug und human bedacht, doch jetzt in der Praxis und zumal im Vergleich mit den verbesserten Methoden, deren gesetzliche Einführung dringend wünschenswert sei, ein Übel bildeten, dieser Nachweis und die entsprechende Beteiligung aller aufgeklärten Juden sei eine höchst wichtige Angelegenheit der ethischen Kultur.

Herr Dr. Löwenheim schloß sich im Wesentlichen derselben Ansicht an, riet jedoch, gegenüber der Gewissensbedrängnis, welche in dieser Hinsicht bei nicht wenigen Juden noch obwalte, recht vorsichtig zu sein. Es fehle der jüdischen Religionsgemeinschaft noch an einem geeigneten Organe, um derartige Kulturfragen in geordneter und für die bezügliche Gemeinschaft verbindlicher Weise zu entscheiden.

Herr Beringer erklärte Herrn Kristeller gegenüber, daß es sich in seinen eigenen Darlegungen keineswegs um die Hereinziehung einer Judenfrage gehandelt habe, sondern um die Reform des allgemeinen Schlachtwesens. Das Schächten sei nachweisbar noch das einzige und wesentliche Hindernis dieser Reform; da müsse es doch in der Gesellschaft für ethische Kultur gestattet sein, jenen Ritus der jüdischen Orthodoxie, welcher einem wichtigen ethischen Fortschritt der Gesamtheit allein noch entgegenstehe zu bekämpfen.

Herr Lewy warnt davor, irgendwie die Gewissen der Juden zu bedrängen. Wenn dies bei der vorgeschlagenen Aktion der jüdischen Mitglieder der Gesellschaft für ethische Kultur nicht vermieden werde, könne es kommen, daß zahlreiche andere jüdische Mitglieder die Gesellschaft verlassen müßten.

Der Vorsitzende hegt in dieser Beziehung keine Besorgnis für die Gesellschaft. Er teilt jedoch die Ansicht des Vorredners, daß eine ethische Gesellschaft sich auch vor dem Anschein einer Vergewaltigung von Gewissensbedenken hüten müsse. Indessen meint er, daß bei gehöriger ruhiger Darlegung eine große Mehrzahl auch solcher Juden, welche sich gegen bloßen Zwang in dieser Sache aufs äußerste sträuben, der vernünftigen Entwickelung der Dinge freudig zustimmen würden. Für die übrig bleibenden, noch nicht Überzeugten, werde es sicher möglich sein, Ausnahme-Einrichtungen zu treffen, welche die Gesamt-Reform nicht aufzuhalten brauchten.

In einem kurzen Schlußworte hob der Vorsitzende nochmals hervor, wie heilsam die jüdischen Mitglieder der Gesellschaft durch ihre ethische Gemeinschaft mit den übrigen Mitgliedern derselben in solchen Fragen wirken könnten.

Anzeigen.

Zur Unterstützung für die zu begründende Bibliothek (vergl. Nr. 6 dieser Zeitschrift) sind ferner bei mir eingegangen:

Von Frl. von Kretschman 32 Bde.
„ Frl. A. Blum 4 Bde.
„ Frau Dr. Löwenheim 8 Bde.
„ Herrn Apotheker Hellwich-Bischofsstein 12 Bde.
„ einer Dame, die nicht genannt sein will 9 Bde.
„ Herrn Schiltz durch Frau Sanitätsrat Dr. Schwerin 1 Bd.

Indem ich den freundlichen Gebern herzlich danke, bitte ich um gütige weitere Zuwendungen.

Dr. W. Paszkowski,
Berlin W., Nürnbergstr. 5.

Alle Freunde ethischer Kultur

werden gebeten, für die Verbreitung dieser Zeitschrift in ihrem Bekanntenkreise gütigst nach Kräften zu wirken. Die Verlagshandlung stellt zu diesem Zwecke jederzeit Probenummern der „Ethischen Kultur" in beliebiger Zahl gratis und portofrei zur Verfügung resp. erklärt sich gern bereit, solche an ihr freundlichst mitgeteilte Adressen zu versenden.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 29. April 1893.	Nr. 18.

Friedrich Albert Lange.

Von Professor Hermann Cohen in Marburg.

Ich bin durch die Aufforderung erfreut worden, an das Lebensbild Lange's die Leser dieser unserer Zeitschrift zu erinnern. Ich glaube nun diesen Auftrag nicht so verstehen zu dürfen, daß ich die Zeichnung seines Lebensbildes hier versuchen sollte; denn in dieser Beziehung sind wir ja jetzt durch Ellissen's dankenswerte Biographie*) versorgt. Aber der Bildungsgang, die Arbeitsrichtung, und endlich das Schicksal Lange's sind von so lehrreicher, man möchte sagen tendenziöser Art, daß man mit der Prosa eines Buchführers aus der Fabel seines Lebens die Moral ziehen kann.

Zuerst ist seine religiöse Erziehung zu beachten. Dieselbe erfolgte in streng kirchlichen Formen. Der Vater war ein orthodoxer Pastor und Wupperthaler Dichter, der auch später als Professor der Dogmatik in Zürich und in Bonn jeder liberalen theologischen Tendenz abhold war. Und wie der Vater, ebenso war auch die Mutter gesinnt, und so wurden die Kinder erzogen. Und der Geist und die Poesie dieser Gemütswelt blieb in dem Manne wach, obwohl der Jüngling bereits von dem Formenzwang der Glaubenssätze und der Lebensführung sich frei gemacht hatte. Und man kennt aus dem Schlußkapitel der „Geschichte des Materialismus" die unverhohlene Jugendliebe zu der übersinnlichen Welt des Christentums, wie sie in den Sagen und Kunstschöpfungen sich ausgestaltet. Als wir ihn, 46 Jahre alt, auf dem Marburger Gottesacker zu Grabe trugen, da wurde sein Lieblingschoral „O Haupt voll Blut und Wunden" dieser seiner Pietät zu Liebe gesungen.

Denn es war nur Pietät und Umdeutung sittlicher Motive, was seinen sittlichen Geist mit den ererbten und anerzogenen religiösen Vorstellungen verband. Er schwang sich empor zu der lichten Höhe reiner Humanität, er begeisterte sich theoretisch für die Herleitung aller sittlichen Gedanken und Vorschriften, aus der, bei allem Irren des Einzelnen dennoch allein untrüglichen Quelle der allgemeinen Menschen-Vernunft. Aber besonders charakteristisch war es bei ihm auch, daß ihm jede kleinliche konfessionelle Eifersucht fremd war, es floß eben urkräftiges religiöses Blut in ihm. In den letzten Wochen seines Lebens sagte er mir einmal, die Sympathie für das Christliche würde ich wohl nicht bei ihm verstehen. Und es lag in der Frage der natürliche und notwendige Gedanke, daß diejenigen, welche in den Grundfragen der Metaphysik einig sind, auch in der geschichtlichen Beurteilung der religiösen Kultur übereinstimmen müßten. Da konnte ich ihn denn beruhigen, indem ich ihm erwiderte, daß vieles von dem, was er als christlich hegte, ich an meinen Propheten liebte. Und er holte sofort seine Bibel herbei und zeigte mir die vielen unterstrichenen Stellen in den majestätsverbrecherischen Reden der Propheten, der Sozialisten des Altertums und der Ethiker einer idealen Zukunft der Menschheit. In dieser Quintessenz liegt die Wurzel und die Probe der Religion.

Lange hat diese Probe bestanden. Daher ist uns seine religiöse Pietät verehrungswürdig, und deshalb kann man aus seiner religiösen Erziehung lernen, wie die Engen und Fehler derselben methodisch und naturgemäß beseitigt werden können. Wo die Religion in der Mystik des Jenseits schwelgt, da führt kein grader Weg zur strengen reinen Menschenpflicht, „andächtig schwärmen ist leichter als gut handeln." Wo dagegen die Religion das Verhältnis des Menschen zu Gott vollzieht und darstellt in dem Verhältnis des Menschen zu dem Menschen, da erzeugt sie Sittlichkeit und schafft sich allmählich selbst in Sittlichkeit um. Aus solcher sozialen Religiosität wurde Lange zum freien Ethiker.

Freilich war seine Entwicklung zum Sozialisten auch bedingt oder begünstigt durch sein westfälisches Bauernblut. Sein Vater hatte sich aus niederem Stande herausgearbeitet. Mütterlicherseits stammte er von bäuerlichen Besitzern ab. So war auch von Jugend auf der Trieb nach bürgerlichem Erwerb und geordnetem Besitz bei einfachsten Sitten in ihm lebendig. Nichts lag seinem von aller Philistrosität freien Wesen ferner, als die Lust an der gefährlichen Vogelfreiheit des schriftstellerischen Erwerbes. Mit 22 Jahren schon strebte er in die Laufbahn des Gymnasiallehrers und verlobte sich mit seiner tapferen Lebensgefährtin, der Tochter einer Fabrikantenfamilie. Nach wenigen Jahren seines Gymnasialberufs und seiner jungen Ehe siedelte er nach Bonn über, um sich als Privatdozent der Philosophie zu versuchen. Als das aber in zwei Jahren nicht glücken wollte, da entschloß er sich sofort in die Lehrerthätigkeit zurückzutreten und in derselben zu verbleiben, bis ihn disziplinare Verdrießlichkeiten in der Konfliktszeit zur Niederlegung seines Amtes nötigten. Aber auch da wurde er nicht geistiger Industrie-Ritter, verschmähte es, als Wander-Redner in den Städten umherzuziehen, sondern suchte in bürgerlicher Nüchternheit ein festes kärgliches Brot. Er war bereits als Gymnasial-Lehrer ein eifriges Mitglied des Duisburger Arbeiter-Vereins, aber er wollte für die Sache der Zukunft in den ökonomischen Fesseln der Gegenwart kämpfen. So ging er nach der Schweiz zurück, wo er

*) Friedrich Albert Lange. Eine Lebensbeschreibung von O. A. Ellissen. Leipzig, Baedeker, 1891.

seine Schulzeit verbracht hatte, ward in Winterthur wieder Gymnasiallehrer, zugleich aber mit einem alten Schulfreunde gemeinsam Redakteur, Drucker und Verleger einer politischen Zeitung. Seine erfolgreiche Thätigkeit daneben in der Verwaltung und Regierung hinderte ihn nicht, in Zürich allmählich sich wieder als Privatdozent zu habilitiren, wo alsbald für ihn eine Professur gegründet wurde. Nach dem Kriege, der zur Einigung Deutschlands führte, war es ihm vergönnt, in die Heimat zurückkehren zu dürfen. Die philosophische Fakultät zu Marburg berief diesen deutschen Denker und Kämpfer zum Professor der Philosophie und es ist ein historisches Symptom seiner Aera, daß der preußische Kultusminister Falk Lange wiedergewann.

Auch in Einzelfragen des Unterrichts kann Lange's Bildungsgang zu denken geben. Während seiner ganzen Studienzeit hat er lediglich den humanistischen Fächern obgelegen. Der Sinn für Feld und Wald war ihm angeboren, und für die Schönheit der Natur hat er in natürlicher Empfänglichkeit geschwärmt. Aber meiner Erinnerung nach hat er kaum ein naturwissenschaftliches Kolleg gehört, geschweige, daß er auf der Schule solchen Unterricht gründlicher empfangen hätte. Und doch ist aus dem Philologen, der seine Dissertation über die antike Metrik verfaßt hat, der feine Kenner der Naturwissenschaft hervorgegangen, der in der Geschichte des Materialismus den Idealismus der Naturforschung dargelegt hat. Das Verbindungsmittel lag eben in der philosophischen Arbeit, die aber auch nicht etwa in der Schule schablonenmäßig angefangen hatte, sondern in und aus der wissenschaftlichen Arbeit selbst und bei der Orientierung über die Ziele der Kultur als ein persönliches Bedürfnis entstanden war. In der Schulnot unserer Tage sollte man daraus zu lernen suchen, wie der Streit der Humanisten und der Realisten zu einem friedlichen Ende gebracht werden kann.

Endlich noch ein Wort über sein Lebensende. Kaum war der rüstige, starke Mann, der Turner, der nie krank gewesen war, von harten Nahrungssorgen frei geworden, da befiel ihn ein unheilbares Leiden, dem er im November 1875 erlag. An seinem eigenen Leibe mußte er das Leidens-Motiv seiner angestammten Religion erdulden und bethätigen; das Leiden ward ihm zum Ansporn der That. Wie er Schiller's Religions-Philosophie in „Ideal und Leben" fand, so strebte er des Lebens schweres Traumbild durch heitere Ausdauer auch im schmerzlichen Kampfe zu verklären. Oder giebt es eine andere Theodicee für die Thatsache des Leidens, die den freien sittlichen Geist befriedigen könnte? Daß die Thaten des Menschen nicht lediglich sein Schicksal, sondern daß sie seine Handlungen sind, davon leistet er im Leiden die Probe. Das Handeln im Leiden beweist den Helden des Dramas. Diesen Enthusiasmus der sittlichen Kraft hat Lange auf seinem schweren Krankenbette in seiner wissenschaftlichen Arbeit bezeugt. Bis zu den letzten Tagen hat er an den „logischen Studien" gearbeitet. Nicht erbauliche Betrachtungen pflegte er, wenn er auch daneben seinen Schiller oder ein geistlich Lied sich vortragen ließ, sondern in der strengen trockenen theoretischen Arbeit suchte er gegen den Ansturm der Krankheit den Frieden seiner Seele.

So wurde der Mann bei aller Vielheit seiner Kräfte und seiner Bestrebungen bis in den Tod von dem Grundgesetz der Wahrhaftigkeit und der Ehrfurcht vor der wissenschaftlichen Wahrheit geleitet. Und so kann sein Vorbild uns die Zuversicht bestärken, daß es gelingen kann, aus den religiösen, ökonomischen und Bildungskonflikten unserer Zeit die Rettung zu finden, wenn wir die Kraft haben, zu wollen.

„Grüße alle Menschen, ich habe so viel von ihnen allen gehalten!"

Sören Kierkegaard auf seinem Sterbebette.

Zur Ethik des Leids.

Von Dr. Harry Gravelius.

Wenn die Woge des Leids sich hoch auftürmt und schwer vor dem Menschen, und die Seele bangend steht vor der Gewalt des auf sie eindringenden Ungemachs, dann klingen aus der Erinnerung der Jugend zwei Weisen zu uns, von denen die eine in harmonischem Rhythmus sich durch die Nerven des Ohrs hineinschmeichelt ins Herz:

„Uns alle hat es betrogen,
Uns alle hat es belogen
Das sonnige Märchen vom Glück",

während die andere einen harten ehernen Klang hat, der schwer nur zu verstehen ist: „Wen Gott lieb hat, den züchtiget er."

Es sind wesentlich verschiedene Auffassungen vom Leide selber und seiner Bedeutung für uns, die sich in diesen beiden Worten aussprechen. Es darf vielleicht hier auf diese Dinge einmal näher eingegangen werden, wenn auch sonst solche Betrachtungen auf den ersten Blick veraltet erscheinen in einer Zeit, da die nach oben drängenden Massen es offen sagen, daß alles Ziel des menschlichen Lebens nur in der Freude und dem Genusse des Augenblicks bestehe, und diejenigen Schichten, die man die oberen nennt, eine solche Meinung zwar nicht mit gleicher Offenheit bekennen, aber desto mehr bethätigen.

Wenn wir an die folgenden Überlegungen herantreten, so müssen wir uns zuvörderst dahin klar werden, daß das Gemüt dabei nicht eintreten soll, so nahe das scheinbar auch liegen möchte. Die Außerachtlassung dieser Vorsicht würde aber soviel subjektive Momente in die Betrachtung des Gegenstandes hineintragen, daß schwerlich auch nur eine Minderheit zu einer Einigung hinsichtlich der Ergebnisse gelangen würde. Man wird sich im Gegenteil zu bemühen haben, mit der Ruhe des Mathematikers an den gegebenen Vorwurf heranzutreten, und durch besonnene kühle Überlegung zu Begriffen zu kommen, deren Richtigkeit überhaupt einleuchtend ist. Es wird sich dann auch hier zeigen, daß das klare logische Denken die unerläßliche Grundlage ist für sittliche Auffassung, für sittliches Thun.

Die empirischen Daten, mit denen wir es zu thun haben, sind jedem geläufig; denn was Leid ist, hat jeder schon in der einen oder andern Form an sich selber erfahren. Wenn wir nun die Reihe der uns so gegebenen Wahrnehmungen genau durchgehen, so werden wir leicht finden, daß alles Leid, welches an uns herangetreten ist, sich in zwei große Gruppen teilen läßt.

Nach langen, bangen Nächten, die wir am Krankenlager eines geliebten Kindes durchwachten, ist plötzlich der Augenblick gekommen, längst fürchtend vorausgesehen, und doch so gar nicht erwartet, wo es ein langes Scheiden gilt. Es ist begreiflich, wenn das Leid der Mutter nun in leidenschaftlicher, verzweifelter Form sich äußert; und wir verstehen es, wenn auch der Mann verzichtet, Worte mildernden Zuspruches zu finden und schweigend die Hand tröstend auf der Dulderin Scheitel legt. Man hat gekämpft, man hat alles gethan, was des Menschen Sinn erdenkt und Kraft vermag, das eigene Leben hätte man hingegeben, um das entschwundene zurückzuhalten. Aber der Kampf war ein solcher gegen eine gewaltige Übermacht: Ehern steht vor dem schwachen Menschen das ewige Gesetz vom Vergehen alles Seins.

Aus dem gewaltigen Meere der Ewigkeit kam's her zu uns, ein kleines Wellchen, freudig und hüpfend im Sonnenglanz; zerschellt ist's am Ufer der Endlichkeit, an dem wir stehen; und schneller, als es gekommen, eilt es wieder hinaus in jene Weite, die kein menschlich Auge je erspäht. Mit ihm Freude, Glück, Hoffnung. Und doch ist es falsch, zu zagen.

Im Glücke und im rastlosen Treiben des Tages glauben wir nur gar zu leicht, daß der Tag das Leben sei, daß er alles umfasse, was das Sein des Menschen ausmacht. Das Leid hilft uns, diese Meinung zu berichtigen.

Weit gehen ja die Ansichten heut auseinander. Aber auf welcher Bahn sich auch unsere Gedanken im allgemeinen bewegen mögen — wenn eine schmerzliche Erfahrung der Art, von der ich rede, sie ordentlich zusammenschüttelt und -rüttelt, dann nimmt sich der Geist zusammen, dann wird er hingewiesen auf die große Frage nach dem Zusammenhange des Einzelnen mit der Gesamtheit des Weltganzen. Viele sind ja dann noch so glücklich, sich dem Fluge des Glaubens anvertrauen zu können. Und ich will es offen bekennen, daß mir jedes Wort, gesprochen oder geschrieben, als bittere Sünde erscheint, welches dazu dienen kann, diesen Glauben zu stören oder gar zu zerstören.

Aber auch diejenigen, welche sich entschlossen haben, zumeist nach ernsten inneren Kämpfen, dem Glauben froher Kinderzeit zu entsagen, glaubenslos durchs Leben zu gehen, sind doch auch nicht so „gottverlassen", wie fromme Eiferer in wohlmeinendster, von mir wohl gewürdigter Absicht oft sagen. Auch sie sind nicht einsam; und sie sind weit entfernt davon, mit Überhebung auf ihren Standpunkt zu pochen und zu meinen, daß nur sie im Besitze der Weisheit wären. Auch ihnen giebt es eine Allmacht, das unzerstörbare Gesetz der Natur, das im Kleinsten wie im Größten erkannt wird; auch ihnen eine Ewigkeit.

Aber nur will ihnen die Spanne Zeit so gar klein und winzig erscheinen, die sich erstreckt von dem Augenblicke an, da einst ein Hirn so weit entwickelt war, um seinen Träger zum Menschen zu machen, bis zu dem Tage, da der letzte Mensch auf der wieder wüst und leer gewordenen Erde den letzten Seufzer aushaucht. Alles Menschenschicksal ist doch gar so klein gegenüber dem Schicksal des Alls, das ruhig und gleichmäßig einem Zustande sich nähert, da nicht Licht, nicht Bewegung mehr sein wird, sondern nur noch Ruhe und Nacht. Und so beugen die „Glaubenslosen" sich denn immer — auch wenn seine einzelne Äußerung sie selber trifft — demütig dem allmächtigen Gesetz, nach dem das Leben nichts ist als Sterben: dem Tode entgegen reisen.

Wie wir also auch stehen mögen, so werden die Leidesformen, von denen hier die Rede ist, immer einen heiligenden Einfluß auf den Menschen ausüben. Den Gläubigen führen sie zu seinem Gotte; der Glaubenslose steht mit frommem Schauder vor der Allmacht ewiger Gesetze.

Ich komme zur zweiten Gruppe der Leideserscheinungen, welche also diejenigen sind, die uns nicht von außermenschlichen Mächten auferlegt werden. Es ist das dasjenige Leid, von dem wir zu sagen pflegen, daß „andere Menschen" oder „die Verhältnisse" es uns bringen.

Ich will nicht zögern, meine Ansicht offen zu bekennen, wenn auch mancher ihr anfänglich die Zustimmung weigern wird. All' dieses Leid ist Schuld! Man gehe nur einmal ehrlich mit sich zu Rathe, ob man nicht in allen solchen Fällen gesagt hat oder doch hätte sagen können: Ja, wenn ich das bedacht hätte!

Wir wiegen uns in eine Hoffnung ein, wir fassen ein Vertrauen, die beide nicht berechtigt, weil nicht wohl überdacht sind. Dann werden sie nachher zu Schanden, das Leid ist da. Wie oft thut gerade die Jugend in allzu froher Hoffnung Schritte, die nie mehr rückgängig zu machen sind, durch die sie das Glück zu erlangen glaubt — und die uns zu einem ganzen Leben voll Leid und Entsagen führen. Märchen reden wir dem Herzen ein; und wenn Märchen sich nicht als Wahrheit erweisen, nicht erweisen können, dann klagen wir gar noch, daß uns das Märchen belogen habe. Ach nein, das Märchen bleibt nach wie vor schön und jung; aber der Dichter ist's, der log. Wir selbst belügen uns mit jedem neuen Tage wieder mit unseren Wünschen und Hoffnungen, mit unserer leidigen Art, daß wir nie so ganz lernen, den ernsten, ruhigen, klaren Gedanken unsern Leiter im Leben sein zu lassen! Ja mehr noch. Es bleibt immer ein wahres Wort, daß wir uns stets über „unser Schicksal" beklagen, während wir doch bescheiden bekennen sollten, daß dies unser Schicksal nichts anderes ist als die Summe der Konsequenzen unserer dummen Streiche.

Das ist's: die dummen Streiche, die wir mit einem Herzen voll besten redlichen Wollens, aber mit unklaren, unfertigen Gedanken machen. Darin hat die Bibel gewiß Unrecht, wenn sie sagt: Des Menschen Sinnen und Trachten ist böse von Jugend auf. Nein, böse ist der Mensch seiner Natur nach nicht; das will ich nie und nimmer glauben. Aber unklug sind wir, ungenau ist unser Denken, und aus unseren logischen Fehlern entsteht unser meistes Leid. Darum ist es gewiß wieder wahr, wie bei der ersten Leidgruppe: wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Denn das Leid zwingt uns, mit uns selber zu Rate zu gehen, alles zu überlegen, was wir nicht wohl bedacht hatten, und immer uns zu üben in der Waffe scharfen, klaren Denkens.

Und so muß ich denn sagen, auch in diesem Leid liegt Segen. Es zwingt uns zur Selbsterkenntnis, zur Selbstzucht. Das Glück allein macht uns nicht zu guten, macht uns auch nicht zu ernsten, denkenden Menschen. Aber die Schule des Leids, wenn uns auch manchmal recht schwer dünkend, ist doch allezeit eine gute, den Weg zum Edeln weisende.

Noch eins. Die Frage, wie der Mensch sich nun in jedem einzelnen Falle zum Leide stellen, wie er es tragen soll, darf generell nicht behandelt werden. Der allzu laut, allzu deutlich zur Schau getragene Schmerz wird im Allgemeinen nur unsympathisch wirken. Aber es ist auch davor zu warnen, nicht vorschnell abzuurteilen über solche, die auch in Zeiten tiefen Leides ein ruhiges Antlitz zeigen. Gerade in der Schule des Leids wird eine Selbstzucht gelernt, die die Äußerungen der Freude wie des Schmerzes gleichmäßig zurückzuhalten lehrt. Es sind vielleicht gerade Herzen voll tiefer Leidenschaft, voll glühender Sehnsucht nach dem Glücke, die uns äußerlich mit einer oft geradezu befremdenden Ruhe entgegentreten. Aber wir haben solche Menschen noch nicht beobachtet in ihrem stillen Kämmerlein, wo sie in unendlich langen schlaflosen Nächten mit sich selber und ihrem Sehnen ringen, allzu oft nur mit dem Ergebnis, daß die Last des Leides weiter ruhen muß auf ihnen, und daß sie dem Glück, was vor ihnen steht, so nahe, um es mit der Hand fassen zu können, nur aufs Neue entsagen müssen. Und wenn dann der Tag wieder gekommen ist und das Leben sein Recht fordert, dann tritt uns ein solcher mit ganz derselben Ruhe, mit dem gleichen Ernste wie gestern, entgegen; ja, wenn es nötig ist, kann er sich auch zu einem verbindlichen Lächeln aufschwingen. Aber ich glaube vermuten zu dürfen, daß hinter solch' ruhigen Zügen oft eine größere Summe von Leid, Buße und Opfer liegt, als hinter so manchem Strome von Thränen.

Und nun zum Schlusse. Es liegt so nahe, wenn man vom Leid gesprochen, auch des Glückes zu gedenken. Fassen wir alles zusammen, was aus den angestellten Überlegungen hervorgeht, so wird man unschwer den scheinbar paradoxen Satz verstehen und begreifen: Glücklich ist der, der sich entschließen kann, auf das Glück zu verzichten.

Zur Ethik des Leids.

Von Georg von Gizycki.

Ein unerschöpfliches Thema ist in vorstehendem Aufsatze berührt. Ich gestatte mir, an denselben einige Bemerkungen anzuknüpfen.

Mir scheint, daß die höchste Bedeutung, welche das Leid für das sittliche Leben hat, die ist, daß es uns des Mitleids fähig macht. So vielerlei Leid wir selbst erfahren haben, so vielerlei Leid können wir sympathisch miterleben. Was wir nicht selbst gefühlt haben, davon können wir uns keine recht zutreffende Vorstellung machen, das können wir nicht ganz mitfühlen. Darum wächst mit der Erfahrung das Mitgefühl. Die Kinder sind nur weniger Formen desselben fähig. Die

Rücksichtslosigkeit und Hartherzigkeit vieler vom äußeren Glück Begünstigter erklärt sich daraus, daß ihnen selbst viele Arten des Leides ganz unbekannt geblieben sind.

Schwere Schicksalsschläge erweitern oft den seelischen, sittlichen Horizont; sie führen vom eigenen Schmerz oft zum Mitgefühl mit dem Leiden der Menschheit, zu hilfreichem Thun für anderer Wohl; und darin findet der Handelnde selbst Trost. Stanton Coit spricht von „jenem Gefühl, welches in den trübsten Stunden der Verlassenheit sich mit einem warmen, vertrauten Licht in unsere Seele stiehlt. Ein Friede durchflutet unsere Seele; wir sind nicht mehr allein.“ „Es erscheint in dem Augenblick“, setzt er hinzu, „wo die Ergebung vollkommen wird und die persönliche Sorge sich in allgemeines Mitgefühl auflöst. Erst vor einigen Tagen sagte mir eine Frau, deren Herz geblutet hatte, weil der Tod ihr Kind aus ihren Armen gerissen, daß sie diese süßeste Erfahrung gemacht habe, gerade als die Nacht ihres Kummers am finstersten um sie geworden war. Sie nannte es ein Erwachen zu dem Bewußtsein Gottes als eines liebenden Vaters. Aber als sie mir erzählte und ich sie berichten hörte, wie, seit jener Trost ihr gekommen, sie überall die Armen und die Sterbenden aufgesucht habe, besonders die kleinen Kinder, und ihnen eine Mutter sein wollte, konnte ich nicht umhin zu denken, daß das, wozu sie erweckt worden war, das Bewußtsein gewesen sei — nicht Gottes als eines liebenden Vaters, sondern — der ganzen Welt als ihres geliebten Kindes.“ (Coit, Die ethische Bewegung in der Religion, S. 207.)

Aber zu unserer vorigen Erwägung müssen wir nun sogleich diese ergänzend hinzufügen: Wie mannigfachen Leides, so auch bedarf der Mensch mannigfacher Freude, um zu dem Wohle seiner Mitmenschen ein herzliches Verhältnis zu gewinnen: auch Freude, die wir nicht kennen, sind wir vollständig mitzuempfinden nicht fähig. Die Grausamkeit vieler Fanatiker war eine Folge der Freudlosigkeit ihres eigenen Lebens. Darum können wir Alice Milch's Verse („Ethische Kultur“, Nr. 12) in dieser Weise verändern:

Daß Menschenblüte sich entfalte
Zu schöner, edler Harmonie,
Bedarf der Sonne wie des Regens,
Des Glückes wie des Leides sie.

Und wir müssen weiter gehen: Wie die Pflanze mehr der Sonne als des Regens bedarf, so auch bedürfen wir weit mehr der Freude als des Leides. Mangel an Freude, wie Mangel an Licht, verhindert das Wachstum. Eine freudlose Jugend wirft ihren Schatten auf das ganze Leben. Darum forderte Seneca freundliche Erzieher. Und ferner: ein großes Maß des Leides macht uns unvermögend, noch Anderer Leid sympathisch auf uns zu nehmen. Der Egoismus mancher Kranken und viele andere Erscheinungen finden darin ihre Erklärung.

Und wohl ist es wahr, daß Leid die Kraft des Widerstandes weckt. Aber zu viel Leid bricht die Kraft. Öfter sind herrliche Talente durch widriges Geschick gehemmt oder erstickt als gestärkt worden.

Sehr nötig ist es, auf den Schaden des Leides hinzuweisen, um nicht das Gewissen derer, welche sich gegen ihre Nebenmenschen vergehen, zu beschwichtigen und so zu Mitschuldigen ihrer Schlechtigkeit zu werden. Und an dieses Axiom aller derer, welche das Glück der Menschheit als höchsten sittlichen Maßstab anerkennen, ist zu erinnern: daß alle Freude an sich Gewinn, aller Schmerz an sich Verlust ist und alle Zufügung oder Übernahme von Schmerz der Rechtfertigung durch den Nachweis größerer Glücksfolgen bedarf.

Noch einen Punkt wollen wir berühren. In den Kreisen junger Leute, denen es äußerlich gut geht, ist jetzt vielfach ein Kokettieren mit dem Pessimismus eingerissen. Sie glauben sich dadurch interessant zu machen. Aber da ihr Pessimismus nicht ächt ist, erscheinen sie dem Verständigen lediglich als thöricht. Wir empfehlen dieser blasierten Jugend Dühring's Werke, im besondern seinen „Wert des Lebens“ als ein Mittel, das den einen oder andern, der sich nicht schon zu sehr in seinen „Weltschmerz“ verliebt hat, kurieren wird. Das angedeutete Übel grassiert aber fast nur in den Gesellschaftsschichten, welche keine Ideale mehr haben; in solchen Kreisen, welche den Kampf ums Dasein in all' seiner Härte wohl kennen, aber ein gemeinsames hohes Ziel verfolgen und ein wirkliches thatkräftiges Mitgefühl mit ihren leidenden Genossen haben, wird der Pessimismus nicht oft gefunden. Glaube, Liebe, Hoffnung sind „unten“ jetzt öfter heimisch, als „oben“. Wie zu bedauern sind die, welche mit den Bewegungen da unten keine Sympathie haben, denen sie nur Furcht einflößen!

Der Vernünftige strebt darnach, so glücklich zu sein, wie er kann, ohne größeres Glück Anderer zu schädigen, und er ärgert sich nur so viel, als es nützlich ist. Die Moral sanktioniert sein Bestreben, weil — wie Lubbock in seinem hübschen Buche über „Die Freuden des Lebens“ sagt — selbst glücklich sein ein sehr wirksamer Beitrag zum Glücke Anderer ist: Glück und Unglück strahlen Glück und Unglück auf die Umgebung aus.

Daß „das sonnige Märchen vom Glück“ „uns Alle betrogen hat“, ist einfach nicht wahr. Ich bin gewiß, daß viele Leser dies Urteil bestätigen werden, die unter „Glück“ nicht eine märchenhafte „ungemischte Freude“, sondern ein wohl befriedigtes Dasein verstehen, ein Leben, welches weit mehr Freude als Leid enthält. Freilich ist es notwendig, nicht mit überspannten Hoffnungen ins Leben zu treten.

Wie sehr das Glück eine Kunst ist, das wußten die Alten sehr wohl. In unseren Tagen hat es vor Allen James Sully in seiner Geschichte und Kritik des Pessimismus eingehend nachgewiesen.

Dr. Gravelius meint, was wir klagend „unser Schicksal“ nennen, das sei „die Summe der Konsequenzen unserer dummen Streiche“, und solche Strafe sei gut für uns. Darin liegt gewiß viel Wahres; wie ja auch das Sprichwort „Durch Schaden wird man klug“ anerkennt. Daß unser Schicksal aber sehr oft die Folge unserer schlechten Streiche ist, das wird er auch nicht bezweifeln. Für sehr irrig halte ich sein Urteil: „All' dieses“ — von „anderen Menschen“ oder „den Verhältnissen“ uns gebrachte — „Leid ist Schuld!“ Seit Kant sind so ziemlich sämtliche große Ethiker darin einig, daß Tugend und Glück oder das allgemeine und das private Interesse thatsächlich nicht in völliger Übereinstimmung stehen, daß es unentschädigte Opfer giebt, und daß die Harmonie zwischen Gesamt- und Eigenwohl nur ein zu erstrebendes Ideal ist. In dem Maße, als die gesellschaftlichen Verhältnisse unvollkommen sind, leidet der Mensch durch gutes Handeln. Z. B. wer seine politische Pflicht erfüllte, der brachte nicht selten sich und seine Familie ins Elend; und der Schmerz, welchen das durch seine Rechtschaffenheit herbeigeführte Leiden von Weib und Kind ihm verursachte, wurde durch sein gutes Gewissen nicht aufgewogen.

Nur noch zwei Punkte in vorstehendem Aufsatze will ich berühren. Der Verfasser sagt: „Alles Menschenschicksal ist doch gar so klein, gegenüber dem Schicksal des Alls“; die „Spanne Zeit“, welche die ganze Menschengeschichte umfaßt, erscheint ihm „gar klein und winzig“. Aber mit welchem Maßstab mißt er denn? Mit Raum und Zeit mißt man doch nicht moralische Größen! Aller Wert und alle Bedeutung, welche die ganze Welt hat, — so scheint es mir, — liegen nur in ihren bewußten Wesen; und wenn (was keineswegs anzunehmen ist) nur auf der Erde solche Wesen lebten, so würde das Schicksal des ganzen übrigen Alls völlig bedeutungslos sein. Denkenden Menschen pflegt nicht nur das Menschheitsschicksal groß und gewaltig zu erscheinen, sondern sie bewundern auch die Erhabenheit und Herrlichkeit vieler einzelner Menschenleben. „Der Mensch kann nie groß genug vom Menschen denken.“ — Wenn Dr. Gravelius davon redet, daß das Weltall einem Zustande sich nähert, wo nur

noch Ruhe und Nacht, also absoluter Tod herrscht, so befindet er sich im Widerspruch mit sehr vielen Gelehrten, welche annehmen, daß von Ewigkeit zu Ewigkeit Bewegung, Leben und Bewußtsein in der Welt walten.

„Ich will es offen bekennen," sagt Dr. Gravelius, „daß mir jedes Wort, gesprochen oder geschrieben, als bittere Sünde erscheint, welches dazu dienen kann, diesen" (religiösen) „Glauben zu stören oder gar zu zerstören." Damit verurteilt er die größten geistigen Wohlthäter der Menschheit, von Sokrates und Plato bis Kopernikus, Galilei, Spinoza, Kant, Goethe und Darwin, — welche sämtlich Worte gesprochen oder geschrieben haben, die dienen konnten, den religiösen Glauben zu stören oder zu zerstören. Glücklicherweise begegnet man in den Kreisen der Wissenschaft solchen Ansichten sehr selten; sondern fast jeder Forscher ist des tröstlichen Glaubens, daß nur der Weg der Wahrheit der Weg des Lebens ist und es für die Menschheit nützliche Irrtümer nicht giebt. Schopenhauer sagt: „Obwohl oft gesagt worden, daß man der Wahrheit nachspüren soll, auch wo kein Nutzen von ihr abzusehen, weil dieser mittelbar sein und hervortreten kann, wo man ihn nicht erwartet; so finde ich hier doch noch hinzuzusetzen, daß man auch ebenso sehr bestrebt sein soll, jeden Irrtum aufzudecken und auszurotten, auch wo kein Schaden von ihm abzusehen, weil auch dieser sehr mittelbar sein und einst hervortreten kann, wo man ihn nicht erwartet: denn jeder Irrtum trägt ein Gift in seinem Innern. Ist es der Geist, ist es die Erkenntnis, welche den Menschen zum Herrn der Erde macht, so giebt es keine unschädliche Irrtümer, noch weniger ehrwürdige, heilige Irrtümer." Und ferner: „Jeder Irrtum muß, früher oder später, Schaden stiften, und desto größeren, je größer er war. Den individuellen Irrtum muß, wer ihn hegt, einmal büßen und oft teuer bezahlen: dasselbe wird im Großen von gemeinsamen Irrtümern ganzer Völker gelten. Daher kann nicht zu oft wiederholt werden, daß jeder Irrtum, wo man ihn auch antreffe, als ein Feind der Menschheit zu verfolgen und auszurotten ist, und daß es keine privilegierte oder gar sanktionierte Irrtümer geben kann."

Dr. Gravelius redet von denen, welche „so glücklich sind, sich dem Fluge des Glaubens anvertrauen zu können." Ich kenne Manche, welche, auch dem eigenen Tode oder selbst dem geliebter Angehöriger gegenüber, die Tröstungen des religiösen Glaubens nie begehrt und nie vermißt haben. „Glaubenslos" waren sie nun freilich nicht; sondern sie hatten einen starken Glauben an sich selbst und an die Menschheit und deren Zukunft. Unglaube in diesem Punkte und religiöser Unglaube stehen zu einander nicht selten in umgekehrtem Verhältnis.

Dr. Gravelius schließt seinen Artikel mit den Worten: „Glücklich ist der, der sich entschließen kann, auf das Glück zu verzichten." Ich möchte sagen: Glücklich ist, wer im Glück Anderer seine Befriedigung findet.

Das Evangelium der That nach Goethe.

Von Dr. P. Lorentz in Berlin.

(Schluß.)

Die oberste Instanz für die Entscheidung darüber, wann denn eine That gut zu nennen sei, bildet für Goethe keine noch so hohe persönliche Autorität, sondern allein das eigene Gewissen. Schlicht und einfach hat er das in dem Reimspruch ausgedrückt: „Wo ist der Lehrer, dem man glaubt?" Thu', was dir dein kleines Gemüt erlaubt;" feierlich und in der erhabenen Sprache seines Weisheit spendenden Alters in dem „Vermächtnis", wo er das Centrum der moralischen Welt dem der physischen, der Sonne, gegenüberstellt:

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Wenn es dann doch einmal in den Sprüchen in Prosa heißt: „Der Handelnde ist immer gewissenlos; es hat Niemand Gewissen als der Betrachtende," so steht das mit dem Obigen durchaus nicht in Widerspruch. Es ist vielmehr so zu erklären. Bei energischem, auf ein wichtiges Ziel gerichteten Handeln ist es meistens, vielleicht immer unvermeidlich, daß andere Rücksichten unverletzt bleiben.*) Ohne einseitige Parteinahme kann gar nichts Großes geleistet werden in der realen Welt. Der Maßstab für den Wert einer That aber besteht darin, daß das Erreichte das Fruchtbarere für die Gesamtheit ist, die Verletzung nur das Einzelinteresse trifft. In diesem Sinne sagt Goethes Prometheus in der Pandora: „Des thät'gen Manns Behagen sei Parteilichkeit." — Als fruchtbar erweist sich das wahrhaft Gute durch seine Fortdauer in künftige Zeiten: „Das Tüchtige, wenn's wahrhaft ist, wirkt über alle Zeiten hinaus," und:

Was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen . . .
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.

Dieses Bewußtsein allein ist es auch, das die Märtyrer einer guten Sache, die den Erfolg nicht mehr selbst schauen, ihr Martyrium willig tragen läßt. Und zum Troste deren, die nur auf einem kleinen Gebiet ihre Wirksamkeit zu entfalten vermögen oder dazu genötigt sind, gilt das Wort: „Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weiß!"

Die edle, menschliche Thätigkeit richtet sich auf die unmittelbare Gegenwart, und erst durch ihre Folgen auf die Zukunft. Eine Beschäftigung mit der Vergangenheit kann nur fruchtbar ausfallen, wenn sie unter diesem Gesichtspunkt geschieht. Der ganzen Sinnesrichtung Goethes widerstrebte aufs heftigste eine nur beschauliche, sentimentale Würdigung der untergegangenen Herlichkeiten. „Wenn wir finden," schreibt er einmal aus Italien, „das Vergangene sei groß gewesen, muß es uns aufmuntern, selbst etwas von Bedeutung zu leisten, das fortan unsere Nachfolger, und wär' es auch schon in Trümmer gefallen, zu edler Thätigkeit aufrege."

Bei aller innigen Vereinigung von Realem und Idealem in der Ausübung zweckvoller Thätigkeit, zumal der höchsten und menschenwürdigsten, der Bethätigung allgemeiner Menschenliebe, bleibt das Feld der Wirksamkeit immer die gegenwärtige, wirkliche, irdische Welt. Wie Goethe von diesem Standpunkte aus über die Unsterblichkeit denkt, ist äußerst lehrreich und beherzigenswert. Ohne des Glücks entbehren zu wollen, an eine künftige Fortdauer zu glauben, warnt er davor, daß solche unbegreiflichen Dinge ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Speculation werden: „Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen," sagt er, als die Unterhaltung auf Tiedges Urania kam, „ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und „ist thätig und nützlich in dieser." Das ist ganz dasselbe, was Faust ausspricht am Ende seines Lebens, als es ihm gelungen „Magie von seinem Pfad zu entfernen," „die Zaubersprüche ganz und gar zu verlernen," als er allein der Natur gegenüber steht und es ihm endlich „lohnt ein Mensch zu sein:"

Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt,
Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet;
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm;

*) Anm. vgl. W. v. Humbold Werke I, 81 aus der Bhagavad-Gita: Denn alles Thun von Schuld umhüllt wie Feuers Lodern ist von Rauch.

Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen;
Was er erkennt, läßt sich ergreifen;
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang,
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er! Unbefriedigt jeden Augenblick!

Die einzig mögliche Quelle für einen philosophischen Beweis der Unsterblichkeit sieht Goethe in dem thätigen Verhalten des Menschen: „Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag." Unsterblichkeitsgedanken in dem gewöhnlichen Sinne pflegen nach einem Worte Goethes solchen eigen zu sein, die in Hinsicht auf irdisches Glück in der vulgären Auffassung nicht zum Besten weggekommen sind. Wer freilich das Glück mit ihm in der Ausübung zweckvoller, edler Thätigkeit sucht, für den verbindet „allgemein menschliches Wohlwollen, nachsichtiges, hülfreiches Gefühl den Himmel mit der Erde und bereitet ein dem Menschen gegönntes Paradies." Seine Auffassung vom „schönsten Glück" hat Goethe in prägnanter Kürze und Anmut der Form zugleich in dem Reimspruch gegeben:

Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.

Darnach gehört zum Glücksgefühle einmal als unerläßliche Bedingung von Seiten des Menschen selbst das Sich-thätig-Verhalten, natürlich durch die freie Entfaltung der besonderen, in jedem Individuum verschiedenen Anlagen; denn sonst könnte die Thätigkeit nicht freudig geschehen. Dies allein genügt schon, um das Gefühl des Glücks überhaupt hervorzurufen. Aber um es vollzumachen, dazu gehört noch ein Zweites. Denn wenn ein solch freudiges Thun nie und nirgend auch nur eine Spur von Erfolg erführe, so wird es gar leicht in die Gefahr kommen, an seiner Richtigkeit zu zweifeln. Darum ist es nötig, daß auch die äußeren Umstände, in die jeder Handelnde mit seiner That hinaustritt, und auf die ihm kein Einfluß gestattet ist, da ja jede einzelne That sich in den Causalzusammenhang alles Geschehenen einfügt, unabhängig von ihrem Urheber, dem Verlaufe der That gegenüber sich günstig verhalten. Die Palme, die ein aus Überzeugung von der guten Sache Handelnder erringt, ohne irgend einen Erfolg selbst noch zu erleben, ist die Palme der Märtyrers, eine gewiß köstliche Palme; glücklicher aber ist unzweifelhaft, wer die Palme des Siegers, nicht nur des Kämpfers, erringt: Wer freudig thut und auch Ursache hat, sich des Gethanen zu freuen. Und was erscheint Goethe in dem hier behandelten Zusammenhange als das einzige Unglück? Er sagt es im Wilhelm Meister: „Für den Menschen ist nur das eine ein Unglück, wenn sich irgend eine Idee bei ihm festsetzt, die keinen Einfluß ins thätige Leben hat oder ihn wohl gar vom thätigen Leben abzieht." Darum ist „der lebendig begabte Geist, sich in praktischer Absicht ans Allernächste haltend, das Vorzüglichste auf Erden."

In dieser Weise verkündet der Dichter, der unter den Modernen den größten Einfluß auf die Entwickelung nicht nur des deutschen Geisteslebens gehabt hat, und dessen tiefere Erkenntnis für keine Zeit fruchtbarer werden kann als für die unsere, das Evangelium der That. Wie er es auslegt, so ist es für den Einfachsten eben so verständlich, wie es für den auf der Höhe der Bildung Stehenden förderſam werden kann. Besonders auch für Goethes Lehre von der That gilt das „was fruchtbar ist, allein ist wahr." Wir fassen ihren Inhalt, ihre im Hinblick auf die Unvollkommenheit der menschlichen Natur ideale Forderung zusammen in die Worte aus Wilhelm Meisters Lehrjahren: „Thätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung, und alle Zwischenzeiten, in denen er ausruht, sollte er anwenden, eine deutliche Erkenntnis der äußerlichen Dinge zu erlangen, die ihm in der Folge abermals seine Thätigkeit erleichtert."

So dürfen wir denn auch hierin Goethe unsern Meister nennen, wenn anders es richtig ist, was er selber sagt: „Unsere Meister nennen wir billig die, von denen wir immer lernen."

Eine Erinnerung.

Von Baronin Jenny von Gustedt.

Schlußkapitel des Werkes: Aus Goethes Freundeskreise. Erinnerungen der Baronin Jenny von Gustedt, herausgegeben von Lily von Kretschman. Braunschweig, George Westermann, 1892.

Ich war ein Kind. Allsonntäglich ging ich zur Kirche, allabendlich faltete ich die Hände zum Gebet, jeden Morgen galt mein erster Gruß dem lieben Heiland. Da sah ich Goethe, er streichelte mir das Haar, er lächelte freundlich und schenkte mir ein Körbchen Erdbeeren, das er gerade einem armen, zerlumpten Mädchen abgekauft hatte, für mehr Geld, als es verlangte, wie ich deutlich bemerkte. Von nun an wurde jeder Tag mir zum Fest, an dem ich ihm begegnete; ich sah ihn überall: im Park, im Wald, auf der Straße, zu Haus, nur in der Kirche nicht.

„Warum geht der Herr Geheimrat nicht in die Kirche?" frug ich.

„Er ist kein Christ!"

Ich erschrak tödlich. Wie konnte das sein? Wie konnte er lächeln, wie konnten die Leute ihn grüßen, wie konnte er leben und war doch kein Christ?

Ich wuchs heran. Da hörte ich, daß einer armen, fleißigen Familie das Haus abgebrannt war; ich ging hin, um ihr mit meinen schwachen Kräften beizustehen, und fand sie glücklich und zufrieden in einem neuen Heim: „Der Herr Geheimrat hat uns schon geholfen." — Wie konnte er barmherzig sein, wie konnte Segen auf seiner Gabe ruhen? Er war ja kein Christ!

Und die Jahre vergingen. Ich machte die Bekanntschaft eines frommen Mannes und freute mich dessen. Er gab mit vollen Händen, er sprach so schön von Gott und Christentum; keine Kirche in seiner Gegend gab es, die nicht von ihm unterstützt worden wäre, kein Sonntag verging, ohne daß er vor dem Altar des Herrn gekniet hätte. Eines Tages aß ich bei ihm, ein Diener zerbrach eine Schüssel, und sein Herr schlug nach ihm. Dann hörte ich von seinem Bruder sprechen; man sagte, er sei sehr arm. „Er ist ein Ketzer und Gottesleugner und trägt gerechte Strafe", sagte mein Wirt. Ich erschrak, denn er war ja ein Christ!

Ich wurde ein Weib, ich sah das Elend in der Welt, die bitterste Armut in den Hütten, und Kirchen von Gold strotzend und Priester in Seide und Spitzen — da dachte ich an ein schlichtes Zimmer mit niedrigen Fenstern und hölzernen Stühlen, an einen Mann darin im langen, grauen Rock mit einer milden Hand, leuchtenden Augen, herrlichen Gedanken — — war er nicht doch ein Christ?!

Nun bin ich alt. Ich erschrecke nicht mehr, wenn ein geliebter Mensch die Kirche meidet, aber ich bin verzweifelt, wenn er an den Hütten der Armut vorübergeht. Ich bewundere nicht mehr den frommen Mann, dessen Name in allen Kirchenkollekten zu finden ist, aber ich verachte den, der es versäumt hat, ihn in die Herzen der Menschen zu schreiben

---

Bücherbesprechungen.

Nettelbeck. Miß Maria Brown. Roger Bacon. Historische Novellen von Friederike Kempner. Berlin, Verlag von Karl Malcomes, 1893.

„Vorliegende Novellen können wir getrost jedem jungen Mädchen in die Hand geben", sagte kürzlich der Kritiker einer großen Zeitung. Wenn es wünschenswert ist, das wirkliche Leben in Vergangenheit und Gegenwart den jungen Mädchen zu verhüllen und ihnen statt dessen glänzende Phantasiegebilde vorzuführen, so sind diese Novellen allerdings zu empfehlen. Die Helden und Heldinnen sind innerlich und äußerlich fehlerlos; um ihren Lichtgestalten einen dunklen Hintergrund zu geben, werden blutige Kämpfe geschildert, oder ein vereinzelter Teufel in Menschengestalt huscht scheu über den Schauplatz. Die gute Ab-

sicht der Verfasserin, große Helden und Menschenfreunde wie Nettelbeck, Georg Brown, Wilberforce und Roger Bacon den Lesern menschlich näher zu bringen, wird dadurch vereitelt, daß diese in der Luft schweben, statt auf dem Boden und in der Umgebung ihrer Zeit zu stehen. Um das zu erreichen, müssen gründliche Studien gemacht werden; eine Novelle wird noch nicht historisch, wenn einzelne Anekdoten darin mit der Anmerkung „historisch“ versehen sind. Es ist ebenso schädlich, auf diese Weise die Geschichte der Vergangenheit, wie die der Gegenwart zu erzählen; denn die falschen Vorstellungen, die dadurch in den Köpfen der Leser erzeugt werden, nisten sich ein. Besonders den jungen Leserinnen sollte kräftige Kost, nicht süßes Zuckerwerk gereicht werden.

Lily von Kretschman.

Des Bellamy Zeitalter. 2001—2010. Erfindungen, Entdeckungen und Begegnisse. Der Gegenwart zur Belustigung aufgezeichnet von A. Reichardt. Berlin, R. v. Decker's Verlag (G. Schenck).

Eine jener abgeschmackten Parodien auf Bellamy's „Rückblick aus dem Jahre 2000“ hat sich auf den Büchertisch der Redaktion der „Ethischen Kultur“ verirrt. Mit wenig Witz und viel Behagen schildert der Verfasser das „allgemeine Zuchthaus“ des sozialistischen Zukunftsstaates, in welchem „nur der ehrliche Mensch der Geleimte“ ist. Mit Überwindung gelang es mir, von den 175 Seiten des Buches 60 meist recht langweilige durchzulesen. „In Bellamy's Zeitalter“ giebt es nach Herrn Reichardt, sofern die Wetterregulirungsmaschinen nicht defekt sind, nur einen „ewigen, gleichmäßigen Junitag“; fatal aber ist es, daß die Menschen gelegentlich vivisezirt werden, daß es keine Wege, keinen Briefverkehr, sondern anstatt dieses nur (von der Obrigkeit abgehörte) telephonische und phonographische Unterhaltungen und nur Eine, vom Staate herausgegebene Zeitung giebt. Die Leichen werden nicht begraben oder verbrannt, sondern „unter dem Riesendrucke gigantischer Maschinen“ zu tausend Dingen gepreßt, zu Schränken, Polstermöbeln, Vasen, Körbchen, Spazierstöcken, u. s. w.

Der Verfasser ist nicht ohne Selbsterkenntnis, da er im Vorwort erklärt, daß er „zum Lehrer des Volkes nicht berufen sei“, hat es aber unterlassen, aus dieser Erkenntnis die allein richtige praktische Konsequenz zu ziehen.

G. v. Gizycki.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Frankfurt a. M.)

Die Abteilung hielt am 28. März ihren Abteilungstag. Der Vorsitzende, welcher den Bericht erstattete, konnte mit Genugthuung konstatieren, daß die Abteilung in erfreulicher Weise voranschreite. Trotz des kaum dreimonatigen Bestehens war die Zahl der Mitglieder auf 65 gestiegen. (Inzwischen ist sie auf 72 angewachsen.) Die Abteilung war mit Erfolg bemüht, das Interesse des Publikums durch Vorträge zu gewinnen und wachzuhalten. In dem verflossenen Quartale sprachen die Herren Dr. Arthur Pfungst über „Ethik und ethische Kultur“, Professor Friedrich Jodl aus Prag über „Grundsätze und Ziele der D. G. E. K.“ und Dr. jur. Max Meyer über „Die Grenzen der Berechtigung des Nationalitäts- und des Humanitätsprinzips“. Die Versammlung war der Meinung, daß neben den Vorträgen auch noch eine ausgedehnte agitatorische Wirksamkeit jetzt am Platze erscheine, nachdem ein fester, opferwilliger Stamm von Mitgliedern vorhanden sei. Der Vorstand sagte ein promptes Vorgehen in dieser Richtung zu.

Hierauf erstattete der Kassierer, Herr Carl Peters, den Kassenbericht. Derselbe wies auf die satzungsmäßige Bestimmung hin, nach welcher die Hälfte der Jahresbeiträge an den Hauptvorstand nach Berlin abzuführen sei, und erklärte, daß er diese Bestimmung für reformbedürftig halte, indem er in überzeugender Weise nachwies, daß es für die Dauer unmöglich sei, mit dieser satzungsmäßigen Bestimmung zu wirtschaften. Die Versammlung war mit den Ausführungen des Redners durchaus einverstanden und beauftragte den Vorstand, bereits jetzt der Frage näher zu treten, wie auf dem im Herbste stattfindenden Gesellschaftstage eine Änderung herbeigeführt werden könnte. Der Vorstand wird jedenfalls einen Antrag auf Aenderung der Statuten vorbereiten.

Dem Vorstande wurde alsdann Decharge erteilt, und sämtliche Mitglieder desselben durch Akklamation wiedergewählt. Der Vorstand besteht aus den Herren: Dr. Arthur Pfungst (erster Vorsitzender), Pfarrer Carl Saenger (zweiter Vorsitzender), Carl Peters (Kassierer), Direktor Dr. Pauli (Beisitzer), Dr. Eugen Elkan (Schriftführer), Redakteur Otto Hörth und Elias Hené (Revisoren).

Am Schlusse der Sitzung erhob sich die Versammlung auf Antrag des Herrn Elias Hené von ihren Plätzen, um dem Vorstande ihre Anerkennung für seine erfolgreichen Bemühungen auszusprechen, worauf der Vorsitzende den Mitgliedern seinen wärmsten Dank für die Opferwilligkeit aussprach, die sie jederzeit bewiesen.

Am 6. April hielt Herr Privatdozent Dr. Walter Wislicenus aus Straßburg im Elsaß einen öffentlichen Vortrag im großen Saale der Polytechnischen Gesellschaft über „Ethische Kultur in ihrer praktischen Durchführung“. Der Saal war wieder dicht gefüllt, und es mögen 300—350 Personen anwesend gewesen sein, welche den hochinteressanten Ausführungen des Redners mit gespannter Aufmerksamkeit folgten. Die hervorragendsten Blätter hatten ihre Berichterstatter gesandt, und wir entnehmen dem eingehendsten Berichte (welchen die „Kleine Presse“ brachte) folgende Einzelheiten:

Während vor einigen Wochen Herr Professor Jodl aus Prag sich der Aufgabe unterzogen hatte, in großen Zügen darzulegen, warum eine Gesellschaft für ethische Kultur in unserem heutigen Leben notwendig und heilbringend sei, und damit zum ersten Male in Frankfurt einem größeren Publikum die ungeheure Wichtigkeit unserer Bestrebungen dargelegt hatte, beschäftigte sich Herr Dr. Wislicenus mit der praktischen Seite unserer Aufgabe. — Der Redner führte etwa Folgendes aus: Die Gesellschaft wirkt als Ganzes, aber auch ihre einzelnen Mitglieder können und sollen thätig arbeiten. Vor allen Dingen erstreben wir die Einführung eines Moralunterrichts. Für den Staat kommt es darauf an, daß der Bürger ein starkes moralisches Bewußtsein hat. Die Kirche fragt: Was glaubst Du? Der Staat: Wie handelst Du? Dieser Moralunterricht soll den Religionsunterricht keineswegs aus der Schule verdrängen; denn die Gesellschaft ist keine politische, aber auch keine religiöse. Der Redner sprach sich genauer darüber aus, wie sich der Moralunterricht in der Schule, bei den Jüngsten anfangend, zu gestalten habe, und erwähnte dabei u. A., daß der Lehrer bei dem Vortrag von Märchen eklektisch zu Werke gehen und gewisse Ausscheidungen vornehmen müsse, wie der Märchen von den bösen Stiefmüttern. In das kindliche Herz muß das Samenkorn der Aufrichtigkeit und Dankbarkeit gelegt werden und Alles ist zu vermeiden, was schon früh Veranlassung zu einem ungerechten Vorurteil geben könnte. Die Aufgabe, die hier der Gesellschaft zufällt, ist groß. Die Gesellschaft will nicht plötzlich, sondern langsam vorgehen, mit Zugrundelegung der Erfahrungen, die man mit dem Moralunterricht in Frankreich und Amerika gemacht hat. Es sollen Preisausschreiben für Lehrbücher erlassen werden, sowohl für Lehrer wie für Schüler; späterhin denkt man auch an die Einrichtung von Kursen für Lehrer und Lehrerinnen. Schwieriger sind die Bestrebungen, die auf moralische Förderung der Erwachsenen hinzielen. Zunächst hält es da die Gesellschaft für ihre Pflicht, im Rahmen der jetzigen Wohlthätigkeit kritisierend vorzugehen. Man giebt und kümmert sich nicht um das Wie. Man achte darauf, daß der Bedürftige, der noch arbeitsfähig ist, für die Gaben sein Entgelt entrichtet, so raubt man ihm nicht sein Selbstbewußtsein und erniedrigt ihn nicht. Und wie viele Leute haben wir, die da geben aus Furcht oder Eitelkeit? Die Wohlthätigkeit hört auch nicht damit auf, daß man eine Gabe spendet; der Geber soll sich nach dem Empfänger umschauen. Die Gesellschaft unterstützt und fördert alle Bestrebungen, welche dem Besten der ärmeren Volksklassen gewidmet sind: Beschaffung gesünderer Wohnungen, öffentlicher Badeeinrichtungen u. s. w. In Berlin wurde ein weiblicher Arbeitsnachweis ins Leben gerufen, von der Zweigabteilung Freiburg i. Br. eine Volksbibliothek mit Lesezimmer. Der Vortrag beschäftigte sich dann eingehend mit den sogenannten „Nachbarschaftgilden“, die sich in Amerika und England gut bewährt haben. Es sind das keine Wohlthätigkeitsanstalten, sondern gewissermaßen Klubs der kleinen Leute, welche die Kosten selbst aufbringen; die Hauptsache dabei ist, daß sie sämtliche Mitglieder einer Familie umfassen. Auch in Deutschland werden sich hoffentlich Personen finden, die solche Nachbarschaftgilden ins Leben rufen. Die Gesellschaft richtet ferner ihre Aufmerksamkeit auf den Klassenhaß und erstrebt eine Linderung aller Standesunterschiede. Ein Vorbild sei uns die ethische Gesellschaft von Chicago, die mit bestem Erfolg gemeinschaftliche Versammlungen ins Leben gerufen hat, in denen Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich zur Besprechung aller möglichen Fragen zusammenfinden. Sind dies Alles Bestrebungen, welche den ärmeren Klassen zu Gute kommen, so hat andererseits die Gesellschaft für ethische Kultur auch große Aufgaben bei den sogenannten höheren Klassen. Hierfür ist allerdings nicht die Gesellschaft als Ganzes berufen, das einzelne Mitglied muß da fördernd eingreifen, und zwar am wirksamsten durch sein eigenes Beispiel, indem es streng moralisch und sittlich handelt. Alle Diejenigen, welche einen solchen Lebenswandel führen wollen, mögen der Gesellschaft beitreten. Der Kampf gilt hier zunächst der Unaufrichtigkeit, nicht jenen bekannten kleinen Sünden, sondern in sozialer Hinsicht dem Strebertum, in religiöser der Heuchelei. Verachtet und brandmarkt den Streber und Heuchler! Dann ist zu bekämpfen die Verzagtheit und der Pessimismus, die sich heutzutage leider oft und stark geltend machen. Denn die Lösung der sozialen Frage wird um so trauriger, je weniger wir uns bemühen, sie zu einer glücklichen zu gestalten. Endlich muß man Front machen gegen die Prunk- und Genußsucht, gegen das grobe Protzentum. Der Schaden, der durch sie verursacht wird, ist ungeheuer, und namentlich an die Frauen ergeht die Mahnung, hier helfend beizuspringen. Wir verlangen eine Rückkehr zu einfacher Lebensweise, nicht zu spartanischer Bedürfnislosigkeit, aber bei allen Genüssen soll der Geist über die Materie herrschen. Die Gesellschaft für ethische Kultur, so schloß der Redner seinen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag, kennt die großen Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen. Die Lösung wird nicht heute sein und nicht morgen, sondern in weiterer Zukunft. Das muß uns aber ein Ansporn sein, zu arbeiten und schaffen, wenn uns auch Gegner Steine in den Weg werfen oder Andere von einem schwärmerischen Idealismus reden, der nur Worte hat und keine Thaten. —

Für Ende des Monats hat Herr Pfarrer Saenger einen Vortrag über die ethischen Gesellschaften in Amerika in Aussicht gestellt, über welchen wir s. Z. berichten werden.

Anzeigen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Den Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur wird hierdurch mitgeteilt, daß nunmehr für die Centralstelle der Gesellschaft mit Archiv, Bibliothek und Lesezimmer, gleichzeitig Versammlungszimmer für Vorstand, Ausschüsse und Kommissionen ein eigenes Lokal in der Zimmerstraße 16 eine Treppe hoch gewonnen ist, welches am 1. Mai d. J. eröffnet werden wird. Näheres über die Bureau- und Lese-Stunden wird schon einige Tage vor der Eröffnung im Lokal selber zu erfahren sein.

Deutscher Verein gegen den Misbrauch geistiger Getränke.

Satzungen, Flugschriften *rc.*

unentgeltlich durch den Geschäftsführer

Dr. W. Bode in Hermsdorf bei Dresden.

In unserm Verlage erschien:

Die ethische Aufgabe des Menschen.

Von

Dr. Berthold Weiß.

— Zweite umgearbeitete Auflage. —

16 Seiten gr. 8. Preis 30 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

In unserm Verlage erschien soeben:

Gesinde-Ordnung für die Königl. Preuß. Staaten.

Mit den sämmtlichen darauf bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen und Verordnungen und den wichtigsten Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe etc.

Für den praktischen Gebrauch nach dem amtlichen Material
herausgegeben von

R. Höinghaus.

Zweite Auflage. Mit ausführlichem Register.

88 Seiten Taschenformat. Preis 50 Pf.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Soeben erschien:

Zur Militär-Vorlage.

Ein Apell an das deutsche Volk.

16 Seiten gr. 8°.

— Preis 30 Pf. —

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW.,
Zimmerstraße 94.

Im Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig** erschien soeben:

Der Alchymist.

Epische Dichtung in 12 Gesängen

von

Arthur Pfungst.

broch. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—.

Diese Dichtung, welche den 2. Theil des Epos „Laskaris“ bildet, schildert die Weltfahrt eines Helden, dessen Jugendzeit im ersten Theile behandelt worden war. Die Kritik hat das Werk eine „Odyssee der Erkenntniß“ genannt und festgestellt, daß es sich um eine Arbeit von durchaus origineller Prägung und hohem dichterischen Werthe handelt. Der Verfasser hat es unternommen, die Frage: Ist das Leben werth, gelebt zu werden?“ in einer Dichtung großen Stils zu beantworten. Das außerordentliche Interesse, welches der erste Theil des Werkes erregt hat, fand seinen Ausdruck in der überaus großen Anzahl von Essays und Besprechungen, welche er hervorgerufen und von denen die Verlagshandlung auf Verlangen gern eine Anzahl zusendet

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Einleitung in die analytische Geometrie und in die Lehre von den Kegelschnitten.

Von

Dr. W. Erler,

Professor und Oberlehrer am Königl. Pädagogium bei Züllichau.

Mit einer Tafel in Steindruck.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Preis 1 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Methodik des Turnunterrichts.

Den deutschen Turnlehrern, Turnwarten und Vorturnern

gewidmet von

Moritz Zettler,

Oberlehrer an der Realschule und Oberturnlehrer in Chemnitz.

— **Zweite, sehr vermehrte und umgeänderte Auflage.** —

Preis 2,80 Mark.

Enthält eine methodische und allgemein verständliche Anleitung zum rationellen und systematischen Betriebe des Turnens; die Schrift ist auch für Turnvereine besonders brauchbar.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung** in **Berlin SW. 12** erschien:

Die Judenfrage ökonomisch und ethisch.

Von

Dr. Franz Lütgenau.

22 Seiten. gr. 8°. Preis 30 Pf.

— **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.** —

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährl. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste 1. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 6. Mai 1893.	Nr. 19.

M. von Egidy.

Von Lily von Kretschman.

An einem herrlichen Sommertage des Jahres 1890 fuhr ich früh morgens um 4 Uhr aus Hannover hinaus. Ein munterer Traber zog den leichten, kleinen Wagen, zwei Ordonnanzen von der Reitschule eskortierten ihn. Weit draußen im Wald, wo die krystallklare Bitze sprudelt, stieg ich aus, und bald darauf kam mit Hussah und Halloh eine glänzende Cavalcade über die jenseitigen Wiesen gesprengt; die bunten Uniformen der gesamten deutschen Kavallerie strahlten im Sonnenschein. Durch das Flüßchen ging es, dessen Wasser hoch aufspritzte, und erst drüben erholten sich Pferde und Reiter von dem scharfen Ritt, erst drüben unterschied man die Fremden von den Bekannten, sah staunend manchen grauhaarigen Stabsoffizier, der eben so frisch und munter aus dem Sattel sprang wie der jüngste Reitschüler. Ein sächsischer Husar war unter den Ersten mit am Ziel eingetroffen: Herr von Egidy. Aus Großenhain kam er. Wer eine jener kleinen norddeutschen Cavallerie-Garnisonen kennt, weiß, wie schwach das geistige Leben dort pulsiert; über die Avancementsverhältnisse, die Rekruten, die Pferde und die Kochtöpfe des lieben Nächsten hinaus pflegt die Unterhaltung sich selten zu verirren. Ein passionierter Soldat kann es allenfalls dort jahrelang aushalten, und als solcher, nur als solcher erschien mir Herr v. Egidy.

Kurze Zeit darauf ging die sensationelle Nachricht vom Erscheinen seiner „Ernsten Gedanken“ durch die Zeitungen. In dem geisttötenden kleinstädtischen Leben hatte er ganz allein aus sich heraus jenes kleine Heft geschaffen, über das die Gelehrten zwar lächelten, denn es stand für sie nichts Neues darin, das aber Jeden überraschen mußte, der weiß, wie wenig der Soldat, noch dazu der, welcher im Kadettenkorps erzogen wurde, mit den seinem Beruf fern liegenden Gedankenströmungen in Berührung kommt. Nur eine kraftvolle, selbständige Natur vermag sich da zu entwickeln.

Jeder unserer Leser wird sich des Aufsehens erinnern, das die „Ernsten Gedanken“ machten. Sie enthielten den schärfsten Angriff auf die Kirche, indem sie ihr vorwarfen, ihren christlichen Beruf nicht mehr zu erfüllen und ein Bekenntnis aufrecht zu erhalten, gegen das der gesunde Menschenverstand, die Wahrheitsliebe und das Gewissen sich sträubten. Schwerer, selbstempfundener geistiger Druck hatte Herrn von Egidy bestimmt, sich dagegen aufzubäumen; und da viele Tausende mit ihm diesen Druck empfanden, ohne denselben Mut zum Widerstand zu haben, so begrüßte ihn die Mehrheit, trotz aller theologischen Gegenschriften, mit freudiger Zustimmung. Was Herr von Egidy nun in seinem weltfernen Gedankengang erwartete: daß ein Anderer den Stein, den er ins Rollen gebracht hatte, weiter bewegen, ja daß die Kirche selbst sich der Frage annehmen würde, geschah nicht; er mußte nur zu deutlich empfinden, daß der Stein ein Felsen war, an dem sein Husarensäbel zerbrach. Mit tiefem Schmerz, aber mit der ernsten Überzeugung, für eine neue Lebensarbeit bestimmt zu sein, zog er den bunten Rock aus. Sein unerschütterlicher Glaube an die Menschheit wankte keinen Augenblick. Statt aller Entgegnungen auf die Angriffe, denen er ausgesetzt war, schrieb er den „Ausbau der ernsten Gedanken.“ Auch dieses neue Heft beschäftigt sich fast ausschließlich mit religiös-kirchlichen Reformen. Der Bekenntnis-Zwang sollte fortfallen, der Glaube jedes Menschen eigenste, unantastbare Herzenssache sein; aber dieser weitherzige Gedanke wurde noch eingeschränkt, indem der Verfasser meinte, jeder Mensch müsse von dem Vorhandensein einer Allmacht überzeugt sein und spräche die Unwahrheit, wenn er es leugne, und ebenso müsse Jeder nach und nach von dem Glauben, daß Christus Gott sei, zu der Überzeugung seiner durchaus menschlichen Natur gelangen. Egidy stand demnach damals ungefähr auf dem Boden des Protestantenvereins. Wir können nun Schritt für Schritt verfolgen, wie er sich immer weiter von ihm entfernte. Schon die nächsten Hefte des „Ausbaus“ sind einzelne Etappen seines Weiterschreitens. Der Gedanke, daß nicht die christliche Kirche die wunde Stelle unseres sozialen Körpers ist, sondern daß vielmehr die unchristlichen Zustände die Ursache aller Leiden sind, entwickelte sich immer klarer in ihm. Der in einseitigen Begriffen erzogene, in strenger Abgeschlossenheit vor dem Getriebe der Welt lebende Offizier sah nur die Wunde, die ihn selber schmerzte; der in das öffentliche Leben mit klarem Blick hineintretende freie Mann übersah mit einem Male eine ungeheure Masse von Elend, gegen das seine erste Sorge immer kleiner erschien. Nun sprach er nicht mehr, in Bezug auf die religiösen Gefühle, nur von einem „einigen Christentum“, sondern fügte, in Bezug auf die öffentlichen Zustände, den Ausdruck „ein sich bewahrheitendes Christentum“ hinzu. Er verstand darunter die Herbeiführung sozialer Verhältnisse, in denen die schroffen Gegensätze zwischen Reich und Arm, zwischen vornehm und gering ausgeglichen sind, in denen von Kriegen als „notwendigen Übeln“ nicht mehr die Rede ist. Mit dem Apostel verlangte er, daß unter uns „nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann, noch Weib sei“, sondern „wir sind Eins und Einer.“

Um die Wirkungen seiner bisherigen Schriften zu beurteilen und im Zusammenhang mit Gleichgesinnten seine Zwecke zu fördern, lud er zum Pfingstfest 1891 die Männer

ein, welche von dem Gedanken des „Einigen Christentums“ erfaßt worden waren. Ungefähr 190 Personen leisteten dem Rufe Folge; eine bunt gemischte Gesellschaft von Geistlichen, Lehrern, Freidenkern, Männern der Wissenschaft, die mit den verschiedensten Erwartungen an Herrn v. Egidy herantraten: Die einen sahen in ihm einen radikalen Umstürzler, der zu bekämpfen sei, die anderen einen kirchlichen Reformator, dem sich eine Gemeinde anzuschließen habe. Beide gingen enttäuscht von dannen: seine „radikalen“ Ideen fußten auf Jesu Lehren und Leben, und eine Gemeinde wollte er nicht nur nicht bilden, sondern er wünschte die Auflösung aller bestehenden Sekten in einem Christentum. Viele thatkräftige Männer, die sich ihm begeistert zugewandt hatten, gaben ihn als einen „unpraktischen Schwärmer“ auf; und doch — der Husar hatte die Jagd noch nicht aufgegeben, er ritt immer noch, wie einst in Hannover, unter den Ersten.

Die Weltstadt mit ihren vielen geistigen Bestrebungen riß ihn in ihren Strudel. Wie ein Mensch, der jahrelang an das Zimmer gefesselt war und nun plötzlich hinaus darf in die freie Natur, wo ihm Alles neu, Alles fremd erscheint, wo er nicht ruhen noch rasten mag, ehe er sich nicht überall umgesehen hat, so richtete Herr v. Egidy sein Interesse auf alle Erscheinungen des sozialen Lebens. Vom sozialdemokratischen Arbeiter-Verein bis zum wissenschaftlichen Disputier-Klub — überall orientierte er sich, überall sprach er seine Gedanken aus. Im eigenen Haus empfing er jeden, der ihn sprechen wollte, wie er jedem antwortete, der an ihn schrieb. Und man hörte auf, über ihn zu lächeln. Auch diejenigen, die sein „Einiges Christentum“ für eine Utopie hielten oder den eingeschlagenen Weg dahin für unpraktisch erklärten, konnten ihm als Menschen ihre Anerkennung nicht versagen und standen unter der Wirkung seiner ernsten tapferen, durch und durch edlen Persönlichkeit.

Das im Herbst 1891 erscheinende Heft: „Ernstes Wollen“ war für Viele eine Enttäuschung, die ein fertiges System der zukünftigen Zustände darin erwarteten. Was sollte denn nun „ernst gewollt“ werden? Die Abschaffung des Bekenntnisses, die Herbeiführung einer „christlichen“ Volksvertretung ohne Parteien, die Sicherung eines dauernden Friedens, die Lösung der sozialen, der Juden- und der Frauenfrage. Ich frage, wer unter ernsten Menschen wohl das Alles nicht „wollte“? Seit Jahrzehnten versuchen wir diesen Willen in Thaten umzusetzen; und wenn ein großer Teil der Kämpfer am Siege verzweifelte, so ist es Herrn v. Egidys Verdienst, mit seinem starken, zukunftsfreudigen Optimismus immer wieder den Glauben an den Sieg, den Glauben an die Menschheit, der ihm der höchste Gottesglaube ist, anzufachen. Weiter aber reichte damals seine Kraft nicht. Die Vorschläge zur praktischen Verwirklichung seiner Ideen werden kaum einen Staatsmann zur Ausführung reizen. So verlangt er, der Staat solle sich durch den ersten Satz seiner Verfassung zu einem „christlichen“ und alle seine Angehörigen für „Christen“ erklären; „er überläßt es somit Jedem, der durchaus nicht Recht thun will, sich selbst als „Nicht-Christ“ anzusehen.“ Herr v. Egidy meint dadurch auch die Judenfrage gelöst zu haben, und lebt des Glaubens, daß der Staat in dem Augenblicke, wo er sich „christlich“ nennt, auch in seinem Sinne christlich sein wird. Auch die Lösung der Frauenfrage würde einem christlichen Staate leicht werden, sagt er, indem er das Wort der Schrift zur Grundlage dieser Lösung anführt: „Ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei.“ Trotzdem er nun aber auf dem Standpunkt steht, daß der einzige Beruf der Frau der ist: Frau sein, Mutter werden, so hat er doch tief genug in die traurigen Zustände geblickt, aus denen die Frauenfrage herausgewachsen ist, als daß er nicht den Anspruch der Frau auf gleiche Rechte, gleiche Vervollkommnung, gleiche geistige Nahrung, wie der Mann, anerkennte. „Die Erde gehört dem Menschen, nicht dem Mann.“

Die dem „Ernsten Wollen“ folgende Veröffentlichung war der im Winter 1892 als Flugblatt verbreitete „Aufruf“, der zugleich als Programm in der vom Professor Lehmann-Hohenberg gegründeten Volksschrift: „Einiges Christentum“ zum Abdruck kam. Herr v. Egidy ist durch diese Zeitschrift in ein neues Stadium seines Lebens und seiner Entwicklung getreten. Seinen Grundgedanken hatte er bisher Ausdruck gegeben, nun galt es, sie durch regelmäßig erscheinende Kundgebungen zu vertiefen, zu erweitern, auszubauen. Wer diese seine Arbeit verfolgt und zwar nicht nur durch die aufmerksame Lektüre seines geschriebenen Wortes, sondern durch den persönlichen Verkehr mit ihm, der kommt zu einem überraschenden Resultat. Nicht als ein Gelehrter, der in jahrelangem Denken und ernstem Studium sein System im eigenen Innern reifen und zur Klarheit kommen läßt, um es dann erst der Öffentlichkeit zu übergeben, erscheint uns Herr von Egidy, sondern als ein groß beanlagtes Naturkind, das, ahnungslos über die Folgen seines Thuns, seine ersten Gedanken laut werden läßt und von seiner freudig überraschten Umgebung der Welt vorgeführt wird, die es reformieren soll, während es sich doch erst selbst entwickeln muß. Das geschieht nun im vollen Licht der Öffentlichkeit, und diejenigen, die sich nicht mit entwickeln, denen z. B. die „Ernsten Gedanken“ zum feststehenden Dogma geworden sind, verstehen ihren Verfasser nicht mehr, geben ihn auf. Einst war er, wie er selbst erzählt, ein „Orthodoxer“, dann ein „Protestanten-Vereinler“, ein ausschließlich kirchlicher Reformer, jetzt ist er immer mehr zum sozialen Reformer geworden und hat sich immer weiter von seinem Ausgangspunkt entfernt: dem „Christentum“. Trotzdem hält er noch an dem Namen fest, nicht etwa, wie viele seiner Gegner sagen, weil er nicht den Mut hat, seine Wandlung einzugestehen, sondern weil er die Errungenschaften seines gewaltigen inneren Werdeprozesses mit dem, was Jesus selbst der Überlieferung nach sagte und gewesen ist, glaubt in Einklang bringen zu können.

Schon die Apostel sind ihm nicht mehr „Christen“, deren Aussprüche als Grundlage des Christentums zu gelten hätten, und die ganzen 1800 Jahre, die dem Worte „Christ“ seinen festen, unverwischbaren Inhalt gaben, meint er ausstreichen zu können, um seinen Begriff des Wortes an dessen Stelle zu setzen. Ich will das Glaubensbekenntnis, die Krystallisation aller christlichen Lehren, anführen und Egidys „Christentum“ dem entgegenhalten.

Das apostolische Glaubensbekenntnis stellt die Dreieinigkeit als Dogma auf. Egidy sagt:*) „Beseitigen will ich die fast heidnische Vorstellung, die neben den Einen Gott noch zwei andere Götter stellt, damit auch beseitigen das der Vernunft spottende Verlangen, diese drei Gestalten wieder in Einer klar zu fassen.“ Das Bekenntnis beginnt jeden der drei Abschnitte mit: „Ich glaube“ und die Bibel erklärt den Glauben, als „eine gewisse Zuversicht deß, das man hofft und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.“ Egidy sagt:**) „Es galt bisher in religiösen Dingen das Wort Glaube gleich Ueberzeugung .... doch jedes Wort muß das bedeuten, was es sagt, also: glauben — nicht wissen — vermuten — sich vorstellen —.“

Der erste Artikel bekennt den Glauben an Gott. So mancher, der diesen Glauben nicht hat, und den Egidy trotzdem einen „Christen“ nennt, frug ihn, wie er dies vereinigen könne. Egidy meint***), daß „Jeder in einem gewissen Sinne an Gott glaube“ und daß „Mancher nur deshalb eine Vergewaltigung seines Denkens in diesem Satze findet, weil ihm unter Gott ein unfaßbarer Begriff vorschwebt, wie er heute noch von einer herrschenden Richtung festgehalten wird. Das Herrschen einer Richtung schaffen wir aber endgültig ab.“ Ein andermal sagt er:†) „Jeder, auch der geringste Zwang ist des Christen unwürdig ..., jedes Bekennen ist ein Irr-

*) Ausbau der Ernsten Gedanken, Erstes Heft, S. 5.

**) Weiteres zu den Ernsten Gedanken. S. 7.

***) Einiges Christentum. Heft 2, S. 13.

†) Bericht über die Pfingst-Versammlung, S. 9.

tum ..., wer will ihn nennen, wer ihn bekennen?" Und in einer seiner öffentlichen Reden erklärte er mit besonderem Nachdruck, daß ihm ein sogenannter Gottesleugner und Ungläubiger, der dabei ein guter, edler, thatkräftiger Mensch sei, weit mehr als Christ gelte, als ein Anderer, der mit dem Glauben allein sich genügen lasse. Noch bedeutsamer war ein Ausspruch von ihm in seiner Rede vom 14. April d. J., worin er die Frage eines überzeugten Atheisten, ob er im „Einigen Christentum" auch aufgenommen werde, dahin beantwortete, daß es überhaupt keine Schranke in Glaubenssachen mehr geben dürfe, daß jede Vorstellung ihre Berechtigung habe und die Toleranz nur da aufhöre, wo die Intoleranz der bewußten Gegner anfange. Seine Überzeugung habe jeder sich selbst zu bilden, und er sei Niemandem dafür verantwortlich, sein Thun jedoch gehöre der Allgemeinheit und dem Wohle des Ganzen.

Mit noch klareren Worten findet sich Egidy mit dem zweiten Artikel ab:*) „ich will ankämpfen gegen die Erklärung: Christus sei Gott," und:**) „wir glauben an Jesum, d. h. wir nehmen das, was er lehrt, wirklich lehrt, als Wahrheit hin." Alles, was im Neuen Testament über ihn verkündet wird, erklärt er für Mythe, ja er sagt sogar***): „Inwieweit das, was uns als des Heilands Worte vorgeführt wird, wirklich und genau so vom Heiland gesprochen wurde — das läßt sich heut schwer beurteilen." Nach ihm soll sich das „glauben" nicht auf vergangene Dinge beziehen, sondern auf das Kommende, auf die Erfüllung. Er erinnert darin etwas an die ersten Christen, die auch mit fester Zuversicht das tausendjährige Reich kommen sahen; nur besteht der große Unterschied zwischen ihm und jenen darin, daß jene nichts dazu thaten, Gott Alles überließen, in demütiger Unterwerfung warteten, während er sagt: „Gott redet nur im Menschen"†), „das Thun ist allein an uns Menschen."††)

Der dritte Artikel endlich könnte mit seinen ersten Worten: „Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige, allgemeine christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen ..." Egidys eigenstes Bekenntnis sein. An Gott als Geist glaubt er, ein einiges Christentum will er schaffen: „das Reich Gottes auf Erden"†††); es bedeutet ihm*†): „die große geistige Gemeinschaft aller Guten der ganzen gesitteten Welt." Dagegen bekämpft er aufs Entschiedenste die „Vergebung der Sünden" und die „Auferstehung des Fleisches." Über das „ewige Leben" spricht er sich wenig aus, weil er ausschließlich das „Reich Gottes auf Erden" betont.

Am weitesten entfernen ihn seine wiederholt ausgesprochenen Ansichten über Sünde, Sündenvergebung, Erlösung, Gnade vom Christentum. Er leugnet durchaus die Erbsünde*††): „Es ist nicht Gott- gemeint, daß der Mensch von Geburt aus mit Sünde behaftet ist, oder gar in Sünde geboren wird." Die allgemeine Sündhaftigkeit erklärt er in ganz materialistischer Weise aus den Zuständen. „Wir müssen Zustände schaffen, die kein Vergehen möglich machen, die die Lust zum Unrecht thun gar nicht erst reizen."*†††) Er kennt nur eine Sünde, die Sünde wider den heiligen Geist, d. h. in seiner Auffassung: den Widerstand gegen das eigne Gewissen. Alles Andere sind ihm**†) „Fehltritte, Schwächen, Verirrungen, die wohl Strafe verdienen, uns aber nicht zu Knechten machen ... Mit der Beseitigung des Knechtsbewußtseins beseitigen wir auch den Begriff der Gnade ...

*) Ausbau. Heft 1, S. 6.

**) Weiteres zu den Ernsten Gedanken. S. 8.

***) Ernstes Wollen. S. 49.

†) Ernstes Wollen, S. 49.

††) Ernstes Wollen, S. 1.

†††) Bericht der Pfingstversammlung, S. 6.

*†) Bericht der Pfingstversammlung, S. 16.

*††) Ernstes Wollen. S. 32.

*†††) Ernstes Wollen. S. 32.

**†) Einiges Christentum. Heft 2, S. 3 u. 4.

Die Welt gehört nicht einer Lehre, die den freigeborenen Menschen auf die Gnade verweist. Wie die Liebe den Begriff Gerechtigkeit in sich einschließt, schließt sie den Gnaden-Begriff aus." Von Niemandem, auch von Gott nicht, soll der Christ aus Gnaden etwas empfangen.

Unter die „Sünde wider den heiligen Geist", d. h. das Handeln wider besseres Wissen und Gewissen, fällt auch jeder Autoritätsglaube. „Es handelt sich darum: zu prüfen, statt anzunehmen; den Zauber des Unantastbaren abzustreifen von den sogenannten Wahrheiten; es handelt sich darum: selbst zu entscheiden, statt sich zu unterwerfen.*)" Vom Autoritätsglauben zum geläuterten Eigenbewußtsein soll der Mensch schreiten, und gewissenhaft muß die Selbständigkeit jedes Einzelnen vor jeder Vergewaltigung geschützt werden.

Bis in die äußersten Konsequenzen verfolgt Herr von Egidy diesen Gedanken, der eins der letzten Stadien seiner eigenen Entwicklung bedeutet. So verlangt er z. B., daß Eltern ihre mündigen Kinder zur gebotenen Zeit aus jedem Abhängigkeitsverhältnis rückhaltlos befreien sollen**); und, was mehr wert ist, er handelt darnach in seiner eigenen Familie. Wer ihn jetzt sprechen hört — eine Unterhaltung mit ihm ist immer dem Lesen seiner Schriften vorzuziehen — findet in ihm einen Mann, dessen Bestreben ist „unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwicklung des einigen Christentums zu pflegen. Unter einigem Christentum als Ziel seiner Bestrebungen versteht er einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten."

Mit Leichtigkeit habe ich statt „ethischer Kultur", „einiges Christentum" setzen können, und Herr v. Egidy selbst könnte sich nicht klarer über sein „Wollen" ausdrücken. Es trennt uns von ihm nur das Wort, wenn auch Herr Professor Lehmann im letzten Heft der Volksschrift erklärt, wir seien weit entfernt von Egidys Universalität; ein Urteil, welches nur darauf beruht, daß Professor Lehmann sich nicht die Mühe gegeben hat, unsere Bestrebungen genauer kennen zu lernen, ebenso wie manche Mitglieder der D. G. E. K. sich nicht die Mühe geben, Egidys Gedanken vorurteilslos aufzunehmen. Wer es thut, wird ihn, wie im vorigen Herbst Geheimrat Foerster, „in brüderlicher Liebe" begrüßen können, ohne sich zu verhehlen, daß das „Einige Christentum" kein Christentum ist, wie wir es seit achtzehnhundert Jahren aufzufassen gewöhnt sind. Dem Glauben an Gott und Christum, der nach der Schrift notwendig ist, um selig zu werden, setzt er als allein notwendig den Glauben an die Menschheit entgegen. Der Überzeugung von der allgemeinen Sündhaftigkeit, aus der nur Christi Opfertod und Gottes Gnade erlöst, steht seine Überzeugung von der ursprünglichen Güte der Menschheit, von der Erlösung aus eigner Kraft, durch eigenes Thun gegenüber. Statt der asketischen Verachtung der Welt und ihrer Freuden finden wir bei ihm einen gesunden Sinn für die edlen Genüsse der Welt, die er Jedem zugänglich machen möchte, statt der Weltentsagung und der Hoffnung auf die „ewige Seligkeit", — Christus sagt: „mein Reich ist nicht von dieser Welt", — beseelt ihn der Gedanke, diese Welt zu erobern, um ein irdisches Paradies auf ihr zu schaffen. Religion ist Glaube, sagt das Evangelium auf jeder Seite; „Religion ist Gewissenhaftigkeit" erklärt Egidy. Ein Festhalten an den „unveräußerlichen Gütern des Glaubens" verlangt das Christentum von seinem Bekenner; Professor Lehmann-Hohenberg schreibt dagegen im Aprilheft der „Freien Bühne": „Hier gilt kein Fortspinnen alter, absterbender Ideen, sondern nur ein bewußter Bruch mit der Vergangenheit". Das einzige Gesetz, das Egidy vom Christentum angenommen hat und dessen Anerkennung er verlangt, heißt: Liebe deinen Nächsten!

Der Einzelne ist wohl imstande, Egidys Begriff „Christen-

*) Einiges Christentum. Heft 2, S. 17.

**) Ausbau. Heft 7, S. 9.

tum", wie Egidys Begriff „Religion" zu verstehen, aber die Menschheit kann sich weder die Mühe geben, die alten, durch Jahrhunderte feststehenden Begriffe von dem Worte loszulösen, noch die alten Worte mit neuen Begriffen zu verbinden. Man näht keinen neuen Lappen auf ein altes Kleid und faßt keinen Most in alte Schläuche, sagt Jesus. Die glaubensfesten ehrlichen Christen, wie die ehrlichen, wahren Nichtchristen werden sich Beide nicht in dies Christenthum finden können. Nur Einige, die sich ganz hineingelebt haben, vermögen es — die übrigen sind „nicht warm noch kalt", das Schlimmste von Allem.

Was Egidy religiös nennt, ist ethisch oder moralisch; was er „einiges Christentum" nennt, ist die Gemeinschaft Aller auf dem Boden sittlichen Handelns. Auf diesem Boden kann der Gläubige dem Freidenker die Hand reichen, ohne daß einer des anderen Überzeugungen antastet. Herr v. Egidy setzt oft in dem Gefühl, mit dem Ausdruck „Christentum" mißverstanden zu werden, den Ausdruck „Menschentum" an dessen Stelle und thut es um so häufiger, je mehr sich seine Gedanken zu solchen sozialer Reform erweitert haben. Jedem ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen, Jeden aus geistiger und leiblicher Knechtschaft zu befreien — das ist die Quintessenz aller seiner Worte.

Haben wir, die Mitglieder der D. G. E. K., demnach wohl ein Recht, dem „Einigen Christentum", das neben uns denselben Zielen zustrebt, zu zürnen, oder es auch nur zu bedauern, daß Herr v. Egidy nicht zur Gesellschaft gehört? Beides wäre kleinlich, denn es darf uns doch nicht darauf ankommen, unsere Vereinigung als solche zu vergrößern, sondern den Gedanken, die uns bewegen, die weiteste Verbreitung zu sichern. Herr v. Egidy hat es verschmäht, irgend einen Verein zu gründen; diejenigen, die dies für praktischer halten, sehen wir getrost unter seiner Fahne, denn es kann uns gleichgiltig sein, welchen Weg der Einzelne je nach seiner individuellen Neigung betritt, sobald nur das Ziel des Weges das gleiche ist. Aber auch die Bannerträger des „Einigen Christentums" haben nicht das Recht, uns zu zürnen, oder zu bedauern, daß unsere Gesellschaft ins Leben trat.

Auf den Bergen entspringen die Ströme, durch Nebenflüsse und -Flüßchen wachsen sie an, um sich schließlich alle in ein Meer zu ergießen.

Der Militarismus und seine moralische Wirkung auf das Volk.

Von Ludwig Traube in Berlin.

Jetzt, wo die Gemüter in ganz Deutschland durch den seitens der Regierung eingebrachten Militärgesetzentwurf in Aufregung versetzt sind, kommt mir der Aufsatz „Ethische Kultur — Deutsches Heer" zu Gesicht, der in Nr. 2 und 3 dieser Wochenschrift veröffentlicht wurde. Mit klaren Worten sucht der Verfasser darin die erziehende Wirkung des Heeres auf das Volk zu beweisen. Nach diesen Ausführungen muß man sich doch die Frage vorlegen: Ja, wie kommt es denn, daß das deutsche Volk nicht jeder Mehrforderung der Regierung begeistert zustimmt? Kann es für seine Söhne und Brüder einen besseren Aufenthalt wünschen, als im Heere, wo doch das Ehrgefühl gefestigt, Gehorsam, Opferwilligkeit und andere gute Eigenschaften anerzogen werden, und wo noch dazu der Staat die Erhaltung übernimmt? Die finanziellen Opfer würde es doch bei solchen Erfolgen gewiß gern bringen! Wie ist es also möglich, daß jede Militär-Mehrforderung einen so allseitigen Widerspruch hervorruft? Sollten vielleicht die in dem genannten Aufsatze geschilderten Vorteile keine wahren Vorteile sein, oder könnte sogar der Militarismus der Kulturmenschheit in wirtschaftlicher und moralischer Hinsicht Schaden zufügen?

Sollte er vielleicht dahin wirken, die Lebenskraft des Volkes zu zerstören, die Kulturarbeit von Jahrtausenden aufs Spiel zu setzen und die Menschheit einer furchtbaren Katastrophe entgegenzutreiben? Sollte er etwa gar nicht, wie man behauptet, den Frieden garantieren, sondern selbst eine schwere Kriegsdrohung bilden und jede friedliche Kulturentwicklung zur Unmöglichkeit machen? Dies zu untersuchen wird im Folgenden unsere Aufgabe sein.

Die bedingungslose Unterwürfigkeit auf der einen, der befehlshaberische Ton auf der andern Seite muß in dem jungen Soldaten jedes Gefühl individueller Freiheit ersticken; er wird zum lebenden Werkzeug, das zu gehorchen und — zu schweigen hat. Diese Eigenschaften sind ja auch absolut notwendig, wenn man bedenkt, zu welchem schrecklichen Zwecke der Soldat das Mittel ist. Er soll dazu erzogen werden, daß er gehorcht, wenn man ihn, mit Mordinstrumenten versehen, auf seine sogenannten „Feinde" hetzt. Wen er unter seinen Feinden zu verstehen hat, bestimmt nicht er, sondern die Regierung seines Landes. Manchmal sind diese Feinde anderer Nationalität, manchmal von derselben Rasse, und oftmals sind sie seine eigenen Brüder, Verwandten und Kollegen, — immer aber sind sie Kinder derselben Erde, die, wie er, nicht wissen, warum sie „Feinde" sind. Doch ganz gleich! Die anerzogenen militärischen Eigenschaften, unbedingter Gehorsam, Ehrgefühl und Opferwilligkeit, verbieten ihn zu fragen: Weshalb?

So wird, dem höchsten Gesetze der Schonung des Menschenbluts zum Hohne, ein junger Mann zum Blutvergießen erzogen; und dann wundert man sich über die Zunahme der Morde und anderer Verbrechen!

Die wirtschaftlichen Folgen des Militarismus sind verwüstender Art. Nicht nur weil Millionen kräftiger Männer, aus ihren Berufen gerissen, der Produktion entzogen, sich einer unproduktiven Thätigkeit widmen müssen, deren Ziel die Zerstörung von Menschenleben und Produkten ist, sondern vor allen Dingen auch deshalb, weil die übrige Bevölkerung durch ungeheure Steuern und Zölle auf die notwendigsten Lebensmittel die Milliarden für den Militarismus aufbringen muß. Von 1872—1893 wurden vom deutschen Reiche für Heer, Marine und Pensionen 12401 Millionen Mark ausgegeben, wovon auf das Jahr 1892/93 allein 726 Millionen kommen. Diese ungeheuren Mittel werden fast ausschließlich durch indirekte Steuern aufgebracht, die bekanntlich am härtesten die ärmeren Klassen treffen. Nur einige Beispiele des letzten Etatsjahres. Es brachten: Zucker 66½ Millionen, Salz 42, in- und ausländischer Tabak 51, Branntwein 118, Getreide 110, Kaffee 50 Millionen.

Durch solche Verteuerungen der notwendigsten Lebensbedürfnisse des armen Volkes wird seine so wie so dürftige Lebenshaltung heruntergedrückt.

Die Folgen dieser Entbehrungen sind Krankheit, Degeneration und früher Tod.

Es wird oft der Einwand gemacht, daß die Armee doch Bedürfnisse schaffe, durch deren Befriedigung Hunderttausende ihre Existenz haben. Wie viel besser wäre es aber, und um wie viel würde die Menschheit reicher sein, wenn diese mit der Befriedigung militärischer Bedürfnisse beschäftigten Arbeitskräfte und dazu das nur konsumierende Heer produktiv thätig wären! Wenn die für militärische Zwecke aufgewendeten Milliarden zur Schaffung von Maschinen, Verkehrsstraßen und Transportmitteln, zur Gründung von Bildungsanstalten, zur Hebung der Kunst und Wissenschaft verwendet werden könnten! Doch zu solchen Zwecken läßt der Militarismus wenig übrig!

Nun erhebt sich aber der Einwand, daß ohne Militär das Vaterland vor eindringenden Feinden schutzlos sein würde. Allein, stehen wir denn wirklich noch auf solch niederer Kulturstufe, daß die Anwendung roher Gewalt notwendig ist, um über Recht und Unrecht zu entscheiden? Haben nicht alle Kulturstaaten das gleiche Interesse, abzurüsten, und können sie darum nicht ihre Streitfragen durch ein Schiedsgericht entscheiden lassen?

Wird die Menschheit nicht bald zu der Einsicht kommen,

daß die Grenzen nur etwas Imaginäres sind, die in Wirklichkeit nur auf der Landkarte existieren, — und daß die ganze Menschheit das Recht hat, sich gleichmäßig an den Produkten der ganzen Erde zu erfreuen, und ein Jeder, der ihre Produkte genießen will, auch wieder die Pflicht hat, produktiv thätig zu sein?

Wenn diese Einsicht verbreitet sein wird, dann wird man nicht mehr vom Militarismus sprechen; die jungen Kräfte der Nation werden nicht mehr zum Kampf gegen ihre Brüder erzogen; und es wird auch keine Klasse mehr geben, die unter Entbehrung des Notwendigsten die Werte schafft, von denen die Menschheit lebt.

Alles, was Menschenantlitz trägt, wird ein menschenwürdiges Dasein führen, und es wird ein Zustand herrschen, in dem Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und gegenseitige Achtung walten.

Diese Einsicht zu verbreiten, ist die vornehmste Pflicht der Vertreter „ethischer Kultur", und um zum Ziele zu gelangen, ist der erste und wichtigste Schritt die Bekämpfung des Militarismus, des Todfeindes der Kultur, — des Militarismus, der durch bedingungslosen Gehorsam und Unterwürfigkeit eine der edelsten Eigenschaften des Menschen, das Gefühl der individuellen Freiheit, unterdrückt, der in wirtschaftlicher und moralischer Hinsicht der Kulturmenschheit ungeheuren Schaden zufügt, der die Lebenskraft der Völker zerstört, die Kulturarbeit von Jahrtausenden aufs Spiel setzt und die Menschheit einer furchtbaren Katastrophe entgegentreibt, der keineswegs den Frieden verbürgt, sondern selbst die schwerste Kriegsdrohung bildet.

Materialismus und Ethik.

Von Georg von Gizycki.

Der Materialismus hat das Schicksal, alle Jahre einige Male „vernichtet" zu werden. Daß demselben dadurch viele Anhänger abspänstig gemacht worden wären, ist freilich nicht zu bemerken gewesen. Die Kämpfe gegen diese Anschauungsweise sind großenteils dadurch charakterisiert, daß sie den Gegnern Ansichten unterschieben, welche diese gar nicht hegen, und daß sie dann aus einer Widerlegung solcher Ansichten eine Widerlegung des Gegners machen. Die hauptsächlichsten derjenigen Lufthiebe, welche den Materialismus treffen sollen, hat schon Lichtenberg mit den Worten abgefertigt: „Ihr tötet die Materie und sagt hernach, daß sie tot sei." Die Antimaterialisten scheinen oftmals eine überaus intime Kenntnis der Materie zu besitzen: sie wissen ganz genau, was dieselbe kann und was sie nicht kann; die Auseinandersetzungen der Locke, Hume, Schopenhauer, Dühring, Bolliger über die Materie sind für sie nicht vorhanden.

Was ist unter „Materialismus" zu verstehen? J. Stern hat bereits in seinem Artikel „Materialistische Geschichtstheorie und Ethik" (in Nr. 3 dieses Blattes) das Wort eines „Materialisten" angeführt: „Der philosophische und der praktische Materialismus sind zwei himmelweit verschiedene Dinge, was nur Ignoranz und Böswilligkeit leugnet." Und was J. Stern selbst über das Verhältnis des historischen zum praktischen Materialismus sagt, das gilt auch für das zwischen philosophischem und praktischem: sie haben „nicht mehr mit einander gemein, als etwa ein Salamander im Berliner Aquarium und ein von Studenten geriebener." Zwei gänzlich verschiedene Begriffe sind mit demselben Worte bezeichnet worden. Unter „praktischem Materialismus" versteht man die Geistesart, welcher der Sinnengenuß das Höchste ist; unter „philosophischem Materialismus" die Ansicht, daß das geistige Leben an die Materie gebunden ist und ein körperloser Geist nicht existiert. Was hat nun diese Anschauung mit jener Charakterbeschaffenheit zu thun? Nicht das mindeste. Jeder Kenner des Menschen und seiner Geschichte weiß, daß nur Unwissenheit oder Verleumdung die gekennzeichnete Charakterbeschaffenheit für eine Folge jener Weltanschauung ausgeben kann. Ein Professor pflegte alljährlich in seinen Vorträgen über Geschichte der Ethik demjenigen von seinen Hörern eine Belohnung zu versprechen, der ihm den Nachweis erbringen könnte, daß jene Sinnesart eine logische Folge dieser Weltanschauung sei; bisher hat aber noch keiner die Belohnung zu verdienen gesucht.

Als Grund für jene Behauptung, daß der philosophische den praktischen Materialismus zur Folge habe, pflegt die Thatsache angegeben zu werden, daß der Materialismus „Gottheit, Unsterblichkeit und Freiheit leugne." Der Ausdruck „leugnen" setzt bereits das zu Beweisende, nämlich daß die Annahme dieser drei „Postulate" berechtigt sei, voraus — ein logischer Fehler, welchen die Logiker als petitio principii bezeichnen; und unter „Freiheit" wird hier nichts anderes als ursachloses Geschehen verstanden; denn nur dieses, nicht das, was alle Welt außer gewissen Philosophenschulen mit „Freiheit" meint, verwirft der Materialismus; und in dieser Verwerfung sind fast alle großen Philosophen alter und neuer Zeit mit den Materialisten einig. Der Nachweis, daß die Moral nicht durch die Verwerfung, sondern gerade durch die Annahme eines ursachlosen Geschehens gefährdet wird, ist oftmals geführt worden.*)

Aber der philosophische Materialismus verwirft auch die Annahme einer Unsterblichkeit! Nun, was folgt hieraus? Ruht die Moral auf dieser Annahme? Thatsache ist, daß fast die gesamte griechische Ethik sich von dieser Voraussetzung unabhängig erhalten hat. Der weise Sokrates war weit davon entfernt, seiner Sittenlehre eine so unsichere Grundlage zu geben. Wir haben bereits (in Nr. 9 der „Ethischen Kultur") sein von Plato uns überliefertes Wort kennen gelernt: „Wollte ich behaupten, daß ich um irgend etwas weiser wäre (als die meisten Menschen), so wäre es um dieses, daß, da ich nichts ordentlich weiß von den Dingen in der Unterwelt, ich es auch nicht glaube zu wissen". Die alten chinesischen Philosophen, an deren Sprüchen wir uns erbaut haben (in Nr. 1, 3, 4, 5 d. Bl.), gründeten ihre Sittenlehre gleichfalls nicht auf jene Annahme. Spinoza, den fromme Männer den „heiligen" genannt haben, verwarf die persönliche Unsterblichkeit; und am Schlusse seiner weltberühmten „Ethik" erklärte er: „Die Meisten scheinen zu glauben, daß sie, insoweit sie ihren Lüsten fröhnen dürfen, frei wären, und daß sie insoweit ihr Recht aufgäben, als sie nach der Vorschrift des göttlichen Gesetzes leben müssen. Frömmigkeit also und Religion und überhaupt alles, was sich auf Seelenstärke bezieht, halten sie für Lasten, die sie nach dem Tode abzuwerfen, und den Lohn für ihren Dienst, nämlich für Frömmigkeit und Religion zu empfangen hoffen, und nicht durch diese Hoffnung allein, sondern auch und hauptsächlich durch die Furcht, nach dem Tode mit schrecklichen Qualen bestraft zu werden, werden sie dahin gebracht, soweit es ihre Beschränktheit und ihr schwacher Geist erlaubt, nach der Vorschrift der göttlichen Vernunft zu leben. Wenn diese Hoffnung und Furcht den Menschen nicht inne wohnte, sondern wenn sie vielmehr glaubten, daß der Geist mit dem Körper vergehe, und daß den Unglücklichen, die unter der Last der Frömmigkeit aufgerieben werden, kein anderes Leben übrig bleibe, würden sie zu ihrer Sinnesweise zurückkehren und alles nach ihren Gelüsten einrichten und lieber dem Ungefähr als sich selbst gehorchen wollen. Dieses scheint mir ebenso widersinnig zu sein, als wenn jemand deshalb, weil er glaubt, sich nicht immerfort mit gesunden Nahrungsmitteln nähren zu können, sich lieber mit Giften und Tötlichem sättigen wollte, oder weil er sieht, daß der Geist nicht ewig und unsterblich ist, deshalb lieber sinnlos sein und vernunftlos leben will. Dies ist so widersinnig, daß es kaum der Erwähnung wert ist".

---

*) Ich kann hier auf diesen Gegenstand nicht weiter eingehen und beschränke mich darauf, auf die Abschnitte VI und VII in meiner „Moralphilosophie" (Leipzig, Wilh. Friedrich, 1888) zu verweisen

Aber der philosophische Materialismus verwirft auch die Annahme eines persönlichen Gottes! Auch hieraus folgt nichts für die Moral Gefährliches. Die verbreitetste Religion der Welt, der Buddhismus (vergl. das buddhistische Gebet in Nr. 8 d. Bl.), kennt nur die Erlösung des Menschen durch eigene Kraft, nicht durch göttlichen Beistand. Für Spinoza bedeutete „Gott" nichts anderes als „Natur". Kant begann seine „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" mit den Worten: „Die Moral, sofern sie auf den Begriff des Menschen als eines freien, eben darum aber auch sich selbst durch seine Vernunft an unbedingte Gesetze bindenden Wesens gegründet ist, bedarf weder der Idee eines anderen Wesens über ihm, um seine Pflicht zu erkennen, noch einer andern Triebfeder, als des Gesetzes selbst, um sie zu beobachten". Und Paul Heyse läßt in seinem neuesten Roman „Merlin"*) den Arzt in seiner Predigt sagen: „Wenn es ein Wesen gäbe, vor dessen Allwissenheit kein Haar von unserm Haupt, kein Sperling vom Dache fiele, so wäre dies höchste Wesen das allerunseligste in der Welt, falls sein Herz vom Pulsschlage des Gefühls bewegt würde, das wir Mitleiden und Liebe nennen! .... Auch zu uns, meine Freunde, hat ein Erlöser sich zugesellt, aber nicht aus Himmelshöhen herabgestiegen, in stellvertretender Gnade unsere Not und Sünden auf sich zu nehmen: unser Erlöser lebt in unserer eigenen Brust; wir können ihn mit vielen Namen nennen; ich nannte ihn, sobald ich seiner inne wurde und seine stählende, beschwichtigende und begeisternde Macht an meinem einsamen Herzen erfuhr, den guten Willen. .... Den guten Willen haben wir vor allen voraus. Die gesamte Schöpfung weiß nichts von Gut und Böse. Daß wir darum wissen, ist unser höchstes Vorrecht, unser einziger Trost, der unerschütterlich feste Punkt, auf welchem unser Frieden ruht. .... Das ist die Seligkeit, die dies höchste Gut gewährt, die uns sicherer erlöst, als eine fremde noch so überirdische Gnade: daß der gute Wille nicht nur seinem Eigner zu gute kommt, nicht nur dies einsame Herz erwärmt, sondern alle fühlenden Geschöpfe, die in seine Nähe kommen".

Um so seltsamer sind jene Angriffe auf den philosophischen Materialismus, als bereits der Hauptbegründer desselben, Demokrit von Abdera, ethische Lehren aufgestellt hat, deren Erhabenheit von keinem System des Altertums übertroffen worden ist. Einige seiner Worte bringt die vorliegende Nummer der „Ethischen Kultur". Und auch die wegen ihrer Sittenlehre und ihres der Lehre entsprechenden Lebens so bewunderten Stoiker pflegen als Materialisten angesehen zu werden. (Vergl. die in Nr. 10 und 12 enthaltenen Stellen aus den Werken des Stoikers Seneca.)

„An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!" Ich glaube nicht, daß die philosophischen Materialisten in ihrem persönlichen Verhalten den Vergleich mit den Gegnern des Materialismus zu scheuen brauchen, und daß sich unter ihnen weniger praktische Idealisten finden, als unter diesen. Gleich der erste große deutsche Materialist, Ludwig Feuerbach, über welchen uns Bolin (in Nr. 9) eine biographische Skizze geliefert hat, steht in seinem Charakter hinter den Schelling, Hegel, Schleiermacher und wie die berühmtesten Antimaterialisten sonst heißen, wahrlich nicht zurück. Und das Gleiche gilt von dem bedeutendsten Materialisten der Gegenwart, Eugen Dühring. — Daß in manchen Lebensstellungen die Verteidigung des philosophischen Materialismus, welcher der herrschenden Richtung so verhaßt ist, Überzeugungstreue voraussetzt, braucht nicht besonders gesagt zu werden. —

Angeregt zu diesem Artikel wurde ich durch eine angebliche „Widerlegung" des Materialismus, welche bei der Redaktion einging: „Der Materialismus, eine Verirrung des menschlichen Geistes, widerlegt durch eine zeitgemäße Weltanschauung von Dr. Eugen Dreher, weiland Dozent an der Universität Halle." (Berlin, S. Gerstmann, 1892). Es ist nicht ganz leicht, das nicht eben kurzweilige Buch voll wunderlicher Stilblüten zu Ende zu lesen. Wenn man durch kühne unbewiesene Behauptungen die „Giftsaat" des „seichten", „kecken" Materialismus — Dreherische Koseworte — töten könnte, dann würde der Verfasser sein Ziel erreicht haben.

*) Berlin, Wilhelm Hertz. 4. Aufl. 1892. 2. Bd. S. 291 ff.

Theater-Kritik.

Die Macht der Finsterniß. Dramatisches Sittenbild aus dem russischen Volksleben von Leo Tolstoi.

Die „Neue freie Volksbühne" hat sich durch die Aufnahme dieses gewaltigen Werkes ein großes Verdienst erworben. Der ganze Tolstoi: der tiefsinnige Dichter, der tapferste Vertreter des „sich bewahrheitenden Christentums", der ernste Prediger der Sittlichkeit tritt uns hier entgegen. Er zeigt in seinem Drama, wie die „Macht der Finsterniß", die Schuld, den Menschen von Stufe zu Stufe hinabzieht; wie die ungebändigte Sinnenlust den Nikita, einen leichtsinnigen, aber zunächst durchaus nicht bösen Mann, dem Laster und dem Verbrechen in die Arme wirft. „Die Sünde ist der Leute Verderben", heißt es in der Bibel, und unsere modernen Dichter haben den Inhalt dieser Worte nach allen Richtungen hin ergründet und den Lesern und Zuhörern vor Augen geführt; ich brauche nur an Ibsens „Gespenster", an Sudermanns „Sodoms Ende" zu erinnern. Auch zu Tolstois Predigt ist dieser Satz der Text, doch er hat ihm noch einen zweiten hinzugefügt: „Aber die Wahrheit wird Euch frei machen." Bis an die äußerste Grenze des Furchtbaren führt er seinen Helden ins Verderben, doch er läßt den Vorhang über diesem Verderben nicht sinken, er zeigt die sittliche Erhebung des Gefallenen. Das Gewissen hat Nikita nicht zu ersticken vermocht; es mahnt ihn immer wieder, es treibt ihn fast zum Selbstmord, und das schwache Licht, das ein armer betrunkener Knecht — nebenbei bemerkt eine künstlerisch großartige Gestalt — durch ein paar hingeworfene Worte in die Nacht seines Innern wirft, erleuchtet ihm plötzlich den Weg, den er zur eigenen Erlösung zu gehen hat: den Weg der Wahrheit. Vor der ganzen Gemeinde, vor seinem alten Vater, einer echt Tolstoischen Figur voll tiefer Frömmigkeit, bekennt er seine Sünden; und wenn er nun auch der Strafe des Gesetzes verfällt, er ist entsühnt, oder, wie sein Vater sagt: „Mein liebes Kind, hast selbst kein Mitleid mit Dir gehabt, drum wird Er Dir verzeihen, Gott nämlich, Gott."

Die Sonne leuchtete strahlend vom blauen Himmel herab, als ich am Sonntag Nachmittag vom Theater heimwärts ging. Die Glocken läuteten zur Kirche; ihr feierlicher Klang paßte zu dem, was von der ergreifenden ethischen Predigt, die ich eben gehört hatte, noch in mir nachtönte. Nur ein Mißton störte die Harmonie; ihn möglichst abzuschwächen, möchte ich den Leitern der freien Bühnen ans Herz legen. Sie haben es sich ja zur Aufgabe gemacht, die Kunst wieder zur Priesterin zu erheben, nachdem sie so lange fast ausschließlich als Magd im Dienst der Eitelkeit, der Frivolität, der Genußsucht stand und noch steht. Sie sollten es sich angelegen sein lassen, auch das, was äußerlich an ihre Magddienste erinnert, zu vermeiden. So wirkt es z. B. außerordendlich ernüchternd, ja es beleidigt jedes feinere Gefühl, wenn nach dem erschütterndsten Aktschluß die Darsteller sich gleich darauf Hand in Hand lächelnd vor dem Publikum verbeugen. Es kann den Zuhörern nicht verboten werden, Beifall zu klatschen; das stört auch lange nicht so, als das Hervortreten Derjenigen, die uns eben als Menschen ergriffen haben und nun als Komödianten ihre Reverenz machen. — Die Darstellung des schwierigen Werkes ließ wenig zu wünschen übrig. Lily v. Kreischman.

Bücherbesprechung.

August Strindberg. An offener See. Roman. Autorisierte Übersetzung von M. von Borch. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1893.

Schon wieder ein „neuer Faust"! Diesmal nicht von einem Ungar, sondern von einem Skandinavier. Ich freilich finde auch in diesem Buche keinen Faust, sondern sehe in demselben und in dem Beifall, der in manchen Kreisen ihm wie den übrigen, welche ihrem Götzen Nietzsche huldigen, gespendet wird, nur ein Symptom des sittlichen Absterbens gewisser Gesellschaftsklassen. Sehr mit Unrecht berufen sich diese Schriftsteller auf den großen Darwin; denn der erklärte, daß das Gewissen den „bei weitem wichtigsten" Unterschied zwischen Mensch und Tier ausmache; und aus seiner Lehre folgt, daß Völker und Klassen, in denen Gesinnungen vorwalten, wie sie in jenen Kreisen herrschen, — in denen schrankenloser Egoismus, Liebe zur Macht und Eitelkeit verherrlicht werden, — in dem Kampfe ums Dasein, der zwischen den Völkern und den Klassen besteht, untergehen und durch tüchtigere ersetzt werden müssen.

Der Held unseres Romans ist ein talentvoller, von seiner eminenten Intelligenz tief überzeugter Naturforscher — er sagt von sich selbst, daß er, „Dank seiner ungewöhnlichen Intelligenz, so schnell wie zwanzig arbeitet", — der aber von Menschenliebe nur schwache Spuren zeigt,

— obwohl der Autor ihm „Adel der Gesinnung“ und einen „hohen Grad von Sittlichkeit“ nachrühmt. In seinem Vaterlande findet er keine Anerkennung, und er begiebt sich daher auf Reisen. Nach längerer Abwesenheit in die Heimat zurückgekehrt, läßt er sich als Fischerei-Inspektor anstellen und auf einer kleinen Insel installieren, wo er der rohen Bevölkerung alsbald verhaßt wird. Er lernt ein zur Kur dort mit seiner Mutter eingetroffenes vierunddreißigjähriges Mädchen kennen, — eine Gans, Tochter einer Gans. Obwohl unser darwinistischer Naturforscher (wenn wir dem Autor glauben wollen) gelernt hat, „stets die wahrscheinlichen Folgen seiner Handlungen zu erwägen,“ und im besondern weiß, daß man „unglaublich berechnend“ sein soll, „wenn man den wichtigsten Schritt im Leben zu thun gedenkt“, und obwohl ihm bekannt ist, daß zur menschlichen Liebe „Bestandteile einer hohen seelischen Art“ gehören, verlobt er sich mit dem Mädchen, das, wie er wohl erkennt, „nur seinen Körper begehrt, die Seele aber ausspeit.“ Bald wird er ihrer überdrüssig; und da das leichtfertige Geschöpf mit einem jungen Menschen zu liebeln beginnt, bricht er mit seiner Braut; alsdann entehrt er die sich ihm Hingebende. Amtliche Verdrießlichkeiten bestimmen ihn dazu, seinen Posten aufzugeben. Dennoch bleibt der sich so weise Dünkende auf der einsamen Insel inmitten des ihn hassenden Volkes, ein Gegenstand der Verfolgung. Seine Seele vermag die vollständige Isolierung von den Mitmenschen nicht zu ertragen, er verfällt in äußerste Schwermut und das Leben ekelt ihn an. Mißbrauch von Medikamenten thut das Übrige — er wird wahnsinnig. In einem lichten Momente giebt er sich selbst den Tod.

Das Buch enthält viele schöne, nur oft zu weit ausgesponnene Naturschilderungen und manche feinen Beobachtungen. Die Darstellungsweise ist meist anziehend, doch zuweilen gesucht und mit Bildern überladen.

Das Grundmotiv des Buches ist der Haß gegen das Weib, welches der Verfasser „eine Zwischenform zwischen Mann und Kind“ nennt. Gewiß sind die Frauen keine Engel; und Typen, wie unser Autor sie schildert, kommen ohne Zweifel vor. Aber wenn zwischen den Geschlechtern eine Abrechnung von Verdienst und Schuld stattfinden könnte, dann würde das Facit — daran zweifle ich nicht — sehr zu Ungunsten der Männer ausfallen. Diejenigen Männer, welche auch den Frauen gegenüber eine Ader der Gerechtigkeit haben und falsche Verallgemeinerungen aus persönlichen Erfahrungen hassen, wie die Nietzsche und Genossen sie lieben, nennt Strindberg „ausgeartet und krank.“ O die armen Mill, Comte, Wendell Phillips und William Lloyd Garrison! — deren Namen noch leuchten werden, wenn die sich gegenseitig auflobenden Gernegroße unserer Tage, die sich für „Übermenschen“ halten, längst vergessen sind. G. v. Gizycki.

Sprüche des Demokrit von Abdera.

Fragmente der Moral des Abderiten Demokritus, zusammengestellt von F. W. Burchard. Minden 1834.

Demokrit, der gelehrteste und berühmteste Naturphilosoph der alten Griechen vor Aristoteles, Hauptvertreter der antiken Atomenlehre, ward ums Jahr 460 vor Christo geboren und soll ein Alter von über 100 Jahren erreicht haben. Er vertrat den theoretischen Materialismus (soweit man im Altertum von einem solchen überhaupt reden kann): die Seele besteht nach ihm aus den feinsten Atomen; dieselben zerstreuen sich beim Tode des Leibes, und eine Seelenfortdauer giebt es daher nicht. Ebensowenig giebt es eine von der Natur verschiedene Gottheit; die Götter des Volksglaubens sah Demokrit nur für Phantasiegebilde an.

Das beste Gut für den Menschen ist, sein Leben so wohlgemut und so wenig mißvergnügt als möglich hinzubringen; das aber wird er können, wenn er das Vergnügen nicht in dem Vergänglichen sucht.

Nicht durch den Körper, noch durch Schätze sind die Menschen glücklich, sondern durch Geradheit des Charakters und Vielseitigkeit des Verstandes.

Der ist verständig, der sich nicht betrübt über das, was er nicht hat, sondern sich freut über das, was er hat.

Sich selbst zu besiegen, ist von allen Siegen der erste und herrlichste.

Tapfer ist nicht der, welcher bloß Feinde besiegt, sondern der, welcher auch Herr ist über seine Lüste.

Mut ist der Anfang der Handlung, das Glück krönt das Ende.

Wer wohlgemut werden will, muß nicht vielgeschäftig sein weder für seine Person, noch für das öffentliche Wesen, und nichts, was er thut, über seine Macht und Natur hinaus ergreifen, sondern also auf sich achten, daß, wenn ihm der Zufall etwas darbietet und es dem Scheine nach selbst bis zur Notwendigkeit steigert, er es doch von sich lege und sich nicht mit mehr befasse, als dem Möglichen; denn die gute Masse ist sicherer als die große Masse.

Es ist besser, seine eigenen Fehler zu tadeln, als fremde.

Von schlechten Werken muß man auch die Worte meiden.

Lerne mehr als vor Andern Dich vor Dir selbst schämen.

Viele, die das Schlechteste thun, treiben die schönste Rednerei. Man soll nach Werken und Handlungen der Tugend, nicht nach Worten trachten.

Der Ruhm der Gerechtigkeit ist Mut des Geistes und Unerschütterlichkeit, und die Furcht vor dem Unrecht ist des Übels Grenze.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

In der Monatsversammlung vom 21. April berichtete der Vorsitzende Geh. Rat Foerster zunächst über die Thätigkeit der Gruppen und über die am 1. Mai bevorstehende Eröffnung eines Lokals der Gesellschaft, welches in der Zimmerstraße Nr. 16 I Tr. gelegen sei und zwei kleinere Zimmer für das Bureau, sowie für die Auskunftsstelle der Gesellschaft und ein größeres Zimmer enthalte, das zur Aufstellung der Bibliothek, zum Lesezimmer und zum Versammlungszimmer für Vorstand, Ausschüsse und Kommissionen dienen soll.

An diese geschäftlichen Mitteilungen knüpfte der Vorsitzende einige Bemerkungen hinsichtlich der Lage der gesetzlichen Bestimmungen auf dem Gebiete des ethischen Unterrichtes und des Vereinsrechtes.

Auch innerhalb der von diesen gesetzlichen Bestimmungen gezogenen Schranken könne die ethische Bewegung höchst Nützliches leisten, und es werde nimmer gelingen, ihre Thätigkeit durch die Anwendung der Schärfen der gesetzlichen Vorschriften lahm zu legen; aber es sei doch von der höchsten Wichtigkeit für das Ansehen der deutschen Kultur, daß man von Seiten der Behörden auch keinen Versuch dieser Art zustande kommen lasse.

Auf dem Gebiet des ethischen Unterrichtes sollten aber auch die liberalen Parteien des Reichstages bedenken, wie unrichtig es sei, wenn sie nach Gesichtspunkten der Rechtsgleichheit die Wiederzulassung der Jesuiten, also der raffinierten Vertreter des trennendsten konfessionellen Unterrichtes, befürworteten, dagegen der Wegräumung derjenigen „Ausnahmegesetze“, welche auf der Entwickelung wahrhaft verbindenden und beglückenden, rein ethischen Unterrichtes lasten, gleichgiltig oder gar abgeneigt gegenüberständen.

Die Rechtsgleichheit fordere, daß das die Jesuiten betreffende Ausnahmegesetz keinesfalls früher aufgehoben werde, als diejenigen „Ausnahmegesetze“, welche die gesunde Entwickelung unseres Gemeinschaftlebens durch irrtümliche Aufrechthaltung des sittlichen Unterrichtsmonopols der Religion zu verkümmern drohten.

Was sodann die politische oder sozial-politische Bethätigung unserer Gesellschaft betreffe, so komme es nur auf die Art und die Mittel dieser Bethätigung an. Es sei doch der völligen Abdankung einer ethischen Bewegung gleich zu achten, wenn dieselbe sich aus Besorgnis vor den Einschränkungen, denen politische Vereine ausgesetzt seien, von der ethischen Behandlung der uns Alle bewegenden öffentlichen Fragen irgendwie äußerlich hätte fernhalten wollen und zwar in einer Zeit, in welcher es überall so schreiend hervortrete, daß die Nichtberücksichtigung der Grundforderungen der *ethischen* Kultur unsere *gesamte* Kultur an den Rand des Abgrundes bringe.

Was hätte man von der sittlichen Kraft unserer Bewegung denken sollen, wenn wir uns auf die akademische Entwickelung ethischer Forschung und Unterweisung im engsten Rahmen beschränkt hätten und allen Schwierigkeiten dieser bewegten Zeit aus dem Wege gegangen wären.

Vertrauen wir darauf, daß man an leitenden Stellen zwischen ethischer, d. h. friedlicher, verbindender, läuternder Behandlung der großen öffentlichen Fragen einerseits und bloßer politischer Aktion andrerseits zu unterscheiden wissen, und daß jedenfalls das deutsche Volk seine Freunde allmählich erkennen wird.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62, Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 13. Mai 1893.	Nr. 20.

Das Erwerbsleben der Frau.

Von Minna Wettstein-Adelt.

Die heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse haben die Notwendigkeit des allgemeinen Frauenerwerbes hervorgerufen; der größte Teil der Frauen ist auf Erwerb angewiesen, veraltete Vorurteile sind beseitigt worden, es gilt nicht mehr durchwegs als Schande, wenn Frauen in der Öffentlichkeit thätig sind. Zu den traurigen Vorrechten der Armut gehörte bis jetzt das Privilegium, jede Arbeit ergreifen zu dürfen, denn „Arbeit adelt“; die oberen Klassen aber huldigten diesem Motto nicht, wenn sie dasselbe auch nach außen hin auf ihr Schild schreiben. In Wahrheit blieb es in ihren Händen nur ein Pflaster, das auf die Wunden der Armen gelegt wurde, wenn die Umstände es erforderten. Die Frauen speziell wurden von konkreter Arbeit, von einem eigentlichen Verdienst ferngehalten; es wurde ihnen docirt, daß es besser sei für die guten Klassen, im elterlichen Hause zu hungern, als daß ein Mädchen, dem Manne gleich, ins Leben trete und erwerbe.

In den letzten Jahren sind zum großen Teil diese barocken Theorien philiströser Köpfe gefallen; mutige, charaktervolle Frauen und Mädchen haben den Eintritt ins Erwerbsleben gewagt; ihnen folgte bald eine Schar Vorurteilsloser, die stetig zunimmt, je mehr die bestehenden Verhältnisse die Frau in den materiellen Kampf ziehen.

Durch diese jähe Erstürmung der den Frauen offen stehenden Berufe ist naturgemäß eine Reaction in sofern entstanden, als die Nachfrage der Stellensuchenden bei weitem nicht Schritt hält mit dem Stellenangebot, sondern dieses um ein Bedeutendes überholt hat.

Die Zurückbleibenden, die keine Beschäftigung fanden, suchten in wenig von Frauen bis jetzt berücksichtigten Gebieten Erwerb; durch zähe Ausdauer, geringe Bedürfnisse und ein schnelles Sichanpassen gelang es ihnen, sich in ihren Stellungen einzubürgern und minder geduldige Männer zu verdrängen.

Es entstand dergestalt, von dem Augenblick an, da der Mann in der Frau seine Gegnerin auf wirtschaftlichem Gebiete erkannte, ein Wettbewerb beider Geschlechter, der mit erlaubten und unerlaubten Mitteln geführt wird, und der zum größten Teil zu Gunsten des Mannes sich entscheidet, wenn wir die rein pekuniäre Seite als die eigentlich günstige erkennen wollen.

Man versuchte die Frau selbst von den schon siegreich errungenen Berufen zu vertreiben, und als dies nicht gelingen wollte, verschloß man ihr durch Gesetzgebung und althergebrachte Sitten das Eindringen in weitere Branchen, speciell in solche, die bei der Individualität des Einzelnen zu angenehmen Berufen werden können; man ließ ihnen nur schlechtbezahlte, unrentable Arbeiten.

Man wird mir einwenden, daß die Frau, wenn sie ernstlich will, immer einen Beruf finden wird, der ihr zusagt; aber das ist einfach nicht wahr. Denn wenn ein weibliches Wesen z. B. eine tüchtige, gesuchte Krankenpflegerin wird, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß sie in der Erfüllung dieses Berufes ihre volle innere Befriedigung findet. Wenn ein weibliches Wesen einen Beruf ergreifen soll, so muß es volle Freiheit haben, einen seinen Neigungen und Fähigkeiten zusagenden Beruf frei zu wählen, — das ist ihr moralisch unantastbares Recht. Weil sie aber heutzutage dieses Recht nicht besitzt, ist ihre wirtschaftliche Hilflosigkeit und ihre geistige Haltlosigkeit auf den Höhepunkt gestiegen und hat die soziale Stellung, somit auch die Würde der Frau aufs schwerste bedroht. Dies zeigt sich schon aus der jeder Selbstachtung baren Art, wie so viele Mütter keine Mittel scheuen, um ihre Töchter an den Mann zu bringen, und ferner in jener grauenvollen sozialen Erscheinung, der stetig zunehmenden Zahl der Prostituierten! Man gehe nicht achselzuckend über diese Tatsache hinweg mit dem bequemen Grundsatz: „Was mich nicht angeht, rühr' ich nicht an!“ Man helfe, so weit man helfen kann, man thue, was menschenmöglich ist, man trachte vor allen Dingen darnach, die materielle Lage der Frau aus dem Volk zu bessern, indem man sie von der Konkurrenz der Frau aus den höheren Ständen befreit. Man suche die Frauen innerlich widerstandsfähiger zu machen, damit sie die sittliche Kraft haben, energisch zu protestieren gegen die Art, wie man ihre Hilflosigkeit mißbraucht in empörendster Weise!

Denn wir sind alle Menschen, wir haben alle das gleiche Recht zu leben, das gleiche Recht uns das zum Leben Notwendige zu verschaffen — wir haben alle das gleiche Recht auf Arbeit!

Wenn die Arbeitsgebiete, die jetzt der Frau aus den niederen Ständen offen stehen, von der Konkurrenz der Frauen aus den besseren Kreisen entlastet werden, dann werden Hunderte und Hunderte von armen Frauen der ehrlichen Arbeit erhalten bleiben, die jetzt, aus Mangel an Arbeit, in Schmach und Schande leben.

Nun trifft aber die Eltern der unteren Klassen ein schwerer Vorwurf: sie lassen ihre Söhne vielfach ein Handwerk lernen, zu dem eine Lehrzeit von zwei, oft drei bis vier Jahren nötig ist, „damit er auch etwas Tüchtiges werde!“ Sie nähren und kleiden ihn während dieser Jahre, oft selbst sich dadurch schwere Opfer aufbürdend. Aber es muß sein, denn ohne Kapital kein Geschäft, und für den Handwerker, den besseren Arbeiter, ist seine Lehrzeit sein angelegtes Kapital. Gute Arbeit aber findet immer Ausnutzung, eine sorgfältig durchgemachte Lehrzeit verzinst sich stets! Wie ist es aber nun mit der

Frauenarbeit? Sie ist nur da gut, wo sie auf rein mechanischer Geschicklichkeit beruht, ohne gründliche Vorkenntnisse zu beanspruchen. Überall aber, sei es im Handwerk, im Fabrikwesen oder in einem anderen Berufe, wo Ausbildung nötig ist, leistet die Frau nicht annähernd halb so viel wie der Mann. Der Grund liegt aber lediglich daran, daß die Frau nichts gründlich erlernt, daß die Eltern alles an die Söhne, nichts an die Töchter wenden; daß eine vierjährige Lehrzeit für den Sohn möglich gemacht wird, eine einjährige für die Tochter aber schon zu viel ist.

Ich sprach neulich mit mehreren Fabrikbesitzern, die alle mehr oder minder arbeiterfreundlich gesinnt sind, und die die arbeitsuchenden Frauen ebenso gern berücksichtigen als arbeitsuchende Männer. Einige derselben hatten einen lobenswerten Anfang machen wollen, indem sie Töchter ihrer Arbeiter in ihren Comptoirs, als Auszahlerinnen der Löhne für die weiblichen Arbeiterinnen u.s.w., anstellen wollten. Selbstverständlich sollten die Mädchen eine dementsprechende Vorbildung, eine Lehrzeit durchmachen! Aber siehe da: von den zahlreichen Bewerberinnen wollte keine darauf eingehen; die Eltern wollten ihre Tochter nicht auf längere Zeit hinaus erhalten — und viele dieser Familien hätten es recht gut gekonnt; — sie traten lieber vom Erwerb ab. Die einzige, die eine Lehrzeit auf sich nahm, war eine kinderlose Frau.

Es ist ein Vorurteil und ein die menschliche Gesellschaft schwer schädigendes Vorurteil, daß die Töchter weniger dazu erzogen werden, auf eignen Füßen zu stehen, denn die Söhne. Die Söhne, das starke Geschlecht, wird mit allen möglichen Waffen ausgerüstet, um im Kampfe ums Dasein nicht zu unterliegen. Das schwache Weib aber wird hilf- und energielos ins Leben hinausgeworfen mit dem Bemerken: „Hilf Dir selbst, so wird Dir Gott helfen!"

Die mangelhafte Vor- und Ausbildung der Mädchen ist überhaupt der einzige Grund, warum Frauen in so seltenen Fällen Bedeutendes leisten. Die weiblichen Handlungsgehilfen rekrutieren sich aus allen gesellschaftlichen Klassen; die Tochter des Handwerkers sucht in letzter Zeit ebenso oft den pekuniär noch besten Beruf, die Kaufmannscarriere, auf, wie die Offiziers- oder Gelehrtentochter. Leider aber müssen diese Frauen fast Alle auf eine gehörige Vorbildung Verzicht leisten und sofort verdienen. Die Tochter des Arbeiters und Handwerkers soll, wenn irgend möglich, so bald sie die Schule verläßt, sich selbst ernähren oder doch von ihrem Verdienst den allergrößten Teil den Eltern abgeben; an eine Lehrzeit ist nicht zu denken; meist sind ein oder zwei Söhne da, die schon genug kosten. In den oberen Kreisen sind die jungen Damen verhältnismäßig noch schlimmer dran; sie werden meist vollständig zurückgedrängt zu Gunsten eines Herrn Bruders, der sich Studierens halber auf irgend einer Universität aufhält oder gar den bunten Rock als schneidiger Lieutenant trägt, auf Kosten armer Schwestern, die, wenn gar Standesvorurteile mitspielen, ein jammer- und kummervolles Hungerdasein führen, oder — und das ist der günstigste Fall — eine Stelle als Gesellschafterin annehmen. Wenn diese lieben Brüder den Schwestern in materieller wie in ideeller Weise das vergelten würden, was diese um jener willen durchgemacht, dann ginge es noch an; oder wenn eine Schwester sieht, daß der Bruder ein außergewöhnlich begabter Mensch ist, wird sie gewiß zu seinen Gunsten zurücktreten. Sehen wir uns aber einmal die Brüder dieser beklagenswerten Schwestern an. Tausende und Tausende von Dummköpfen bevölkern die Universitäten, bummeln und lumpen herum, um sich schließlich mit Mühe und Not durch das Examen zu drücken, jahrelang den Eltern noch auf dem Halse zu liegen und meist doch nur Menschen unter dem gewöhnlichsten Durchschnitt zu bleiben. Ähnlich verhält es sich im Mittel- und Arbeiterstand, wenn auch nicht ganz so schlimm; aber auch hier wird die Tochter zu Gunsten des Sohnes stark zurückgedrängt.

Dies ist ein Frevel, und er rächt sich immer! Wie oft hört man nicht aus Elternmund die Klage: „Ach Gott, unser Sohn lernt so schwer, er zeigt gar kein Interesse, kein Talent; unsere Tochter aber lernt Alles spielend, sie ist so kräftig und energisch, — wie schade, daß sie kein Junge ist und nur ein mißratenes Mädchen!" Aber es fällt ihnen gar nicht ein, den Dummkopf von Sohn seinen Fähigkeiten gemäß zu erziehen und das „mißratene" Mädchen tüchtig auszubilden! Kein Gedanke! es gilt hier nur die Natur zu verbessern; denn die meisten sehen es doch als einen Fehltritt von Mutter Natur an, wenn in einer Familie eine kluge Tochter und ein dummer Sohn ist.

Die Mädchen, die sich der kaufmännischen Laufbahn widmen, besuchen größtenteils einige Wochen einen theoretischen Kursus in einer Handelsschule und nehmen dann die erste beste Stellung an; diese ist meist untergeordneter Art und gering bezahlt, denn der Bewerberin fehlen alle praktischen Geschäftskenntnisse. Geht sie nun aber andererseits in die Lehre, so fehlt ihr später das Geld, um sich theoretische Kenntnisse anzueignen. Während dann der Jüngling am Abend eine Fortbildungsschule besuchen kann, muß das Mädchen für sich flicken, stopfen u. s. w., oder, wenn sie alte, kranke Eltern besitzt, noch in der Wirtschaft thätig sein.

Auch die ideelle Seite dieses Standes ist für die Frau eine unglückliche; die Unschuldigen müssen mit den Schuldigen leiden. Es fällt keinem ein, das Ladenmädchen, selbst wenn wir es „Geschäftsdame" nennen, in die sogenannte „gute" Gesellschaft einzulassen; da würden ja die heimlich für Geschäfte stickenden „Beamtentöchter" die Nase rümpfen! Der junge Kaufmann aber ist in den besten Kreisen anzutreffen; wenn er flott lebt und den Dandy zu spielen versteht, ist er sogar eine beliebte Erscheinung. Diese Ungerechtigkeit ist um so empörender, als gerade alle weiblichen Arbeiterinnen mit Neid, Mißgunst, Anfechtungen und Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, wie wenig Männer.

In neuerer Zeit haben sich einsichtsvolle Frauen und Männer an die Spitze weiblicher Kaufleute gestellt, um einzutreten für Würde und Recht dieses Standes, zu thätiger Hilfe in Krankheit und Not: ich meine den kaufmännischen „Hilfsverein für weibliche Angestellte in Berlin." Der Verein zählt bereits Tausende von Mitgliedern, denen er freie Krankenhilfe, mannigfache Vergünstigungen und Vorteile erweist, und für die er eine vorzüglich organisierte Fortbildungsschule geschaffen hat. —

Ähnlich wie in der kaufmännischen Carriere verhält es sich in allen anderen Berufsarten der Frauen: wo und wie die Frau auch arbeiten mag, was sie auch im Stande ist zu leisten, immer wird ihr Können geringer bezahlt als das des Mannes, immer wird ihre Stellung unter der des sich in gleicher Lage befindenden Mannes stehen.

Dieses Mißachten des weiblichen Arbeitswertes beruht auch zum großen Teil auf der Genügsamkeit der erwerbenden Frauen; man betont mit Vorliebe die Thatsache, daß „eine Frau weniger braucht" und folglich für die gleiche Leistung, für die der Mann bedeutend mehr erhält, mit geringerem Verdienst zufrieden sein kann. Daß aber gerade der Teil, der anspruchsloser und zurückgezogener lebt, auf Kosten des anspruchsvollen zurückgesetzt wird, ist eine schreiende Ungerechtigkeit. Besieht man dieses „Mehrbrauchen" des Mannes mit der Lupe der Objektivität, so kommt man zu der Überzeugung, daß das, was dem Manne an Mehrbedürfnissen zudiktiert wird, in Genüssen besteht, worunter das Rauchen, Trinken und Wirtshauslaufen die bedeutendste Rolle spielen.

Während man also das eine Geschlecht in seinen rein subjektiven Bedürfnissen unterstützt, sucht man das andere in dem Verdienst zu hindern, der ihm sein Auskommen möglich machen soll.

Nicht allein, daß das — was rohe Kraft anbelangt — schwächere Weib ins Leben gestoßen wird, ohne ihm die gleichen Vorbedingungen wie dem Mann zum Erwerbe auf den Lebensweg mitzugeben, wird es noch in jeder Beziehung zurückgedrängt, ausgenutzt und materiell hinter den Mann gesetzt.

Gelingt es aber derjenigen, der das rosige Loos zu Teil wurde, eine gründliche Vor- und Ausbildung, in welchem Berufe es auch sei, zu erhalten, ihre Stellung kraft ihrer Kenntnisse und ihrer Tüchtigkeit zu behaupten in einer Weise, die sie dem männlichen Rivalen in gleicher Lage als Konkurrentin zur Seite stellt, so scheut das starke Geschlecht keinerlei Mittel, um die Glücklich-Unglückliche zu stürzen und sie, so oft es möglich, in der Öffentlichkeit lächerlich zu machen.

Wir finden dieses Ergebnis männlicher Nächstenliebe hauptsächlich sogenannten gelehrten Frauen gegenüber, Schriftstellerinnen, Dichterinnen und Doktorinnen jeglicher Fakultät: wo es eine solche Frau zum tiefen, unermüdlichen Forschen in ihrer Sphäre gebracht hat, wird sie mit bewundernswerter Ausdauer als lächerlich, verschroben und als an fixen Ideen leidend hingestellt*), während dem Manne im gleichen Fall — und sind seine Angewohnheiten noch so schrullenhaft — der Ehrentitel „Original" zugegeben wird. — Wir leben jetzt in einer Zeit der Krise, in einer Zeit, wo die Frau sich nicht mehr schlechtweg zurückdrängen läßt, sondern den Kampf mit dem Manne aufnimmt und um ihr Erwerbsleben kämpft mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen.

Die Frau hat ihre Macht erkannt, sie hat es dahin gebracht, daß man rechnet mit ihr als mit einer nicht zu unterschätzenden Kraft. Sie begnügt sich nicht mehr mit den Berufsarten, die die Gnade der Männer ihr läßt, sie greift heute überall hinein und sieht mit klaren Augen um sich, ohne sich blenden zu lassen.

Langsam, aber stetig macht die Frauenbewegung Fortschritte, bis sie die Höhe der geistigen und der Berufsfreiheit erreicht haben wird, von der aus es keinen Rückfall mehr giebt in geistige und wirtschaftliche Sklaverei.

Zur Beurteilung des Militarismus.

Von Professor Wilhelm Foerster in Berlin.

Der in Nr. 19 dieser Zeitschrift enthaltene Aufsatz „Der Militarismus und seine moralische Wirkung auf das Volk" darf nicht ohne Widerspruch bleiben; denn so vollkommen das in demselben aufgestellte letzte Ziel der menschlichen Entwicklung, nämlich die friedliche Solidarität der Verwaltung der Güter dieser Erde durch die ganze Menschheit, mit den Zielen der ethischen Kultur übereinstimmt, so wenig scheinen mir einige der in dem Aufsatz enthaltenen Urteile mit den Grundsätzen der ethischen Kultur sich zu vertragen. Wenn unsere Gesellschaft in solchen Fragen ihre Stellung derartig nähme, daß sie sich überwiegend zur Vertreterin des abstrakten Radikalismus bei der Beurteilung der öffentlichen Zustände machte, dann würde sie sehr bald abgewirtschaftet haben.

Wenn es in jenem Aufsatze von den Wirkungen des Militarismus heißt: „So wird, dem höchsten Gesetze der Schonung des Menschenblutes zum Hohne, ein junger Mann zum Blutvergießen erzogen, und dann wundert man sich über die Zunahme der Morde und anderer Verbrechen", so widerspricht dies nach meiner Ansicht durchaus den Forderungen einer ethischen Behandlung des Themas.

Solche Allgemeinheiten und Übertreibungen entsprechen vollständig dem Tone, welchen die ultrakonservative Presse anzuschlagen liebt, wenn sie unter anderem behauptet, daß aus den von den liberalen Parteien vertretenen Grundsätzen und Bestrebungen der Untergang aller Zucht und Sitte, mit anderen Worten der Keim zu den greulichsten Verbrechen hervorgehe.

Die Zunahme von Verbrechen ist eine äußerst verwickelte Erscheinung, an welcher neben den Not-Zuständen die Zuchtlosigkeit des Gebahrens vieler Redenden und Schreibenden aller Parteien sicherlich viel größeren Anteil hat, als der Militärdienst durch die Einübung im Gebrauche von Mordwerkzeugen und durch die „Erstickung jedes Gefühls individueller Freiheit", welche der Verfasser als eine Wirkung der militärischen Disziplin bezeichnet, während er doch an derselben Stelle in völlig gerechter Weise als die anerzogenen militärischen Eigenschaften unbedingten Gehorsam, Ehrgefühl und Opferwilligkeit hervorhebt.

Die sehr sympathisch geschriebene aber trotzdem starken Widerspruch herausfordernde Idealisierung der erzieherischen und überhaupt der sittlichen Wirkungen des Militärdienstes von Seiten des Herrn General von Kretschman in Nr. 2 dieser Zeitschrift hat den Verfasser des hier in Rede stehenden Artikels offenbar in einigen Punkten zu stark nach der andern Seite getrieben.

Gewiß ist es richtig, daß Autorität, Disziplin und Zwang eine viel zu große Rolle in unseren Lebenszuständen spielen und daß sich dabei empörende sittliche Abnormitäten entwickeln können, wie sie notorisch innerhalb des Militärwesens vorkommen. Die Apostel des an sich noch viel ungesunderen und gefährlicheren Anarchismus, in welchem gar keine Unterordnung mehr existieren soll, entnehmen aus diesen Zuständen manche eindrucksvolle Gründe für ihre Forderungen. Die edle Kultur der Zukunft wird aber gewiß auch der Disziplin eine bedeutsame Aufgabe und Berechtigung innerhalb der menschlichen Gemeinschaft anweisen. Es wird nämlich immer, auch nachdem es gelungen sein wird, den Krieg und den Militarismus zu überwinden, Bethätigungen und Organisationen gemeinnützigster Art innerhalb der Menschheit geben, bei denen eine bewußte und nach Zeit und Art begrenzte, freiwillig gewählte Hingebung des Einzelnen bis zum zeitweiligen vollständigen Aufgehen in einem Gesamtwillen stattfinden muß. Eine solche Unterordnung ist aber keine „Erstickung der individuellen Freiheit", sondern ihre höchste Leistung.

Religions- oder Moralunterricht?

III.

Die Ausführungen des Herrn Professor Jodl in Nr. 17 dieser Zeitschrift zwingen mich zu einer Erwiderung, bei welcher ich mich auf das notwendigste Maß beschränken werde. Ich bestreite nicht, daß eine rein ethische Erziehung sittlich gute Menschen heranbilden kann, aber ich behaupte, daß die Religion noch etwas anderes erstrebt. Die religiöse Erziehung geht u. a. darauf aus, die Menschen zu befähigen, körperliche und seelische Leiden mit Ergebung zu ertragen, und diese Seite des Unterrichts habe ich vom Standpunkt ethischer Kultur aus bisher nirgends auch nur mit einem Worte erwähnt gefunden. Läßt sich aber nicht nachweisen, daß die ethische Kultur auch auf diesem Gebiete der Religion ebenbürtig ist, so kann sie keinen Anspruch erheben, die Religion in der Schule ersetzen zu wollen.

Dagegen halte ich die ethische Kultur für berufen, die Religion zu ergänzen; und nicht: „Religions- oder Moralunterricht" darf die Losung sein, sondern „Religions- und ethischer Unterricht." Das Schiff der Moral, welches mehr als je von Klippen und Untiefen bedroht und von Stürmen hin und hergeworfen wird, kann eine Reserveausrüstung sehr wohl gebrauchen, und wenn die ethische Bewegung sich bescheiden will, diese Ausrüstung zu beschaffen, so kann sie mit der Zeit Einfluß auf die Entwicklung unseres Unterrichtswesens erlangen.

Was nun die „Religionsmacherei" betrifft, so handelt es sich bei dem von mir angeführten Falle um Folgendes: Vor einigen Tagen ist durch das Kammergericht endgiltig entschieden worden, daß Dissidentenkinder nur dann vom Religionsunterricht in der Volksschule dispensirt werden können, wenn der Nachweis erbracht wird, daß sie anderweitig genügenden Religionsunterricht erhalten. Über die Qualität des Unterrichts befindet die Unterrichtsverwaltung, und es ist Thatsache, daß diese einen atheistisch angehauchten Unterricht nicht zuläßt. Es entsteht also jetzt die alle Freunde der Gewissens-

*) Fragezeichen der Redaktion.

freiheit interessierende Frage: Wie kann in Zukunft der Religionsunterricht der Dissidentenkinder eingerichtet werden, damit er den Anforderungen des Gesetzes genügt und dem Gewissen der Eltern den mindesten Zwang auferlegt? An der Lösung dieser Frage mitzuarbeiten, ist aber ganz entschieden Aufgabe der D. G. E. K., und es ist auch bekannt, daß die Gruppe I der Abteilung Berlin nur den Ausgang des Prozesses abgewartet hat, um hierzu Stellung zu nehmen.

Berlin. Heinrich Schwerin.

IV.

Die vorstehenden weiteren Ausführungen der in Nr. 17 enthaltenen Gedanken zur Unterrichtsfrage bestätigen, wie mir scheint, die ebendort von mir ausgesprochene Befürchtung, daß der geehrte Verfasser an die ethische Bewegung mit Wünschen und Forderungen herantritt, welche diese nicht erfüllen kann, ohne den Boden zu verlassen, in welchem die Wurzeln ihrer Kraft liegen. Die ethische Bewegung (das muß mit vollstem Nachdruck ausgesprochen werden) ist jedenfalls keine religiöse Bewegung, wie man ihre sonstigen Ziele und Aufgaben auch bestimmen mag. Sie will keine der bestehenden Formen religiösen Glaubens umgestalten; sie will das sittliche Thun nicht auf irgend einen Glauben gründen: sondern sie will den Menschen anleiten, die Ethik zur Religion zu machen; sich dem sittlichen Ideale und seiner Verwirklichung mit der freudigen Begeisterung zu weihen, wie sie der Gläubige zum Dienste seines Gottes mitbringt.

Was sie von allen vorhandenen Kirchen- und Sekten-Bildungen unterscheidet, ist eben dies, daß ihre treibende Kraft nicht im religiösen, sondern im sittlichen Fühlen und Denken liegt. Und nur darauf gründet sich ja ihre Originalität; nur darauf ruht die von uns so ernst und aus tiefster Überzeugung angestrebte Möglichkeit, inmitten der religiösen Zerklüftung der Gegenwart eine einigende Macht zu bilden.

Diese Möglichkeit entschwindet von dem Augenblicke an, wo die Gesellschaft die von Herrn Schwerin aufgestellte Losung: Ethischer Unterricht und Religionsunterricht acceptiert. Diese Losung ist gleichbedeutend mit der Bankerotterklärung der Gesellschaft. Von diesem Augenblick an wäre es lächerlich, in irgend einer Weise eine Sonderstellung neben den Kirchen beanspruchen oder einnehmen zu wollen. Denn giebt es irgendwo im deutschen Reiche eine Religionsgemeinschaft, die nicht „religiöse und sittliche Unterweisung“ verspräche?

Ich wiederhole: wenn wir ohne Religion, mit unserer Ethik allein, nicht glauben auskommen zu können — wozu all' der Lärm, wozu all' die Versammlungen und Druckschriften und Reden? Dann wollen wir bleiben, wo wir sind, uns als Hilfsarbeiter der Kirche, als Anhängsel der inneren Mission ansehen und uns die Wege nicht von Gelehrten, sondern von Geistlichen zeigen lassen. Ich spreche von der Gesellschaft als solcher. Dem Einzelnen, welcher religiöse Bedürfnisse besitzt, welchem das Leid des Lebens süßer zu schmecken scheint, wenn er es als eine wohlverdiente Züchtigung von oben und als eine Anweisung auf dereinstige hundertfältige Entschädigung auffaßt — ihm ist ja unverwehrt, Befriedigung da zu suchen, wo er sie am reichlichsten und zusagendsten findet. Und es ist in den deutschen Landen bis zur Stunde ausreichend dafür gesorgt, daß solch' geistliches Begehren nicht ungestillt bleibt. Nur unsere Gesellschaft muß darauf verzichten, ihm diesen Dienst zu leisten; denn sie ist keine Kirche, nicht einmal eine freireligiöse Gemeinde, sondern nur eine ethische Gesellschaft. Mag dies in manchen Augen ein Armutszeugniß sein: wir wollen uns bemühen, daß gerade dieses „nur“ dereinst unser stolzester Ruhmestitel werde.

Dies „nur“, welches uns jetzt scheinbar ausschließt aus dem Verbande aller derer, welche die Religion auf ihre Banner geschrieben haben, wird, so hoffe ich, eine wunderbar einigende und befreiende Kraft bewähren. Denn es wird alle diejenigen anziehen, welche in den alten religiösen Verbänden nicht mehr ihre Befriedigung finden; es wird sie hinausführen über die trennenden Schranken, welche der Schutt der Jahrhunderte um die Bekenntnisse herum angehäuft hat, und sie vereinigen auf einem neuen Boden und in einem Reiche heller Gedanken, in welchem alle Vernünftigen und Redlichen sich zusammenfinden: in dem Begriffe des reinen und freien Menschentums.

Ich beklage mit Herrn Schwerin die Gewissensnot derjenigen Dissidenten, welche nicht in der Lage sind, für ihre Kinder einen die Unterrichtsverwaltung befriedigenden Religionsunterricht nachzuweisen und darum gezwungen werden können, die Kinder an dem konfessionellen Religionsunterricht der Schule Anteil nehmen zu lassen. Aber auf dem von ihm vorgeschlagenen Wege, daß die ethische Gesellschaft für den Staat einen Unterricht zurecht macht, welcher außer der Ethik auch noch ein gesetzlich gefordertes Minimum von Religion enthält — auf diesem Wege kann und darf ihnen nicht geholfen werden.

Unsere Aufgabe kann keine andere sein, als mit allen uns zu Gebote stehenden ethischen Mitteln immer weitere Kreise an den jetzt noch so fremdartigen Gedanken zu gewöhnen, daß Ethik und Religion zwei Mächte sind, die nicht notwendig miteinander verbunden sein müssen; daß der ethische Mensch keineswegs auch religiös, der religiöse keineswegs auch ethisch zu sein braucht; daß der Staat keine Pflanzschule fürs Jenseits, sondern eine durchaus diesseitige Institution ist, und daß seinen Ansprüchen vollauf genügt wird, wenn der jugendliche Mensch in den praktischen Grundsätzen erzogen wird, welche die Voraussetzung für sein Handeln in der Gemeinschaft bilden. Es ist möglich, daß keiner von uns, die wir heute in diesen Kampf um die letzte Etappe auf dem Wege zur vollen Gewissensfreiheit eintreten, den Erfolg erlebt, welchen wir ersehnen: daß der Staat einen auf wahrem praktischem Idealismus aufgebauten Moralunterricht als gleichwertig mit dem Religionsunterricht anerkennt. Aber in solchen Dingen schafft und sorgt man nicht um den Tag, sondern um die Jahrhunderte, und nur dem völlig in sich Gefesteten, dem Einheitlichen und Klaren, nicht den Vermittlungen und Beschwichtigungen augenblicklicher Bedürfnisse gehört die Zukunft.

Auf die Behauptung, daß die Ethik keine Mittel zur Überwindung des Leides enthalte und schon darum unvermeidlich dazu gedrängt werde, sich in religiösen Vorstellungen zu vollenden, will ich nicht näher eingehen. Der Zufall hat es gefügt, daß gerade in der soeben erschienenen Nummer (18) des Blattes dieser Frage eine eingehende und geistvolle Erörterung gewidmet worden ist, und ich hätte den trefflichen Bemerkungen, durch welche der geehrte Herausgeber dieses Blattes die Gedanken des Herrn Dr. Gravelius vervollständigt hat, nur wenig hinzuzufügen. Vielleicht ergiebt sich später Gelegenheit, auf diesen Punkt zurückzukommen. Heute möchte ich die Leser dieses Blattes nur erinnern an die schöne und eindringliche Behandlung, welche diese Frage sowohl in Gizycki's Moralphilosophie, als in Dühring's Buch über den Wert des Lebens gefunden hat — eine Weisheit, die wir als vollhaltig anerkennen dürfen, weil sie bei beiden Männern nicht eine anempfundene, erträumte ist, sondern in der Schule des Leidens selber sich erprobt hat. Und so möge man sich auch entschließen, von ihnen zu lernen!

Prag. Fr. Jodl.

Bedenken eines Vaters wegen der Erziehung seiner Kinder.

Bei aller Achtung vor den Bestrebungen der ethischen Gesellschaft bin ich dennoch mit den von derselben vertretenen Anschauungen, mit dem Programm derselben, wenn dieser Ausdruck richtig ist, nicht einverstanden. Ich begreife nicht, wie Freidenker und Orthodoxe sich auf dem Boden gemeinsamer Bestrebungen sollten zusammenfinden können, solcher Be-

strebungen nämlich, bei denen die sie trennende Streitfrage ganz wesentlich in Betracht kommt. Förderung des Guten erstreben zwar beide, aber auf orthodoxer Seite ist man meistens nicht zu glauben geneigt, daß der Freigeist etwas Gutes schaffen könne. Wie kann aber überhaupt der Gläubige, ich meine damit nicht den Orthodoxen allein, sondern Jeden, dem Kirche, dem Christenglaube und Gottesbewußtsein unentbehrlich sind, wie kann er dem von der ethischen Gesellschaft aufgestellten Grundsatz zustimmen, daß man die Richtigkeit solcher Anschauungen könne dahingestellt sein lassen, daß Meinungsverschiedenheiten auf diesem Gebiet nicht zu Gegensätzen führen sollen? Es hieße für den Gläubigen die Grundlage preisgeben, worauf er steht, wenn er zugeben wollte, daß außerhalb der Kirche eben so gut Befriedigung der letzten menschlichen Bedürfnisse und die Kraft zur Führung eines guten Lebens gefunden werden könne, als innerhalb derselben; denn es hieße dies zugestehen, daß die Kirche entbehrlich sei. Und wiederum, wer außerhalb der Kirche steht, wer der Kirche nicht bedarf zum Ausbau seines inneren Lebens, für den ist damit auch von selbst ein gewisser Gegensatz gegen die Kirche gegeben, mag er auch duldsam sein gegen die Bekenner des Christenglaubens in sofern, als er ihren Glauben nicht zu stören sucht und die Anhänger jeder Überzeugung achtet. Die Frage, ob der Christenglaube wahr oder nicht wahr sei, scheint mir von solcher Bedeutung zu sein, daß sie Jeder für seine Person in dem einen oder anderen Sinne wird lösen müssen, und wenn er sich bescheiden will, daß seine Anschauung irrtümlich sein könne, so wird ihm doch die große Wahrscheinlichkeit für die eine oder andere Anschauung zu sprechen scheinen.

Was mich selbst betrifft, so bin ich dem Christenglauben vollständig entwachsen und entwöhnt, obgleich ich in streng orthodoxen Lehren erzogen bin, auch in meiner Jugend von denselben durchdrungen war und sie mit großem Ernst auf ihre Richtigkeit geprüft habe. Ich bin aber auf ehrlichem Wege, ohne fremde Beeinflussung, durch eigenes Denken zu der Überzeugung gelangt, daß jene Lehren der Wahrheit nicht entsprechen. Ich habe aber auch bei irgend einer Vermittlung mich nicht beruhigen können. Es ist meine Überzeugung, daß der Mensch, ohne jede Verbindung mit einer übersinnlichen Welt, allein auf sich selbst angewiesen ist, daß auch das Sittengesetz einer solchen Anknüpfung nicht bedarf.

Diese meine Überzeugung will ich Niemandem aufdrängen. Ich selbst habe so viele vortreffliche Menschen unter den Bekennern des Christentums kennen gelernt, unter eifrigen und aufrichtigen Bekennern desselben, daß es mir nicht einfallen kann, die wohlthätigen Wirkungen des Christenglaubens leugnen zu wollen. Solche Wirkungen freilich sind kein Beweis für die Wahrheit dieses Glaubens, wie das so oft angenommen wird. Und meine Sympathien — wie könnte es auch wohl anders sein — gehören vornehmlich denjenigen, deren Anschauungen mit den meinigen sich im wesentlichen decken oder doch ihnen mehr verwandt sind. Unter ihnen habe ich meine Ideale echter Menschlichkeit gefunden, sei es, daß ich sie persönlich oder aus ihren Schriften kennen gelernt habe.

Man wird aus dem Vorstehenden ersehen, daß ich dem Grundsatz: „Jeder nach seiner Façon“, in gewissem Sinne auch huldige, nur daß mir Neutralität in diesen Fragen eine unmögliche Sache zu sein scheint. Nun aber tritt eine schwere Frage an mich heran, auf welche auch der Grundsatz, daß man es Jedem überlassen könne, welchen Glauben er für den richtigen hält, keine Anwendung finden kann; und da ich denke, daß viele sich in ähnlicher Lage befinden, wie ich, so nehme ich auch an, daß diese Erörterungen für den Leserkreis dieses Blattes Interesse haben können. Als Vater von Kindern, die in nicht ferner Zeit den ersten Schulunterricht empfangen werden, fühle ich mich verantwortlich dafür, welche Grundlage der ferneren Entwickelung in ihnen gelegt wird. Und da ich nun weiß, wie mächtig der Einfluß anerzogener Anschauungen ist, so kann ich mir nicht verhehlen, daß in der Art, wie bei der Erziehung die religiösen Fragen behandelt werden, ein Parteiergreifen liegt, daß dadurch das junge Gemüt in Beschlag genommen wird für die eine oder andere Weltanschauung. Andererseits freilich, sage ich mir daß die „Façon“ zum großen Teil bestimmt wird durch natürliche Anlagen, die trotz aller Bemühungen der Erziehung sich geltend machen. Oder wie wäre es sonst erklärlich, daß von zwei in gleicher Weise im christlichen Glauben erzogenen Brüdern der eine ein Freigeist wird, der andere aber an diesem Glauben festhält? Nun ist es aber für mich unmöglich, die Anlagen meiner Kinder zu beurteilen und mir nur die Frage zu beantworten, ob sie wohl diejenigen Anschauungen für ihr Leben festhalten werden, die man durch die Erziehung in ihnen zu befestigen sucht. Ich bin insofern vollständig unparteiisch, als ich, wenn ich wüßte, daß meine Kinder später in dem Christenglauben ihren Trost und ihre Beruhigung werden finden können, ihnen solches nicht verkümmern, und den Weg dazu nicht verwehren möchte. Leugnen kann ich zwar nicht, und nach dem, was ich oben sagte, ist dies wohl verständlich, daß es mir eine Genugthuung sein würde, wenn meine Söhne später sich zu ähnlichen Anschauungen, wie die meinigen, durcharbeiteten, wogegen ein ähnlicher Entwickelungsgang bei meiner Tochter mir nicht wahrscheinlich erscheint. Ist es doch nicht des Weibes Art, sich in solcher Weise, durch eigenes Denken, von der Autorität anerzogener Anschauungen loszumachen. Aber auch beim Weibe ist ja heutigen Tages der christliche Glaube so manchen Gefahren von außen her ausgesetzt. Ich weiß recht wohl, welchen Reiz das Aufsuchen von Wahrheiten hat und daß eine Überzeugung um so wertvoller ist, wenn sie selbsterworben ist, wenn man sich vom Irrtum zur Wahrheit hindurchringen mußte. Aber wiederum, wie viel Zweifel und Unruhe ist mit dem Losreißen von der Kirche verbunden, wenn solches für den im Glauben Erzogenen eine innere Notwendigkeit geworden ist! Das Leben hindurch wird nach meinen Erfahrungen eine gewisse Wehmut, ein Trauern um das Verlorene, nicht verwunden. Und wie grausam ist die Enttäuschung, wenn man erkennt, daß liebgewordene Vorstellungen, die verknüpft sind mit den besten Empfindungen des Menschen, nicht wahr sind. Soll ich meine Kinder dem aussetzen? Und wie werde ich selbst dastehen bei den Fragen meiner Kinder, und kann es mir lieb sein, wenn ihnen die Überzeugung, welche ich hege, als etwas Böses, das sie zu meiden haben, dargestellt wird? Wird nicht in ihnen, wenn sie von dieser meiner Überzeugung Kunde erhalten, ein Widerstreit entstehen zwischen der natürlichen Kindesliebe und den Vorschriften der ihnen gepredigten Religion? Wenn ich meine Kinder die Händchen zum Gebet falten sehe, so beschleicht mich ein Gefühl der Wehmut und des Mitleids bei dem Gedanken an ihre Zukunft, an die Anfechtungen, denen ihr Glaube ausgesetzt sein wird.

Nun weiß ich wohl, was sich hierauf entgegnen läßt, — daß auf die Erfolge eines religionslosen, rein ethischen Unterrichts hingewiesen werden kann. Was ich aber entschieden bestreite, ist die Behauptung, daß in der Anschauung, ein solcher Unterricht genüge, um die künftige Führung eines guten Lebens zu verbürgen, nicht schon ein scharfer Gegensatz gegen die Kirche gegeben sei. Wenn den Einen für entbehrlich gilt, was den Anderen von der allerhöchsten Wichtigkeit erscheint, wie könnte man sich darüber verständigen? Auch muß ich aufrichtig gestehen, daß mir selbst, obgleich ich aus eigener Erfahrung über die Wirkungen eines solchen Unterrichts nicht urteilen kann, doch vorkommt, derselbe müsse etwas kahl und dürftig sein im Vergleich mit dem religiösen. Ich wenigstens wüßte dem Kinde keinen Ersatz zu bieten für diesen letzteren; mögen philosophische Betrachtungen dem Erwachsenen einen Ersatz bieten für den Glauben, so sind sie doch dem Verständnis des Kindesalters nicht angemessen. Zudem, wenn ich solche Absichten durchführen wollte, hätte ich zu kämpfen mit der ganzen Macht der Gewohnheit, ich müßte in Gegensatz treten

zu den Anschauungen derjenigen, welche mit mir an dem Wohl meiner Kinder den lebhaftesten Anteil nehmen. Ich habe bisher jede Erörterung über Glaubenssachen mit denen, welche mir am nächsten stehen, sorgfältig vermieden. Und man weiß ja, daß die Gläubigen, selbst wenn sie dem Erwachsenen das Recht abweichender Anschauungen zugestehen, doch ein traditionelles Recht auf das Gemüt des Kindes glauben beanspruchen zu können, daß es ihnen als Härte und Ungerechtigkeit erscheint, dem Kinde vorenthalten zu wollen, was sie als eine Wohlthat empfinden. Von den Empfindungen dessen aber, der sein Vaterrecht, die Kinder in seinem Sinne zu beeinflussen, jenem älteren Recht opfern muß, können sie sich wohl keine rechte Vorstellung machen.

Ich weiß nicht, wie viele sich mit mir in derselben Lage befinden; ich glaube aber, daß die Zahl derselben nicht ganz gering sein wird. Es ist nicht so leicht, sich von dem Überlieferten loszusagen, und dieser Schritt ist nach meiner Ansicht viel entscheidender und verantwortungsvoller, als er von denen dargestellt wird, welche eine Vermittlung meinen finden zu können. Es handelt sich nicht bloß um die Abschaffung gewisser Dogmen, nach deren Beseitigung eine befriedigende, der überlieferten ähnliche Weltanschauung bestehen bleiben könnte; es handelt sich um den Kampf zweier von Grund aus verschiedener Weltanschauungen, deren eine die andere ausschließt. Die endliche Entscheidung wird nicht ausbleiben, und mir ist es auch nicht zweifelhaft, wie sie ausfallen wird. Wir jetzt Lebenden aber befinden uns in einer Übergangszeit, und wir haben alle Unzuträglichkeit derselben auf uns zu nehmen. Da ist denn die Frage schwer genug, ob wir der zwingenden Gewalt der menschlichen Entwicklung nachgeben und bei der Erziehung der Kinder dem gegenwärtigen Zustand dieser Entwickelung Rechnung tragen wollen, oder ob wir den überlieferten Anschauungen den ganzen gewaltigen Vorteil der Beschlagnahme des kindlichen Gemütes lassen wollen. Und können wir überhaupt, wenn wir auch wollten, ihnen auf die Dauer diesen Vorteil lassen? werden bei zunehmender Abwendung von der Kirche die geeigneten Kräfte für einen wirklich fruchtbaren Religionsunterricht zu haben sein? wird nicht derselbe entweder zu matt ausfallen, oder auch von einem Fanatismus getragen sein, in dessen Herrschaft kein unbefangen denkender und um die Zukunft seiner Kinder besorgter Vater dieselben aufwachsen sehen möchte?

Weil ich die oben erwähnten Gegensätze zweier Weltanschauungen, deren Inhalt näher zu erörtern hier zu weit führen würde, in ihrer ganzen Schärfe auffasse und weil eine Vermittlung zwischen ihnen mich nicht befriedigt, so müssen auch die hier dargelegten Bedenken bei mir um so stärker sein. Ich möchte, daß sie beseitigt werden könnten, aber ich sehe dazu keinen Ausweg. Möchten künftige Geschlechter den Frieden finden, der uns fehlt. Alle Unzuträglichkeiten des jetzt herrschenden Kampfes aber treten, dünkt mich, am schroffsten hervor in dem Kampf um das Gemüt des Kindes.*)

Bücherbesprechungen.

Ethik. Eine Darstellung der ethischen Prinzipien und deren Anwendung auf besondere Lebensverhältnisse. Von Dr. Harald Höffding, Professor an der Universität in Kopenhagen. Unter der Mitwirkung des Verfassers aus dem Dänischen übersetzt von F. Bendixen. Leipzig, O. R. Reisland, 1888. (XIV und 492 Seiten.)

Höffding's „Ethik“ halte ich für das hervorragendste Werk der zeitgenössischen systematischen Ethik; und mit seinem hohen wissenschaftlichen Gehalte verbindet es eine anziehende und allgemein verständliche Darstellungsweise. Bei aller Knappheit giebt es ein in seiner Art vollständiges Ganzes, indem es alle wichtigsten Fragen der ethischen Theorie und Praxis erörtert.

Der erste Teil behandelt die Grundvoraussetzungen der Ethik. Der Verfasser zeigt, daß die philosophische Ethik von der Theologie und der Metaphysik unabhängig ist. Einige hierauf bezügliche Stellen erlaube ich mir anzuführen. „Was von Anfang an die Ethik ins Leben gerufen hat und stets wieder von Neuem das Interesse für dieselbe erregt, das ist“, sagt Höffding, „die Überzeugung, daß der letzte Grund des Ethischen in der menschlichen Natur selbst liegen muß. Der Maßstab alles dessen, was der Mensch soll als wahr und gut, als schön und groß anerkennen können, muß zu guterletzt in ihm selbst liegen ... Ferner ist bei dem Bestreben, reine philosophische Ethik zu entwickeln, auch ein andres Motiv bethätigt, der Wunsch nämlich, das Ethische von angreifbaren Voraussetzungen möglichst unabhängig zu machen. ... Ethische Fragen müssen deshalb so weit wie möglich von religiösen und metaphysischen Problemen unabhängig gemacht werden. ... Der allgemeine wissenschaftliche Grundsatz, die Prinzipien nicht ohne Notwendigkeit zu vermehren, hat also auch hier praktische Bedeutung. Indem die philosophische Ethik sich außerhalb des Streites der verschiedenen religiösen Bekenntnisse und der verschiedenen metaphysischen Theorien (Spiritualismus, Materialismus u. s. w.) zu stellen sucht, wird sie nicht allein eine sichrere Grundlage des Ethischen erlangen, sondern auch zum Besten der Toleranz, der Religionsfreiheit und der Lehrfreiheit thätig sein. Sie wird der gehässigen Diskussionsweise entgegenwirken, die darin besteht, aus den Anschauungen des Gegners unmoralische Konsequenzen herzuleiten.“

Als oberstes Moralprinzip, als „Prinzip für die Feststellung des Inhalts der Ethik und für die Wertschätzung der menschlichen Handlungen“, sieht Höffding die allgemeine Wohlfahrt an. „Diesem Prinzip zufolge ist keine Handlung und keine durch Handlung begründete Institution oder Lebensform von Wert, sofern sie nicht das Leben und das Glück bewußter Wesen fördert.“ Der ethische Grundsatz ist also dieser: „daß die Handlungen für möglichst viele bewußte Wesen möglichst große Wohlfahrt und möglichst großen Fortschritt erzielen sollen.“ Unter „Wohlfahrt“ versteht Höffding nichts anderes als wahres und dauerndes Glück.

In seiner trefflichen Theorie des Gewissens zeigt der Verfasser, daß dieses für sich allein genügen kann, um das sittliche Leben zu tragen. „Durch dieses Faktum wird die Selbständigkeit der Ethik der Dogmatik und Metaphysik gegenüber bedingt, wird dieselbe von Glaubenspostulaten und Hypothesen unabhängig.“

Den größten Teil des Werkes bildet die praktische Anwendung der ethischen Prinzipien auf die besonderen Lebensverhältnisse, mit anderen Worten: die individuelle und die soziale Pflichtenlehre. Von besonderem Interesse sind die Abschnitte über die Arbeiterfrage und die Frauenfrage. „Es werden gewiß die Zeiten kommen“, sagt der Verfasser — und wir sagen es mit ihm, — „wo es unnötig sein wird, sich auf eine nähere Begründung des Rechtes der Frau, sich selbständig zu entwickeln und ihre Lebensaufgabe frei zu wählen, einzulassen. Ebensowenig wie wir in der Ethik der Gegenwart einen Abschnitt über die Stellung und die Verhältnisse des Mannes haben, ebensowenig wird in der Ethik der Zukunft ein Abschnitt über die Stellung und die Verhältnisse der Frau von nöten sein. ... Die Stellung der Frau giebt für die ethische Entwicklung der Gattung einen Maßstab ab. ... Jedes einzelne Individuum hat die Aufgabe, möglichst viel aus seiner Natur herauszubringen, um hierdurch seinen Platz als Glied der Gattung bestens auszufüllen. Was die Frau verlangt, wenn sie sich ‚emanzipiren‘ will, ist eigentlich das Recht, ihre volle Pflicht im Dienste der Menschheit thun, an den gemeinschaftlichen Aufgaben mitarbeiten zu können.“

Möchte dieses Meisterwerk eines weisen und guten, hochgebildeten und modernen Geistes in immer weiteren Kreisen bekannt und beherzigt werden!

G. v. Gizycki.

Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie. Von Friedrich Jodl, o. ö. Professor der Philosophie an der Deutschen Universität zu Prag. 1. Band: Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts; mit einer Einleitung über die antike und christliche Ethik. 2. Band: Kant und die Ethik im 19. Jahrhundert. Stuttgart, J. G. Cotta, 1882 bis 1889. (XI, 446 und XVIII, 608 Seiten.)

Das vorliegende Werk ist die vollständigste und beste Darstellung der Geschichte der Ethik, welche wir besitzen. In seiner freien, nicht pedantisch-gelehrten, sondern menschlich-persönlichen Haltung ist der Pulsschlag des nahenden zwanzigsten Jahrhunderts kräftig zu spüren. Es ist ein Werk nicht bloß des Fleißes und Verstandes, sondern auch des Herzens und Charakters. Daher ist die Verbreitung desselben nicht auf die gelehrten Kreise beschränkt. Besonders vorzüglich sind die Kapitel über Kant, Feuerbach, Comte und die religiöse Frage. Einige Stellen aus dem schönen Werke gestatte ich mir anzuführen: „Immer schärfer spitzt sich der Gegensatz zu zwischen den Mächten der Vergangenheit und den Geistern der Zukunft; immer ungehörter beginnen die Stimmen der Vermittler zu verhallen; immer gewisser wird es, daß der Sieg nur den völlig Entschiedenen gehört, immer drängender die entscheidungsvolle Wahl.“ — „Religiöser Glaube und metaphysische Spekulation haben ihren vollen, notwendigen Anteil an der Entwickelung unseres Geschlechts: sie haben die Stufen gebaut, auf welchen sich der Tempel des heutigen Wissens erhebt. Aber aus dem Danke, welchen wir ihnen als geschichtlichen Mächten zollen, darf man nicht ... geistige Verpflichtungen für die Gegenwart ableiten.“ — Das Werk schließt mit den Worten: „Das Ideal in uns und der Glaube an die zunehmende Verwirklichung desselben durch uns: das

*) Ein zweiter Artikel über dieses Thema folgt in nächster Nummer. (Anm. d. Red.)

ist die Formel der neuen Menschheitsreligion, mit der sich Mill's Gedanken zur Einheit zusammenschließen, die positive Ergänzung zu jenem Proteste des dichterischen Pessimismus, der Punkt innerlichster Gemeinsamkeit zwischen Mill und den fortgeschrittensten Denkern der beiden anderen großen Kulturnationen, Comte und Feuerbach, das ist mit einem Worte die Aufgabe der Zukunft. Es wird der Tag kommen, wo die Strahlen eines Gedankens, der jetzt nur die höchsten, freiesten Bergeshäupter erglühen läßt, die Menschheit bis in ihre untersten Tiefen hinein durchleuchten werden." G. v. Gizycki.

Woher kommen die kleinen Kinder? Eine freimütige Schrift von Karl Theod. Schulz (Dresden). Berlin, Moderner Verlag, 1892. (51 S.)

Der Verfasser führt in dieser ernsten Schrift, die wir auf das wärmste der Beachtung empfehlen, den Nachweis von der Verderblichkeit der herkömmlichen Verhüllungs- und Täuschungs-Methode. Einsichtslose Bequemlichkeit und falsche Prüderie bestimmen die Meisten dazu, ihren Kindern auf die Frage, welche dem vorliegenden Büchlein als Titel dient, mit irgend einer Lüge — einem als Wahrheit erzählten Märchen — zu antworten, — einem Märchen, welches jeder das Gemüt veredelnden Einwirkung bar ist. Sie entäußern sich dadurch ihres heiligen Vorrechts, in der für das Menschendasein wichtigsten Angelegenheit von Anfang an ihr Kind in die rechte Bahn zu lenken. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann das Kind hinter die Wahrheit kommt, und es fragt sich nur, ob die Eltern das Kind selbst belehren oder „der Welt" die Aufklärung überlassen sollen. „Ihr Eltern", sagt der Verfasser, „könntet durch liebevolle Bethätigung der rechten Einsicht die Gefahr zum Heil wenden, und Ihr laßt stumpfsinnig das Ungefähr walten? Ihr seht zu, wie Eure Kinder vergiftet werden, vielleicht für immer! Denn die ersten starken Jugendeindrücke bleiben gewöhnlich maßgebend fürs ganze Leben." Die Eltern, denen das gut behandelte Kind ursprünglich voll Liebe, Vertrauen und Ehrfurcht gegenübersteht, haben es in der Hand, in ernster und würdiger Weise das Kind mit dem großen Geheimnis der Schöpfung bekannt zu machen. Lernt das Kind von Anfang an hoch von demselben denken, wird es dabei zur Selbstachtung erzogen, so wird seine Auffassung dieses ganzen Lebensgebietes eine ethische, und es wird einen Widerwillen gegen alle Unsittlichkeit empfinden. Das Geheimthun, das Vertuschen, das Sichausreden und Verlegenwerden der Eltern macht die kleinen Frager doppelt neugierig und läßt ihre Phantasie am ehesten auf Abwege geraten. Dagegen die Nichtverhüllung, die ehrliche Mitteilung der Wahrheit, so weit der kindliche Geist sie zu fassen vermag, nimmt der Frage ihren gefährlichen Reiz und ermöglicht die fortgesetzte freie Aussprache über diese Sache, wodurch von ungesunden Einbildungen abgelenkt wird. Jenem schädlichen Versteckspiel zwischen Kind und Eltern, der Heimlichthuerei der Kinder, der Zerstörung des ursprünglichen Zusammengehörigkeitsgefühls und der Entfremdung in dieser ganzen Sphäre wird vorgebeugt.

Wann soll die Belehrung erfolgen? Der Verfasser antwortet: „Ein ‚zu früh' ist hier weniger bedenklich, als ein ‚zu spät'. Denn je früher, je nachdrücklicher wird der guten Auffassung vorgearbeitet, weil dann ja noch keine verderblichen Vorstellungen wegzuräumen sind." „Die Zeit vom neunten bis elften Jahre dürfte durchschnittlich die geeignetste sein." Vorher antworte man dem fragenden Kinde, wie jene weise Mutter es that: „Vertröstet Euch noch eine zeitlang, dann will ichs Euch erklären. Es geht Alles ganz natürlich zu".

G. v. Gizycki.

Sprüche des Demokrit von Abdera.

Nicht bloß Unrecht nicht thun, sondern auch nicht thun wollen, ist recht.

Es ist schön, dem Unrechtthuenden zu wehren, oder wenigstens nicht mit Unrecht zu thun.

Durch Übung werden wir mehr gut, als von Natur.

Nicht der Furcht halber, sondern der Pflicht halber muß man sich des Unrechts enthalten.

Wer sich wohlgemut an gerechte und gesetzliche Werke begiebt, der ist Tag und Nacht vergnügt und stark und ohne Sorgen; wer aber das Rechte nicht achtet und nicht thut, was er soll, dem ist Alles, wenn er woran denkt, zuwider; er fürchtet sich und muß sich selbst schelten.

Wer Thoren lobt, schadet ihnen sehr.

Der Gute kümmert sich nicht um den Tadel der Schlechten.

Zur Freiheit gehört eigentümlich die Freimütigkeit; die Schwierigkeit aber dabei ist die Erkenntnis der rechten Zeit. Daher soll man auch die Wahrheit nicht immer sagen, sondern nur, wo es gut ist.

Es ist für den Menschen passend, die Seele mehr als den Körper in Betracht zu ziehen; denn je vollkommner die Seele ist, umsomehr richtet sie einen elenden Leib auf; des Leibes Kraft aber ohne Verstand macht die Seele in nichts besser.

Des Körpers Schönheit wäre tierisch, wenn der Verstand nicht dabei wäre.

Sorglosigkeit richtet die Trefflichkeit der Natur zu Grunde, Unterricht richtet ihre schlechte Beschaffenheit auf; den Sorglosen aber entgeht auch das Leichte, während durch Eifer auch das Schwere errungen wird.

Bildung ist für die Glücklichen ein Schmuck, für die Unglücklichen eine Zuflucht.

Natur und Unterricht sind verwandt; denn der Unterricht bildet den Menschen um, umbildend aber macht er ihn wieder zur Natur.

Tüchtiger zur Ausübung der Bürgertugend wird sich der zeigen, der in seiner Jugend Aufmunterung und die Kraft der Überredung, als wer bloß Befehl und Zwang erfuhr. Denn es ist erklärlich, daß, wer bloß durch das Gesetz von der Übelthat abgehalten wird, heimlich Übles thut, während es nicht wahrscheinlich ist, daß, wer durch Überzeugung zu seiner Pflicht geführt ist, weder heimlich noch öffentlich Schlechtes ausüben werde. So wird, wer mit Einsicht und Bewußtsein recht thut, auch entschlossen und ohne Rückhalten seiner Meinung.

Unrecht thun macht unglücklicher als Unrecht leiden.

Es ist eine Art Habsucht, Alles sagen und nichts hören zu wollen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Breslau.)

Am Sonntag, den 30. April, vormittags 11½ Uhr hielt Herr Geh.-Rat Prof. Foerster aus Berlin in Breslau einen öffentlichen Vortrag, zu welchem die Abteilung Breslau durch die Presse und durch öffentlichen Anschlag die weitesten Kreise eingeladen hatte. Der große Saal des Kaffee-Restaurant war von mehreren Hundert Männern und Frauen, hauptsächlich des Bürgerstandes, überfüllt, welche den Ausführungen des Redners mit wärmster Teilnahme folgten.

Der Vortrag, als dessen Thema: „Das Heil unserer Zukunft" angegeben war, widmete sich hauptsächlich dem Nachweis, daß unsere jetzige Kultur, obwohl sie früheren Zuständen keineswegs an Intelligenz, Energie, ja selbst an Opferwilligkeit und Hingebung der einzelnen nachstehe, gerade durch die hohe technische Entwickelung aller menschlichen Bethätigungen und durch die Steigerung des Kollektiv-Egoismus in allen Gemeinschaftsbildungen sehr ernsten Gefahren entgegengehe. Diesen Gefahren könne nur dadurch begegnet und eine friedlich edle Entwickelung der Menschheit nur dadurch herbeigeführt werden, daß nicht bloß in alle Bethätigungen der einzelnen, sondern in alle öffentlichen Zustände und Einrichtungen, in alle Gemeinschaften ein völlig neuer Geist einziehe, der schon in uralten Geistesherrlichkeiten zu Tage getreten, aber der Menschheit gerade in ihren wichtigsten, in ihren sittlichen Beziehungen abhanden gekommen, nämlich von politischen und religiösen Kämpfen übertäubt worden sei: der Geist derselben Genauigkeit und Wahrhaftigkeit, derselben selbstlosen Hingebung an die Ziele der Menschheit, der die Wissenschaft groß gemacht habe. Dieser Geist werde im Bunde mit den ewigen Mächten der Sympathie die Menschheit erst wahrhaft glücklich und wahrhaft fromm machen.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1.60 M.
Man abonnirt bei allen
Buchhandlungen und
Postanstalten (Post-
Zeitungs-Preisliste
I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 20. Mai 1893.	Nr. 21.

In gemeinsamer Sache.

Von M. von Egidy.

In gemeinsamer Sache, freilich etwas auch mit zur eigenen Person, darf ich im Anschluß an Fräulein von Kretschmans wohlthuende Ausführungen in Nummer 19 Einiges sagen; nicht um zu kritisieren, nicht um zu widersprechen, oder gar um Recht zu haben, sondern um zu ergänzen, wo ich besser Bescheid weiß: mit Dem, wie ich's meine.

Ich erachte es als sehr ersprießliches Thun, daß Fräulein von Kretschman das Gemeinsame unseres Wollens hervorhebt. Ein Gegensätzliches ist überhaupt nicht vorhanden. Es machen sich im Wesentlichen nur zwei unterschiedliche — nimmer trennende — Momente geltend.

Zunächst: Die D. G. E. K. fordert zu gemeinsamem Wirken „unabhängig von Religion" auf. Demgegenüber meine ich: Weil in meinem Sinne und im Sinne Jedes, der den Begriff „Religion" und „Glauben" zu trennen vermag, der Mensch von Geburtswegen religiös ist, und weil diese Religiosität, der Drang zum Guten, unser ganzes Dasein beherrschen soll, kann sich nur der Mensch unabhängig von (seiner) Religion machen, dem sie wirklich verloren gegangen ist, d. h. in dem der Drang zum Guten fehlt, richtiger: schlummert. Sind das schon überhaupt sehr Wenige, so kann zu diesen Wenigen nimmer Jemand gehören, der den erhabenen Zielen nachgeht, die die D. G. E. K. verfolgt.

Sicher bekennen sich Viele von deren Mitgliedern zu keiner der anerkannten Religionen, wenigstens innerlich nicht. Den Begriff „anerkannte Religion" wollen wir ja aber eben beseitigen. Wir beseitigen ihn indeß nicht, indem sich Einige unabhängig davon machen; wir beseitigen ihn auch nicht, indem wir die im Konfessionalismus aufgehenden Glaubensgemeinschaften zu ethisieren versuchen; wir beseitigen die Herrschaft der heutigen Auffassung nur, indem wir an Stelle derselben die Weltanschauung zum Durchbruch, zum Siege, zur Anerkennung führen und damit zur Beherrscherin unseres Daseins machen, die unserem gesunden, natürlichen und vernünftigen Empfinden entspricht.

Dies gesunde, natürliche und vernünftige Empfinden, losgelöst von jeder Lehre oder Vorschrift, ist Religion. Diese Religion hat — nach meiner bewußten Überzeugung — der Schöpfer als ein selbständiges Etwas, als ein gesondertes Geistesleben in uns gelegt. Für mich ist deshalb die Religion auch der Empfindungsfaden, der mich mit dem Allgeist, mit der Weltseele, mit Gott, in unlösbarem und ewigem Zusammenhang erhält. Andere — die Materialisten — leiten dies Empfinden, wie jede andere Lebensbethätigung, von den Funktionen der Materie ab. Jedenfalls lebt solch Empfinden im Menschen; unsere Pflicht ist es, unabhängig von der Vorstellung über seinen Ursprung, das Empfinden, den Drang zum Guten, zu immer klarerem, vollendeterem Bewußtsein auszugestalten und in den Dienst der Menschheit zu stellen.

Daß ich meine Vorstellungen vom Wesen des Menschen, vom Wesen der Religion, vom Ursprung der Seele und ihrem Fortleben weder als Lehre noch als Bekenntnis je formulieren werde, oder eine gleiche Vorstellung als Bedingung für die Bezeichnung „religiös", „Edelmensch", „Christ" fordere, oder auch nur anstrebe, habe ich oft betont; zuletzt in der Betrachtung, die ich als „Oster-Gewißheit" in Nr. 91 der „Berliner Neuesten Nachrichten" veröffentlichte. Dort heißt es: „Haben Andere eine andere Auffassung und eine andere Bezeichnung für das Verhältnis des Menschen zur Allmacht, sind sie darum Sünder? Wer wägt zu sagen, daß seine Auffassung die rechte sei? Für Jeden ist sein Eigen-Bewußtsein das Entscheidende. Gilt denn aber das Bewußtsein des Anderen nichts? Gilt namentlich nicht eine in heißem Ringen erworbene Überzeugung ebensoviel, wie ein ungeprüftes Glauben? Haftet einer Überzeugung denn weniger Frommheit an, wie dem Glauben? Die Frommheit entscheidet, die Demut entscheidet, die Treue entscheidet, die Hingebung und Festigkeit entscheidet — nimmer die Vorstellung über etwas, nimmer der Glaube. Jede edle Regung, jede heilige Empfindung ist gleichwertig vor der Allmacht, deren Majestät der Mensch weder erhöhen noch erniedrigen kann. Die Majestät ist unantastbar; nur unseren eigenen Innenmenschen können wir durch Verinnerlichung heiligen. Welches Verfahren jeder dabei einschlägt, welchen Läuterungsvorgang er für sich anwendet, muß ihm überlassen bleiben. Religiös ist jeder, der überhaupt an sich arbeitet — „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen."

Dies Umfassen Aller als naturgemäß-zusammengehörig, vielleicht auch die Ausdehnung meiner Umwandlungsbestrebungen auf alle Gebiete unseres Gesamt-Daseins, ist es wohl gewesen, was Herrn Professor Lehmann veranlaßte, von der „Universalität meines Willens" zu sprechen. Herr Prof. L. sagt dabei aber nicht, die D. G. E. K. sei „weit entfernt" von E.'s Universalität. Herr Prof. L. sagt nur: „alle diese Bestrebungen (es ist unmittelbar vorher namentlich von den Logen die Rede) erreichen nicht u. s. w." Das ist etwas Anderes und ist in der Auffassung Jemandes, der Religiosität als Wesens-Bedürfnis unseres Daseins empfindet, auch der D. G. E. K. gegenüber keine ungerechtfertigte Äußerung. Ungerechtfertigter finde ich die Annahme, daß ein Mann, wie

Professor Lehmann, selbst Mitglied der D. G. E. K., sich „nicht die Mühe gegeben habe", Dinge kennen zu lernen, über die er spricht. Vor diesem Vorwurf schützt den Mann seine Eigenschaft als einer der gediegensten Naturforscher unserer Zeit. Das sage ich nicht um der Freundschaft willen, die mich mit Herrn Prof. L. verbindet, noch gar, um mich zum Vertreter seiner Aussprüche zu machen — das ist seine Sache —; das sage ich nur um der Gerechtigkeit willen, und weil ich die Feder einmal in der Hand habe.

Der Unterschied aber, auf den Herr Prof. L. daran anschließend hinweist, besteht wohl in der That. Die bestimmte Erklärung, mit der der gegenwärtige zweite Vorsitzende der Gesellschaft in Nr. 17 der „Ethischen Kultur" eine vorhergehende Betrachtung über Religions-Unterricht — von seinem Standpunkt aus mit vollem Recht — abweist, erläutert die Äußerung, auf die Herr Prof. L. Bezug nimmt, am besten. Die Andeutung dieses Unterschiedes enthält aber keine Wertvergleichung der beiden Richtungen; wenigstens hat eine solche, das glaube ich versichern zu dürfen, dem Herrn Prof. L. fern gelegen.

Die andere Unterschiedlichkeit, auf die auch Frl. v. Kr. sehr richtig hinweist, besteht darin, daß ich es allerdings für leichter und den Durchbruch der neuen Weltanschauung fördernder halte, wenn wir die Begriffe und dazu auch die Worte festhalten, die teils mit dem Menschheits-Bewußtsein untrennbar verbunden sind, wie Wort und Begriff „Religion", teils von der ungeheuren Mehrzahl der für unser Thun zunächst in Frage Kommenden nicht aufgegeben werden wollen, wie Wort und Begriff „Christentum." Diese Begriffe zu wandeln, sie abzuklären, sie auf ein natürliches und vernünftiges Empfinden zurückzuführen, erscheint mir einfacher, als sie durch Worte ersetzen zu wollen, die Millionen und Abermillionen Etwas vermissen lassen, was ihnen Bedürfnis ist. Wenn die D. G. E. K. dasselbe anstrebt, was ich anstrebe, wenn also sie in der That so universal ist, wie ich es bin (was ich glaube; nein: was ich weiß), so ist es meinem Gefühl nach eine Härte, es ist eine unnötige Forderung, die sie an die Gesamtheit stellt, wenn sie die Begriffe Religion und Christentum aus unserem Empfindungsleben beseitigen, oder auch nur durch neue Worte und Werte ersetzen will.*)

Es wird keine Schwierigkeit haben, zunächst von dem Begriff Christentum Alles abzustreifen, was nicht eigentliches Jesustum, nicht Gottestum, nicht ursprünglich-empfundene Religion, was also willkürlich erdachtes „Kirchentum" ist. Frl. v. Kr. wird meinem Wollen in dieser Beziehung nicht ganz gerecht; sie hätte klarer betonen sollen, daß ich unter Christentum eine von jeglicher Kirchen- oder sonst vorgeschriebenen Lehre entlastete Religion verstehe. Die Gemüter sind für diese Wandlung vorbereitet. Dogma, Bekenntnis, Kirchenlehre wanken in allen Fugen. Ein Mal in der Wandlung begriffen, werden Viele bald verstehen, daß auch der Begriff Christentum im Begriff Religion aufgehen kann. Wir wollen das doch der Entwicklung überlassen, aber wir dürfen, meine ich, diese Entwicklung nicht stören, indem wir das warmherzige Empfinden für die Notwendigkeit einer Wandlung durch erkühlende Worte und Werte abschrecken.

Unser Aller Streben in diesem Augenblicke muß einzig darauf gerichtet sein, das in dem Menschen erwachte Sehnen nach einem Wandel der Dinge zum ernsten Wollen anzuregen. Wenn Frl. v. Kr. meine kleine Schrift „Ernstes Wollen" als eine Vielen bereitete Täuschung ansieht, weil sie nicht das erwartete, fertige System der Zukunft brachte, so meine ich, daß der Titel zu dieser Erwartung doch wohl nicht berechtigte; ganz abgesehen davon, daß ich meine Ideen über eine Gestaltung der Zukunft in „Weiteres und Ausbau der Ernsten Gedanken" und in dem „Bericht über die Pfingst-Versammlung" in großen Zügen niedergelegt hatte. Ernstes Wollen sollte auch nicht etwa der Welt versichern, daß ich ernst wolle; das habe ich in den eben erwähnten Schriften gethan; im Übrigen lasse ich mein Thun sprechen. Ernstes Wollen sollte die Antwort sein auf die viel an mich gerichtete Frage: was sollen wir, der Einzelne thun, damit der Dom ersteht, den „Ernste Gedanken" aufbauen wollen? Weil diese Antwort Anforderungen an den Einzelnen stellte — darum war die Schrift den Meisten eine Enttäuschung. Die größeste für mich. Aber mich ficht das nicht an — es wird ruhig weiter- und dies Mal wird durchmarschiert. In der Sekunde, da ich sehe: das wirkte nicht — sind die Gedanken für einen neuen Anlauf auch schon fertig. Und wenn Frl. v. Kr. sagt, daß der Säbel, mit dem ich auf die Kirche einhieb, in meiner Faust zerbrach, so hat sie gewiß Recht. Mehr noch: das Fahrzeug, der Beruf, in dem ich eine glänzende Fahrt auf dem Ozean des Lebens zu machen bestimmt schien, ist zerschellt — nicht aber an dem phantomen Felsen der Kirche, sondern an der erhabenen Berufstreue Derer, die die Kirche schützen zu müssen für ihre Pflicht hielten.

Mit der Kirche habe ich seitdem nichts mehr zu thun; nur noch mit der Religion, mit den Menschen und mit dem der Menschheit verheißenen „Wohlgefallen." Ich denke, die Zeit ist nicht fern, da Männer und Frauen ehrlich bekennen und mutig fordern werden, was ihrem Wohlgefallen entspricht, und damit auch das überwinden werden, was dem Wohlgefallen im Wege steht. —

Bahn frei! Das ist die Losung in der gemeinsamen Sache. Aus dem Wege räumen, was eine Gott-gewollte, Kultur-entsprechende, Entwicklung hemmt. Die Hindernisse beseitigen; die Männer freundlich bei Seite schieben, die sich an die Thüre anlehnen, vor der die neue Zeit steht. Neue Zeiten — neue Männer! Die Menschen, nicht die Worte, sind die Schläuche, die den Inhalt der neuen Weltanschauung in sich aufzunehmen, auszugähren und dann als wertvolle Thaten der Gemeinsamkeit zu spenden haben.

Frl. v. Kr. bringt uns zum Schluß das anmutige Bild des aus vielen Quellen anwachsenden Stromes — das steht der liebenswürdigen Dichterin, die uns Jagd reitenden Stabsoffizieren damals das Lied „vom Jugendbrunnen" widmete, wohl an. Ich aber will nicht umsonst an diesem Jugendbrunnen mich gelabt haben. Ich steige mit der Dichterin auf die Schneeberge, wo zwar die Quellen entspringen, von wo aus aber auch die Lawinen ins Thal gehen. Eine solche Lawine rolle ich an. Sie soll uns die Wege bahnen für unser Wollen, sie soll forträumen, was unserer Entwicklung im Wege steht, sie soll beseitigen, was Natur- und Vernunft-

*) Die D. G. E. K. will weder die Begriffe Religion und Christentum beseitigen, noch durch andere Werte und Worte ersetzen. Der zweite Vorsitzende, Prof. Fr. Jodl, hat in seiner Rede: „Wesen und Ziele der ethischen Bewegung" folgendes ausgesprochen: „Nichts liegt uns ferner als eine grundsätzliche Bekämpfung der Kirchen oder des religiösen Glaubens überhaupt. Wie wir die Thatsache anerkennen müssen, daß es verschiedene Formen des Glaubens nebeneinander giebt, daß die heutige Welt Glauben und Unglauben in großen Massen nebeneinander zeigt, so müssen wir auch die Thatsache anerkennen, daß der religiöse Glaube der Väter heute noch feste Wurzeln im Herzen der Menschen hat und daß auf diesem Boden, neben manchem Unkraut, auch sittlich wertvolle Früchte wachsen .... Nicht im Kampfe mit den Kirchen, sondern im Bunde mit ihnen wollen wir an unserem Ziel, der Humanisierung unseres Geschlechts, thätig sein .... Wir hoffen, die Menschen der verschiedensten Richtungen auf einem gemeinsamen Boden zusammenzuführen. Wir hoffen, einen wirksamen Damm aufzuführen gegen jene Intoleranz, die sich, zu unserer Schande sei es gesagt, in unserm Jahrhundert, welches sich aufgeklärt nennt, mehr und mehr breit macht: die, die vor Allem fragt: „Was glaubst Du?" statt in erster Linie: „Wie bist Du?"; die den Protestanten auf den Papisten wie auf eine Art halb heidnischen Götzendiener, den Katholiken auf den Evangelischen wie auf einen Abtrünnigen und Ausgestoßenen, beide auf den Juden wie als eine Art von bestialischem Halbmenschen und auf den Freidenker gar wie auf die Incarnation des bösen Prinzips hinblicken läßt. Der Glaube ist ein Element der Zwietracht unter den Menschen und mit voller Bestimmtheit kann es ausgesprochen werden; in dem Maße als die Religion dogmatisch geworden ist, ist sie auch eine nie versiegende Quelle von Haß und Verfolgung unter den Menschen geworden. Möge die Religion bleiben für diejenigen, welche ihrer bedürfen; aber wir wollen mit vollem Ernst und Nachdruck daran mahnen, daß es unter dem Reiche des Unbeweisbaren, nur zu Ahnenden einen Boden gemeinsamen Denkens und Schaffens giebt, auf dem Alle sich zusammenfinden können, die Vernunft und guten Willen haben." (Anm. d. Red.)

widriges im Laufe der Jahrhunderte entstand. Das Abgestorbene soll sie in sich aufrollen und damit enden in den Wildbächen, die es pietätvoll dem Meer der Vergessenheit zuführen.

Auf anderen Höhen sehe ich Andere das Gleiche thun. Meine ich auch noch immer, daß es besser sei, wir rollten Alle an der einen Lawine, so soll mir das doch die Freude am Thun der Andern nicht nehmen. Wenn es gethan sein wird, was dem Geschlecht der Gegenwart Pflicht ist, haben wir doch Jeder nur der Menschheit gedient – Jeder, wie es ihn antrieb, zu thun.

Das Verhalten freidenkender Eltern zum heutigen Schul-Religionsunterrichte ihrer Kinder.

Von Dr. Adolf von Gordon in Berlin.

In Nr. 14 der „Ethischen Kultur" haben die Professoren Natorp und Jodl in zwei trotz aller abweichenden Ansichten gleichgestimmten Aufsätzen Wünsche betreffs kirchlich unbeeinflußter Schulen mit moralischer Unterweisung an Stelle des jetzigen Religionsunterrichts ausgesprochen. Professor Natorp will dabei die „christliche Grundlage der Volksschule, weil heute und noch auf geraume Zeit wohl nicht zu entbehren", als Übergangsstadium beibehalten wissen, wogegen sich die Ausführungen des Professor Jodl wenden.

So wenig kirchlich die Gesinnungen der beiden Herren zu sein scheinen, so sehr sind doch — leider — ihre Wünsche zur Zeit als „fromme" zu bezeichnen. Die politischen Verhältnisse haben in Deutschland und namentlich in Preußen eine Wendung genommen, daß an die Verwirklichung solcher Pläne in den nächsten Jahrzehnten schwerlich zu denken ist. Es mag deshalb die Diskussion dieser Frage mit deutscher Gründlichkeit weiter geführt und inzwischen theoretisch und praktisch die pädagogische Grundlage zu einem ethischen Unterrichte gesucht und gelegt werden, damit alles bereit sei, wenn einmal — wohl unausbleiblich — „die Stunde schlägt."

Aber eine andere Frage, eine Gewissensfrage von praktischster Bedeutung, ist es, welche für viele von uns keinen Aufschub leidet: solange noch unsere Kinder in der öffentlichen Schule einen Religionsunterricht genießen, der unseren Anschauungen widerspricht, — wie sollen wir uns da zu dem Einflusse dieses Unterrichts, wie zu den Fragen der Kinder, die sie aus diesem Unterrichte ins Elternhaus mitbringen, stellen? Ich lasse hier die Rechtsfrage der Teilnahme der Dissidentenkinder am Religionsunterrichte der Schule und ähnliche gesetzgeberische Fragen ganz beiseite. Ich rechne nur mit der unleugbaren Thatsache, daß freidenkende Eltern zu ungezählten Tausenden alljährlich ihre Kinder in die öffentlichen Schulen und damit regelmäßig in deren Religionsunterricht senden. Ich meine auch, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, thun sie, ganz abgesehen von dem häufig wirkenden gesetzlichen Zwange, recht daran. Ich stimme hier ganz dem Abgeordneten Stöcker bei, welcher kürzlich darauf hinwies, daß das Christentum doch mit allen unsern Verhältnissen zu eng verbunden sei, als daß man die Kinder selbst der Dissidenten und Juden ganz ohne Kenntnis desselben aufwachsen lassen dürfe. Stöcker fügte auch mit anerkennenswerter Korrektheit hinzu, daß für diesen Zweck ein Unterricht „ohne Katechismus" einzurichten sei, den man wohl noch kennzeichnender als „Religionskunde" bezeichnen könnte. In der That wird auch die eingangs angedeutete Schule der Zukunft einer solchen Religionskunde, welche außer der Entwickelung der Religion als solcher in den höheren Schulen die wichtigeren Religionen überhaupt, in Elementarschulen aber das Christentum behandelt, neben ihrem ethischen Unterrichte nie entraten können. Schon die vom Professor Natorp hervorgehobene Pflege des Gemeinsinns erfordert, daß sich die Mitbürger über solche Fragen wenigstens verstehen; anderenfalls wäre es gar nicht einmal ausgeschlossen, daß sich bei einem Teil der Bevölkerung die abenteuerlichsten Vorstellungen, wie etwa die der Ritualmorde, auch an den christlichen Gottesdienst hefteten. —

Inzwischen aber haben wir noch keine „Religionskunde" und auch noch keinen ethischen Unterricht. Da bleibt uns regelmäßig schon nichts anderes übrig, als für unsere Kinder noch in dem jetzigen Religionsunterrichte für beide einen Ersatz zu suchen.

Es ist erfreulich, mit Professor Natorp aussprechen zu dürfen, daß dieser Ersatz in unseren Schulen oft nicht nur gesucht, sondern auch, wenigstens zum guten Teil, gefunden wird.

Dies gilt zunächst von den höheren Schulen — Gymnasien, Töchterschulen und dergl., — in denen von einem Überwuchern der konfessionellen Grundlage so wie so nur in Ausnahmefällen die Rede sein kann. Der Regel nach wird eine solche durch die intensive Behandlung des klassischen Altertums, der deutschen und neueren ausländischen Klassiker, der Mathematik und der Naturwissenschaften ausgeschlossen. Der Religionsunterricht aber tritt schon der Stundenzahl nach zurück und erscheint überwiegend als Kirchengeschichte und Dogmenlehre.

Indes auch in den Volksschulen, namentlich in Städten, entledigt sich häufig der Lehrer des Religionsunterrichts in einer Weise, welche das treue Festhalten des Lehrerstandes an den Vermächtnissen eines Pestalozzi und Diesterweg bekundet. Auf dem Lande freilich, wo der Einfluß der Geistlichen aus verschiedenen Gründen stärker ist, dringt der kirchliche, des natürlichen Kerns entkleidete Religionsunterricht nicht selten in gradezu verderblicher Weise in die kleinen Köpfe ein. Es ist mir wiederholt begegnet, daß wohl ein Dutzend solcher Schulkinder, in einem Strafverfahren vor den Richter gefordert, trotz freundlichen Zuredens außerstande waren, einen noch so einfachen Vorgang, — etwa eine beobachtete Schlägerei — natürlich wiederzugeben, daß sie vielmehr — ein Kind nach dem andern — vor den Richter traten und im Style der biblischen Geschichte vom kleinen David und großen Goliath ihre Aussagen machten. Natürlich sind solche Aussagen wertlos, weil sie nicht erkennen lassen, was auf natürlicher Beobachtung und was auf Mache beruht; nicht ohne Groll sieht man in solchen Fällen, wie schon der Kindheit der Stempel der Unnatur dogmatischen Vorstellungen zu liebe aufgedrückt wird! —

Nun, unter den Lesern dieser Zeitschrift werden zur Zeit nur wenige sein, die ihre Kinder in eine Dorfschule senden, — leider! denn den ethischen Bestrebungen wäre Verbreitung in alle Volksschichten sicherlich zu wünschen. — Der freundliche Leser dieser Zeilen wird also auch wohl nicht vor die Frage gestellt werden, wie er sich zu einer solchen geistigen Verunstaltung seines Kindes zu verhalten hat.

Aber auch der mit noch so großem pädagogischen Takt gegebene heutige Religionsunterricht kann die dogmatischen Fragen des Christentums nicht übergehen, und selbst in einer Religionskunde der Zukunft würden ja solche Fragen, wenigstens hypothetisch, auftreten.

Es braucht wahrlich noch kein besonders tief angelegtes Kind zu sein, welches am Ostermorgen den Eltern die vertrauensvolle Frage vorlegt, wie es sich denn eigentlich mit der Auferstehung Christi verhalte? Wird eine solche, die Phantasie des Kindes besonders beschäftigende Frage nicht zurückgewiesen, so werden die Fragen nach der Himmelfahrt und der Gottheit Christi, nach der Dreieinigkeit, nach der Erlösung und tausend andere nicht ausbleiben können. Bildet doch das apostolische Glaubensbekenntnis den unvermeidlichen Memorierstoff für kleine Gehirne von 10 Jahren und weniger!

Es giebt nun verschiedene Möglichkeiten, wie wir uns zu jenen Fragen unserer Kinder und überhaupt zu dem Einflusse des positiven Religionsunterrichts stellen können, und jede derselben findet unter den Eltern ihre Vertreter. Einige stellen den pädagogischen Grundsatz an die Spitze, daß jeder Konflikt beim Kinde zu vermeiden sei — und unterstützen

Anschauungen, die sie nicht teilen. Andere benutzen nach Diplomatenart die Sprache, um zu verhüllen, was sie meinen. Wieder andere lehnen die Antwort ab: das seien Fragen, über die erst die „Großen" sprechen könnten, jetzt genüge, was der Lehrer sage. Die letzten endlich wollen nicht darauf verzichten, auch einer natürlichen Weltanschauung die Wege zu ebnen, während sie sich zu den Vorstellungen des positiven Unterrichts ähnlich stellen wie Lessings Nathan und darauf hinweisen, daß viele edle Menschen und Völker so, viele aber auch anders denken, und daß es vor allem unabhängig hiervon darauf ankomme, gut zu sein.

Professor Natorp in seinem citierten Aufsatze beantwortet die hier angeregte Frage nur nebenbei und indirekt: „Dem Kinde darf, nach allen pädagogischen Grundsätzen, nur Eines von beiden geboten werden; das Eine aber ist, so lange die heutige Kultur steht, unvermeidlich" (nämlich die christliche Grundlage), „also sollte man auf das Andere" (freiere Anschauungen) „für die Kinderjahre" — bis 14 Jahren? — „bewußt Verzicht thun." Aber nun kommt ein Nachsatz, mit Rücksicht auf welchen die Antwort für unsere Frage ganz versagt. „Die unerläßliche Gegenbedingung ist freilich: daß nun auch streng darauf gehalten wird, daß die Dogmatik in jeder Form der Volksschule fernbleibt." Recht schön für die Zukunft — wie jetzt aber, wo diese Gegenbedingung nicht zutrifft? Professor Natorp giebt diese Antwort nicht direkt; wenn man aber zu dem schon hervorgehobenen pädagogischen Grundsatz die Worte hält: „Um so weniger möchte ich seinen Kinderjahren ihn (den süßen Kinderglauben) mißgönnen und sein Kindesgemüt schon mit Fragen belasten, deren Wucht uns reife Männer fast zu Boden drückt," — dann läßt sich die Antwort ableiten, daß Eltern den Vorstellungen des Schulreligionsunterrichts keinesfalls entgegentreten, — höchstens dieselben in etwas mildern dürfen. —

Diese Antwort ist es gewesen, welche mir heute — am Ostertage — die Feder in die Hand gedrückt hat. Denn diese Antwort ist, so oft wir derselben auch bei Eltern begegnen, nach meinem Dafürhalten durch die Worte ihres Verfassers gerichtet, daß, wenn wir von den religiösen Vorstellungen abgehen, wir das Kindergemüt „mit Fragen belasten, welche uns reife Männer fast zu Boden drücken." Ist es wirklich wahr, daß der Anblick des entschleierten Bildes zu Sais uns gleich jenem Jüngling, von dem der Dichter singt:

. . . . „Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe,"

„zu Boden drückt," daß unser freudiges, thatendurstiges Streben durch den Verlust der Vorstellungen religiöser Dichtung gehemmt werde, — dann fort mit dem pedantischen Jagen nach formaler Wahrheit! Dann lasset uns eintreten in den hehren Dom des Katholizismus und unter den herrlichen Klängen der Orgel beim Gesange einer missa solemnis vor strahlenden Altären mit der andächtigen Menge das Knie beugen, zur heiligen Jungfrau beten und uns dem dreieinigen Gott und seinen Heiligen anvertrauen! Wer hat nicht die gewaltige Macht dieser Poesie empfunden, wenn er in Köln, „der Stadt mit dem ewigen Dom", dieses unvergleichliche Gotteshaus betrat? Oder wenn er den Pilgerscharen in den Parkanlagen des Ölbergs begegnete, wo — zwischen Ems und Koblenz — ein würdiger Priester ein Menschenleben rastloser Arbeit daran gesetzt hat, dem Christenglauben eine Stätte zu schaffen, auf der jeder Baum und jeder Stein in rührend kindlicher Weise das Evangelium zu predigen scheint!

(Schluß folgt.)

Ethische Gemeinschaft.

Ansprache M. M. Mangasarians an die neuen Mitglieder der Gesellschaft für ethische Kultur in Chicago, vom 8. Januar 1893.
(Übersetzt aus der Februar-Nummer des „Conservator".)

Ich halte es für ein großes Privilegium, Sie heute in unserer ethischen Gemeinschaft willkommen zu heißen. Ich bin gewiß, daß Sie das Ziel dieser Gesellschaft verstehen und mit demselben einverstanden sind. Dies ist keine Gesellschaft von Männern und Frauen, welche vollkommen geworden sind, keine Gemeinde der Auserwählten. Es ist eine Gesellschaft von Männern und Frauen, welche im Leben ein moralisches Ziel haben. Die Basis der Gemeinschaft ist hier nicht eine Übereinstimmung in der Weltanschauung, sondern die Einigkeit im Hungern und Dürsten nach dem Guten und dem Wahren.

Indem Sie sich dieser Gesellschaft anschließen, können Sie durch Ihr tägliches Verhalten ihren Grundsätzen Ehre machen. Sie können unsern Einfluß verstärken, indem Sie „nur was gut ist thun und nur was wahr ist reden."

Meine eigene Meinung hinsichtlich der Zulassung neuer Mitglieder — und ich freue mich, zu sagen, daß ich hierin nicht allein stehe, — ist diese: daß unsere Thür Keinem verschlossen sein sollte. Ich würde nicht nur die Theologie und die Philosophie, welche von der meinigen abweichen, sondern selbst den Menschen willkommen heißen, welcher zu Gunsten seines Charakters und vergangenen Lebens nichts als seinen Wunsch, besser zu werden, anzuführen hat. Wenn ein Spieler oder Trinker vor unserer Tür steht und Einlaß begehrt, so werde ich gern rufen: „Herein!" Es giebt keine Gesellschaft auf Erden, die ihnen hilfreicher werden könnte, wenn sie sich derselben anschließen, als eine Gesellschaft für sittliche Vervollkommnung, für ethische Kultur. Ich gebe zu, daß die Aufnahme solcher Männer und Frauen unsere Stellung in den Augen der Welt schädigen, unsere Arbeit erschweren kann; aber welchen sittlichen Wert hat eine Idee, ein Evangelium, welches vor dem Schwierigen zurückschreckt, diejenigen meidet, welche seiner Speise am meisten bedürfen, und den Pfad sucht, welcher bequem und ansehnlich ist? Zu dem schuldigen Weibe, welches vor Jesus gebracht wurde, auf daß er es verdamme, sagte er: „Gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr." Lasset uns sagen: „Komm, und sündige hinfort nicht mehr."

Ich glaube an eine freie Gemeinschaft. Ich mag zu Keinem sagen: „Bleibe weg!" Ich will keine Anathemas und Exkommunikationen haben. Ich will dem einen verlorenen Schafe nachgehen. Warum? Weil es uns mehr braucht. Ich will „Fallen stellen", die verschwenderischen Söhne zu fangen. Ich glaube an eine unendliche, ungebrochene Gemeinschaft.

Zum Schluß: Die ethische Bewegung vertritt einen neuen Gedanken. Sie ist nicht ein neuer „ismus", sondern ein neuer Geist. Alle neuen Ideen bringen Störung, Geistesqual, Trennungen in der Familie, Streit in privaten und öffentlichen Interessen. „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert", sagte der große Prophet. Große Lehrer bringen nicht Frieden, sondern den Kampf der Geister; das neue Evangelium bringt nicht Zufriedenheit, sondern Durst nach Fortschritt, — nicht das Bekenntnis: „Wir wissen nichts", sondern Streben nach „mehr Licht", — nicht Gleichheit, sondern Freiheit des Glaubens und Denkens.

Diesen Morgen haben Sie Ihre Namen in unsere Liste eingetragen, Sie haben Ihr Ziel verkündet, Sie haben Partei ergriffen. Das ist in unserem Leben ein sehr wichtiger Schritt. Hinfort können Sie nicht beiseite stehen und mit Gleichgiltigkeit auf den Kampf zwischen Wahrheit und Irrtum, Licht und Finsternis blicken. Sie können nicht sagen: „Das interessiert mich nicht." Nein, Sie sind Krieger geworden. Sie haben eine Sache, und von Ihrer Treue, Ihrem Mute und Ihrer Hingabe hängt der Ausgang der Schlacht ab.

Trost im Alter.

Von J. Engell-Günther

Freude am Ganzen und heiligen Eifer, dem Guten zu dienen,
Lerne die Jugend bei Zeiten, mit wirklichem Ernst und mit Liebe.

Was Ihr nicht sä't in den wonnigen Tagen des treibenden Lenzes,
Könnt Ihr nicht ernten im Herbst und genießen im traurigen Winter.
Langsam nur reift sie, die Frucht des gerechten und liebenden Sinnes;
Doch sie hält aus in der Not und erquickt noch das einsame Alter.
Hütet Ihr sie, so gewährt sie den Trost, daß Ihr stark bleibt und mutig;
Wie auch die Welt Euch verkennt in den besten Gedanken und Thaten.
Seid Ihr von früh an gewöhnt, nur mit Liebe die Andern zu schauen,
Dann habt Ihr Zorn nicht und Haß; nein, nur Mitleid mit ihren Gebrechen.
Nichts kann verbittern den Freund aller Menschen, den wahrhaften Weisen;
Kränkung verschmerzt er, vergißt sie in liebendem Kampf um die Zukunft.
Hochmütig nicht, aber in sich gefestet, betrachtet er Alles;
Nichts dünkt gering ihm, er freut sich des Fortschritts, der immer erkennbar.
Das ist das Höchste im menschlichen Dasein, und wer es gewonnen,
Wird nie beklagen, daß Glaube ihm mangelt; er hat ja die Liebe.

Vermischtes.

Fräulein Helene Lange, die Begründerin und Vorsteherin der Realkurse für Frauen in Berlin, versendet ein Cirkular, dem wir Folgendes entnehmen: „Es war bei der Begründung der Kurse (Realkurse für Frauen) von vornherein die Möglichkeit ins Auge gefaßt, eine entsprechende Erweiterung derselben eintreten zu lassen, sobald eine gegründete Aussicht vorhanden sei, daß die deutschen Universitäten ihre Thore den Frauen erschließen würden. Die Realkurse sollten alsdann in Gymnasialkurse verwandelt werden. Der Augenblick scheint uns jetzt gekommen. Nicht nur ist die öffentliche Meinung durch die besonnene, ruhige Entwicklung, die die Frauenbewegung gerade in Deutschland genommen, mehr und mehr von ihrem Vorurteil gegen dieselbe zurückgekommen: auch die Behörden scheinen allmählich der Überzeugung gewonnen zu werden, daß sie durch die Förderung eines sozialen Einflusses, wie er von gründlich gebildeten Frauen ausgehen kann, daß sie ferner durch die Hebung der Frauen dem wohlverstandenen Interesse des Staates dienen. Unsere Gymnasialkurse werden daher im Herbst dieses Jahres eröffnet werden. Bis sie die ersten Schülerinnen zur Universität entlassen können, wird hoffentlich der Zeitpunkt endlich gekommen sein, wo diese ihre Studien auf einer deutschen Universität absolvieren können. . . .

„Es liegt in unserer Absicht, sobald das Universitätsstudium den Frauen auf einer preußischen Universität gestattet sein wird, bei der preußischen Regierung die Entsendung eines Kommissars zu den Schlußprüfungen der Gymnasialkurse nachzusuchen, um auf diese Weise unseren Schülerinnen auch die formelle Berechtigung zum Besuch der Universität zu sichern.

„Meldungen zu den Gymnasialkursen werden schon jetzt von der unterzeichneten Leiterin entgegengenommen. Eingehende Prospekte und Stundenpläne erscheinen wie gewöhnlich im Herbst. Prospekte der bisherigen Realkurse stehen auf Verlangen zur Verfügung. Auskunft erteilt die Unterzeichnete in ihrer Sprechstunde, $^1/_2$3—$^1/_2$4 Uhr nachmittags, Schöneberger Ufer 35 III (Sonntag und Dienstag ausgenommen), sowie auch schriftlich.

„Berlin, im Mai 1893. Helene Lange."

Der Deutsche Verein gegen den Misbrauch geistiger Getränke hat soeben an sämtliche höchste Unterrichtsbehörden der deutschen Staaten eine Bitte um Förderung seiner Bestrebungen durch die Volks-, Mittel- und Hochschulen gerichtet. Er beklagt darin, daß der größte Teil der Erwachsenen über den wahren Wert der geistigen Getränke und über das vielfache Elend, das der Trunk auch in Deutschland hervorruft, schlecht unterrichtet sei; daß sich die Erwachsenen vielfach auch recht unempfänglich gegen die ihnen gebotene Belehrung über diese Dinge erweisen, weil sie sich in ihrer bisherigen Lebensweise nicht beunruhigen lassen wollen. Die Volksschüler, Seminaristen, Realschüler, Gymnasiasten und Studenten werden dagegen unbefangener und bereitwilliger eine solche Aufklärung annehmen, und für diese hat sie am Ende auch den meisten Wert, da sie in dem Alter oder kurz vor dem Alter stehen, in dem sich ihre Lebensgewohnheiten bilden. In den meisten germanischen Ländern geschieht bereits Erhebliches für den Mäßigkeitsunterricht der Jugend, teils durch freie Vereine, teils durch gesetzliche Schuleinrichtungen. Der genannte Verein nun wünscht erstens: Abhaltung von Vorlesungen an den Universitäten über den Alkoholismus, seine Gefahren, seine Ursachen und seine Bekämpfung. Er denkt dabei besonders an einstündige Publika, vorgetragen von Dozenten, die der Sache ein besonderes Interesse abgewonnen haben, seien es nun Hygieiniker oder andere Mediziner oder Nationalökonomen oder andere Gelehrte. Weiter werden vorgeschlagen: einige Vorträge oder Unterrichtsstunden darüber in den Lehrerbildungsanstalten, das Gleiche in Gymnasien, Real- und anderen Mittelschulen, Verhandlungen über den Gegenstand in amtlichen Lehrerkonferenzen, Einstellung geeigneter Schriften in die Lehrer- und Schülerbibliotheken; weiter: in allen Schulen häufig wiederkehrende kurze Besprechungen einzelner Schäden des Trunks in den verschiedensten Unterrichtsstunden, sobald sich die Gelegenheit bietet, Einfügung zweckdienlicher Lesestücke in die Lesebücher und entsprechender Rechenaufgaben in die Rechenbücher, endlich: Hinweis auf die Bestrebungen des Deutschen Vereins gegen den Misbrauch geistiger Getränke, der übrigens sich bereit erklärt hat, jedem Lehrer eine Anzahl Schriften über die Mäßigkeitssache auf Wunsch unentgeltlich zu übersenden. (Adresse des Geschäftsführers: Dr. W. Bode in Hermsdorf bei Dresden.)

Bücherbesprechungen.

System der Ethik, mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre. Von Friedrich Paulsen, a. o. Professor an der Universität Berlin. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz. 1891. (XVI und 907 Seiten.)

Wie die Werke Höffding's und Jodl's, welche ich früher besprochen habe, so auch ist Paulsen's Ethik nicht ein Werk bloßer Gelehrsamkeit, sondern es giebt uns die Quintessenz der eigenen Lebenserfahrung des Verfassers. Aber Paulsen's Arbeit vertritt einen weit konservativeren Standpunkt. Man könnte sie eine Theodicee im großen Stil nennen, da sie in allem, was war und ist, „die Seele des Guten in dem Übel" zu zeigen sucht

Nach einer Einleitung über Wesen und Aufgabe der Ethik giebt Paulsen den Umriß einer Geschichte der Lebensanschauung und Moralphilosophie. Besonders bemerkenswert ist darin seine Darstellung des Urchristentums Er zeigt, wie von Grund aus dieses sich sowohl von der griechischen wie von der modernen Lebensansicht unterscheidet, da es die Dinge dieser Welt verdammt und des Menschen wahre Heimat nur in einer anderen Welt findet.

Der zweite Teil handelt über Grundbegriffe und Prinzipienfragen. Als höchste sittliche Richtschnur sieht er die allgemeine Wohlfahrt an; diese „besteht in der Bethätigung aller Tugenden und Tüchtigkeiten, am meisten der höchsten" Von besonderem Interesse ist für uns das Kapitel über das Verhältnis der Moral zur Religion. Paulsen hat nicht die Absicht, die Moral auf die Theologie oder die Metaphysik zu gründen; vielmehr ist er „der Überzeugung, daß die Moral rein immanent begründet werden kann und muß" Er tritt der Ansicht entgegen: „Wenn mit diesem Leben alles aus wäre, dann wäre Tugend ein leerer Wahn; dann wäre es Lebensweisheit, rücksichtslos den Augenblick zu genießen"; und er erklärt: „Nach der hier vertretenen Ansicht ist die Moral als Wissenschaft von jener An-

nahme" (der Unsterblichkeit) „völlig unabhängig. Sie würde nicht einen ihrer Sätze ändern, ob es nun ein Leben nach dem Tode giebt oder nicht. Die Sittengesetze sind Naturgesetze des menschlich-geschichtlichen Lebens auf dieser Erde. Ist dieses Leben Vorbereitung auf ein anderes Leben, so wüßten wir doch auf keine Weise anzugeben, was wir mit Rücksicht hierauf thun könnten, als dieses zeitliche Leben mit dem schönsten und reichsten geistig-sittlichen Inhalte zu erfüllen. Und wenn dieses irdische Leben das ganze Leben wäre, so wäre wiederum eben dasselbe ratsam und geboten; ein solches Leben bedürfte auch nicht eines anderen zur Belohnung, es wäre sich selber der beste Lohn. Und ich möchte hinzufügen: auch in pädagogisch-praktischer Rücksicht scheint es mir nicht ratsam, die Verbindlichkeit oder die Bedeutung der sittlichen Gebote von einer so unsicheren Sache als dem Glauben an ein künftiges Leben abhängig zu machen. Denn es wird nicht zu leugnen sein, daß dieser Glaube in unserer Zeit in immer weiteren Kreisen wankend wird; und schwerlich wird die Zukunft hierin eine Umkehr bringen. Was diesem Glauben Abbruch thut, das ist die fortschreitende Ausbreitung naturwissenschaftlicher und historisch-anthropologischer Betrachtungsweise."

Paulsen tritt der Meinung, „daß ein um die Gesetze der Moral unbekümmertes Leben eine logische Konsequenz irgend eines Glaubens oder Unglaubens sei", nicht bei; auch meint er nicht, daß es „notwendig die thatsächliche Wirkung" des Unglaubens sei, sondern erklärt: „Es giebt zweifellos unter denen, die sich nicht nur vom kirchlichen Dogma, sondern von jedem religiösen Glauben vollständig losgelöst haben, ehrliche und zuverlässige Männer, ja sogar leidenschaftliche und opferfreudige Idealisten; wie es umgekehrt unter denen, deren kirchlicher Glaube nie die mindeste Erschütterung erlitt, die alle religiösen Pflichten mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit erfüllen, die auch wirklich religiöser Empfindung zugänglich sind, Männer giebt, deren Leben und Handeln voll von hartnäckiger Verkehrtheit, lieblosem Hochmut, verstockter Unwahrheit ist." Dennoch glaubt Paulsen, daß der Mangel der Religion „immer eine Störung, sei es im Individualleben, sei es im Gesamtleben andeutet." Im besondern scheint er zu meinen, daß in solchen Personen die Gefühlsseite zu wenig entwickelt sei. Unter Religion versteht er „den Glauben an eine transscendente Welt." Sie entspringe „überall aus einer Empfindung des Ungenügens der empirisch gegebenen Wirklichkeit." Er ist der Überzeugung, „daß die Welt unserer Erfahrung oder die Natur nicht die Welt an sich selbst ist, oder daß unsere Wissenschaft nicht die Wirklichkeit erschöpft", und daß „die Wirklichkeit durch das Gute und um des Guten willen ist." Er glaubt, „daß die Gemüter der Besten immer am meisten der religiösen Empfindung geöffnet waren und sein werden."

Ich kann mich unserm Autor in diesem Punkte nicht anschließen. Völlig einverstanden bin ich mit ihm darin, daß die sittlich hervorragenden Menschen eine „Empfindung des Ungenügens der empirisch gegebenen Wirklichkeit" haben. Wozu wird diese Empfindung nun antreiben? Bei dem, welcher in seinen Wünschen und Hoffnungen sich auf diese Welt der Erfahrung, auf die Menschheit und ihre irdische Zukunft beschränkt, welcher die Erde für seine Heimat und dieses Leben für sein einziges hält, wird jene Empfindung ohne Rest als Sporn dienen, das Ungenügende in der gegebenen Wirklichkeit zu bekämpfen, durch Besseres zu ersetzen, bestehende Einrichtungen umzugestalten; die Leidenschaft des Reformers wird ihn beseelen. Wer dagegen jenen Trieb durch den Ausblick zu einer transscendenten Welt, in der das Gute schon Wirklichkeit ist, beschwichtigt, — wem das Ideal nicht eine praktische Forderung an sein eigenes Thun, sondern ein Ding zu andächtiger Betrachtung ist, der wird in eben dem Maße, in welchem er hierin seine wahre Befriedigung sucht, für den Dienst der Menschheit verloren sein. Die Menschheit, scheint mir, hat es nicht zu beklagen, wenn in eines Menschen Gemüt die Menschheit an die Stelle der Gottheit tritt und wenn nach seiner, all' sein Handeln regelnden Überzeugung das Wesentliche an einem Menschen dessen Verhältnis nicht zur Gottheit, sondern zur Menschheit ist. Umgekehrt wird man oft finden, daß Personen sich auf irgend welche Glaubensvorstellungen etwas zu Gute thun, diejenigen, welche sie nicht haben, hassen und lästern, deren sittliche Lauterkeit nicht anerkennen, die eigenen moralischen Mängel aber, ihre Lieblosigkeit und Unwahrhaftigkeit, durch ihre religiösen und metaphysischen Ansichten wettzumachen vermeinen. Wenn wir die Personen, welche wir näher kennen lernen, nach ihren „Früchten" beurteilen, werden wir wohl manchmal zu einer von dem Urteil unseres Autors sehr abweichenden Überzeugung gelangen.

Wertvoller als der theoretische Teil des Werkes scheint mir der praktische zu sein. Derselbe ist reich an weisen Ratschlägen, tiefen und fruchtbaren Gedanken und feinen Beobachtungen. Auffallend ist es, daß in dem umfangreichen Werke die Ethik des Glaubens (welche Clifford so meisterhaft dargestellt hat: vgl. „Ethische Kultur" Nr 1, 2, 5, 6, 7, 8) unberücksichtigt geblieben ist und die Pflichten gegen die Tiere nicht erwähnt sind. Da der Verfasser nicht den Glauben hegt, daß die Menschheit glücklicher oder besser werden werde, so dürfen wir uns nicht wundern, daß von dem Feuer eines ethischen Reformers in seinem Buche nur schwache Spuren zu finden sind. Trotz aller Einwendungen, die man gegen dasselbe erheben kann, muß man doch anerkennen, daß es zu den besten Werken der neueren deutschen Ethik gehört.

G. v. Gizycki.

Ethik. Eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Von Wilhelm Wundt. 2. umgearbeitete Auflage. Stuttgart, 1892. (XII u. 684 S.)

Die Freunde ethischer Kultur möchte ich auf dieses hochbedeutende Werk, das jetzt in 2. Auflage erschienen ist, hinweisen. Der verhältnismäßig abstrakte Stil und schwere Gedankenbau desselben erfordert allerdings neben einem gewissen Grade philosophischer Vorbildung ein eingehendes Studium seitens des Lesers; dieser wird aber auch für seine Mühen durch die überraschende Fülle von Forschungsergebnissen reichlich entschädigt.

Wundt schildert das Sittliche im wesentlichen als Willensentwicklung, als ein fortschreitendes Zwecksetzen. Der Wille bethätigt sich nun so, „daß die Effekte der Handlung mehr oder weniger weit über die ursprünglichen Willensmotive hinausreichen, und daß hierdurch für künftige Handlungen neue Motive entstehen, die abermals neue Effekte hervorbringen." Dieses wichtige psychologische Gesetz („Gesetz der Heterogonie der Zwecke"), verbunden mit dem sogenannten Gesetze der drei Stadien oder der successiven Differenzierung und Unifizierung der sittlichen Begriffe befähigt uns nun, die Thatsachen des sittlichen Lebens zu verstehen und zu ordnen und damit die empirische Grundlage der Ethik zu schaffen. Die beiden hierher gehörigen Hauptgebiete werden eingehend geschildert: das der religiösen Anschauungen und das der Sitte, der Beherrscherin des sozialen Lebens, die aber in allen Lebensformen den Stempel des religiösen Ursprungs an der Stirne trägt. Eine kurze Darlegung der Natur- und Kulturbedingungen der sittlichen Entwicklung knüpft sich daran. Dieser anthropologische Teil scheint mir der wertvollste des ganzen Werks.

Wie sich die sittlichen Thatsachen in den Köpfen der Philosophen malen, zeigt uns die Darstellung der sittlichen Weltanschauungen im 2. Abschnitt. Kurz und treffend werden die einzelnen Moralsysteme geschildert und beurteilt; geistvolle Parallelen klären das Verhältnis der Einzelnen zu einander. Immer deutlicher tritt der eigne philosophische Standpunkt des Verfassers zu Tage: sein schroffes Zurückweisen des Utilitarismus und Eudämonismus und — positiv — seine Anlehnung an den spekulativen Idealismus der nachkantischen Philosophie.

Nach diesen „einleitenden und vorbereitenden" Untersuchungen, die aber die bei weitem größere Hälfte des Bandes einnehmen, entwickelt Wundt im 3. Abschnitt, „Die Prinzipien der Sittlichkeit", sein eignes metaphysisches System, in Anlehnung an Grundgedanken von Fichte, Hegel und Schleiermacher, aber im Gegensatze zu diesen auf dem sichern Grunde der Empirie ruhend. Der sittliche Wille, die sittlichen Zwecke, Motive und Normen werden dargestellt. Ersterer ist ihm nicht blos als Individualwille, sondern, und zwar in der Hauptsache, als objektiver Gesamtwille thätig, der die nämliche Ursprünglichkeit und Realität besitzt, wie der Individualwille. Wundt selbst bezeichnet sein System als universellen Evolutionismus. Im Utilitarismus sieht er nichts als einen erweiterten Egoismus; das Individuum kann nach ihm nie Selbstzweck des Sittlichen sein.

Die gewonnenen Prinzipien werden im 4. Abschnitt auf die sittlichen Lebensgebiete angewandt, allerdings in einer mehr andeutenden, als ausführenden Weise. Für die einzelne Persönlichkeit, für Gesellschaft, Staat und Menschheit werden die idealen Ziele der sittlichen Entwicklung aufgestellt. Das Nähere bleibt den einzelnen ethischen Wissenschaften: Pädagogik, Rechtsphilosophie, Philosophie der Gesellschaft und der Geschichte überlassen. —

Vielleicht ersieht man schon aus diesen dürftigen Andeutungen, daß der von der herrschenden utilitarisch-evolutionistischen Richtung hart bedrohten spekulativen Ethik in Wundt ein äußerst sorgfältig gerüsteter Vorkämpfer erstanden ist. Das letzte Wort im Streite der Meinungen ist freilich noch von keiner Seite gesprochen. Vor allem wird zunehmende psychologische Vertiefung der Staatswissenschaften der Ethik zu gute kommen.

Dr jur. Karl Engel.

Das Kellnerinnen-Elend in Berlin. Von Karl Schneidt. Berlin SW. Moderner Verlag. 1893. (56 S.)

Ein ernstes Wort zur „Ethik der Presse" enthält diese verdienstliche kleine Schrift: „Prüderie und Heuchelei sind bei uns schon längst in ganz demselben Umfange zu finden wie in England — ganz besonders aber in unserer Presse, die immer mehr auf den ‚Familienblatt'-Standpunkt herabsinkt und schon aus diesem Grunde im Beschönigen und Vertuschen Großes leistet. Wir haben kaum noch eine Presse, in der ernste Männer ernste Fragen mit dem rücksichtslosen Mute der Wahrheitsliebe erörtern könnten, ohne befürchten zu müssen, Anstoß zu erregen. Wie der Vogel Strauß, so stecken unsere tonangebenden Blätter den schlimmen Auswüchsen der bestehenden Gesellschaftsordnung gegenüber den Kopf in den Sand — sie wollen nichts sehen, wollen nichts hören. Und ihre Leser lullt diese pflichtvergessene Presse in den Wahn ein, daß wir in der besten der Welten leben, daß, von einzelnen Unvollkommenheiten abgesehen, Alles gut und schön sei. Da ist es doch wohl die Pflicht jedes ehrlichen Mannes, der die Wahrheit kennt, öffentlich für sie Zeugnis abzulegen. Pflicht ist es unter solchen Umständen, das, was eine pflichtvergessene, feige Presse beschönigt und verschweigt, zur öffentlichen Kenntnis zu bringen und zwar in ungeschminkter Form und Fassung, lediglich in der Absicht, die Wahrheit offenbar werden zu lassen."

In dieser Absicht, sachlich und rücksichtslos, stellt der Verfasser die „himmelschreienden Mißstände" im Berliner Kellnerinnengewerbe dar,

welches eine „ungeheure Summe von Elend, Jammer und wilder Verzweiflung“ birgt. Er hofft, daß, wenn diese Zustände allgemein bekannt werden, „von allen Seiten ein Sturm der Entrüstung sich erheben und die öffentliche Meinung mit Nachdruck auf eine gründliche Reinigung dieses ungeheuerlichen Seuchenherdes dringen werde.“

Die Grundursache aller Schäden jenes Gewerbes findet der Verfasser, wie auch fast alle Kellnerinnen es thun, in der skandalösen Thatsache, „daß die Wirte für die ihnen so sehr wertvolle Arbeitskraft der Kellnerinnen, von deren Ausbeutung sie leben, den Mädchen nur eine, oft gänzlich unzureichende und schlechte Kost verabfolgen,“ die Kellnerinnen also auf die Trinkgelder geradezu angewiesen sind, wodurch sie „fast gewaltsam einem Lasterleben in die Arme geführt werden.“ Die jammervolle Lage der Kellerinnen kann nicht verbessert werden, wenn nicht „die Quelle des leiblichen und geistigen Elends verstopft wird: die Wirte müssen veranlaßt werden, ein festes Minimalsalair zu zahlen.“ Und das müssen die Kellnerinnen selbst erzwingen, indem sie einen großen Verband bilden.

Das Werkchen zerfällt in folgende sechs Abschnitte: Einleitung. Wie wird man Kellnerin? Der Arbeitsverdienst der Kellnerinnen Die Ausbeuter der Kellnerinnen. Die Sittlichkeit der Kellerinnen. Ist eine Besserung möglich? G. v Gizycki.

Sprüche des Demokrit von Abdera.

Strebe nicht Alles zu wissen, damit Du nicht in Allem unwissend bleibest.

Gefälligkeiten muß man nur annehmen mit dem Vorbedacht, größere dafür zu erweisen.

Wer selbst Niemand liebt, scheint mir auch von Keinem geliebt werden zu können.

Zu leben ist nicht wert, wer keinen guten Freund hat.

Eines einzigen Verständigen Freundschaft ist besser, als aller Unverständigen zusammen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

Am 5. Mai hielt Herr Gymnasial-Direktor Prof. Dr. Döring einen Vortrag über den Inhalt der sittlichen Forderung. Der Redner wies einleitend zunächst auf die Bedeutung ethischer Erbauung für die Zwecke der Gesellschaft und auf die Wichtigkeit einer Klärung der sittlichen Begriffe hin. Zu dem Thema selbst übergehend, bezeichnete der Redner als die beiden Grundprobleme der Ethik das des Zustandekommens der sittlichen Willensrichtung und das des Inhalts der sittlichen Forderung. Ersteres bei Seite lassend, widmete er dem zweiten folgende Betrachtungen: Das Sittliche ist das, das Wohlsein der fühlenden Wesen, insbesondere das menschliche Wohlsein Fördernde. Als solches drängt sich zunächst die äußere Handlung auf, doch muß von dieser zur sittlichen Gesinnung oder Willensrichtung übergegangen werden. Diese differenziert sich in den Tugenden. Es giebt zunächst direkte, d. h. direkt das Wohlsein der Andern fördernde Tugenden. Diese zerfallen in inhaltliche, die Gerechtigkeit, die jedem sein Recht giebt, die Güte, die das Wohl der Andern schafft, und die Berufstreue, die die Sonderbegabung in den Dienst des Nächsten stellt, und in die Tugend der Form des sittlichen Handelns, die Wohlanständigkeit. Dazu kommt denn als bedingende, d. h. die gesamte Lebensführung im Sinne möglichster Tauglichkeit zum Guten regelnde Tugend die Besonnenheit, und als die Willensrichtung auf Herstellung des richtigen Gleichgewichts zwischen den einzelnen Gruppen des Guten zur Erzielung des höchstmöglichen Gesamtresultats die Weisheit. So entsteht ein System von sechs Kardinaltugenden.

Aus der Spezialausführung, die Redner sodann den einzelnen Gruppen zu teil werden ließ, sei nur hervorgehoben, daß ihm die Gerechtigkeit im höchsten Sinne auf Verwirklichung des Menschenrechtes, auf möglichste Glückseligkeit Aller geht, als solche aber eine Umgestaltung des gesellschaftlichen Zustandes erstreben muß.

Schließlich wies er darauf hin, daß durch diese Fassung des Sittlichen die ursprüngliche Zweiteilung der Pflichten in Pflichten gegen uns selbst und Pflichten gegen Andere, sowie ferner die Annahme eines Gebietes des sittlich Gleichgiltigen, wenigstens dem Prinzip nach, ausgeschlossen sei.

Mitteilungen über den Fortgang der ethischen Bewegung.

In den leitenden Kreisen der D. G. E. K. wird eine freie Zusammenkunft von Freunden der ethischen Bewegung vorbereitet, welche in den Tagen vom 5. bis 15. August in Eisenach sicher stattfinden wird.

Das Programm der dort abzuhaltenden Vorträge und Besprechungen soll baldmöglichst veröffentlicht werden.

Die Einladungen werden nicht nur an alle Mitglieder der D. G. E. K., von denen bereits eine namhafte Anzahl ihre Beteiligung zugesagt haben, ergehen, sondern auch an Vertreter der verwandten Bestrebungen in Deutschland, sowie in den übrigen europäischen Ländern.

Briefkasten.

Herr **N. M.** in St. Petersburg schreibt uns:

„Schreiber dieses verfolgt mit unendlichem Interesse die Entwickelung der Gesellschaft für ethische Kultur, welche die Förderung moralischer Bestrebungen auf ihre Fahne geschrieben hat, ganz unabhängig von allen religiösen Anschauungen, die jedem Einzelnen überlassen bleiben.

„Was ich bis jetzt in Ihrem Blatte vermißt habe, ist: eine Besprechung des Standpunktes, den ein Ethiker (ein Anhänger Ihrer Gesellschaft) dem menschlichen Leide gegenüber einzunehmen hat, meine ich all' die Schicksalsschläge, die den Menschen so oft im Leben ohne sein Verschulden treffen.

„Wenn ich mir sagen kann, daß ich selber Schuld trage an dem Leid, das mir widerfährt, dann vermag ich ein solches Leid mit stoischer Ergebenheit zu tragen und finde in dieser Prüfung einen neuen Sporn zur Thätigkeit, finde die Kraft zur Besserung, zur Läuterung und zur Tilgung meiner Schuld. Wie aber, wenn mich Schicksalsschläge treffen, an denen ich unschuldig bin? Wenn ich jahrelang an schwerer vererbter Krankheit leide und mein bester Wille zu guter und nutzbringender Thätigkeit an körperlicher Gebrechlichkeit scheitert? Wo finde ich da den Heroismus, wo die moralische Kraft, geduldig zu leiden, wenn ich von dem Glauben an eine gütige Vorsehung abstrahiere? Weiter: Wenn ich einen Freund durch den Tod verliere, so vermag ich bei all' meiner Trauer doch genügend erhebende Momente des Trostes zu finden. Wie aber, wenn ich einen Freund im Leben verliere, indem er mich verrät? Wenn der Freund, dem ich mit aufopfernder Liebe zur Seite gestanden habe in seinen schwersten Stunden, mich selber im Unglück verläßt? Wo finde ich da die moralische Kraft, diese Enttäuschung zu ertragen, wo die Kraft, dem natürlichen Hasse zu steuern, wenn mir der Trost des Gebetes nicht zur Seite steht? Ich könnte ja noch endlose Beispiele solch unverschuldeter Leiden anführen, könnte von einem alten Manne erzählen, der sein ganzes Leben hindurch emsig und redlich gearbeitet hat und am Abend seines Lebens durch Ungunst der Verhältnisse den letzten Sparpfennig wieder verlor; ich beschränke mich jedoch auf das Gesagte in der Überzeugung, verstanden worden zu sein.

„Ein jeder Mensch stellt sich je nach Bildung und Temperament verschieden zur Natur und zur übermenschlichen Macht — das ist seine persönliche religiöse Anschauung, die ich hier nicht erörtern will und darf; wonach mich aber verlangt und wonach so mancher dürstet, das ist eine ideale, aber zugleich gesunde und wahre Anschauung der menschlichen Leiden vom moralischen Standpunkte aus.

„Sollten diese Zeilen einige edeldenkende Menschen veranlassen, ihre persönlichen Anschauungen und ihre eigenen Erfahrungen in Ihrem Blatte wiederzugeben, so ist denselben der Dank Vieler gewiß.“ —

Wir danken dem Briefschreiber herzlich für seine Anregung, indem wir ihn auf die beiden Artikel „Zur Ethik des Leids“ in Nr. 18 dieses Blattes aufmerksam machen. Wir werden wohl nach Gelegenheit haben, auf den einen oder andern der von ihm berührten Punkte einzugehen.

Herr **H. v. G.** in Berlin schreibt uns:

„In dem Aufsatz ‚Materialismus und Ethik‘ in Nummer 19 der ‚Ethischen Kultur‘ ward der philosophische Materialismus als die Ansicht bezeichnet, daß das geistige Leben an die Materie gebunden ist und ein körperloser Geist nicht existiert. Diese Ansicht wird auch von der Mehrzahl der philosophischen Spiritualisten vertreten. Unter philosophischem Materialismus versteht man die Ansicht, daß der Geist nur eine Eigenschaft der Materie ist.“

Der Herausgeber dieses Blattes glaubt nicht, daß „man“ unter philosophischem Materialismus die Ansicht versteht, daß der Geist nur eine „Eigenschaft der Materie“ ist. Wäre der Geist dies, dann würde alle Materie beseelt sein — eine Meinung, von der die Forscher, welche man „Materialisten“ nennt, weit entfernt zu sein pflegen. Vielmehr sehen sie die Bewußtseinserscheinungen als Lebensvorgänge an, die, als solche, Funktionen eines materiellen Organismus sind und mit dessen Zerstörung ein Ende nehmen. Für ebenso irrig hält der Herausgeber die Ansicht, daß „die Mehrzahl der philosophischen Spiritualisten“ annehme, das geistige Leben sei an die Materie gebunden und ein körperloser Geist existiere nicht; vielmehr glaubt er, daß der Mehrzahl jener die Annahme einer Existenz körperloser Geister als das wahre Wesen des Spiritualismus gilt.

Meyers Konversationslexikon (3. Aufl.) giebt vom theoretischen Materialismus die Erklärung, derselbe bezeichne „denjenigen metaphysischen Realismus, welcher als letzte Grundlage der gesamten Erscheinungswelt die ‚Materie‘, sei es als kontinuierliche körperliche Masse (monistischer M.), sei es als Aggregat diskreter, durch leere Zwischenräume getrennter Körperteilchen (Korpuskel, Moleküle, Atome: atomistischer M.), betrachtet. Durch die materielle Beschaffenheit der realen Grundlage aller Erscheinungen ist der Materialismus vom Spiritualismus und Dualismus unterschieden … Folgerichtig schließt der Materialismus … die Existenz eines abgesonderten Seelenwesens aus.“

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24. für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070 a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 27. Mai 1893.	Nr. 22.

Wahlmoral.

Von N.

Ein Wahlkampf, der alle Dämonen politischer Leidenschaft entfesselt, ist für ethische Bestrebungen ein Rhodus, wo sie ihre Leistungsfähigkeit zeigen mögen. „Die Politik verdirbt den Charakter“ — das schnurrige Motto der „Täglichen Rundschau“, zweifelsohne von einem bezipfelmützten deutschen Bierphilister aus Anno Tobak herrührend, ist schon viel durchgehechelt worden, so von O. Blumenthal: „Das ist kein unverdorbenes Wesen, Wer je einen Leitartikel gelesen“; während eines Wahlkampfes aber ist man manchmal versucht, ihm beifällig zuzunicken. Aber freilich erzeugt die Politik nicht die Charakterverderbnis, resp. schlechte Neigungen, sondern sie öffnet ihnen nur den Spund, um in kräftigem Strahl hervorzuschießen. Der wahrhaft ethisch Gebildete wird auch im Wahlkampf sein Brusttuch rein und sauber halten.

Einer der widerwärtigsten und schlimmsten Gesellen unter den Wahldämonen ist der *politische Fanatismus*, der freilich auch sonst im Jahr, nicht erst zur Wahlzeit, sein Unwesen treibt. Wer ist der Lessing, der uns einen *politischen* „Nathan“ schreibt? *Fanatismus, Vergewaltigung der Meinung und Meinungsäußerung Anderer*, ob religiös ob politisch, hat seine Wurzel im *Interesse*, im persönlichen (materielle Vorteile, Herrschsucht, Rechthaberei und Ehrgeiz) oder Gruppen-Interesse. Die Vorstellung, daß Andere eine andere Meinung haben als wir selber, regt die Menschen nur dann leidenschaftlich auf und reizt sie zur Unduldsamkeit, wenn sie ein reales Interesse daran haben, daß Andere so denken resp. handeln wie sie selbst. *Rein ideale Gesinnung ist frei von Verfolgungs- und Unterdrückungssucht*, sie wendet keine Gewaltmittel an und kämpft nicht gehässig wider gegnerische Meinungen, sondern lediglich mit Argumenten, mit Gründen und Gegengründen. In Fällen, die dem zu widersprechen scheinen, waren die Betreffenden sicherlich keine normalen Intelligenzen. Das bekannte Wort der Antigone: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“ (*οὔτοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν*) gilt von allen echt idealen Gesinnungen und Bestrebungen.

Die mittelalterlich kirchliche Verfolgungssucht widerlegt dies nicht, sondern bestätigt es. Weder die Begeisterung für den Kirchenglauben, noch die Sorge um das Seelenheil der Ketzer und Andersgläubigen hat die Scheiterhaufen für diese angezündet, sondern einerseits die Sorge um das Fundament der feudalen Gesellschaftsordnung, die mit der Kirche innigst verquickt war, andererseits die Lüsternheit nach den Reichtümern der Verfolgten, also Klassenstaatsraison und materielle Begehrlichkeit, die sich, oft unbewußt, mit der Mönchskutte drapierte.

Heutigen Tages leben Kirche und Politik von Tisch und Bett getrennt; statt mit der religiösen Kutte drapiert sich der Fanatismus mit der bürgerlichen Toga: Reichsfeinde! Vaterlandsfeinde! Vaterlandsverräter! Unpatriotisch! schallt es aus dem einen Lager; Volksfeind! Volksverräter! Streber! und noch lieblichere Kosenamen aus dem andern. Beleidigungen, Verdächtigungen, Verläumdungen fliegen herüber und hinüber und die politische Ehrabschneiderei feiert ihre Saturnalien.

Die Ethik brandmarkt als unsittlich jede Bekämpfung der Meinung und Meinungsäußerung Anderer mit gehässigen, gewaltthätigen Mitteln; der Kampf der Meinungen kann ethisch nur *sachlich*, mit Gründen und Gegengründen, geführt werden. Auf ethischem Standpunkt wird man die bona fides des Gegners so lange voraussetzen, als nicht zwingende Beweise des Gegenteils vorliegen. Man wird sich auch sagen: Das gleiche Recht, das ich beanspruche, meine Ansicht zur Geltung zu bringen, steht auch meinem Gegner zu.

Mit muffigem Inquisitionsgeruch behafteter Fanatismus, ans Verbrecherische streifende Unsittlichkeit ist es vollends, Andere durch Bedrohung ihrer Existenz an ihrer freien Meinungsäußerung zu hindern und sie abzuhalten, von ihrem Wahlrecht gemäß ihrer Gesinnung Gebrauch zu machen.

Als politische Notzucht wurde einmal im Reichstag vollkommen zutreffend die Bedrohung der Arbeiter mit Entlassung, falls sie sozialdemokratisch agitieren und wählen, gebrandmarkt.

John Stuart Mill schreibt: „Wenn die gesamte Menschheit einer Meinung wäre und nur ein einziger wäre einer andern, so hätte die Menschheit kein besseres Recht, diesem Einen Schweigen aufzuerlegen, als er, wenn er die erforderliche Macht besäße, der ganzen Menschheit. Das Wesen jedes Meinungszwanges ist eben dies, daß er ein Raub ist, den man an der Menschheit verübt, an der Nachwelt, wie an den gegenwärtig Lebenden, an denjenigen, die von der Meinung abweichen, noch mehr als an jenen, die ihr nachhängen. Ist die Meinung richtig, so benimmt man ihnen die Gelegenheit, Irrtum gegen Wahrheit einzutauschen; ist sie unrichtig, so verlieren sie, was fast ebenso wertvoll ist, das tiefere Verständnis und die lebendige Erfassung der Wahrheit, die aus ihrer Zusammenstellung mit dem Irrtum entspringt.“

Mit der fanatischen Kampfmethode diskreditiert man die eigene Sache: eine schlechte Sache, die sich nicht auf stichhaltige Argumente stützen kann, muß zu Gewaltmitteln greifen. „Du schimpfst, Jupiter, also hast du Unrecht“! Eine gute Sache kann auf die Augenblickserfolge gehässiger Kampfes-

weise und fanatischer Kampfmittel verzichten, sie fühlt sich siegreich durch ihren inneren Wert.*)

Ein Kampf ums Recht.

Von J. Engell-Günther in Ascona.

Der Kampf ist auf der ganzen Linie entbrannt! So möchte man ausrufen, wenn man die vielen kleineren und größeren Bemerkungen, Notizen und Abhandlungen mit einander vergleicht, die fortwährend hin- und herwogen, — nämlich aus dem Lager der Freunde einer besseren Entwickelung des Menschengeschlechts, und also auch der Frauen, einerseits, und von den Feinden jedes Fortschritts andererseits.

Nun, und wer wollte zweifeln, daß diese Bewegung unendlich wohlthätig zu wirken bestimmt ist, und daß alle Bemühungen, sie zu hindern, sich als thöricht und erfolglos erweisen müssen? Dennoch ist die Zahl der offenen oder versteckten Gegner immer noch größer als die der Anhänger; und leider streiten selbst die tapferen Vorkämpfer und Vorkämpferinnen gar häufig mit recht stumpfen Waffen. Das schadet nun freilich im Ganzen nicht viel, weil die materiellen Verhältnisse sich durch keine falsche Behauptungen und verkehrte Schlußfolgerungen in ihrer Weiterentwicklung hemmen lassen: allein sicher wäre es dennoch vorzuziehen, wenn man sich möglichst klar zu machen suchte, worauf es für den Einzelnen besonders ankommen muß. Das ist aber jedenfalls das volle Verständnis der jetzt immer wachsenden Bewegung.

In der Schweiz zeigen die meisten Zeitungen und Wochenschriften sich der Frauenfrage durchaus wohlwollend, da sie gern bereit zu sein pflegen, allerlei Nachrichten, die derselben günstig sein können, mitzuteilen und nicht unfreundlich zu kommentieren. Außerdem werden nicht selten öffentliche Vorträge in dieser Richtung gehalten, wie jetzt wieder durch den Pfarrer C. W. Kambli in St. Gallen, die wenig zu wünschen übrig lassen; und daß auch die Universität Basel seit vorigem Jahre einer Studentin (der Medizin) ihre Thore geöffnet hat,**) muß dankend anerkannt werden. Trotzdem ist aber nicht zu leugnen, daß auch hier noch viel daran fehlt, daß die arbeitende Frau mit der gleichen Hochachtung behandelt wird, wie die vornehme Nichtsthuerin. Immerhin ist es Thatsache, daß der Reichtum in der Schweiz sich überhaupt nicht so aufdringlich bemerkbar machen darf, wie in andern Ländern. Man lebt still und zurückgezogen in den schön gelegenen Landhäusern, ohne viel mit Equipagen und äußerem Luxus zu prunken. Zwar werden Theater und Konzerte gern besucht, aber das Erscheinen in der Öffentlichkeit ist immer ein bescheidenes; große Feste in geschlossenen Räumen werden nicht oft gegeben; wie auch die Geselligkeit überhaupt nicht besonders entwickelt ist, wenigstens nicht, so weit Frauen daran teilnehmen. Dagegen bieten die häufigen Volks- und Jugendfeste sehr oft Gelegenheit, sich im Freien zu erheitern; wie auch im Winter von Liebhabern (in den Theatern) lebende Bilder oder patriotische Aufführungen stattfinden, an denen Vornehme und Geringe gleich gern, und ohne daß man Rangunterschiede bemerkt, sich beteiligen. Daher sind denn die „Damen" hier lange nicht so sehr durch gesellschaftliche Anforderungen, durch Toilettenfragen und dergl. in Anspruch genommen, wie in den eigentlichen europäischen Großstädten und Adelskreisen; weswegen sie hier entschieden mehr Muße haben, sich mit Künsten und Wissenschaften zu beschäftigen, und es oft auch thun, freilich aber ohne Anerkennung zu finden oder zu fordern, im Falle sie eben nicht (wie es in der letzten Zeit immer häufiger geschieht) einen wirklichen akademischen Kursus durchmachen. Man kann nun zwar nicht sagen, daß die Männer sie im Allgemeinen dazu ermutigen; allein man hindert sie auch nicht, weil es einmal feststeht, daß die Behörden keinen Unterschied machen. Die öffentlichen Schulen und Bildungs-Anstalten sind beiden Geschlechtern in gleicher Weise zugänglich; und wenn eine Frau die betreffenden Examina bestanden hat, wird sie immer bald eine ihr passende Anstellung finden; vor dieser Thatsache schweigen dann alle Einwendungen, die sonst hier ebenso erhoben werden würden wie anderswo. Was einmal gesetzlich feststeht, wird stets eine gewisse Achtung sich zu erzwingen vermögen, besonders wenn Jeder im Grunde überzeugt ist, daß die Dinge nicht mehr rückgängig gemacht werden können. Hier, wie überall, sehen freilich die Männer nicht gern eine Frau als Konkurrentin auftreten. Weil sie es jedoch nicht hindern können, müssen sie es ertragen; und sie haben sich denn auch bereits daran gewöhnt. Vielleicht kommt da noch in Betracht, daß die eigentliche Galanterie in der Schweiz gewiß nie sehr gepflegt worden und die Frau also weniger als anderswo nur eine Gesellschaftspuppe gewesen ist. Man hat sie immer zur Arbeit bestimmt geglaubt; und so ist es nicht so auffallend, wenn sie jetzt zuweilen andere Beschäftigungen betreibt als früher. Es ist auch gewiß, daß die Männer im Allgemeinen zufrieden sind, daß viele Frauen bestrebt sind, sich selbst zu ernähren und folglich weder den Einzelnen noch den Gemeinden zur Last zu fallen; aber das Grundübel unserer heutigen Zustände, welches darin besteht, daß die Männer zwar das weibliche Geschlecht gar nicht entbehren können, es aber trotzdem immer nur mit einer gewissen Feindseligkeit dulden,*) — dieses ist hier ebenso wenig überwunden wie anderswo, wenn es sich hier auch viel weniger breit macht als in andern Staaten, — wie es umgekehrt auch nicht so heuchlerisch abgeleugnet und mit hohlen Schmeicheleien verdeckt wird wie anderswo. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß es hier kein rechtes Familienleben mehr gäbe; im Gegenteil! Man wird es in der Schweiz gewiß ebenso oder noch mehr finden als in andern Ländern; und zwar nicht, **obgleich** die Frau oft erwerbend auftritt, sondern gerade, **weil** sie es thut und dadurch den Mangel abwehren hilft, der sonst immer zuerst den Frieden der Ehe zu stören pflegt.

Um einem Übel entgegen zu arbeiten, ist es durchaus notwendig, daß man seine Quelle erkenne. Welches ist nun die Quelle der Mißachtung, mit denen ein großer Teil der Männer das ganze weibliche Geschlecht betrachtet — obgleich natürlich zuweilen eine Einzelne außerordentlich geliebt wird?

Bevor man diese Frage zu beantworten sucht, wird man sich wohl erinnern müssen, daß jene Mißachtung vielfach ganz abgeleugnet wird; und es kann daher nicht vermieden werden, daß man erst das Vorhandensein derselben darthut, bevor man nach deren Quelle fragt. Man hat sich seit so langem daran gewöhnt, die männliche Oberherrschaft als eine Notwendigkeit — zum Schutze des weiblichen Geschlechts, wegen dessen Schwäche — hinzustellen, daß eine andere Auffassung schwer Platz greifen kann; und doch liegt es auf der Hand, daß der ganze, vielgepriesene Schutz wiederum nur gegen die brutale Macht des männlichen Geschlechts gerichtet sein kann. Im Grunde soll also der Mann als Schützer der Frau gegen ihn selbst gelten, oder vielmehr: die Frau soll **als Eigentum** irgend eines jetzigen oder zu-

*) Ein Beispiel politischer Unmoral aus der Gegenwart: — Mitte dieses Monats versandte der Vorstand des Bürger-Vereins zu Charlottenburg eine gedruckte Aufforderung zu einem Geldbeitrage für den Wahlkampf. In diesem Schriftstücke heißt es: „Es bedarf aller Energie, um den Wahlkampf in unserer so bedeutend gewachsenen Wählerschaft durchzuführen. Durch die Koalition von Centrum — Freisinn — Sozialdemokratie, dreier Parteien, welche, **um das Gemeinwohl unseres deutschen Vaterlandes sich wenig kümmernd**, meist nur kirchliche oder politische Sonder-Interessen verfolgen, ist die Militärvorlage der deutschen Regierungen zurückgewiesen und sind wir daher auf dem Wege, unseren feindlich gesinnten Nachbarn gegenüber wehrlos und zugleich ehrlos zu werden!" (Anm. d. Red. — Der Sperrdruck der für die Wahlmoral der Unterzeichner charakteristischen Worte „um das Gemeinwohl unseres deutschen Vaterlandes sich wenig kümmernd" ist vom Herausgeber veranlaßt.)

**) Die Universität Zürich steht bekanntlich schon seit langem den Frauen offen. (Anm. d. Red.)

*) Fragezeichen der Redaktion.

künftigen Herrn von den anderen Männern geschützt und geachtet werden. Allein wehe ihr, wenn anzunehmen ist, daß sie nie mehr einem Einzelnen besonders angehören wird! In solchem Falle hält man*) sie weder des Schutzes noch der Achtung wert; wie Jeder sehen kann, wenn er nur einen einzigen Blick auf unsere sozialen Zustände werfen will. Solches that unter Anderm hier neulich auch die „Schweizer Freie Presse“ mit folgenden Worten: „Die Prostitution ist im preußischen Abgeordnetenhause vom Hofprediger St. zur Sprache gebracht worden. Der Minister H. sowie der Abg. L. wiesen ihn damit zurück; allein wir halten es für durchaus berechtigt, die ebenso schimpfliche als traurige Angelegenheit zur öffentlichen Diskussion zu bringen. Die Galanterie der Herren H. und L. gehört in den Tanzsaal, aber nicht in das Parlament. Indessen sind wir über den Kernpunkt der schlimmen Frage durchaus anderer Ansicht als Se. Ehrwürden; da derselbe die Prostitution für eine sittliche Angelegenheit erklärte, während sie thatsächlich eine soziale ist. So sparte denn der Herr Hofprediger für das Treiben der männlichen Wüstlinge seine Donnerkeile, um desto reichlicher die Schale der Entrüstung über die weiblichen Opfer, d. h. über die bedauernswertesten, unseligsten Beweisstücke unserer verderbten Zustände, auszugießen. Es beliebte ihm nicht, nur anzudeuten, daß irgend ein weibliches Wesen sich unmöglich aus Wohlgefallen einem so grauenvollen, rechtlosen Leben ergeben könne, und daß immer nur die allerbitterste Not (wenn nicht Gewalt und offene Rechtsverletzung) die eigentliche Ursache sind, durch die (beinahe unter unsern Augen) fortwährend Millionen armer junger Weiber — und meistens im vollkommen kindlichen Alter — auf die erbärmlichste Art zu Tode gemartert werden. Man hätte ihm also antworten sollen: er möge gefälligst seinen Zorn gegen diejenigen wenden, die zu Gunsten der reichen Herren den armen Arbeiterinnen das Brod verteuern, und die deren friedliche Bestrebungen, sich einen bessern Erwerb zu begründen, mit dem Polizeiknüppel niederschlagen möchten.“

Ist es nötig, derartigen von Männern gefällten Urteilen über die Art, wie im Allgemeinen der Mann die Frau ansieht und behandelt, noch Etwas hinzuzusetzen? — Woher kommen denn übrigens die Unmengen von Schriften, Abhandlungen und Büchern, ja, ganzen Litteraturen, in denen die scheinbaren und wirklichen Fehler des weiblichen Geschlechts mit heftigster Bitterkeit beklagt oder mit dem boshaftesten Spott überschüttet werden? — während von den Fehlern, die sich Männer gegen Frauen zu Schulden kommen lassen, kaum jemals nur eine Silbe verlautet! Demnach wird es wohl überflüssig sein, noch weitere Beweise der herrschenden Mißachtung und Feindseligkeit der Männer im Allgemeinen gegen das weibliche Geschlecht anzuführen: wenn wir auch nicht unterlassen wollen, die gesetzlichen Bestimmungen der zivilisierten Länder für in keiner Hinsicht den Frauen gegenüber als naturgemäß, gerecht und menschenwürdig zu erklären, und sie also als Zeugnisse der Ungerechtigkeit hier auch noch erwähnen müssen.

Es fragt sich daher vor Allem, woher diese Mißachtung, die im Ganzen (trotz vieler einzelner Ausnahmen) immer noch vorhanden ist, stammen mag? Und da muß man zugeben, daß es die Schwäche gewesen ist, die schon vor undenklicher Zeit in den Augenblicken der Mutterschaft es der Frau unmöglich gemacht hat, ihr natürliches Menschenrecht zu behaupten. Gewiß war sie im Übrigen dem Manne zuerst an körperlichen und geistigen Kräften ebenbürtig; denn ein Blick auf die Tierwelt zeigt uns, daß die Natur unmöglich das Weib (welches bestimmt war, die Nachkommenschaft zu hegen und zu pflegen,) schwächer ausgerüstet haben kann als den Mann. Hatte das Weib doch nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihre Sprößlinge den Kampf ums Dasein aufzunehmen! und dieser unbestreitbare Umstand allein reicht hin, es als unableugbar gelten zu lassen, daß die Frau stark genug gewesen sein muß, ihrem natürlichen, mütterlichen Berufe zu genügen. Mit der Zunahme des Menschengeschlechts auf einem bestimmten Raume (den man in frühen Zeiten weder so leicht weiter ausdehnen, noch auch verlassen konnte wie jetzt) wurde dann aber die Ernährung Aller nach und nach schwieriger, und die Frau war — besonders in den Wochen der Mutterschaft — nicht immer im Stande, das Notwendige herbeizuschaffen. Aus Liebe zu ihren Kleinen nahm sie dann einige Hülfe seitens des Mannes hinsichtlich ihrer (und der Kinder) Ernährung an; und er benutzte das, um sie auch nachher, und endlich für alle Zeit, sich dienstbar zu machen. Darin liegt die Wurzel aller der selbst heute noch nicht abgeschafften Ungerechtigkeiten, — unter denen jetzt beide Geschlechter beinahe gleich sehr leiden, und zwar um so mehr, je weniger das dadurch angerichtete Unheil erkannt wird.

Sollte es nicht vor allem geboten sein, die Ursache unserer schrecklichsten sozialen Krankheiten zu erforschen, um sie schließlich beseitigen zu können? Es handelt sich da nicht um das Wohlsein einzelner Individuen oder Klassen, nicht um das Gedeihen dieser oder jener Nation, nicht um eine angenehmere Stellung des weiblichen Geschlechts; sondern es handelt sich um die Vermenschlichung der Menschheit, oder — wenn man lieber will — um die Verwirklichung des wahren Christentums.

Diese Ursache besteht nun — wie wir nachgewiesen zu haben glauben — in der teils anerzogenen und teils jetzt auch schon angeborenen Schwäche des weiblichen Geschlechts, weil es dadurch dem männlichen gegenüber in seine jetzige abhängige, dienende Stellung geraten ist. Und diese Abhängigkeit und Dienstbarkeit sind wiederum die Ursache der Mißachtung und Feindseligkeit, mit der die ganze männliche Welt immer noch den Frauen entgegentritt. Halte man daneben fest, daß die weibliche Schwäche ihren wahren Grund nur in der Mutterschaft des Weibes hat, weil sie — im Zustande gesellschaftlichen Lebens — dadurch verhindert wurde, zu jeder Zeit sich die notwendige Ernährung für sich und ihr Kind selbst zu verschaffen; daß sie aber, wenn einsam und ohne Vergesellschaftung lebend, gewiß ebenso geschickt gewesen ist, sich alles Nötige durch ihre eigne Kräfte zu verschaffen wie der Mann; so wird die auf solche Weise entstandene Ungerechtigkeit begreiflich sein. Hiernach ist es denn auch klar, daß nicht die Natur es dem Weibe an geistigen und körperlichen Kräften hat fehlen lassen, sondern daß die Vergesellschaftung der Menschheit die eigentliche Schuld trägt, wenn die weiblichen Fähigkeiten jetzt denen der Männer so weit nachstehen, daß immer noch die heutige Dienstbarkeit und Abhängigkeit im Allgemeinen für unantastbar gilt. Es nützt dagegen wenig, daß unendlich viele Frauen (und besonders in der letzten Zeit) thatsächlich bewiesen haben, wie sehr ihre Leistungen sich mit denen der Männer in jeder Hinsicht messen können; denn es ist trotzdem kaum irgend Jemanden eingefallen, die Hauptsache, nämlich die Ehegesetze, einer ernsten Prüfung zu unterziehen. Diese gehen vor Allem immer noch von der Idee aus, daß der Mann seine Familie ernähren müsse; obgleich es einerseits kein Gesetz und keine Macht giebt, die ihn dazu zwingen könnten, im Falle er nicht im Stande ist, oder nicht Lust hat, es zu thun; und obgleich andererseits fast alle Frauen (entweder durch zugebrachtes Vermögen oder durch Arbeit) am Erwerbe mithelfen müssen, — ohne daß sie um deswillen die geringste Anerkennung beanspruchen dürfen. Man sieht das am besten, wenn man in Betracht zieht, daß bei einer Scheidung die Frau vielleicht einen Teil ihres eingebrachten Vermögens zurück erhalten kann, daß aber die ihrem Manne geleistete Arbeit nicht im Geringsten beachtet oder in Rechnung gestellt wird. Ob sie durch ihren Fleiß und ihre Tüchtigkeit Tausende von Thalern erworben hat, oder ob sie Zeit und Geld in nichtigen Tändeleien verschwendete, gilt vor dem Gesetze vollkommen

*) Fragezeichen der Redaktion.

gleich, da ihre Berechtigung auf einen „standesgemäßen“ Unterhalt (der aber meistens höchst unzureichend ist) um deswillen weder für größer noch für kleiner erachtet wird; und so versteht es sich, daß die Frau während der Dauer einer Ehe noch weit weniger durch ein Gesetz das Recht hat, von ihrem Vermögen oder vom Ertrage ihrer Arbeit irgend selbstständig Gebrauch zu machen. Thatsächlich ist der Gatte also der Eigentümer der Frau, sowie alles dessen, was sie besitzt und erwirbt, sogar mit Einschluß der Kinder; während ihr gesetzlich Nichts gehört, nicht einmal ihre eigenen Kinder! Diese Thatsache ist die Quelle aller unserer Laster und Leiden*). —

Wird nun dagegen freilich stets versichert, daß in der Praxis die Dinge sich nie so schroff gestalteten, und daß im Gegenteil die Frauen recht oft die wahren Herrinnen seien, denen der Mann nicht zu trotzen wage, so hindert dies doch nicht, daß er jeden Augenblick sein Recht geltend machen kann, wenn er will; während sie für ihre Herrschaft nur Verachtung und Spott ernten wird, und auch keinen Moment sicher ist, nicht einfach herausgeworfen zu werden. Und — wäre es wirklich wahr, daß diese Gesetze nie befolgt würden, so ist vollends nicht einzusehen, weswegen sie vorhanden sein sollten. In Wahrheit haben sie allerdings einen ganz bedeutenden Einfluß auf unser gesellschaftliches Dasein, da sie seit undenklichen Zeiten die Sitten und Anschauungen bestimmt haben und noch bestimmen, ohne daß man sich dessen klar bewußt ist. Somit ist es sicher auch ihnen vorzüglich zu danken, daß den Frauen seitens der Männer mit so viel Mißachtung begegnet wird; denn — wie sollte der Mann eine Person besonders schätzen können, die ihm gesetzlich so tief untergeordnet ist?

Zwar bleibt es unbestreitbar, daß die Gesetze immer den Gewohnheiten nachhinken und diese nicht zu bestimmen pflegen; aber sie haben eine große Gewalt über das Schicksal Aller; und es bedarf außerordentlicher Anstrengungen, um von schlechten Gesetzen wieder befreit zu werden.

Das Verhalten freidenkender Eltern zum heutigen Schul-Religionsunterrichte ihrer Feinde.

Von Dr. Adolf von Gordon in Berlin.

(Schluß.)

Ist es denn wahr, daß eine natürliche Weltanschauung nicht ähnliche Freuden bietet? daß uns die Fragen, die sie stellt, fast „zu Boden drücken?“ ist nicht die harmonische Stimmung der Griechen des klassischen Altertums — trotz der geringen Bedeutung ihrer religiösen Vorstellungen — geradezu typisch? Und uns, die wir den Geheimnissen des Weltalls so viel näher gekommen sind, sollte diese Harmonie für immer versagt sein? Wir sollten, losgelöst von unserem Kinderglauben, als innerlich zerrissene Naturen unseren Weg mühsam zu wandern verurtheilt sein? Ich gebe dem Professor Natorp zu, daß ein Kind, welches sich mit der ganzen Herzlichkeit seines Wesens an die religiösen Vorstellungen angeschlossen hat, welches den Trost über den Verlust von Bruder und Schwester in deren Fortleben nach dem Tode fand, — welches an seinem Konfirmationstage seinen Kruzifixus bekränzt und vor ihm inbrünstig gebetet hat, — einen unendlichen, oft nie zu verwindenden Verlust empfindet, wenn später diese Vorstellungen fallen. Der Jüngling fühlt sich betrogen, ernüchtert; die alten Grundlagen seiner Sittlichkeit stürzen — und wie oft fehlt dann im Getriebe des Lebens Sammlung, Kraft und Lust, von frischem anzufangen und neue Ideale zu suchen und zu finden. Die beste Zeit dazu ist verloren. Dann allerdings treten in ernsten Stunden Fragen heran, die auch den „reifen Mann zu Boden drücken können.“ Folgt aber hieraus etwa, daß die so zerrissene Stimmung irgend wesentlich mit der natürlichen Weltauffassung als solcher verknüpft wäre?

Man gestatte mir, die Frage durch einen Vergleich zu beantworten. Die Einrichtungen unseres Heerwesens bringen es mit sich, daß alljährlich zahlreiche, gesunde, im besten Mannesalter stehende Offiziere infolge der mannigfachsten Gründe aus dem aktiven Dienste ausscheiden. Zahlreiche Stellungen des bürgerlichen Lebens stehen ihnen dann zur Verfügung — als Amtmänner, Bürgermeister, Postdirektoren u. s. w. Nehmen wir an, ein solcher Offizier wird Amtmann; er tritt damit als Verwaltungsbeamter an die Spitze eines Bezirks von vielleicht 15000 Einwohnern und mehreren Quadratmeilen. Welche Fülle bedeutsamer Aufgaben bietet sich ihm hier! Die Spuren seiner Thätigkeit werden — wenn er sie ergiebig zu gestalten wußte — wohl noch nach einem Jahrhundert erkannt werden, und in der Gegenwart hat er selbst die Befriedigung, seine Erfolge vor sich zu sehen. Vergleichen wir hiermit die Thätigkeit des Kompagniechefs, des Bataillons- oder Regimentskommandeurs. Nur verschwindend wenigen ist beschieden, in der Stunde der Schlacht auf die Geschicke des Vaterlandes mitbestimmend einzuwirken — das sind dann freilich hohe Feste des Lebens —, die übrige Arbeit aber ist ganz überwiegend Drill- und Gamaschendienst. Nicht als ob wir diese herabsetzen wollten! Beileibe nicht! „Drill- und Gamaschendienst“ in dem einen oder anderen Sinn ist die solide Grundlage jeder Berufsthätigkeit. Aber mit diesem Teile der Thätigkeit eines Offiziers hält jene Thätigkeit des Amtmanns sicherlich wohl den Vergleich aus. Nun habe ich viele solcher Herren kennen gelernt; sie füllten ihre neue Civilstellung mit Eifer und Pflichttreue aus, — wenn aber in trauter Stunde einmal sich ihr Herz erschloß, dann trat fast stets ein tief im Innern verborgener Mißmut, daß sie in ihrem ersten Berufe an der „Hauptmanns- oder Majorsecke“ gescheitert waren, zu Tage. Der Glanz der Uniform und die äußere Ehre, welche ihr gezollt wird, wogen doch in ihrem Empfinden mehr als ihr jetziger, weit inhaltreicherer und für ihre Individualität geeigneterer Beruf. Weshalb? Es waren die Hoffnungen ihrer Jugend, die ihnen entschwanden, und es fehlte ihnen später die Empfänglichkeit und Frische, auch die Grundstimmung ihres Seelenlebens dem neuen Berufe anzupassen. —

Und so geht es auch uns! Heimat ist die Gegend, wo wir unsere Kindheit verlebten. Wohin wir auch ziehen, nicht ohne Wehmut denken wir an ihren Verlust. In der Liebe zu dem für uns gekreuzigten Gottessohn hat man uns geheißen, den Mittelpunkt alles idealen Lebens zu suchen, und mit kindlichem Gehorsam sind wir gefolgt; diese Vorstellung war uns geistige Heimat, und dauernd schmerzt uns später deren Verlust. — Wie aber der Sand unserer Mark nicht deshalb schöner ist als das Thal des Rheins, weil der Brandenburger seinen Sand auch auf den herrlichen Burgen des Rheinthals nicht vergessen kann, so ist die christliche Anschauung nicht deshalb wohlthuender als die natürliche Weltanschauung, weil wir, zu der letzteren gelangt, nicht von Heimweh nach unserem süßen Kinderglauben frei werden, — oder weil wir gar im späteren Alter überhaupt die rechte Grundstimmung für die neue Auffassung der Dinge nicht mehr zu gewinnen vermögen und deshalb von den neuen Fragen in der That „fast zu Boden gedrückt werden.“

Dieses Heimweh ist eine Stimmung, welche unserer Generation noch mehr oder weniger anhaftet, die wir aber unseren Kindern ersparen können und sollen. Sind wir von der Unhaltbarkeit dogmatischer Vorstellungen überzeugt, so sind wir verpflichtet, dafür zu sorgen, daß dieselben keine wesentliche Bedeutung für das Seelenleben unserer Kinder gewinnen; und dazu bedarf es, wo der konfessionelle Schulunterricht unvermeidlich ist, eines taktvollen Gegengewichts gegen denselben im Hause. Es wird davon auszugehen sein, daß es überhaupt ein Unding ist, ein siebenjähriges Kind, wie es die Kirche unternimmt, mit unsichtbaren und un-

*) Fragezeichen der Redaktion.

faßbaren letzten Gründen des Daseins nach irgend einer Auffassung bekannt zu machen. Nur das ist die Aufgabe, des Kindes Geist für das Wahre zu schulen, für das Gute zu wecken und schließlich rechtzeitig zu lehren, sich auch im Wissen zu bescheiden. Deshalb wird man kein neues „System" „nicht minder dogmatisch", wie Herr Natorp meint, dem bisherigen entgegensetzen, sondern das Kind nur zu der Fertigkeit erziehen, in reifen Jahren, ohne Verzicht auf Liebgewonnenes vorurteilslos den letzten Fragen gegenüber zu treten.

Das Volksschulalter — 6 bis 14 Jahre — wird niemals berufen sein, diese Fragen noch so primitiv zu beantworten; für das spätere Alter wird die Individualität des Kindes mehr und mehr zu beachten und der Einfluß der Eltern kein anderer sein wie der unaufdringliche eines älteren Freundes.

Und wie gestaltet sich dieses Prinzip in der Ausführung? So mannigfaltig verschieden, wie die Menschen selbst verschieden sind! Nur einiges sei hervorgehoben.

Kein Verständiger wird wohl auf den wahnwitzigen Gedanken verfallen, dem Kinde seine Märchenwelt und vor allem sein „Christkindchen" — längst eine selbständige, von kirchlichen Vorstellungen losgelöste, poesievolle Gestalt — vorzuenthalten oder vorzeitig zu zerstören. Diese Märchenwelt entspricht ganz der Neigung des Kindes, alles um sich herum zu personifizieren. Das Kind belebt seine Spielzeuge und spricht mit ihnen, sein Hund, sein Vogel sind seine ihm gleichen treuen Freunde, es beklagt den armen Baum, der vom Sturm gebrochen ist, es bewundert die Klugheit des kleinen Magneten, der im dunklen Walde dem Vater den Weg weist; Sonne und Mond ziehen ihm als belebte Gestalten am Himmel entlang, und es freut sich zu hören, daß der große Bär und die Ziege selbst am Himmel in den ewigen Sternen vertreten sind. So belebt es selbst die Natur, wie die Volkspoesie des Märchens. Wenn nun aber der Zweifel von Weihnachten zu Weihnachten mehr aus den kleinen Augen funkelt; wenn ihm die großen Packete in immer grellerem Mißverhältniß zu dem kleinen Christkindchen — trotz Zuhilfenahme des handfesten Herrn Ruprecht — erscheinen, und wenn dann endlich der siebenjährige Knabe zum Vater stürmt und ruft: „Ich weiß, ich weiß, das Christkindchen bringt die Sachen nicht, Ihr kauft sie; ich habe es immer gesagt, das Christkindchen würde doch sicher den netten Kindern im Hinterhause ebensoviel gebracht haben, wie uns", — dann wird man, ernst einlenkend, antworten: „Nun ja, mein Junge, Du hast es erraten; die Liebe Deiner Eltern ist es, die die Geschenke für Euch besorgt, und künftigen Weihnachten darfst dafür nun auch Du Deinen Eltern eine Freude machen." So löst naturgemäß ein schöner ethischer Gedanke die goldene Märchengestalt ab. Wenn nun aber die Märchenwelt des Kindes versinkt, weil der Verstand genügend entwickelt ist, die Dinge zu beobachten, wie sie sind, sollen wir es dann ruhig mit ansehen, wie dieser Entwicklung dadurch entgegengetreten wird, daß man dem Kinde eine Welt dogmatischer Vorstellungen aufdrängt? Offen gestanden, sollten uns dazu doch auch die Glaubensvorstellungen von Millionen unserer Mitbürger zu hoch stehen, als daß wir sie gewissermaßen nur als eine Märchenwelt „für die reifere Jugend" betrachteten.

Wenn also unsere Kinder von der Auferstehung und Himmelfahrt Christi lernen, werden wir ihnen getrost sagen dürfen, daß freilich viele so lehren und glauben, — daß aber auch andere Religionen ihre Stifter in ähnlicher Weise verherrlichen, und daß das Dinge seien, über deren Wirklichkeit man streite; wenn das Kind groß sei, werde es selbst darüber nachdenken können. Der Lehre von der Erbsünde und Erlösung wird man bei aller Anerkennung der darin versinnbildlichten Liebe Gottes doch auch den einfachen, schlichten Satz entgegenstellen, daß eigentlich doch jeder nur für seine Sünde leiden sollte, und daß Gott an einem anderen Opfer nicht wohl gelegen sein könne.

Ethisch und praktisch von größerer Tragweite ist für das Kindesalter die Lehre von der Unsterblichkeit. Mag man mit der monistischen Weltanschauung diese Frage als im verneinenden Sinne entschieden ansehen, oder dieselbe als jenseit der Grenzen des Naturerkennens liegend offen lassen, jedenfalls liegt in dem positiven Anspruch des Menschen, weil er einmal im Spiel der Welt entstanden sei, müsse er auch ewig weiter existiren, eine gewisse Überhebung, welche nicht ohne Einfluß auf das Seelenleben bleiben kann. Auch bildet fraglos der Glaube an die Unsterblichkeit einerseits einen Sporn für sittliches Handeln, andererseits einen Trost für den Abschied von geliebten Mitmenschen, dessen späterer Wegfall eine tiefe, schwer auszufüllende Lücke reißt. Hier zart und taktvoll das Kind auf eine bescheidenere Auffassung seines kleinen Ichs hinzuweisen, werden ernste, für den zukünftigen Gleichmut ihrer Kinder besorgte Eltern nicht unterlassen dürfen.

Erhalten dagegen dürfen wir unsern Kindern die Vorstellung des „lieben Gottes", wie sie bis weit in die ersten Lebensjahre des Kindes hineinragt! Sie entspricht ganz der Neigung des Kindesalter, zu personifizieren; und wie sich schon im Christentum die gar zu menschliche Auffassung Gottes zu einer geistigeren umgestaltet hat, so stellt es auch keine Katastrophe, sondern eine ruhige normale Weiterentwicklung dar, wenn die vom Kinde schon zu tausend Individualitäten belebte und in Wahrheit überall lebendige Natur von der einen Seite schließlich mit dem mehr und mehr vergeistigten Gottesbegriff, auf der andern Seite zu einem Urquell alles Seins im Göthe'schen Sinne zusammenfließt.

Daneben wird — zumal so lange es an einem ethischen Unterricht fehlt —, das Kind immer von neuem darauf hinzuweisen sein, daß das Gebot, gut zu sein, unabhängig von allen diesen Vorstellungen ist; daß das Gefühl für selbstlose Pflicht zum schönsten, innersten Wesen des Menschen gehört, daß echte Sittlichkeit sich deshalb auch bei Anhängern jeder Religion und jeder Weltanschauung findet. Wir werden uns dabei auch gegenwärtig halten, daß das Gute gleich dem Schönen nicht mit Gründen, warum es gut sei, zu lehren, sondern nur der Sinn für das Gute zu wecken und zu stärken ist.

Diese mehr ins Einzelne gehenden Bemerkungen werden auch bei Lesern gleicher Grundstellung manchen Widerspruch finden, — das liegt in der Natur der Sache. Auch bin ich mir bewußt, daß, wie nach Rom, so auch nach Arkadien viele Wege führen. Die andern früher von mir genannten Wege aber freilich führen nicht dorthin: wer, um den Konflikt zu meiden, ihm fremde Anschauungen unterstützt, schafft, wie wir sahen, dem Kinde Illusionen, deren späterer Verlust ihm die Freude an den realen Dingen raubt; auch widerspricht es ethischem Gebot, in solchen Dingen seinen Kindern gegenüber zum Lügner zu werden. Mit diplomatischer Doppelzüngigkeit dem Kinde verbergen, was man meint, macht die Kleinen konfus und ist der unglücklichste Ausweg von allen. Eltern aber, welche jede Antwort ablehnen, errichten zwischen sich und den Kindern gerade in den wichtigsten Dingen eine Scheidewand, die sich mehr und mehr auch auf andere Gebiete erstrecken wird.

Ich gehe bei diesen Erwägungen keineswegs unbedingt davon aus, daß Kinder, welche in der hier angedeuteten Art erzogen werden, später regelmäßig Anhänger einer natürlichen Weltanschauung werden. Das ist auch nicht der Zweck; selbst in Bezug auf unsere Kinder treiben wir keine Proselytenmacherei. Wenn nun ein Kind auf diesem Wege schließlich zur Annahme der christlichen Dogmen kommt, dann wird seine Kirche an ihm eine zuverlässige Stütze haben, und ein Umschlagen der Gesinnung ist dann schwerer zu erwarten.

Wendet sich aber das Kind bei reifen Jahren einer natürlichen Weltauffassung zu, dann geht ihm nicht jenes oben geschilderte Gefühl des Heimwehs nach, und mit frohem, unbeirrtem Wissensdrange wird der Erwachsene den Fragen zu Leibe gehen, welche ihm hier entgegentreten. Wohl wird er nicht für jede Frage eine Antwort finden; vielleicht auch wird er erfahren, daß es gewisse absolute Grenzen menschlichen

Erkennens giebt. Sollte aber auch der Weg zur Wahrheit ein unendlicher sein, so wird doch der, welcher inzwischen das sittliche Ebenmaß in sich selbst unabhängig von Glaubensvorstellungen irgend welcher Art sucht, entwickelt und bethätigt, gern sich bescheiden, auch nur eine Strecke dieses Weges, welchen die Pflicht der Wahrhaftigkeit ihn führt, zu wandeln. Auch wird es ihm auf diesem Wege an heiliger Freude nicht fehlen. Mehr und mehr wird sich ihm das Gesamtbild des Alls abrunden und beleben. Ob er nun in die Tiefen der Menschenbrust sich versenkt und sich andächtig vor dem Guten und Schönen neigt, oder das Werden und die Gestaltung der Völker und Staaten erforscht; — ob er die geheimnisvollen Kräfte der Natur, welche uns kaum noch an Raum und Zeit gebunden scheinen, aufdeckt, oder dem Leben bis in die Welt des unendlich Kleinen nachgeht, oder ob er endlich unter dem gestirnten Himmel vor den Gesetzen des unendlich Großen erschauert: täglich predigen ihm neue Thatsachen die schließliche Einheit dieser unübersehbaren Vielheit, von der er selbst eine Erscheinung ist.

Die Welt, in diesem Lichte angeschaut, stimmt den Empfänglichen zu weihevoller Ehrfurcht und bietet dauernde, reine, reuelose Freuden, welche der, der sie einmal gekostet, wahrlich nicht mit dem berauschenden Weihrauchdufte des herrlichsten Domes vertauscht!

Aus dem Leben.

Von Bertha von Suttner.

(Aus ihrem offenen Briefe an den Verfasser von „Wehrt Euch! Ein Mahnwort an die Juden", F. Simon. Berlin, S. Fischer, 1893.)

Wir wohnten einst bei einem jüdischen Ehepaar. Der Gatte war in einem Bankhaus beschäftigt, aber das knappe Gehalt genügte nicht zum Auskommen, daher vermietheten Herr und Frau Meyer einen Theil ihrer Wohnung.

Sie hatten einen einzigen Knaben. Ein wunderhübsches, talentirtes, liebevolles Kind. Ich hatte oft Gelegenheit, das Familienleben dieser Leute zu beobachten: Es war ein musterhaftes; der kleine Leopold war der Stolz und das Glück der sonst in sehr beschränkten und zurückgegangenen Verhältnissen lebenden Eltern. Ich war oft anwesend, wenn der Kleine aus der Schule heimkam; selig war das Kind, wenn es wieder gute Zeugnisse bringen konnte. „Ach, ich bin so glücklich, so glücklich!" rief er einmal. „Warum?" fragten wir. „Daß ich auf der Welt bin, es ist so schön auf der Welt, und weil ich's weit bringen werde, ich bin wieder der Erste gewesen heute." Eines anderen Tages kam er ganz gedrückt nach Hause; nicht daß er ein schlechtes Zeugniß hatte. „Was ist Dir denn geschehen, Junge, Du siehst ja ganz verstört aus?" Da schluchzte er auf ....

Genug, ich schreibe hier keine Novelle. Was das Kind erzählte, man kann sich's ja denken. Es kommt wohl alle Tage vor: Der Sohn eines strammen Antisemiten, selber faul und rauflustig, höhnte und hänselte den fleißigen Kameraden: „Judenbub, zu was plagst Dich? Wirst doch Dein Leben lang nichts erreichen, bist ja nur Einer von der Semitenbande!"

Das Weh, das in des kleinen Erzählers Stimme zitterte, das staunende Weh darüber, daß es ihm nichts nützen soll, wenn er brav und fleißig war, das herzzerreißende Weh der Eltern — sie tauschten nur einen Blick, — das Alles werde ich nicht vergessen; zum wenigsten den eigenen Schmerz, der mir bei dieser Szene durch die Seele schnitt.

Vermischtes.

Deutscher Freidenkerbund. Für die Generalversammlung beantragt der Kölner Freidenkerverein: Agitation behufs Abschaffung der Todesstrafe, Stellungnahme zum Zwangs-Religionsunterricht für Dissidentenkinder, Beförderung der Feuerbestattung, Unterstützung in Verfolgung gerathener Freidenker und Petition um Aufhebung des religiösen Eides. Der Freidenkerverein in Mannheim beantragt Stellungnahme gegen den Antisemitismus. Herr Eberle in Ulm beantragt zur Statutenrevision, daß der Freidenkerbund den Namen erhalten soll „Deutscher Bund für natürliche Weltanschauung"; ferner Anstellung eines Wanderredners, Entschädigung der Bundesleitung und Einrichtung einer Rubrik „Sprechsaal" im Bundesorgan zu Agitationszwecken. Zur Statutenrevision hat Herr Schäfer-Berlin beantragt, als Zweck des Bundes zu setzen: „gemeinsame Förderung des Gesammtwohles durch religionsfreie Bildung und Sittlichkeit gemäß den Grundsätzen der fortschreitenden Vernunft und Wissenschaft". Näheres über die Tagesordnung findet man in dem „Correspondenzblatt des deutschen Freidenker-Bundes" (herausgegeben von W. Gerling in Köln, Herwarthstr. 12, Preis viertelj. 50 Pf.) Nr. 10 und 11.

Bücherbesprechungen.

Politik und Christentum. Eine religiös-politische Studie von A. Skopnick, Superintendent a. D. und Pfarrer. Berlin W., Conr. Skopnick. 1893. 220 S. 8. 3,50 Mark.

Der Grundgedanke dieser eingehenden und fesselnden Studie ist die Vereinbarkeit des politischen Liberalismus mit einem christlich-religiösen Konservatismus. Ausgehend von einer scharfen Kritik der gegenwärtigen sozialen und politischen Zustände prüft der Verfasser die Leistungsfähigkeit der einzelnen Parteien und empfiehlt unter stetem Hinweis auf die einschlägige Litteratur den für die Sache des positiven Christentums interessierten Kreisen ein offenes und entschiedenes Einlenken in die Bahn der freiheitlichen Kulturentwicklung, ebenso aber dem politischen Liberalismus eine freundlichere Stellungnahme zu dem positiven protestantischen Christentum, weil die stärksten Garantieen für die Freiheit in den sittlichen Grundlagen der christlichen Religion, aufgefaßt im Geiste des evangelischen Lebensideals, gegeben seien. Das Christentum sei zwar mit allen Staatsformen verträglich und das Neue Testament nichts weniger als ein politischer Katechismus, aus welchem man unmittelbare Anweisungen für politisches Denken und Verhalten entlehnen dürfte. Aber in der Konsequenz der ethischen Lebensrichtung des Christentums liegt nach des Verfassers Meinung die Pflicht, so weit es möglich, sich an der Politik zu beteiligen und eine freie Entwicklung des staatsbürgerlichen Lebens zu fördern. Denn der Staat ist eine „moralische Gemeinschaft, welche mit Bewußtsein ihre Zwecke in die Lösung moralischer Aufgaben setzt", und so sehr auch vor einer Verquickung politischer mit kirchlichen Zwecken zu warnen ist, so wenig darf ein selbstbewußtes Streben nach den sittlichen Zielen, welche der religiösen Lebensanschauung des Christentums entsprechen, gleichgiltig oder in einseitiger Parteinahme an jenen Zwecken vorübergehen, wie sie jedem vernünftigen Staatsgedanken als Leitstern dienen.

Die fließende, zum Teil glänzende Darstellung, in welcher diese Ideen vorgeführt werden, das unparteiische Urteil, die vermittelnde Tendenz, die maßvolle und doch entschiedene Stellungnahme zu den einzelnen politischen Zeitfragen — machen die Lektüre des Buches zu einer ebenso spannenden wie befriedigenden; auch fehlt es nicht an Neuheiten im Detail und an belehrenden Übersichten über Geschichte und Litteratur der neueren Politik. Darf ich mir gestatten, auf einen Mangel aufmerksam zu machen, welcher zum Teil vielleicht nur eine Folge der glatt fließenden, nicht durch markante Einschnitte disponierten Rhetorik sein mag, zum Teil aber sicherlich auf allzu vertrauensvollem Appellieren an Gleichgestimmtheit des Lesergemütes beruht, — so ist es auffallend, daß in und neben all dem Trefflichen, was uns gesagt wird, der Grundgedanke nirgend in plastischer Einfachheit und Gedrängtheit hervorgehoben, in systematischer Methodik bewiesen, in logischer Folgerichtigkeit zu Ende gedacht wird. Den Wahrheitsbeweis muß der Leser zwischen den Zeilen erspähen, und manche Frage bleibt unbeantwortet. Wir wollen nicht darum markten, daß so manche litterarischen Erscheinungen der Gegenwart, die zur Lösung jener Fragen beitragen wollen, unberücksichtigt bleiben, daß die neuesten Theorieen z. B. von Tönnies über das Verhältnis von Staat und Gesellschaft und die Versuche einer Identifizierung beider nicht zur Geltung kommen, daß andererseits neben Strauß und Bauer auch Baur und die Tübinger Schule destruktiver Tendenzen beschuldigt werden und den v. Egidy'schen Bestrebungen dieselbe Zensur erteilt wird. Das sind Einzelheiten. Aber heißt das, die Zeichen der Zeit verstehen, wenn man die „Ernsten Gedanken", welche Tausende aufgerüttelt haben, denen die Kirche gleichgiltig geworden war, so beiläufig abzuthun sucht? Würde es angesichts solcher christlich und politisch gleich wenig rühmlichen Oberflächlichkeit nicht manchem besser erscheinen, politisch konservativ und kirchlich liberal zu sein? Der Verfasser weiß von Herrn v. Egidy's Wirken wohl nur durch Hörensagen, sonst würde er schwerlich über „Agidi" so absprechen. Daß v. Egidy's historische und exegetische Vorstudien ungenügend sind, ist bedauerlich; ob man sein positiv sein wollendes Christentum für erfolgreich halten will, mag dahingestellt sein; aber daß seine Tendenz positiv, bauend, nicht zerstörend ist, sollte als zweifellos gelten. Auch davon scheint der Verfasser keine Ahnung zu haben, daß sowohl die politischen wie die religiösen Zukunftsperspektiven, welche dem vor-

wiegenden Geschmack in der heranwachsenden Generation entsprechen, den Blick auf ganz andere Ziele lenken, als diejenigen sind, welche uns hier eröffnet werden; und zumal von dem zunehmenden Umsichgreifen krankhafter Symptome, vom Antisemitismus und von dem Nietzsche-Kultus, hätte nicht so fast völlig geschwiegen werden dürfen.

Gr. Lichterfelde. Geo. Kunze.

Drei religiöse Reden von Christoph Schrempf. lic. theol. Stuttgart. Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff) 1893.

An die Studenten der Theologie zu Tübingen. Noch ein Wort zur Pfarrersfrage von Christoph Schrempf. lic. theol. Stuttgart. Fr. Frommann. 1893.

Natürliches Christentum. Vier neue religiöse Reden von Christoph Schrempf. lic. theol. Stuttgart. Fr. Frommann's Verlag. 1893.

In Württemberg hat der Wahrheitsmut Christoph Schrempf's, welcher es vorzog, seinem Pfarramt zu entsagen, um in Übereinstimmung mit seinem Gewissen handeln zu können, immer weitere Kreise in Mitleidenschaft gezogen. Infolge dessen sind diese neuesten Reden Christoph Schrempf's von weittragender Bedeutung. In dem ersten Heft spricht er über Unglaube, Religion und religiöse Gemeinschaft und versteht es geradezu meisterhaft, zu zeigen, daß unser Unglaube Glaube und dasjenige, was wir Glauben nennen, im Grunde ein Unglauben ist. Während er die weitesten Gesichtskreise erschließt, vergißt er nie, gegenüber dem einfachen und an und für sich stets bekannten Material zu sagen: „An dem allen ist wieder gar nichts Neues." Indes die Leser finden viel, sehr viel Neues darin, wie das Allbekannte gegenüber gestellt und gruppiert wird. Manchmal klingt eine Saite der Ironie an, z. B. wenn er sagt: „Aber das Recht Gottes auf die unbedingte Wahrhaftigkeit der Rede vor und mit ihm kommt ja natürlich gegenüber dem Rechte der Gemeinde auf das 1½ Jahrtausende alte Apostolikum nicht in Betracht, oder — wie wenn für die Religion darauf irgend etwas ankäme, ob das Apostolikum 18 Tage, 18 Jahrhunderte oder 18 Billionen Jahre alt ist — wenn es nicht ewig, d. h. wahr ist." Und so ist ihm denn auch das Suchen nach Wahrheit das Wesen der Religion, und so sagt er: „Denn er, der wirkliche Gott, ist nicht eine uns äußerlich gegenüberstehende Person, sondern Wahrheit, Licht und Leben für uns; darum tritt nicht nur der in ein Verhältnis zu ihm, der ein Gebet an ihn richtet, sondern ebensogut jeder, der von der Wahrheit getrieben nach der Wahrheit strebt." Von der modernen Richtung der Weltschmerzler sagt er: „Sie haben Religion, vielleicht sogar viel Religion, aber als Krankheit", und weiter: „Der unwahre Idealismus erzeugt den unwahren Pessimismus." So kann man nur wünschen, daß gerade dieser Richtung die Schriften Schrempf's vor die Seele geführt werden möchten. Sie werden auch wohl beistimmen, wenn es heißt: „Ohne Religion ist nur der ganz in zeitlichen Interessen aufgehende Mensch, welcher abends vollbefriedigt zu Bette geht, wenn er den Tag über sein Vergnügen gehabt und seinen Profit gemacht hat und von der Folgezeit das Gleiche erwarten darf, welchen keine Sorge wirklich bewegt als die, daß dem nicht so ist, oder nicht immer so sein wird. Und vollends religionslos ist der feine oder grobe Heuchler, welcher entdeckt hat, daß man mit Gott und den Idealen, wenn man sie nur in der richtigen Weise verwertet, sogar Geschäfte machen, Geld und Ehre verdienen kann. Leider ist solche wirkliche Religionslosigkeit mit dem, was man jetzt „Gottesglauben" heißt, recht verträglich geworden."

In der Rede an die Studenten der Theologie legt er den Gedanken zu Grunde, daß der Streit nur scheinbar ein Lehrstreit, in Wahrheit eine Frage der Sittlichkeit sei. Ursache des Streites ist ihm, daß man prinzipienlos zu neuer Gemeinschaft zusammengetreten sei, daß Luther nur unklar gegenüber Schrift und Bekenntnis und gar nicht gegenüber Christus selbst die Consequenzen der religiösen Wahrheit gezogen habe. Geradezu erhebend sind die Prüfungsfragen, welche er den jungen Freunden vorlegt, ob sie wirklichen Beruf zum Botschafter an Christi Statt haben. Zur Vergleichung teilt er den Wortlaut der Ordination und Investitur mit.

In den vier Reden, welche er unter dem Titel: „Natürliches Christentum" veröffentlicht, wird der Kreis der Erkenntnis immer weiter gezogen, trotzdem inzwischen von einigen hochgestellten Amtsbrüdern gegen ihn gepredigt ist. Aber ehe er nur daran denken mag, seinen Widersachern irgend ein Wort der Entgegnung zu gönnen, oder gar ihre so deutlich ins Auge springenden Widersprüche, als das was sie sind, zu kennzeichnen, erscheint es ihm unerläßlich, das ganze All mit seinen Gedanken zu umspannen, uns zu einer Religionsphilosophie zu erheben. Demgemäß lauten auch die Titel dieser Predigten: „Von Gott I. Von Jesus Christus II. Vom heiligen Geist III und erst in der IV. Rede: „Wie man das Bekenntnis verteidigt," geht er auf die wundersamen Widersprüche, die Ohnmacht und Halbheit im Vorgehen seiner Gegner ein. In diesem Buche sind ihm die objektiven Fragen der Gottesbeweise, des Kindschaftsverhältnisses und das Wesen des heiligen Geistes die Vorlage, aus deren Gebiet heraus er nicht etwa mit seinen Gegnern kämpft, sondern nur klar und deutlich den ihnen zustehenden Platz im Reiche des Gottesgeistes kennzeichnet. Und wie versteht er es, jede Falte des menschlichen Herzens auseinanderzubreiten. Er findet den Weg, an uns selbst die Aufgabe herantreten zu lassen, wie wir als Gottes-Kinder auch den Gottvater in unserm Thun zu beweisen haben. Haarscharf sind die Definitionen über das Wesen des heiligen Geistes und den Prüfstein für uns in unserm Handeln. Da ist der Maßstab, ob Erkennen, Wollen, Klarheit und Mut die rechte Bürgschaft in ihrer Übereinstimmung geben, ob wir der Stimme des heiligen Geistes lauschen, der uns wohl sagt: „Du mußt, gerade Du!" oder ob Eitelkeit und Überhebung uns irre leiten. So spricht er von ihm zu uns in seinem Namen: „Der heilige Geist schließt so: Du sollst selbst etwas sein; etwas werden kannst Du aber nur im Umgang mit Andern, und dann sollst Du, was Du geworden bist, auch für Andere sein; also mußt Du Gemeinschaft suchen. Du sollst und mußt für Andere leben, dazu mußt Du natürlich zuerst selbst etwas sein. Deshalb suche für dich etwas Tüchtiges zu werden! Werden Sie durch diese Reflexionen gleich unzweideutig hingewiesen, so greifen Sie ruhig zu, so müssen Sie zugreifen: es ist die Stimme des heiligen Geistes, die Sie vernommen haben." Wie es Schrempf versteht, für ein natürliches Christentum den Blick zu erschließen! Das muß man selbst lesen. Für uns ist es aber ein herzerquickender Gedanke, daß, während in Norddeutschland Egidysche Begeisterungsfähigkeit und der felsenfeste Glaube an das Gute im Menschen überall an dem Gewissen rüttelt, nun auch ein Vertreter so hoher Geistesgewalt in Süddeutschland erstanden ist. Auch er wird nicht vergeblich gekämpft haben, weil er, eins mit sich selbst, eins mit seinem ihm gegenwärtigen Gotte und eins in der Bruderliebe Jesu, in seinem Christentum der That, für Alle gelitten und gestritten hat.

J. Freytag.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Frankfurt a. M.)

Berichtigung.

Herr Dr. Walter F. Wislicenus (Straßburg i. E.) sendet uns folgende Berichtigung: In dem in Nr. 18 der „Ethischen Kultur" abgedruckten Referat über seine in Frankfurt a. M. gehaltene Rede seien in dem Satze: „Dieser Moralunterricht soll den Religionsunterricht keineswegs aus der Schule verdrängen, denn die Gesellschaft ist keine politische, aber auch keine religiöse" — die Worte „in der Schule" unrichtig; die habe er nicht gebraucht. Der ganze Passus seiner Rede, auf welche sich der obige Satz des Referats bezieht, lautete folgendermaßen: „Dieser Moralunterricht soll den Religionsunterricht keineswegs verdrängen; im Gegenteil soll und muß es jedem Staatsbürger vollkommen freistehen, in welcher Konfession er seine Kinder erziehen, welche Glaubenssätze er denselben im Religionsunterricht einprägen lassen will. Der Vorwurf, daß die D. G. E. K. mit der Forderung eines konfessionslosen Moralunterrichts gegen die Kirchen vorgehe, ist ein unsinniger, denn sie ist weder eine religiöse noch eine politische Gesellschaft und sie denkt gar nicht daran, irgend eine Konfession oder Partei anzugreifen oder einzuschränken; denn ein solches Vorgehen würde ihrem obersten Grundsatze religiöser und politischer Toleranz direkt zuwiderlaufen."

Briefkasten.

Herr **T. B.** in Berlin schreibt uns.

„Hierdurch möchte ich mir die ergebene Anfrage erlauben, ob der in der „Ethischen Kultur" schon mehrfach rühmend erwähnte materialistische Philosoph Dühring der fanatische Antisemit ist, der Lessing für ein Produkt jüdischer Reklame hält und in einem jüngst erschienenen Werke: „Die Größen der modernen Litteratur" unsere Dichter und Denker (Spinoza, Kant, Goethe) vorwiegend unter dem Gesichtspunkte der Verjudung betrachtet. (Vergl. Nr. 33 der „Nation".) Ich kann mir doch nicht denken, daß man einen Schriftsteller von so einseitiger Richtung neben Ludwig Feuerbach stellen darf. Sicher ist auf geistigem Gebiet nichts so verwerflich wie Personenkultus und Autoritätsglaube, und ich selbst hege z. B. in Bezug auf Goethe manchen ketzerischen Gedanken, halte mit Fr. Vischer die Lösung der ethischen Frage im II. Teil des Faust für verfehlt und stelle Schiller als sittliche Persönlichkeit bedeutend höher als Goethe. Auch scheint es mir, als ob Goethe das volle Verständnis für die Ethik Spinozas, die den Kern und Mittelpunkt seines Pantheismus ausmacht, gefehlt habe. Sie sehen also, ich bin durchaus nicht dogmengläubig in Bezug auf Goethes Bedeutung für alle Beziehungen unsers modernen Lebens, trotz Herrn Dr. P. Lorentz; aber eine Kritik, wie sie Dühring ausübt, scheint mir wertlos zu sein, da sie unwissenschaftlich ist und persönlichen Antipathien bis zum Übermaß Raum giebt. Eine solche Art der Betrachtung kann doch nicht ethisch förderlich sein. Ich möchte gern einmal das Werk über den „Wert des Lebens" lesen (in welchem Verlage ist es erschienen?), aber der Gedanke, daß sein Autor von blindem Judenhasse beseelt sein könnte, stößt mich ab, denn der Haß ist niemals ethisch, wenn er sich nicht gegen das Böse selbst richtet. Das kann doch aber vom Parteihaß nicht behauptet werden."

Der Verfasser von „Wert des Lebens" (Leipzig, O. R. Reisland), „Kursus der Philosophie" und anderen Schriften, die der Herausgeber für ethisch förderlich hält, ist derselbe Autor, welcher, wie Sie mit Recht bemerken, in seinem Antisemitismus — und auch sonst zuweilen in seiner Beurteilung von Personen — gröblich gegen die Gesetze der Gerechtigkeit verstößt. Die menschlichen Charaktere sind sehr komplizierte Gebilde, und viel Licht schließt manchen Schatten nicht aus. Erfreuen wir uns des vielen Lichtes in der Persönlichkeit Dührings! Über dessen geradezu krankhaften Antisemitismus urteilt der Herausgeber genau so, wie Sie es in obigen Zeilen thun; aber doch bleibt er ihm immer dankbar für die sittliche Förderung, die seine Werke und sein Leben ihm gespendet haben.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 3. Juni 1893.	Nr. 23.

Frauenrechte.

Von Wendell Phillips.

Aus dem Englischen*) übersetzt von Mathilde von Colomb.

Die folgende Rede eines der edelsten amerikanischen Patrioten**) verteidigt diese zehn von Wendell Phillips selbst aufgestellten Thesen:

1. Während wir andere Methoden nicht unterschätzen wollen, ist doch nach unserer Meinung das Stimmrecht der Frauen der Eckstein unseres Unternehmens, da wir die Frauen nicht beschützen, sondern ihnen vielmehr zu einer Stellung verhelfen wollen, in der sie sich selbst beschützen können.***)

2. Wenn der Wahlzettel einmal in der Hand der Frauen ist, so wird es ihr eigener Fehler sein, wenn nicht alle barbarischen, demoralisierenden und unbilligen Gesetze in Bezug auf Heirat und Eigentum schnell aus dem Gesetzbuch verschwinden. Während wir anerkennen, daß die Hoffnung auf einen Anteil an den höheren Berufen und einträglichen Stellungen der Gesellschaft einer der stärksten Beweggründe zu geistiger Ausbildung ist, so wissen wir doch auch, daß ein Interesse an politischen Fragen ein gleich mächtiger Sporn ist. Auch sehen wir, daß das Beste, was wir thun können, um einem Individuum die Bildung zu sichern, dies ist, demselben den Wahlzettel in die Hand zu geben: da es so offenbar im Interesse der Gesellschaft liegt, daß eine Person, von deren Entscheidung ihre Wohlfahrt und Sicherheit abhängt, sowohl freien Zugang zu den besten Bildungsmitteln haben, als auch gedrängt werden sollte, davon Gebrauch zu machen.

3. Wir fühlen uns nicht berufen, die Gleichheit der Geschlechter in geistiger oder irgend einer anderen Hinsicht zu behaupten oder festzustellen. Es ist genug für das, was wir zu beweisen haben, daß die natürliche und politische Gerechtigkeit und die Grundsätze der englischen und amerikanischen Freiheit in gleicher Weise bestimmen, daß Rechte und Lasten, Besteuerung und Vertretung im Parlament von gleichem Umfange sein müssen. Denn hieraus folgt, daß die Frauen, als individuelle Bürger, welche der Bestrafung für Handlungen, die das Gesetz verbrecherisch nennt, unterworfen sind, und welche in ihrer Arbeit und ihrem Eigenthum zur Erhaltung der Regierung besteuert werden, ein augenscheinliches und unbestreitbares Recht — eben das nämliche Recht, das die Männer besitzen — zu einer direkten Stimme bei der Aufstellung jener Gesetze und der Zusammensetzung jener Regierung haben.

4. Der Demokrat oder Reformer, der den Frauen das Stimmrecht verweigert, ist nur deshalb ein Demokrat, weil er nicht als Adliger geboren worden ist, und gehört zu jenen Gleichmachern, die Alles nur bis zu sich selbst herab gleich machen wollen.

5. Obwohl die politische und die natürliche Gerechtigkeit den Frauen bürgerliche Gleichheit gewähren, obwohl große Denker jedes Zeitalters, von Plato bis Condorcet und Mill, ihre Forderung unterstützt haben, obwohl freie Vereinigungen, religiöse sowohl als weltliche, auf diesem Fundament gebildet worden sind, so macht man doch gern dagegen geltend, daß keine politische Gemeinschaft, kein Volk je existiert habe, in welchem die Frauen nicht in einem Zustande politischer Unterordnung gewesen wären. Aber als Erwiederung hierauf erinnern wir unsere Gegner daran, daß dieselbe Thatsache mit gleicher Wahrheit zu Gunsten der Sklaverei vorgebracht worden und auch gegen die Freiheit der Industrie, die Freiheit des Gewissens und die Freiheit der Presse geltend gemacht worden ist: da keine dieser Freiheiten mit einem wohlgeordneten Staate für verträglich gehalten wurden, bis sie dadurch ihre Möglichkeit bewiesen, daß sie als Thatsachen in die Wirklichkeit traten. Auch ist es nicht schwer zu verstehen, warum die Abhängigkeit der Frau eine allgemeine Erscheinung gewesen ist, wenn wir uns daran erinnern, daß wir soeben erst aus der Zeit heraustreten, in welcher Macht stets Recht gewesen ist.

6. Weit davon entfernt, den überwältigenden gesellschaftlichen und bürgerlichen Einfluß der Frauen zu leugnen, sind wir vielmehr von seiner weiten Ausdehnung vollständig

---

*) Aus Speeches, Lectures, and Letters by Wendell Phillips. Boston 1884.

**) Über ihn handelt der dritte Vortrag in der „Religion der Moral“, Vorträge, gehalten in der Gesellschaft für moralische Kultur in Chicago von William Mackintire Salter (Leipzig, Wilh. Friedrich): Wendell Phillips, ein Beispiel der idealen Moral.

***) Vor einigen Wochen ging folgende Mitteilung durch die deutschen Zeitungen:

„Das Frauenstimmrecht macht in Amerika immer mehr Fortschritte. Im Staate Arizona wurde das Gesetz betreffend volles Stimmrecht der Frauen vom Repräsentantenhause mit 16 gegen 7 Stimmen angenommen. Minnesota will in einem Ergänzungsgesetze den Frauen das volle Stimmrecht geben. Der betreffende Antrag ging mit 26 gegen 14 Stimmen durch. Die Frauen petitionierten nur für das Stimmrecht in Gemeinde-Angelegenheiten. Aber mehrere Stimmen erklärten, man müsse endlich einmal weiter gehen und den Ausdruck „männlich“ vor dem Worte Person, Personen (Wähler 2c.) aus der Verfassung ein für allemal streichen. In Nebraska unterlagen die Frauen mit nur 4 Stimmen. Mit der Petition um das Stimmrecht in Gemeinde-Angelegenheiten unterlagen die Frauen in Massachusetts und Michigan, in letzterem Staate aber nur mit einer einzigen Stimme. Dagegen erlangten die Frauen in California das Stimmrecht in Schulangelegenheiten. Das Stimmrecht der Frauen in Schulangelegenheiten ist nun in 22 Staaten der Union eingeführt.“ (Anm. d. Red.)

überzeugt; wir wissen mit Demosthenes, daß „Maßregeln, welche der Staatsmann ein ganzes Jahr überlegt hat, in einem Tage von einer Frau umgeworfen werden können"; und gerade aus diesem Grunde erklären wir es als höchst nützlich, sie mit vollen Bürgerrechten auszustatten, da sie erst dann diesen mächtigen Einfluß in dem rechten Bewußtsein ihrer Pflicht und Verantwortlichkeit ausüben wird. Die Geschichte aller Zeiten legt Zeugnis ab, daß der einzige sichere Weg für die Völker der ist, offene Verantwortlichkeit überall da hinzuzufügen, wo bereits unbeachtete Macht besteht.

7. Wir bestreiten, daß irgend ein Teil des Menschengeschlechts das Recht hat, für den andern Teil zu entscheiden, und irgend ein Individuum das Recht hat, für ein anderes Individuum zu entscheiden, welches seine „angemessene Sphäre" ist oder nicht ist. Die angemessene Sphäre für alle menschlichen Wesen ist die weiteste und höchste, die sie zu erreichen fähig sind. Welche dies ist, kann ohne völlige Freiheit der Wahl nicht bestimmt werden. Die Frauen sollen deshalb für sich selbst wählen, welche Sphäre sie ausfüllen, welche Bildung sie suchen und welcher Beschäftigung sie folgen wollen; sie sollen nicht gezwungen sein, in Ergebung die Rechte, die Bildung und die Sphäre hinzunehmen, welche die Männer ihnen zu gestatten für gut finden.

8. Wir halten diese Wahrheiten für sonnenklar: „daß alle Menschen gleich geschaffen sind; daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind; daß zu diesen gehören das Leben, die Freiheit und das Streben nach Glück; daß, um diese Rechte zu sichern, Regierungen unter den Menschen eingerichtet sind, die ihre gerechten Machtvollkommenheiten von der Zustimmung der Regierten ableiten";*) und wir legen demjenigen grobe Unredlichkeit oder Unwissenheit zur Last, welcher behauptet, daß das Wort „Menschen" in dem denkwürdigen Dokument, aus dem wir citieren, nicht das Menschengeschlecht bedeutet, daß „Leben, Freiheit und das Streben nach Glück" die „unveräußerlichen Rechte" nur einer Hälfte des Menschengeschlechts sind, und daß unter den „Regierten", deren Zustimmung als die einzige Quelle gerechter Macht angesehen wird, nur jene Hälfte der Menschheit zu verstehen ist, welche sich bisher in Bezug auf die andere den Charakter als Beherrscher angemaßt hat.

9. Wir halten das Argument nicht für stichhaltig, daß es notwendig sei, die Frauen vom bürgerlichen Leben auszuschließen, weil häusliche Sorgen und politische Verpflichtungen unvereinbar seien, da wir nicht sehen, daß sich die Sache beim Manne so verhält, und da, wenn wirklich eine Unvereinbarkeit bestände, weder Männer noch Frauen eines Gesetzes bedürfen würden, um sie von einer Beschäftigung auszuschließen, wenn sie eine andere gewählt haben, welche mit jener unvereinbar ist. Ferner beweist die Behauptung nichts, daß die Frauen selbst eine Änderung nicht wünschen, da wir behaupten, daß abergläubische Scheu und die Furcht, die Achtung der Männer zu verlieren, in diesem Punkte jede freie Äußerung ersticken. Und weiter, wenn es wirklich ihr Wille wäre, dem bürgerlichen Leben sich zu entziehen, so wären Gesetze, sie davon auszuschließen, verkehrt, da noch kein Gesetzgeber es für nötig gehalten hat, die Menschen durch ein Gesetz zu zwingen, ihrer eigenen Neigung zu folgen.

10. Es ist ebenso verkehrt, allen Frauen ihre bürgerlichen Rechte zu verweigern, weil die Sorgen des Haushaltes und der Familie die ganze Zeit von einigen in Anspruch nehmen, als es verkehrt sein würde, das ganze männliche Geschlecht vom Parlament auszuschließen, weil einige Männer Seeleute oder Soldaten im aktiven Dienst oder Kaufleute sind, deren Geschäfte ihre ganze Aufmerksamkeit und Kraft in Anspruch nehmen.

*) Worte aus der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. (Anm. d. Red.)

Den Gegenstand, mit welchem wir uns beschäftigen wollen, hat man mit Recht die großartigste Reformbewegung genannt, welche bis jetzt über die Welt gekommen ist. Es ist der erste organisierte Widerspruch gegen die Ungerechtigkeit, welche über dem Charakter und dem Geschick der einen Hälfte des Menschengeschlechts gelastet hat. Nirgend anderswo, unter keinen Umständen, ist bis jetzt die Freiheit einer ganzen Hälfte unserer Gattung gefordert worden. Es ziemt sich, daß wir einen so bemerkenswerten und bedeutsamen Umstand wohl erwägen, daß wir die in Rede stehende Frage mit dem Ernst und der Überlegung erörtern, die einem solchen Unternehmen entsprechen. Sie bringt in der That dem ganzen Gesellschaftsbau jedes Volkes einen gewaltigen Schlag bei; aber das beweist meiner Meinung nach nichts gegen sie. Es hat Zeiten gegeben, wo es die Pflicht des Reformers war, seine Gründe anzugeben, warum er erschienen sei, die Ruhe der Welt zu stören. Aber während der Erörterung der vielen Reformen, welche verteidigt worden sind und, eine nach der anderen, mehr oder weniger Erfolg gehabt haben — der Freiheit der niederen Klassen, der Preßfreiheit, der Gewissensfreiheit, der Reform der Strafgesetzgebung und tausend anderer — scheint es mir endgültig bewiesen worden zu sein, daß die Regierung mit Usurpation und Bedrückung begann, daß die gegenwärtige Freiheit und Civilisation nichts anderes sind, als die Bruchstücke von Rechten, welche das Schafott und der Pranger den starken Händen der Usurpatoren entwunden haben. Jeder Schritt vorwärts, den die Welt gemacht hat, war von Schafott zu Schafott und von Pranger zu Pranger. Es würde kaum Übertreibung sein, zu sagen, daß alle die großen Wahrheiten über Gesellschaft und Regierung zuerst in den feierlichen Protesten hingeopferter Vaterlandsliebe, oder im lauten Schrei unterdrückter und hungernder Arbeit gehört worden sind. Das Gesetz ist immer ungerecht gewesen. Die Regierung begann mit Tyrannei und Gewalt, begann mit dem Feudalismus des Kriegers und der Bigotterie des Priesters; und die Gedanken der Gerechtigkeit und Menschlichkeit haben sich ihren Weg gegen die organisierte Selbstsucht der menschlichen Natur wie ein Gewittersturm erkämpfen müssen. Und dies ist der letzte große Protest gegen das Unrecht von Jahrhunderten. Mir beweist es daher nichts, daß die alte Gesellschaftsordnung der Vergangenheit gegen uns spricht.

Ich fühle mich nicht berufen, zu zeigen, welches die angemessene Sphäre der Frauen ist. Bei jeder großen Reform hat die Majorität stets zu dem Fordernden gesagt, gleichviel, was er forderte: „Du bist zu einem solchen Rechte nicht geeignet." Luther verlangte vom Papste für die Massen die Freiheit, die Bibel lesen zu dürfen. Die Erwiederung war, daß es nicht gut sein würde, dem gemeinen Volke das Wort Gottes anzuvertrauen. „Laßt sie es versuchen!" sagte der große Reformator; und die Geschichte von drei Jahrhunderten der Entwickelung und Läuterung verkünden das Ergebnis. Sie haben es versucht: man schaue sich um nach den Folgen! Die niederen Klassen in Frankreich forderten ihre Bürgerrechte, — das Stimmrecht und das Recht, in der Regierung unmittelbar vertreten zu werden; aber die reichen und gebildeten Klassen riefen: „Ihr eignet Euch nicht dazu!" Die Antwort war: „Laßt es uns versuchen!" Daß Frankreich nicht, wie Spanien, von dem Druck einer tausendjährigen Mißregierung gänzlich vernichtet worden ist, ist die Antwort für diejenigen, welche an dem endgültigen Erfolge dieses Versuches zweifeln.

Die Frauen stehen nun vor derselben Thür. Sie sprechen: „Ihr sagt uns, wir hätten keinen Verstand — gebt uns die Gelegenheit, ihn zu beweisen! Ihr sagt uns, wir würden die Politik nur verwirren, — laßt uns versuchen!" Die einzige Erwiederung ist dasselbe abgedroschene Argument, das man gegen die Juden in Europa vorbrachte: „Ihr könnt nur Geld machen, zu Soldaten oder Parlamentariern seid Ihr nicht zu gebrauchen." Wie zwingend ist Macaulays be-

redte Mahnung: „Welches Recht haben wir, diese Frage als ausgemacht vorauszusetzen? Öffnet die Thore dieses Abgeordnetenhauses, öffnet die Reihen der kaiserlichen Armee, ehe ihr den Landsleuten des Jesaias die Beredsamkeit oder den Nachkommen der Maccabäer die Tapferkeit absprecht!" Gerade so steht es jetzt mit uns. Öffnet die Thore des Parlaments, öffnet die der Gerichtshöfe öffnet weit die Thore der Universitäten und gebt den Schwestern der Mott und Somerville dieselben Gelegenheiten zur Ausbildung, wie sie die Männer haben, und laßt den Erfolg beweisen, welches ihre Fähigkeiten und ihr Verstand in Wirklichkeit sind! Wenn, sage ich, die Frauen ebenso viele Jahrhunderte lang wie wir die Hilfe von Büchern, die Schulung des Lebens und den Sporn des Ruhmes genossen haben werden, dann wird es an der Zeit sein, die Erörterung dieser Fragen zu beginnen: „Wie steht es mit dem Verstande der Frauen?" „Ist er dem der Männer gleich?" Bis dahin sind alle solche Erörterungen bloße Luftstreiche.

(Fortsetzung folgt.)

Die Religion des Ideals.

Ein Verständigungsversuch. Von Professor A. Döring in Berlin (Lichterfelde).

Die D. G. E. K. nimmt zur Religion im Grunde diejenige Stellung ein, die das Programm der Sozialdemokratie in den Worten formuliert hat: „Religion ist Privatsache", und der schon Friedrich der Große den unvergänglichen Ausdruck geliehen hat: „Hier kann Jeder nach seiner Façon selig werden."

Dennoch ist die Religion in unserer Gesellschaft schon vielfach Anlaß zur Diskussion geworden. Ich sehe jetzt von der pädagogischen Seite der Frage, von den Konflikten mit dem officiellen Religionsunterricht in der Schule, ab. Aber auch die Frage nach der Bedeutung der Religion für das Leben der Erwachsenen will in unserem Kreise nicht zur Ruhe kommen. Freilich tritt da bei der Unbestimmtheit des Begriffes eine große Mannigfaltigkeit von Standpunkten hervor. Von dem schon durch Bayle's Kritik tötlich getroffenen Systeme des Augustinismus — des konsequenten wie des abgeschwächten — können wir absehen. Dann aber verlangt der Eine ein persönliches Absolutes, das, wie ein ins unendliche erweitertes menschliches Wesen, weltregierend in den Prozeß des zeitlichen Geschehens eingreift; dem Anderen genügt schon eine zweckvoll oder doch streng gesetzmäßig wirkende Weltkraft, um in der Form des universellen Affekts oder des schlechthinnigen Abhängigkeitsgefühls auf solche Vorstellung des Absoluten religiös zu reagieren.

Herr v. Egidy, der schon in der konstituierenden Versammlung seine Überzeugung von der Notwendigkeit der Religion als den Punkt betonte, der ihn von dem neuen Unternehmen trenne, hat in Nr. 21 d. Bl. wieder in ähnlichem Sinne, die unumgängliche und unentbehrliche Bedeutung der Religion betonend, das Wort ergriffen. Er formuliert aber jetzt das Wesen der Religiosität so weitherzig, daß eine volle, rückhaltlose Verständigung mit ihm möglich erscheint, freilich aber auch so abweichend von jeder Bedeutung, die man in irgend einem Zusammenhange mit den historischen Erscheinungen des Religiösen mit diesem Ausdruck verbinden kann, daß doch erst ein genauerer Begriff als Grundlage für solche Verständigung gewonnen werden muß.

„Religiosität ist Drang zum Guten", „religiös ist Jeder, der überhaupt an sich arbeitet", sagt Herr v. Egidy. Wir erkennen aus solchen Worten deutlich, daß ein religiöses Bedürfnis und Leben in der edelsten, verfeinertsten und vergeistigtsten Form in ihm pulsiert, aber auch, daß es ihm nicht gelingt, für die in ihm wirksame Lebensmacht, auf deren Walten er nicht verzichten will, den adäquaten Ausdruck zu finden. Versuchen wir hier anzuknüpfen.

Folgende Begriffsbestimmung dürfte auf alle überhaupt möglichen und denkbaren Arten der Religion anwendbar sein. Der religiöse Mensch will durch Hülfe höherer Mächte ihm wertvolle Lebensgüter erlangen. Religion ist Dienst höherer Mächte behufs Erlangung von Lebensgütern. Der Wilde verehrt seinen Fetisch, um auf der Jagd oder im Kriege Erfolg zu haben. In den polytheistischen Religionen und im katholischen Heiligenkult giebt es so viele Departements höheren Waltens, als es menschliche Angelegenheiten, Interessen, Bedürfnisse und Wünsche giebt. Der Protestantismus hat monistisch alle diese Departements in einer einzigen Hand zusammengezogen. Überdies wird im Christentum die Angelegenheit der Angelegenheiten, der Wunsch der Wünsche, das ewige Leben, das Leben im Reiche Gottes, als Frucht des rechten Dienstes der Gottheit erhofft.

Nun verbindet sich aber ferner auf den höheren Religionsstufen mit dem Glauben an die weltregierende Macht eine die göttlichen Wesen im Sinne menschlicher Vollkommenheiten identifieierende Gedankenthätigkeit. Die enthusiastische Anschauung solcher Vollkommenheiten wirkt erhebend und veredelnd, und solche Veredlung wird als Gedankenwirkung empfunden, die die wertvollsten Lebensgüter, die Güter sittlicher Kräfte und Vollkommenheiten, vermittelt und spendet.

Hier ist nun nur noch ein Schritt bis zur Religion des Ideals, die alle Substantialität, alle kosmische Realität vom Göttlichen abstreift. Ist sittliche Vollendung das höchste Gut, so ist der enthusiastische Ausblick zum geistig angeschauten Ideal solcher Vollendung, die als wahre Gebetsstimmung auftritt, eine Quelle der höchsten und reinsten Segnungen, im Sinne der Verwirklichung des höchsten Gutes.

Das Ideal ist volle Seligkeit im Besitze des reinen Willens. Wer sich andächtig, verehrend hineinvertieft, empfängt in dieser seelischen Annäherung den Frieden der wahren Glückseligkeit inmitten aller menschlichen Schwäche und Unvollkommenheit. Er empfängt Kraft zum Guten, Hilfe in den Versuchungen und Anfechtungen, wo niedere Interessen, irdische Vorteile ihn umstricken und herabziehen wollen. Er empfängt Trost im Leiden, wo Güter ihm geraubt werden, die doch nur für den umflorten Blick der schwachen Menschlichkeit unentbehrliche Güter scheinen. Er empfängt Entsühnung, wo er dem Ideal entfremdet, gestrauchelt ist, Versöhnung, Erlösung, Wiedergeburt, wo das niedrig menschliche Fühlen und Begehren, auf untergeordnete oder Scheingüter gerichtet, ihn gefangen hielt.

Ich möchte für jetzt, schon um den Raum nicht ungebürlich in Anspruch zu nehmen, mich mit diesen freilich vielleicht noch zu unbestimmten, vielleicht kaum verständlichen Andeutungen begnügen. Etwas ausführlicher habe ich den Gegenstand in meiner Philosophischen Güterlehre in dem S. 367 beginnenden Abschnitte (S. 375—83) behandelt.

Sollte nicht in diesem Gedankenkreise die wahre Formulierung dessen gegeben sein, was Herrn v. Egidy, der eine durchaus religiös veranlagte und gerichtete Natur ist, vorschwebt? Sollte er nicht geneigt sein, die Abstreifung des Realen vom Göttlichen, die Erhebung des Göttlichen in die reine Sphäre des Ideals als die wahre Lösung der religiösen Frage zu acceptieren? Es braucht dann wenigstens nicht mehr ängstlich die Frage der Weltanschauungen diskutiert zu werden. Mag die Welt durch mechanische oder teleologisch wirkende Kräfte geleitet werden, mag das Grundwesen der Dinge physische Kraft oder seelische Potenz sein: die Lösung des religiösen Rätsels ist ganz in die uns thatsächlich gegebene und innig vertraute Organisation der höheren Menschennatur verlegt, und wir fordern mit Goethe:

Der edle Mensch
Sei uns ein Vorbild
Jener geahnten Wesen,

d. h. das Göttliche gehe uns im Ideal auf.*)

*) In nächster Nummer folgt ein Artikel des Herausgebers: „Das Streben nach dem Ideal eine Religion?"

Glück.

Von Carl Th. Schulz (Dresden).

Sie reden All' vom Glücke viel;
Für Jeden ist's des Strebens Ziel.
Doch seh' ich mir die Leute an,
Ich Keinen glücklich finden kann.

Sie suchen draußen all' das Glück,
Still kehr' ich in mich selbst zurück
Und fühle, das nur hat Gewinn,
Wenn glücklich in mir selbst ich bin.

Das Gesetz des zureichenden Grundes herrscht nicht nur in der Logik, sondern auch im praktischen Leben. Als S. Kneipp, der schlichte, weder geistig noch körperlich imponierende Pfarrer und „Wasserdoktor", in Berlin eine nach Tausenden zählende begeisterte Zuhörerschaft und überhaupt eine Aufnahme fand, wie kaum je ein Künstler oder Volksvertreter, mußte man sich unwillkürlich fragen: Was sind denn wohl die **Gründe** für eine so ungewöhnliche Erscheinung? Wie überall haben sicher auch hier die Neugier, die Sensationssucht, das Mitredenkönnen starke Gründe mitabgegeben. Ihnen gesellt sich zu der natürliche Trieb derer, die durch Kneippsche Heilweise gesund geworden oder zu gesunden hofften, den Mann nun auch zu sehen, zu hören, dem sie so viel verdankten oder einst zu verdanken glaubten. Aber auch diese, wahrscheinlich sich noch mehrfach nüancierenden Gründe scheinen mir zur Erklärung jenes Kneipp-Erfolgs noch nicht auszureichen. Ich glaube, wirksam gewesen ist hier auch noch ein Moment von wesentlich seelischem, ich möchte sagen **sehnsuchtshaftem** Charakter, ein Moment, das wohl nur Wenige herausgefunden, obwohl es S. Kneipp in seiner Rede selbst angedeutet hat. Er sagte unter anderem: „Würden die Menschen zu meiner Kur (richtiger wohl Heil- und Lebensweise), zu meiner **Einfachheit und Bedürfnislosigkeit** sich bekehren, dann wäre die soziale Frage schon ganz gelöst." Das „ganz" möcht' ich allerdings nicht unterschreiben, vielmehr an dessen Stelle setzen „zum guten Teil". „Warum?" fragt man wohl zweifelnd. „Hat der Mensch nicht seinen freien Willen, und könnte nicht jeder, wenn er nur **wollte**, die Grundsätze und Ansichten des edlen Menschenfreundes auch bethätigen?"

Ich behaupte: Nein! Die Meisten haben nicht einmal die Fähigkeit dies zu wollen. Die Wenigen aber, denen sie eignet, **können** sie entweder gar nicht oder nur teilweise in Thaten übersetzen, und dies nicht, weil Zeit, Beruf, ungünstige Verhältnisse, ja auch die sie umgebenden Menschen durch ihr Anders- Meinen und -Wollen, kurz die ganze Umwelt dies hindern. Der Mensch ist eben nicht nur ein individuelles, eigenartiges Ich, sondern auch, und dies zumeist zum weitaus größern Teile, ein Produkt der Umwelt. Man spricht nicht blos, was die Leute, mit denen wir leben, uns sprechen machen, man **denkt** und **handelt** auch nach ihrer Art und in ihrem Geiste, der eine mehr, der andere weniger, und es giebt eine geistige Atmosphäre, die, uns meist unbewußt, uns ähnlich beeinflußt, wie die Luft, in der wir atmen. Selbst eine so eigenartige Natur wie die Steins kehrte 1813 aus Rußland, wo er eine rechtlose Heerde von einem absolutistischen Hirten hatte weiden gesehen, um vieles brüsker und selbstherrlicher zurück als er hingegangen war. Bevor also die Umwelt nicht eine solche geworden ist, daß der Einzelne zwang- und schadlos so handeln kann, wie der in S. Kneipp verkörperte Geist der Liebe und Vernunft es fordert, ist an eine Lösung der **sozialen Frage** im **ethischen Sinne** nicht recht zu denken. Der vielfach vielleicht nur geahnte Schmerz wirkte, wie mir scheint, auf viele, die zu ihm eilten. Sie sahen hier ein Genie nicht des Geistes, sondern der Einfachheit, Aufrichtigkeit, der thatkräftigen Menschenliebe, einen Mann, der durch eben diese Eigenschaften glücklicher ist als Millionen berufs-, besitz- und vorurteilsbeschwerter, und nicht nur glücklicher in sich und durch sich selbst, sondern auch noch imstande, mit seinen unmateriellen Glücksgaben glücklich zu machen. **Seine Umwelt** ist so, daß sie ihn an beidem nicht hindert.

Ein S. Kneipp illustriert so recht einen Grundgedanken der Trieblehre J. Dubocs: Der gute Mensch ist durch sein bloßes Gutgeartetsein und durch die daraus folgende größere **Glücksempfänglichkeit** auch glücklicher als andere.

Eine solche harmonische, kampfesfrembete, erwärmende Erscheinung ist in unseren gährenden, von Kämpfen und Gegensätzen aller Art durchwühlten Zeiten in der That eine phänomenale, ein Abseits, das man von der großen Heerstraße aus sieht wie eine schöne Fata-Morgana, deren Wirklichkeitsbild nahe scheint, in Wahrheit aber unendlich weit ist.

Pfarrer Kneipp kennt Cognac nur dem Namen nach, und „ein Rock und ein Gott" ist keine humoristische Phrase bei ihm, sondern eine Thatsache. Wie ein beseligender Hauch geht's aus von diesem fast rauh erscheinenden Manne mit dem weichen Herzen, der uns nicht sowohl mit Worten, als vielmehr mit Thaten der Barmherzigkeit predigt: „Welch ein Paradies an Glück könnte die Erde sein, wenn die Menschen einerseits der rechte Wille beseelte, und andrerseits die Umwelt so beschaffen wäre, daß nichts sonderlich hinderte, diesen rechten Willen auch zu bethätigen, den Willen, im ethischen Sinne glücklich zu sein und glücklich zu machen."

Aphorismen zur Ethik der Dichtung.

Herr **Sylvester** schreibt dem Herausgeber:

„Verzeihen Sie mir, daß ich so hartnäckig gegen die von Ihnen verteidigten Sudermann, Tolstoi, Ibsen u. s. w. angehe. Ich kann Ihnen aus zahlreichen Geständnissen jüngerer Leute versichern, daß die **gefährlichen** Wirkungen dieser viel zu stark von dem Sexuellen infizierten Gestaltungen weit überwiegend sind. Die Sexualia müssen vor allem aus der Phantasie **ferngehalten** werden. Gleichviel ob sie in die Einbildungskraft **anlockend** oder **abstoßend** eingeführt werden, sie wirken **steigernd** auf den Trieb und vermindern die ethischen Widerstände in der verfluchenswertesten Weise. Es giebt kein in dieser Beziehung verständnisloseres Wort, als das bekannte Spottwort:

Man darf das nicht vor keuschen Ohren **nennen**,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.

Gänzliche Verkennung der **besonderen** Gefahren dieser Sphäre menschlichen Empfindens! Diese Mächte sind so gewaltig, daß es eine große Thorheit ist, sie irgendwie zum **Worte** kommen zu lassen. In der Malerei und Plastik kann man ihnen größeren Spielraum gestatten, soweit sie im Bereich des absichtslos Schönen und daher im edelsten Sinne natürlichen bleiben und den Eindruck der absichtlichen Reizung vermeiden, aber im Gebiete der rednerischen und schriftstellerischen Gestaltung hat jede, auch die abschreckendste Schilderung aus dem Gebiete jener gewaltigen latenten Spannungen eine — psychologisch sehr merkwürdige — Wirkung, die die entsprechenden Spannungen überall steigert und dadurch unter Umständen zu wahrhaft explosiven Wirkungen führt, bei denen alles, was Ehre, Treue, gegenseitige Achtung, ja Menschlichkeit heißt, schonungslos überwältigt wird. Diese spezifische Wirkung ist häufig noch schlimmer als diejenige der stimulierendsten Alkoholformen. Ich habe hierüber viel gedacht und gesammelt, habe auch selber ein Temperament, an dem ich seit früher Jugend die vielartigsten Beobachtungen sammeln und gegen welches ich mich nur durch diese Kühle der Beobachtung und Erkenntnis behaupten konnte.

„Die wahrhaft freie und große Dichtung kann durch obige Einschränkung nur gewinnen."

Der Totalisator auf der Rennbahn.

Von Major a. D. Richard Henning

Lese ich nicht! —

Alles, was mit Rennen zusammenhängt, ist Schwindel, und daher lese ich nichts dergleichen, wird mancher der Leser der „Ethischen Kultur“ sagen.

Trotzdem bitte ich den Leser, nachstehenden Zeilen die Aufmerksamkeit nicht versagen zu wollen; denn:

Die Welt zu bessern ist kein Traum,
Doch müssen wir nicht aufs Fernste sinnen,
Müssen es immer praktisch beginnen,
Ein jeder in seines Herzens Raum.

Daß die meisten Renn-Resultate nicht ehrlich das bekunden, was sie im ethischen Sinne bekunden sollten, nämlich eine mehr oder weniger hohe Leistung der verschiedenen, auf Leistung zu prüfenden Individuen, ist auch dem fernstehenden Laien bekannt. Eine hohe Leistung ist ebenso individuell, wie eine niedrige Leistung als solche; trotzdem kann letztere die höchste Leistung des Individuums sein.

Das sogenannte Wetten am Totalisator dreht sich nun angeblich nur um die Fähigkeit des Wettenden, die früheren Leistungen der Pferde richtig in die Berechnung der Siegesaussichten zu ziehen, um mit Aussicht auf Erfolg seine Ansicht mit Geldeinlagen am Totalisator zu bekräftigen. Wollten die Wettenden nicht gewinnen, so könnten sie ja das erste beste Pferd besetzen; die Absicht des Gewinnens liegt also unter allen Umständen vor.

Da die Totalisator-Wette auf den Sieger ausgezahlt wird, dieser aber nach den Rennreglements als Sieger proklamiert wird, so hat man es in der Hauptsache mit den Vorgängen auf der Rennbahn zu thun, welche mit ihren Ungehörigkeiten noch nicht aus dem Rahmen der Rennreglements heraustreten.

In den maßgebenden Kreisen und auch bei den Herren Juristen herrschen nun in Bezug auf die Beurteilung von Rennpferden nach den auf der Basis der heutigen Reglements vorgeführten Schaustellungen, Wettrennen genannt, die eigentümlichsten Auffassungen.

So sagte z. B. der Leiter von Trakehnen, Landstallmeister von Burgsdorf, schon 1827: „Das englische Wettrennen ist das größte Hazardspiel der Welt und hat nur als solches Interesse.“ Diesem Ausspruch schließe ich mich auch in Bezug auf die Trab-Rennen, natürlich nach den heute herrschenden Reglements, an. Die Hindernis-Rennen gehören hier nicht hinein, da sie nicht den Zweck haben, angeblich das spätere Zuchtmaterial auf Ausdauer und Schnelligkeit zu prüfen. Sie erfüllen ihren Zweck durch Übung von Reiter und Pferd im Terrain und sind für die Reiterei ebenso unentbehrlich, wie Dauerleistungen in Distance-Ritten. Über Letztere hat der Berliner Tierschutzverein in seinem Flugblatt Nr. 60 sich sachlich geäußert.

Anders als Landstallmeister von Burgsdorf, hat der höchste Gerichtshof in Belgien sich ausgesprochen; er sagt, daß das Wetten in Rennen kein Hazard ist, denn die Wetten gründen sich auf eine Berechnung der Siegesaussichten, nach Leistungsfähigkeit des Pferdes und Geschicklichkeit des Reiters.

Dem entgegen stehen wieder die geflügelten Worte, welche der Präses des Jokey-Clubs Graf Elemer Batthyany aus Anlaß des Turf-Skandals in Österreich-Ungarn 1891 äußerte: „Die Möglichkeit eines Betruges im Rennen ist wohl nicht ausgeschlossen, doch werden die Jockeys dies nie eingestehen, und schließlich können wir keine Folter anwenden“.

Auch ist noch zu erwähnen, daß besondere Schiedsgerichte über Ungehörigkeiten im Rennen urteilen, man also dem Juristen nicht die Fähigkeit zuerkennt, über Betrug oder Nichtbetrug im Rennen Recht sprechen zu können.

Da nun der Wette eine Berechnung der Siegesaussichten zu Grunde liegen soll, aber Betrug im Rennen nur mit der Folter nach Graf Batthyany zu erkennen ist, so ist es unverantwortlich von den Behörden, zur Totalisator-Wette nach den herrschenden Reglements das nichtsahnende Publikum zuzulassen. Daß zur Frequenz am Totalisator eine gewisse Ignoranz der großen Massen vorausgesetzt werden muß, liegt in der Natur der Sache. Denn wenn alle, welche am Totalisator wetten, wüßten, daß A. siegen würde, so würden alle nach Abzug der gesetzlichen Steuern nicht einmal ihre Einsätze zurückerhalten, — d. h. schließlich würde, nach solchen Erfahrungen, keiner mehr wetten, denn die Betreffenden wollen durchaus nicht mit einem Geldeinsatz ihre Ansicht bekräftigen, sondern sie wollen gewinnen, und zwar viel gewinnen, bei kleinem Risiko.

Die Möglichkeit hierzu beruht nun wieder auf Ausbeutung der Nichtwissenden durch die Wissenden.

Mit möglichst geringer Leistung (bezieht sich auf den Wettenden wie auch auf das Pferd im Rennen) möglichst leicht, viel und schnell Geld zu gewinnen, entspricht ganz dem heutigen Zeitgeist. Börsenfieber und Spiel drohen zum Normalzustand derjenigen zu werden, welche in der Hauptzahl den Totalisator frequentieren; überall findet man ein Drängen, Stürzen, eine Jagd nach dem Glück; was schließlich zur Corruption führen muß.

Diverse Rennvereine beuten nun diese entfachte Spielwut dadurch aus, daß sie mit Hilfe der Rennproposition dafür sorgen, daß möglichst oft hohe Beträge zur Auszahlung gelangen. Hierdurch wird es dann möglich, daß der Besuch des Rennplatzes wächst, weil es sich weiter spricht, wenn das 10fache und mehr für 10 gezahlt wurde. Um nun als gewandter Impressario recht vorteilhaft für den Verein zu wirken, werden die von der Regierung bewilligten Tage mit Totalisator-Betrieb noch insofern recht stark ausgenutzt, als man möglichst viel Rennen an einem Tage abhält.

Es braucht noch gar kein Betrug, welcher nicht zu erkennen ist, vorzuliegen, um ein Vielfaches für 10 am Totalisator zur Zahlung zu bringen; es genügen dazu kurze Distancen und viel Pferde im Rennen, von denen keins von hervorragender Ausdauer und Schnelligkeit ist. Nun braucht das am meisten besetzte Pferd nur das Morgenfutter nicht gut gefressen zu haben, so ist das Pferd in den seltensten Fällen disponiert, sein Bestes zu zeigen. Wer hat hiervon eine Ahnung? — Nur der Stallmann, der Trainer, der Besitzer. Das Geheimniß bis nach dem Rennen gut zu bewahren, ist die Kunst für den Stall. Die große Masse hat verloren, hat verloren auf ein Pferd, was à conto seiner Verfassung garnicht gewinnen konnte.

Welche tiefe „Moral“ liegt in der Veranstaltung solcher Schaustellung, um die Unwissenden auszubeuten. —

Ich muß noch bemerken, daß hier nach den Renngesetzen kein Betrug vorliegt; es ist jeden Tag möglich, daß sich solche Vorgänge öfters, ohne Wissen des Publikums, abspielen.

Ein anderer Fall, welcher eine Wette unmöglich macht, ist die Instruktion für den Reiter, zu warten. Die Flagge fällt zum Start, alles geht im scharfen Tempo ab. A. mit der Instruktion, zu warten, nimmt sein Pferd auf den sechsten Platz bei 12 Konkurrenten zurück. Im Einlauf, vor dem Ziel, läßt er sein Pferd gehen, dasselbe kommt mächtig vorwärts, wird aber im Ziel um eine Kopflänge geschlagen. D. h. läge das Ziel um 5—10 Meter weiter, so hätte der jetzt Geschlagene gesiegt. Er hätte aber auch vielleicht gesiegt, wenn er 10—20 Meter früher sein Pferd hätte gehen lassen, oder wenn er nicht als sechster, sondern als dritter im Rennen gelegen hätte.

In diesem Kommen, aber zu spät Kommen, liegt ein großartiger Humbug, der von England ohne Nachdenken übernommen worden ist. In diesem Falle hat man sich daran gewöhnt, nicht von Betrug zu sprechen, weil es nicht 100, sondern 1000fältig vorkommt, daß durch diesen Leichtsinn und diese Unüberlegtheit des Reiters oder auch durch Unkenntnis desselben über die Fähigkeiten seines Pferdes, Rennen verloren gehen.

Wie in gewissem Sinne die Lotterie dem Börsenspiel

gegenüber steht, so verhält sich der am Totalisator Wettende dem Rennmann gegenüber. Der kleine Mann spielt in der Lotterie und am Totalisator, der wohlhabende Mann arbeitet mit größeren Summen. Nur ist die Lotterie mit dem Totalisator nicht zu vergleichen, da er nicht nur tief unter ihr, sondern auch tief unter den Spielen Monacos steht. Selbst in Monaco muß jede Karte ehrlich ausgespielt werden; das ist in den Rennen nach den jetzigen Reglements nicht der Fall. Daher steht die sogenannte Rennwette moralisch tief unter Monaco, wo ein Wissender den Unwissenden nicht ausbeuten kann.

Mir war es heute darum zu thun, klar zu legen, daß die Rennreglements und Propositionen gänzlich umgearbeitet werden müssen, um solche Vorgänge, wie sie durch die sogenannte Totalisatorwette klar gelegt werden, einzuschränken. Wenn schon 100 Mark für 10 Humbug im Rennen ausdrücken, so sind 3562 für 10 die am 7. 6. 91 zu Hamburg gezahlt wurden, doch darauf hindeutend, daß die Königliche Regierung Änderungen eintreten lassen muß.

Bücherbesprechungen.

Ein einiges Christentum und eine einige christlich-deutsche Kirche. Ein Mahnruf an alle Deutschen von Dr. Otto Weddigen. Berlin, Verlag von Max Rüger. 1893. gr. 8. 31 Seiten. Preis 1 Mark.

Der Verfasser bezeichnet als Kernpunkt seiner Ausführungen den Versuch der Lösung der religiösen Frage, besonders in unserem Vaterlande (S. 9). Die Kluft, welche Katholiken und Protestanten trennt, will er durch Vereinigung aller Christen zu einer einigen christlich-deutschen Kirche überbrücken (S. 10–11). Aber nicht dem dogmatischen, sondern dem undogmatischen, dem ethischen Christentume gehört die Zukunft (S. 18), und dieses erschöpft sich nach Weddigen's Ansicht in folgendem Bekenntnis: „Wir glauben alle an einen Gott, an Christus, den gotterfüllten Stifter der christlichen Religion, und an eine Unsterblichkeit der Seele“ (S. 24). Der besondere Vorzug des Christentums vor anderen Religionen liegt nach Weddigen in der Lehre, daß der fromme Mensch unmittelbaren Zutritt zum Herzen Gottes hat, unvermittelt durch irgend ein Kultusgesetz oder irgend eine Priesterschaft (S. 15 f.).

Sicherlich ist zu wünschen, daß dieser freie religiöse Standpunkt gegenüber der herrschenden Orthodoxie auch äußerlich im Leben unseres Volkes diejenige Geltung erreiche, welche der Zahl und Bedeutung seiner Vertreter entspricht. Aber dem Plane des Verfassers, auf jenen Glaubenssätzen eine neue Staatskirche zu errichten (S. 23), kann ich nicht zustimmen. Denn dadurch würden alle, die weniger oder mehr oder andere Glaubensvorstellungen für ihren inneren Frieden brauchen, benachteiligt, und der Anlaß zu religiösen Streitigkeiten wäre nicht beseitigt. Überhaupt erscheint mir das Bestreben, alle Glieder eines Volkes auf einen Glauben zu vereinigen, bei der zunehmenden Verschiedenheit der individuellen Gefühlsweise als aussichtslos. Hier gilt es den Grundsatz von der Gleichberechtigung der verschiedenen Religionen zu verwirklichen, demzufolge der Staat sich jeder Bevorzugung irgend einer Weltanschauung enthalten sollte.

Auf Seite 12 und 13 seiner Schrift erwähnt Weddigen neben Egidy und Konrad Küster die Gesellschaft für ethische Kultur, um zu beweisen, „wie mächtig das Verlangen nach einer neuen Reformation, nach einer Wiedererweckung des ungetrübten religiösen Glaubens im Volke ist.“ Dieser Hinweis ist nicht ganz zutreffend, da die Gesellschaft für ethische Kultur sich in religiöser Beziehung neutral verhält und eine Einigung nur auf moralischer Basis herbeizuführen sucht.

Trotz der geäußerten Bedenken verdient das klar und warm geschriebene Büchlein die Beachtung unserer Leser.

Berlin. Martin Keibel.

Zur Erlösung aus sozialer Not. (The Condition of Labour.) Offener Brief an seine Heiligkeit Papst Leo XIII. von Henry George. Einzig autorisierte Übersetzung. Deutsch von Bernhard Eulenstein. Nebst dem Rundschreiben des Papstes über die Arbeiterfrage. Berlin, Elwin Staude, 1893. (100 und 32 Seiten. Preis 1 M. 50 Pf.)

Im Mai 1891 hat der Papst Leo XIII. „an alle Patriarchen-Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Welt, die mit dem Apostolischen Stuhle in Gemeinschaft stehen“, ein Rundschreiben über die Arbeiterfrage erlassen. Obwohl er den „Geist der Neuerung“ und im besondern die „wühlerische Partei“ bekämpft, welche die Gesellschaftsordnung von Grund aus umgestalten will, sagt er doch dem herrschenden Kapitalismus manche bittere Wahrheiten. Infolge der großen sozialen Mißstände führen, erklärt er, „Unzählige ein wahrhaft gedrücktes und unwürdiges Dasein“; „das Kapital ist in den Händen einer geringen Anzahl angehäuft, während die große Masse verarmt“; wenige übermäßig Reiche konnten dem arbeitenden Stande „nahezu ein sklavisches Joch auferlegen.“ „Baldige ernste Hilfe thut not.“ Wie und in welchem Maße ist nun zu helfen? Von dem Versuche, durch Vergesellschaftung der Produktionsmittel den Gegensatz von Reichtum und Armut überhaupt aufzuheben, — von diesem „Traume“, wie er ihn nennt, will der Papst nichts wissen. Er kommt schließlich auf recht kleine sozialpolitische Maßregeln hinaus. — Aber dieses Leben, dessen Wohl auf dem Spiele steht, ist ja nach seiner Ansicht auch gar nicht unser eigentliches Leben: „Erst beim Ausscheiden aus dem irdischen Leben beginnt unser wahres Leben. Denn Gott hat uns nicht für die hinfälligen und vergänglichen Güter der Zeit geschaffen, sondern für die ewigen des Himmels, und er hat uns die Erde nicht als eigentlichen Wohnsitz, sondern als Ort der Verbannung angewiesen.“ — Welche Vorstellung der „heilige Vater“ von dem Wesen des Sittlichen hat, zeigt sein Wort: „Gäbe es kein anderes Leben, so würde eben damit der Begriff sittlicher Pflicht verloren gehen“; womit man die in Nr. 19 S. 151 u. f. dieses Blattes angeführten Worte des Benediktus de Spinoza und des Immanuel Kant vergleichen wolle.

Wenn wir die Geschichte befragen, welche Folgen die weltliche Herrschaft der katholischen Kirche — und im besondern die des Papstes im einstigen Kirchenstaate — für den Wohlstand des Volkes gehabt hat, so erscheint uns der Anspruch des Papstes, daß die katholische Kirche vor Allem zur Lösung der sozialen Frage befähigt sei, in eigenartigem Lichte.

Der amerikanische Nationalökonom Henry George hat nun in dem vorliegenden interessanten Werke die Gründe, welche der Papst gegen eine Verstaatlichung des Bodens angeführt hat, Punkt für Punkt untersucht und widerlegt, indem er, wie der Papst, von der „fundamentalen Lehre des christlichen Glaubens“ ausgeht. Er hofft, daß der Papst nach Überlegung alles dessen, was er geltend gemacht hat, „das private Monopol an Gottes Erdboden nicht länger verteidigen, sondern mit dem Kirchenbanne verfluchen“ wird. Des Papstes Rundschreiben, sagt unser Autor, „spricht das Evangelium den Arbeitern und die Erde den Grundeigentümern zu. Ist es da zu verwundern, daß es Leute giebt, welche höhnisch sagen: Die Priester sind willig genug, den Armen einen gleichen Anteil an Allem zu geben, was unsichtbar ist; aber sie sorgen ängstlich dafür, daß die Reichen Alles fest in Händen behalten, was sichtbar ist.“ Henry George meint nicht, wie der Papst, „daß es in der natürlichen Ordnung der Dinge zwei Klassen gebe, die Reichen und die Armen, und daß die Arbeiter selbstverständlich der Klasse der Armen angehören müssen.“ Vielmehr sagt er dem Kirchenfürsten: „Es ist zwar durchaus wahr, wenn Sie sagen, daß es natürliche Unterschiede in den Fähigkeiten, in der Gelehrigkeit, in der Gesundheit und Kraft giebt, welche Vermögensunterschiede hervorbringen. Dieselben sind indessen nicht jene Unterschiede, welche die Menschen in Reiche und Arme einteilen. Die natürlichen Differenzen der Kräfte und Fähigkeiten sind gewiß nicht größer, als die natürlichen Verschiedenheiten in der Körpergröße. Aber während wir, um Menschen zu finden, welche noch einmal so groß sind wie andere, geradezu Riesen und Zwerge aussuchen müssen, finden wir die Unterschiede zwischen Reich und Arm, wie sie heute bestehen, sehr viel größer; wir sehen, daß einige Menschen tausendfach, ja millionenfach reicher sind als andere. Nirgends stimmen die Abstände zwischen Reichtum und Armut mit den Verschiedenheiten in den Kräften und Fähigkeiten der Einzelnen überein. Der wahre, der wirkliche Unterschied zwischen den Reichen und den Armen ist gleich dem Unterschied zwischen denen, welche im Zollhause sitzen, und denen, welche den Zoll bezahlen. Die Ersteren sind Tributempfänger, die Letzteren Tributpflichtige.“

Unser Autor nennt es eine „gottlose Behauptung“, daß „die sozialen Übel Gottes Anordnung seien; sie sind thatsächlich nur die Folge unserer Verleugnung seiner Gebote der Moral.“ Man darf sich, sagt Henry George, nicht darauf berufen, daß die Gesetze des Staates das Privateigentum an Grund und Boden erlauben; denn dieser Umstand ist keine moralische Rechtfertigung desselben: auch die Sklaverei war einst selbst in christlichen Ländern — in Amerika noch vor dreißig Jahren — eine gesetzliche Institution. Der Verfasser parallelisiert nun mit großem Geschick diese beiden Institutionen. „Privateigentum an den Naturschätzen“, erklärt er, „ist ebensowohl eine Verletzung der wahren Eigentumsrechte, als Privateigentum an Sklaven. Es sind zwei verschiedene Formen derselben Räuberei, — Zwillingsmaßregeln, durch welche der verderbte menschliche Scharfsinn es dem Starken oder dem Schlauen ermöglicht, Gottes Gebote zur Arbeit zu umgehen, indem er Andere zwingt, für ihn zu arbeiten. Macht es einen Unterschied, ob ich nur das Land, auf welchem ein anderer Mensch leben muß, oder ob ich den Menschen selbst als Eigentum besitze? Bin ich nicht ebensowohl sein Herr in dem einen wie in dem andern Fall? Kann ich ihn nicht zwingen, für mich zu arbeiten? Kann ich nicht so viel von seinen Arbeitsfrüchten nehmen, wie seine Thätigkeit erlaubt? Habe ich nicht Macht über Leben und Tod? Denn einem Menschen den Grund und Boden entziehen, heißt ihn ebenso sicher töten, als wenn ihm das Blut durch Aderlaß oder die Luft durch einen Strick um den Hals entzogen würde. Das Wesen der Sklaverei besteht in der Vollmacht, welche man dem einen Menschen giebt, sich die Arbeitserzeugnisse eines anderen Menschen ohne Entschädigung anzuzeigen. Das private Grundeigentum verschafft ebensogut fremde Arbeitsfrüchte wie das Sklaveneigentum. Auch der Sklavenbesitzer muß dem Sklaven von seinem Verdienst genügend zum Leben übrig lassen. Giebt es nicht etwa in sogenannten freien Ländern eine Menge Arbeiter, welche nicht mehr bekommen? Um wie-

viel mehr empfangen denn jetzt die Landarbeiter in Italien, England und Deutschland von den Früchten ihres Fleißes, als die Sklaven in unsern Südstaaten bekamen? War es nicht das Privateigentum an Grund und Boden, welches dem Grundbesitzer in Europa in roheren Zeiten das jus primae noctis gab? Besteht nicht derselbe Schimpf noch heutzutage in erweiterter Form, infolge der von dem ungeheuren Reichtum erzeugten Unmoralität auf der einen und der entsetzlichen Armut auf der andern Seite? . . . Die Sklaverei ist noch immer nicht aufgehoben. Obgleich die rohe Form derselben in allen christlichen Ländern abgeschafft wurde, besteht dieselbe doch inmitten unserer Civilisation in einer weniger sichtbaren Form, und sie ist in stetigem Wachsen."

Henry George verlangt, wie der Papst, „daß die Früchte der Arbeit demjenigen zukommen sollten, welcher gearbeitet hat." Aber nach seiner Meinung ist der einzige Weg, dies zu sichern, das private Grundeigentumsrecht aufzuheben, — den ganzen Grundwert für allgemeine Zwecke hinwegzusteuern. Er erklärt: „Privateigentum an Grund und Boden, d. h. dem Besitzer erlauben, ohne entsprechende Zahlung an den Staat, den Wert, welcher am Boden infolge von Bevölkerungszunahme und durch Verbesserungen seitens des Staates oder der Gemeinde entsteht, einzustreichen, — das konfisziert den Arbeitsertrag desjenigen, welcher gearbeitet hat; dadurch werden die Früchte der Arbeit des einen Menschen dem andern Menschen ausgeliefert und von diesem genossen. Denn die Arbeit als aktiver Faktor ist die Erzeugerin alles Wohlstandes. Das bloße Eigentumsrecht produziert nichts. Ein Mensch mag eine Welt sein eigen nennen, es bleibt dennoch das Gebot wahr: ‚Im Schweiße deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen.' Denn ohne Arbeit könnte er sich weder eine Mahlzeit noch ein Gewand verschaffen. Wenn daher die Eigentümer von Grund und Boden, kraft ihres Eigentumsrechts und ohne selbst zu arbeiten, Erzeugnisse der Arbeit im Überfluß haben, so müssen diese Güter von der Arbeit Anderer kommen; sie müssen die Früchte des Schweißes Anderer sein; sie wurden denen abgenommen, welche ein Recht auf dieselben haben, und sie werden von denen genossen, welche kein Recht auf diese Arbeitsfrüchte geltend machen können." Nach unserem Autor ist „die Einteilung der Menschen in Arbeiter, Bettler und Diebe" in einem weiteren Sinne eine gerechte.

Ich verkenne das Gewicht der Gründe, welche Henry George gegen das private Grundeigentum anführt, nicht. Aber würde die soziale Frage wirklich gelöst werden durch die Befolgung seines Rates, sämtliche Steuern zu Staats- und Gemeindezwecken durch eine einzige Steuer auf den Wert des nackten Grund und Bodens, die Bebauung und Verbesserung nicht gerechnet, zu ersetzen, — den ganzen Bodenwert, d. h. denjenigen Wert des Bodens, welcher nur durch das Wachstum der Bevölkerung und die Fortschritte der Gesellschaft entsteht, „hinwegzusteuern"? Der besitzlose Proletarier würde sich nach wie vor — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — „die Arbeitsgelegenheit von Andern erbitten müssen," welche die Produktionsmittel in Besitz haben, — er würde „eine Ware" sein, genau ebenso, wie er es nach Henry George jetzt ist. Die „heutige Arbeitssklaverei, welche auf dem Privatmonopol an dem Arbeitsmaterial basiert" (des Verfassers eigene Worte), würde bestehen bleiben. — Wenn der Arbeiter dem Staate keine Steuern mehr zu zahlen hat, braucht er um so weniger Lohn, um das Leben zu fristen: der Lohn könnte daher genau um den Betrag, den er zuvor für Steuern hatte verausgaben müssen, herabgehen; und die Lage des Arbeiters bliebe die gleiche. Henry George verficht in Wahrheit nicht das Interesse der eigentumslosen Arbeiter gegenüber den Kapitalisten, sondern das der einen Gruppe von Kapitalisten, der Industriellen, gegenüber dem der andern, der Grundbesitzer.

Zur Expropriierung der Grundbesitzer schreitet unser Autor mit leichtem Herzen. Er meint, daß darin, den Bodenwert in Privathänden zu lassen, „eine Ungerechtigkeit liegt, welche gleichbedeutend ist mit Raub und Mord", und er nennt es „eine unverschämte Forderung", zu verlangen, daß der Staat die jetzigen Eigentümer von Grund und Boden entschädige. „Entschädige für was? Für die Zurückgabe dessen, was ungerechterweise genommen wurde?" So fragt Henry George. Aber seine ethische Logik ist sehr sonderbar. Zwei Brüder erben ein Vermögen von je einer Million. Der eine kauft sich dafür rechtmäßig ein Rittergut, der andere eine Fabrik. Tags darauf wird Henry George's Maßregel eingeführt: und der eine Bruder verliert fast nichts, der andere fast Alles.

Einverstanden bin ich aus vollem Herzen mit des Verfassers Worten, mit denen ich schließen will: „Bei einer Zivilisation, in welcher Dampf und Elektricität zu pulsieren anfangen, in welcher die Sonne Lichtbilder zeichnet und der Phonograph die menschliche Sprache aufbewahrt, da genügt es nicht, bloß ebenso gerecht zu sein wie unsere Väter waren. Ein geistiger und materieller Fortschritt bedingt auch eine entsprechende Erhöhung der Moral." G. v. Gizycki.

Deutschlands Trab-Rennen. Von Richard Henning, Major a. D. Berlin, v. Deckers Verlag (G. Schenck).

Zu allen Zeiten und in den meisten Ländern haben große Prozesse die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Unregelmäßigkeiten gelenkt (um kein schärferes Wort zu gebrauchen), welche bei der Abhaltung öffentlicher Rennen vorkommen. Als 1891 in Österreich-Ungarn ein solcher Turf-Prozeß aller Welt die Augen zu öffnen geeignet war, sprach der Präsident des österr.-ungar. Jokey-Clubs es öffentlich aus: „Die Möglichkeit eines Betruges ist wohl nicht ausgeschlossen, doch werden die Jokeys dies nie eingestehen, und schließlich können wir keine Folter anwenden". Eine der berechtigtsten Persönlichkeiten giebt also die Möglichkeit des Betruges zu und erklärt zugleich, kein Mittel zu haben, ihn zu beseitigen. Der Verfasser kämpft nun mit offenem Visir und ehrlichen Waffen dafür, die große Menge, welche die Rennplätze besucht und welche durch den öffentlich unter Aufsicht des Staates aufgestellten Totalisator zum Wetten genötigt wird, vor Schaden zu bewahren; er verlangt zu diesem Zwecke diejenige Änderung in den Renn-Reglements, welche solche Schädigungen verhüten können. Der Totalisator hat die Bestimmung, die Wetten auf die Leistungen der in einem Rennen auftretenden Pferde in einer das öffentliche Interesse sichernden Weise zu regeln. Voraussetzung hierbei muß selbstverständlich sein, daß jedes im Rennen erscheinende Pferd den festen Willen seines Besitzers und seines Reiters ausdrückt, mit diesem Pferde zu siegen, und daß jedes an den Pfosten gebrachte Pferd sich in einer solchen Verfassung befindet, daß es sein Bestes herzugeben vermag, also vollkommen gesund ist.

Pferde-Rennen haben den ausgesprochenen Zweck, die Landespferdezucht zu befördern; heißt es diesen Zweck im Auge haben, wenn der Deutsche sich in England mittelmäßige Vollblut-Pferde kauft, mit diesen auf der Rennbahn erscheint und sich von guten englischen Vollblut-Pferden im Besitze von Engländern schlagen läßt? Keine Seite im öffentlichen Leben bedarf so sehr einer gründlichen Umgestaltung im ethischen Sinne als der Rennbetrieb. Wer jetzt mit ungetrübten Augen eine Rennbahn betritt, wer dann hinter die Coulissen des Betriebes sieht, wer endlich die vielen durch die Rennbahnen vernichteten Existenzen berücksichtigt, — nun, der muß es dem Verfasser herzlich Dank wissen, daß er mit fester Hand den Schleier lüftet und Mittel zur Änderung angiebt.

Wir gehen allerdings noch weiter, wir wünschen der Landespferdezucht, als einem wesentlichen Teile der Landwirtschaft, jede gerechte Unterstützung aus Staatsmitteln und durch die Beteiligung der großen Menge, aber ohne Totalisator und ohne Wetten. K.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

In der Monatsversammlung am 19. Mai hielt der Vorsitzende, Herr Geh. Rat Förster, nach einem Bericht über die Entwickelung der Gesellschaft und der Thätigkeit der Gruppen einen Vortrag über die Gefahren der Leichtgläubigkeit und Ungenauigkeit.

Die Nöte der Gegenwart, so führte der Redner etwa aus, gehen zum Teil aus der Achtlosigkeit hervor, mit der die sittliche Unterweisung es unterlassen hat, auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die aus der Leichtgläubigkeit und Ungenauigkeit entstehen. Leichtgläubigkeit ist die Neigung, unmittelbare und mittelbare Wahrnehmungen als thatsächlich und genau zu verwerten, ohne die nötige Prüfung und Vorsicht zu üben. Die Leichtgläubigkeit, unmittelbaren Wahrnehmungen gegenüber, kann dem Menschen nur dann zur Last gelegt werden, wenn er ein Bewußtsein von seiner eigenen Beobachtungsschwäche hat. Von großer Bedeutung sind die Gefahren der Leichtgläubigkeit auf dem Gebiete der gerichtlichen Ermittelungen, wo die gegenwärtigen Zustände nicht entfernt den Grundsätzen exakter Feststellung der Wahrheit entsprechen, wie wir sie verlangen müssen.

Redner sprach dann von den Gefahren der Leichtgläubigkeit im alltäglichen Leben, von der gesellschaftlichen Médisance. Aus den einfachsten und zuverlässigsten Wahrnehmungen werden, wenn jeder aus seinem Mikrokosmos etwas hinzuträgt, die schlimmsten Entstellungen und Verzerrungen der Wahrheit. Auf dem Gebiete der Politik feiert die Leichtgläubigkeit wahre Orgien, und auch die Tagespresse ist groß in Ungenauigkeiten, wiewohl hier mildernde Umstände in Anschlag zu bringen sind, da die Sucht der Menschen nach dem Neusten und Sensationellen die Presse in eine Hast versetzt, welche die ruhige Prüfung des Mitgeteilten vielfach nicht ermöglicht. Abhilfe gegen alle diese Gefahren kann nur die ethische Unterweisung bringen. Von frühester Jugend ist die Pflege des Wahrnehmens und Urteilens in innigster Verbindung mit der naturgesetzlichen Betrachtung des Elends der Lüge als ein Hauptziel des Unterrichts ins Auge zu fassen.

Auf einem Gebiet nur hat die Leichtgläubigkeit keine Gefahren: nämlich auf dem Gebiete des Schönen; hier darf die Kritik des Urteils ruhen in der beseligenden Sicherheit harmonischer Beziehungen zwischen den Gegenständen der Wahrnehmung und der eigenen Gedankenwelt. Hier wird Kritik leicht zur Krittelei.

Druckfehlerberichtigung.

In dem Artikel „Bedenken eines Vaters wegen der Erziehung seiner Kinder" in Nr. 20 muß es auf S. 150 in der 1. Spalte 14. Zeile v. o. statt „letzten" heißen: „besten", 18. Zeile v. u. statt „mehr": „nahe", 2. Spalte 12. Zeile v. o. ist „nur" zu streichen, 21. Zeile v. o. muß es statt „meine Söhne" heißen: „mein Sohn".

In der Überschrift des Artikels in Nr. 22 Seite 174 hat der Druckfehlerteufel aus „Kinder" „Feinde" gemacht.

Anzeigen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

Unter Leitung von Frau Sanitätsrätin Schwerin hat sich aus Mitgliedern der D. G. E. K. ein kleines Komitee gebildet, welches, im Anschluß an die bei der vermittelnden Thätigkeit der bezüglichen Kommission der IV. Gruppe erlangten Einblicke in gewisse Familien, den Kindern und Kranken derselben Spenden von Topfpflanzen zuwenden will. Das Komitee bittet die Mitglieder, von denen viele in der Lage sein werden, solche Pflanzen leicht abgeben zu können, eine Nachricht darüber an Frau Sanitätsrätin Schwerin SO., Schmidt-Str. 29, zu senden und die Spenden selber an den Sonnabenden bis 5 Uhr an unsere Auskunftsstelle Zimmerstraße 16 gelangen zu lassen.

Solche Darbietungen, wenngleich sie zunächst gegenüber der Größe der Übel nur ganz vereinzelte Wirkung thun können, werden doch vielleicht allmählich durch Nachfolge weiterer Kreise auf denselben und ähnlichen Wegen einen Beitrag zu herzlicheren Befreundungen bilden.

Soeben erschien:

Zur

Militär-Vorlage.

Ein Appell an das deutsche Nationalgefühl.

16 Seiten gr. 8°.

— Preis 30 Pf. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW., Zimmerstraße 94.

(Statt besonderer Mitteilung)

Prof. Dr. Ferdinand Tönnies
Marie Sieck
Kiel.

Im Verlag von A. Hintrager, Stuttgart, Hauptstätterstr. 103 erschien soeben:

Ideal und Moral.

Eine Studie von ***

Diese Schrift möchte ein Führer sein für alle diejenigen, welche Sinn für Höheres und Unvergängliches haben, eine leitende Stütze und ein Baustein zu innerer Vervollkommnung.

— Preis: 1 Mk. —

(Auch Frankozusendung gegen 1 Mk. 10 Pf. Briefmarken.)

Naturwissenschaftliche Wochenschrift.

Redaction: Dr. H. Potonié.

Wöchentlich eine Nummer von $1\frac{1}{2}$—2 Bogen.

— Preis vierteljährlich 3 Mark. —

Probenummern gratis und franco.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchh. in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Ernst Conrad O. Sachse.

Berlin S. 42.

50 Oranienstrasse 50.

Special-Geschäft für

Amateur-Photographie.

Eigene Kunst-Tischlerei und mechanische Werkstatt.

Specialität:

Vollständige Ausrüstungen jeder Preislage.

Specialität:

Sachse's lichtstarkes Universal-Aplanat.

Bildgrösse	9:12	13:18	18:24 cm
Mk.	25	35	60.

Wird auch in ausserordentlich leichter Aluminiumfassung und mit Irisblenden geliefert.

Illustrirte Preisliste unberechnet u. postfrei.

Telegr.-Adr.: „Ecos". — Fernsprech-Anschluss: Amt IV. 3099.

Vortheilhafteste Bezugsquelle für Wiederverkäufer.

URANIA-SÄULE **URANIA-SÄULE**

Feinste u. wirksamste Reclame für Berlin!



Fläche A
115 cm hoch, 60 cm breit.

Fläche B
20 cm hoch, 35 cm breit.

Fläche C I
20 cm hoch, 64 cm breit.

Fläche C II
20 cm hoch, 20 cm breit.

Fläche D
46 cm hoch, 60 cm breit.

Preise
pro Woche und Säule.

Fläche A 30 Mark.

Fläche B, „ C I: 10 Mark.

Fläche C II, „ D: 5 Mark.

In Folge Vergrösserung unseres Betriebes waren wir in der Lage, die Miethspreise für die Empfehlungsflächen an unseren Urania-Säulen bedeutend zu ermässigen. — Jede sonstige Information ertheilt die

Urania-Uhren- und Säulen-Commandit-Gesellschaft Berlin C., Spandauerbrücke II.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 10. Juni 1893.	Nr. 24.

Das Streben nach dem Ideal — eine Religion?

Von Georg von Gizycki.

In seinem anregenden Artikel „Die Religion des Ideals" in voriger Nummer dieser Zeitschrift giebt Professor Döring folgende Begriffsbestimmung der Religion: „Religion ist Dienst höherer Mächte behufs Erlangung von Lebensgütern." Unter „höheren" sind hier offenbar außer- oder übermenschliche Mächte verstanden. Ich glaube, daß diese Definition auf alle großen historischen Religionsformen anwendbar und daher eine richtige Erklärung des Wortes Religion ist. Und daraus scheint mir hervorzugehen, daß das, was Prof. Döring „Religion des Ideals" nennt, keine Religion in dem von ihm festgestellten Sinne ist. Wenn „alle Substantialität, alle kosmische Realität vom Göttlichen abgestreift" wird, dann bleibt keine außer- oder übermenschliche Macht mehr übrig, sondern nur Gedanken und Bestrebungen der Menschenbrust, — kein „Dienst höherer Mächte", sondern Menschheitsdienst. Der Mensch ist auf sich und seines Gleichen angewiesen und betet nicht.

Mir scheint nun, wer diesen Standpunkt einnimmt, der sollte seine Geisteshaltung nicht mit dem leicht irreführenden und — nach obiger Erklärung — unrichtigen Worte „religiös" bezeichnen: er sollte zu stolz und zu aufrichtig dazu sein, jenes Wort in Anspruch zu nehmen, welches die ungeheure Mehrzahl derer, welche sich für religiös halten, ihm nicht bewilligen will, und welches das, was ihm selbst das Höchste und Heiligste ist, nicht in klarer und unzweideutiger Weise ausdrückt.

Einer der verdienstvollsten Vorkämpfer der ethischen Bewegung, Stanton Coit, hat dies bereits geltend gemacht in seinem trefflichen Aufsatz „Warum Ethik statt Religion?" (in seinem Werke „die ethische Bewegung in der Religion." Leipzig, O. R. Reisland, 1890). Ich gestatte mir, einige Stellen daraus anzuführen: „Meine eigene Meinung ist", erklärt Coit, „daß es ein Merkmal giebt, welches die Religion von allen anderen Lehren, Ceremonieen und Regeln klar unterscheidet. Dieses Merkmal kennzeichnete Matthew Arnold's Lebensansicht; denn er bestand nicht nur auf der Moral und ihrer Wichtigkeit und ersann Mittel zu ihrer Verbreitung, sondern er machte auch geltend, daß es eine Macht über des Menschen Willen gäbe, der man sich beugen müsse. In dem Augenblicke, wo er jene Macht aufstellte, der man in der Moral willfahren müsse, wurde seine Ethik religiös. Die alte hebräische Moral war religiös, weil man glaubte, daß sie von einem mächtigen Wesen ausgegangen sei, welches die Juden als ihren Stammeshäuptling anerkannten. Die christlichen Kirchen sind religiöse sowohl als ethische Gesellschaften, weil sie eine Macht, oder Gruppe von Mächten, befragen und sich ihr unterwerfen, sich in Sachen der Pflicht ihr verbunden fühlen. Das ‚Dein Wille geschehe!' drückt den Geist der Religion in einem Worte aus. . . . Nicht die Hingabe an die Moral an sich, sondern die Anerkennung einer Macht über uns, welche um Rat gefragt werden muß, ist es, was die Religion ausmacht." Coit bemerkt, daß die Lebensauffassung einiger Führer der ethischen Bewegung mit Recht religiös genannt werden könne; „aber es ist nicht darum", setzt er hinzu, „weil ihre Hingabe an die Moral irgendwie inniger oder treuer ist, sondern wegen ihrer Unterwerfung unter eine äußere Macht. Es ist darum, weil die beiden Geistesakte der Hingabe an Grundsätze und der Unterordnung unter eine Macht in ihrer Seele zusammenkommen. Dies macht ihre Ethik religiös und ihre Religion ethisch." Was Coit selbst anbetrifft, so scheint ihm „diese Anerkennung einer höheren Macht von sehr geringer Bedeutung zu sein." „Das Eine, was not thut", erklärt er, „ist, daß ein Mensch aufrichtig und thätig seiner Pflicht sich widmet. Ich selbst bin nicht geneigt, das moralische Ideal, das Vorbild eines heiligen Lebens, mit einer Macht über mir zu verbinden, für deren Diener ich mich halte. Ob ich nicht einst dahin kommen werde, das kann ich nicht sagen. Die einzige Macht jedoch, die mir jetzt würdig erscheint, sich ihr hinzugeben, ist der Trieb in jedem von uns, für das Wohl und das Glück aller Menschen zu leben." — „Aber das sind Dinge", — mit diesem Urteil schließt Coit seine Betrachtung, — „die wir als Gesellschaft offen lassen müssen; denn das beste Verfahren geistiger Selbsterziehung ist nicht schlechthin ausgemacht, und vielleicht sollte es bei verschiedenen Personen verschieden sein. Daher, obwohl die meisten von uns eine Macht außerhalb unseres Willens, der wir folgen, anerkennen mögen, so sollten wir doch als Gesellschaft auf nichts der Art verpflichtet sein. Wir müssen freudig willkommen heißen alle*) Diejenigen, welche ein besonnenes, rechtschaffenes Leben zu führen streben."

Bleiben wir also bei Prof. Döring's erster Erklärung stehen — die ja nur eine Bestimmung des ersten Paragraphen unserer Satzungen wiederholt: — „Die D. G. E. K. nimmt zur Religion im Grunde diejenige Stellung ein, die das Programm der Sozialdemokratie in den Worten formuliert hat: ‚Religion ist Privatsache', und der schon Friedrich der Große den unvergänglichen Ausdruck gegeben hat: ‚Hier kann Jeder nach seiner Façon selig werden'"; — und verlangen wir nicht, daß bei uns Jeder ohne das, was die

*) Im Original nicht im Druck markiert.

meisten Menschen unter Religion verstehen, glaube „selig“ werden zu können, oder daß diejenigen, welche diesen Glauben hegen, — welche in bloßem rechtschaffenem Handeln ihre Befriedigung suchen, — ihr Streben nach dem Ideal Religion nennen. Beides steht im Widerspruch zu unserem klassischen Paragraphen, der jedem Mitgliede sein Verhalten zur Religion gänzlich frei stellt. Die ethische Bewegung ist eine ethische Bewegung, keine religiöse; und eine „neue Religion“ wollten die deutschen Männer und Frauen, welche sie bei uns angeregt haben, nicht begründen.*)

Und noch ein Bedenken kann ich nicht unterdrücken. Prof. Döring redet in seinem Artikel von einer „Abstreifung des Realen vom Göttlichen“, einer „Erhebung des Göttlichen in die reine Sphäre des Ideals.“ Aber ich glaube, unter Gott versteht man allgemein ein übermenschliches bewußtes Wesen, welches in der Welt herrscht. Wer nun der Überzeugung ist, daß es ein solches Wesen nicht giebt, der sollte für das, was er meint, nicht das Wort „Gott“, „göttlich“ brauchen, — er sollte den Namen nicht „unnützlich führen.“ Dazu muß er zu aufrichtig sein.

Wer ist ein Gentleman?

Von Fr. W. Toussaint in Straßburg i. E.

Die Beantwortung dieser Frage ist im Hinblick auf das soziale Leben der Gegenwart sehr wichtig, weil sie mit der Förderung der allgemeinen Bildung des Volkes im Zusammenhang steht. Die beste Erklärung hat unzweifelhaft der jüngst in England verstorbene Kardinal Newman gegeben, eine Erklärung, die für alle Stände paßt.

„Ein Gentleman,“ sagt Kardinal Newman, „ist ein Mensch, welcher niemals einem Andern einen Schmerz verursacht. Der wahre Gentleman vermeidet Alles, was seiner Umgebung mißliebig sein, oder was auch nur einen Mißton hervorrufen könnte. Er weiß es so einzurichten, daß die Meinungen nicht aufeinander platzen, die Gefühle nicht verletzt werden, kein Verdacht ausgesprochen wird, daß kein Gegenstand berührt wird, der bei dem Einen oder dem Andern Trauer oder verletztes Ehrgefühl wachrufen könnte. Er hat das Auge auf jeden Einzelnen gerichtet; er ist zärtlich mit dem Schüchternen, mitleidsvoll gegen die Lächerlichen. Er weiß sich immer zu erinnern, mit wem er spricht; über den Dienst, den er Jemandem erweist, geht er leicht hinweg; von sich spricht er nur, wenn er dazu gezwungen wird. Die Erfahrung hat ihn gelehrt, sich gegen einen Feind zu benehmen, als solle derselbe dereinst sein Freund werden. Er muß nicht immer richtige Ansichten haben, aber ungerecht ist er nie. Auch wenn er selbst ungläubig ist, wird er den Glauben Anderer weder verhöhnen noch bekämpfen.**) Er wird alle Religionen dulden, nicht nur weil die Philosophie Unparteilichkeit gelehrt hat, sondern weil er das milde, beinahe weibliche Gefühl besitzt, welches eine der schönsten Errungenschaften der Kultur ist.“

Das sind goldene Worte, welche in den Herzen aller guten Menschen einen lebhaften Widerhall finden, namentlich aber auch von allen denjenigen ernstlich erwogen und gewürdigt werden möchten, welche als Arbeitgeber oder Vorgesetzte dazu berufen sind, eine gewisse Anzahl ihrer Mitmenschen als Untergebene oder freie Arbeiter zu beschäftigen.

Hierzu gab unser großer Kaiser Wilhelm I. das allerbeste Beispiel, die Humanität war die edelste Eigenschaft des vortrefflichen Fürsten und Landesvaters. Man darf kühn behaupten, daß der Organismus jeder Staatsverwaltung die segensreichsten Früchte tragen wird, wo man mit Humanität und Gerechtigkeit regiert, und jede Abteilung einer Verwaltung ist sicher gut bestellt, welcher als leitende Persönlichkeit ein wirklicher Gentleman vorsteht. Daß sich der notwendige Ernst einer amtlichen Stellung recht gut mit der humanen Ausübung der damit verbundenen Pflichten verbinden läßt, bleibt keinem Zweifel unterworfen. Ich kenne einen solchen noch im Dienst befindlichen Gentleman, welcher ein sehr schneidiger und gebildeter höherer Offizier ist. Alle seine Untergebenen blicken mit Liebe und Achtung zu dem Manne empor, und bei allen militärischen Übungen und Paraden ist ihm die Anerkennung seiner Vorgesetzten sicher. Seiner Familie und seinen Dienstboten gegenüber habe ich ihn niemals hart oder gar ungerecht gesehen, kurzum, dieser wirkliche Gentleman zeigt, daß selbst die militärische Strenge und Ordnung sich mit Humanität verbinden und ausführen läßt. Welche Fülle von Glück und Wohlergehen vermag ein derartiger Vorgesetzter in Hunderte von Familien zu tragen, deren Wohl und Wehe oft genug von der Individualität und humanen Bildung desselben abhängig ist, denn es kommt nicht immer nur darauf an, was man thut, sondern auch, wie man es thut. — Jeder Mensch will beachtet sein, d. h. die ihm von Gott und Rechtswegen gebührende Anerkennung seines Wertes haben. Es giebt hier zwei ethische Momente: die Berufsliebe und die Berufstreue. Beide können wie die Treibhauspflanzen der Pflege und des nährenden Bodens nicht entbehren, und jeder Vorgesetzte geht fehl, welcher die Pflege dieser edlen Pflanzen versäumt oder sie durch Überanstrengung seiner Untergebenen zu einem kümmerlichen Dasein herabzudrücken versucht. Mancher kleine Beamte seufzt oft jahrelang unter dem Drucke eines subalternen Vorgesetzten, welcher wohl die rechte Hand des Chefs der Verwaltung, aber kein Gentleman ist. — Es gilt dieses namentlich auch für die Fabrikherren und deren Beamte. — Niemals sollten sie die Pflichten der Humanität gegen die ihnen untergebenen kleinen Beamten und Arbeiter vergessen, ja, es muß ihre erste Sorge sein, die Lage des Arbeiters nach jeder Richtung hin zu verbessern. Hierbei ist die Gewährung eines gerechten Anteils an dem Gewinn und der Arbeit die geringste und ganz selbstverständliche Pflicht; ebenso die Teilnahme an den Leiden und Freuden der Familienverhältnisse ihrer Arbeiter. Ein solcher Gentleman war auch der verstorbene Oberpräsident von Schlesien, Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, dessen Name im gesamten deutschen Vaterlande als Organisator der Pflege unserer Kranken und Verwundeten in den letzten großen Kriegen dauernd fortleben wird.

Jeder Arbeiter, und namentlich auch jeder gebildete Staatsbeamte, braucht ein entsprechendes Maß von Licht, Luft und Wärme. Dies wird dem Arbeitenden dadurch gegeben, daß die ihm gestellten Aufgaben ihn auch geistig voll beschäftigen, aber auch nicht über seine Kräfte hinaus an ihn gestellt werden.

Die Lehren des Kardinal Newman sind aber vor allen auch von Seiten der Familienväter zu beherzigen, weil sie, praktisch durchgeführt, auf die heranwachsende Jugend und die Lösung der sozialen Zeitfragen von den segensreichsten Folgen sein werden. Denn ist der Vater ein Gentleman, so wird auch seine Hausehre im gleichen Sinne zu handeln sich bestreben, und das wahre Glück des Lebens, die Zufriedenheit, wird in den Palästen der Besitzenden und in der bescheidenen Wohnung des Handwerkers und Arbeiters keine Seltenheit mehr sein. — Dann wird man auch das schöne Wort Julius Hammers: „Treu Dienendem sei doppelt liebevoll, giebt er doch mehr, als du ihm giebst!“ besser verstehen und würdigen lernen. Möchten auch die Lehrer der Jugend sich hüten, durch zu vieles Tadeln und Strafen die Charaktere der Kinder zu verderben, und niemals vergessen, daran zu denken, daß man die individuellen Anlagen, also die Natur derselben wohl leiten und veredeln, aber ohne Schaden der Seele niemals ändern kann.

*) Bemerkenswert ist auch der Artikel B. Carneri's „On the Founding of a New Religion“ im „International Journal of Ethics“ (Juli 1892).

**) Wir glauben, daß auch der „Gentleman“ die Pflicht hat, nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit zu verbreiten und den Irrtum zu bekämpfen. (Anm. d. Red.)

Der gute Leopold Schefer sagt daher auch: „Nimm nie einem Menschen etwas übel“ und: „Willst du einen Menschen bessern, lobe ihn!“ d. h. man suche die guten Eigenschaften zu erkennen, um darauf weiter zu bauen. Die Arbeitgeber, Vorgesetzten, Lehrer und Familienväter werden also zur Förderung der allgemeinen Bildung des Volkes und somit zur Lösung der sozialen Zeitfragen beitragen helfen, wenn sie bestrebt bleiben, sich mit ernstem Willen, nach den Worten des Meisters: „Wie du dich selber liebst, sollst du den Nächsten lieben,“ d. i. im Sinne des Kardinals Newman, zu einem Gentlemen zu veredeln. — Die deutsche Litteratur bietet zu diesem Zweck eine große Auswahl vortrefflicher Schriften, zu welchen unter andern auch „Das Laienbrevier“ von Leopold Schefer und „Schau in dich und schau um dich“ von Julius Hammer gehören. Dieselben sollten in der Hausbibliothek keiner gebildeten Familie fehlen.

Frauenrechte.

Von Wendell Phillips.

Aus dem Englischen übersetzt von Mathilde von Colomb.

(Fortsetzung.)

Es ist zweifellos wahr, daß große Geister in vielen Fällen trotz aller Hindernisse sich ihren eigenen Weg bahnen; aber wer weiß, wie viele Milton „stumm und ruhmlos“ gestorben sind? Wie reich die natürliche Begabung auch sein mag, die Erziehung des Lebens vollendet doch erst das Wunder. Die Fähigkeit Napoleons — was war sie? Sie wuchs hervor aus der Hoffnung, ein Caesar oder Marlborough zu werden, — wuchs hervor aus Austerlitz und Jena, — aus seinen Schlachtfeldern, seinem Throne und allen großen Scenen jenes ereignisreichen Lebens. Eröffnet den Frauen die gleiche Bühne, versenkt sie in dieselben großen Interessen und Bestrebungen: und wenn zwanzig Jahrhunderte nicht einen weiblichen Carl den Großen oder Napoleon hervorbringen, so wird uns dann die Gerechtigkeit erlauben, den Schluß zu ziehen, daß zwischen den Verstandeskräften der beiden Geschlechter ein entschiedener Unterschied besteht. Jahrhunderte allein können hier eine sichere Basis für einen Beweis bilden. Ich glaube, daß bei einem Teil des „stärkeren“ Geschlechtes, wie es sich selbst nennt, in diesem Punkte ein Gefühl des Zitterns sich bemerkbar macht, als wäre man zum Kampfe nicht vorbereitet, ein stilles Bekenntnis, daß diese eingebildete Überlegenheit Gefahr liefe, wenn man einwilligte, im Hörsaal oder im Laboratorium mit den Schwestern zusammenzutreffen. Mein Beweis dafür ist der, daß die höchsten Geister der Menschheit, von Plato bis zur Gegenwart, einige der seltensten Genies Deutschlands, Frankreichs und Englands, nach einander die Thatsache anerkannt haben, daß die Frauen, wenn auch vielleicht nicht in identischer, so doch in gleichwertiger Weise wie die Männer mit geistigen Fähigkeiten begabt sind. Gewöhnlich sind es die Männer zweiten Ranges, welche zweifeln, — vielleicht deshalb zweifeln, weil sie ein freies Feld fürchten.

Aber ich möchte die Aufmerksamkeit genau auf das Prinzip lenken, welches der Gesellschaft vor Augen zu führen, die jetzige Bewegung unternimmt. Wir versuchen nicht festzusetzen, welches der Beruf, die Erziehung oder die Beschäftigung der Frauen sein soll. Diese Anmaßung haben wir nicht. Was wir verlangen, ist einfach das, was alle anderen Klassen zuvor verlangt haben: Überlaßt es den Frauen, selbst ihren Beruf, ihre Erziehung und ihre Sphäre für sich zu wählen. Wir sprechen jedem Teile der Menschheit das Recht ab, irgend einem andern Teil seine Sphäre, seine Erziehung oder seine Rechte vorzuschreiben. Wir sprechen jedem Individuum das Recht ab, einem andern Individuum das Maß seiner Erziehung oder seiner Rechte vorzuschreiben. Die Sphäre jedes Mannes, jeder Frau, jedes Individuums ist die Sphäre, welche sie mit der höchsten Anspannung ihrer Kräfte vollkommen ausfüllen können. Die höchste That, die der Mensch ausführen kann, ist diejenige, die Gott ihn angewiesen hat zu thun. Alles, was die Frauen durch diese Bewegung verlangen, besteht darin, daß ihnen erlaubt sei, zu beweisen, was sie leisten können, — es zu beweisen durch die Freiheit der Wahl, durch die Freiheit des Handelns: die einzigen Mittel, durch welche überhaupt festgestellt werden kann, wie viel und was sie leisten können. Sie können vernünftiger Weise zu uns sagen: Wir haben niemals die Tiefen der Wissenschaft ergründet; aber Ihr habt gelehrt, das es unweiblich wäre, und habt uns die Mittel zu wissenschaftlicher Bildung vorenthalten. Wir haben niemals die Beredsamkeit eines Demosthenes erreicht; aber Ihr habt niemals unsere Energie angefeuert, indem Ihr uns die Krone des Ruhmes und die dankbare Anerkennung zeigtet, die wir gewinnen konnten. Gebt jetzt die Werkzeuge her für Alle, Mann oder Weib, wer immer sie brauchen kann. Bewillkommnet uns von nun an, Brüder, auf Eurem Kampfplatze und laßt die Thatsachen, nicht Theorien, unsere Fähigkeiten und demgemäß unsere Sphäre feststellen.

Ich behaupte nicht, daß die Frauen in die Schranken eintreten und siegen werden, daß sie sicher alles vollbringen werden, was die Männer vollbracht haben; aber dies sage ich: „Macht die Bahn frei und laßt sie versuchen!“ Einige entgegnen: „Es wird für die weibliche Zartheit und Feinheit eine große Schädigung sein, wenn die Frauen sich in Geschäftsangelegenheiten und in die Politik mischen.“ Die Beantwortung dieses Einwandes macht mich nicht besorgt. Auf solche und ähnliche Einwürfe möchte ich Folgendes erwiedern: — Der umfassendste und weitblickendste Verstand ist vollständig unfähig, die letzten Folgen einer großen gesellschaftlichen Veränderung vorauszusehen. In allen solchen Fällen sollten wir uns fragen, ob in der Sache irgend ein Element von Recht und Unrecht enthalten ist, ein Prinzip klarer, natürlicher Gerechtigkeit, das den Ausschlag giebt. Wenn dem so ist, so müssen wir uns auf die Seite des reinen und abstrakten Rechtes stellen und Gott vertrauen, daß sie sich auch als die nützlichste erweisen wird. Die Fragen bei diesem Gegenstande sind für mich also diese: Hat Gott die Frauen moralisch, intellektuell und physisch fähig gemacht, an den menschlichen Angelegenheiten so Teil zu nehmen? Dann ist, wenn Gott sie zu etwas befähigte, dies ein starker Grund zu der Annahme, daß er beabsichtigte, sie sollten diese Fähigkeit auch ausüben. Schreibt uns unser Sinn für natürliche Gerechtigkeit nicht vor, daß das Wesen, welches unter Gesetzen zu leiden hat, denselben zuvor persönlich zustimmen muß? daß das Wesen, dessen Arbeit die Regierung besteuert, eine Stimme haben muß, das Was und Wieviel jener Steuer festzustellen? Dann haben wir, da wir die Frauen zum Galgen, zum Gefängnis und zur Steuerliste zulassen, kein Recht, sie von der Wahlurne fernzuhalten. „Aber dorthin zu gehen, wird jene Zartheit des Charakters verletzen, welche wir immer als ihren besonderen Schmuck betrachtet haben.“ Ich kann es nicht ändern. Gott gab ihnen die Fähigkeit, sich politisch zu bethätigen, und machte es gerecht, daß sie an den politischen Angelegenheiten teilnehmen: möge er darauf sehen, daß diese Rechte, welche er ihnen übertrug, die Wesen, welche er schuf, nicht schädigen. Steht es irgend einem menschlichen Wesen an, die Gesetze der Gerechtigkeit und Freiheit mit Füßen zu treten, weil man behauptet, man müsse Gott die Welt regieren helfen? Ich kann Gottes Welt nicht regieren helfen, indem ich lüge oder Dinge thue, die mein Gewissen für unrecht erachtet. Wie verkehrt, es für notwendig zu halten, daß irgend jemand solches thue! Als die unendliche Weisheit die Regeln des Rechten und Gerechten aufstellte, sorgte sie dafür, daß das Gerechte auch immer das wahrhaft Nützlichste ist.

Der Nachteil daher, den einzelne ängstliche Seelen für den Charakter der Frau von der Ausübung ihrer politischen Rechte fürchten, beunruhigt mich garnicht. „Laßt die Er-

ziehung das vernünftige und moralische Wesen bilden, und die Natur wird schon für das Weib sorgen." Ebenso wenig stören mich jene Argumente, die hinsichtlich der Befähigung der Frauen gegen uns geltend gemacht werden. Ich weiß, das der einfachste und schwächste Mann nach unserer Verfassung dieselben bürgerlichen Rechte hat, wie der am meisten begabte. Es wird niemals gefordert, daß dem Niedrigsten sein bürgerliches Recht abgesprochen werde, vorausgesetzt nur, daß er ein Mann ist. Nein! Auch die höchsten Verstandeskräfte geben keinen Anspruch auf besondere bürgerliche Rechte, — kein einziges politisches Privilegium, welches nicht auch das einfachste Individuum besitzt, sofern es nur ein Mann ist. Wollten wir also selbst zugeben, daß das Weib intellektuell unter dem Manne stehe, so würde dies garnichts beweisen. Es bliebe immer ein verantwortliches, steuerzahlendes Glied der bürgerlichen Gesellschaft. Wir stützen unsere Forderung auf den großen, ewigen Grundsatz, daß Steuerzahlung und Stellvertretung im Parlament gleichen Umfang haben, daß Rechte und Lasten einander entsprechen müssen; und derjenige, der es unternimmt, das Recht unserer Forderung zu bestreiten, der muß zuerst den ganzen Verlauf der englischen und amerikanischen Geschichte während der letzten hundert und fünfzig Jahre bestreiten. Vom Jahr 1688 bis heute ist kein einziger Freiheitsgrundsatz aufgestellt worden, der nicht die Forderung der Frauen unterstützte. Der Staat hat niemals die Basis des Rechtes auf dem Unterschied der Geschlechter errichtet; und es ist niemals ein Grund außer einem religiösen dafür angegeben worden, daß in den Urkunden unserer Religion Vorschriften vorhanden seien, die uns nötigten, die Frauen zu einer Ausnahme von unsern bürgerlichen Theorien zu machen und sie alles dessen zu berauben, was diese ihnen verleihen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

In der Angelegenheit des Pfarrers Schrempf haben 80 evangelische Männer aus verschiedenen Orten Würtembergs und verschiedener Berufszweige an die oberste evangelische Kirchenbehörde Württembergs eine Erklärung und Bitte überreicht, in der es heißt:

„Die Angelegenheit des Lic. theol. Chr. Schrempf hat uns gezeigt, daß die bestehende Lehrordnung unserer Kirche die ehrliche Aussprache einer redlichen, aus christlichem Geiste und zugleich freiem Denken erwachsenen Überzeugung seitens unserer Geistlichen mit Gefahr bedroht. Und doch suchen und brauchen wir Laien heut zu Tage mehr denn je Geistliche, die ihrer auf solchem Grunde erwachsenen freien Überzeugung offenen und unverhüllten Ausdruck zu geben wagen und es nicht für gut finden, uns mit einer eigens für uns zurecht gemachten geistlichen Speise abzufinden. Ebenso scheint es uns widersinnig, daß nach der bestehenden kirchlichen Lehrordnung ein religiöser Jugendunterricht, der von den Fortschritten der theologischen Wissenschaft Gewinn zieht, als eine Verletzung kirchlicher Lehrpflicht behandelt werden kann. Die thatsächliche Folge hiervon ist, daß die Kluft zwischen Geistlichen und Laien künstlich offen gehalten, und die Mehrzahl der letzteren dauernd in der Lage der Schwachen erhalten wird, welchen die Kirche statt ihrer fortgeschrittenen Erkenntnis nur schonende Rücksicht zu bieten sich getraut, während die selbständiger Denkenden sich zum Schaden unserer Kirche und unseres Volkslebens in immer größerer Zahl mißtrauisch vom kirchlichen und religiösen Leben abwenden. Und geradezu beunruhigend ist uns der Gedanke, daß unsere Kinder nach dieser Ordnung in Vorstellungen auferzogen werden müssen, welche die berufenen wissenschaftlichen Lehrer unserer Kirche aufgegeben haben, und die in späteren Jahren nicht ohne schwere Gefahr für das religiöse und sittliche Leben abgelegt werden können. Wir bitten daher das königl. evangelische Konsistorium, zur Beseitigung dieser Mißstände bei den berufenen Organen unserer Kirche auf eine entsprechende Änderung der bestehenden kirchlichen Lehrordnung hinzuwirken. Insbesondere bitten wir auch, daß, solange es nicht möglich ist, durch eine neue Bekenntnisformel die Kirche in Übereinstimmung mit der Wissenschaft zu bringen, Geistliche und Laien bei Taufe und Konfirmation von der Ablegung eines eng formulierten Glaubensbekenntnisses befreit und nur an das Bekenntnis zu dem Evangelium Jesu gebunden werden möchten, damit denjenigen unter uns, die sich als evangelische Christen fühlen, aber einzelne in den bisherigen Bekenntnissen ausgesprochene Lehren mit ihrer redlichen Überzeugung nicht vereinigen können, die peinliche Wahl erspart werde, entweder sich vom kirchlichen Leben zurückzuziehen oder ihre wohl erwogene Überzeugung zu verleugnen."

Trost.

Von Ludwig Lohaus (Lichterfelde).

Hat aus dem Tempel deines Glücks
Ein herbes Schicksal dich vertrieben;
Ist wund zum Sterben auch dein Herz
Mit seinem Hoffen, seinem Lieben;

Hast du der Täuschung bitt're Qual
In tiefster Tiefe auch empfunden,
Und quälst dich, zürnend dem Geschick,
In ungezählten langen Stunden —

O glaube mir: Genesen wird
Zu neuem Hoffen, neuem Lieben
Dein wundes Herz, wenn es nur rein,
Wenn du dir selber treu geblieben.

Bücherbesprechungen.

Wesen und Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland. Nach einem Vortrage, gehalten am 13. Februar 1893 in der Abteilung Frankfurt a. M. der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Von Friedrich Jodl. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer, 1893. (26 Seiten, Preis 40 Pf.)

Prof. Jodl, der zweite Vorsitzende der D. G. E. K., hat in klarer und erschöpfender Weise den Gegenstand, welchen der Titel der vorliegenden Schrift angiebt, behandelt; sie wird daher der weiteren Ausbreitung der ethischen Bewegung sehr förderlich sein.

Der Verfasser erklärt zunächst den Namen, den die D. G. E. K. sich gegeben hat In demselben liegt eine bewußte Anknüpfung ihrer Bestrebungen an „jene wissenschaftliche Disziplin, welche die Regeln vernunftgemäßer Lebensgestaltung für den Einzelnen wie für die Gesamtheit aus denkender Betrachtung der Menschen und der Gesellschaft abzuleiten sucht." Diese Wissenschaft will sie „praktisch nutzbar und weiten Kreisen zugänglich machen Und nicht als bloßen geistigen Sport, sondern im Dienste der Kultur, der bewußten Förderung und Höherbildung des Geschlechts, weil wir eine Kultur, welche nur Ausnutzung und Bezwingung der Naturkräfte und nicht zugleich Bändigung der Triebe des Menschen und Veredlung seines Willens wäre, nicht denken oder wenigstens nicht als segensreich anzuerkennen vermögen."

Prof. Jodl setzt sich dann mit den verschiedenen Gegnern der ethischen Bewegung auseinander: dem Manchestertum, welches „den Egoismus als die treibende Kraft zu allem Guten, das Recht des Stärkeren als das wahre Geheimnis alles Fortschritts und die Amtsentsetzung der Ethik als die Frucht des tiefsten Verständnisses der in der Gesellschaft waltenden Mächte verkündet"; der Menge derer, welche, weil „das Moralische sich immer von selbst versteht", eine besondere Vereinigung zu dessen Pflege für unnötig halten; und endlich denjenigen Vertretern der Religionsgesellschaften, welche glauben, daß, was auf dem Gebiete der Moral überhaupt gethan werden könne, so gut und vollständig als möglich von den Kirchen geleistet werde. Diesen Letzteren gegenüber führt unser Autor Folgendes aus: Die religiösen Vorstellungen, durch welche die Menschen ihr sittliches Leben zu stützen und zu fördern unternehmen, sind untereinander sehr verschieden; und es ist eine Thatsache, daß sie in einem Prozesse stetig fortschreitender Zersetzung und Zerbröckelung begriffen sind, — die Folge zunehmender Welterkenntnis in Natur- und Geisteswissenschaft.

Von allen solchen trennenden und unsicheren Grundlagen soll die Ethik, welche die ethische Gesellschaft pflegt, unabhängig sein. „Die Aufgabe, welche wir uns gestellt haben“, sagt Jodl, „ist Förderung des sittlichen Lebens, Pflege geläuterten Menschentums, Entwickelung ächter Humanität — abgesehen von allen religiösen oder metaphysischen Vorstellungen, an welche die Menschheit bisher zum größten Teile ihre ethischen Ideale geknüpft hat. Wir sehen das Leben des Individuums und das geschichtliche Leben des Geschlechts so an, als ob es nur ein irdisches Ziel hätte: die harmonische Ausgestaltung der Persönlichkeit, die innere Trefflichkeit des Willens und Charakters und die Wohlfahrt und Entwickelungsfähigkeit des Geschlechtes. Was diesem Ziele zu dienen imstande ist, das bezeichnen wir als das Gute, und das suchen wir nach Kräften zu verwirklichen. . . . Und wie laden alle diejenigen zu gemeinsamer Arbeit ein, welche in der theoretischen Durchbildung dieses Begriffes des Menschlich-Guten und seiner praktischen Gestaltung ein mögliches oder wünschenswertes Ziel erblicken. Wir wollen arbeiten an der sittlichen Vervollkommnung der Menschheit, gestützt auf Vernunft und Erfahrung und auf die lebendigen Kräfte zum Guten, welche in der Menschheit neben allen Abirrungen niemals gefehlt haben. — Wir fußen auf der Überzeugung, daß es eine Wissenschaft vom sittlichen Leben giebt; und daß die Zeit vorüber, unwiederbringlich vorüber ist, wo es Wissenschaft überhaupt nur im Dienste und als Bestandteil der Religion gab. Diese Wissenschaft vom sittlichen Leben wollen wir vom Katheder hinaustragen auf den Markt, wollen sie populär machen, wollen ihr eine Stimme geben im öffentlichen Leben und in der Erziehung. Und wir erkennen keine andere Autorität an, nenne sie sich göttlich oder menschlich, welche sich nicht auf das Zeugnis des praktisch Richtigen, d. h. auf Erfahrung und Vernunft, zu stützen vermag.“

Mit dieser Pflege der *unabhängigen Moral* thut die ethische Gesellschaft ein wahrhaft segensreiches Werk; und eine weise Regierung würde sie unterstützen. Welches aber ist die thatsächlich herrschende Pädagogik? Jodl antwortet: „Jahr um Jahr werden der jüngeren Generation das Höchste und Heiligste, was es giebt, die ethischen Überzeugungen und Ideale, ausschließlich in dieser Verquickung mit dogmatischen Sätzen beigebracht, welche in einem unauflöslichen Widerspruche zu der Geistesrichtung stehen, auf deren Ausbildung alles übrige Leben und Lernen abzielt. Und so erzeugt sich immerfort ein doppeltes Übel, welches wie ein Krebsschaden an unserem geistigen Leben frißt: im Innern der Menschen brechen die ethischen Grundsätze und Ideale mit den schwankenden Stützen, an welche man sie künstlich befestigt hat, zusammen; nach außen hin werden sie, eben wegen dieser Haltung der Staatsgewalten, vielfach mit bewußter Heuchelei festgehalten. Die Religion wird zum Staatskleide unseres Byzantinismus, hinter dem sich die innere Leerheit, ja Fäulnis nur mit Mühe verbirgt. Die D. G. E. K. möchte in diesen ungesunden Zuständen Wandel anbahnen. . . . Sie hofft zu zeigen, daß es eine Unterweisung in den Grundwahrheiten des sittlichen Lebens geben könne, welche dadurch nichts an Idealität verliert, daß sie auf Transscendentes grundsätzlich Verzicht leistet, und sie hofft, allmählich weite Kreise mit der Überzeugung zu durchdringen, daß der Staat das dringendste Interesse daran habe, im Interesse der geistigen Einheit, der Duldsamkeit und des Friedens, nicht das Trennende der religiösen Bekenntnisse, sondern das Verbindende der gemeinsamen praktischen Überzeugungen, nicht das Göttliche, sondern das Heilig-Menschliche in den Vordergrund seiner Schulbildung zu stellen.“

Nichts liegt der ethischen Gesellschaft ferner, erklärt Jodl, „als eine grundsätzliche Bekämpfung der Kirche oder des religiösen Glaubens überhaupt. . . . Darum rechnen wir darauf, daß nicht bloß solche sich uns anschließen, welche laut oder im Stillen mit dem Kirchentum gebrochen haben, sondern auch solche, welchen der religiöse Glaube teuer ist, die aber erwarten, für das Verständnis ihrer Pflichten, ihrer sittlichen Aufgaben, *mehr* Förderung und *andere Mittel* der Förderung zu finden, als in ihrem kirchlichen Kreise. Diese Erwartung hat ja nichts Unsinniges. Aufgabe der Kirchengemeinschaften ist doch in erster Linie die Pflege der religiösen Gefühle, ‚des Kultus‘; das Sittliche erscheint nur als ein Bestandteil des Religiösen, als Mittel zum Zweck: es liegt nahe, da, wo statt des Kultus ethische Kultur als Selbstzweck auftritt, auch eine intensivere Pflege der Fragen praktischer Lebensführung zu erwarten. . . . Das praktische Leben und das religiöse Leben sind zwei verschiedene Dinge. Die heiße Sehnsucht nach etwas Übermenschlichem, Jenseitigem, welche in manchen Menschen glüht, diese vermögen die ethischen Gesellschaften nicht zu befriedigen; denn ihr Blick ist nicht auf's Jenseits gerichtet, sondern auf's Diesseits; ihr Werkzeug heißt nicht Glaube, sondern Vernunft; ihr Wahlspruch nicht Gott, sondern Menschheit. Sie können diese Sehnsucht nach dem Geheimnis des Übernatürlichen nicht befriedigen; aber sie brauchen, wie Coit es trefflich ausgedrückt hat, den Menschen auch nicht zu zwingen, seltsame Dinge zu glauben, welche mit seiner Erfahrung und Vernunft in Widerspruch stehen; sie verlangen zur Zulassung unter die Zahl ihrer Mitglieder nichts als den Glauben an das Gute und die ehrliche Erklärung des Wunsches, künftig nach besten Kräften an der Verwirklichung desselben in der Gemeinschaft thätig zu sein.“

Zum Schluß erörtert der Verfasser die Haltung der ethischen Gesellschaft in der sozialen Frage. Obwohl die Gesellschaft keine politische Partei ist und jegliche politische Aktion statutenmäßig ausgeschlossen ist, hat sie doch keineswegs in den sozialen Kämpfen der Gegenwart die Rolle eines müßigen Zuschauers zu spielen. Sie soll „inmitten der sozialen Gegensätze und Interessenkonflikte stets den Gedanken der Solidarität aller Teile einer Volksgemeinschaft betonen und immerwährend daran erinnern, daß jeder Sieg, welcher nur ein Sieg der Macht und nicht zugleich ein Sieg des Rechts, d. h der sozialen Zweckmäßigkeit ist, die künftige Niederlage schon im Keime birgt. Und allen wie immer gearteten Rezepten zur definitiven Gesellschaftsrettung gegenüber wird sie zu bedenken geben müssen, daß die Aufgabe des besten Staates und der vollkommen organisierten Gesellschaft keiner endgültigen, sondern nur einer fortschreitenden Lösung fähig ist, und daß keine Organisation gefunden werden kann, aus welcher Glück und Wohlfahrt des Geschlechts wie aus einem selbstthätig arbeitenden Mechanismus als notwendiges Ergebnis hervorspringen müßten, — keine, welche auf die Tüchtigkeit des Einzelnen, auf seine freudige Hingebung für das Ganze, auf seine Resignation im Dienste allgemeiner Güter als auf etwas Überflüssiges Verzicht leisten könnte.“

Möchte die treffliche Rede einen großen Leserkreis finden!

G. v. Gizycki.

Der Pfarrer von Breitendorf. Roman in drei Bänden von *Wilhelm v. Polenz*. Berlin. F. Fontane u. Comp. 1893.

Während England durch Mrs. Ward's Roman „Robert Elsmere“ die religiösen Zeitströmungen schon längst in das Gebiet der schönen Litteratur geleitet hat, ist das vorliegende Werk das erste Zeichen, daß es bei uns auch geschieht. Der Verfasser gehört zu dem jungen litterarischen Deutschland, aber zu den ernstesten und besten seiner Vertreter, ja zu denjenigen, die sich innerlich von dem Bann der Nietzscheschen Herrenmoral und der Anbetung des „natürlichen“ Menschen selbst in seinen niedrigsten Begierden und Leidenschaften freigemacht haben.

Es würde zu weit führen, den Roman: „Der Pfarrer von Breitendorf“ seinem ganzen Inhalte nach hier wieder zu geben, auch soll es der Zweck dieser Zeilen sein, unsere Leser aufzufordern, sich ein persönliches Urteil darüber zu bilden; nur einige Gesichtspunkte des Werkes möchte ich näher beleuchten. Dem Verfasser ist es darum zu thun gewesen, einzelne Typen der Geistlichkeit der evangelischen Kirche darzustellen, und die Art, wie es ihm gelungen ist, läßt auf ein gründliches Studium schließen. Da ist Dornig, der derbe Dorfpastor, der in einer rohen Umgebung selber verrohte, statt die ihm anvertraute Gemeinde hinaufzuziehen. Er ist teils zu träge, teils zu ungebildet dazu; er wartet seines Amtes, soweit die Obrigkeit es von ihm verlangt, aber es ist ihm keine Herzenssache, es ist ihm Handwerk, Broterwerb, nichts weiter. Sein direkter Antipode ist der alte Pastor Valentin, ein frommer, gläubiger, milder Christ, der in seinem weltabgeschiedenen Gebirgsdörfchen von den Versuchungen der Welt ebenso unangefochten blieb, wie von den Errungenschaften der Wissenschaft, dem seine Religion im weitesten Sinne Herzenssache ist. Einzelne Nebenfiguren, wie der elegante, rücksichtslose Streber mit den wohlgepflegten Backenbart, und der finstere, glattrasierte Zelot, der seiner evangelischen Kirche die Gewaltmittel der katholischen wünscht, treten plastisch hervor. Eine Meisterleistung der Charakteristik ist der Superintendent Grasser und der Pfarrer von Annenbad, Polani. Auf Grasser ist der Ausspruch von Coleridge anzuwenden: „Derjenige, welcher damit anfängt, das Christentum mehr als die Wahrheit zu lieben, wird dazu fortschreiten, seine Sekte oder Kirche mehr zu lieben, als das Christentum, und damit enden, sich selbst mehr zu lieben als Alles.“ Nicht das Wohl der ihm unterstellten Gemeinden steht bei ihm an erster Stelle, sondern das Ansehen, das er durch die Ordnung in seiner Ephorie bei den vorgesetzten Behörden genießt, ist der Trieb zu all seinem Thun und Denken. „Ärgernis zu erregen“ dünkt ihm das Schlimmste; darum sucht er zu vertuschen, was ihm schaden könnte, und versteht es auch durch allerlei Winkelzüge. Ein feinerer Diplomat als er ist Polani. Er gleicht einem französischen Abbé, hat vollendete Formen, gerät nie außer Fassung, ist außerordentlich redegewandt, aber glatt und kalt, wie ein Aal. Man kommt nicht recht dahinter, weß Geistes Kind er ist: er gilt als liberaler Geistlicher er hat einen Kompromiß geschlossen zwischen Religion und Wissenschaft. In der ausgezeichnet geschriebenen Unterhaltung zwischen ihm und seinen Gästen (S. 99 bis 105) charakterisiert er sich am besten. Es ist von der Amtsentlassung eines Geistlichen die Rede — der Verfasser hat offenbar an Pastor Schrempf gedacht — der seinen Widerspruch zu dem Glaubensbekenntnis öffentlich bekannt hat. „Welche Verpflichtung“, sagt der Diakonus Fröschel, „kann einen anständigen Mann dazu zwingen, zu lügen, sobald er die Kanzel betritt?“ — „Vielleicht die Bescheidenheit,“ entgegnet Polani, „denn wer dürfte sich vermessen, das was in Jahrhunderten bessere und weisere Menschen, als wir sind, an Glaubensschätzen angesammelt, als Lüge zu bezeichnen?“ Mit dem bekannten Stichwort der liberalen Geistlichkeit fährt er weiter fort: „Versuchen Sie einmal die christliche Lehre, die Bibel, unsere ganze religiöse Entwickelung *historisch* zu würdigen . . . . . Sie werden dann die jugendlich exentrischen Ideen abstreifen und zu gefestigteren Anschauungen kommen.“ Das Urteil Fröschels über Polani ist zwar hart, aber nicht ohne Berechtigung: „Hier und da ließ er mir in vertraulichem Gespräche durchblicken, daß auch für ihn die Welt nicht in sechs Tagen geschaffen sei, und daß man die Augustana am Ende nicht ganz wörtlich zu nehmen brauche. Aber Alles nur zwischen den Zeilen zu lesen. . . . . . Polani wird sich nie kompromittieren. Wenn es etwas auf der Welt giebt, das ich nicht vertragen kann, das mir von Grund

der Seele zuwider ist, so ist es ein solches hinter dem Berge halten, dieses nicht Fleisch nicht Fisch sein, diese zweideutige Spitzfindigkeit .... diese tiefe innerliche Verlogenheit.“ Fröschel, der sich dem Pfarrer von Breitendorf gegenüber so ausspricht, ist eine sehr interessante Gestalt, die aber nicht so voll abgerundet ist, als die übrigen, und daher wohl mehr der Phantasie, als dem Studium des Verfassers entsprungen ist. Fröschels Mutter, eine strenge Christin, hatte ihn zum Theologen bestimmt, um bei ihrem Sohn sich nicht das Unglück wiederholen zu sehen, das sie durch das Leben mit ihrem freidenkenden Mann kennen gelernt hatte. Trotzdem gleicht der Sohn mehr dem Vater als ihr und löst sich innerlich vollständig vom Christentum los, während er äußerlich ein Diener der Kirche bleibt, weil ihm das abgeht, was seine Mutter in so hohem Grade besitzt: Energie und Charakterstärke. An dem Zwiespalt geht er zu Grunde, denn ihm fehlt auch jede Lebensfreudigkeit. Er schreibt in seinem Abschiedsbrief an den Pfarrer Gerland von Breitendorf: „Wir verlorenen Söhne sind belastet mit dem Heimweh nach dem Vaterhause — belastet mit dem noch quälenderen Gefühle, daß wir unser bestes Teil verscherzt haben — leichtsinniger noch als Esau; denn was tauschten wir ein für die gesicherten Güter des Glaubens und die Anwartschaft auf das ewige Heil? Ein Erkennen, das in einem ignoramus gipfelt — für Sicherheit Zweifel, für Ruhe Unrast, für die süße kindliche Hoffnung die bittere, kalte Trostlosigkeit des Nichts.“ Nun steht zwar neben diesem unglücklichen Freidenker noch ein anderer: Dr. Haußner, der Dissident, dessen Lebensgeschichte einen breiten Raum einnimmt; aber auch dieser ist nicht glücklich, nicht befriedigt, und vermöge seiner Schroffheit und Verbitterung bleibt der Leser ihm gegenüber kalt. Ich sagte schon, daß Herr v. Polenz Typen hat schaffen wollen; es ist ihm gelungen; aber er hat in jeder Richtung einen Typus vergessen, der doch vorhanden ist, und ohne den eine allgemeine Daseinsverneinung gerechtfertigt wäre: den auf Grund seiner Überzeugung befriedigten, thatkräftigen Menschen. Wo ist der Christ, der mit seinem ernsten Glauben die weitherzigste Toleranz verbindet, den die Religion nicht nur beglückt, sondern zur freudigen Arbeit im Dienste der Menschheit antreibt, dessen geistige Bildung den kindlichen Glauben nicht ausschließt? Wo ist der Freidenker, der sich durch schwere innere Kämpfe ganz losgerungen hat vom Glauben, nun aber nicht verzweifelt oder sich mit gefurchter Stirn als Märtyrer hinstellt, der sein Wissen mit seinem Glück bezahlte, sondern feststeht auf seiner Erkenntnis, sein Wissen in den Dienst der Menschheit stellt und freudig vorwärts, nicht sehnsüchtig rückwärts sieht? Solche Menschen sind es, die das Treibrad der Weltmaschine in Gang erhalten. Zu ihnen gehört auch der Held des Romans, der Pfarrer Gerland von Breitendorf, wenigstens auf dem Standpunkt noch nicht, auf den wir ihn verlassen. Der Diakonus Fröschel sagt einmal, und ich kann ihm nur beistimmen: „Glaube und Unglaube schließt einander aus. Darüber giebt es nur zwei Brücken, und beide sind schlecht. Kompromiß heißt die eine — unsere weichliche, verbildete Generation benutzt sie mit Vorliebe — den ernstlich Suchenden trägt diese Brücke nicht. Das andere Mittel, diesen Abgrund zu verdecken, ist das schlimmere: die Lüge.“ Der Verfasser will nun zwar auch zeigen, wie sein Held die Brücke des Kompromisses, die Polani betrat, verschmäht, sich losringt und seinen eigenen Weg geht. Trotzdem kommt er im Grunde auf etwas Ähnliches hinaus, wie Polani. Seine ganze Entwickelung ist, besonders im Anfang, sehr interessant dargestellt; die bäuerliche Gemeinde, die er mit ernstem Willen und Aufbietung aller Kräfte leiten und heben will, ist in ihren verschiedenen Gestalten — ich hebe besonders die alte Märzliebs-Hanne hervor — mit einer realistischen Kraft geschildert, die nur auf eingehender persönlicher Kenntnis des Volkslebens beruhen kann. Der Einfluß, den der Tod Fröschels, die Bekanntschaft mit dem Dissidenten und dessen Tochter auf ihn ausübt, ist lebenswahr dargestellt, ebenso wie die tiefe Verstimmung, die sich immer mehr seiner bemächtigt, je näher er seine Berufsgenossen kennen lernt. Er muß sich, seiner ganzen Anlage nach, aus dem Kirchentum hinaus entwickeln, wie es thatsächlich geschieht. Trotzdem befindet sich Pfarrer Gerland am Schlusse des Romans in einem größeren Zwiespalt als vorher, dessen er sich nur nicht klar wird, weil das Glück der Verbindung mit Gertrud, der Tochter des Dissidenten, sein ganzes Fühlen und Denken in Anspruch nimmt.

Am stärksten tritt dieser Zwiespalt da hervor, wo derselbe Mann, dem die kirchlichen Ceremonieen nur Formen sind, die Taufe seiner Braut als ein besonderes Glück herbeisehnt und wo er sich selbst einen Christen nennt, obwohl er sagt: „Wir sollen nicht kriechend, um Gnade bettelnd vor Gott stehen, wir sollen unser Ich nicht unterdrücken, sondern zur Geltung bringen; der wahre Glaube ist der Glaube an sich selbst.“ Ich kann nicht leugnen, daß ich diesen Zwiespalt zuerst selbst als unkünstlerisch empfand, aber schließlich einsah, daß es dem wirklichen Leben weit mehr entspricht, wenn ein Mensch von dreißig Jahren nicht als auf der Höhe seines geistigen Werdens stehend geschildert wird, sondern der Leser ihn mit dem Gefühl verläßt: dieser Mann hat nun die wichtigste Epoche seines Lebens, die der Selbstbefreiung, hinter sich; er wird nun rastlos weiterschreiten und auch die letzten Fesseln abstreifen, die ihn noch mit seinem früheren Ich verknüpfen, wenn Gertrud, sein Weib, nicht etwa die entgegengesetzte Richtung einschlägt — die zum orthodoxen Glauben — und ihm zu einer neuen Fessel wird.

Es ist zweifellos, daß des Verfassers Absicht war, zu zeigen, wie der Geistliche und das im Atheismus erzogene Mädchen beide auf verschiedenen Wegen zu demselben Ziel gelangen. Gertruds innere Entwickelung liegt wie die Glieder einer fest ineinandergefügten Kette vor uns: der orthodoxe Atheismus ihres Vaters trieb schon das Kind in die entgegengesetzte Richtung; die Kirche, die Religionsstunden, der liebe Gott und der ganze von poetischem Zauber verklärte Himmel des Christentums reizten ihre Phantasie, die der Vater nicht einmal durch Märchen beschäftigte, und erwärmten ihr Gemüt, dem die Liebe einer Mutter fehlte. Der naturwissenschaftliche Unterricht ihres Vaters berührte ihren religiösen Glauben nicht. Der Verfasser hält es — nebenbei bemerkt — für eine besondere Fähigkeit der Frauen, am Glauben wie am Aberglauben mit Zähigkeit fest zu halten, trotz aller wissenschaftlichen Bildung. Das kommt, meines Erachtens, bei allen Menschen vor, die nicht klar zu denken vermögen. Gertruds Liebe zu dem Geistlichen entspringt zum Teil aus ihren religiösen Bedürfnissen und wird durch eine frömmelnde, sentimentale Tante noch angefacht, während Gerlands Liebe zu ihr eine fast nur sinnliche ist. Er sieht in Gertrud zunächst nur das Weib, nicht die gleichgesinnte Lebensgefährtin. Sein Charakter verkleinert sich bedeutend, sobald auch er sich dem Einfluß jener Tante hingiebt, weil sie ihm bequeme Kupplerdienste leistet. Der Verfasser hätte gut gethan, das zu breite Ausspinnen gerade dieser Seite des Romans zu vermeiden.

Trotz der verschiedenen kleinen Ausstellungen ist das Werk eines der interessantesten unserer neuen Litteratur. Es wäre zu wünschen, daß es einen Wendepunkt im litterarischen Schaffen des „jungen Deutschlands“ bedeute, daß seine Vertreter anfangen mögen, die rohe sinnliche Begierde nicht mehr als die Triebfeder aller menschlichen Handlungen zu verherrlichen, sondern ihr Menschenstudium auch auf diejenigen ausdehnen, die, um mit Herrn v. Polenz zu reden, „nicht auf den Resultaten fremden Ringens und Denkens bequem ausruhen“, sondern auf die „Zweifelnden, die Ungenügsamen, Durstigen, deren Glück im Suchen besteht“, die sich nicht für Übermenschen halten und deshalb „jenseits von Gut und Böse“ zu stehen glauben, sondern die in einfacher Menschlichkeit dem Guten in und außer sich die Wege bahnen.

Lily v. Kretschman.

Die Furcht vor dem Tode. Gedachtes und Empfundenes unter Benutzung einiger fremder Gedanken. Von Carl Theod. Schulz (Dresden). Dresden, Albanus'sche Verlagsbuchhandlung. (1893) (22 Seiten, Preis 30 Pf.)

Ein heutzutage recht seltener Optimismus spricht aus dem vorliegenden trefflichen Büchlein. Der Verfasser fragt: „Ergiebt nicht selbst dann, wenn das Dasein ein ungewöhnlich hohes Maß von Schmerz für uns enthalten hat, die Summe der Früchte, die uns das mühelos gewonnene Lebensgut getragen hat, dennoch einen hohen Wert des Lebens?“ Und er antwortet: „Müßten wir uns das Leben, wie die anderen Güter, sozusagen täglich erwerben, wir würden seine Schmerzen gegen seine Freuden, als die der Zahl und Stärke nach vielfach größeren, gering achten.“ Eines der Momente, welche zu dieser Lebensfreudigkeit des Autors beigetragen haben, ist vielleicht der Umstand, daß er sich mit jenem schlimmen Feinde der Ruhe so Vieler, mit dem Gedanken des Todes, ausgesöhnt hat. Sehr mit Recht hebt er hervor, daß man sich an diesen Gedanken von früh an gründlich gewöhnen muß. Dann verdüstert er keineswegs das Gemüt, sondern übt nur eine veredelnde Wirkung aus. Der Verfasser giebt in Betreff des eigenen Todes eine Reihe von Trostgründen an; und der Titel des Schriftchens verpflichtete ihn zu nichts mehr. Noch wirksamer aber würde dasselbe geworden sein, wenn er den Tod Anderer mehr berücksichtigt und mehr gezeigt hätte, daß der Tod unser moralischer Freund ist.

G. v. Gizycki.

Briefkasten.

Herr J. F. in Hessen scheibt uns:

„Als Leser der „Ethischen Kultur“ erlaube ich mir, Ihnen folgendes mitzuteilen. Im Jahre 1869 wurde von dem Berliner Verlagsbuchhändler Duncker ein Verein für Freiheit der Schule gegründet und die Frage: „Ist der Religionsunterricht in der Schule eine pädagogische Notwendigkeit?“ als Preisaufgabe gestellt. Die Preisrichter krönten zwei Abhandlungen mit dem ausgesetzten Preise. Beide Abhandlungen verneinten diese Frage und befürworteten einen allgemeinverbindlichen Moralunterricht. Ich bin in der glücklichen Lage, den einen der preisgekrönten Aufsätze zu besitzen. Derselbe ist von Dr. Feicke in Wiesbaden verfaßt und als Broschüre bei Duncker in Berlin 1870 erschienen. Seit Jahren ist dieses Heftchen jedoch im Buchhandel verschwunden. Ich bin bereit, Ihnen den Aufsatz einmal zur Einsicht vorzulegen, wenn Sie es wünschen. Vielleicht könnte der Aufsatz mit Erlaubnis des Vereins für Freiheit der Schule in der „Ethischen Kultur“ zum Abdruck gebracht werden. Dr. Fricke († 28. März 1891) hat 1871 eine „Sittenlehre für konfessionslose Schulen“ als Ergänzung der ersten Broschüre herausgegeben und darin einen selbständigen Lehrgang des Moralunterrichtes gegeben. Ich besitze auch diese Schrift. Dieselbe ist sogar ins Englische übersetzt worden. Ich weiß nun nicht, ob der Berliner Verein für Freiheit der Schule noch besteht, glaube aber kaum, daß derselbe viel erreicht hat. Denn die preußische Regierung hat die Gründung freier Schulen im Jahre 1869 und 1870 untersagt, wenn der Religionsunterricht ausgeschlossen sein sollte.

Dr. Fricke hat auch ein bedeutendes Manuskript über Religion hinterlassen, worin mit großer Gründlichkeit die Frage nochmals behandelt wird, ob Religion oder Moral in der Schule gelehrt werden soll.

Zur Frage des Militarismus möchte ich auf einen Aufsatz in Nummer 4 des Jahrgangs 1891 der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung verweisen, überschrieben: „Ist das Heer eine Schule?“ von Jessen in Wien.

Das „Schularchiv für Thüringen und Franken“ Jahrgang 1872 Nr. 18 enthält ebenfalls einen Aufsatz: „Ist der Religionsunterricht in der Schule eine pädagogische Notwendigkeit?“ Im Jahre 1840 begann eine berühmte Zeitschrift zu erscheinen, die „Pädagogische Revue“ von Dr. K. Mayer, welche ähnliche Ziele verfolgte, wie die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur. Ich fand darin auch einen Aufsatz über den Religionsunterricht, betitelt „Der Katechismus Lutheri und unsere Schulen“, welcher heute noch lesenswert ist. Dr. Mayer hat in einem Aufsatz nachgewiesen, daß die Moral die Grundlage der Religion und nicht die Religion die Grundlage der Moral ist. Die „Pädagogische Revue“ erschien bis 1858 und liegt in 50 Bänden vor.“

Die „Gruppe für ethische Erziehung“ der Abteilung Berlin der D. G. E. K. beschäftigt sich mit dem von Ihnen erwähnten Gegenstande. Vielleicht haben Sie die Güte, derselben die Ihnen wichtig erscheinenden Schriften zur Kenntnisnahme zu übersenden. Obmann der genannten Gruppe, deren Ausschuß auch der erste Vorsitzende der D. G. E. K., Herr Geh. Rath Prof. Dr. Foerster (Berlin, Sternwarte), angehört, ist Herr Gymnasialdirektor a. D. Prof. Dr. Döring in Groß-Lichterfelde bei Berlin.

Herr Dr. **Eugen Dreher** in Berlin, weiland Dozent an der Universität Halle, richtet an den Herausgeber folgenden „offenen Brief“:

„Die „Ethische Kultur“ vom 6. Mai d. Js. brachte einen Aufsatz: „Materialismus und Ethik“ aus Ihrer Feder, dessen Schlußbemerkung also lautet:

„Angeregt zu diesem Artikel wurde ich durch eine angebliche „Widerlegung“ des Materialismus, welche bei der Redaktion einging: „Der Materialismus, eine Verirrung des menschlichen Geistes, widerlegt durch eine zeitgemäße Weltanschauung von Dr. Eugen Dreher, weil. Dozenten an der Universität Halle.“ (Berlin, E. Gerstmann 1892.) Es ist nicht ganz leicht, das nicht eben kurzweilige Buch voll wunderlicher Stilblüten zu Ende zu lesen. Wenn man durch kühne unbewiesene Behauptungen die „Giftsaat“ des „seichten“, „kecken“ Materialismus — Dreher'sche Kosewörte — töten könnte, dann würde der Verfasser sein Ziel erreicht haben.“

„Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, Ihren erwähnten Artikel über Materialismus und Ethik kritisch zu beleuchten, da Sie für das dort Behauptete die Verantwortlichkeit zu übernehmen haben und dem Leser hinreichender Stoff geboten ist, um sich von dem Werte des Dargebotenen zu überzeugen. Wohl aber ist es meine Pflicht, Sie im Interesse der Wahrheit höflichst zu ersuchen, nachfolgende Erwiderung auf Ihre Schlußbemerkung in der „Ethischen Kultur“ zu veröffentlichen, damit ich mich gegen durchaus unbegründete Angriffe in Ihrer Zeitschrift verteidigen kann.

„Zunächst bemerke ich, daß ich nicht ein „kurzweiliges Buch“ habe schreiben wollen, sondern vielmehr ein lehrreiches, in welchem ich die Form dem Inhalte möglichst anzupassen suchte, was mir auch meines Erachtens gelungen ist, so daß ich es für überflüssig halte, auf Ihre einleitende Beurteilung weiter einzugehen. Anders verhält es sich mit dem von Ihnen erhobenen Vorwurfe, daß ich den Materialismus im genannten Werke nicht widerlegt, sondern einfach mit verurteilenden Ausdrücken abgefertigt habe.

Diesen Vorwurf zu entkräftigen, soll jetzt meine Aufgabe sein, indem ich beweisen werde, daß meine Schrift nicht nur eine Menge Widerlegungen des Materialismus enthält, sondern den Materialismus auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie gänzlich zu Fall bringt, womit dieser Weltanschauung der Boden unter den Füßen entzogen ist, wie viele Recensionen genannten Werkes ausdrücklich hervorheben.

Zunächst heißt es schon Seite 4 hinsichtlich der Hypothese des Materialismus, daß der Mensch eine bloße Maschine sei, eine Ansicht, die vorwiegend Lamettrie betonte: „Hierbei übersieht er freilich, daß sich weder der Gang einer Uhr als solcher zum Bewußtsein kommt, noch die Uhr als solche infolge ihres Ganges.“

So viel ich weiß, ist dieser Einwurf bisher noch nicht gegen den Materialismus geltend gemacht worden, obwohl er eine erhebliche Schwäche der materialistischen Weltanschauung aufdeckt, eine Schwäche, auf die ich im weiteren Verlauf meiner Untersuchungen bei passender Gelegenheit noch einmal hinweise, um zu zeigen, daß der Mechanismus unseres Körpers noch keine seelischen Funktionen bedingt.

Seite 13 lautet es ferner:

Wie aber soll die bloße Bewegung der Materie als solche sich zum Bewußtsein kommen? Aus welcher Verbindung von materiellen Kräften, aus welcher stofflichen Umsetzung soll Seelisches resultieren, wenn nicht Seele schon selbst in der Materie als solcher oder in ihren einzelnen Atomen liegt? Wie soll der Materialismus uns die als Bewußtseinsthatsache hinzunehmende völlige Einheit („Einfachheit“) des Ich aus einer Summe sich zeitlich und räumlich abspielender stofflicher Vorgänge verständlich machen? Wie will er die Thatsache des Vorhandenseins eines und desselben Ich und eines hiermit verbundenen Gedächtnisses trotz der beständig sich ausscheidenden und erneuernden Materie des Organismus erklären?

Wir stoßen hier auf eine Menge von Fragen, über die uns der Materialismus seiner Natur gemäß nie und nimmer Aufschluß geben kann, indem er den Stoff zum alleinigen Weltprinzip erhebt und diesen sachgemäß so veranschaulicht, wie die Naturwissenschaft ihn uns kennen lehrt.

Seite 14 heißt es daher:

„Wir könnten die Zahl der Probleme noch leicht vermehren, wenn die angeführten nicht schon genügten darzuthun: auf wie wenig unerschütterlichen Grundlagen das kecke System des Materialismus ruht. Hierzu müssen wir noch hervorheben, daß das Wesen der Materie und ihrer Kräfte zu ungenügend erforscht ist, um darauf hin eine Weltanschauung zu entwerfen, in der die Materie das allein Existirende ist. Ich erinnere hier nur an das wichtige Problem der objektiven oder subjektiven Natur von Raum und Zeit, Bewegung und Kausalität u. s. w.“

Seite 18 heißt es im Anschluß hieran:

„Wenn die bis jetzt gegen den Materialismus angeführten Argumente auch volle Würdigung verdienen, so vermögen sie dennoch keineswegs die Gründe zum Schweigen zu bringen, die der Materialismus mit Fug und Recht für sich ins Feld führen kann. Diese Gründe fallen aber so schwer in die Wagschale des Denkens, daß ihre endgiltige Widerlegung durchaus geboten ist, soll die materialistische Weltanschauung als ein überwundener Standpunkt bezeichnet werden.“

Es folgen jetzt alle die den Materialismus stützenden Momente, deren völliger Widerlegung ich mich erst Seite 27 zuwende, nachdem ich die Vorzüge und Nachteile aller sich widersprechender Weltanschauungen in Erwägung gezogen habe. Auf genannter Seite lautet es: „Indem aber gerade die Lehre von den Sinneswahrnehmungen sich als die unversöhnlichste Feindin des Materialismus erweist, entzieht sie dem Materialismus das Fundament derartig, daß diese Anschauung kein Recht hat, auf philosophische Bedeutung Anspruch zu erheben.“

Die Argumentationen, die jetzt folgen, laufen, in Kürze gesagt, darauf hinaus, daß wir die Materie nur durch das Auge des Geistes schauen, daß alle Wahrnehmungen der äußeren Sinne, selbst die ursprünglichsten, höchstens Symbole der „Dinge an sich“ sind, und daß keine Annahme so unumstößlich ist, wie die Gewißheit, daß wir existiren (Cogito: ergo sum). Bereitwilligst räume ich ein, daß die durchaus zwingende Beweisführung — wie das der Stoff erheischt — etwas verwickelter Natur ist.

Seite 44 lautet es daher:

„Für unsere Erkenntnis sind wir uns selbst nur Erscheinung und all' unser Forschen läuft auf weiter nichts hinaus, als Erscheinungen kausalgemäß zu verknüpfen. Mit dieser Herabsetzung unserer Erkenntnis zu einer rein phänomenalen verliert aber auch die materialistische Weltanschauung jeden Wert, weil für sie in allererster Reihe das Vorhandensein einer Materie zweifellos ist, welche, wie sie der Materialist sich denkt, höchstens nur ein durchgeistigtes Spiegelbild der wirklich vorhandenen Materie für den Metaphysiker und Physiologen sein kann. Welche Berechtigungen aber hat alsdann noch die Materie? Nur noch die: einen Gegensatz zum Geiste zu bilden, da eine psychologische Zergliederung der räumlich sich darstellenden und abspielenden Phänomen noch auf ein anderes Prinzip als auf den Geist hinweist. U. s. w.“

Diese relativ wenigen Ausführungen werden schon hinreichen, zu zeigen, daß ich mir die Widerlegung des Materialismus nicht leicht gemacht habe, daß ich vielmehr nichts unterlassen habe, die materialistischen Weltanschauungen auch dort zu bekämpfen, wo ihre Stärke fast unüberwindlich erscheint, d. h. auf dem Boden der Sinneswahrnehmungen. Anbei bemerke ich noch, daß ich bei dieser Polemik auch das sogenannte „Unbewußte“ im Seelenleben sehr berücksichtigen mußte, weil die Sinneswahrnehmungen, obwohl seelischer Natur, ihr Zustandekommen dem Ich nicht verdanken. Auch das Problem der Willensfreiheit, habe ich in die Erörterungen mit herangezogen, so daß alle Momente in Erwägung kommen, die zur Beurteilung einer Weltanschauung maßgebend sind. — Sollte es Ihnen erwünscht sein, so bin ich mit Vergnügen bereit, meine Einwände gegen Ihren vorher erwähnten Artikel: Materialismus und Ethik gelegentlich geltend zu machen.“

Die „Ethische Kultur“ ist nicht der Ort, allgemeine philosophische Fragen zu diskutieren. Wir müssen daher eine Erwiderung auf obigen „offenen Brief“ unterlassen. Dr. Dreher hat in demselben kein Wort gesagt zur Begründung seiner Behauptung, daß der philosophische Materialismus eine demoralisierende Wirkung ausübe, — daß „ein idealer Sinn nur dort wohnen kann . . ., wo man von der Überzeugung getragen ist, daß mit dem Verwerfen dieses Glaubens“ an Gott, Freiheit (= ursachloses Handeln) und Unsterblichkeit „dem Menschen jeder Wert geraubt ist“. Nur wegen dieses Angriffes auf die ethische Seite des philosophischen Materialismus hatte der Herausgeber Dr. Dreher's Buch in der „Ethischen Kultur“ überhaupt erwähnt. Dennoch haben wir, im Interesse der Unparteilichkeit, obigen „offenen Brief“ zum Abdruck gebracht, und wir werden auch den von Dr. Dreher in Aussicht gestellten — inzwischen bei uns eingegangenen — Artikel, in welchem er den sittlich schädlichen Einfluß des philosophischen Materialismus nachzuweisen sucht, veröffentlichen, sobald wir dazu Raum haben.

Herrn **H. P.** in Augsburg. Die Beantwortung Ihrer Fragen hat nur für Sie Wert und wird daher schriftlich erfolgen. Der Briefkasten dieser Wochenschrift ist ein integrierender Teil derselben und daher ausschließlich für Angelegenheiten bestimmt, die auch für weitere Kreise Interesse haben.

Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 23 im Artikel „Die Religion des Ideals“ S. 181 Sp. 2 Z. 17 v. o. muß es statt „identificierenden“ heißen: „idealisierenden.“

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 17. Juni 1893.	Nr. 25.

Zur Erinnerung an Karl Märker.

Von Professor Friedrich Jodl in Prag.

Am 18. Mai 1893 verschied zu Augsburg der dortige Wechsel-Sensal Karl Märker, Vorsitzender des Volkserziehungs-Vereins, ein eifriger Freund und Förderer der ethischen Bewegung, ein thatkräftiger, für die Sache der Humanität begeisterter Mensch, ein Mann aus dem Volke und ein Freund des Volkes. Er stand in seinen besten Jahren, in der Fülle seiner Kraft, als ein Krebsleiden den robusten, unermüdlich thätigen Mann erfaßte und in kurzer Zeit dahinraffte. Was er gewollt und zum Teile auch erreicht hat, steht in so inniger Beziehung zu den Aufgaben, welche sich die D. G. E. K. gesetzt hat, daß es mir verstattet sein mag, an dieser Stelle die Umrisse seines Wirkens vorzuführen.

Märker war für den Kaufmannsstand erzogen worden. Er besaß keine akademische Bildung, aber schon als junger Mensch einen begeisterten Drang nach Vertiefung seiner Erkenntnis und höheren Zielen des Handelns, als sie das Geschäftsleben darbietet. Er erzählte mir gelegentlich, daß den Wendepunkt in seiner geistigen Entwickelung die Bekanntschaft mit den philosophischen Schriften von Maximilian Droßbach gebildet habe, welche er zu Ende der 60er Jahre kennen lernte. Die persönliche Bekanntschaft mit diesem merkwürdigen Manne folgte der litterarischen bald; und Droßbach brachte Märker auch mit einem anderen Philosophen, mit dem Erlanger Professor Schmid-Schwarzenberg, in Verbindung. Beide sind ihm im Tode vorangegangen. In dem persönlichen Verkehre mit diesen Männern und durch das Studium ihrer Schriften gewann Märker die Grundzüge seiner eigenen Weltanschauung und ein tiefergehendes Verständnis für philosophische Probleme, als man es bei Männern des praktischen Lebens in der Regel findet. Er gewann aber noch mehr: eine Richtung des Handelns, in welcher es für seinen idealen Sinn Bethätigung gab. Schmid-Schwarzenberg war ja einer der ersten Denker und Pädagogen in Deutschland, welcher zu einer Zeit, die noch ganz und gar von dem Gedanken der Volks-Bildung beherrscht war, die Unerläßlichkeit der Volks-Erziehung betonte. Seine „Ethik", die „Briefe über vernünftige Erziehung", die Schrift „Über Volkserziehung" enthalten viele bedeutsame Wahrheiten, welche noch immer zu wenig beachtet werden. Vor Allem aber gebührt ihm das Verdienst, nachdrücklich darauf hingewiesen zu haben, daß die Volks-Schule in der gegenwärtigen Gestalt ihre erzieherische Aufgabe nur sehr unzulänglich zu erfüllen im Stande sei und am wenigsten gerade da, wo die Erziehung am nötigsten ist: bei den Kindern der untersten Stände, welche nach der kurzen täglichen Schulzeit einer geregelten Aufsicht vielfach ganz entbehren und unberechenbaren Einflüssen preisgegeben sind. Er sah die steigende Verwilderung der proletarischen Jugend, namentlich in den größeren Städten, welche heute Gegenstand allgemeiner Befürchtungen ist, voraus und erkannte in einer freien Liebesthätigkeit, welche sich der bedürftigen Kinder über die Schulzeit hinaus annimmt, das wirksamste Mittel, um der Schule zu Hilfe zu kommen. Aus diesen Gedanken erwuchs die Gründung der Volkserziehungsanstalt zu Erlangen im Jahre 1871, welcher Schmid den allegorisierenden Namen „Sonnenblume" gab. Diese Anstalt, welche unter Schmid's begeisterter und verständnißvoller Oberaufsicht sehr gut geleitet wurde, ist Muster und Vorbild vieler ähnlicher geworden. Auf Veranlassung Schmid's errichtete zunächst im Jahre 1876 Droßbach, welcher bei Donauwörth in Bayern eine große Flachsspinnerei besaß und im Geiste echter Humanität verwaltete, für die Kinder seiner zahlreichen Arbeiter eine Filiale der Erlanger Sonnenblume.

Diese segensreiche praktische Richtung seiner philosophischen Freunde und Berater wurde auch für Märker's Thätigkeit der entscheidende Anstoß. Im Jahre 1878 gelang ihm die Gründung des „Vereins für Volkserziehung" in Augsburg und mit dessen Hilfe die Errichtung einer Erziehungsanstalt für arme, aufsichtslose, schulpflichtige Kinder, zunächst Knaben, welcher bald auch die Errichtung eines Mädchenheims, später die eines Lehrlingsheims folgte. Obwohl Märker erst im Jahre 1890 auch nominell an die Spitze des Vereins trat, war er doch von Anfang an die organisierende Kraft des Ganzen. Seiner Feder entstammen auch die instruktiven Jahresberichte, wie die zusammenfassende Darstellung der Vereinsthätigkeit, welche auf der schwäbischen Kreisausstellung des Jahres 1886 zur allgemeinen Einsicht auflag. Der Geist, in welchem die Anstalten dieses Vereins gegründet und geleitet wurden, ist durchaus der Geist echter Humanität, ethischer Kultur. Die Denkart der leitenden Männer und die in Bayern vorherrschenden geistigen Zustände brachten es zwar mit sich, daß die Erzieher angewiesen wurden, „den Zöglingen vor Allem Ehrfurcht vor Gott einzupflanzen und ihr Gemüt zu veredeln durch Erwerbung und Pflege des religiösen Sinnes"; jedoch mit dem ausdrücklichen Zusatze: „ohne irgend eine konfessionelle Richtung dabei zu betonen oder zu verletzen". Darum hat man grundsätzlich bei der Aufnahme der Kinder niemals einen Unterschied des religiösen Bekenntnisses gelten lassen und alle Sorgfalt der Pflege „des allen Bekenntnissen gemeinsamen religiösen Wesens" gewidmet.

Die Bedeutung solcher Grundsätze und einer auf ihr ruhenden Praxis ist sicher nicht gering anzuschlagen in einer

Zeit, in welcher die konfessionellen Gegensätze sich wieder so machtvoll hervordrängen und die Simultanschule mehr Gegner als Freunde besitzt. Immer wieder hat Märker die Ausbildung des Allgemein-Menschlichen, des Gewissens, wie er es nannte, als das eigentliche und höchste Ziel der Erziehung ausgesprochen, gegen das alles andere nebensächlich und gleichgiltig sei. Immer wieder hat er darauf hingewiesen, daß in den sozialen Nöten der Gegenwart die rechte Hilfe nicht von oben, von Staatswegen kommen könne; daß vielmehr die Bessergestellten aus freiem Entschlusse, aus Liebe zu den Bedrängten, aus Hochachtung vor der Gerechtigkeit, die grellen Kontraste zu mildern bestrebt sein müssen. „Nicht durch Theorien", ruft er einmal aus, „nicht durch schöne Worte, sondern nur durch liebevolles Entgegenkommen kann die Versöhnung der verbitterten Gemüter bewirkt werden. Werkstatt und Arbeitssaal müssen als erweiterter Familienraum, Untergebene als Schützlinge betrachtet werden, denen man nicht nur geschäftlich, sondern auch menschlich näher treten sollte, um ihr Vertrauen zu erwerben, um ihnen eine moralische Stütze zu sein." Und an einer andern Stelle: „Wie immer wir die soziale Frage betrachten — immer ist sie zuletzt eine Erziehungsfrage. Das Ziel der Erziehung aber ist der Mensch, der seine Pflichten erkennt und seine Pflichten auch erfüllt; der sich nicht als Einzelner im Ganzen fühlt, geschaffen zum Genießen, sondern als Glied des Ganzen mit Pflichten gegen das Ganze — als Mensch unter Menschen."

Das hier gegebene Beispiel hat segensreich weiter gewirkt. Es erfolgten ähnliche Gründungen in einer Anzahl von bayrischen Städten; auch in Norddeutschland begann man in derselben Weise vorzugehen. Im Jahre 1883 traten die in Bayern bestehenden Vereine zu einem korporativen Verbande, dem bayrischen Landesverein für Volkserziehung, zusammen und beschlossen die Herausgabe eines Organs unter dem Titel: „Der Volkserzieher". Die Redaktion dieses Blattes, welche ursprünglich Schmid-Schwarzenberg zugedacht war, übernahm nach dessen bald darauf erfolgtem Tode Märker. Er hat sie jahrelang in der uneigennützigsten Weise, ohne jedes Entgelt, geführt, und nicht selten auch noch vorhandene Differenzen zwischen Kosten und Erträgnis des Blattes aus seiner Tasche bestritten. Die Führung dieses Blattes war für den ohnedies schon vielfach belasteten Mann ein um so größeres Opfer, als er ja nicht die litterarischen Verbindungen besaß, welche notwendig gewesen wären, um dem „Volkserzieher" einen genügenden Kreis von Mitarbeitern und Abnehmern zu sichern. Trotzdem und trotz seines naturgemäß enger gesteckten Programmes möchte ich den „Volkserzieher" einen der wichtigsten unter den manigfachen Vorläufern nennen, welche die „Ethische Kultur" gehabt hat. Die sechs Jahrgänge, welche erschienen sind, enthalten manchen trefflichen Beitrag von Märker selbst, welcher in schlichter, eindringlicher Sprache bei jeder Gelegenheit für das Recht auch der ärmsten Kinder auf eine sittliche Führung und für die soziale Notwendigkeit einer Erziehung des Volkes zur Lauterkeit der Gesinnung und Pflichterfüllung eintritt. Auch den Fragen der weiblichen Erziehung hat das Blatt rege Aufmerksamkeit geschenkt, stets für den Grundsatz eintretend, daß die Frauen zu jeder Arbeit berechtigt seien, zu der sie befähigt sind, und daß es gilt, ihre Befähigung mehr und mehr zu erweitern. Man findet im „Volkserzieher" wertvolle Aufsätze von bekannten Vorkämpferinnen dieser Bestrebungen: Auguste Schmidt, Mathilde Weber, Hedwig Dau, Marie Fischer u. A. Vor allem aber bildete das Blatt eine wahre Centralstelle für Mitteilungen aus dem Gesamtgebiete des Volksbildungs- und Volkserziehungswesens, humanitärer und sozialethischer Bestrebungen aller Art. Es ist schon aus diesem Grunde zu beklagen, daß der bayer. Landesverband sich entschlossen hat, das Blatt eingehen zu lassen, als sich Märker im Jahre 1890 zu der Erklärung genötigt sah, daß ihm seine persönlichen Verhältnisse die steigenden Opfer für die Herausgabe des Volkserziehers nicht länger gestatten. Auch so war die Wirkung des Blattes eine ungemein wohlthätige. Es hat viel dazu beigetragen, die Notwendigkeit von Kinderheimen klar zu machen und die Einrichtung derselben in rein humanem, ethischem Sinne gestalten zu helfen. Unablässig hat Märker selbst an dem inneren Ausbau der Augsburger Anstalten gearbeitet; er sorgte für Einrichtung von geeigneten Turn- und Spielplätzen, für die Einführung eines Unterrichts in Handfertigkeit und häuslichen Arbeiten im Knaben- und Mädchen-Heim; er war mitthätig an der Schaffung von Ferienkolonieen u. A.

Märker gehörte dem Freimaurer-Bunde an und hat mir wiederholt versichert, daß er demselben viele wichtige Anregungen verdanke. Die Loge sei ihm wie eine Mutter gewesen. Auch in ihrem Dienste war er schriftstellerisch thätig; insbesondere das freimaurerische Blatt „Die Bauhütte", damals geleitet von dem trefflichen J. Findel, enthält manchen schönen Aufsatz von ihm. Freilich beklagt er sich daneben auch über manche Enttäuschung, welche ihm die Freimauerei gebracht habe; für einen thatenlustigen, vorwärtsdrängenden und vor Allem unbedingt volksfreundlichen Geist wie ihn waren eben die Formen und Grundsätze des Bundes vielfach zu starr, zu unbeweglich, zu aristokratisch.

Daß ein Mann wie Märker die ethische Bewegung von Anfang an mit freudigster Teilnahme begrüßte, ist wohl selbstverständlich. Salter's Buch „Die Religion der Moral" las er mit begeisterter Zustimmung; er erklärte, es drücke recht eigentlich seine innerste Herzensmeinung aus. Mit Freuden setzte er darum seinen Namen unter den Aufruf, welcher im verflossenen Sommer zur konstituierenden Versammlung der D. G. E. K. nach Berlin einlud. Bald nach erfolgter Gründung machte er sich mit gewohnter Thätigkeit ans Werk, um den Boden für eine Abteilung Augsburg zu schaffen. Aber es war ihm nicht mehr vergönnt, ans Ziel zu gelangen — hiermit sowenig, als mit der Einrichtung von Volks-Unterhaltungsabenden, welche er plante und durch welche er die erziehlichen Wirkungen des Kinderheims auch der erwachsenen Bevölkerung zu Gute kommen lassen wollte, getreu seinem Grundsatze, daß die unteren Klassen nicht nur ein Recht auf die Notdurft, sondern auch auf die edleren Freuden des Lebens haben. Schon trug er den Keim des Todes in sich. Als er mir die erste Nachricht von einem chronischen Leiden gab, war er bereits unrettbar verloren. Ein Verlust, der seine Vaterstadt am schwersten, aber nicht allein betrifft. Der Sache der Humanität und der ethischen Kultur ist ein begeisterter Förderer entrissen. Möge sein edles Beispiel nicht verloren gehen! Mögen sich die Hände finden, welche die von ihm fallen gelassenen Werkstücke aufnehmen und zusammenfügen! Die Fortführung seines Werkes im richtigen Sinne, die Vollendung seiner Pläne: das ist der schönste Ehrenkranz, welcher auf das Grab des Wackeren niedergelegt werden kann.

Frauenrechte.

Von Wendell Phillips.

Aus dem Englischen übersetzt von Mathilde von Colomb.

(Fortsetzung.)

Vorausgesetzt, daß die Frau wesentlich unter dem Manne steht, so hat sie doch Rechte. Zugegeben, daß Frau Norton niemals ein Byron hätte sein können, daß Elisabeth Barret niemals das „Verlorene Paradies" hätte schreiben können, daß Frau Somerville niemals La Place hätte sein oder Frau Sirani niemals die Verklärung Jesu hätte malen können: Was folgt daraus? Beweist das, daß sie aller Bürgerrechte beraubt sein müssen? John Smith wird niemals und kann niemals ein Daniel Webster sein: soll er deshalb unter Vormundschaft gestellt werden und ihm verboten werden, zu stimmen?

Vorausgesetzt, daß der Verstand der Frau dem des

Mannes zwar gleichwertig, aber doch wesentlich von demselben verschieden ist: ist das ein Grund, sie ihrer Freiheiten zu berauben? Soll Fulton zu Raphael sagen: Weil Du keine Dampfmaschine bauen kannst, deshalb sollst Du nicht stimmen? Soll Napoleon oder Washington zu Wordsworth oder Herschel sagen: Weil Du keine Heere führen und keine Staaten regieren kannst, deshalb sollst Du auch keine Bürgerrechte haben?

Zugegeben, daß der Verstand der Frau wesentlich verschieden, selbst wenn Ihr wollt, geringer ist: da unsere Civilisation ihr erlaubt, Eigentum zu besitzen und die Vormünderin ihrer Kinder zu sein, so ist sie auch berechtigt zu einer solchen Erziehung und solchen bürgerlichen Rechten — zum Stimmen unter Anderem, — die sie in den Stand setzen, ihre Kinder und ihr Eigentum zu beschützen. Es ist leicht, dilettantischen Spekulationen über die Sphäre der Frau und den weiblichen Verstand nachzuhängen; aber verlassen wir die müßigen Spekulationen und kommen wir zum praktischen Leben. Da ist eine junge Wittwe; sie hat Kinder und die Fähigkeit, wenn man es ihr durch Bethätigung erlaubt, ihnen die beste Erziehung zu geben, ihnen jeden Erfolg im Leben zu sichern; oder sie hat einen Besitz für sie zu erhalten und keinen Freund, auf den sie sich verlassen kann. Soll sie die Kinder in den ungleichen Kämpfen des Lebens untergehen lassen? Soll sie ihr Alles einem Ratgeber anvertrauen, den man für Geld haben kann, um Euren Geschmack zu befriedigen und Eure hübschen Theorien aufrecht zu erhalten? oder soll sie alle Kräfte, die ihr Gott verliehen hat, für diejenigen, die er unter ihren Schutz gestellt hat, benutzen? Wenn wir den gesunden Menschenverstand befragen und Theorien bei Seite lassen, so giebt es nur eine Antwort: Eine solche Frau kann gerechterweise von der Gesellschaft alle die bürgerlichen Vorrechte und von der Sitte alle die Freiheiten fordern, die sie am besten in den Stand setzen, ihren Pflichten als Mutter voll nachzukommen.

Aber die Frau, so sagt man, kann ganz sicher Alles der wachsamen und großherzigen Sorge des Mannes anvertrauen. Bis jetzt ist sie dazu gezwungen gewesen. Mit welchem Erfolg, — darauf giebt die ungleiche und ungerechte Gesetzgebung aller Völker die Antwort. In Massachusetts heiratete kürzlich ein Mann eine Erbin von fünfzig tausend Dollars. Als er, ungefähr ein Jahr nach seiner Heirat, im Sterben lag, machte er folgendes bemerkenswert großherziges und männliches Testament: Er hinterließ ihr die fünfzig tausend Dollars so lange, als sie seine Wittwe bleiben würde! Dieses Vermögen, welches er ihr allein verdankte, welches ihr allein gehörte, hinterließ er ihr, nachdem er dasselbe ein Jahr lang gebraucht hatte, unter der großmütigen Bedingung, daß sie nie wieder heiraten dürfe! Sollte ein Gatte solch unbegrenzte Gewalt haben über das Eigentum seiner Gattin oder über das Eigentum, das sie zusammen erworben haben? Sollten die Frauen in der Entscheidung, was hinsichtlich des Eigentums verheirateter Personen Rechtens sein soll, nicht auch eine Stimme haben? Oft durch ihre Anstrengungen, immer durch ihre Sparsamkeit tragen sie viel zum Familienvermögen bei und sind deshalb mit Recht befugt zu einer Stimme in der Verwaltung desselben. Weder der gesunde Menschenverstand, noch die gemachten Erfahrungen ermutigen sie dazu, den Schutz jenes Rechtes der Stimme der Männer anzuvertrauen. Daß „die Menschheit schwach und wenig zuverlässig ist, wenn das liebe Selbst die Entscheidung hat," gilt für das Verhalten der beiden Geschlechter zu einander so gut wie für das der Individuen.

Machen wir den Fall zu unserm eigenen. Ist ein einziger Mann Willens, auf sein eigenes Stimmrecht zu verzichten und seine Wohlfahrt und seinen Erwerb vollständig den Stimmen Anderer anzuvertrauen? Gesetzt, eine Klasse von Menschen wollte sich gnädig dazu erbieten, unsere Fähigkeit oder unseren Beruf für uns fest zu setzen, — für uns zu stimmen, unsere Sphäre für uns auszuwählen, — für wie lächerlich anmaßend würden wir dies halten! Und doch haben nur wenige den gesunden Sinn, über die vollendete Frechheit zu lachen, mit der jeder Wirtsstubenschreier, jeder Scribifax dritten Ranges es unternimmt, die Sphäre einer Martineau oder de Staël zu bestimmen! Mit welch' gnädiger Herablassung fahren kleine Männer fort, über „den weiblichen Beruf" und „die weiblichen Pflichten" zu predigen!

Wir wollen die Frau nicht beschützen. Wir kämpfen dafür, daß jedes Individuum so weit als möglich mit den Mitteln ausgestattet werde, sich selbst zu beschützen. Dies ist noch weit richtiger, wenn es sich um ganze Klassen handelt. Jede Klasse sollte mit der Macht, sich selbst zu beschützen, ausgestattet sein. Bisher haben die Männer sich unterfangen zu bestimmen, was in Betreff der Erziehung und der Eigentumsverhältnisse für die Frauen das Beste ist. Die Männer haben für die Frauen entschieden, daß ihre Pflichten und Sorgen zu groß sind, als daß sie irgend welche Zeit behielten, für ihren eigenen Erwerb zu sorgen oder in anderer Weise rechtmäßigen Anteil an der bürgerlichen Regierung des Landes zu nehmen. Sie haben sich nicht unterfangen zu sagen, daß der Seemann, wenn er von seiner Reise zurückkehrt, nicht frei wäre, seine Stimme in die Wahlurne zu legen. Sie haben sich nicht unterfangen zu sagen, der Fabrikant, dessen Fabriken ganze Stadtgebiete bedecken, der früh aufsteht und sich spät zur Ruhe legt, der die Dienste einer Menge Menschen bedarf, um seinen weiten Besitz verwalten zu können, — sie sagen nicht, daß ein solcher Mann keine Zeit habe, Politik zu studieren, und deshalb seines Rechtes, mit seinen Mitbürgern zu stimmen, beraubt werden müsse. Sie haben sich nicht unterfangen zu sagen, daß der Jurist nicht stimmen soll, obwohl er seine ganze Zeit in den Gerichtshöfen zubringt und nichts davon weiß, was auf der Straße vorgeht. O nein! Aber was die Frauen anbetrifft, — deren Zeit muß so vollständig von Haushaltungssorgen ausgefüllt sein, ihre Arbeiten müssen so umfangreich sein, daß weder die des Seemanns noch die des Kaufmanns noch die des Juristen derselben gleich kommen: sie haben keinen Augenblick, um sich der Politik zu widmen! Die Frauen können nicht so lange in der Küche entbehrt werden, um ihre Stimme abzugeben, obgleich die beschäftigtsten Männer auf den verantwortlichsten Posten dazu die Zeit haben. Euer Argument ist Folgendes: Karl Schmidt kann nicht in das Parlament gehen, er hat zu viel zu thun: deshalb soll kein Mann es je thun. Weil General Scott nach Mexico gegangen ist und nicht Präsident sein kann, deshalb soll kein Mann je Präsident werden. Weil A. B. ein Seemann und auf den Wallfischfang gegangen ist, drei Jahre abwesend sein wird und darum nicht stimmen kann, deshalb soll kein männlicher Einwohner es je thun. Welch' tiefe Logik! Wie folgerichtig! Aber dies ist genau die Logik in Betreff der Frauen. Nehmt die Zeitung zur Hand, lest die Stichelreden über die Frauenbewegung. „Sorgt für die Kinder!" „Schneidert die Kleider!" „Seht zu, daß sie ausgebessert werden!" „Sorgt dafür, daß die Zimmer gut aufgeräumt werden!" Gesetzt, wir geben das Alles zu. Giebt es denn aber nur Frauen, welche Haushälterinnen oder Mütter sind? O ja, sehr viele! Gesetzt, wir gestehen zu, daß die Haushaltungssorgen so schwer sind, daß sie größer sind als die Sorgen des Rektors einer Hochschule; daß derjenige, der für einige hundert Jünglinge sorgen muß, weniger belastet ist, als die Frau, die drei Zimmer und zwei Kinder hat; daß obgleich Rektor Sparks Zeit für Politik hat, Frau Braun keine hat. Alles das zugegeben, so fordern wir doch, daß Ihr Eurer Theorie treu bleibt und der einzelnen Frau die Rechte gewährt, für welche diejenige, welche die Vorsteherin eines Haushaltes und die Mutter einer Familie ist, keine Zeit findet.

„Laßt die Frauen stimmen!" ruft der Eine. „Wie, Frauen und Töchter könnten Demokraten sein, während ihre Väter und Gatten Whigs wären! Das geht nicht! Das würde zu endlosem Streit führen!" Und der selbstzufriedene Gegner glaubt, er habe die Frage abgethan.

Aber wenn das Prinzip ein gesundes wäre, warum es nicht auch in einem noch wichtigeren Falle anwenden? Verschiedenheit in der Religion bringt mehr Streitigkeiten hervor, als Verschiedenheit in der Politik. Und doch erlauben wir den Frauen, sich selbst ihren religiösen Glauben zu wählen, obgleich wir dadurch Gefahr laufen, daß es Frauen giebt, welche Anhänger der bischöflichen Kirche sind, während ihre Gatten Methodisten sind, oder die Töchter sich zur katholischen Kirche bekennen, während ihre Väter Calvinisten sind. Aber wer würde, diesseits der Türkei, zu fordern wagen, daß das Gesetz die Frauen zwingen sollte, keinen religiösen Glauben zu haben oder den ihrer männlichen Verwandten anzunehmen? Thatsächlich hat diese Religionsfreiheit keine Schwierigkeiten geschaffen; und eine gleiche Freiheit in der Politik würde es vermutlich eben so wenig thun.

Übrigens ist es von geringem Nutzen, über diese sozialen Fragen zu disputieren. Diese Vorurteile sind nie durch Gründe geschaffen worden und, mein Wort darauf, sie werden auch niemals durch Gründe zerstört werden. Die Freiheit der Presse, die Freiheit der Arbeit, die Freiheit der Menschen in den niedersten Klassen sind niemals durch bloße Vernunftgründe erfolgreich gemacht worden. In dem Augenblick, in dem Ihr die Frau dahinbringt, auf die große Heerstraße des Lebens zu treten und durch Thatkraft zu zeigen, wozu Gott sie geschaffen hat, — in dem Augenblick ist die Frage für immer entschieden. Ein feststehender Fall, daß eine Frau im Handel ein Vermögen erwirbt, wird dem männlichen Geschlecht lehren, welches die Fähigkeit der Frau ist. Ich sage deshalb zu den Frauen: Es giebt für Euch bei dieser Reform zwei Wege. Der eine ist: Nehmt Alles, was die Gesetze Euch gelassen haben, mit zuversichtlicher und fester Hand; der andere ist: Begrüßt mit Freuden und ermutigt durch Eure Sympathie und Hilfe die edlen Frauen, welche die Pioniere dieses Unternehmens sein wollen. Seht zu, daß Ihr als feste Stützen auftretet für jene Kühnen und Furchtlosen, die es unternehmen, ihre Schwestern in dieser Bewegung zu führen. Wenn Elisabeth Blackwell, welche, den Spott des anderen Geschlechts unter die Füße tretend, ihren Mädchenruf fest in die Hand nimmt und die Hospitäler Europas durchwandert, zurückkommt, mit dem Doktorgrad geschmückt, um ihre Dienste den Frauen Amerikas anzubieten und zu beweisen, daß die Frau ebenso wie der Mann befähigt ist, die Pflichten eines Arztes zu erfüllen und dessen Lohn und Ehren zu empfangen: dann seht zu, Ihr Frauen, daß Ihr ihre Anstrengungen mit dankbarem Lächeln lohnt. Eilt an ihre Seite und öffnet Eure Häuser ihrer Praxis. Verlangt, daß der Versuch redlich gemacht werde, ehe Ihr zugebt, daß in Eurer Krankheit und Gefahr die Frau nicht eben so gut an Eurem Bette stehen kann, wie der Mann. Wenn Ihr in einigen dieser Punkte nur treu gegeneinander sein wollt, so liegt es in großem Maße in der Macht der Frau, diese Frage zum Ziel zu führen. Warum überhaupt Hilfe vom andern Geschlecht heischen? Theorien sind nur leere Luft gegenüber der festen Thatsache, daß die Frau sich mit Ehre und Nutzen an den verschiedenen Berufen und industriellen Bestrebungen des Lebens beteiligt. Würden die Frauen treu gegeneinander sein, indem sie sich gegenseitig den Weg für ihre Anstrengungen ebneten, so würde es in ihrer Macht liegen, einen großen Teil dieser Fragen zu lösen, ohne daß irgend ein Gesetz dafür gemacht würde. Ich sage, nehmt Euch Eure Rechte! Bei der Hälfte aller Fälle ist kein Gesetz vorhanden, dies zu hindern. Wenn die Vorurteile des anderen Geschlechts und die Trägheit Eures eigenen es verhindern, so giebt es im Gesetzbuch keine Hilfe für Euch. Ihr braucht nur zu sprechen, und die Thüren aller medizinischen Hospitäler stehen den Frauen offen, durch die Ihr, wie Ihr es zu wissen kund thut, behandelt sein wollt. Laßt uns keine besonderen und deshalb notwendig niedrigeren Schulen für Frauen einrichten. Laßt uns keine karg bemittelten Armenschulen einrichten, wo die Frau sich mit Lehrern zweiten Ranges zu behelfen suchen muß. Nein! Mütter, Töchter, Schwestern, sagt zu Eurem Gatten, Väter, Bruder: „Wenn dies Leben Euch teuer ist: — ich will es in der Stunde der Gefahr nur der Hand einer Schwester anvertrauen! Sehet zu deshalb Ihr, die Ihr die Führer der Gesellschaft und die Häupter dieser Einrichtungen seid, wenn Ihr Eure Mutter, Schwester, Frau, Tochter liebt, sehet zu, daß Ihr diese meine gewählten Helferinnen mit den Mitteln ausstattet, die sie zu geschulten und tüchtigen Beratern in jener ernsten Stunde machen: denn ich will keine andern haben!" Wenn Ihr das sagen werdet, so wird die Harvard-Universität und jede andere Universität und jedes medizinische Institut sich beeilen, seine Thore zu öffnen. Ihr, die Ihr Euch danach sehnt, daß die Frau zum Berufsleben und zu den höheren Stufen geistiger Thätigkeit zugelassen werde, stehet auf und werfet dies allmächtige Gewicht Eurer Entscheidung, daß Ihr eine Frau und niemand anders zur Hilfe haben wollt, in ihre Wagschale! In dieser Sache ist, was Ihr entscheidet, Gesetz.

Es gibt noch einen andern Gesichtspunkt, von welchem aus dieser Gegenstand, das Stimmrecht, betrachtet werden muß; und mit einigen Worten darüber möchte ich diese Bemerkungen schließen. Wie es keinen Zweck hat, ein menschliches Wesen für Nichts zu erziehen, so ist es auch ein Ding der Unmöglichkeit. Horace Mann sagt, daß er einen Aufsatz über die Frau zu schreiben beabsichtigt; und ich zweifle nicht, daß er den Standpunkt einnehmen wird, den er immer eingenommen hat, nämlich: daß die Frau ungefähr zwölf Jahre lang unterrichtet werden soll, um sich dann ins häusliche Leben oder ins Schulzimmer zurückzuziehen. Würde er auch nur fünfzig Pfennig für einen Knaben ausgeben, der lediglich sagen könnte, daß er während so vieler Jahre in die Schule gegangen sei? Der unreife junge Mensch, der von der Schule kommt — was ist er? Er ist ein Mann und ist viele Jahre lang unterrichtet worden; aber obgleich er ein Mann ist: bis er den Pfad des Lebens auf und ab gegangen ist, bis er in der Schule der Welt durch den Trieb, vorwärts zu kommen, durch die Hoffnung auf Gewinn, durch das Streben nach Ehre erzogen worden ist, hat er in neun Fällen von zehn noch gar keine Erziehung. Erzieht die Frau zu ihrem Amüsement! Gebt ihr eine wissenschaftliche Ausbildung, auf daß sie dann nach Hause gehe und für ihre Wiege sorge! Führt sie in die Tiefen der Staatsweisheit und der Nationalökonomie ein, damit sie süß lächele, wenn ihr Gatte heim kommt! „Nicht die Bildung, die man aus Büchern holt, sondern die, welche Leben und Gesellschaft spenden, nützt uns am meisten." „Le monde est le livre des femmes." Dieses Buches beraubt Ihr die Frauen. Ihr gebt ihnen Nichts, als die kleinen gedruckten A-B-C-Bücher der Männer. Ihr macht eine Puppenwelt für sie zurecht, und dann beklagt Ihr Euch, daß sie kleinlich sind. Ihr beraubt sie aller Lektionen des thätigen Lebens außerhalb des Hauses, Ihr beraubt sie alles Strebens, dessen die Guten und Großen aller Völker, aller Gesellschaften sich erfreut haben: der Ehren der Welt, ihres Goldes und ihres Ruhmes, — und dann fragt Ihr sie kalt: „Warum seid Ihr nicht ebenso gut unterrichtet, wie wir es sind?" Ich weiß, es giebt große Seelen, die keines Spornes weiter bedürfen, als der Liebe zur Wahrheit und zu geistigem Wachstum, und welche die bloße Liebe zur Arbeit zu den tiefsten Untersuchungen antreibt; aber das sind die Ausnahmen, nicht die Regel. Wir geben Gesetze und richten die Gesellschaft ein für die Massen, nicht für die Ausnahmen.

(Schluß folgt.)

Jeder Mensch braucht zu seinem Glücke einen andern Menschen, in dessen Herzen er den ersten Platz einnimmt.

Lily von Kretschman.

Praktischer Idealismus.

Von Georg von Giżycki.

Professor Döring sagt in seinem Aufsatz „Die Religion des Ideals“: „Ist sittliche Vollendung das höchste Gut, so ist der enthusiastische Aufblick zum geistig angeschauten Ideal solcher Vollendung eine Quelle der höchsten und reinsten Segnungen im Sinne der Verwirklichung des höchsten Gutes. Das Ideal ist volle Seligkeit im Besitze des reinen Willens. Wer sich andächtig verehrend hineinvertieft, empfängt in dieser seelischen Annäherung den *Frieden* der wahren Glückseligkeit inmitten aller menschlichen Schwächen und Unvollkommenheit. Er empfängt *Kraft* zum Guten, Hilfe in den Versuchungen und Anfechtungen, wo niedere Interessen, irdische Vorteile ihn umstricken und herabziehen wollen“, u. s. w.

Hiergegen möchte ich zweierlei einwenden. Bei den Menschen, welche man für die größten praktischen Idealisten hält, war, glaube ich, niemals das Ideal etwas in ihrer eigenen beschränkten Individualität liegendes — „volle Seligkeit im Besitze des reinen Willens“, — sondern etwas *außer ihnen*. Eine ideale Gesellschaft: *Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen* — das war den meisten das Ideal.

Und mein zweites Bedenken ist, daß obige Worte leicht so ausgelegt werden können, — sicherlich gegen den Willen unseres Autors, — als bestehe die „Religion des Ideals“ darin, daß der Mensch sich in seiner Einbildungskraft Ideale entwirft und in deren Betrachtung seinen „Frieden“ und seinen „Trost“ findet. Vielleicht kann er das; aber er *sollte* es nicht. Denn dieser Sentimentalismus trocknet keine Thräne, es sei denn eine eigene, — er läßt die Welt um uns her so elend, wie sie war, und beschwichtigt das Gewissen, welches den an solchem Elend Mitschuldigen mahnt.

Wie Salter, einer der edelsten Führer der ethischen Bewegung in Amerika, sagt: das Ideal legt dem Menschen eine heilige Last auf, weist ihnen eine *Aufgabe* an, — „eine Last, die nur gehoben werden kann, wenn man handelt, eine Aufgabe, der man sich nicht entziehen kann, bis sie erfüllt ist.“ „In der wahrhaft moralischen Natur wird jede Idee des Guten eine Notwendigkeit, jeder Gedanke an das Höhere ein Geheiß, — alles, davon wir träumen, und was so weit entfernt scheint, wird ein Zweck und Ziel für unser Handeln und unser Leben.“ Der „sentimentale Fehler“, wie Salter ihn nennt, besteht darin, „in eine ideale Region zu wandern, um darin zu schwelgen. Das Gute ist ein Gegenstand des Wohlgefallens: die Menschen betrachten es, lieben es, verehren es, sagen sie, — alles thun sie, nur nicht gehorchen wollen sie ihm. Vieles in der Religion unserer Tage, der orthodoxen wie den andern, ist nur eine Art geistigen Schwärmens, in welchem man sich alle Arten von schönen Gefühlen und Phrasen gestattet, wonach aber das Leben so schal ist wie nur je. Das ist unpraktischer Idealismus, aber nur darum, weil es falscher Idealismus ist. Daß die Ideen nur das Vorbild sind, nach welchem wir unser Leben zu gestalten haben, vergegenwärtigt man sich nicht. Das Element der Achtung vor ihnen fehlt. Wenn ein Mensch nicht in der Stimmung ist zu handeln, wenn er nicht besser werden will, dann soll er an die Ideen des Besseren überhaupt nicht denken. Es ist eine Art von Entheiligung derselben, sie anzusehen und nicht zu handeln zu beginnen, wie sie gebieten.“

Und noch eine Stelle aus Salters „Religion der Moral“: „Das höhere Gesetz ist nicht eine schöne Betrachtung, der man müßig nachhängen dürfte: es verlangt ein höheres Leben. Wenn wir einen Gedanken gewinnen, der dem gewöhnlichen Thun und Treiben des Tages voraus ist, so ist dieser Gedanke eine besondere Aufforderung an uns, unser Leben zu einer höheren Stufe zu erheben und um so viel zur fortschreitenden Bewegung der Welt beizutragen. Wenn je Unlust und Unruhe schaffende Gedanken uns kommen, so laßt uns nicht uns für unglücklich halten, sondern für glücklich, denn durch sie ehrt uns der Geist des Fortschritts und giebt die ersten Vorgefühle des Werkes, welches zu thun er uns vorbehalten hat. Unzufriedenheit in Hinsicht auf unerfüllte persönliche Wünsche und Bedürfnisse mag weit davon entfernt sein, edel zu sein; aber Unzufriedenheit mit uns selbst und unserem Leben in Hinsicht auf die Gedanken und Antriebe, welche durch eine Idee erregt werden, die uns zu Höherem aufruft, — in ihr liegt etwas, das fast heilig ist.... Es giebt viele Leute, die uns sagen, es werde nicht gut sein, unsere Ideale zu hoch zu spannen; dies würde uns für das Leben, wie es ist, untauglich machen. Sie vergessen, daß es nicht unsere Aufgabe ist, das Leben, wie es ist, anzunehmen, daß es gerade unsere Pflicht sein kann, es umzuschaffen.... Ein Mensch mit einem zu feinen Gefühl des Rechtes, mit einem zu hohen Maßstab des Handelns, sagt Herbert Spencer, könnte das Leben unerträglich und unmöglich finden. Unmöglich, nein, — außer in jenen seltenen Fällen, wenn es aus wichtigen Gründen besser wäre, nicht zu leben. Aber unerträglich? Ja, und die Empfindung, daß es dies ist, würde gerade zu den Anstrengungen anspornen, das Leben erträglich zu machen. Unerträgliches Unrecht? Dann wollen wir es niederwerfen! Unerträgliche Umstände? Dann wollen wir uns gegen sie empören!“

Vergeblich! — den bösen Willen ertöten wollt Ihr?
O Thorheit! — nur guten Willen erzeugen sollt Ihr!

J. Engell-Günther.

Der Frauentag in Wiesbaden.

(5.—7. Juni.)

Von M. W.-A.

Große Bewegungen, die in das Kulturleben einer Nation, der ganzen Menschheit eingreifen, vertragen keine Schablonisierung, sie werden, je mächtiger sie sind, desto stärker sich in sich selbst differenzieren; es bilden sich Gruppen, die das gleiche Ziel verfolgen, aber, dem Temperament der betreffenden Elemente entsprechend, schneller oder langsamer marschieren. So in der Frauenbewegung. Ursprünglich einheitlich, hat sie sich im Lauf der Jahre vielfach verzweigt, es haben sich Vereine der verschiedensten Richtungen gebildet, zum Teil dem Gesetz der Arbeitsteilung folgend. Eine solche Abzweigung fand im Jahre 1888 statt. Der allgemeine deutsche Frauenverein hatte damals in seinen Bestrebungen ein etwas gemächliches Tempo eingeschlagen, zu gemächlich für die radikalen Elemente; diese, unter Führung von Frau J. Kettler, gründeten deshalb einen besonderen Verein „Frauenbildungsreform“, zu dem ausgesprochenen Zweck, die Spezialfrage der Zulassung der Frau zu den akademischen Studien ihrer Lösung näher zu bringen. Diese Konzentrierung auf einen bestimmten, klar umrissenen Zweck war taktisch klug, und der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Bereits hat Baden seine Universitäten den Frauen teilweise geöffnet, Preußen ist der Sache näher getreten, in den deutschen Parlamenten sind die Frauenpetitionen Sturmgeister geworden, und zuguterletzt hat das abgelaufene Jahr dem Verein „Reform“ den größten Erfolg gebracht — eine Etappe auf dem Weg zum Ziel —: die Errichtung des ersten deutschen Mädchengymnasiums in Karlsruhe, dessen Eröffnung im Spätsommer erfolgen soll. Mit Genugthuung darf der Verein, der vergangenen Montag (5. d. M.) in Wiesbaden zu seiner dreitägigen Generalversammlung zusammentrat, auf dieses Resultat blicken. Der erste Tag stand unter dem Zeichen dieser Freude: die Begrüßung der Teilnehmerinnen im kleineren Kreise gestaltete sich zu einer, vielleicht etwas übertriebenen Ovation für die verdienstvolle Gründerin, Frau *J. Kettler*; letztere gab dann in der öffentlichen Abendversammlung einen zusammenfassenden Überblick über die Grundgedanken der Bestrebungen, die zu der Errichtung des Mädchengymnasiums geführt haben.

War der erste Tag der erfolgfreudigen Rückschau gewidmet, so ging der Verein am zweiten Tag dazu über, die Grenzen seines weiteren Wirkens für die nächste Zukunft abzustecken. Die Vereinssitzung vom Dienstag-Morgen ergab eine sehr lebhafte Debatte über die Frage, ob der Verein auch den sozialdemokratischen Elementen zugänglich gemacht werden solle; die auf den dritten Tag verschobene Entscheidung ergab prinzipielle Zulassung unter Vorbehalt des Rechts auf unmotivierte Zurückweisung durch den Vorstand. Der Verein lehnte damit eine prinzipielle Stellungnahme zu politischen Bewegungen ab, jedenfalls das Beste, was es thun konnte.

Die zweite öffentliche Versammlung brachte einen sehr gehaltvollen und ansprechenden Vortrag von Frl. Augspurg-München über

die „ethische Seite der Frauenfrage“. Sie führte ungefähr Folgendes aus: Neben den praktischen Zielen der Frauenbewegung, die in unserer Zeit besonders scharf betont werden und werden müssen, sind die ethischen Momente leider stark in den Hintergrund getreten, und doch sind sie mindestens ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger, als die ersteren. Alle soziale Bewegungen unserer Zeit gehen von dem Durst nach Gerechtigkeit aus; diese verlangt, daß auch die Frau an der Kulturentwicklung frei und ungehindert teilnehme; dazu gehört vor Allem die größtmögliche Ausbildung der intellektuellen Kräfte; die ethische Förderung des Individuums wie der Gesamtheit kann nur auf höchster Bildung fußen. Es kann keine sittlich harmonische Entwicklung des Menschengeschlechts stattfinden, wenn die Frau von der Teilnahme an den geistigen Gütern, von der höchsten Bildung ausgeschlossen bleibt; wie soll sie die „Trägerin der Sittlichkeit“ sein und bleiben wenn sie ewig in Unmündigkeit, Unfreiheit, geistiger Beschränktheit gehalten wird?

Je höher die Frau geistig steht, desto leichter ist sie im Stande, ihre Pflichten als Gattin und Mutter auszufüllen, desto mehr nähern wir uns auch der Erfüllung des sittlichen Gebots, daß Ehen nur aus Liebe geschlossen werden dürfen. Dieses Ziel bedingt aber die wirtschaftliche Selbständigkeit und höchstmögliche Bildung der Frau; nur dann ist eine sittliche Freiheit möglich. Aber auch für das Verhältnis zum Mann ist die Befreiung der Frau von ihren unwürdigen geistigen Fesseln von höchster ethischer Bedeutung, nur eine gleiche Bildung verbürgt den sittigenden Einfluß des Weibes auf den Mann; und wenn eine Regeneration unsrer Gesellschaft noch möglich ist, so muß sie durch die Frau, durch die sittlich, geistig und ökonomisch freie Frau geschehen.

Der Vortag wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen, das schöne, sonore Organ der Rednerin in Verbindung mit dem von warmer Begeisterung getragenen Ton riß auch die Gleichgiltigsten hin.

Der darauf folgende Vortrag von Frl. Buzello-Stürmer: „Der Frauen Pflicht in eigener Sache“ litt unter dem Eindruck des vorangegangenen. Die lose flatternden Gedanken, nur zusammengehalten von dem leichten roten Faden der Idee, daß die Mehrzahl der Frauen gleichgiltig und ohne Vertrauen zum eigenen Geschlecht der Bewegung gegenüber stehen, wurden zwar in ihrer Mehrzahl beifällig aufgenommen, doch störte der stark aufgetragene polemische Ton und der allzu sehr hervortretende Männerhaß. Auch da, wo unzweifelhaft ein radikaler Ton angebracht war, wie z. B in der berechtigten Polemik gegen den das deutsche Weib beschimpfenden Gretchenkultus und die blinde Verehrung Goethe's durch viele Frauen, ließ die zu weit gehende Einseitigkeit keine rechte Befriedigung aufkommen.

Der dritte Tag brachte noch eine geschäftliche Sitzung, in der über die finanziellen Verhältnisse des Vereins und seiner Schöpfung Mitteilungen gemacht wurden Als Ort der nächsten Generalversammlung wurde Berlin gewählt.

Nach einer längeren Debatte über den Wert Goethescher Dichtungen für die Erziehung junger Mädchen wurde die Generalversammlung geschlossen. Mittwoch abend fand noch eine öffentliche Versammlung statt, mit zwei Vorträgen, die neue Gesichtspunkte nicht boten, aber auf die Versammlung einen sehr günstigen Eindruck machten.

Im Großen und Ganzen dürfen wir aus dem Verlauf des Wiesbadener Frauentages mit Befriedigung konstatieren, daß der Verein „Frauenbildungsreform“ neben den unmittelbaren praktischen Zielen das ethische Moment nicht vergißt, sondern immer wieder an die Quelle der sittlichen Idee zurückkehrt, um sein Wirken und Streben zu befruchten. Möge es ihm vergönnt sein, auf dem beschrittenen Wege recht rasch und erfolgreich vorwärts zu kommen.

Der vierte evangelisch-soziale Kongreß.

Vom 31. Mai bis zum 2. Juni tagte in Berlin zum viertenmale eine Vereinigung von evangelischen Christen, vorzugsweise Geistlichen, welche sich die Aufgabe gesetzt haben, auch auf dem Gebiete des politischen und wirtschaftlichen Lebens den Geist der Lehre Christi zu verwirklichen. Alljährlich seit 1890 sind diese Männer zusammengekommen, um die großen sozialen Fragen unserer Zeit von ihrem spezifisch evangelischen Standpunkt aus zu besprechen. Der Kongreß vereinigt Persönlichkeiten von allen dogmatischen Richtungen, sodaß Männer von so verschiedenen kirchlichen Ansichten wie Harnack und Stöcker Platz darin finden, aber ihre theologischen Meinungsverschiedenheiten treten hier vor wichtigeren konkreten Fragen in den Hintergrund.

Auch in diesem Jahre hatten sich, nachdem schon am 31. Mai eine Sitzung des Gesamtvorstandes der evangelischen Arbeiter-Vereine Deutschlands und eine Sitzung des Ausschusses des evangelisch-sozialen Kongresses stattgefunden hatte, am 1. Juni mehr als 600 Teilnehmer im Saale der Stadtmission, Johannistisch 6, versammelt. Man bemerkte unter ihnen Prof. Dr. Harnack, Hofprediger Dr. Braun-Stuttgart, Prof. Reef-Stuttgart, Oberverwaltungs-Gerichtsrat Hahn, Konsistorialrat Balan-Posen, Prof. Delbrück-Berlin, Prof. Scholz-Berlin, Prof Sering-Berlin u. a. Außerdem waren auch das Reichsamt des Innern durch den Geh Rat Caspar und das Handelsministerium durch den Unterstaatssekretär Lohmann und den Geh. Regierungsrat Neuhaus vertreten. Der Kultusminister hatte die Geh. Räte von Moltke und Schwarzkopf entsendet

Nachdem das Bureau aus den Herren Landesökonomierat Nobbe, Hofprediger a D. Stöcker, Prof. Ad. Wagner, Prediger Arndt, Amtsrichter Kulemann u. a. gebildet worden war, nahm der Generalsekretär Kandidat P. Göhre das Wort, um den Geschäftsbericht des verflossenen Jahres zu erstatten.

Die wichtigste Seite der Thätigkeit des evangelisch-sozialen Kongresses bildete diesmal die Enquete über die Lage der Landarbeiter Deutschlands. Den Anstoß zu diesem Unternehmen bot die im vergangenen Winter veranstaltete und eben in der Veröffentlichung befindliche große Enquete des Vereins für Sozialpolitik, welche sich ebenfalls mit der Lage der Landarbeiter beschäftigt. Aber während die Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik sich fast ausschließlich auf die materielle Lage der Arbeiter beziehen und sich lediglich auf die Aussagen der Arbeitgeber stützen, versuchte der evangelisch-soziale Kongreß neben der materiellen Lage auch die ethisch-sozialen Verhältnisse der Landarbeiter zu ermitteln und wollte vor allen Dingen die Anschauungen, Wünsche und Bedürfnisse der Arbeiter aus ihrem eigenen Munde erfahren. Dieser letztere Zweck ließ sich bei dem geringen Bildungsstande der Landarbeiter durch direkte Anfragen bei ihnen nicht erreichen, und so wendete sich denn das Aktionskomitee des evangelisch-sozialen Kongresses an die Geistlichen, um von ihnen die gewünschte Auskunft zu erhalten. Es sind zu diesem Zwecke 15000 sehr ins einzelne gehende Fragebogen von dem Komitee an sämtliche Geistlichen des Deutschen Reiches geschickt worden, und es sind bisher bei dem Generalsekretär rund 1000 zum großen Teil sehr ausführliche und sorgfältige Antworten eingelaufen. Diese verhältnismäßig geringe Anzahl der Auskünfte beruht zum Teil darauf, daß von den Befragten nur etwa 9000 Landgeistliche sind und daß auch unter diesen ein großer Teil ländliche Bezirke mit vorwiegender Industriebevölkerung zu pastorieren hat. Bei einer nicht geringen Anzahl von Geistlichen stieß außerdem die Anfrage auf Mißtrauen oder Gleichgiltigkeit, ja einige Kirchenzeitungen rieten direkt, den Fragebogen in den Papierkorb wandern zu lassen. Von den eingelaufenen Antworten ist die Mehrzahl mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gearbeitet und in hohem Grade interessant und brauchbar. An die Mitteilungen über die Enquete schloß sich als wichtigste Nachricht die Ankündigung eines Cyklus von nationalökonomischen Vorträgen an, welche im Herbst (10. bis 20. Oktober) in Berlin, besonders für Geistliche, vom evangelisch-sozialen Kongreß veranstaltet werden sollten. Es sind neun solcher Vorlesungskomplexe in Aussicht genommen. Die Vorträge werden an den Vormittagsstunden von bewährten Nationalökonomen wie den Prof. Ad. Wagner, Elster, Sering, Stieda u. a. gehalten werden, die Nachmittage sollen zu Exkursionen nach industriellen Etablissements u. dgl. verwendet und die Abende dem Gedankenaustausch und der Diskussion zwischen Hörern und Dozenten gewidmet werden. An diese Ausführungen schloß sich ein kurzer Rechenschaftsbericht über die Finanzlage des evangelisch-sozialen Kongresses. Dann erteilte der Vorsitzende dem Prof. Kaftan das Wort zu einem Vortrage über Christentum und Wirtschaftsordnung. Ich füge hier zunächst die leitenden Grundsätze des Vortrages an, wie sie Prof. Kaftan zur Orientierung der Hörer auf einem ausgelegten Blatt fixiert hat:

I.

1. Christliche Religion und wirtschaftliches Leben sind an und für sich getrennte Gebiete. Mit jener ist es auf das ewige Leben in Gott, mit diesem auf die zweckmäßige Befriedigung zeitlicher Bedürfnisse abgesehen.
2. Das Christentum ist unabhängig von der Wirtschaftsordnung und mit jeder Form des wirtschaftlichen Lebens verträglich. Wiederum trägt dieses seine eigenen Gesetze in sich, durch die es dem Christentum selbständig gegenübersteht.

II.

1. Christliche Religion und wirtschaftliche Arbeit treten auf dem Boden des sittlichen Lebens notwendig in innere Berührung und Wechselwirkung mit einander. Nach christlichem Verständnis giebt es kein ewiges Leben in Gott ohne sittliche Erziehung und sittliche Bethätigung, während die Ordnungen des wirtschaftlichen Lebens ihrerseits das sittliche Handeln sowohl bedingen als dadurch bedingt werden.
2. Es ist Christenpflicht, die Wirtschaftsordnung so zu gestalten, daß sie eine Grundlage für die Pflege der sittlichen Ideale des Christentums bietet.
3. Gegenüber der heute bestehenden Wirtschaftsordnung führt diese Pflicht sowohl zur Verteidigung ihrer wesentlichen Grundgedanken gegen Umsturzgelüste als zu einschneidenden Forderungen mit Bezug auf ihre Umgestaltung.

Der Vortragende bekämpfte in der Einleitung seiner Rede die Auffassung, als ob die Urchristen im entferntesten an soziale Reformen gedacht hätten Ihnen stand beständig die Wiederkunft Christi und das tausendjährige Reich vor Augen, deshalb hatten sie wenig Grund, sozialen Mißständen entgegenzutreten. Ihr oberster Gesichtspunkt war, wie der der Christen überhaupt sein muß, immer das ewige Leben in der Gemeinschaft Christi. Die oberste Rücksicht des materiellen Lebens dagegen ist die Frage: Wie werden wir Hunger

und Durst befriedigen? Prof. Kaftan versuchte nachzuweisen, wie das Christentum unabhängig von jeder Wirtschaftsordnung von Gott in die Welt gestellt sei, damit es seine Mission, Weltreligion zu werden, erfüllen könne. Die heiligen Schriften enthalten keine Vorschriften über bestimmte wirtschaftliche Einrichtungen, daher ist die Existenz des Christentums auch keineswegs an das Bestehen bestimmter sozialer Einrichtungen geknüpft. Es giebt in der wirtschaftlichen Entwicklung Gesetze, denen man sich nicht ungestraft widersetzen und die man in ihrer Wirkung nicht hemmen kann. Der Vortragende versuchte nachzuweisen, daß auf dem wirtschaftlichen Gebiet andere Gesetze herrschten, als auf geistigem Gebiet. Wie finden wir nun das Bindeglied, welches das wirtschaftliche Leben mit den sittlichen Lehren des Christentums in Beziehung bringt? Nicht daß unsere Wirtschaftsordnung wie alle Dinge ein Ausfluß der göttlichen Schöpfermacht ist, charakterisiert sie uns als geheiligte speziell christliche Institution. Sie ist wie alle irdischen Erscheinungen und Einrichtungen mit Sünde behaftet und daher der Veränderung und Verbesserung fähig und bedürftig. Nicht daß die Wirtschaftsordnung, wie alle anderen Erscheinungen unseres öffentlichen und privaten Lebens, ein Ausfluß der göttlichen Allmacht ist, bildet das innere Band zwischen ihr und dem Christentum; das Ziel des Christen ist und bleibt das ewige Leben. Aber wir wissen als Christen, daß kein einziger von uns dieses Ziel erreichen kann und wird außer auf dem Wege der sittlichen Entwickelung in dieser Welt. Der notwendige Weg zu Gott geht durch die soziale Sphäre dieser Welt. Das sittliche Zusammenleben mit unsern Nächsten in der Liebe und die Unterordnung der sinnlichen Triebe unter die Zucht Gottes bilden die Bindeglieder zwischen den Aufgaben des Christen und den Einrichtungen dieser Welt. Da nun aber die wirtschaftlichen Zustände im ganzen einen so großen Einfluß auf die sittliche Entwickelung jedes einzelnen Menschen ausüben, so erwächst uns daraus die Pflicht, diese wirtschaftlichen Ordnungen mit dem Geist des Christentums zu durchdringen. Der sittliche Geist einer Zeit offenbart sich am deutlichsten in den wirtschaftlichen und sozialen Einrichtungen, welche sie schafft und aufrecht erhält. Die Gerechtigkeit derselben tritt vorzugsweise in der Verteilung der geschaffenen Güter zu Tage. Wenn hier die ausgleichende Gerechtigkeit fehlt, so ist der Bestand der wirtschaftlichen Ordnungen durch Revolutionen mit Feuer und Blut gefährdet. Kein anderes ethisches System ist in gleichem Maße wie das Christentum befähigt, solchen Umwälzungen der Wirtschaftsordnungen vorzubeugen. Nur eine so universelle Sittlichkeit wie die des Christentums kann die bestehenden sozialen Zustände und die bestehende Wirtschaftsordnung läutern. Zwar ist schlechthin jedermann in der Lage, unter allen Umständen seinen Gott zu finden, und insofern ist das Christentum von der Wirtschaftsordnung unabhängig; doch kann dem Hungernden das Evangelium nur der verkünden, der selbst zu **jedem** Opfer bereit ist, sonst ist er kein wahrer Christ. Aber wenn man auch die Unzulänglichkeit der bestehenden Einrichtungen einsieht, so darf man sich ihnen doch nicht bloß kritisch gegenüberstellen. Gewisse Einrichtungen wie das Privateigentum und die Gliederung in Berufsstände scheinen für die sittliche Erfüllung des Christentums unentbehrlich. Vor allem erscheint das Privateigentum als die Quelle sittlicher Unabhängigkeit absolut notwendig, um die Freiheit und Unabhängigkeit des Individuums aufrecht zu erhalten. Auch die Gliederung nach Berufsständen liegt in der Natur der Dinge. Es kann ohne die Gliederung keine höhere geistige Atmosphäre, keine entwickelte Kultur bestehen. Die Gleichheit des Christen gilt nur vor Gott. Trotzdem aber die Berufsstände bestehen bleiben müssen, sollen alle geistigen Güter möglichst allgemein und jedem zugänglich gemacht werden. Vor allem wird es Aufgabe der evangelischen Geistlichen sein, den Hunger nach intellektuellen und sittlichen Gütern in den Köpfen und Herzen der Arbeiter zu stillen. Da die Wirtschaftsordnung um des Menschen willen da ist und nicht der Mensch um ihretwillen, so darf er nie zum bloßen Mittel herabgewürdigt werden. Die Mißstände in Bezug auf die Arbeitszeit, Lohnzahlung u. s. w. müssen beseitigt werden, und wir sollen uns nicht durch die Angstrufe der Unternehmer abschrecken lassen, welche uns erklären, daß ihre Existenz durch die Abschaffung solcher Mißstände gefährdet werde. Es ist nicht notwendig, daß wir existieren, wohl aber, daß der Wille Gottes geschehe.

Lebhafter Beifall belohnte die Ausführung. An den Vortrag schloß sich die Diskussion, an welcher sich Pastor Naumann-Frankfurt am Main, Prof. Dr. Harnack-Berlin, Hofprediger a. D. Stöcker und Geh. Rat Dr. Wagner beteiligten. Vor allem waren die Ausführungen des Pastor Naumann von Interesse, weil in ihm eine sozial-ethische Richtung unserer protestantischen Theologie zu Worte kam, welche allmählich unter unsern jüngeren Geistlichen an Boden zu gewinnen scheint. Seine Ausführungen, die er mit einer Art von prophetischer Begeisterung vortrug, rissen die Zuhörer verschiedentlich zu lebhaftem Beifall fort. Er charakterisierte die Lehre der Sozialdemokratie als aus dem Christentum erwachsen, als eine chiliastische Ketzerei des Protestantismus. Der Glaube an die Vervollkommnung des Menschengeschlechts auf Erden, dieser tief in der Menschen naturbegründete Zug des Herzens, ist von der protestantischen Kirche zu sehr vernachlässigt worden, und aus dieser Vernachlässigung ist die erste große evangelische Häresie, die Sozialdemokratie, erwachsen. Wie sie es in früheren Zeiten gethan hat, so muß auch jetzt die Kirche dieser Häresie gegenüber in Bezug auf den Chiliasmus ihren Standpunkt revidieren. Im neuen Testamente ist uns ein innerweltliches Ideal vorgezeichnet, und dieses Ideal heißt: Möglichste Beseitigung von Armut und sozialer Verachtung. Redner deutet die Wunderthaten Christi, die Heilungen, die Speisung der 5000 Mann u. ä. in diesem Sinne. Die Erde soll von Leid entlastet werden, das ist eine unmittelbare Äußerung christlicher Religiosität. Christus hat nicht bloß den Glaubenden geholfen; sein Verkehr galt vor allem den Sündern, Zöllnern und Notleidenden. Auch in der christlichen Urgemeinde war die Bedürftigkeit die Vorbedingung für die Hilfe der christlichen Brüder. Freilich, alle Not und alles Elend zu beseitigen, ist nicht möglich. Den Glauben, daß hier auf Erden schon ein Zustand vollkommener Glückseligkeit, ein tausendjähriges Reich möglich ist, können nur diejenigen haben, welche an die Existenz der Sünde nicht glauben. Wenn auch nicht völlige Beseitigung des Elends zu erwarten ist, so müssen doch die Christen an den Fortschritt zur Besserung glauben. Dieser Fortschritt vollzieht sich heute zwar in derselben Richtung wie früher, doch nicht mit denselben Mitteln. Zur Zeit Christi war das Wunder ein solches Mittel; dieses steht uns heute nicht mehr zu Gebote. Während der ganzen Ausbreitung des Christentums glaubte man an die Wirksamkeit des Almosengebens; die Erfahrung hat erwiesen, daß diese Taktik völlig erfolglos ist, um gründliche Besserung der herrschenden Notstände zu erzielen. Redner wendet sich gegen Prof. Kaftan, welcher Privateigentum und Gliederung nach Ständen aufrecht erhalten wissen wollte. Schon jetzt seien beide Institutionen im Absterben begriffen, und nur noch ihre Namen bildeten die Aushängeschilder für Zustände, welche gerade die Vernichtung des Privateigentums und des Unterschiedes der Stände involvierten. Wir wollen nicht in dem Sumpfe der alten Gesellschaftsordnung stecken bleiben.

Diesen zum Teil kühnen Ausführungen, welche sich im Wesentlichen mit einem F. N. gezeichneten Artikel in Nr. 23 der „Christlichen Welt“ vom 1. Juni 1893 decken, fügte der Redner auch einige praktische Forderungen hinzu, welche sich hauptsächlich auf unerledigte Aufgaben in der christlichen Kirche in Bezug auf das Eigentum, auf die Thätigkeit der inneren Mission und das Gemeindeleben bezogen. Von den andern Rednern, die sich zu der Frage äußerten, waren besonders die Ausführungen des Hofpredigers Stöcker von Interesse, welcher die Stellung Naumanns und der jüngeren nationalökonomisch gebildeten Theologen zu sich selbst mit der Stellung der sogenannten „jungen“ Sozialisten zu den Führern der fraktionellen Sozialdemokratie verglich. Von verschiedenen Seiten wurde Naumanns Auffassung der Sozialdemokratie als einer protestantischen Sekte entschieden zurückgewiesen.

Nach einer Pause folgte der Vortrag des Pastor Kronemeyer-Bremerhafen über die Heimatkolonieen. Er versteht darunter Ansiedelungen, welche als Ergänzung der bereits bestehenden Arbeiterkolonieen arbeits- und erwerbslos gewordenen Männern die Aussicht auf Lebensunterhalt und gemeinnützige Thätigkeit durch Urbarmachung von öden Ländereien eröffnen. Der Referent stützt sich auf die in der von ihm gegründeten Kolonie Friedrich-Wilhelmsdorf gemachten Erfahrungen. Er verlangt, daß der zur Heimatkolonie gehörige Grund und Boden unveräußerliches Eigentum der Gesamtheit bleibe, während die einzelnen Insassen ihr Colonat in Dauerpacht erhalten, und berührt sich hier, vielleicht ohne es zu wollen, mit den Ideen der Sozialdemokratie und der Bodenreformer.

(Schluß folgt.)

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Entwurf eines Programmes der zu Eisenach vom 5. bis 15. August 1893 stattfindenden Zusammenkunft zur Förderung und Ausbreitung der ethischen Bewegung.

1. Vorträge und Besprechungen über Gegenstände der ethischen Forschung sowie der ethischen Erziehung;
2. Vorträge und Besprechungen über die ethische Läuterung und Stärkung der wirtschaftlichen und sozialen Entwickelung;
3. Vorberatung über die Begründung eines alle Kulturländer umfassenden ethischen Bundes;
4. Vorberatungen über die Begründung einer völkerverbindenden Akademie der ethischen Kultur als eines ersten Mittelpunktes der Forschung und der Lehrwirksamkeit auf den unter 1 und 2 behandelten Gebieten;
5. Berathung über die Förderung völkerverbindender Organisationen der gemeinsamen Arbeit und Verwaltung auf wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Gebieten.

Alle diejenigen Männer und Frauen, welche sich im Hinblick auf die vorerwähnten Ziele an der Zusammenkunft zu Eisenach beteiligen wollen, entweder als Vortragende oder als Hörer und Helfer, werden hiermit gebeten, eine Mitteilung von ihren Absichten sobald als irgend möglich an das **Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Berlin SW., Zimmerstraße 16** mit genauer Angabe ihrer Adressen einsenden zu wollen.

Zahlreiche Beteiligungen aus Deutschland sind bereits gesichert und Beteiligungen aus anderen Ländern, insbesondere aus Frankreich, Belgien und Holland, England und Amerika, den skandinavischen Ländern, Rußland, Österreich-Ungarn, der Schweiz, Rumänien, Italien, Spanien und Portugal auf Grund vorläufiger Verhandlungen mit hervorragenden Freunden unserer Sache eingeleitet.

Anzeigen.

Deutscher Verein gegen den Misbrauch geistiger Getränke.

Satzungen, Flugschriften etc.

unentgeltlich durch den Geschäftsführer

Dr. W. Bode in Hildesheim.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschien:

Die Geheimnisse der Blumen.

Eine populäre Jubiläumsschrift

zum Andenken an

Christian Conrad Sprengel

von

Professor Dr. O. Kirchner und Dr. H. Potonié.

— Mit 22 Illustrationen. —

81 Seiten gr. 8°.

Preis 1 M.

Der unendlich großen Zahl der Blumenfreunde wird diese Schrift, welche in populärer, höchst anziehender Darstellung, unterstützt durch treffliche Illustrationen, den Leser in das geheimnißvolle Leben der Blumenwelt einführt, einen großen Genuß bereiten. Sie ist zugleich dem Andenken des verdienstvollen Botanikers Chr. Conrad Sprengel gewidmet, dessen Biographie angeschlossen ist und der Schrift auch ein hohes wissenschaftliches Interesse verleiht.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Naturwissenschaftliche Wochenschrift.

Redaction: Dr. H. Potonié.

Wöchentlich eine Nummer von $1\frac{1}{2}$–2 Bogen.

— Preis vierteljährlich 4 Mark. —

Probenummern gratis und franco.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchh.

in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschien:

Das neue deutsche

Reichs-Wucher-Gesetz.

(Geld- u. Sachwucher, Vieh- und Grundstückswucher etc.)

Ergänzt und erläutert

durch die

amtlichen Materialien der Gesetzgebung

von

R. Höinghaus.

— Preis 50 Pf. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandl.

in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Hempel's Klassiker-Ausgaben.

Ausführliche Specialverzeichnisse.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Ernst Conrad O. Sachse.

Berlin S. 42.

50 Oranienstrasse 50.

Special-Geschäft

für

Amateur-Photographie.

Eigene Kunst-Tischlerei

und mechanische Werkstatt.

Specialität:

Vollständige Ausrüstungen jeder Preislage.

Specialität:

Sachse's

lichtstarkes Universal-Aplanat.

Bildgrösse	9 : 12	13 : 18	18 : 24 cm
Mk.	25	35	60.

Wird auch in ausserordentlich leichter Aluminiumfassung und mit Irisblenden geliefert.

Illustrirte Preisliste unberechnet u. postfrei.

Telegr.-Adr.: „Ecos". — Fernsprech-Anschluss: Amt IV. 3099.

Vortheilhafteste Bezugsquelle für Wiederverkäufer.

URANIA-SÄULE — **URANIA-SÄULE**

Feinste u. wirksamste Reclame für Berlin!



Fläche A
145 cm hoch, 60 cm breit.

Fläche B
20 cm hoch, 35 cm breit.

Fläche C I
20 cm hoch, 64 cm breit.

Fläche C II
20 cm hoch, 20 cm breit.

Fläche D
16 cm hoch, 60 cm breit.

Preise

pro Woche und Säule.

Fläche A 30 Mark

Fläche B } 10 Mark.
„ C I }

Fläche C II } 5 Mark.
„ D }

Jede sonstige Information ertheilt die

Urania-Uhren- und Säulen-Commandit-Gesellschaft Berlin C.,

Spandauerbrücke 11.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 24. Juni 1893.	Nr. 26.

Ökonomische Konferenzen.

Rede des Sprechers der Gesellschaft für ethische Kultur in Philadelphia, William M. Salter, vor dem Amerikanischen Arbeiterbunde. Autorisierte Übersetzung.*)

Es ist nur ein kleiner Gegenstand, über welchen heute zu reden ich aufgefordert worden bin. Er giebt keine Lösung des Problems der Arbeit, keine praktische Maßregel für Sie als organisierte Arbeiter an die Hand. Sie haben hier ernste Dinge zu erwägen, bestimmte und drängende Fragen beschäftigen Sie; und ich fürchte, es war vornehmlich aus Höflichkeit und vielleicht in Anerkennung eines kleinen Einflusses, den ich zuweilen im Interesse der Gerechtigkeit gegen die Arbeiter ausgeübt habe, daß Ihr Vorsitzender mich durch die Aufforderung geehrt hat, einige Worte über die „Ökonomischen Konferenzen" zu sagen.

In den dunkeln Tagen des Winters 1887—88 entstand in meinem Geiste der Plan, die Geschäftsleute und die Arbeiter zu freundschaftlichen Konferenzen zusammenzubringen. Schon einige Zeit vorher, im Frühjahr 1886, hatte mich ein ähnlicher Gedanke beschäftigt: ich hatte damals der ethischen Gesellschaft vorgeschlagen, einen der hervorragenden Arbeiter der Stadt aufzufordern, uns einen Vortrag zu halten. Vielleicht darf ich meine damaligen Worte anführen: „Nichts," sagte ich, „ist nachteiliger, als aus zweiter Hand Vorstellungen über anderer Leute Ideen zu erhalten. Ich fürchte, es giebt in Chicago kaum eine Zeitung, von der man einen zuverlässigen Bericht über die Rede eines Socialisten erwarten kann." Lasset uns, machte ich geltend, „die soziale Unzufriedenheit unserer Zeit aus der ersten Hand kennen lernen und etwas von der Brüderlichkeit zeigen, welche zwischen allen Klassen der Gesellschaft bestehen sollte. Fanatismus und wilde, rachsüchtige Ideen bestehen manchmal bloß darum, weil diejenigen, welche sie hegen, sich selbst überlassen bleiben oder, soweit sie beachtet werden, vor der übrigen Gesellschaft in ein falsches Licht gestellt und beschimpft werden." Und dann fügte ich hinzu: „Nichts ist so unfruchtbar, wie die Disputiersucht." Zugestanden, daß es ehrliche Männer giebt, welche verschiedene Standpunkte einnehmen, „warum sollte es da nicht einen Austausch der Ansichten geben, ohne gehässige Gefühle, ohne persönliche Angriffe, wonach jeder sich besser anstatt schlechter fühlte, einen klareren Geist und ein freundlicheres Herz für seine Mitmenschen hätte?" Daher sagte ich, daß die Versammlungen mehr den Charakter von Konferenzen als von Diskussionen haben sollten.

Aber erst im Frühjahr 1888 wurde die Idee ausgeführt, und zwar in etwas veränderter Gestalt und in einem viel größeren Maßstabe. Ereignisse hatten inzwischen stattgefunden, welche das Mißverständnis zwischen verschiedenen Teilen der Gesellschaft steigerten. Die Leidenschaft spielte ihre Rolle und schickte Menschen wegen eines Verbrechens, für das sie (vielleicht mit einer einzigen Ausnahme) nur in der entferntesten Weise verantwortlich waren, ins Zuchthaus und an den Galgen. Ein hervorragender Geschäftsmann von Chicago erwiederte auf meine Frage, ob er denn erwogen hätte, ob wirklich die Anarchisten des Verbrechens überführt wären: „Das ist mir ganz gleich; sie müssen gehängt werden!" Vernunft, Urtheil, Nachdenken waren zu jener Zeit nicht eben häufig; nur Wenige behielten ihre Besonnenheit (darunter freilich einige der geachtetsten Namen Chicagos); das Publikum war zu tief erregt, — und wohl hatte es Grund, erregt zu sein, denn ich bezweifle nicht, daß das Werfen der Bombe auf dem Heumarkt eine ruchlose That war. Aber gerade um so mehr wegen dieser allgemeinen Erregung fühlte ich, daß etwas geschehen sollte, zwischen den Arbeitern und den Geschäftsleuten Chicagos ein besseres gegenseitiges Verständnis herbeizuführen. Ich hatte in einem gewissen Maße mit beiden Klassen verkehrt, und was mir am meisten auffiel, war die große Unkenntnis der Auffassungsweise des anderen Teiles, die sich auf beiden Seiten zeigte. Das war nichts Verwunderliches; denn die Arbeiter hatten gewöhnlich ihre Versammlungen für sich, und ebenso hatten auch die Geschäftsleute ihre Klubs und mancherlei Vereine für sich. Die beiden Klassen wurden nicht Angesicht zu Angesicht zusammengebracht; das einzige, was sie mit einander zu thun hatten, waren Geschäftsangelegenheiten, nicht geistige Dinge, — obwohl es zur Ehre der Chicagoer Arbeiter gesagt werden muß, daß sie — meist erfolglos — zu ihren Versammlungen oft Vertreter der Unternehmerklasse einluden. Was ich wünschte, war, daß die Parteien einander sehen sollten, daß, so weit eine Partei Ideen hatte, sie dieselben der andern direkt mitteilen und so Licht, wenn nicht Übereinstimmung schaffen helfen sollte. Bei der Ausführung des Planes ließ ich daher die ethische Gesellschaft außer Betracht, und die einzige Verbindung, welche die folgenden ökonomischen Konferenzen mit der ethischen Gesellschaft hatten, bestand darin, daß die erste

*) Aus „The Conservator." Philadelphia, December, 1892. (Horace L. Traubel, Editor. Published monthly by Billstein & Son, 41 N. Tenth St., Philadelphia.) — „The Conservator is not the organ of the Ethical movement, as known in America and Europe, but is one of its ardent supporters and fellowbelievers. It is an exponent of the world-movement in Ethics, and of that movement as specially reflected in Ethical societies." — Dies billige Journal (Preis jährlich 1 Dollar = 4 Mark und einige Pfennige) ist den Freunden der ethischen Bewegung sehr zu empfehlen.

in deren Saale abgehalten wurde, welcher sich jedoch als so unzureichend erwies, daß für die folgenden Versammlungen sogleich ein öffentliches Theater gewählt wurde.

Mein Gedanke war, daß die verschiedenen Organisationen und Standpunkte unter den Arbeitern nach einander vertreten werden sollten, und daß ebenso die verschiedenen Zweige des Unternehmerthums — und besonders diejenigen, welche unter den Arbeitern mehr oder minder beargwohnt wurden — und die verschiedenen Standpunkte unter den Geschäftsleuten ihrerseits vertreten werden sollten. Ich gewann die Einwilligung des Herrn G. A. Schilling, der damals unter den Chicagoer Rittern der Arbeit eine führende Stellung einnahm, für diese Organisation zu sprechen; Herr Morgan vom Amerikanischen Arbeiterbunde erklärte sich bereit, über „die Arbeiterfrage vom Standpunkte des Sozialisten" zu reden; Herr J. R. Buchanan, damals Herausgeber des „Labor Inquirer," versprach über die Arbeiterpresse zu sprechen; Herr A. C. Cameron sagte zu, „die Ansicht eines amerikanischen Gewerksgenossenschafters über die soziale Frage" zu entwickeln. Da andererseits Banken und Handelskammern unter den Arbeitern mit besonderem Mißtrauen betrachtet werden, bat ich mit Erfolg den vielleicht bedeutendsten Bankier Chicagos, Herrn Lyman J. Gage, über das „Bankwesen und das soziale System" zu reden, und den damaligen Vorsitzenden der Chicagoer Handelskammer, Herrn C. L. Hutchinson, einen Vortrag über die Frage zu halten: „Entspricht die Handelskammer dem Gesamtinteresse?" Herr Franklin Mac Veagh ferner, ein hervorragender Kaufmann, willigte ein, seine Ansichten über den „Sozialismus als Heilmittel" darzulegen. Von diesem Plane wurde nichts gesagt oder in irgend weiteren Kreisen bekannt bis ein oder zwei Tage vor der ersten Konferenz, welche dann erst, zugleich mit der Reihe der nachfolgenden, in den Zeitungen angekündigt wurde; aber das Programm errregte sogleich das Interesse und gewann das Vertrauen von Personen aller Richtungen in der Gesellschaft, — aller, außer deren, welche meinen, daß die Arbeiter für sich selber nichts zu sagen haben, und welchen alle Erörterung der socialen Frage zuwider ist. An sieben aufeinanderfolgenden Sonntagabenden (der Sonntag wurde gewählt, weil an diesem Tage die Arbeiter am meisten Zeit haben) war der Saal oder das Theater überfüllt, und die Zeitungen brachten sowohl über die Reden der Socialisten wie über die übrigen Reden genaue und umfangreiche Berichte.

Eines muß noch erwähnt werden: keine Debatte war gestattet. Jedem der verschiedenen Standpunkte, welche gewöhnlich vertreten werden, sollte gleichsam je ein Abend für sich selbst gegeben werden, sodaß sich keiner beklagen konnte, daß man ihm das Gehör versagte. Man war der Hoffnung, daß diejenigen, welche an den Versammlungen teilnähmen, mehr von dem Geiste der Forschung als von dem des Disputierens beseelt sein und die ihnen so dargebotene Gelegenheit ergreifen würden, den Standpunkt oder den Ideenkreis, welchen die Sozialisten oder die Gewerkschafter oder die Banquiers vertreten, kennen zu lernen und so ihr Wissen zu bereichern. Zu diesem Zwecke ward am Schlusse des Vortrages des Abends volle Freiheit gewährt, den Redner zu befragen; und wenn er sich nicht klar ausgedrückt oder sich über irgend einen Punkt nicht deutlich erklärt hatte, wurde er in dieser Weise veranlaßt, es zu thun.

Diese Fragen und Antworten erweisen sich oft als der sowohl lehrreichste als auch interessanteste Theil des Abends.

Ich glaube, daß diese Konferenzen nur Gutes zur Folge hatten. Ich hörte Geschäftsleute ihre Verwunderung über das Talent und die Beweise des Nachdenkens, welche die Reden der Arbeiter zeigten, ausdrücken; sie gestanden zu, es sei zweifelhaft, ob ihre Kollegen so viel nachgedacht hätten. Es war unmöglich, nachdem man sie selber gehört hatte, z. B. von Herrn Schilling oder Herrn Morgan in der üblichen Weise zu sagen, daß sie „lärmende Demagogen" seien. Man ward sich bewußt, daß dies Männer seien, mit denen man zu rechnen, deren Ideen als solchen man mit Billigkeit zu begegnen habe.

Andererseits müssen die Arbeiter ihre Vorstellungen einigermaßen verändert haben, als sie wirklich Männer wie Herrn Gage, Herrn Hutchinson und Herrn Mac Veagh vor sich sahen, — Männer, welche auf Gründe hörten, Männer, die nicht gewissenlos waren, Männer von weitem und umfassendem Geiste. Ich meine nicht, daß die Arbeiter bekehrt wurden; aber sie konnten nach dieser Erfahrung schwerlich solche Männer als ihre Feinde ansehen, wie sehr sie auch anderer Meinung sein mochten, als sie. Ein besseres Gefühl, denke ich, muß entstanden sein, mehr von der Empfindung, daß diese Verschiedenheiten zwischen Unternehmern und Arbeitern Dinge betreffen, die mit Vernunft auszumachen sind, und daß weder die eine noch die andere Seite der Vernunft unzugänglich ist.

Ich wäre der letzte, der die Bedeutung der ökonomischen Konferenzen überschätzte. Vermutlich wegen des Ideals, welches ich zu Anfang von ihnen hatte, empfinde ich ihre Mängel mehr, als irgend ein Anderer. Ich muß zugeben, daß sie in den letzten Jahren (denn sie sind seitdem in jedem Winter fortgesetzt worden) etwas schwächer geworden sind. Ich muß zugeben, daß die Geschäftsleute zu allen Zeiten ein geringeres Interesse an ihnen gezeigt haben, als die Arbeiter. Wessen ich sicher bin, das ist nur, daß die Idee selbst gesund ist. Wo immer es Arbeiter giebt, welche fähig sind, ihren Gedanken Ausdruck zu geben, und Geschäftsleute, welche Gemeinsinn besitzen und ehrliches Spiel lieben, da sind sie möglich. Ein besserer Ton wird in jedem Gemeinwesen, das sie hat, entwickelt. Sie klären die Atmosphäre. Streit und Kampf sind in der socialen Welt unvermeidlich; aber sie sollten nicht noch durch Mißverständnisse verschlimmert werden. Wenn wir kämpfen müssen, so möge es im Lichte des Tages geschehen und nicht im Nebel oder im Dunkel, wo wir Freunde für Feinde halten.

Delegierte vom Arbeiterbunde, ich glaube, daß Alles, was Sie in dieser Welt verlangen, Gehör ist. Sie wollen keine Begünstigung, aber Sie wollen, daß ihre Stimme in der Welt gehört werde. Sie vertrauen auf die Gerechtigkeit Ihrer Sache, wenn sie nur einmal von der öffentlichen Meinung richtig begriffen und verstanden wäre. Glauben Sie mir, Sie haben Freunde auch außerhalb Ihrer Reihen — es giebt deren, welche wünschen, daß der Arbeiter alle seine Rechte erlange und mehr und mehr an den Segnungen einer fortschreitenden Civilisation Anteil erhalten möge, bis er allen Anderen gleichgestellt ist. Seien Sie weise, lassen Sie es sich nicht verdrießen, auf Zeit und Gelegenheit zu warten, und seien Sie doch kühn: und die Zeit wird Ihnen am Ende — oder wenn nicht Ihnen, so doch Ihren Kindern oder Kindeskindern — den Sieg bringen.

Noch ein Verständigungsversuch.

Von Professor A. Döring in Berlin (Gr. Lichterfelde).

Angesichts der kritischen Bemerkungen, die der Herausgeber dieses Blattes in Nr. 24 meinem Aufsatz über die Religion des Ideals gewidmet hat, muß ja freilich unumwunden zugestanden werden, daß die Religion, mag sie nun so oder so gefaßt werden, mit den Bestrebungen unserer Gesellschaft unmittelbar nichts zu thun hat und daß daher Erörterungen über den Religionsbegriff, streng genommen in die „Ethische Kultur" nicht hineingehören. Es war ja auch bei meinem vorigen Aufsatz nicht der Zweck, der ethischen Gesellschaft eine Religion aufreden zu wollen, sondern nur, Herrn von Egidy, der sich ja durch das Festhalten am Religiösen als einer unbedingt notwendigen Form des seelischen Lebens nach wie vor von der ethischen Gesellschaft getrennt fühlt, eine Form der Religion zu zeigen, die unmittelbar aus dem ethischen Verhalten hervorgeht, und so vielleicht eine Ver-

ständigung anzubahnen. Da nun der Herausgeber die Grundlage dieses Verständigungsversuchs angreift, so bitte ich, mir in dieser allerdings rein persönlichen Angelegenheit noch ein letztes kurzes Wort zu gestatten. Der Herausgeber billigt die von mir aufgestellte Definition der Religion, findet aber meine Religion des Ideals mit derselben nicht in Einklang. Allerdings habe ich in meinem Aufsatz den Berechtigungsgrund der Subsumtion nicht genügend ins Licht gestellt. Wenn unter den höheren Mächten, deren Dienste der religiöse Mensch sich widmet, nur reale, persönlich und bestimmbar gedachte Weltmächte verstanden werden dürfen, so ist diese Subsumtion unberechtigt. Das sittliche Ideal ist eine höhere Macht in diesem Sinne nicht, es ist ein Phantasiegebilde. Aber es ist eine seelische Macht, von der an den sich ihr Hingebenden durch einen eigenartigen seelischen Prozeß enthusiasmierende, das Gefühl befriedigende, den Willen stärkende Kräfte-Gnadenwirkungen —, also höchste Lebensgüter ausgehen. Allerdings nicht das Streben nach dem Ideal, das ein ausschließlich sittliches Verhalten, eine Willensrichtung ist, sondern nur die seelische Anschauung des Ideals als eines Vollendungszustandes ist das religiöse Verhalten, der Dienst, dem das Ideal zu einer höheren, höchste Lebensgüter spendenden Macht wird, der Dienst, der die Segenswirkungen auslöst. Es liegt mir also vollends gänzlich fern, zu verlangen, daß der sittlich Strebende sein Streben nach dem Ideal Religion nenne; ich verlange nur, zunächst ganz individuell, die Berechtigung, das sittliche Ideal in mir als eine höhere Macht in ideellem Sinne zu empfinden, von der mir bei begeisterter Hingabe höhere Lebenskräfte zufließen.

Schon die positiven Religionen zeigen auf höherer Stufe den Umbildungsprozeß der realen Weltmächte in Ideale menschlich-sittlicher Eigenschaften, die für den Andächtigen zu seelisch bildenden Mächten wurden. Durch die religiöse Kunst der Hellenen wurden die alten abstoßenden Naturidole zu Idealen einer geadelten Menschennatur, die auf den andächtigen Beschauer unmittelbar begeisternd und veredelnd wirkten. Für Jesus ist die Gottheit ein Ideal sittlicher Vollkommenheit (Matth. 5, 41 f. 48). Und was sind die „Geisteswirkungen“ anders, als die durch einen ganz natürlichen seelischen Vorgang vermittelten Wirkungen der Anschauung dieses Ideals?

Wenn der Herausgeber schließlich die Bezeichnung des Ideals als eines Göttlichen beanstandet, so befindet er sich dabei allerdings in Übereinstimmung mit dem Sprachgebrauch der exakten bildlosen, jede Verschiebung und Erweiterung der Bedeutung meidenden Rede. Aber die Aufnahme des Ideals in den Begriff des Göttlichen findet doch auch wieder darin eine Berechtigung, daß das Göttliche im eigentlichen Sinne nicht nur reale Weltmacht, sondern auch Objekt des religiösen Verhaltens ist und daß anderenteils auch das Ideal — wenigstens nach meiner Auffassung — eine höhere Macht ist. Jedenfalls befinde ich mich mit meiner Ausdrucksweise in recht guter Gesellschaft. Schon in meinem vorigen Aufsatze führte ich eine Stelle aus Goethes Gedicht „das Göttliche“ an; der, allerdings leicht verschleierte, Grundgedanke dieses Gedichtes ist: Nicht im Walten der Natur, nicht in der Schicksalsmacht, sondern allein im Wollen des edlen Menschen tritt uns in der Welt das Göttliche entgegen. Zweck dieser Zeilen ist nur, den Vorwurf einer gewissen Unklarheit von meiner früheren Auslassung abzuwehren. Ich resümiere kurz: Wenn das sittliche Ideal in gewissem Sinne eine höhere Macht ist, durch deren Dienst höhere Lebensgüter verlangt werden können, so giebt es eine Religion des Ideals.

P. S. Nachträglich bitte ich um Erlaubnis, noch zwei Gedanken zum Ausdruck bringen zu dürfen, die der soeben in meine Hände gelangte Aufsatz „Praktischer Idealismus“ in Nr. 25 in mir angeregt hat.

1. Seine Religion behält man am besten für sich. Die Religion hat, sobald sie aufhört, autoritative Volksmetaphysik zu sein, jederzeit eine so erhebliche Zuthat von Individuellem, daß es nur unter besonders günstigen Umständen möglich ist, sich mit Anderen darüber zu verständigen. Die Religion bleibt auch da, wo sie aufhört Dogma zu sein, vorwiegend etwas Trennendes.

2. Wenn man nur immer die moralische Verpflichtung einschärft, ohne die Verbindungswege offen zu halten, die vom Glückseligkeitsbedürfnis des Individuums zu seinem sittlichen Wollen führen, so gerät man in Gefahr, sich dem zu nähern, was in einem übrigens recht unbilligen Angriff auf die D. G. E. K. nicht unzutreffend als „Moralpfaffentum“ bezeichnet worden ist.

Frauenrechte.

Von Wendell Phillips.

Aus dem Englischen übersetzt von Mathilde von Colomb.

(Schluß.)

Die Verantwortlichkeit ist ein Mittel, ein großes Mittel der Erziehung, sowohl der moralischen als der intellektuellen. Sie schärft die Fähigkeiten. Sie entfaltet die moralische Natur. Sie macht die Nachlässigen vorsichtig und verwandelt die Sorglosigkeit in Besonnenheit. Seht die junge Frau an, die plötzlich Wittwe geworden ist, der die Sorge für die Erziehung der Kinder und deren Einführung ins Leben aufgebürdet ist. Wie klug und scharfsinnig sie wird! Wie reich an Hilfsquellen, wie umsichtig in ihren Anschauungen! Mit wie viel Verstand und Charakter überrascht sie ihre alten Freunde! Seht den Staatsmann, der in der Opposition so kühn und sorglos war: wie vorsichtig, bedächtig, ja furchtsam er wird in dem Augenblicke, wo er im Amte und sich bewußt ist, daß die Wohlfahrt eines Volkes von seiner Entscheidung abhängt! Die Frau kann niemals jene großen Fragen studieren, welche den Menschengeist am tiefsten interessieren und bewegen, bis sie dieselben unter dem zugleich antreibenden und hemmenden Einfluß der Verantwortlichkeit studiert. Und so lange ihr Verstand nicht durch solche Fragen geprüft worden ist, welche sie unter solchen Einflüssen studiert hat, werden wir niemals im Stande sein zu entscheiden, welcher Art er ist.

Ein Hauptgrund also, außer der Gerechtigkeit der Sache, warum wir den Stimmzettel für die Frau fordern, ist der, daß die Geschworenenbank und die Wahlurne die große Schule für unser Volk sind. Nachdem Tocqueville unser Land bereist hatte, ging er mit der Überzeugung fort, daß, so wertvoll auch die Geschworenenuntersuchung für die Feststellung der Thatsachen und die Verteidigung der Bürger ist, ihr Wert selbst in diesen Hinsichten nicht größer ist als der, welcher in dem Umstande liegt, daß sie die dem ganzen Volke offen stehende Schule der bürgerlichen Erziehung ist. Die Erziehung des amerikanischen Bürgers liegt in seinem Interesse an den Verhandlungen des Kongresses, — dem ernsten, persönlichen Interesse, mit welchem er die politischen Fragen zu ergründen sucht. Wenn der Geist, tief erregt durch eine zu entscheidende große Sache, sich zu den gewaltigsten Anstrengungen erhebt; wenn die große Krisis einer nationalen Umwälzung nahe ist: — dann geschieht es, daß die starke politische Erregung das Volk über das Zeitalter hinaushebt und eine ganze Nation zu einer höheren Stufe der Einsicht und Moral emporführt. Große politische Fragen regen das tiefste Innere der einen Hälfte der Nation auf; aber sie gehen hoch über den Köpfen der anderen Hälfte dahin. Inzwischen jedoch wundern sich die Theoretiker, daß die erste ihre ganze Natur entfaltet hat und die andere zurückgeblieben ist. Nun, diese große, weltumfassende, praktische, allgegenwärtige Erziehung verlangen wir für die Frau. So lange ihr dieselbe nicht bewilligt ist, könnt Ihr niemals entscheiden, wozu sie fähig ist. Der Frau die Eigenschaften eines Staatsmannes absprechen? Wie! den Schwestern der Elisabeth von

England, der Isabella von Spanien, der Maria Theresia von Österreich, ja, laßt es noch hinzufügen, auch der Elisabeth Heyrick, welche, als der Intellekt von ganz England in der Irre ging und in der Wüste einer falschen Philosophie umherwanderte, — als Brougham und Romilly, Clarkson und Wilberforce und alle die anderen großen und philanthropischen Geister Englands auf falschen Wegen irrten und in der West-Indien- und der Negerfrage nicht weiter konnten —, mit dem staatsmännischen Geiste einer Quäkerfrau das einfache und doch so mächtige Zauberwort ausgab: — **Unverzügliche, unbedingte Emanzipation,** — welches Wort die Frage löste und einer ganzen Race die Freiheit gab! Wie edel war das Verhalten jener Männer! Mit einer Willigkeit, welche ihrer Staatsweisheit Ehre macht und beweist, daß sie die inspirierte Stimme, sobald sie sie hörten, als solche erkannten, saßen sie zu den Füßen dieses weiblichen Staatsmannes, und sieben Jahre unter dessen Weisung thaten für die Lösung der größten sozialen Frage, die England jemals erschüttert hatte, mehr, als zuvor während eines Jahrhunderts geschehen war. O nein! Ihr könnt die Geschichte nicht lesen, — Ihr läset sie denn verkehrt, — ohne zuzugeben, daß die Frau, so eingeschränkt, gefesselt, abgeschlossen und erniedrigt sie auch gewesen ist, doch manchmal mit einem Strahle ihres instinktiven Genies mehr zur Lösung großer Fragen gethan hat, als der ganze umständliche Intellekt des anderen Geschlechts zustande gebracht hat.

Auf Grund der natürlichen Gerechtigkeit und ebenso auf Grund der höchsten Zweckmäßigkeit, und weil die Frau als ein unsterbliches und geistiges Wesen auf alle Mittel der Bildung ein Recht hat: — auf Grund alles dieses fordern wir für sie die Bürgerrechte und -Privilegien, welche der Mann genießt.

Ich will mich jetzt nicht über eine andere sehr wichtige Seite dieser Frage verbreiten, über den Wert der in Rede stehenden Wandlung in physiologischer Hinsicht. Unsere verkünstelten Begriffe haben die Frau zu einer solchen Treibhauspflanze gemacht, daß die Hälfte des weiblichen Geschlechts krank ist. Die Mütter der nächsten Generation sind krank! Es wäre besser, unsere Frauen arbeiteten wie die deutschen und italienischen Mädchen auf der Straße und beteiligten sich an der Erntearbeit, als daß sie bei der häuslichen und sitzenden Lebensweise, zu der unser Aberglaube sie verdammt, verkümmern und kränkeln. Doch ich überlasse dieses traurige Thema anderen Händen.

Noch ein Wort über den geringen Verdienst der Frauen. Die Frau, die im Hause arbeitet, empfängt nur ungefähr ein Drittel des Betrages, der dem Mann für ähnliche oder weit leichtere Dienste gezahlt wird. Die Frau, die außerhalb des Hauses arbeitet, bekommt ungefähr dasselbe. Für die besten weiblichen Leistungen werden etwa vierzig bis fünfzig Prozent weniger gezahlt, als für die entsprechenden männlichen. Es wäre nutzlos, wenn es gerecht wäre, einzelne Individuen darum zu tadeln. Wir alle sind lange durch ein allgemeines Vorurteil und eine allgemeine Unwissenheit belastet gewesen. Das Heilmittel besteht nicht darin, zu verlangen, daß der Fabrikant seine Arbeiter oder der Hausherr seine Dienstboten besser bezahle. Es ist nicht der Fehler des Kapitalisten. Wir schelten wohl auf den reichen Kapitalisten, aber ganz allein sein Fehler ist es nicht. Es ist eben so sehr der Fehler der Gesellschaft selbst. Es ist der Fehler jenes furchtsamen Konservatismus, der sich allem Neuen gegenüber wie ein Feuerstein erhitzt, — einer servilen Presse, die aus eigener Erfahrung so gut weiß, wie viele Narren und Feiglinge sich durch Spott regieren lassen. Es ist der Fehler von albernen Frauen, die immer ihre Idee von dem, was der „Dame“ geziemt, wie ein Gorgonenhaupt empor halten, um ihre Schwestern davor zurückzuschrecken, sich ihr Brot zu verdienen, — sie selber in ihrer Thorheit sind die beste Antwort auf ein schwaches Vorurteil, welches sie für einen wirklichen Grund halten. Es ist der Fehler jener Prediger, die es für unziemlich erklären, daß die Frau arbeite, außer in bestimmten Beschäftigungen, und so die ganze Masse der Arbeiterinnen in zwei oder drei Thätigkeitszweige drängen, wodurch sie dieselben gegenseitig ihre Ketten noch fester schmieden lassen. Fragt Ihr mich nach dem Grunde, warum für weibliche Arbeit so niedrige Löhne gezahlt werden? Es ist dieser: Es giebt ungefähr ebenso viele Frauen als Männer, die auf ihre eigene Arbeit als Broterwerb angewiesen sind. Der Mann sucht seine Beschäftigung überall und auf jede Weise. Niemand verbietet es ihm. Wenn er bei einem Gewerbe seinen Lebensunterhalt nicht finden kann, so greift er zu einem anderen; und in dem Augenblicke, in dem ein Gewerbe so überfüllt ist, daß die Löhne fallen, verlassen es die Männer, und die Löhne steigen wieder. Mit der Frau steht es nicht so. Die ganze Masse der Frauen muß in zwei oder drei Hantierungen Beschäftigung finden. Die Folge ist, daß es mehr Frauen darin giebt, als beschäftigt werden können; sie vernichten sich gegenseitig durch ihre Konkurrenz. Gesetzt, es würden in einer Stadt tausend Nähterinnen gebraucht. Wenn die Schneider nur fünf hundert finden könnten, so müßten sie ihnen bezahlen, was sie auch forderten. Aber setzt den Fall, wie es gewöhnlich ist, daß fünf tausend Frauen auf diese Arbeit warten, unfähig, sich einer anderen Beschäftigung zuzuwenden, und verdammt zu verhungern, wenn sie nicht einen Anteil daran erhalten, so sehen wir auf einmal, daß ihre Arbeit, weil sie den Markt überschwemmt, jämmerlich bezahlt werden muß. Die Frau kann nicht sagen, wie es der Mann thun würde: „Gieb mir so und so viel, oder ich suche mir andere Arbeit.“ Sie muß annehmen, was ihr geboten wird, und oft muß sie ihre Schwester unterbieten, um sich selbst einen Anteil zu sichern. Jeder Artikel wird billig verkauft, wenn zuviel davon auf den Markt gebracht wird. Die Arbeit der Frau ist billig, weil zuviel davon auf den Markt gebracht wird. Alle Frauenbeschäftigungen sind überfüllt, weil sie nur zwischen zwei oder drei wählen können. Eröffnet ihr jetzt andere Beschäftigungen! Öffnet ihr das Atelier des Künstlers, laßt sie dort eintreten; öffnet ihr die Büreau-Praxis wenigstens des Juristen, laßt sie dort hingehen; öffnet ihr zunächst alle die häuslichen Gewerbe der Gesellschaft und laßt sie dieselben monopolisieren. Nehmt aus den gedrängten und hungerndern Reihen der Nähterinnen von New-York einige, um Muster zu zeichnen, einige, um Verkäuferinnen zu werden, einige, um in unseren öffentlichen Bibliotheken zu helfen, einige, um unsere öffentlichen Register zu führen, einige, um Buchhalterinnen zu werden, und einige um den Puls zu fühlen: und die Folge wird sein, daß sie, wie jeder andere unabhängige Arbeiter, wie ihre männlichen Brüder, ihre eigenen Bedingungen stellen können und für ihre Arbeit gut bezahlt werden. Der Wettbewerb in zu engen Schranken ist es, welcher die Frauen in unseren Städten verhungen läßt; und jene Schranken sind durch Aberglauben und Vorurteil so eng gezogen.

Die Frau wird durch den Wettbewerb ihrer Schwestern bis zum Verhungern gebracht. Hoch besteuert, schlecht bezahlt, in Erniedrigung und Elend, — ist es da zu verwundern, daß sie der Versuchung des Reichtums erliegt? Mit den Männern verhält es sich ebenso; und so ergänzen wir die Reihen des Lasters durch die gewohnheitsmäßigen Vorurteile der Gesellschaft. Wir verderben das ganze soziale Gebäude dadurch, daß die Frau auf zwei oder drei Beschäftigungen beschränkt ist. Wieviel leiden wir durch die Tyrannei des Vorurteils! Wenn wir reuig und freudig der Energie, dem Verstande und dem Unternehmungsgeist der Frau die entsprechende Belohnung, die angemessene Verwendung geben, so wird die Frage der Löhne sich von selbst lösen; und wenn das nicht geschieht, wird sie überhaupt nie gelöst werden.

Diese Frage hängt eng zusammen mit dem großen sozialen Problem: den Lastern der Städte. Ihr, die Ihr im Hinblick auf die fortschreitende Demoralisation des civilisierten

Lebens das Haupt senkt in Schrecken und Scham und mit entsetzten Gesichtern Euch abwendet, blickt nun zurück auf diese sozialen Vorurteile, die Euch die einträglichen Beschäftigungen den Frauen haben verschließen lassen und bedenkt noch einmal die Resultate, zu denen Ihr gelangt seid! Schaut zurück, sage ich, und seht, ob Ihr hier wirklich Recht habt! Kommt her zu uns und erörtert mit uns diese Frage und sagt, ob diese verkünstelte Zartheit, dieser Moloch eines kindischen Vorurteils, dem Ihr die Tugend so vieler Frauen opfert, der hohen Anbetung wert ist, die Ihr ihm zollt! Überlegt einen Augenblick. Aus welchen Quellen ergänzt sich die weibliche Verworfenheit? Einige Wenige treibt der Leichtsinn in den Untergang. Sie würden in jener Charakterfestigkeit und jenem gesunden Sinne, den ein größeres Interesse am praktischen Leben gewöhnlich hervorbringt, ihren Schutz finden. Einige Wenige richtet das übergroß gewordene Verlangen nach sinnlicher Befriedigung zu Grunde, — übergroß geworden, weil alle anderen Fähigkeiten aus Mangel an Übung im Schlummer verblieben. Das Heilmittel für diese würde eine Beschäftigung sein, die den Verstand erweckt und ihre höchsten Energien aufregt. Gebt Jemandem ein ernstes Interesse im Leben, etwas zu thun, etwas, was den Wetteifer entflammt, und alsbald wird der Sinnengenuß sich in rechter Weise unterordnen. An müßige Seelen tritt die Versuchung des Lasters heran, und wessen halbe Natur unthätig bleibt, der ist ganz besonders müßig. Warum überwindet der Mann so viel öfter, als die Frau, einige Jahre oder Monate des Sinnengenusses und erhebt sich zu einem würdigeren Leben? Nicht allein deshalb, weil das Urteil der Welt die Frau so viel härter trifft. Der Mann kann sich in eine Thätigkeit stürzen, welche alle seine Fähigkeiten vollständig in Anspruch nimmt, und so überwältigt er durch ehrenhafte Interessen die Leidenschaft. Eine gewöhnliche Frau dagegen hat, wenn sie einmal gefallen ist, kein thätiges und anregendes Leben, in dem sie eine Zuflucht suchen könnte, in dem der Verstand mit der Leidenschaft um die Herrschaft streitet und in dem die Tugend durch hohe und thätige Gedanken gestärkt wird. Die Leidenschaft kommt in die leeren, obgleich gefegten und geschmückten Zimmer zurück und bringt mehr Teufel mit, als zuvor. Aber zweifellos besteht die große Versuchung zu jenem Laster in dem Verlangen nach schönen Kleidern, nach Reichtum und den Annehmlichkeiten, die es verschafft. Die Thatsachen werfen die Theorien bei Seite. Ob wir es nun anerkennen wollen oder nicht, — es giebt viele Frauen, die zwei oder drei Thaler die Woche verdienen und sich bewußt sind, daß sie ebenso im Stande wären wie ihre Brüder, hunderte zu verdienen, wenn ihnen erlaubt würde, ihre Fähigkeiten ebenso frei zu bethätigen. Erzürnt zu sehen, wie die begehrten Genüsse des Lebens ihnen für immer versagt bleiben, kommen sie in die Versuchung, die Augen zuzudrücken hinsichtlich der Art der Mittel, durch welche es sich ermöglichen läßt, den Reichtum und Luxus, nach dem sie dürsten, wenn auch nur kurze Zeit zu schmecken. Eröffnet dem Manne ein schönes Feld seiner Thätigkeit und sichert ihm den Gewinn desselben: und neun hundert neun und neunzig von Tausend werden es verschmähen zu stehlen. Eröffnet der Frau ein schönes Feld ihrer Thätigkeit, erlaubt ihr alles zu thun, was sie leisten kann, und laßt sie den Gewinn genießen: und neun hundert neun und neunzig von tausend werden es verschmähen, sich für Kleider oder Vergnügen zu erniedrigen.

Für dieses große soziale Problem, das Laster der Städte zu heilen oder zu vermindern, giebt es keine andere Lösung als die, welche die Frauenbewegung uns darbietet. Es ist die, die Frau selbst ihre Beschäftigungen sich wählen zu lassen, verantwortlich, wie die Männer es sind, dem gemeinsamen Schöpfer und nicht dem Manne. Ich beschwöre Euch daher, diese Frage in dem Geiste anzusehen, in dem ich mich bemüht habe sie Euch vorzuführen. Es ist keine phantastische, keine oberflächliche Bewegung, die sich auf individuelle Geschmacksrichtungen oder auf krankhaftes Mitleid mit den Leiden Einzelner gründet. Es ist ein großer sozialer Protest gegen das ganze Gebäude der Gesellschaft. Es ist eine Frage, welche — wir geben es zu und scheuen die Folgen nicht — bis unter den Altar geht, an dem Ihr betet, bis unter diese Gesellschaftsordnung, in der Ihr lebt. Und es ist wahr und nicht zu leugnen, daß, wenn wir Recht haben, die Lehren, die von den Kanzeln Neu-Englands gepredigt werden, falsch sind. Es ist wahr, daß all' der geheuchelte Schrecken davor, daß die Frau aus ihrer Sphäre heraustritt, eine Verkehrtheit ist, eine Verkehrtheit, welche voll arger Folgen ist. Verstehet uns recht! Wir scheuen nicht den Kampf! Wir werfen Euch den Fehdehandschuh hin! Wir haben die Kosten veranschlagt, wir kennen das Joch und die Last, die wir auf uns nehmen. Wir kennen den Spott, die lügnerischen Behauptungen und Verdrehungen, die uns erwarten. Wir haben Alles vorausberechnet. Und es ist nur der Staub in der Wagschale, verglichen mit dem unschätzbaren Segen, der einen Hälfte des Menschengeschlechts Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, diese auf andere Weise nicht zu kurierende Wunde zu heilen, diesen Strom der Verderbnis gleich an der Quelle des Gesellschaftslebens zum Versiegen zu bringen. Wahrlich es ist die große Frage unserer Zeit! Sie geht allen anderen vor. Sie braucht wenig Hilfe von der Gesetzgebung. Scheinbare Einwürfe sind schließlich keine Gründe. Wir wissen, daß wir im Rechte sind. Wir wollen nur die Möglichkeit haben, die Frage zu erörtern, sie vor dem Publikum voll zu entfalten, und sie dann der Einsicht und dem Herzen unseres Volkes überlassen, in der Zuversicht, daß die Institutionen, unter denen wir leben, und die Bildung, welche andere Reformen beiden Geschlechtern bereits gegeben haben, Männer und Frauen hervorgebracht haben, welche fähig sind, sogar ein schwierigeres Problem zu lösen und einen radikaleren Umschwung herbeizuführen, als diesen.

Mörderisches Dilemma.

Von Josef Popper in Wien.

Als in Byzanz der Kampf zwischen den Blauen und Grünen am heftigsten tobte, lebte daselbst ein Gelehrter, ferne jedem theologischen und politischen Streite, ausschließlich seinen Lieblingswissenschaften: der Philologie, Grammatik und Jurisprudenz. Bei seiner Isolierung und ausschließlich abstrakten Richtung glaubte er sich sicher vor jeder Störung, vor jedem Eingriff in sein Eigentum, vor jeder Bedrohung seiner Gesundheit oder seines Lebens. Eines Tages brach nun wieder der Kampf der Parteien auf der Straße aus, ein wutschnaubender Trupp der Blauen kam in die von dem Gelehrten bewohnte Straße und suchte in jedem Hause nach Gesinnungsgenossen oder Gegnern.

Sie stürmten in sein Zimmer. Strahlend von großen Ideen und von Wahrheitsliebe stand er vor ihnen.

„Bist Du etwa ein Grüner?"

„Nein."

Da glaubten sie ihn bereits den ihrigen.

„Also ein Blauer?"

„Auch nicht."

„Wenn Du denn gar nichts bist, so stirb" — und sie machten ihn auf der Stelle nieder.

Sprüche

von Dr. S. Kristeller.

Das ist ein edles Herz,
Deß' Milde sich bewährt,
Wenn von der harten Welt
Ihm Unbill widerfährt;
Ja dessen Milde sich
Zu reicher Liebe steigert,
Je mehr ihm von der Welt
An Liebe wird verweigert.

Denn wenn dein Leben wird
Beglückt durch Menschenhuld,
So ist dein gutes Thun
Nur Zahlung einer Schuld;
Doch ächte Liebe will
Die Welt von allem Bösen
Durch reiches Übermaß
An eigner Lieb' erlösen.

Hat dir ein Edler Gutes erwiesen,
Sieht er sich ungern als Helfer gepriesen —
Thät dir ein Kleiner was je zu Gefallen,
Bist du ihm ewig als Schuldner verfallen.

Der vierte evangelisch-soziale Kongreß.

(Schluß.)

In der 2. Sitzung am 2. Juni hielt zunächst Hofprediger Braun-Stuttgart einen Vortrag über die Annäherung der Stände in der Gegenwart. Der Grundgedanke seines Vortrages wird in einem ausgelegten Flugblatt von dem Vortragenden folgendermaßen ausgeführt:

1. Thatsächlich vollzieht sich in der Gegenwart — im Anschluß an die rechtliche Gleichstellung und vermehrte persönliche Berührung — eine Annäherung der verschiedenen Stände auf den Gebieten der allgemeinen Geistesbildung und der äußeren Lebenshaltung.
2. Aber diese Annäherung bleibt, wenn sie nicht auf festere und tiefere Grundlagen gestellt wird, eine ungenügende und widerspruchsvolle und hindert nicht die innere Entfremdung zwischen den Ständen und die Schärfung des Klassenbewußtseins.
3. Eine wirklich wertvolle und fruchtbare Annäherung der verschiedenen Stände hat zu notwendigen Voraussetzungen:
   a) eine derartige Gestaltung der materiellen Lage für die Glieder aller Stände, daß jedem ein Gefühl der Sicherheit und Befriedigung ermöglicht und dem Neid wie dem Übermut der Boden entzogen wird;
   b) den innerlich verbindenden Besitz idealer, insbesondere religiöser Güter und Interessen;
   c) Achtung und Vertrauen als Grundton aller persönlichen Beziehungen.
4. Hiernach wird der Annäherung der Stände wenn auch nur unmittelbar, so doch um so gründlicher gedient
   a) durch energische Thaten der sozialen Reform;
   b) durch Pflege der idealen Faktoren in allen Ständen, insbesondere kraftvolle Bethätigung der christlichen Kirche und Seelsorge;
   c) durch reichliche Anknüpfung und warme, unermüdliche Pflege persönlicher Beziehungen, wie sie sich ungezwungen im täglichen Leben ergeben.
5. In zweiter Linie haben auch besondere Veranstaltungen, die unmittelbar eine Annährung größerer, den verschiedenen Ständen angehöriger Kreise herbeiführen und zunächst auf geselligem Boden (durch Zusammenkünfte, Vereine, Feste) verwirklichen wollen, ihren Wert — insbesondere als Gegengewicht gegen Vereinsbildungen auf einseitiger Standesgrundlage, — aber nur wenn ihre Haltung von den in These 3 und 4 gezeichneten Gesichtspunkten bestimmt ist, und wenn alles Erkünstelte und innerlich Unwahre und alle übermäßige Betonung ihrer sozialen Bedeutung vermieden wird.
6. In Bezug auf die Annäherung der Stände wie alle sozialen Aufgaben der Gegenwart haben wir ohne Rücksicht auf den Erfolg unentwegt zu arbeiten in Pflichtgefühl und brüderlicher Liebe.

Besonders bemerkenswert sind einige Gedanken des Redners, welche den 4. Punkt seines Programmes näher bestimmen. Unter den energischen Thaten des Programmes versteht er vorzugsweise Reformen auf dem Gebiete der Steuergesetzgebung, schärfere Heranziehung der größeren Vermögen zu den Lasten des Staates, Ausdehnung der Sonntagsruhe, Fortsetzung des Arbeiter-Schutzgesetzes und größere Fürsorge für die in Staatsbetrieben beschäftigten Arbeiter. Auch er sieht die Wohlthätigkeit für kein geeignetes Mittel an, die Einigung der Stände herbeizuführen. In den Einrichtungen und Gebräuchen der christlichen Kirche sieht der Vortragende ein wesentliches Mittel zur Ausgleichung der Stände. Er verwirft den Gebrauch, sich in besonderen Predigten an gewisse Stände und Gesellschaftsklassen als solche zu wenden, und weist auf die Einigung aller Christen durch die gemeinsame Taufe, den gemeinsamen Konfirmandenunterricht, die Einsegnung und das Abendmahl hin. Die Anknüpfungen persönlicher Beziehungen zwischen Armen und Reichen gruppierte der Vortragende unter folgenden Gesichtspunkten: 1. Kurze zufällige Begegnungen. Es ist die Pflicht der Höhergestellten, mit Leuten aus dem Volke, wie der Milchfrau, dem Metzgerburschen u. a., hier und da, wenn er ihnen auf der Treppe begegnet, ein freundliches Wort zu wechseln. 2. Regelmäßige Lebensbeziehungen, wie sie zwischen Herrschaften und Dienstboten, Arbeitgebern und Arbeitnehmern bestehen. Auch diese sollen durch freundliche Formen und durch gegenseitige humane Teilnahme geläutert werden. Der Standpunkt des Vortragenden ist hierbei immer im wesentlichen auf der Voraussetzung der Existenz von höheren und niederen Ständen begründet. 3. Krankenpflege. Es wird als Pflicht für die Frauen der höheren Stände eingeschärft, die armen Kranken in ihren Wohnungen aufzusuchen und ihnen ihr Loos durch liebevolle Teilnahme und persönliche Dienstleistung zu erleichtern. Aber wir sollen uns nicht darauf beschränken im Verkehre mit Niedrigergestellten zu geben, wir sollen auch bereit sein, von ihnen zu nehmen. Der Geistliche soll auch, wenn ihm von armen Leuten ein bescheidener Tauskaffee offeriert wird, diesen nicht zurückweisen, u. dergl. Zu These 5 sei nur bemerkt, daß Hofprediger Braun sich unter diesen geselligen Zusammenkünften und Festen, die er empfiehlt, vorzugsweise solche vorstellt, welche bei patriotischen oder kirchlichen Gelegenheiten stattfinden. Er denkt vorzugsweise an die Sedanfeier, das Gustav-Adolffest, den Luthertag und schildert den Verlauf eines solchen Festes, das unter seiner Leitung der Stuttgarter evangelische Männerbund gefeiert hat. Eine Ausgleichung der Stände erscheint dem Vortragenden ebenso wenig möglich und wünschenswert, wie dem Prof. Kaftan. Tischgemeinschaft von Herrschaft und Dienstboten hält er in den meisten Fällen für unnatürlich. Ebenso hält er es für das beste, daß die Kinder in dem Stande ihrer Eltern bleiben. Versuche wie die Göhres, als Arbeiter unter Arbeitern zu verkehren, will er zur Nachahmung nicht empfohlen wissen. Der Vortragende bekennt, daß er keine optimistischen Erwartungen für die Zukunft in Bezug auf die Ausgleichung der Stände hege, hält sich aber auch ohne diese aus Pflichtgefühl für gebunden zu arbeiten, auch wenn nichts Erhebliches in absehbarer Zeit erreicht wird.

Lebhafter Beifall belohnte auch diese Ausführung des Redners. Von den Entgegnungen, welche dieser Vortrag in der Versammlung hervorrief, erscheint wiederum besonders diejenige des Predigers Naumann wegen ihres Standpunktes bemerkenswert. In fast allen Punkten protestiert er entschieden gegen die Ausführungen des Hofpredigers Braun. Er bestreitet ausdrücklich, daß ein allmählicher Ausgleich der Stände in der Weise, wie er in dem Vortrage geschildert wurde, schon jetzt sich vollziehe. Der Denkinhalt der besitzenden Stände ist ein ganz anderer, als der der Arbeiter. Man möge, um diesen letzteren kennen zu lernen, nur die bei Dietz in Stuttgart erscheinenden sozialdemokratischen Werke studieren. Auf Grund der Statistik weist er nach, daß die Kluft zwischen Reichen und Armen sich immer mehr erweitere.

Die von dem Vortragenden empfohlenen energischen Thaten der sozialen Reform weist er als ungenügend zurück; er kritisiert auch die Behauptung, daß das christliche Gemeindeleben schon heute geeignet sei, den Unterschied der Stände zu mildern oder zu verwischen. Die Kirchenstühle und gesonderten Plätze der christlichen Reichen beim Gottesdienst, ihre prunkvollen Begräbnisse, die so häufig vorkommende Scheidung der Konfirmanden der gebildeten Stände von denen der Armen stehen im schroffen Widerspruch zu der idealen Überbrückung des Standesunterschiedes durch die Kirche. Der protestantische Geistliche, der sich ganz den Interessen des arbeitenden Volkes hingebe, sei mannichfachen Anfeindungen, selbst von seinen Amtsgenossen, ausgesetzt. Das patriarchalische Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstboten, wie es der Vorredner schildere, sei keineswegs ein ideales und nicht allgemein zu empfehlen, es beruhe zumeist auf der Unterdrückung der freien Persönlichkeit des Dienenden. Wenn der Hofprediger Braun gemeinsame Andachten der Herrschaft mit dem Dienstpersonal empfohlen habe, so müsse er auch gemeinsame Mahlzeiten fordern. In bezug auf die Zusammenkünfte und Feste warnt er davor, die christlichen Arbeiterverbände als politische Beschwichtigungsvereine anzusehen. Er empfiehlt vor allem in diesen Vereinen Diskussionen über nationalökonomische Fragen, da diese die Arbeiter vorzugsweise interessieren. Die Stände sind nichts dauernd feststehendes, sie sind das Rohmaterial, welches umgeschmolzen werden muß.

Geheimrat Prof. Dr. Wagner spricht im wesentlichen sein Einverständnis mit dem Hofprediger Braun aus und bekämpft die Ausführungen des Predigers Naumann. Doch giebt er ihm darin Recht, daß es in der That den Gebildeten und Besitzenden unserer Tage allzusehr an nationalökonomischen Kenntnissen und infolge dessen an Verständnis für die Lage der arbeitenden Klassen fehle.

Amtsrichter Kulemann-Braunschweig drückt seine Befriedigung darüber aus, daß die von dem Vortragenden geäußerte Billigung des allgemeinen Wahlrechts in der Versammlung keinen Widerspruch gefunden habe, und befürwortet den Gedanken einer allgemeinen Volksschule. Die Besitzenden warnt er vor einer Unterschätzung der Intelligenz und Bildung der in der Sozialdemokratie organisierten Arbeiter und empfiehlt den Besuch sozialdemokratischer Versammlungen.

Hofprediger a. D. Stöcker charakterisiert den Standpunkt des Pfarrers Naumann gegenüber dem Hofprediger Braun dahin, daß Naumann mit seinem Denken bereits im Jahre 2000 stehe, während der Vortragende auf dem Boden unserer Zeit stehen geblieben sei.

Unter den Ausführungen, welche sich in der Debatte ergaben, war von besonderem Interesse, was der Missionsprediger Wangemann von seinen Erfahrungen berichtete, die er als wandernder Handwerksbursche gemacht hat. Er führte in ähnlicher Weise wie seiner Zeit Frau Dr Wettstein-Adelt einige unerfreuliche Erlebnisse an, die er als Hilfe- und Arbeitsuchender speziell bei protestantischen Geistlichen gemacht hat, und plaidierte in warmen Worten für die Armen, die heimatlos und ohne Subsistenzmittel von Thür zu Thür wandern und

unsere Mildthätigkeit in Anspruch nehmen. Nichts erbittert diese Leute mehr, als die Verachtung und Unfreundlichkeit, welche ihnen von allen Seiten entgegengebracht wird, wenn sie um Arbeit bitten.

Nach einer kurzen Frühstückspause schilderte Hofprediger a. D. Stöcker die Konflikte des Sonntagsgesetzes im Volksleben. Er wendete sich am Schlusse seines mit vielem Beifall aufgenommenen, zum Teil humoristischen Vortrages insbesondere gegen den Verkehr der Packetwagen im Postbetrieb während des Gottesdienstes und befürwortete sogar eine Beschränkung des Vorortverkehrs an Feiertagen —

Welche Stellung man auch im allgemeinen der protestantischen Kirche gegenüber einnehmen und wie man auch im einzelnen die Männer beurteilen mag, welche in dem evangelisch-sozialen Kongresse diesmal hervorgetreten sind, so war doch der Eindruck, welchen diese Versammlung von 600 Geistlichen machte, die mit gespannter Aufmerksamkeit den Ausführungen der Redner lauschten und besonders einzelnen kühnen, arbeiterfreundlichen Wendungen Beifall spendeten, ein nicht unbedeutender. Man hatte die Empfindung, nach Beendigung dieses Kongresses werden diese Hunderte von redegewandten und unter ihren Gemeinden einflußreichen Männern in ihre Heimat zurückkehren und diesen neuen Geist, der sie hier umwehte, wenn nicht stets durch ihre That, so doch durch ihr Wort und ihre Predigt verbreiten. Wenn man sich auch keinen Illusionen hingeben darf in bezug auf den Einfluß, den dieser sozial angehauchte Protestantismus auf weite Kreise der Bevölkerung ausüben kann, so ist es doch von großem Interesse zu beobachten, wie sich das Christentum und in diesem Falle der Protestantismus bereits mit einer vollkommenen Umgestaltung der bestehenden wirtschaftlichen Verhältnisse zu befreunden beginnt. Zwar sind auch die kühnsten Stürmer noch nicht bereit, alle Institutionen des modernen Staates, insbesondere die Familie, preiszugeben; aber die privatkapitalistische Produktionsweise wird von den entschiedeneren „Jungen“ schon nicht mehr respektiert, und selbst die älteren sind in dem einen Punkte weit über einen großen Teil der sogenannten Liberalen hinausgegangen. In der Frage: soziale Reform oder Privatwohlthätigkeit schienen nahezu alle Mitglieder des Kongresses sich für soziale Reform zu entscheiden. Die Privatinitiative wurde einmütig als unzureichend erklärt. Der evangelisch-soziale Kongreß fürchtet nicht die Vermischung seiner religiös-ethischen Anschauungen mit Politik. Nicht bloß religiös-ethische Einwirkung auf die Gemüter der Menschen wird geplant, sondern in gleichem Maße wirtschaftliche Reform durch die Gesetzgebung. Dabei erkennt das Aktionskomitee vollständig richtig, daß unter den heutigen Verhältnissen eine ethische Einwirkung auf weitere Volksschichten in keiner Weise für den möglich ist, der nicht die wirtschaftliche Lage derjenigen Personen zur Genüge kennt, die er für seine Ideen gewinnen will. Diese Erkenntnis hat die Versendung des die Lage der ländlichen Arbeiter betreffenden Fragebogens, auf dessen Einzelheiten näher einzugehen ich mir leider versagen muß, veranlaßt. Das Komitee begreift aber auch ferner, daß unter den heutigen Verhältnissen eine öffentliche Wirksamkeit in ethischem Sinne ohne Kenntnis der wichtigsten Gesetze der Nationalökonomie unmöglich ist, und aus diesem Grunde sind die für den Herbst geplanten nationalökonomischen Kurse in Aussicht genommen worden. Ein wesentliches Moment, welches die Wirksamkeit dieser evangelisch-sozialen Bestrebungen erhöht, liegt in dem Umstande, daß der Kongreß in seinen Mitgliedern, den Geistlichen, überall einflußreiche und redegewandte natürliche Vertrauensmänner besitzt und daher weniger als andere Vereinigungen auf komplizierte Zweigvereine angewiesen ist. Ebenso ist es wichtig, daß der evangelisch-soziale Kongreß mit seinen Forderungen überall an alte, bei Hoch und Niedrig weit verbreitete bewährte Grundanschauungen appellieren kann, und daß diese Grundanschauungen ein Evangelium enthalten, das in erster Linie auf die Armen und Elenden dieser Welt berechnet ist. Das Christentum ist an und für sich, wie die Geschichte der Puritaner in Großbritannien und Nord-Amerika beweist, durchaus nicht unvereinbar mit demokratischen Einrichtungen und enthält so mancherlei Dogmen, welche kommunistische Auslegung zulassen. Es ist daher, bis auf seine speziell metaphysischen Lehren von der göttlichen Person Christi, dem Leben nach dem Tode, der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur u. dergl., nicht unvereinbar mit einem ähnlichen Gemeinwesen, wie es die Sozialdemokratie ausmalt. Diese dogmatischen Anschauungen, welche allerdings das Wesen des Christentums ausmachen, scheiden denn nun auch grundsätzlich selbst die extremsten jüngeren protestantischen Theologen von der Sozialdemokratie.

Auf eine Kritik der vorgetragenen Meinungen müssen wir hier verzichten; zum Teil sind ausgesprochene Irrtümer schon in der Versammlung selbst durch Erwiderungen richtig gestellt worden. Tiefergehende grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten hier zu erörtern gebricht es an Raum. Aber auch ohne im einzelnen mit den Äußerungen übereinzustimmen, wird man zugeben müssen, daß der evangelisch-soziale Kongreß ein Organismus von nicht zu unterschätzender Bedeutung in unserm Volksleben ist, daß er Männer umfaßt, in deren Herzen neben einer apostolischen Hingebung an die Lehre Christi eine warme Liebe und brüderliche Hochachtung vor den im Schweiße ihres Angesichtes arbeitenden Volksklassen brennt, daß in seinen Mitgliedern ein hohes Interesse und ein viel reiferes Verständnis für die wirtschaftliche Entwickelung unserer Zeit anzutreffen ist, als man es sonst in den Kreisen sich liberal nennender Gebildeter zu treffen gewohnt ist.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

Am 9 Juni hielt Herr Dr. R. Penzig aus Montreux einen Vortrag über „Tolstoi als ethischer Denker“. Nach einer Einleitung über den Entwicklungsgang Tolstois als Denker definierte Redner die Ethik als die Wissenschaft vom verbindlichen Handeln und gliederte, da alles Handeln sich nur auf Natur und Menschen beziehen könne, sein Thema in die drei Abschnitte: Tolstoi's ethische Forderung gegenüber der Natur, der Familie und der Gesellschaft (Staat). Nach dem Vorgange Rousseau's konstruire sich Tolstoi einen absoluten Gegensatz zwischen Natur und Kultur und fordere bedingungslose Rückkehr der Menschheit aus der glückmordenden Kultur zur Natur. Dabei begehe er die Inkonsequenz, schon einen niedrigen Kulturgrad, wie den des russischen Bauern, mit Natur zu identifizieren und nicht zu dem Naturleben des Menschen zurückzugehen. Eine Herrschaft des Menschen über die Natur erkenne er nicht nur nicht an, sondern vernichte mit seinem ersten und obersten Gebot: „Widerstrebet nicht dem Übel“ auch den berechtigten Selbsterhaltungstrieb. Der Kampf um's Dasein sei keine willkürliche Erfindung des Menschen, sondern ein Naturgesetz, und wer sich ihm entziehen wolle, müsse untergehen. Wolle nun schon hier Tolstoi die Natur nach seinen ethischen Begriffen umformen, so noch vielmehr in seiner Bekämpfung des Fortpflanzungstriebes, der die Geschlechtsgemeinschaft selbst in der Ehe als einen Sündenfall der Menschheit betrachte. Im Anschluß daran weist Redner auf einen sophistischen Kunstgriff Tolstoi's hin, mit dem er seine mönchische Ethik bald als unendliches Ideal darstellt, dessen Verwirklichung nur im Gedanken zulässig sei, bald als unmittelbare Vorschrift, die sich an den Willen des Einzelnen direkt wende. In der weiteren Besprechung von Tolstoi's Stellung zur Familie unterzieht der Redner seine Ideen über Erziehung und Bildung sowie über das Eheglück der Kritik. Endlich, im letzten Abschnitt, der das Tolstoi'sche ethische Evangelium mit seinen fünf Gebot n behandelt, wird nachgewiesen, daß die Durchführung dieser sittlichen Vorschriften zum vollständigen Umsturz unserer Gesellschaft führen müsse, da Leben, Eigentum, Ehe, Obrigkeit, Rechtspflege, Arbeitsteilung, Kunst und Wissenschaft, endlich der ganze gesellschaftliche Organismus dabei zu Grunde gehe.

Wenn nun auch die sachliche Kritik Tolstois Weltanschauung als einen großartigen Irrtum bezeichnen müsse, so sei doch Tolstoi's Gesinnung die edelste; die erbarmungsvolle, selbstvergessende Liebe, die sein ganzes Leben durchgeistigt, mache ihn zu einem der hervorragendsten Arbeiter an ethischer Kultur, d. h. Einigung der Menschheit durch Liebe.

(Abteilung Straßburg i. E.)

Am 6. Juni fand hier im großen Saale der Loge z. tr. H. die konstituierende Versammlung der ‚Abteilung‘ Straßburg i. E. der D. G. E. K. statt. Der Obmann des bisherigen „Zweiges“, Herr Dr. Wislicenus, konstatiert die erfreuliche Thatsache, daß die Zahl der Mitglieder, Dank insbesondere der Bemühungen des Herrn S. Jacobi, auf 28 gestiegen sei und damit der bisherige ‚Zweig‘ in eine ‚Abteilung‘ verwandelt werden könne. Auf Vorschlag des Herrn Pfarrer Piepenbring werden einstimmig gewählt:

Privatdozent Dr. W. Wislicenus — Vorsitzender.
Banquier E. Schwarzmann — stellvertretender Vorsitzender
Privatdocent Dr. F. von Wagner — Schriftführer.
Fräulein E. Wurster — stellvertretender Schriftführer.
Buchhändler Fr. Schlesier — Kassenführer als Vorstand und Ministerial-Referent Toussaint und Fabrikant S. Jacobi als Revisoren der neuen Abteilung.

Herr Dr. Wislicenus erstattet darauf den Kassenbericht des verflossenen Zweiges, für welchen, da in Ordnung befunden, der gewesene Revisor des letzteren, Herr Dr. von Wagner, die Entlastung beantragt, welche von der Versammlung angenommen wird.

In der folgenden Beratung über die nächsten im Sinne der Vereinszwecke zu unternehmenden Schritte ergab sich allgemeines Einverständnis, daß bis zum Herbst von einer größeren Bethätigung nach Außen abzusehen, dafür aber Erstarkung und Konsolidierung im Innern anzustreben sei. Als Mittel zu diesem Zwecke sollen zwanglose Zusammenkünfte dienen und die Anlage einer in das Thätigkeitsgebiet der D. G. E. K. gehörigen Schriftensammlung, für welche bereits eine Anzahl von Mitgliedern geschenkter Druckschriften vorliegt, die demnächst der Benützung der Mitglieder werden zugänglich gemacht werden.

Eine Reihe weiterer Anregungen, im kleinen Kreise der Sache der D. G. E. K. werkthätig zu dienen, wird zustimmend zur Kenntnis genommen, insbesondere der Vorschlag des Herrn Pfarrer Piependring, daß solche Mitglieder, welche Beziehungen in anderen Orten des Elsaß haben, daselbst auf die Gründung von Zweigen hinwirken möchten, warm begrüßt.

Der Vorsitzende, Herr Dr. Wislicenus, teilt ferner mit, daß er einer an ihn ergangenen Aufforderung entsprechend im Monat Juli vor den Mitgliedern der beiden hiesigen Logen einen Vortrag über die D. G. E. K. halten werde.

Ein Antrag des Herrn Dr. von Wagner, behufs Abänderung der §§ 10 und 15 der Satzungen mit anderen Abteilungen, insbesondere Frankfurt a. M. in Verbindung zu treten, wird angenommen und der Vorstand beauftragt, das Nötige zu veranlassen.

Anzeigen.

In unserm Verlage erschien soeben:

Gesinde-Ordnung

für die Königl. Preuß. Staaten.

Mit den sämmtlichen darauf bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen und Verordnungen und den wichtigsten Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe etc.

Für den praktischen Gebrauch nach dem amtlichen Material

herausgegeben von

R. Höinghaus.

Zweite Auflage. Mit ausführlichem Register.

88 Seiten Taschenformat. Preis 50 Pf.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

The Mutual

Lebensversicherungs-Gesellschaft von New-York.

— Gegründet 1843. —

Carl Freiherr von Gablenz,

Director und General-Bevollmächtigter,

Berlin W., Markgrafenstraße 52, im Gesellschaftsgebäude.

Vermögensbestand am 1. Januar 1893 rund 735 Millionen Mark.
Reiner Ueberschuß „ „ „ „ 63 „ „

Versicherungen zu den coulantesten Bedingungen.
Niedrige Prämien und hohe Dividenden. — Leibrenten besonders zu empfehlen. — Policen sind nach 2 Jahren **unanfechtbar** und nach 3 Jahren **unverfallbar.**
Auskunft und Prospecte bei den Vertretern der Gesellschaft und im Hauptbureau Markgrafenstraße 52.

Vor Kurzem erschien und ist durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen:

Verlags-Katalog

von

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhdlg.

1808 – 1892.

Hempel's Klassiker-Ausgaben.

Ausführliche Specialverzeichnisse.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

URANIA-SÄULE　　URANIA-SÄULE

Feinste u. wirksamste Reclame für Berlin!

Fläche A
145 cm hoch, 60 cm breit.

Fläche B
20 cm hoch, 35 cm breit.

Fläche C I
20 cm hoch, 84 cm breit.

Fläche C II
20 cm hoch, 20 cm breit.

Fläche D
46 cm hoch, 60 cm breit.



Preise
pro Woche und Säule.

Fläche A 30 Mark.

Fläche B }
„ C I } 10 Mark.

Fläche C II }
„ D } 5 Mark.

URANIA-UHREN- UND SÄULEN-COMMANDIT-GESELLSCHAFT BERLIN C.,
Spandauerbrücke 11.

Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.

Die „**Ethische Kultur**“ erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste I. Nachtrag Nr. 2070a) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste 1. Nachtr.-Nr. 2070 a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang. | Berlin, den 1. Juli 1893. | Nr. 27.

Reform und Reformer.

Vortrag, gehalten am 3. Februar 1893 im Unitarischen Frauenbund (Women's Unitarian League) von

Fanny Garrison Villard.

Autorisierte Übersetzung.

Ich habe mich hochgeehrt gefühlt durch die an mich ergangene freundliche Einladung, vor den ernsten und denkenden Frauen des Unitarischen Bundes über einen für den Fortschritt der Welt so entscheidenden Gegenstand zu sprechen, wie das Thema „Reform und Reformer“ es ist. Nicht ohne Zaudern habe ich eingewilligt, zweifelnd, ob ich einer so großen Sache wohl Gerechtigkeit widerfahren zu lassen vermöchte; doch wurde ich ermutigt, den Versuch zu wagen, durch den Gedanken, daß es mein unermeßliches Glück ist, die Tochter eines Reformers zu sein*), der von meiner Geburt an mein Gemüt in den Dienst der leidenden Menschheit gestellt hat. „Der Eltern Ruhm ist der der Kinder.“

Heutigen Tages erfüllt die Betrachtung der Lebenszustände in der ganzen Welt den besonnenen Geist mit gemischten Gefühlen von Freude und Traurigkeit. Wir preisen die Tugenden, blicken mit Betrübnis und mit Abscheu auf das Elend und das Verbrechen, und verzweifeln zu Zeiten fast daran, ob es denn wirklich einen merklichen Fortschritt zum Besseren gebe. Von der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts durchforschen wir die Berichte über die mächtigen, Gut und Blut verschlingenden Kämpfe, welche in der Vergangenheit zwischen der Freiheit und der Unterdrückung stattgefunden haben, und erst dann gewahren wir, daß in keinem Zeitalter der Welt der Wohlstand durchschnittlich so groß gewesen ist, wie in der Gegenwart. Dieselben Mittel, welche dies herbeiführten, müssen heute angewandt werden, um bestehende Übel zu beseitigen und die Menschheit auf ein noch höheres Niveau zu erheben. Die mächtigste Waffe im Kampfe menschlichen Fortschritts ist der Geist des Protestes, welcher gegen den Uebelthäter und seine Missethaten laut und rücksichtslos seine Stimme erhebt. Inmitten der Stille, die nur eine Ruhe des Friedhofes ist, ruft eine tapfere Seele durch einen Trompetenstoß zu den Waffen, die Sünde niederzuwerfen und die Gerechtigkeit auf den Thron zu setzen. Wenn die Sache eine wahrhaft gerechte ist, verbindet sich mit der einen Stimme früher oder später ein Chor von Stimmen, welcher schließlich die Siegeshymne erschallen läßt. Die einzelne Stimme tritt für die Reform und die Vereinigung der Stimmen für die Reformer ein. Ohne den unerschrockenen Mut des Einzelnen erwarten wir vergeblich ein Erwachen der Massen aus ihrem verderblichen Schlummer.

Unter einem Befehlshaber, welcher Zutrauen einflößt, und welcher die Gefahr selbst so wenig achtet, wie er dies von seiner Truppe verlangt, marschieren die Menschen in der Schlacht, wenn es sein muß, willig dem Tode entgegen. So auch muß der Reformer für sein Werk besondere Eigenschaften besitzen. Vor allem Andern muß er vollkommene Lauterkeit des Charakters haben. Keiner, der die Mitarbeit und Sympathie seiner Nebenmenschen bei der Niederwerfung eines Unrechts verlangt, darf in anderen Dingen einen sittlichen Makel haben. Um erleuchten, überreden, durch eine beredte Darstellung der Forderungen der von ihm verfochtenen Sache siegen zu können, darf er nicht einmal eine Achilles-Ferse der Verwundbarkeit haben. Er muß sich einer ungewöhnlich strengen Kritik, heftigen Anklagen und Gefahren, die ihm das Leben kosten können, unterwerfen; aber er muß bei Alledem in Hinsicht auf die Wahl seiner Mittel zur Erreichung seines Zweckes ohne Tadel sein.

Jeder von uns gewahrt leicht, wie die Hingabe an eine hohe Idee das menschliche Mitgefühl erweitert, sodaß es nicht in enge Grenzen eingeschlossen werden kann. Wenn unser Auge sich der Wahrnehmung einer Art des Leidens öffnet, so erschließt es sich auch vielem andern zuvor unbekannten, bis der Blick sich an das durchdringende Licht der Sonne der Erforschung gewöhnt und Hoffnungen und Wünsche für die allseitige Emporhebung der Menschheit die Stelle der Unwissenheit und Gleichgiltigkeit oder einer wohlgemeinten, aber eingeschränkten Philanthropie einnehmen. Dies ist ein Gewinn von unschätzbarem Wert für den Reformer, ein „Sesam-öffne-dich“ für ein Thor, das denen verschlossen ist, welche taub sind für den Ruf „Herein“, der sie ihren minder glücklichen Brüdern und Schwestern helfen heißt.

John Stuart Mill sagte bei einer denkwürdigen Gelegenheit*): „Ein edles Werk, edel vollbracht, enthält stets nicht nur eine, sondern viele Lehren; zwei mögen hervorgehoben werden, die es besonders verdienen, allen denen ans Herz gelegt zu werden, welche die Welt besser zurückzulassen wünschen, als sie sie fanden.

„Die erste Lehre ist: Strebe nach etwas Großem; strebe

*) Die Verfasserin, die Gattin des „Eisenbahnkönigs“ Henry Villard, ist die Tochter des großen amerikanischen Sklavenbefreiers William Lloyd Garrison. Einen Auszug aus der von dessen Söhnen verfaßten vierbändigen Biographie desselben hat der Herausgeber dieser Zeitschrift veröffentlicht (Berlin, A. Asher & Co., 18[illegible]).

*) Bei dem „öffentlichen Frühstück“ zu Ehren William Lloyd Garrison's am 29. Juni 1867 in St. James' Hall in London. (Anm. d. Red.)

nach Dingen, die schwierig sind, — und es giebt nichts Großes, was nicht schwierig ist. Beschränke Dein Unternehmen nicht auf etwas, dessen Erfolg Du in den nächsten Jahren oder in den Jahren Deines eigenen Lebens zu erblicken hoffen kannst. Fürchte nicht den Vorwurf der Donquixoterie oder des Fanatismus; sondern wenn Du wohl erwogen hast, was Du unternehmen willst, wenn Du Deinen Weg klar vor Dir siehst, dann gehe vorwärts, und sei es selbst auf die Gefahr, von eben den Menschen, deren verwandeltes Herz einst Dein Ziel verwirklichen wird, in Stücke zerrissen zu werden.

„Die andere Lehre ist diese: Wenn Du nach etwas Edlem strebst und Erfolg hast, dann wirst Du in der Regel finden, daß Du nicht nur darin Erfolg gehabt hast. Hundert andere gute und edele Dinge, an die Du niemals dachtest, werden nebenbei vollbracht worden sein. Obwohl in neun und neunzig von hundert Fällen unsere bestgerichteten Anstrengungen vergeblich scheinen mögen, da nichts aus ihnen folgt, was man als einen bestimmten Gewinn für die Menschheit erweisen könnte, kann doch in dem hundertsten Falle der Erfolg so groß und blendend sein, wie wir ihn nie hatten erhoffen dürfen, und dessen Voraussage Zweifel an der geistigen Gesundheit des sanguinischen Propheten erregt haben würde."

Dem Reformer, der einen lebendigen Grundsatz verficht, tritt man immer mit dem Popanz „Zuträglichkeit" entgegen; und es ist kein kleiner Teil seines großen Werkes, die Bedeutung des Wortes Grundsatz zu lehren. Wir müssen bekennen, es ist sonderbar, daß viele treffliche und musterhafte Menschen doch nicht zu begreifen vermögen, daß ein Grundsatz so unveränderlich ist wie die Gesetze, welche das Weltall beherrschen, — daß es keine Zeiten oder Gelegenheiten giebt, wo wir ihn aufgeben müssen, und daß der Erfolg unserer Treue gegen denselben uns gar nichts angeht. Der Erfolg des Rechtthuns ist immer recht; der Zustand der Dinge, den wir beklagen, ist das Resultat des Unrechtthuns. Das seichte Denken vergißt, daß es eben dieser Mangel jeglichen Grundsatzes ist, was den Reformer zu einer Notwendigkeit macht. Laßt uns Gerechtigkeit üben, „ob auch der Himmel einstürze," oder, wie Horace Mann treffend sagte, „damit er nicht einstürze."

Es geschieht oft, daß dem Reformer das Zuträglichkeits-Argument noch in anderer Gestalt begegnet. So findet er bei Vielen Sympathie, so lange er nur die Sache verficht, an welcher jenen gelegen ist; wenn er sich aber einer anderen Sache annimmt, die ihm ebenso wertvoll, die aber noch weniger populär ist, so mahnen ihn seine Anhänger sofort, daß er die letztere fallen lassen müsse, anderenfalls sie ihn nicht mehr unterstützen würden. Was ist seine Pflicht? Soll sein Werk zerstört werden, und muß er ihm nicht Opfer bringen? Die Antwort ist sehr einfach. Seine erste Pflicht ist, stets seinen höchsten Überzeugungen vom Rechten, seinen edelsten Trieben der Menschlichkeit zu folgen, ohne Rücksicht auf die Beförderung irgend einer Sache; denn Keiner kann ein wahrer Menschenfreund sein und auf die Zeit, in welcher er lebt, Einfluß ausüben, der sich nicht selber treu bleibt. Zudem muß das Beispiel seiner Hingebung an sein Gewissen Andere auf ein höheres Niveau des Denkens emporführen; und mit diesem Erfolge kann er wohl zufrieden sein.

Würden die Frauen in der Stellung sein, welche sie heut einnehmen, wenn die Führer der Antisklaverei-Bewegung das gethan hätten, wovon man ihnen sagte, daß sie es thun müßten, wenn sie wollten, daß sie die Verbündeten behielten, die sie bereits gewonnen hatten, — nämlich wenn sie den Frauen verboten hätten, auf der Tribüne die Sache der niedergetretenen Sklaven zu verfechten? Nein. Ihre Pflicht gegen die Sache der Frauen war so groß wie die gegen die Sache der Sklaven, und edel erkannten sie es an. Daraus ist die mächtige Frauenbewegung entstanden, welche das Thätigkeitsfeld der Frau erweitert, ihren Verstand erleuchtet, sie zu einem intelligenteren Weibe, einer einsichtigeren Mutter und einem würdigeren Gefährten des Mannes, als sie je zuvor war, gemacht hat, und welche fort und fort die Frau veredeln und erheben wird, so daß der Geschichtsschreiber des nächsten Jahrhunderts nicht nur die Thaten der Männer — der Hälfte des Menschengeschlechts, — sondern auch die der Frauen, der anderen, sehr wichtigen Hälfte, zu berichten haben wird.

Als ich noch ein kleines Kind war, sagte man mir einmal, daß „zwei Unrechte niemals ein Recht machen." Ich habe es nie vergessen. Es ist wahr, daß wir lieber eine Ungerechtigkeit erdulden sollten, während wir zugleich ernst gegen sie Verwahrung einlegen, als sie durch Mittel beseitigen, welche unsere Mitmenschen verletzen. Ich beziehe mich besonders auf den Krieg als ein Mittel, eine Ungerechtigkeit niederzuwerfen. Wir haben bereits einen solchen Krieg gehabt, und wir können nun Verlust und Gewinn abschätzen. Er war besser als ein Friede, welcher ein Friede des Grabes war, die Verschließung eines Vulkans, der schließlich zum Ausbruch kam und die Geheimnisse des Beinhauses offenbarte. Aber er war ein schrecklicher Preis für die Freiheit, ein Preis, der, laßt es uns hoffen, nimmer wieder in dieser Welt gefordert werden wird.

Es muß das besondere Vorrecht des Reformers sein, seinen Mitmenschen die Lehre wieder ins Gedächtnis zu rufen, welche vor so langer Zeit Jesus uns gegeben hat: daß es der Märtyrer-Geist ist, welcher siegt, — nicht zeitweilig siegt, wie gewöhnliche Waffen es thun, sondern für immer. Die unversehrbare Rüstung des Geistes ist die Art Panzer, welche wir alle tragen sollten.

Einen unwiderstehlichen Eindruck macht der Anblick eines Menschen, der bereit ist, um seiner Grundsätze willen den Tod zu erleiden, wenn es sein muß, aber eine zu erhabene Seele hat, als daß es ihm möglich sei, seine Verfolger zu töten oder ihnen Leid zuzufügen. Je stärker unser Wunsch ist, ein Unrecht abzustellen, um so mehr müssen wir von dem Wunsche erfüllt sein, denen, welche für dasselbe eintreten, Gutes zu thun, auf daß auch sie die Freude und das Glück genießen, welches denen beschieden ist, die den moralischen Maßstab zu erhöhen streben. Wir müssen eingedenk sein, daß sie in einer unglücklichen Lage gewesen sein können, ohne höhere sittliche Lehre, und daher zu bedauern sind, während man sie zurechtweist und ihnen den Irrtum ihrer Wege zeigt. Die Sünde, nicht der Sünder ist der Gegenstand des Hasses. Güte, überfließende Güte sollte unser Herz gegen sie erfüllen, so daß sie mit Hilfe dieses Magneten zu uns gezogen werden.

Der ideale Reformer muß der glücklichste der Sterblichen sein: gleichviel wie düster die Aussicht auf Erfolg in dem von ihm erwählten Werke sein mag, — das Bewußtsein erhält ihn aufrecht, daß er im Einklang mit seinem Gewissen lebt und daß er zur Summe guter Thaten etwas, und sei es auch nur ein Scherflein, hinzufügt. Heiterkeit und Fröhlichkeit in aller Prüfung sind gute Genossen für ihn und starke Helfer in schlimmen Zeiten. Er verlangt nicht, durch Erfolg in seinem Unternehmen belohnt zu werden, nur daß er niemals vom Pfade der Pflicht abweiche, indem er dankbar die Zeichen gerechten Unwillens empfängt, durch welche das Ungeheuer der Missethat, wie stark es auch sei, schließlich wird erschlagen werden. Gleich dem gejagten Sklaven richtet er seinen Blick auf den Polarstern seiner Hoffnungen und sieht weder zur Rechten noch zur Linken. Obwohl Hindernisse bergehoch sich auf seinem Wege auftürmen, macht er doch nicht Halt und läßt sich nicht entmutigen, sondern geht stetig vorwärts, von einer beständig wachsenden Anzahl von Mitkämpfern gefolgt.

Selbst den Mut seiner Überzeugungen zu haben, heißt sicherlich Anderen den Mut ihrer Überzeugungen geben. Jemand führe, und wie schnell folgen Andere! Wie kann man in seinem Handeln die Furcht herrschen lassen, da doch der Mut immer herrlichen Erfolg hat? Ein Appell an das Höchste und Beste bleibt nie ohne Antwort, oft von Seiten, wo man sie am wenigsten erwartet. „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt." Dies Wort gilt in diesen wie in anderen Dingen.

(Schluß folgt.)

Von politischer und anderer Unduldsamkeit.

(Mit Rücksicht auf den Artikel: „Wahlmoral".)

Von einem Zeitungsschreiber.

Gewiß, Duldsamkeit ist eine Tugend, Unduldsamkeit ein Fehler. Aber nicht hat unbedingt und unter allen Umständen der duldsame Mann höheren Anspruch auf unsere Achtung, als der unduldsame. Es ist gegen einander abzuwägen der Wert der einzelnen Menschen, wie er aus ihrem ganzen Wesen und Wirken sich ergiebt; es ist zu untersuchen, aus welcher Quelle Duldsamkeit oder Unduldsamkeit entspringt. Gewiß ist es besser und eindrucksvoller, wenn Stärke der Überzeugung sich paart mit Ruhe und Besonnenheit, die durch sachliche Darlegung zu wirken sucht. Aber es giebt eine Duldsamkeit, die aus Gleichgiltigkeit und Lauheit entspringt, und ihr ist die Unduldsamkeit vorzuziehen, die aus der Überzeugung, im Recht zu sein, entspringt.

Der Behauptung widerspreche ich ganz entschieden, daß eine ideale Gesinnung unter allen Umständen duldsam, Unduldsamkeit immer ein Zeichen niedriger Gesinnung und materieller Begehrlichkeit sei. Es giebt ideale Naturen, die unduldsam sind, die, wenn sie die Vertretung einer großen Idee sich zur Lebensaufgabe gestellt haben und ganz erfüllt sind von dieser Idee, Widerspruch als Kränkung empfinden und vom Eifer sich zur Ungerechtigkeit gegen Andere hinreißen lassen.

War denn Luther ein duldsamer Mann oder können wir, wenn wir uns auf einen unbefangenen Standpunkt stellen, Duldsamkeit als ein hervorragendes Merkmal der zündenden Gedichte eines Ernst Moritz Arndt, eines Körner bezeichnen? Es wird nicht zu bestreiten sein, daß die Unduldsamkeit, die uns hier entgegentritt, aus tiefem sittlichem Ernst hervorgeht. Wird aber eingewendet, hier habe solche Redeweise Berechtigung gehabt, Mißbrauch des Heiligsten habe in dem einen Falle den kräftigen Unwillen, den sittlichen Abscheu, schändliche Unterdrückung durch ein fremdes Volk in dem andern Falle das Entflammen des nationalen Geistes gerechtfertigt, ja, dann ist damit schon zugegeben, daß nach dem Wert und der Bedeutung der im einzelnen Falle vertretenen Bestrebungen die Beurteilung der angewandten Kampfesart sich zu richten habe und eine scharfe Kampfesart nicht unter allen Umständen zu verwerfen sei. Wo eine tiefe Erregung die ganze Menschheit oder ein einzelnes Volk ergreift, da ist es schwer, Duldsamkeit zu predigen gegen diejenigen, gegen welche diese Bewegung sich richtet oder welche sich hemmend oder zögernd ihr in den Weg stellen. Wo es die Bekämpfung Jahrhunderte alter Vorurteile gilt, da ist nicht immer mit Gelassenheit und Ruhe zum Ziele zu gelangen. Wie könnte man denn aber aus den inneren Kämpfen eines Volkes jede Erregung verbannen oder ihnen die Bedeutung für die Entwickelung des Volkes absprechen wollen. Auch hierbei stehen wertvolle Dinge auf dem Spiele. Daß die politischen Gegner das Vaterland verderben *wollen*, ist zwar eine Entstellung; solche Absicht kann vernünftigerweise nirgends vorausgesetzt werden. Daß aber eine verkehrte Politik einen Staat ins Verderben führen kann, ist leider eine unbestreitbare Thatsache. So ganz unberechtigt ist demnach der Eifer in den inneren politischen Angelegenheiten nicht, wenn er auch häufig irre gehen mag.

Unduldsamkeit ist nicht ein ausschließliches Merkmal religiöser und politischer Kämpfe. Man kann im Ganzen wohl sagen, daß wir umsomehr zur Unduldsamkeit neigen, je mehr uns eine Sache am Herzen liegt, je ernster und eifriger wir es damit nehmen. Wie viel Unduldsamkeit finden wir nicht bei den Vertretern der Wissenschaft! Aber auch in den kleinen und gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens läßt sich die Wahrheit der oben ausgesprochenen Behauptung beobachten. Ein wenig Unduldsamkeit steckt in den meisten von uns. Da reitet fast jeder sein besonderes Steckenpferd und ist dann, je nach Temperament und Charakter, mehr oder weniger gereizt und empfindlich, wenn Andere seine Ansichten nicht teilen, seinem Eifer mit Kälte begegnen. Da giebt es Fanatiker irgend einer Heilmethode, Fanatiker der gesunden Lebensweise u. s. w. Doch wozu diese Käuze alle aufzählen, die Jeder aus eigener Erfahrung kennt. Gar mancher, der auf religiöse oder politische Unduldsamkeit schilt, merkt es nicht, daß er selbst unduldsam ist in Dingen, die viel weniger des Eifers und der Erregung wert sind. Er hat kein Verständnis für die wichtigeren Angelegenheiten der Menschheit und wendet dafür seine Aufmerksamkeit viel kleinlicheren Dingen zu.

Wenn orthodoxer Fanatismus uns moderne Menschen anwidert, so liegt das hauptsächlich daran, daß die Männer jener Richtung für einen verlorenen Posten kämpfen, daß die Menschheit im Ganzen für ihren Eifer kein Verständnis mehr hat. Die Menschheit hat sich anderen Idealen zugewandt, welche, wie öfter ausgeführt worden ist, hinter jenen älteren an veredelnder Kraft nicht zurückstehen. Man wird sich nicht mehr zanken um Fragen, die man ehemals mit großer Bestimmtheit in dem einen oder anderen Sinne glaubte entscheiden zu können, in denen man heute aber mehr skeptisch geworden ist. Wer aber möchte dennoch in Abrede stellen, daß religiöse Unduldsamkeit achtbarer ist als die Gleichgiltigkeit und Trägheit, die gewohnheitsgemäß an dem Hergebrachten festhält und durch Zweifel sich die Ruhe nicht will stören lassen?

In unserer Zeit beschäftigt man sich weniger mit himmlischen Dingen und wendet dafür mehr Aufmerksamkeit der richtigen Ausgestaltung des irdischen Lebens zu. Daher sind an die Stelle der Kämpfe um religiöse Anschauungen solche um politische getreten. Nun gebe ich willig zu, daß die Form, in der diese sich abspielen, vielfach wenig anmuthend ist. Aber ich glaube, daß dies zum großen Teil der verhältnismäßigen politischen Unreife unseres Volkes zuzuschreiben ist, den vielen unreifen und unklaren Bestrebungen, die wir auftauchen sehen. Und ich glaube, daß man dahin streben muß, nicht die Teilnahme am politischen Leben einzuschränken, sondern sie zu erweitern und zugleich zu vertiefen und verständnisvoller zu machen. Man muß die kleinlichen Bestrebungen auszumerzen und das Streben auf höhere Ziele und große gemeinsame Interessen hinzulenken suchen. Verkehrt aber würde es sein, von dem politischen Parteigezänk sich mit Widerwillen abzuwenden.

Mir selbst ist es so ergangen, daß ich in früheren Jahren für politische Fragen weniger Verständnis hatte und den politischen Parteikampf mit einer gewissen Abneigung betrachtete, dann aber durch besondere Umstände mehr und mehr in das politische Leben mit hineingezogen wurde. Mein Interesse an diesen Angelegenheiten hat allmählich zugenommen; ich habe dadurch einen Gedankenschatz erworben, den ich nicht entbehren möchte und durch den ich mein Leben bereichert fühle. Ich will aber auch wohl gestehen, daß ich unduldsamer geworden bin in dem Maße, als ich mir bestimmte politische Anschauungen gebildet habe.

Und nun stehe ich so zu den politischen Kämpfen, daß Mancher, der berufsmäßig sich mit der Tagespolitik beschäftigt, mir nicht zu sehr, sondern zu wenig Parteimann zu sein scheint. Ich habe zu meinem Bedauern die Wahrnehmung machen müssen, daß eine feste politische Überzeugung oftmals bei denjenigen, bei denen solche doch vorausgesetzt werden müßte, den Berufspolitikern und den Vertretern der Presse, in geringerem Maße vorhanden ist, als bei Manchem, der nur als Wähler an den politischen Kämpfen teilnimmt. Geschmeidige Federn, die nach Bedarf duldsam oder unduldsam sein können, sogar der einen oder anderen politischen Richtung sich in den Dienst stellen, je nachdem die Umstände es mit sich bringen, sind es zum großen Teil, welche dem Volke seine geistige Nahrung liefern. Die eine Frage, was der Leserkreis verlangt, steht so sehr im Vordergrunde, daß das Bestreben, dieser Forderung zu genügen, nach und nach die eigene Überzeugung verdrängt. Unsittlicher als eine

politischem Übereifer entspringende Unduldsamkeit erscheint mir das Kundgeben einer Überzeugung, welche in Wahrheit nicht vorhanden ist. Und was die Parlamentarier betrifft, so hat gerade der gegenwärtige Wahlkampf bei manchen derselben eine merkwürdige Anpassungsfähigkeit erkennen lassen. Das ist die Gefahr der berufsmäßigen Beschäftigung mit der Politik, daß das Streben nach Broderwerb oder der Ehrgeiz den Idealismus ertötet. Aber ist diese Gefahr nicht anderswo auch vorhanden?

Ich komme nochmals auf die Behauptung zurück, daß Unduldsamkeit immer das Zeichen einer materiellen Gesinnung sei. Ein in unserer Zeit viel genannter Parteiführer gehört nicht zu den duldsamen Naturen. Aber ich glaube, nur Parteibefangenheit würde bestreiten können, das er eine starke Überzeugung hat und seinem Vaterlande aufs beste zu dienen glaubt. Dagegen habe ich eine Anzahl von Tagesblättern, welche angesichts der in derselben Partei ausgebrochenen Spaltung zur Duldung und Einigkeit mahnen, stark im Verdacht, daß Geschäftsrücksichten hierbei maßgebend sind.

Bei jenem großen Deutschen, der dem langjährigen Sehnen des deutschen Volkes nach Einigung zur Verwirklichung geholfen hat, finden wir Einseitigkeit des Parteistandpunktes, Schroffheit und Unduldsamkeit gegen Andersdenkende in hervorragendem Maße ausgeprägt. Wer aber wollte trotz aller seiner Fehler diesem Träger großer und lebenskräftiger staatlicher Gedanken Idealismus absprechen?

Um die hier dargelegten Anschauungen nochmals zusammenzufassen, wer möchte wohl nicht wünschen, daß die Unduldsamkeit verschwinde, wie auch dasselbe von allen menschlichen Unvollkommenheiten gilt. Wird aber die Bedeutung des politischen Lebens für die Gegenwart anerkannt, so ist auch dem Umstande Rechnung zu tragen, daß Kämpfe um für die Menschheit wichtige Fragen sich noch nie leidenschaftslos abgespielt haben. Wir sollten nicht vergessen, daß Unduldsamkeit in vielen Fällen eine — wenn auch unliebsame — Zugabe höchst wertvoller menschlicher Eigenschaften ist, und unsere Beurteilung derselben sollte davon abhängen, welchen Zwecken sie im einzelnen Falle dient. Auch gegen die politische Unduldsamkeit möchte ich wenigstens etwas mehr — Duldsamkeit empfehlen, als sie der Verfasser des in Rede stehenden Artikels ausübt, der durch die von ihm gebrauchten Ausdrücke zum Teil in den von ihm selbst gerügten Fehler verfällt.

Streifzüge durch die moderne Litteratur.

Von Lily von Gizycki.

I.

Im vergangenen Winter führte mich der Zufall in den Salon eines berühmten Schriftstellers, dessen Dramen noch nie im Lessingtheater das Licht der Welt erblickt hatten und von dessen Romanen noch keiner in der „Freien Bühne“ erschienen war. Harmlos erzählte ich im Kreise seiner Bewunderer von einem anderen berühmten Dichter, der unter dem Zeichen des Lessingtheaters und der „Freien Bühne“ stand, und wagte es, sein jüngstes Werk zu bewundern. Allgemeines Entsetzen malte sich in den Mienen meiner Zuhörer. „Wie!“ rief der eine empört, „Sie wagen es hier zu erscheinen bei solchen Ansichten!“ Ich erwiderte nichts; ich schämte mich meiner mangelnden Menschenkenntnis: ich hatte ja vorausgesetzt, daß Parteihader und Parteiblindheit in unserer Litteratur noch nicht zu finden seien! Seitdem bin ich gründlich eines Besseren belehrt worden. Wer die „Deutsche Rundschau“ liest, wendet sich empört von denen ab, auf deren Büchertisch die „Freie Bühne“ zu finden ist, und umgekehrt; wer für die „Zukunft“ schwärmt, mag von der „Ethischen Kultur“ nichts wissen, und wer der Ansicht ist, das jüngste, modernste Deutschland habe alles Genie in Erbpacht genommen, der giebt nicht zu, daß die um fünf oder zehn Jahre älteren Dichter auch nur mit dem geringsten Talent begabt seien. Unversöhnlich ist der Gegensatz zwischen Beiden, um so unversöhnlicher, als sie sich nicht die Mühe geben, einander gegenseitig, außer durch die Kritiken ihrer Parteizeitung, kennen zu lernen. Diese fast feindselige Parteilichkeit hat auch zur Folge, daß die Vertreter der alten und die der neuen Richtungen jede gesellschaftliche Annäherung vermeiden. Litterarische Salons, die einen neutralen Boden bilden könnten, giebt es in Berlin nicht, obwohl grade hier alles geistige Leben zusammenströmt. Die „Alten“ haben ihren ganz intimen, ganz abgeschlossenen Kreis für sich; die „Jungen“ schlagen fast durchweg ihr Zelt in den höheren und niederen Kneipen der Großstadt auf, und von hier aus betrachten, von hier aus schildern sie die Welt. Einige Krösusse des Tiergartenviertels öffnen den berühmten Alten und Jungen ihre luxuriösen Paläste, weil es ihrer Eitelkeit schmeichelt, nicht nur Bilder von Makart und Böcklin, Statuen von Begas und Eberlein, sondern auch Dichter und Denker in Person bei sich auszustellen. Augenblicklich, so sagt man, sind die „Jungen“ dort Mode. Ihre ungehobelten Manieren gelten als genial, ihr Kneipen-Jargon als witzig und orginell; die edlen Frauen fehlen, von denen Goethe sagt, daß von ihnen zu erfahren sei, was sich zieme. Doch es scheint fast, als finge ich selbst an Partei zu nehmen. Ich sehe schon auf einigen „Dichterstirnen“ die Zornader schwellen und sehe, wie die Hand ungeduldig an die Oberlippe fährt, um einen kaum sichtbaren Bart zu zausen. Gemach! Es fällt mir ja nicht ein, über Jung-Deutschland den Stab zu brechen, oder darüber hinweg mit einem mitleidigen Lächeln zu den Alten überzugehen. Ich nehme es ernst, sehr ernst, denn der Jugend gehört die Zukunft, den jungen Stürmern folgt blindlings eine Schar noch jüngerer nach, deshalb ist ihr Denken und Thun weit wichtiger als das der Alten. Und traurig ist es, daß diese von dem Kothurn ihres überlieferten Ruhmes über jene hinwegsehen, die nur Sandalen unter den Füßen tragen und im Volksgewühl, nicht aber auf dem feierlichen Podium der Bühne ihre Stimmen erheben. Den jungen Talenten fehlt eine ernste, wohlwollende Kritik; sie schwankt, je nach der Partei, zwischen dem schärfsten, alles verdammenden Tadel und dem höchsten, alles bewundernden Lob. Sie kennt nur Genies und Dummköpfe. Aber mehr noch fehlt ihnen der weite Gesichtskreis, den nur diejenigen erwerben, welchen möglichst viele Lebenskreise offen stehen. Daß ein Mann, der die Welt nur im Restaurant mit weiblicher Bedienung und im Salon des Börsenfürsten kennen lernt, Bücher schreibt wie Heinz Tovote oder Felix Holländer, ist weniger seine Schuld, als die Schuld derer, die ihnen ängstlich ihr Haus verschließen, weil sie — jung sind!

„Früh und spät ist mir angst und bang“, sagt Baumeister Solneß, „denn einmal muß doch wohl ein Umschwung kommen . . . . . . Irgend einer drängt sich heran mit der Forderung: Tritt zurück vor mir! Und alle die andern stürmen ihm nach und drohen und schreien: Platz gemacht, — Platz, — Platz! . . . . Eines Tages, da kommt die Jugend hier her und klopft an die Thür. —“

Ibsen hat in seinem letzten Werke*), das viel belacht, bekrittelt und wenig verstanden worden ist, seine eigene Angst vor der Jugend, der Jugend, die ihn einst als ihren alleinigen Bannerträger ansah, personifiziert. Er hat in dies Schauspiel viel „hineingeheimnißt“; die ganze Handlung, in der fast nur physisch kranke Menschen auftreten, ist als eine Allegorie aufzufassen; vielleicht eine unbeabsichtigte. Die Jugend, in Gestalt der Hilde, klopft wirklich an die Thür; sie besiegt, sie vernichtet den Baumeister Solneß indem sie ihn zwingt, den Turm zu besteigen, den er selbst gebaut hat. Früher vermochte er es, mit dem Alter aber überwältigt ihn der Schwindel immer mehr, und er giebt es auf, Umschau zu halten und „mit Gott zu reden“. Hilde, die ihn „hoch oben“ sehen will, wie er ihr seit ihrer

---

*) Henrik Ibsen: Baumeister Solneß. Schauspiel. Autorisierte Ausgabe. Berlin. S. Fischer. 1893.

Kindheit im Gedächtnis geblieben war, die ihn veranlaßt „der Jugend einfach aufzumachen, so in aller Güte“, will nichts davon wissen, daß er ein anderer ist, als sie ihn träumt, und selbst, als er vom Thurm stürzt, glaubt sie nicht an seinen Tod. Sie selbst ist die „Wiedervergeltung“, die er fürchtete, ist die Jugend mit ihrer ursprünglichen frischen Kraft, aber auch mit ihrem Egoismus, ihrer Selbstherrlichkeit, ihrem „robusten Gewissen“. So wenig geeignet der „Baumeister Solneß“ auch für die Bühne ist, so stark verdunkelt seine glänzenden Seiten auch durch die moderne Nachkommenschaft des nebelhaften nordischen Gespensterglaubens sind — er ist für die Auffassung Ibsens selbst, wie für die der ganzen Litteratur der Gegenwart, von höchstem Interesse. Zwei Frauengestalten des nordischen Dichters kennzeichnen zwei Stadien der Entwickelung unserer jungdeutschen Litteratur: Ellida Wangel, die „Frau vom Meer“, und Hilde Wangel, ihre Stieftochter. In Ellida verkörpert sich der Individualismus, der jedes Handeln und Denken auf bloße Autorität hin als unsittlich verdammt und es nur da als sittlich anerkennt, wo es „in Freiheit und unter eigener Verantwortung“ vor sich geht. In Hilde sehen wir den ungesunden Auswuchs dieser Weltanschauung, den Egoismus, der in Max Stirners „Der Einzige und sein Eigentum“ und dann in Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse“ philosophisch begründet worden ist. Nun glaube ich zwar nicht, daß alle unsere jungen Schriftsteller Nietzsche oder gar den bei Lebzeiten ganz unbeachtet gebliebenen, erst jetzt zum Propheten erhobenen Stirner studiert haben — es würden sonst die guten und wahren Gedanken beider auch ihre Früchte getragen haben —, sondern einer vermittelte durch Wort und Schrift den andern das, was ihren eigenen Neigungen am meisten entsprach und überdies mit einem neuen, blendenden Wort bezeichnet wurde, dem: Übermenschen. Wer sich als solcher fühlt, — wer thäte das nicht, da es so stolz klingt und so bequem ist? — der muß, wie Hilde Wangel sagt, „ein robustes Gewissen“ haben, und daran fehlt es den Schriftstellern ebensowenig, wie ihren Helden.

August Strindberg, der hier schnell heimisch wurde, weil seine Bewunderer sich beeilten, sich ihm möglichst treulich anzupassen, geht in der genannten Richtung am weitesten. Er wühlt im Schmutz und zwar nicht wie die französischen Demimonde-Schriftsteller, die auf einen bestimmten Leserkreis rechnen, den sie lediglich amüsiren wollen, sondern mit einem Ernst und einer Vertiefung in seinen Stoff, die einer besseren Sache würdig wären. Er ist, wie Nietzsche, ein Feind der Frauen und schildert ausschließlich die dunkelsten Seiten des Frauenlebens, deren Vorhandensein ich übrigens ohne weiteres zugebe, und den dämonischen Einfluß der schlechten Frauen auf die Männer. Hier ist der Punkt, wo Strindberg leicht zu schlagen ist; denn wie jammervoll müssen erst die Männer sein, wenn die schlechtesten Frauen sie nicht nur am meisten anziehen, sondern auch so leicht alles Gute in ihnen zu ersticken vermögen! Dem jüngsten Werke dieses „gefeierten Übermenschen“ würde zu viel Ehre geschehen, wenn ich es hier auch nur nennen wollte. Die Verrohung des ethischen wie des ästethischen Gefühls hat bei ihm die äußerste Grenze erreicht.

„Aber er hat doch so viel Talent!“ ruft man entschuldigend. Um so schlimmer! In meinen Augen ist das keine Entschuldigung, sondern eine Anklage, und das gilt von ihm, wie von seinen deutschen Kollegen. Hätten sie kein Talent, hätten sie keine schöpferische Kraft, die zu den größten Hoffnungen und Anforderungen berechtigt, es lohnte nicht der Mühe, ihre Werke zu lesen und zu beurteilen. Sie sind nicht alle so roh wie Strindberg, aber manche nähern sich ihm in bedenklicher Weise.

Ich nenne zunächst den ehemaligen sächsischen Offizier Georg Freiherr von Ompteda. Der erste Roman, „Sünde“, den er unter dem Namen Georg Eggestorff schrieb, verriet eine gute Begabung, die durch genaue Kenntnis der Offizierskreise, welche er schildert, noch unterstützt wurde. So realistisch das Buch auch war, es fehlte ihm nicht an einem gesunden idealistischen Kern. Sein nächstes Werk, „Drohnen“, war eine Enttäuschung für die, welche Größeres von ihm erwarteten, und sein letztes Buch, „Vom Tode“, war ein Schlag ins Gesicht für sie. Sein Stil hat sich darin verfeinert, sein Gefühl verroht, die Kunst realistischer Schilderung äußerer Geschehnisse ist gestiegen, die Kunst der Vertiefung in das Herzens- und Seelenleben ist fast ganz verschwunden. Mit cynischer Laune führt er dem Leser die verstümmelten Leichen in der Morgue vor, wohin ein Traum ihn selbst als Selbstmörder versetzt. Daß er diesen grausigen Schauplatz wählt, verdamme ich an sich nicht; ein echter, tief empfindender Dichter hätte durch die rührenden und ergreifenden Schicksale der Toten, die er sieht, wahrhaft ethisch wirken können; Ompteda jedoch will weder rühren, noch ergreifen; jene, die sein Buch empört aus der Hand legen, gelten ihm jedenfalls für feige und sentimental; er hält für Kraft, was Rohheit ist. In einer anderen Skizze: „Einsamer Tod“ kommt sein natürliches Talent zum klarsten Ausdruck. Mit großer Gewandtheit schildert er das Krankenzimmer des jungen sterbenden Grafen, ihn selbst, den müden, hoffnungslos Dahinsiechenden, und seine fromme Mutter, die von Gott die Rettung ihres Kindes erwartet. Ein zweifelnder Laut aus dem Munde des Sohnes enthüllt ihr plötzlich dessen Seelenzustand, und Entsetzen erfaßt sie bei dem Gedanken, daß er ein Gottesleugner sein könne. Die Angst um das Heil seiner Seele überwiegt nun bei weitem die Angst um sein körperliches Dasein. Die Darstellung erhebt sich hier zu wahrhaft erschütternder Kraft; doch statt in wenigen, kurzen Sätzen die Tragödie zu Ende zu führen, dehnt der Verfasser den Kampf zwischen der fanatischen Mutter und dem sterbenden Sohne so weit aus, daß nicht nur das Gefühl des Lesenden gradezu auf die Folter gespannt wird, sondern auch die bisherige Naturwahrheit gekünstelter Verzerrung Platz macht. Welche Mutter, und wäre sie noch so religiös überspannt, ist im Stande, das sterbende, geliebte Kind dauernd zu martern? So psychologisch richtig es ist, daß der Sohn um der eigenen letzten Ruhe und der späteren, dauernden Beruhigung der Mutter willen, ihr mit der letzten Kraft beschwichtigend zuruft: „Ich glaube an Gott“, so durchaus falsch ist es, daß sie ihn solch einem Martyrium aussetzt. Vielleicht kann sich Herr v. Ompteda auf einen Fall berufen, der ihm als Vorbild diente, er rechtfertigt aber dadurch nicht seine Darstellung solcher vereinzelten, nur von einem Irrenarzt zu behandelnden Handlungsweise einer Mutter. Wodurch aber will er gar noch den trivialen Schluß seiner Skizze rechtfertigen? Die Dienerschaft bespricht darin den Todesfall und ein Stallbursche schließt die Unterhaltung über den jungen Grafen mit den Worten: „Der gloobte ooch an nischt!“ Meint der Verfasser, er brauche sich nicht zu rechtfertigen, weil dieser Schluß der Wahrheit entspräche? Mit dieser Wahrheit drapieren sich die jungen Litteraten und meinen mit dem glänzenden Gewand das fleckige, zerrissene Kleid darunter zu bedecken. Oft belügen sie sich selbst zu allererst damit und glauben Großes zu thun, indem sie der „Wahrheit“ dienen; werden sie von den „Alten“ angegriffen, so fühlen sie sich als Märtyrer einer guten Sache und trösten sich gegenseitig durch überschwengliches Lob.

Wer in den Kreis der Jungen hineingerät oder auch nur ihr Organ, die „Freie Bühne“, aufmerksam verfolgt, der ist zunächst tief beschämt ob der eigenen mangelhaften Bildung: der „berühmte“ Z, der „geniale“ X, der „Vollmensch“ Y sind ihm alle bisher unbekannt gewesen, und die „eigenartige“ Natur des einen, wie der „seiner Natur gemäße, selbständige Styl“ des andern sind seinem beschränkten Provinzler-Verstande bisher nur als eine Art Verrücktheit oder Originalitätssucht erschienen. Er lese nur einmal Felix Holländers Artikel über „Hermann Bahr und seine Bücherei“*) oder Bierbaums Hymnus**) auf die „Lieder eines Menschen“ von

*) „Freie Bühne“. Januar 1893. S. 82.
**) „Freie Bühne“. Februar 1893. S. 197.

Ludwig Scharf, um zu erfahren, daß Bahr, „die gequälte Künstlerseele“, unter dem heiligen Dreigestirn Stirner-Nietzsche-Strindberg seine „frech-geniale, tollkühne Tragödie, die Mutter“ schrieb, und staunend von Scharfs Liedern zu hören, die mit „wahrheitstolzen Worten von Sturm und Drang zeugen“, „aus dem tiefsten Wesensgrunde eines ungewöhnlichen Menschen“ hervorgehen. Die junge Generation der Leser stimmt begeistert in den Ton dieser Kritiken ein; die Namen der Schriftsteller — von Strindberg bis herab zu Tovote — werden nicht anders als mit dem Epitheton „der große“ in den Mund genommen, und entsetzt findet manch ein Vater statt seines geliebten Gustav Freytag oder Berthold Auerbach die „Werke“ dieser „Großen“ in der Hand des Secundaners. Er wettert dann über die verdorbene Jugend und verdammt in Bausch und Bogen die von den Söhnen verehrten „Übermenschen“. Und doch ist auch diese Verehrung zu allererst einem gesunden Boden entwachsen, ebenso wie unsere moderne Litteratur in ihrem Ursprung ein kräftiges Bäumchen war, das aber, ungepflegt, nach allen Seiten hin wilde Triebe entwickelte. Einem echten Bedürfnis nach Wahrheit verdankt die moderne Dichtung ihre Entstehung, einem tief in dem Herzen der Besten erwachten Gefühl für das Elend in der Welt entsprang der Naturalismus mit seinen grau in grau gemalten Bildern und Geschichten; an das Ohr und in das Herz der jungen Dichter klang der Ruf der gequälten Menschen nach Gerechtigkeit — so ungestüm und so gewaltig, aber auch so heftig und maßlos gaben sie ihn wieder. Das Elend führte ihnen die Feder. Nun zeigten sie uns nicht mehr sonnendurchglühte Märchenbilder oder erzählten von den welterschütternden Gedanken und Thaten der Heroen; sie gaben das Leben wieder, das sie selbst lebten, und berichteten vom Leid und von der Not der Niedrigsten aus dem Volke. Die Epigonen der klassischen Zeit sahen darin eine Verirrung, ja den Untergang der Dichtkunst überhaupt. Sie meinten, die Kunst solle uns über das Alltagsleben emporheben, sie solle trösten und erfreuen, sie solle durch ihre Schönheit die häßliche Wirklichkeit vergessen machen. In früheren Zeiten mag das ihr würdiger Beruf gewesen sein, den sie aber jetzt nicht mehr ausüben darf. Aus der Gespielin der Menschen, die sie war, ist eine Lehrmeisterin geworden, die erst dann ihr Amt niederlegt, wenn Alle sie gehört haben werden. Kein Werk beweist besser die Lebensfähigkeit der modernen Litteratur, als Gerhart Hauptmanns „Weber“. In allem weicht es vom Herkömmlichen ab, es hat weder einen Helden, noch eine einheitliche Handlung, noch als Mittelpunkt eine Liebesgeschichte; es trägt deutlich alle Merkmale der jüngsten Dichtkunst: ihre Naturwahrheit, ihre Kraft, ihre Tiefe, ohne ihre Verkehrtheiten zu zeigen, die ich vorhin andeutete und die darin bestehen, daß unter ungeschickten Händen ihre Naturwahrheit zum Häßlichkeitsfanatismus, ihre Kraft zur Rohheit, ihre Tiefe zur Unklarheit ausartet.

Aus dem Andachtsbuche einer Christin (Jenny von Gustedt).

Im Jahre 1826 fuhr ein junges, reizendes Mädchen aus Straßburgs Thoren hinaus. Leichten Herzens verließ es die „wunderschöne Stadt“, entfloh sie doch dadurch auch der gestrengen Pensionsmutter, deren Obhut sie während sechs Jahren anvertraut gewesen, und ging ihrer Heimat, ihrem Elternhaus, der Stadt ihrer Sehnsucht, dem klassischen Ilm-Athen entgegen, wo sie in den intimsten Kreis Goethes Eintritt finden sollte. Es war Jenny von Pappenheim*), von deren schönen Augen der Dichterfürst lächelnd sagte: „die werden viel Unheil anrichten.“ — Fast täglich betrat sie das Haus ihres erhabenen väterlichen Freundes und eben so oft führte ihr Weg sie ins Schloß zu der geliebten Prinzeß Augusta, unserer späteren Kaiserin. Sie wurde Hofdame bei deren Mutter, der Großfürstin Maria Paulowna, einer der edelsten Fürstinnen aller Zeiten. Ende der dreißiger Jahre folgte Jenny von Pappenheim ihrem Gatten, dem Baron Werner von Gustedt, fern nach Westpreußen aufs Land. Mit ihren Weimarer Freunden blieb sie im Geiste vereint ihr Leben lang, vor allem mit der Tochter ihrer Herrin. Das war eine Freundschaft, die sich unwandelbar gleich blieb: von der Kindheit an, die unter Goethes Augen und in Goethes Geist aufwuchs, durch die Not, das Leid und den Kampf des Lebens und des Vaterlandes, bis zum Kaiserthron, bis zu einem, durch das Bewußtsein erfüllter Pflichten, erreichter Ziele, vollendeten Strebens verklärten Alter. Und nicht in den „getrockneten Pflanzen“ alter Erinnerungen lebte sie. Sie stand immer mit vollstem Interesse mitten in der Gegenwart. Nicht nur, daß ihr klarer Verstand prüfend die Dinge und Begebenheiten erfaßte, sie brachte ein tiefes, echt weibliches Herzensinteresse Allem und Jedem entgegen. „Nichts Menschliches war ihr fremd“. Etwas von dem allumfassenden Goethegeist war in ihr; das Goethetum, wenn ich mich so ausdrücken darf, war ihr kein Gegenstand kritischer Untersuchung, oberflächlicher Konversation, — sie lebte darin. Und wunderbar verband sich dieser Geist aus Weimars klassischer, wie Unberufene wohl auch sagten, „heidnischer“ Zeit mit dem Geist des Christentums. Gerade diese Vereinigung machte ihre Erscheinung, ihr Leben für Alle, die sie kannten, zu einem so vollendeten. Alles kalte, verdammende Formelwesen lag ihr fern, aber das höchste Gebot, das der Nächstenliebe, hat sie befolgt ihr Leben lang bis ins Kleinste und Äußerste. Ihr großes Herz umfaßte die Familie, die Freunde, das Volk, die Menschheit mit aller Kraft thätiger Liebe. Diese thätige Liebe galt ihr als das einzige Christi würdige Christentum, und es war ihr heißester Wunsch, ihr ernstestes Bestreben, ihre Kinder zu diesem Christentum zu erziehen. Alle Andachtsbücher erschienen ihr schaal und unverständlich für diesen Zweck, und so schrieb sie in den fünfziger Jahren ein Buch mit der Überschrift: „Die Liebe höret nimmer auf“ und erläuterte darin in einer für das kindliche Gemüt passenden Weise den herrlichen Brief des Apostels Paulus über die Liebe. Einige ihrer Ausführungen sollen hier folgen; sie werden auch in den Herzen derer einen Wiederhall finden, die weder Kinder noch gläubige Christen sind, aber das Gebot der Liebe, die „nimmer aufhört“ und „die größeste ist“, mit allen guten Menschen gemeinsam anerkennen.

I.

Die Liebe freut sich nicht der Ungerechtigkeit.

Sollte es wirklich der Liebe bedürfen, um sich der Ungerechtigkeit nicht zu freuen? Sollte da die Vernunft allein nicht ausreichen? Sträubt sich nicht des Menschen ganze Seele, wenn der Unschuldige leidet, wenn der Mächtige unterdrückt, wenn das Rechtmäßige nicht anerkannt wird? — O ja, meine Kinder, denn das Gerechtigkeitsgefühl ist tief und mächtig in des Menschen Brust gegraben; aber noch tiefer, noch mächtiger ist der Eigennutz, die Selbstliebe des Menschen: wenn die Ungerechtigkeit uns zum Vorteil gereicht, wenn wir Nutzen daraus ziehen, wenn uns aus der Gerechtigkeit Schaden erwächst, dann, dann bedarf es der kräftigsten, göttlichsten Liebe, um sich nicht der Ungerechtigkeit zu freuen; — und die ungeheueren Ungerechtigkeiten, die die Weltgeschichte aller Zeiten aufgezeichnet hat, die noch täglich geschehen, uns stündlich als gewohnte Dinge umgeben, die zeugen am traurigsten, daß nicht die Liebe unter den Menschen herrscht, die mitleidige, wohlthätige, aufopfernde Liebe, die der Heiland predigt. — Noch gibt es tausend und abertausend Sklaven,*)

*) Vgl.: Aus Goethes Freundeskreise. Erinnerungen der Baronin Jenny von Gustedt, geb. v. Pappenheim. Herausgegeben von ihrer Enkelin Lily v. Kretschman. Braunschweig. 1892.

*) Als dies geschrieben wurde, war in den Vereinigten Staaten die Sklaverei noch eine gesetzliche Einrichtung. (Anm. d. Red.)

die auf den Märkten gekauft, auf Schiffe verpackt, an die Arbeit gepeitscht werden, wie das gequälte Tier eines bösen Herrn. — Die Mutter, der Vater, das Kind, sie werden an drei verschiedene Käufer verhandelt; umsonst fleht, weint, verzweifelt die Mutter, umsonst klammert sich das Kind an ihren Hals, umsonst verspricht der Mann die rastloseste Willigkeit, wenn man ihn nicht von Weib und Kind trennen will; — so wenig, wie der Schlächter nach dem Brüllen der Kuh hört, wenn er ihr Kälbchen von ihr nimmt, so wenig hört der Käufer auf die Bitten der Sklaven. Aber wie das Schiff, auf dem die Frau gefesselt liegt, vom Ufer stößt, läßt sich ein Retter blicken: ein englisches Schiff zeigt sich am Horizont, und die Engländer haben Krieg erklärt gegen alle Sklavenhändler. Es kommt heran, ein blutiger Kampf entsteht, die Engländer siegen, die Frau wird befreit; auch die anderen Sklavenhändler werden noch von den Engländern erreicht, und Mann, Frau und Kind werden wieder vereinigt und auf ihre heimatliche Grenze zurückgeführt. — Aber unter ihren schwarzen Brüdern ist nicht mehr Liebe, als unter den weißen Sklavenhändlern: die kaum Befreiten fallen in die Hände eines feindlichen Negerstammes und werden wieder dem Menschenmarkte zugeführt. Da glüht in eines einzelnen Mannes Brust die heilige Flamme der Liebe, die nicht Freude hat an der Ungerechtigkeit; er ist reich, er kauft Sklaven, um sie zu beglücken; er vereinigt die Familie, er macht ihr Leben sorgenfrei, thätig und froh; nach der Arbeit gönnt er ihnen Ruhe und Lohn, ihre stille Hütte, ihre Freuden; und wenn er einst sterben wird, ist ihr Erbteil und ihr Trost: die Freiheit, die Keiner wünscht, so lange der edle Retter lebt! — Was fern in einem andern Weltteile geschieht und euch, meine Kinder, mit Schauder erfüllt, es geschieht täglich unter euren Augen; denn jammervoll, wie das Loos des Sklaven, ist das von tausend Armen, die euch umgeben. Viele arbeiten unermüdlich, ohne Rast, bis zur Zerstörung ihrer Gesundheit, und können nicht so viel erwerben, daß sie und ihre unschuldigen Kinder vor Frost und Hunger geschützt werden. — Viele suchen, flehen um Arbeit, und können sie nicht erlangen. — Wenn wir uns erholen, die wir kaum der Erholung bedürfen, so arbeiten sie im Schweiße ihres Angesichtes; wenn wir länger schlafen, als wir es brauchen, arbeitet ihr nur halb ausgeruhter Körper; wenn wir uns pflegen, ohne krank zu sein, dürfen sie sich bei ihren Krankheiten kaum die kürzeste Pflege gönnen, weil Elend und die bitterste Entbehrung wie Gespenster an ihrem Krankenlager stehen. Das saure Brot der Bergleute, der Fabrikarbeiter, der Tagelöhner in solchen Ländern, wo mehr Hände als Arbeit, mehr Magen als Brod ist, das kennt ihr nicht, meine Kinder; aber wenn ihr es nicht durch euch kennt, müßt ihr es kennen lernen. Scheut nicht die dumpfen Stuben der Armut, die ekelhaften Jammerlager der verlassenen Kranken: dort ruft die Liebe, die euer Heiland gebietet: dort ist die Ungerechtigkeit einer Welt gut zu machen. „Aber wir können das nicht“, werdet ihr sagen. Nein, leider, die Ungerechtigkeit einer Welt, die aufgespeicherten Ungerechtigkeiten von Jahrhunderten könnt ihr nicht gut machen, dazu müßte der göttliche Pulsschlag der Liebe durch jedes Menschen Herz gehen, und jeder müßte bereit sein, alle Kräfte aufzubieten, um dem Weltelende zu steuern. — Aber sollt ihr seufzen und die Hände in den Schoß legen? Sollt ihr gar nichts gegen die Ungerechtigkeit thun, an der ihr euch nicht freut? Hat euer Jesus geruht, weil er weder Erfolg noch Dank sah? — Hört Kinder: Es gab einst einen Mann, der stand am Meeresufer und sah händeringend in der Ferne ein Schiff, welches vom Sturme getrieben, geschleudert, zertrümmert wurde; er heulte und schrie, und als die ganze Mannschaft ertrunken war, ließ er die Arme sinken und stand in tiefer Betrübnis da. — Nahe am Ufer war, fast unter seinen Augen, ein kleiner Fischerkahn mit zwei Knaben untergegangen; er hatte es nicht beachtet, weil er vertieft war in den Jammer über den Dreimaster, den er nicht retten konnte! O laß deine Liebe nicht unfruchtbar und unvernüftig sein, wie die dieses Mannes! — Du kannst nicht die Ungerechtigkeiten einer Welt besiegen, du kannst den Dreimaster nicht retten, den der Sturm des Himmels und die Wogen der Untiefen jagen; — aber den Fischerkahn an deiner Seite kannst du retten; — ein Kind, eine Familie, die Armen deines Gutes kannst du doch segnen, je nachdem deine Mittel sind. Sind sie klein, so beschränke dich, gib nicht an Zwanzig, was Keinem dauernd hilft; wenn du auch dadurch von zwanzig Lippen gepriesen würdest: die eine Waise, die du unverschuldetem Elende, die du der Umgebung der Sünde entziehst, sie errette ganz, und kannst du mehr, kannst du hundert retten, und entbehrst du dafür, und versagst dir deine Wünsche, deine Freuden, so zahlst du dem Leben deine Schuld, das dir seine Glücksgüter gab, und in dir ist die Liebe, gerade die, die nicht Freude hat an der Ungerechtigkeit, und einst wirst du deinen Kindern sagen: „Gott hat mich reichlich gesegnet, denn ich konnte Vielen helfen; gehet hin und thuet desgleichen.“

Lesefrüchte.

Mitgeteilt von Ferdinand Tönnies.

II.

Die Abwehr, mit der ich auf gehässige Angriffe zweier Kirchenzeitungen geantwortet habe*), ist bisher, so viel ich bemerkte, ohne Erwähnung in diesen Kirchenzeitungen geblieben. Vielleicht darf ich darin ein Bekenntnis der Herausgeber dieser Zeitschriften erkennen, daß ihre Korrespondenten Unrecht gethan hatten.

Nun ist mir sehr erfreulich, auf eine dieser Kirchen-Zeitungen aus einer besseren Ursache hinzuweisen. In Nr. 9 der „Deutschen evangel. Kirchen-Ztg.“ finde ich einen Artikel „Zum Kampfe gegen die Unsittlichkeit“, unterzeichnet E. H. Kitzschke, der durchaus geeignet wäre, auch den Lesern der „Ethischen Kultur“ unterbreitet zu werden. Ich glaube auch, daß keiner dieser Leser an den hie und da hervortretenden spezifisch-kirchlichen Ansichten Anstoß nehmen wird; ich selber bin nur unzufrieden mit der Billigung, die das pietistische Bestreben, die Litteratur zu „reinigen“, erfährt.

Der Verf. hat gewiß recht, wenn er es ein verdienstliches Unternehmen der Sittlichkeits-Vereine nennt, eine kritische Revue der modernen realistischen Litteratur im Lichte der Ethik und Aesthetik herauszugeben (man achte übrigens auf diese Form, in der von Ethik schlechthin, also völlig in unserem Sinne, geredet wird) — Daß aber diese „Studien“ über Spielhagen, Conrad, Bleibtreu, Bebel, Lindau, Heyse „durchweg gelungen“ seien, glaube ich nicht, und habe Grund nach Kenntnis von Proben und nach Kenntnis des Tones, dessen sich diese ethische Richtung zu bedienen pflegt, für meinen Zweifel. Der Verf. selber ist aber unbefangen genug hinzuzufügen, (sie seien gelungen) „bis auf diejenige über Bebel, dessen Schrift „Frauenfrage und Sozialismus (gemeint ist doch wohl „Die Frau und der Sozialismus“) sich vor manchen anderen durch ernsten Ton auszeichnet“ Sonderbar und falsch ist übrigens schon die Einreihung des Theoretikers Bebel unter die modernen realistischen Litteraten. —

Obgleich der Verf. sichtlich der „inneren Mission“**) angehört, so ist doch seine Betrachtung des Gegenstandes, wie bei den Vertretern dieser Richtung in der Regel, eine überwiegend praktisch-utilitarische, und kann von jedem weltlichen Ethiker beherzigt werden. Mit Recht verweist er auf das verdienstvolle Werk Ribbings „Die sexuelle Hygiene und ihre ethischen Konsequenzen“. Leipzig Peter Hobbing. 1892 u. 93 (in mehreren Auflagen).

Das Höchste in der Welt.

Von P. Hoffmann.

Das Höchste in der weiten Welt,
Es lebt im menschlichen Gemüte.
Es ist nicht Macht, nicht Gut noch Geld,
Es ist ein Herz voll Lieb' und Güte;
Es ist ein Sinn voll Tugendkraft,
Der sich bewußt das Gute schafft.

---

*) Ethische Kultur und ihr Geleite. I. Nietzsche-Narren (in der „Zukunft“ und in der „Gegenwart“). II. Wölfe in Fuchspelzen (2 Kirchenzeitungen). Von Ferdinand Tönnies. Berlin, Ferd. Dümmler, 1893. (Anm. d. Red.)

**) Von der „inneren Mission“ muß ich übrigens hervorheben, daß ihre Arbeiten mit großem Ernste und oft mit Aufopferung geleistet werden und daß sie wirklicher Erfolge sich rühmen kann.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Kettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang. | Berlin, den 8. Juli 1893. | Nr. 28.

Ethische Hygiene.

Von J. St.

Verweichlichung — Abhärtung: diese Schlagwörter moderner Gesundheitskünstler, vom wissenschaftlich geschulten Hippokrates bis zum Dr. Eisenbart, können auch auf die psychologische und ethische Hygiene übertragen werden.

„Es ist der schlimmste Teil der Schmerzen,
Daß man sich solche nimmt zu Herzen.“

Die meisten Leiden haben ihren Schwerpunkt in der Stimmung, im Affekt, in dem Reflex, den etwas Unerwünschtes in das Gemüt wirft.

Von der Außenwelt ist das Individuum mehr oder weniger abhängig, in seinen Beziehungen zu ihr sind Lust und Leid, Erhaltung und Zerfall vielfach bedingt. Die Einwirkungen der Dinge und Personen auf den Organismus sind bald fördernder, bald störender Art.

Zu dem unmittelbaren Lust- oder Schmerzgefühl, das von äußerlichen Einwirkungen herrührt, gesellt sich nun in der Regel ein durch Reflexion vermitteltes, ein Affekt, der im „Sammelbassin der Gefühle“, im Gemüt oder der Stimmung, empfunden wird, nicht wie jenes bloß accidentieller Natur ist, sondern den Gesamtseelenzustand alteriert, die Psyche aus dem Gleichgewicht bringt und sich häufig zum Aufruhr der Seele steigert: „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt.“

Verstimmung, Kummer, Ärger, Zorn, Verzweiflung sind solche graduell abgestufte Affekte, bewirkt durch störende Einwirkungen von Außen, aber nicht direkt von diesen herrührend, sondern durch die Reflexion vermittelt.

„Die Vorstellung der eigenen Unlust erzeugt Unlust“ ist ein psychologisches Gesetz, und eben diese durch Vorstellung der eigenen Unlust erzeugte Unlust wirft ihren Schatten in das Gemüt und trübt die Grundstimmung der Seele. Zahlreiche Widerwärtigkeiten wären leicht zu verschmerzen, würden sie sich nicht als Affekte auf die Stimmung niederschlagen.

Diese Affekte schaffen denn auch die besten Nährböden für die Bacillen der Laster und Verbrechen (Zorn).

Als psychische Verweichlichung kann diese Erregbarkeit des Gemüts nicht unzutreffend bezeichnet werden.

Wie der verweichlichte Körper gegenüber nachteiligen physischen Einflüssen allzu empfindlich, nicht widerstandsfähig und daher allerlei pathologischen Störungen ausgesetzt ist („Nervosität“), so das Gemüt gewöhnlicher Menschen gegen solche Affekte.

„Abhärtung“ im Stahlbad der Philosophie ist gegen diese Verweichlichung ein vorzügliches Diätetikum.

Psychische Abhärtung gegen die Affekte neben leiblicher Abhärtung empfahlen schon die alten Cyniker und ihre weniger excentrischen Nachfolger, die Stoiker („Apathie“, „Adiaphora“ 2c.), aber im Sinne einer einseitigen Abstumpfung, die gegen das linde Fächeln des Zephyrs ebenso indifferent macht wie gegen den rauhen Nordwind; unbildlich gesprochen: sie lehrten Unempfindlichkeit gegen die Lustaffekte ebensowohl wie gegen Unlustaffekte. — Minder überspannt empfiehlt Horaz: „In harten Fällen suche dir Gleichmut zu bewahren“ (aequam memento rebus in arduis servare mentem).

Indeß, das ist leicht gesagt, ebenso wie das vulgäre: „Mensch, ärgere Dich nicht!“ Man könnte ebenso einem Hungrigen zurufen: Mensch, habe keinen Hunger! Das wußte auch Horaz, weshalb er seinem Freunde Dellius, um die erwähnte Anweisung leichter befolgen zu können, die Pille verschreibt, an den Tod zu denken. Die Pille schmeckt aber gar zu unangenehm.

Ein köstliches Abhärtungsmittel gegen schlimme Affekte, ein „Bromkali aus der Apotheke der Philosophie“ enthält dagegen die Philosophie des Spinoza. Es heißt: **Betrachte alles Geschehene unter dem Gesichtspunkt der Notwendigkeit oder der Kausalität.**

„Sofern der Geist alle Dinge als notwendige erkennt, insofern hat er eine größere Macht über die Affekte oder leidet er weniger von ihnen“, lautet der sechste Lehrsatz im fünften Teil der „Ethik“. Dazu sagt die Anmerkung: Je mehr die allgemeine philosophische Wahrheit, daß alles, was geschieht, mit Notwendigkeit geschieht, sich auf die speziellen Vorgänge und Geschehnisse erstreckt, um so größer ist die Macht des Geistes über die Affekte. „Es bezeugt dies auch die Erfahrung. Denn wir sehen, daß die Unlust über ein verlorenes Gut gemildert wird, sobald derjenige, der den Verlust erlitten, bedenkt, daß es auf keine Weise hätte erhalten werden können.“

Ein probates Mittel in der That, das vielleicht auch Vergil im Sinne hat, wenn er singt: „Glücklich, wer es vermocht, die Ursachen der Dinge zu erkennen“ (Felix qui potuit rerum cognoscere causas).

Daß die menschlichen Handlungen ebenso wie alle Vorgänge in der Welt mit Notwendigkeit erfolgen (aus der jeweiligen Disposition des Handelnden) und der menschliche Wille dem Kausalitätsgesetz nicht minder unterstellt ist wie alles andere („Determinismus“), kann nur von oberflächlichen oder konfusen Köpfen oder von einer voreingenommenen resp.

tendenziösen Psychologie bestritten werden. Die Natur schmiedet keine Ausnahmegesetze.

Und eben den Menschen und menschlichen Handlungen gegenüber bewährt sich diese Idee als eminenter ethischer Faktor. Von Spinoza selbst wird dies an mehreren Stellen seiner „Ethik“ nachdrücklichst betont: „Wer richtig erkannt hat, daß alles aus der Notwendigkeit der göttlichen Natur folgt und nach den ewigen Gesetzen und Regeln der Natur geschieht, der wird sicherlich nichts des Hasses, des Spotts und der Verachtung wert finden“. — „Die Idee lehrt, niemand zu hassen, zu verachten, zu verspotten, auch niemand zu zürnen, niemand zu beneiden.“ — „Der geisteskräftige Mensch behält vor Allem das im Auge, daß Alles aus der Notwendigkeit der göttlichen Natur erfolgt, und daß folglich Alles, was er sich als lästig und schlecht denkt, sowie Alles, was als verrucht, schrecklich, unrecht und schändlich erscheint, darauf zurückzuführen ist, daß er die Dinge verkehrt, verstümmelt und verworren begreift. Eben darum strebt er vor allem, die Dinge so zu begreifen, wie sie an sich sind, und die Hindernisse der wahren Erkenntnis zu entfernen, als da sind: Haß, Zorn, Neid, Verhöhnung, Hochmut und anderes dieser Art &c. Und daher strebt er, so viel er vermag, gut zu handeln und froh zu sein.“ — „Wenn wir im Auge behalten, daß die Menschen wie alles Andere nach Naturnotwendigkeit handeln, dann wird der Haß, der aus Kränkungen oder Beleidigungen zu entspringen pflegt, leicht überwunden werden.“ (1. Teil Anhang; 4 T. Anmerkungen zu den 50. und 73. Lehrsätzen; 5. T. Anmerk. zum 10. Lehrsatz.)

In diesem Sinne schreibt auch Börne: „Du sagst: ich verabscheue jenen Menschen, er ist schlecht. — Nein, er ist krank. Gewährst Du nicht dem Kranken Deine größte Sorgfalt, und sind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichsten? — Aber er ist frei, er kann sich bessern. — Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Mut dazu hast, dein Thun zu verantworten, bürde aber keinem Schwachen diese Last auf.“

Im Lichte dieser Idee „entschlafen die wilden Triebe mit ihrem ungestümen Thun“, der Dämon der Rachsucht entflieht, und die von Jesus gepredigte (übrigens schon im Alten Testament gelehrte) Feindesliebe gewinnt rationellen Wert. Der philosophisch geschulte Geist wird zwar nicht den linken Backen hinhalten, wenn man ihn auf den rechten schlägt, (was ja schwerlich anders als hyperbolisch gemeint ist), er wird sich gegen seine Feinde energisch zur Wehr setzen, aber nicht aus Rachsucht handeln. „Nicht Geschehenes rächen, gedrohtem Übel wollen wir begegnen.“ (Schiller im Tell.)

Die menschlichen Handlungen entspringen aus dem Selbsterhaltungstrieb*) und werden von zahlreichen Faktoren beeinflußt, deren hauptsächlichste sind: das Naturell, die Erziehung, das Wissen und ganz besonders die sozialen Zustände, das ökonomische Milieu. Wer die menschlichen Handlungen philosophisch, d. h. klar, unter dem Gesichtspunkt der Kausalität auffaßt, sie auf ihre psychologischen Quellen zurückführt, dieselben, wie alles Geschehen, wie Naturereignisse betrachtet, ist abgehärtet gegen die qualvollen und als Stimulanzen der Laster und Verbrechen wirkenden Affekte.

Gegen physische Schmerzen, Not und Mangel ist die Philosophie machtlos.

„Bei hungrigem Magen Eingang finden
Nur Suppenlogik mit Knödelgründen.
Nur Argumente von Rinderbraten,
Begleitet von Göttinger Wurst-Citaten“,

scherzt Heine, und Romeo antwortet dem Pater Lorenzo, der ihn mit der „süßen Milch der Philosophie“ beruhigen will: „Zum Henker mit der Philosophie, wenn Philosophie nicht eine Julia machen, eine Stadt versetzen, eines Prinzen Urteil umstoßen kann!“ Aber die Dämonen der Affekte werden gebannt mit dem Zauberstab der Philosophie.

*) Nach Spinoza's Psychologie, welche die sozialen Affekte unberücksichtigt läßt. Anm. d. Red.

Reform und Reformer.

Vortrag, gehalten am 3. Februar 1893 im Unitarischen Frauenbund (Women's Unitarian League) von

Fanny Garrison Villard.

Autorisierte Übersetzung.

(Schluß.)

Indem ich das weite Feld für Reformbestrebungen überblicke, werde ich mich auf die Betrachtung nur einiger weniger, welche in gegenwärtiger Zeit unsere Aufmerksamkeit beanspruchen, beschränken müssen. Ein sehr wichtiges ist jedenfalls dasjenige, welches das häusliche Leben betrifft. Bisher habe ich von dem Reformer als von einem kämpfenden Manne gesprochen; aber ich denke in vollem Ernste, daß die Frauen für solche Bestrebungen die erhabensten Gelegenheiten haben. Wie natürlich ist es für die Mutter, dem empfänglichen Geiste ihrer Kinder die Bedeutung der Treue gegen Grundsätze, den unschätzbaren Wert eines guten Einflusses auf die Umgebung einzuprägen! Leicht kann man den erwachenden Geist das Edle vom Unedlen, die Selbstliebe von uninteressierter Sorge für Andere, heldenmütige von feigen Handlungen und wahre von falschen Lebenstheorieen unterscheiden lehren, wenn der Lehrer sich nur die Mühe giebt, seine Erziehung mit den ersten Worten, die er zu dem Kinde spricht, zu beginnen. Fast kann man die Kinder lehren „zu küssen, anstatt zu schlagen“, wenn ihre bessere Natur öfter angerufen würde. Möge keiner glauben, daß sie weniger männlich oder weiblich sein werden, wenn sie frühzeitig die Lektionen der Selbstbeherrschung und der Freundlichkeit gegen Andere lernen. Können wir ihnen einen größeren Segen spenden, als Selbstvergessen und edles Verhalten gegen die, mit welchen sie in Berührung kommen? Schon rein aus Rücksicht auf ihr Glück sollte dies geschehen, und es wird sich herausstellen, daß dies das Kapital ist, welches die besten Zinsen trägt. Wir möchten alle so gern haben, daß unsere Kinder mit ganz besonderen Talenten und Vollkommenheiten ausgestattet seien. Litterarische Gaben, poetische Neigungen, Liebe zur Musik und den Künsten und die Anziehungskraft persönlicher Schönheit sind alle wünschenswert und können der Welt dienstbar gemacht werden. Aber alledem geht der gute Charakter vor, welcher in Verbindung mit dem Übrigen ein harmonisches Ganzes ausmacht, dessen Fehlen aber alles entstellt.

Wir finden oft, daß junge Leute, welche an unbedingten Gehorsam gewöhnt waren, ohne nach dem Grunde des ihnen Gebotenen zu fragen, zur Überraschung und zum Kummer ihrer Eltern vom rechten Wege abgehen, sobald sie das Haus verlassen und den Versuchungen des Universitäts- oder Geschäftslebens ausgesetzt werden. Die Erklärung ist diese: sie haben ihre Meinungen als Familienüberlieferungen angenommen, und wenn es auf die Probe ankommt, finden sie, daß sie überhaupt gar keine Überzeugungen gehabt haben. Aber unsere Söhne sollten frühzeitig so an die Erwägung von Recht und Unrecht gewöhnt werden, daß man sich darauf verlassen kann, daß sie der Versuchung, wenn sie kommt, widerstehen und es sich zur Ehre anrechnen, selbst wenn sie dadurch an ihrer Beliebtheit Einbuße erleiden. Es ist uns allen natürlich, daß wir den Beifall unserer Mitmenschen zu haben wünschen; und Keiner möchte darauf Verzicht leisten, außer wenn die Gebote seines Gewissens ihn dazu zwingen. In diesem Falle stehe er mannhaft zu seinen Überzeugungen, und einer Sache wird er sicher sein: der Achtung selbst derer, welche nicht seiner Meinung sind. In einem Lande wie dem unsrigen, wo ungeheurer Reichtum, Unwissenheit und Gemeinheit so oft Hand in Hand gehen, liegt es uns ob, der Jugend ein Gefühl für die Würde der Arbeit einzuprägen, — daß es mehr das Streben nach einer Sache als deren Besitz ist, was Wert hat, daß es entehrend ist, das Geld zu mißbrauchen, und daß von dem, dem viel gegeben ist, auch viel verlangt wird. Wir haben gewiß Grund zu ernster Beunruhigung, wenn wir sehen, daß anstatt intellektuellen

und moralischen Wertes das Geld verehrt wird, und unsere größte Gefahr liegt darin, daß materieller Wohlstand an die Stelle der Werke des Geistes und Herzens tritt. Diese müssen mit jenem gleichen Schritt halten; und die Erziehung allein kann uns vor einem traurigen Schicksal bewahren, das uns sonst befallen wird. Hier können die Frauen eine edle Rolle spielen.

Für junge Mädchen ist es nicht minder gut als für ihre Brüder, ihre Gedanken von dem Kleinlichen und Gehaltlosen des Lebens abzuwenden. Welche trefflichen Gelegenheiten haben sie, in den jungen Männern einen edlen Ehrgeiz zu entflammen, sie in dem Streben zu ermutigen, Sklaven keiner Gewohnheit zu werden, welche ihrem physischen, sittlichen oder geistigen Wohle verderblich sein kann! Es ist die weise Anordnung der Natur, daß die beiden Geschlechter einander tief beeinflussen, und es ist natürlich und recht, daß sie einander zu gefallen suchen; aber unter keinen Umständen sollte es auf Kosten dessen geschehen, was in uns das Edelste und Beste ist. Das Werk der Reform in dem gegenseitigen Verhältnis der Geschlechter hat soeben erst begonnen. Die höhere Bildung der Frauen läßt sie mehr als je zuvor der schweren Verantwortlichkeit sich bewußt werden, die sie nicht nur als Töchter, Gattinnen oder Mütter, sondern auch als Menschen haben. Eine Frau ist sicherlich ebenso wie ein Mann verantwortlich dafür, welchen Gebrauch sie von ihren Gaben und Gelegenheiten macht. Ebenso wie dem Manne liegt es ihr ob, zum Werke der Welt nach ihren Fähigkeiten ihr Teil beizutragen. Sei sie verheiratet oder lebe sie allein, ihre Pflicht bleibt unverändert: auch sie muß die Welt besser zurücklassen, als sie sie vorfand.

Aber hier lasse man mich für die Zusammenerziehung der beiden Geschlechter als das große Mittel, das sittliche und intellektuelle Niveau der jungen Männer sowohl wie der jungen Frauen zu erhöhen, ein Wort einlegen. Jetzt, wo man die Frauen als Besitzerinnen von Eigentum achtet wie nie zuvor und ihnen dieselbe Gelegenheit giebt, (abgesondert für sich) zu studieren*), welche den jungen Männern gewährt wird, sofern sie nur dafür zahlen, scheint mir dies besonders am Platze zu sein. Warum den jungen Frauen nicht erlauben, unter der Aufsicht der Lehrer an dem Universitätsstudium ihrer Brüder teilzunehmen, so daß es etwas so Natürliches und Alltägliches wird, wie der Sonnenaufgang? Jedes Geschlecht wünscht auf das andere einen guten Eindruck zu machen, und wenn der Wetteifer ernster Arbeit dazu anspornt, so ist die Wirkung davon, wie die Statistik gelehrt hat, in jeder Hinsicht eine höchst heilsame und segensreiche. Ich weiß, daß in dieser Sache auch bei vielen denkenden Leuten noch immer Vorurteile zu überwinden sind; aber ich bin völlig überzeugt, daß sie in nicht langer Zeit die Angemessenheit und den Wert der gemeinschaftlichen Erziehung einsehen werden. Den Männern und Frauen, welche gegen die Vermischung der Geschlechter im Ballsaale, im Theater, auf der Straße und im Hause nichts zu sagen haben, ist diese Idee oft am meisten zuwider. Viel zu wenig bekümmern sie sich um das Mißliche, was an jenen Orten thatsächlich vorkommt, und großen Anstoß nehmen sie an dem Gedanken an das, was im Kolleg geschehen könnte. Was da geschehen wird, das wird für die Männer womöglich noch wichtiger sein, als für die Frauen. Wenige von uns gewahren, welchen verderblichen Einfluß die Frauen ausüben, die in nicht verantwortlicher Stellung in den Universitätsstädten leben; wenige gewahren, wie die Atmosphäre gereinigt werden wird, wenn die Frauen offen zu den Universitäten zugelassen und für ihr Verhalten und für den Einfluß, den sie ausüben, verantwortlich gemacht werden. — Ferner sind die Frauen jetzt auch noch nicht reich genug, um imstande zu sein, Gymnasien und Universitäten für sich zu gründen; dazu sind Zeit und Geld und große Intellekte erforderlich. Warum soll man sie nicht die bereits bestehenden unterstützen lassen, indem sie nur verlangen, daß man sie dort selbst studieren lasse? Die „Sphäre" der Frau — das wissen wir jetzt alle — ist das Feld, welches ihre Fähigkeiten ihr gestatten in der Welt auszufüllen. Sie kann aus ihr nicht herausgehen, wenn sie es auch versuchte, gleichviel welches ihre Geistesverfassung ist. Sollten wir nicht alle uns der Thatsache bewußt werden, daß „die Sache der Frau die des Mannes ist, sie zusammen emporsteigen oder hinabsinken, verkümmert oder göttlich, Sklaven oder Freie sind"?

Ich habe bereits das Elend erwähnt, das durch den Krieg in die Welt kommt. Die Frauen, welche unter seinen Verwüstungen sogar noch mehr als die Männer leiden, sollten eifrig ihre Stimme für die Sache des Friedens erheben. Wenn sie gegen den Krieg Einspruch erhöben, könnte er nicht länger der Fluch der Welt sein. Der kriegerische Geist des Enthusiasmus kann in dem moralischen Kriege edle Verwendung finden, und Thaten des Heldenmuts können auf Schlachtfeldern vollbracht werden, welche an Erhabenheit alle militärischen übertreffen.

Das Leben ist so kurz, so voll Sorge selbst unter den glänzendsten Umständen — ein mysteriöses Kommen und ein wunderbares Verschwinden, wir wissen nicht wohin, — daß es in der That gelebt zu werden nicht wert ist, wenn es nicht dazu benutzt wird, zum Wohle der Menschheit etwas beizutragen; nur in dieser Weise können wir unser eigenes Glück sichern. Aber dies Glück darf nicht bedeuten das Glück unserer Landsleute auf Kosten der Fremden, die Bereicherung unserer selbst durch Schutzzölle und Verhinderung der Konkurrenz mit der übrigen Welt, — einer Konkurrenz, welche allein unsere Industrie auf einer sicheren und gesunden Basis entwickeln kann. Die Reformer der Gegenwart haben in Bezug auf den Freihandel ein großes Werk zu thun; denn jedes Wohlergehen, das sich auf Anderer Unglück gründet, kann nur zeitweilig sein. Die Freiheit wirkt stets unparteiisch, indem sie Jedem die gleichen Chancen giebt; nie begünstigt sie die Wenigen auf Kosten der Vielen, und auf ihre Gerechtigkeit kann man sich verlassen. Die Zügellosigkeit dagegen, welche mit der Freiheit so oft verwechselt wird, ist verderblich und zu verabscheuen; sie ist ebenso nachteilig, wie die Freiheit segensreich ist.

Wie nötig ist es, in dem künftigen Bürger einer Republik das strengste Gefühl für Ehre und wahren Adel zu entwickeln! Korruption und Bestechlichkeit sitzen fast unbelästigt an hohen Stellen, weil der Durchschnittsmensch zu selbstisch ist, dagegen als gegen eine bei unserer Regierungsform unerträgliche Abnormität Protest zu erheben. Wo sind die Mütter, die ihre Pflicht so vernachlässigt haben, daß dies möglich ist? Wirft dies nicht auf die häusliche Erziehung ein Licht, das uns in Trauer versetzen muß? Üben die Frauen wirklich jenen heilsamen Einfluß auf die Männer aus, welchen die Männer ihnen zuschreiben, wo immer die Frauen das Stimmrecht und so die Teilnahme an der Schaffung der Gesetze verlangen, unter denen sie ebensowohl wie die Männer stehen? Sie üben ihn sicherlich nicht aus. Die Verantwortlichkeit ist es, welche in den Frauen, ebenso wie in den Männern, die Intelligenz entwickelt; und je mehr sie lernen, Geschäftsangelegenheiten zu verwalten, je mehr sie Nationalökonomie studieren, um so größer und umfassender wird ihr Verständnis der Prinzipien sein, welche unserer Regierungsform zu Grunde liegen. Ich behaupte, daß solches Verständnis und solche Rechte sie zu sorgsameren und intelligenteren Müttern machen werden; und wir können nicht leugnen, daß sie mehr als die Väter die Kinder erziehen.

Die Hilfe, welche in dem schrecklichen Kampfe, der zwischen dem Norden und dem Süden stattfand, die Frauen der Sache der Freiheit leisteten, kann kaum überschätzt werden. Mit großer persönlicher Gefahr und mit schweren Opfern leisteten sie diese Hilfe, indem sie ohne Murren die üble Nach-

*) Leider noch immer nicht in Deutschland, — welches in dieser Hinsicht nächst der Türkei thatsächlich das rückständigste Land Europas ist. **Wie lange noch?!** (Anm. d. Red.)

rede und die gesellschaftliche Ächtung ertrugen. Heut steht an Stelle des flehenden Sklaven die Chinesen-Rasse an unserer Thür und bittet um die Verwerfung schlechter und grausamer Gesetze, um humane und gerechte Behandlung, wie sie anderen Fremden zu teil wird, die ein Teil unserer Bevölkerung werden. Sollen nicht die Frauen sowohl wie die Männer ihre Stimme zum Protest erheben und vor Scham ihr Haupt senken, weil in einer sogenannten Republik die eine oder die andere Rasse stets ausgesondert zu werden scheint, um mißhandelt und mit Füßen getreten zu werden? Liegt für den Chinesen irgend ein Beweggrund vor, unser christliches Beispiel nachzuahmen, und können wir ihn tadeln, wenn er es nicht thut?

Reformer sind heutzutage so sehr not, wie nur je. Wir können vor dem Elend und den Leiden unser Auge nicht verschließen. Schon um uns selbst zu schützen, müssen wir solche Zustände verbessern und den Unglücklichen die Hand reichen und ihnen helfen, soweit es in unseren Kräften steht.

Bei all den Mängeln unserer republikanischen Regierungsform haben wir doch in einem größeren Maße als irgend eine andere Nation die Freiheit, gegen das Unrechtthun Protest zu erheben, und das bedeutet die Macht, die Unwissenden zu erleuchten, in den Verhärteten Sympathie zu erregen, in den Apathischen Enthusiasmus zu erwecken, in den Gleichgiltigsten die, ob auch tief verborgenen, edlen Gefühlssaiten zu berühren, bis sie im Einklang mit dem Hymnus erzittern: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

In dem vorwärts und aufwärts strebenden Marsche des Menschengeschlechts müssen die Frauen den Männern zur Seite stehen und das Banner hochhalten, welches das heilige und begeisternde Wort als Inschrift trägt:

Menschlichkeit.

Darwinismus und Moral.

Von Dr. A. Kannengießer.

Als das Grundgebot aller Moral bezeichnete Christus: „Du sollst Gott Deinen Herrn lieben von ganzem Herzen; das andere aber ist dem gleich: Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst." Christus betrachtete die allgemeine Nächstenliebe in ihrer Bethätigung als einen Ausfluß, als ein notwendiges Ergebnis der Liebe zu Gott. Der Satz: „Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst", in dieser klaren und idealen Fassung einmal ausgesprochen, wird, so lange die Menschheit besteht, als Grundgesetz aller Moral gelten. Aber wie hoch auch die Moral Christi über der seiner Zeitgenossen steht, in seiner Lehre war er doch genötigt, sich an die Anschauungen seiner Zeit und an ihr Fassungsvermögen anzuschließen. Es war ein gewaltiger Fortschritt der Moral, als Jesus den Juden durch das Beispiel des Samariters zeigte, daß nicht bloß der Jude, der Genosse des Stammes, ihr Nächster sei, sondern jeder, der ihrer Hilfe bedürfe, selbst der gehaßte Feind. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß diese Nächstenliebe fast ausschließlich auf das Individuum gerichtet ist. Nun kommt freilich jede Förderung des Individuums indirekt auch der ganzen Gattung zu gute; aber in dem beschränkten Kreis, in dem sich das Leben der Juden zur Zeit Christi, in dem sich das Leben der Völker des Altertums überhaupt bewegte, war noch kein Platz für die klare Erkenntnis, daß auch die Gattung Menschheit ein Objekt der Pflichten sein kann. Zwar war Christus selbst sich voll bewußt, daß er nicht bloß im Dienste der einzelnen Menschen stand, sondern im Dienste der gesamten Menschheit, darum eben nannte er sich des Menschen Sohn; doch hat er in seiner Lehre dem Standpunkt seiner Zeit entsprechend keine Vorschriften über das Verhalten des Menschen gegenüber der Gattung gegeben. Auch die christlichen Apostel der späteren Zeit haben ausschließlich oder fast ausschließlich für die Befreiung des Individuums gearbeitet. Um die einzelnen Seelen der Heiden aus ihrer Finsternis zu befreien und sie dem Himmel zuzuführen, sind die christlichen Sendboten in alle Welt hinausgezogen. Und die Kirche selbst richtet ihre Thätigkeit immer vorzugsweise auf das Glück der einzelnen Menschen, die sie von ihren Sünden erlösen und dem Himmel zuführen will. Dagegen hat die Kirche es wiederholt geradezu abgelehnt, für die Interessen der gesamten Menschheit einzutreten. Darum ist sie auch nicht imstande gewesen, für die Aufhebung der Sklaverei etwas Wesentliches zu thun, so viel sie auch im einzelnen gethan hat, um das Los der unglücklichen Sklaven freundlicher und milder zu gestalten; und Wendel Philipps, der begeisterte Prediger der Sklavenbefreiung, erzählt selbst, daß er bei seinen menschenfreundlichen Bestrebungen nirgends so wenig Unterstützung gefunden hat, als bei den berufenen Vertretern der Kirche. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die Kirche recht daran that, ihre Aufgabe lediglich auf religiösem Gebiet zu suchen, d. h. in der Gestaltung des Verhältnisses des Menschen zu Gott, oder ob sie als die vornehmste Hüterin aller Moral in der Sklavenfrage für die Interessen der gesamten Menschheit einzutreten die Pflicht hatte.

Nur ganz allmählich hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß über die Pflichten gegen den Nächsten und gegen das Vaterland hinaus der Mensch auch Pflichten gegen die ganze Gattung hat; es bedurfte dazu erst des regen Verkehrs der Nationen untereinander, des Weltverkehrs, durch welchen alle Errungenschaften der Kultur nicht langsam und auf weiten Umwegen, sondern direkt und unmittelbar allen Völkerschaften in höherem oder geringerem Maße zu gute kommen. Zwar hat es niemals an der Erkenntnis gefehlt, daß die Thaten großer Männer an dem Wert zu messen sind, welchen sie für die Entwickelung der Menschheit gehabt haben: zu allen Zeiten sind die großen Erfinder und Entdecker, sind die großen Religionsstifter und Gesetzgeber als Beglücker nicht bloß des eigenen Volkes, sondern der Menschheit gepriesen worden. Aber dennoch bedurfte es des lebendigen Bewußtseins der Zusammengehörigkeit aller Völker und einer scharfen Auffassung des Begriffes der Gattung Menschheit, um neben die alte Moralforderung: Thue Deinen Mitmenschen so viel Gutes wie möglich — die andere zu setzen: Handle so viel an Dir ist im Interesse der Menschheit. Beide Forderungen scheinen auf den ersten Blick sich wenig voneinander zu unterscheiden, und naturgemäß werden sie häufig zusammenfallen; der Bauer, welcher Kartoffeln baut und sich und anderen Nahrung liefert, handelt nicht nur im Interesse des Einzelnen, dessen Existenz er ermöglichen hilft, sondern auch zugleich im Interesse der Gattung. Dennoch besteht zwischen beiden Forderungen ein durchgreifender Unterschied; ja beide können sogar in Widerstreit geraten: es ist möglich, daß ich unzähligen Menschen Gutes thue und dadurch doch das Interesse der Gesamtheit verletze; ja, wenn ich hinginge und gäbe alle meine Habe den Armen, so thäte ich der Menschheit vielleicht einen sehr schlechten Dienst. In wieweit die Rechte des Individuums zu Gunsten eines Gemeinwesens, eines Staates, eines Volksganzen eine Beschränkung gestatten, ist von jeher Gegenstand nicht bloß moralischer Betrachtung, sondern auch der Gesetzgebung gewesen. Aber in wieweit die Rücksicht auf die gesamte Gattung eine Beeinträchtigung des Individuums rechtfertigt, ist unseres Erachtens noch niemals eingehend erörtert; und doch wird manche Frage im Lichte dieser Forderung einer anderen Beurteilung als bisher fähig sein oder wenigstens einer erneuten Betrachtung bedürfen.

Bisher ist die Entwickelung der Geschichte im allgemeinen dahin gegangen, die Rechte des Individuums zu erweitern, um sich dem Ideal der allgemeinen Freiheit und Gleichheit zu nähern. Sehr wohl kann eine Zeit kommen, in welcher die Rücksicht auf die Zwecke der Gattung eine weitere Beschränkung des Individuums erheischt. In welchem Lichte erscheint unter diesem Gesichtspunkte der Sozialismus? Ist er nichts anderes, als das ruchlose Bestreben einzelner, zu

Gunsten der Minderbegüterten, die Besitzverhältnisse zu verschieben? Oder liegt trotz aller Verirrungen im einzelnen ihm doch ein im Lichte des Gattungszweckes berechtigter Kern zu Grunde? Wird er im Sande verlaufen, wenn den Enterbten ein erträgliches Los geworden und die scheinbare Freiheit und Gleichheit einer wirklichen ähnlicher geworden, oder ist er ein Vorbote einer die Zwecke der Gattung auch unter schwerer Verletzung der Sonderzwecke durchführenden Neugestaltung aller menschlichen Verhältnisse? Es giebt Tiere, welche ihren Tod finden, sobald sie für die Fortpflanzung ihres Geschlechts gesorgt haben, bei denen also der Gattungszweck das ganze Leben beherrscht; wird es bei uns Menschen auch einmal dahin kommen, daß der Zweck der Gattung der Tyrann, das Individuum der Knecht der Gattung wird?

Auch die Pflichten gegen das Vaterland können mit denen gegen die Gattung in Widerstreit geraten; es ist wohl denkbar, daß jemand dem eigenen Vaterlande nützt und doch der ganzen Menschheit als solcher schadet.

Damit kommen wir keineswegs auf den eingebildeten Kosmopolitismus des vorigen Jahrhunderts zurück. Wohl aber statuieren wir gewisse Grenzen, innerhalb deren sich eine nationale Thätigkeit halten soll, wenn sie auf ungeteilen Beifall rechnet. Es ist eine schwierige Frage, wo die Förderung vaterländischer Interessen denen der gesamten Gattung untergeordnet werden muß. Aber je weiter der Blick der Menschheit wird, ein um so feineres Gefühl wird sie auch erhalten für die Beurteilung von Männern und Thaten, welche im Dienste einer einzelnen Nation stehen. Auch die Männer der Vergangenheit werden vielfach einer andern Beurteilung unterliegen, wenn sie nach diesem Maßstab gemessen werden. Völker sind nichts anderes im Verhältnis zur ganzen Gattung als die einzelnen Menschen im Verhältnis zum Vaterland und zum eigenen Volk. Demnach muß als Grundsatz gelten: Die Pflichten gegen die Gesamtheit stehen höher als die gegen das Vaterland, ebenso wie die gegen das Vaterland höher stehen als die gegen die Einzelnen innerhalb des Vaterlandes. Wie weit aber auch oder wie wenig in Zukunft das Bewußtsein dieser Pflichten Gemeingut werden wird: als maßgebender Grundsatz darf bezeichnet werden, daß alle Maßregeln, welche die Völker einander nähern und sie zu gemeinsamen Aufgaben fester miteinander verbinden, im Interesse der Gattung liegen, alle entgegengesetzten Maßregeln demselben widerstreiten. An diesem Grundsatz ist die Politik der Staatsmänner zu messen; ihre Aufgabe wird mit dem erweiterten Gesichtskreis eine schwierigere und verantwortungsvollere, sobald sie sich bewußt werden, nicht bloß im Dienst eines einzelnen Volkes zu stehen, sondern der gesamten Menschheit für ihre Handlungen verantwortlich zu sein. Lange Zeit hat als Ideal der auswärtigen Politik die Kunst gegolten, die fremden Völker zu Gunsten des eigenen zu benachteiligen, und derjenige Staatsmann war der am meisten bewunderte, welcher es verstand, die anderen recht gründlich übers Ohr zu hauen. Das war ein niedriger Standpunkt der Moral; nur derjenige wird in Zukunft den Namen eines großen Staatsmannes verdienen, der des eigenen Volkes Wohlfahrt zugleich mit den Interessen der ganzen Menschheit fördert. Jemehr die Erkenntnis von der Richtigkeit der eben ausgesprochenen Sätze um sich greift, um so klarer muß es auch mit der Zeit werden, daß eine schutzzöllnerische Gesetzgebung in dem Umfange, wie sie zur Zeit in vielen Staaten besteht, eine verwerfliche ist. In dieser Beziehung Wandel zu schaffen ist ein Wort Sr. Majestät unseres Kaisers geeignet, welches in letzter Zeit oft besprochen ist: „Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs; er durchbricht die Schranken, welche die Völker trennen und knüpft zwischen den Nationen neue Beziehungen an.“

(Schluß folgt.)

Sonnett.

Von Arthur Pfungst (Frankfurt a. M.).

Nicht ziemt's dem Sterblichen vorauszusagen
Die Wirkung seiner Thaten in der Welt;
Er gleicht dem Schiffer, der die Fahrt muß wagen
Ins Meer hinaus — wo manches Schiff zerschellt;

Er gleicht dem Landmann, der in Lenzestagen
Den Samen ausstreut und das Land bestellt,
Und der nicht weiß, ob edle Früchte tragen,
Ob in der Glut verdorren wird sein Feld.

Doch wie der treue Sämann unentwegt
Aufs Neu' die Körner in den Boden legt,
Den Blick erhellt von froher Hoffnung Schimmer,

So soll der Mensch auch säen seine Thaten,
Vielleicht wird reicher Herbst aus seinen Saaten.
Und für den Guten ist es Lenz ja immer!

Vermischtes.

Religionsunterricht der Dissidentenkinder. Zu der bekannten Entscheidung des Kammergerichts in Sachen der Dissidentenkinder wird der „N. Stett. Ztg.“ bemerkt:

„Das Kammergericht hat sich die Sache, man kann nur sagen „naiv leicht gemacht“. Es hält sich allein an die landrechtlichen Vorschriften über die allgemeine Schulpflicht (§ 43 II, 12. A. L.-R), deren Inhalt es gemäß Art. 21 der preußischen Verfassung dahin feststellt, daß dadurch der Zwang zu „dem für die öffentlichen Volksschulen vorgeschriebenen Unterricht“ bestimmt worden sei; und da nun in dem Lehrplan für die Volksschulen der Unterricht in der Religion vorgeschrieben worden ist, so ergiebt sich für das Kammergericht der Zwang auch gegen Dissidentenkinder zum Religionsunterricht mit juristischer Logik um so mehr, als auch das Familienrecht (Teil II. Tit. 2 § 75 A. L.-R.) vorschreibt, daß der Vater „vorzüglich dafür sorgen muß, daß das Kind in der Religion und nützlichen Kenntnissen den nötigen Unterricht erhält“. Schade, daß diese naive juristische Mathematik zu ihrer Schlüssigkeit auch der mathematischen Feststellung dessen bedarf, was Religion ist. Ohne solche Feststellung ist offenbar die ganze kammergerichtliche Ausführung ein Spiel mit Worten. Weder Landrecht noch Verfassung noch Schulordnung aber bestimmen, was Religion ist oder als solche vom Staate anerkannt werden soll, vielmehr bestimmt das Allgem. L.-R. nur in §§ 1, 2, T. II. Tit. 11: „Die Begriffe der Einwohner des Staates von Gott und göttlichen Dingen, der Glaube und der innere Gottesdienst können kein Gegenstand von Zwangsgesetzen sein“ und „jedem Einwohner im Staate muß eine vollkommene Glaubens- und Gewissensfreiheit gestattet werden.“ Hieraus ist keinerlei gesetzlicher Begriff für Religion zu entnehmen und es ist klar, daß die hier gesetzlich festgestellte Glaubens- und Gewissensfreiheit, welche überdies durch Art. 12 der preußischen Verfassung noch eine besondere Gewähr erhalten hat, auch denjenigen gewährt ist, welche nach ihren Begriffen von Gott und göttlichen Dingen etwa zu der Überzeugung gelangt sind, daß es einen Gott überhaupt nicht gebe. Das ist so einleuchtend, daß niemand zu behaupten wagt, daß etwa Atheisten gegenüber der Art. 12 der preußischen Verfassung oder das Reichsgesetz vom 3. Juli 1869 über die Gleichberechtigung der Konfessionen in bürgerlicher oder staatsbürgerlicher Beziehung keine Anwendung fänden, weil bei Atheisten weder von „religiösem Bekenntnis“, noch von „Konfession“ die Rede sein könne. Alle diese grundgesetzlichen Vorschriften des öffentlichen Rechts schiebt das Kammergericht einfach beiseite, wie es denn auch durch die Bestimmung des § 11, T. II, Tit. 11 des A. L.-R. nicht beirrt wird, welcher deutlich ausspricht: „Kinder, die in einer andern

Religion, als welche in der öffentlichen Schule gelehrt wird, nach den Gesetzen des Staats erzogen werden sollen, können dem Religionsunterricht in derselben beizuwohnen nicht angehalten werden". In Verbindung mit den prinzipiellen verfassungsmäßigen und gesetzlichen Vorschriften über Religions- und Gewissensfreiheit folgert das öffentliche Urteil zweifellos mit Recht auch als Inhalt dieser Gesetzbestimmung: „An dem Religionsunterricht der Volksschulen sollen also nur diejenigen Kinder teilzunehmen gezwungen sein, welche in derjenigen Religion, welche dieser Unterricht lehrt, erzogen werden sollen". Statt dessen legt das Kammergericht eine Bestimmung, welche offensichtlich bestimmt ist, den Religionszwang auszuschließen, so aus, daß daraus eine Anordnung zum Religionszwang wird, und um solchen Widersinn vor sich selbst zu rechfertigen, versteigt es sich sogar dazu, auszusprechen, das Gesetz vom 14. Mai 1873 über den Austritt aus der Kirche beziehe sich auf Kinder überhaupt nicht und es beschwere das Gewissen der Eltern auch nicht, wenn ihre Kinder zu einem Religionsunterricht angehalten werden, den sie dem Kinde nicht erteilt wissen wollen. Die landrechtliche Vorschrift, daß die Kinder, bis sie in das mündige Alter kommen, das sie zu eigener Entscheidung über ihre Religion ermächtigt, der Religion der Eltern folgen, existiert für das Kammergericht nicht, das seiner naiven Logik die Krone mit dem Satze aufsetzt: „Nicht um Glaubens- und Gewissenszwang handelt es sich, sondern um Religionsunterricht". Was wohl das Kammergericht sich als Zweck und Inhalt des Religionsunterrichts denken mag, wenn der Zweck, Glauben und Gewissen zu bilden, davon nicht berührt und ergriffen werden soll?"

Der Vorstand der Freireligiösen Gemeinde zu Berlin verbreitet eine Erklärung, der wir folgendes entnehmen:

„Das preußische Kammergericht hat jüngst, am 17. April d. Js., ganz im Widerspruch gegen frühere Entscheidungen zu Ungunsten der Dissidentenkinder in der Volksschule sein Urteil gefällt, wobei aber „ausdrücklich abgelehnt wird, die Rechtsbeständigkeit des Erlasses des Herrn Kultusministers vom 16. Januar 1892 einer Prüfung zu unterziehen." Wir werden daher die Entscheidung des Ober-Verwaltungsgerichts anrufen und bitten die Eltern, welche von einer Schulbehörde durch Strafandrohung gezwungen werden, ihre Kinder an einem ihrer Überzeugung widersprechenden konfessionellen Schul-Religionsunterricht teilnehmen zu lassen, diesen Gewissenszwang vorläufig auf sich zu nehmen, aber die Kinder nach Möglichkeit in unserer freidenkerischen Anschauung zu unterweisen und ihnen anzugeben, weshalb wir die jüdische und christliche Wunder- und Dogmenlehre verwerfen."

Preisausschreiben für Lehrer. Der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke stellt folgende Preisfrage: „Was kann die Schule und besonders der Lehrer zur Förderung der Mäßigkeitssache thun?" Zur Bewerbung sind alle Volksschullehrer des Reiches eingeladen. Der Preis beträgt 300 Mk., doch ist den Preisrichtern gestattet, denselben nach Befinden zu teilen. Es wird eine kürzere Arbeit gewünscht, die sich zur Massenverbreitung eignet. Die preisgekrönten Arbeiten werden Eigentum des Vereins. Die Arbeiten, die bis zum 15. Februar 1894 einzuliefern sind, haben nicht den Namen des Verfassers, sondern ein Motto zu tragen; in einem Umschlage, der das gleiche Motto trägt, ist die Adresse des Verfassers zu verschließen. Das Preisrichteramt haben übernommen die Herren Abg. L. F. Seyffardt in Crefeld, Lehrer und Redakteur Helmcke in Magdeburg, Schuldirektor O. Pache in Leipzig-Lindenau, General-Sekretär J. Tews in Berlin und der Geschäftsführer des genannten Vereins, Dr. W. Bode in Hildesheim, an den die Arbeiten einzusenden sind. Der Preis wird am 15. April n. J. erteilt.

Der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke hat den Sitz seiner Verwaltung von Bremen nach Hildesheim verlegt. Vorsitzender des Vereins ist der dortige Oberbürgermeister Stuckmann; der neue Geschäftsführer, Dr. W. Bode, ist kürzlich ebenfalls dahin übergesiedelt. Der Verein entfaltet jetzt eine rege Thätigkeit, um das Interesse weiterer Kreise für die Mäßigkeitssache zu gewinnen, und hat sich unter anderem auch bereit erklärt, einige ältere und neuere Flugschriften über die Frage an alle Personen unentgeltlich zu versenden, die den Geschäftsführer darum ersuchen.

Wir machen darauf aufmerksam, daß seit Oktober v. Js. eine vierteljährlich erscheinende Volksschrift „Einiges Christentum" zur Förderung der Bestrebungen M. von Egidy's von Professor Lehmann-Hohenberg in Kiel herausgegeben wird. — Das dritte zu Ostern erschienene Heft enthält die in weitesten Kreisen bekannt gewordenen Artikel „Frieden" und „Fürsten" des Oberstlieutenant v. Egidy; das zweite (Weihnachten) u. a. die Betrachtung „sozial; christlich; Neubau", auch von v. Egidy. Das vierte Heft erscheint im Juli und enthält eine freimütige, allen Parteien gewidmete Beurteilung der gegenwärtigen politischen und gesellschaftlichen Lage. Jahrespreis (4 Hefte) 2 Mark; Einzelheft 50 Pf. — Man bestellt bei den Buchhandlungen oder direkt beim Verlag der Volksschrift: Kiel, Falckstraße 9, oder bei der Post unter Nr. 1953 der Zeitungsliste.

Ethische Kultur in Rumänien. Ein Freund in Bukarest schreibt dem Herausgeber, daß an einem dortigen Gymnasium Felix Adler's ethische Hymne „Die Stadt des Lichts" nach einer Melodie gesungen wird, welche ein rumänischer Musiklehrer dazu komponiert hat.

Liebe und arbeite!

Bücherbesprechung.

Christoph Schrempf, lic. theol.: Über die Verkündigung des Evangeliums an die neue Zeit. Ein Vortrag, gehalten in Frankfurt a. M. d. 20. April 1893. 2. unveränderte Auflage. Stuttgart. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1893.

Zu den geistigen Vorkämpfern in dieser ringenden Zeit gehört auch Christoph Schrempf. Unbedingte Wahrhaftigkeit gegen sich selbst brachte ihn mit seiner vorgesetzten kirchlichen Behörde in Konflikt; aber er sah in dem besonderen Falle, für den er mit seiner Person einstand, das Zeichen einer allgemeinen sittlichen Not seines Amtes. Noch mehr: die „Pfarrersfrage" erweiterte sich ihm zur religiösen Frage, und daß er für diese auch die Teilnahme nichtreligiöser Kreise zu gewinnen wußte, gibt vielleicht die beste Vorstellung von der Macht seiner Rede, dem Ernst seiner Überzeugung. Das religiöse Erlebnis tritt in den Schriften Schrempfs der dogmatischen Formel gegenüber, wie die Wirklichkeit dem Scheine; lange ist eine so aufrichtige, natürliche Sprache auf diesem Gebiete nicht mehr vernommen worden.

Da Schrempf im Gegensatze zur kultischen und doktrinären Auffassung der Religion die sittlich-pädagogische vertritt, so soll, gleichwie von seinen früheren Schriften, auch von seiner neuesten Veröffentlichung in diesen Blättern gehandelt werden.

Diesmal sind es positive Vorschläge, die der Verfasser entwickelt und von denen er Heilung unserer ungesunden religiösen Verhältnisse erhofft, obgleich er sich über ihren Radikalismus keiner Täuschung hingibt. Betreffen sie doch die völlige Umgestaltung der religiösen Unterweisung und Erziehung und die davon untrennbare der Stellung des Predigers des Evangeliums.

Unsere Zeit — dies etwa sind die Grundgedanken der Schrift — bedarf nicht sowohl ausführlicher religiöser Belehrung als vielmehr des schlichten religiösen Zeugnisses. Und dieses hat der Verkündiger des Evangeliums zunächst auf sich zu nehmen, indem er selbst nach seinem Zeugnis lebt. „Ich will an meinem Seelsorger selbst die

Wirklichkeit Gottes sehen, die er mir bezeugt". Damit ist die Person des Seelsorgers in den Vordergrund gestellt, nicht auf sein theologisches Wissen, auf die Kraft und Klarheit seines religiösen Charakters kommt es in erster Reihe an. „Ist die Religion wirklich Leben, so kann sie nur durch lebendige Personen fortgepflanzt werden, nicht durch Einprägung einer Religionslehre. — Das wichtigste Stück der Predigt der Zukunft ist der Pfarrer der Zukunft." Daraus ergibt sich nun von selbst die Umwandlung des Pfarramtes aus einer rechtlichen Verpflichtung mit legaler Autorität und legalen Ehren in eine rein sittliche und pädagogische Stellung, eine Vertrauensstellung. Der Pfarrer hört auf, „Kultusbeamter" zu sein; er wird „Wahrheitszeuge und Volkserzieher", der nicht mehr Autorität **hat**, als er Autorität **ist**, und dem, soweit er von seiner religiösen Arbeit lebt, die Belohnung für sie als freie Anerkennung gerichtet werden soll. Schrempf weiß, daß namentlich die zuletzt genannte Forderung Vielen hart erscheinen mag; aber er erblickt das Hauptübel des Pfarrerstandes gerade darin, daß die Pfarrei zur Zeit auch noch den anzuziehen vermag, den kein innerer Beruf zu ihr treibt, wie es gleicherweise die Hauptnot der Kirche ist, daß sie Reize besitzt, die auch den gleichgiltigen und irreligiösen Menschen an sie fesseln. Macht und Besitz der Kirche sind für sie eine Gefahr, die nicht ignoriert werden darf. Sie hat sich der einen wie des anderen zu entledigen. „Denn sie soll den **Armen** das Evangelium predigen und das kann wie nur der **arme** Jesus, so auch nur eine **arme** Kirche."

Daß bei dieser hohen Auffassung des religiösen Lehramtes und der kirchlichen Gemeinschaft der gegenwärtige Streit um das sogenannte Apostolikum in den Augen Schrempfs sehr an Wichtigkeit verlieren muß, versteht sich von selbst. Doch betrachtet er dessen Durchkämpfung immerhin als einen Schritt, der dem idealen Ziele, das er der evangelischen Kirche gesteckt hat, näher bringen wird. Zugleich gewänne damit die theologische Wissenschaft Einfluß auf das kirchliche Leben zu beiderseitigem Gewinne.

Freiburg i. B. — A. Riehl.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

In der Monatsversammlung am 23. Juni berichtete der Vorsitzende Herr Geheimrat Foerster über die Thätigkeit der Gruppen und forderte die Mitglieder zur Teilnahme an der Eisenacher Versammlung auf. Nach Mitteilungen über die Ausbreitung der ethischen Gesellschaft und den Zuwachs der einzelnen Abteilungen hielt Herr Prof. Dr. **Bruno Meyer** einen Vortrag über „**das Ideal und die Ideale**".

Die Dentsche Gesellschaft für ethische Kultur — so führte der Vortragende aus — hat den unethischen Erscheinungen im modernen Leben gegenüber Stellung genommen. Zu diesen gehört insbesondere, daß der Respekt vor der Wahrheit verschwindet und der pfiffigen Spekulation auf momentane Erfolge Raum macht. Da kann es wohl gelegentlich unvermeidlich werden, daß, wenn einem eine spezifische Incarnation dieses modernen Lügengeistes unmittelbar in den Weg tritt, man das weiße Gewand eines Priesters der reinen Menschlichkeit einen Augenblick ablegt und in der strahlenden Waffenrüstung eines Kämpen der Wahrheit mit schneidigem Schwerte dreinhauend erscheint. Ihrer Absicht nach aber rettet die Gesellschaft sich und ihre Freunde „aus dem engen dumpfen Leben in des Ideales Reich" — eines Ideales edelster menschlicher Vollkommenheit. Indem sie sich nun über das Gebiet dieses Reiches und die Mittel zu seinem Ausbau orientiert, bietet sich ihr die Welt des reinen Ideales, die von Menschen frei geschaffene Welt des Schönen in der Kunst als eine der anziehendsten und wichtigsten Erscheinungen dar. Ohne daher hier in eine erschöpfende Untersuchung über die ethische Bedeutung des Schönen einzutreten, rechtfertigt sich eine Betrachtung über diese Welt als eine gegebene an dieser Stelle ohne Weiteres. Die Idealbildung selbst ist eine eigentümliche Form der Apperzeption, worin die Möglichkeit einer großen Vielartigkeit der Ergebnisse gegeben ist. Thatsächlich erscheint auch das Ideal in der Form der nach Künsten, Zeiten, Ländern, Völkern und Individuen unendlich mannigfach modifizierten Ideale. Der Hauptteil des Vortrages bestand dann in geschichtlichen Exemplifikationen. Es wurden die drei Grundideale der Dichtung erörtert und in ihrer Entwicklung und Verschmelzung vorgeführt. Eine ausführlichere Schilderung fanden die Ideale der dramatischen Kunst bei den vier modernen Völkern, bei denen sie vom Ende des XVI. bis zum Anfange des XIX. Jahrhunderts geblüht hat, den Engländern, Spaniern, Franzosen und Deutschen.

In den bildenden Künsten wurde dem antiken zunächst das christlich-moderne Ideal gegenüber gestellt, innerhalb des letzteren nach der Idealisierung durch die Linie bei den Italienern die vollkommene Neuerung einer Idealisierung durch Farbe und Beleuchtung bei den Niederländern näher erörtert. Nachdem auch noch auf die Idealbildungen der Musik ein Blick geworfen worden, bildeten Betrachtungen über die sehr eigentümliche Rolle, welche das Streben und das Verlangen nach Wahrheit in der Idealbildung gespielt hat, den Schluß. Auch hierbei wie an manchen früheren Stellen, fiel die hier durchgeführte Abwägung der Dinge sub specie aeternitatis nicht gerade zu Gunsten der allermodernsten Kunstrichtungen aus. Doch haben solche zeitweiligen Schwankungen keine sonderliche Bedeutung; bleiben doch alle irgend einmal wirklich gelungenen Idealbildungen ein unvergänglicher Besitz der Menschheit, und alle besonderen Ideale sind nur Strahlen des einen Lichtes, des Ideales, welches die Menschheit als schönste Verklärung ihrer Kultur fort und fort schafft und unterhält.

Briefkasten.

Herr **N. M.** in St. Petersburg, unser Korrespondent aus Nr. 21 dieses Blattes, schreibt dem Herausgeber in Bezug auf dessen Artikel „Zur Ethik des Leids" in Nr. 18: „Ich glaube, daß sie dem Dr. Gravelius Unrecht thun, wenn Sie sagen, daß es nicht wahr sei, daß das Märchen vom Glück uns Alle betrogen hat. Das kommt doch ganz und gar auf die Erziehung an, die der Einzelne genossen hat, und ich möchte Gravelius insofern beistimmen, als unsere moderne Erziehung sich meistens nach der Richtung bewegt, den Kindern, so lange sie im Elternhause sind, das Leben möglichst rosig vorzuführen, sie von unangenehmen Eindrücken fern zu halten. Die Bitternis des Lebens — so sagen viele Eltern — werden unsere Kinder schon bald genug selber erfahren. Wir werden (wenn ich aus persönlicher Erfahrung sprechen darf) nicht genügend **gewarnt** und **vorbereitet**; man schärft unsere Waffen für den Kampf ums Dasein, — unser Wissen, unsere Talente, — aber man entzieht uns in der Jugend die Kenntnis des Menschen mit all seinem Egoismus, seiner Sinnlichkeit, ja, man läßt uns naiv heranwachsen; — ich möchte sagen, man **verheimlicht** uns die Kehrseite des Lebens, damit wir möglichst lange eine sonnige Anschauung desselben behalten. Und wie so mancher Jüngling, so manche Jungfrau mag vorwurfsvoll auf das Elternhaus zurückgeblickt haben, wenn im späteren Leben statt der Sonnenseite nur die Schattenseite unseres Daseins ihnen entgegengetreten ist. Dann kommen die Klagen vom verlorenen Glück, von dem Gravelius spricht.

Einliegend übersende ich Ihnen noch ein Gedicht, das ich vor Jahren gelesen und meinem Gedächtnis eingeprägt habe; der Autor war nicht genannt; vielleicht finden Sie es passend für Ihr Blatt: —

An den Schmerz.

Wer kann Dich flieh'n, den Du ergriffen hast,
Wenn Du das dunkle Auge auf ihn richtest?
Ich will nicht flüchten, wenn Du mich erfaßt,
Ich glaube nimmer, daß Du nur vernichtest.
Ich weiß, durch jedes Leben mußt Du geh'n,
Und Nichts bleibt unberührt von Dir auf Erden,
Das Leben ohne Dich — es wäre schön! —
Und doch, Du bist es wert, gelebt zu werden.
Gewiß, Du bist nicht ein Gespenst der Nacht,
Du kommst, den Geist an seine Kraft zu mahnen,
Der Kampf ist's, der die Größten groß gemacht,
Der Kampf ums Ziel auf unwegsamen Bahnen.
Ja, kannst Du mir für Glück und Lust
Das Eine, Schmerz, die echte Größe geben,
Dann komm und laß uns ringen Brust an Brust,
Dann komm, und sei es auch um Tod und Leben,
Dann greife in des Herzens tiefsten Raum
Und wühle in dem Innersten des Lebens,
Nimm hin der Täuschung und des Glückes Traum,
Nimm, was nicht wert war unbegrenzten Strebens.
Des Menschen letzter Sieger bleibst Du nicht,
Ob er auch Deinem Schlag die Brust entblöße,
Ob er im Tode auch zusammenbricht —
Du bist der Fackel für die Geistesgröße!

Herr **E. v. W.** in St Petersburg schreibt uns: „Sollten sich diese Worte wohl eignen, in Ihrem Blatte aufgenommen zu werden? Es sind die Worte unseres großen Dichters, welcher im Sinne der „Ethischen Gesellschaft" schon vor Jahren bei uns durch all' seine erhabenen, bis jetzt leider noch so wenig verstandenen Werke gewirkt hat: —

Aus einem Turgenjewschen Brief an einen Freund: „Eine Gewißheit habe ich aus den Erfahrungen der letzten Jahre gewonnen: das Leben ist kein Scherz und keine Ergötzlichkeit; das Leben ist nicht einmal Genuß: — das Leben ist schwere Mühe, Entsagung, ewige Entsagung — hierin liegt der Geheimgedanke, die Auflösung des Rätsels! Die Nichterfüllung der liebsten Wünsche und Gedanken, mögen sie noch so erhaben sein. Pflichterfüllung — darum muß sich der Mensch kümmern. Wenn er sich nicht die eisernen Ketten der Pflicht auferlegt, kann er seine Lebensbahn nicht erreichen, ohne zu stolpern. In der Jugend glauben wir, je freier wir seien, desto weiter kämen wir. Der Jugend ist es verzeihlich, so zu denken, eine Schmach aber ist es, sich durch den Trug beruhigen zu lassen, wenn das rauhe Antlitz der Wirklichkeit uns ins Auge geschaut hat. Leb' wohl! früher hätte ich wohl hinzugefügt: sei glücklich, — jetzt sage ich Dir: suche zu leben, es ist nicht so leicht wie es aussieht." —

Wir haben diese Worte des hervorragenden Dichters zum Abdruck gebracht, können aber dessen düsterer Lebensanschauung nicht beistimmen. Wie wenig paßt seine Schilderung zum Beispiel auf das Leben William Lloyd Garrison's! Von diesem großen Manne sagte Wendell Phillips nach seinem Tode: „Sein Leben war das glücklichste, das ich jemals gesehen habe. Seit dreißig Jahren bin ich mit ihm in vertrautem Verkehr gewesen — nie habe ich ihn unglücklich gesehen."

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 15. Juli 1893.	Nr. 29.

Aus dem Leben.

Von einem Mitgliede der D. G. E. K.

Ein österreichischer Steinbildner erzählte mir jüngst seine Lebensgeschichte. Einige der inneren Ereignisse die er mitteilte, scheinen mir ein so klares Licht auf die Beziehung von religiösem und sittlichem Leben zu werfen, daß ich seine Erzählung hier wiederzugeben versuchen möchte.

„Ich war", so sagte er, „ein gläubiger Sohn der katholischen Kirche. Voll aufrichtiger Frömmigkeit arbeitete ich an meinen Heiligenstatuen und es schien mir, als sei es nur meine tiefe religiöse Inbrunst, welche Leben und Seele in den Stein brachte. Da geschah es, daß ich mit wachsender Gewalt von religiösen Zweifeln gepackt wurde. Christus ward mir Mensch, nur Mensch, der Himmel der Heiligen verblaßte und alle meine Vorstellungen vom Göttlichen gerieten ins Wanken. Dies innere Erlebnis schien meiner äußeren Laufbahn zunächst nicht gefährlich zu werden. Zwar war ich abhängig von kirchlichen Bestellungen — aber wer zwang mich, meinen Abfall zu verraten? Da erschreckte mich plötzlich der Gedanke: Kannst du denn ohne wahrhaftigen Glauben dem Antlitz der Heiligen noch einen lebendigen und rührenden Ausdruck verleihen? War es nicht die Religion allein, welche dich zum Künstler machte? Wie willst du ein Antlitz schaffen voll Sehnsucht nach Schätzen, die nicht die Motten und der Rost fressen, wenn in dir selbst das Feuer erloschen ist, aus dem alle ideale Begeisterung allein entspringt? Voll Erwartung nahm ich als ungläubiger Mann den Meißel in die Hand. Aber o Freude: Ein Christusbild entstand, beredter und ergreifender, als es mir je zuvor gelungen war: die rein menschliche Größe, sonst getrübt durch die religiöse Tradition, hatte mich in ganzer Ursprünglichkeit ergriffen. Klar wurde es mir, daß es nicht die Religion gewesen war, die mir zur Bildung des Ideals die Hand geführt hatte — sondern ganz andere Gewalten in meinem Innern, die völlig unabhängig von dem Glauben an eine andere Welt sein mußten. Da lag mir die Frage nahe: Sollte es sich nicht auch mit meinem sittlichen Lebensideal ganz ähnlich verhalten? Hatte ich nicht ganz irrig eine geheime Furcht gehabt, daß mit der Religion auch die Quellen meines sittlichen Strebens versiegen könnten? Eine tiefe Ruhe kam nun über mich, als es mir zur Gewißheit wurde, daß der Bund des Menschen mit dem ethischen Ideal eine Vermählung aus Liebe sei und daß Kraft und Treue dieser Liebe nichts mit dem kirchlichen Segen und der religiösen Verklärung zu thun haben."

Der Bildhauer, der mir diese inneren Erlebnisse mitteilte, ist einer der begeistertsten Anhänger unserer Bewegung geworden. Er bekennt sich als lebendigen Zeugen für die tiefe Berechtigung unserer gemeinsamen Überzeugung, daß das ideale Leben im Menschen gänzlich unabhängig von allen religiösen Stimmungen, Lehren und Hoffnungen ist — denn erst in dieser Einsicht hat er Erlösung von quälender Unruhe gefunden.

Solche Beruhigung aber thut unserer ganzen Zeit not. Geht doch die wachsende gegenseitige Verdächtigung und Verfeindung im Kampf um Religion und Weltanschauung auf den Irrtum zurück, daß man hier um die Grundlagen gesellschaftlicher Ordnung und persönlicher Moral streite. Alle großen Probleme unserer Zeit aber werden mit weiterem Herzen und freierem Kopfe in Angriff genommen werden können, sobald nur erst einmal in Erziehung und Lebensanschauung die Selbständigkeit und Ursprünglichkeit der sittlichen Antriebe zur Geltung gebracht und die unveränderlichen Grundforderungen menschlicher Gemeinschaft nicht mehr auf Vorstellungen begründet sein werden, die in steter Wandlung durch die Gesamtentwicklung des Denkens und durch die besonderen Erlebnisse der Individuen begriffen sind.

„Mir ist es nicht möglich, religiöse und sittliche Hingebung zu trennen", so hört man oft diesen Überzeugungen entgegenrufen. Nun, gewiß wächst im individuellen Leben sittliche Anschauung und Weltanschauung allmählich zusammen — aber doch nur insofern, als unser ethischer Gehalt in die Farben und Formen unseres Weltbildes hineinfließt und insofern, als wir unsere ethischen Impulse metaphysisch auslegen. Und Niemand soll verpflichtet werden, im eigenen Innern eine Scheidewand zwischen religiösen und sittlichen Gefühlsweisen zu ziehen. Wohl aber hat jeder Anhänger ethischer Kultur die Pflicht, sich die Thatsache gegenwärtig zu halten, daß der Drang zum Guten bei sittlich ganz ebenbürtigen Menschen zusammenbesteht mit völlig ungleichartigen Weltanschauungen und daß es Viele giebt, die sich von Herzen glücklich fühlen in Brüderlichkeit und Selbstbeherrschung, ohne je einen Zusammenhang zu suchen mit einer Ordnung der Dinge, die nicht von dieser Welt ist. Niemand, der ehrlich und bescheiden genug ist, sich dies zu vergegenwärtigen, wird sich dann auch der Folgerung entziehen können, daß die Religion wohl eine Blüte, niemals aber die Wurzel sittlicher Lebensentfaltung ist. Die ethische Bewegung ist gekommen, um die pädagogischen Konsequenzen dieser Einsicht zur Geltung zu bringen.

Das Gemüt des Menschen ist sein Dämon.

Heraklit.

Darwinismus und Moral.

Von Dr. A. Kannengießer.

(Schluß.)

Gewaltig gefördert ist die Erkenntnis der Pflichten gegen die menschliche Gattung durch Charles Darwin, den Begründer der Descendenztheorie. Zwar ist seine Lehre im großen Publikum immer noch teilweise verketzert; aber fast alle bedeutenden Vertreter der Naturwissenschaft haben seine Hypothese angenommen, welche sich für die Wissenschaft äußerst fruchtbar erwiesen und in manche bisher dunkle Gebiete ganz neues Licht gebracht hat. Darwin hat das Verdienst, in hervorragendem Maße die Aufmerksamkeit auf die Entwickelungsfähigkeit des Menschen gelenkt zu haben.

Niemand wird leugnen, daß der Mensch, wie er jetzt ist, noch höchst unvollkommen und einer großen Vervollkommnung fähig ist. Ebenso sind wir überzeugt, daß es in der Menschheit einen wenn auch langsamen und vielfach unterbrochenen Fortschritt in Kultur und Moral giebt; an einem solchen zu zweifeln, ist ein nichtswürdiger Pessimismus. Man hat wohl gesagt, der menschliche Fortschritt bewege sich nicht in gerader Linie, sondern in Kurven; ich möchte sagen, es verhält sich mit ihm wie mit den Kursen an der Börse oder mit den industriellen Verhältnissen; sie bessern sich niemals ausschließlich, sondern es erfolgt immer wieder ein größerer oder geringerer Rückschlag; auf die Zeit der Hausse folgt eine Baisse, und von Zeit zu Zeit tritt eine gewaltige Krisis ein. Das ist der natürliche Verlauf, aber niemand kann sagen, daß die Krisis eine absolut notwendige sei; im Gegenteil, wenn allen Beteiligten alle einschlägigen Verhältnisse vollständig klar wären, so würde den Krisen rechtzeitig vorgebeugt werden, man würde ihre Wirkung verringern oder sie ganz vermeiden. Die Krisen beruhen also recht eigentlich auf der Unvollkommenheit unserer Zustände und unserer Kenntnisse. Gerade so beruhen die Rückschritte der Kultur auf der menschlichen Unvollkommenheit und auf unzureichender Erkenntnis, ohne daß sie an sich eine absolute Notwendigkeit sind. Es muß also das Bestreben der Menschheit darauf gerichtet sein, der rückläufigen Bewegung des Fortschritts rechtzeitig entgegenzuwirken, sie womöglich gänzlich zu beseitigen. Darin liegt häufig mehr politische und soziale Weisheit als in der Ausnutzung der gegebenen Fortschrittsmomente. Jedenfalls eröffnet sich der Menschheit noch ein unendliches Gebiet möglicher Entwickelung, deren Erreichung ihr Ideal sein muß. Unter diesem Gesichtspunkt bedarf das oben aufgestellte Moralgesetz einer Einschränkung dahin: Handle, soviel an Dir ist, so, daß Du zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts beiträgst; oder: Arbeite an Deinem Teil mit an der Vervollkommnung der Menschheit. Durch dieses Moralgesetz wird das Leben des einfachen Mannes, der da im Schweiße seines Angesichts sein Brot ißt, wenig berührt. Wohl aber gestaltet sich die Arbeit aller derer, welche auf der Menschheit Höhen wandeln, ja aller derer, welche einflußreiche Stellungen einnehmen, ernster und verantwortungsvoller. Es legt allen denen, welche Gesetze geben, die Verpflichtung auf, keine Gesetze zu dulden, welche der Entwickelung der Menschheit hinderlich sind. Sodann spricht es über das manchesterliche Laissez faire et aller die Acht aus; denn es duldet nicht, daß die Entwickelung der Menschheit dem Zufall anheimgestellt werde, sondern es verlangt mit zwingender Notwendigkeit eine soziale Gesetzgebung, welche nicht bloß einzelnen bevorzugten Naturen zu gute kommt, sondern den allgemeinen Fortschritt in materieller und moralischer Hinsicht sichert. Die Berufung der Manchesterleute auf den Kampf ums Dasein, der ja auch in der Natur das Gute und Zweckmäßige von selber hervorbringe, ist hinfällig; denn die tausend und abertausend fruchtlosen Versuche, welche die Natur gemacht hat, sind eben von dem verstandbegabten Menschen zu vermeiden. Der Kampf ums Dasein ist zwar der natürliche Zustand, aber nicht der vollkommenste; der vollkommenste Zustand als Ideal gedacht würde gerade die gänzliche Aufhebung des Daseinskampfes sein; der Widerstreit der Interessen ist das Natürliche, ihre harmonische Vereinigung ist das zu erstrebende Ziel. Was ist denn Kultur anders als bewußte Aufhebung der natürlichen Verhältnisse, als eine Beherrschung derselben nach selbstgesetzten Zwecken? In welcher Weise und in welcher Richtung diese Abweichung stattfinden soll, das eben ist die Frage der Kultur. Mängel, welche die Kultur hervorgerufen hat, beruhen noch nicht in der bloßen Verneinung des Natürlichen, sondern erst in einer falschen Richtung des Kulturproduktes.

Ein besonderes Licht wirft die Descendenztheorie auf das moralische Verhältnis der höher entwickelten Völker zu den minder zivilisierten. Die Darwinsche Theorie hat mit der teleologischen Auffassung der Natur im allgemeinen sowie auch mit der Anschauung gründlich aufgeräumt, daß die niederen Wesen lediglich um des Menschen willen erschaffen seien. Im Lichte des Darwinismus ist jede Stufe organischer Wesen zunächst Selbstzweck und wird erst im Daseinskampf den Zwecken höher organisierter Wesen dienstbar gemacht. Von diesem Standpunkt aus ist die Sklaverei der weniger zivilisierten Völker in jeder Form verwerflich. Bisher hat man das Verhältnis der Kulturvölker zu den Barbaren meist am allerwenigsten vom Standpunkt der Moral aus betrachtet. Man bemerkte, daß überall, wo Europäer und Wilde miteinander in Berührung kamen, die letzteren unterliegen und allmählich verschwinden. Man betrachtete das einfach als ein Naturgesetz, widmete aber doch vielfach den armen Indianern und Kaffern ein reges Mitleid, das sich teils zu wahrer Poesie verkörperte, teils Ausgeburten von Schauerromanen schuf. Allein der Kampf ums Dasein ist, wie schon bemerkt, zwar natürlich, aber nicht das Ideal; und es ist eine unabweisbare Forderung, die Gesetze der Moral im Leben der Völker immer von neuem in Erinnerung zu bringen. Ein Moralgesetz aber, das einmal richtig erkannt ist, kann in seiner praktischen Ausführung zwar lange durch den materialistischen Egoismus gehindert werden, aber es wird sich immer von neuem wieder geltend machen, bis es endlich den Sieg erfochten hat. Die darwinistische Moral gebietet, jede Stufe organischer Wesen, also auch jede Kulturstufe der Völker so lange ungehindert ihren eigenen Zwecken leben zu lassen, bis diese mit den Zwecken höherer Entwickelungsstufen in Zwiespalt geraten. Dann aber verlangt sie nicht Vernichtung der niederen Stufe, sondern Erziehung derselben zu gemeinsamer Arbeit an den Zwecken der höheren. Erst wenn das sich als unmöglich erweist, ist die Vernichtung der niederen Wesen gestattet. Zur Notwendigkeit aber wird die Vernichtung barbarischer Völker, wenn sie die Entwickelung der gesamten Kultur höherer Volksstämme bedrohen. So war die Vernichtung der Hunnen und der mongolischen Eroberer eine Forderung der Notwehr. Wo aber Kulturvölker, die geeignet waren, zwischen Wilden und Europäern zu vermitteln, der Vernichtung anheimgegeben sind, kann man nur die Kurzsichtigkeit der Eroberer beklagen. Cortez und Franz Pizarro mögen Männer von entschlossener Thatkraft und hervorragendem Mut gewesen sein; aber Förderer der Menschheitsinteressen waren sie nicht; und die Bewunderung ihrer Heldenthaten wird durch ihre Goldgier und ihre Grausamkeit schwer beeinträchtigt.

Nach dem Gesagten regelt sich das Verhalten der Europäer zu den Kulturvölkern Asiens von selbst. Ohne Zweifel wird die europäische Kultur mit der Zeit den Sieg davontragen über die heimische Kultur der japanisch-chinesischen Stämme. Schon ist Japan seinen Stammesgenossen kühn vorangegangen; es hat seine Thore der Gesittung Europas weit geöffnet und sein ernstes Streben auf dem Wege des Fortschritts durch die Einführung einer konstitutionellen Verfassung bekundet. Langsamer und schwerfälliger folgt das tausendjährige himmlische Reich; aber auch hier ist der endliche Sieg des Westens mit Bestimmtheit vorauszusagen. Weit weniger zugänglich sind

die arabischen und türkischen Stämme; grollend stehen sie der Entwickelung occidentalischen Wesens gegenüber; und schon mehr als einmal hat das kriegerische Abendland ihre Vernichtung geplant. Aber ruhige und verständige Erwägung kann auch hier nur der Hoffnung auf allmähliches Eindringen der höheren Kultur den Vorzug geben vor einer gewaltsamen Katastrophe, durch welche Völker der Vernichtung anheimgegeben würden, die im Lauf ihrer Geschichte ihre Entwickelungsfähigkeit bewiesen haben und denen die indogermanische Menschheit in mehr als einer Beziehung zu Dank verpflichtet ist.

Die Ethik ein Ausfluß unserer philosophischen Weltanschauung.

Von Dr. Eugen Dreher, weil. Dozenten an der Universität Halle.

In Nr. 19 dieses Jahrganges der „Ethischen Kultur" erschien eine Abhandlung: „Materialismus und Ethik" von Georg von Gizycki, die den Nachweis zu liefern suchte, daß die Lehren der materialistischen Weltanschauung sehr wohl im Einklange mit den Forderungen des Sittengesetzes stehen, so daß zur Erfüllung unserer Pflichten der Glaube an Gott, an die Unsterblichkeit der Seele und an die Freiheit des Willens überflüssig sei. Der Verfasser glaubt diese Ansicht dadurch begründen zu können, daß viele Philosophen — wie Demokrit von Abdera — eine mustergiltige Ethik aufgestellt haben, ohne die genannten „Postulate der praktischen Vernunft" anzuerkennen, die für die Mehrzahl der Theisten das Fundament der Ethik bilden.

Fragen wir aber, was die Moralphilosophie dieser Denker mit ihren metaphysischen Spekulationen zu thun hat, so ergiebt sich, daß ihre Sittenlehre ganz unabhängig von ihren Ansichten über den Ursprung und das Wesen der Dinge entworfen ist; womit ihre Ethik auch als keine Frucht ihrer Philosophie im wahren Sinne des Wortes anzusehen ist. Vom Standpunkte der Vernunft aus sind wir aber durchaus berechtigt zu verlangen, daß die Ethik nicht nur ein Ausfluß unseres Gefühlslebens, angenommener Traditionen und einseitiger psychologischer Betrachtung ist, wie dies wohl bei fast allen Menschen der Fall, sondern daß die Sittenlehre der kennzeichnende Niederschlag unseres Philosophierens, unsere Moral also die notwendige Frucht unserer Weltanschauung ist. Daß erst hierdurch die Moral, indem sie Anschluß mit der ewigen Wahrheit sucht, ihre volle Weihe empfängt, unterliegt keinem Zweifel, und durchaus müssen wir Shakespeare beipflichten, wenn er, der größte Menschenkenner, erklärt:

„Sei dir selber treu,
Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,
Du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen."

Wir wollen jetzt untersuchen: welche Lebensanschauung aus dem Materialismus als einem philosophischen Lehrgebäude fließen kann. — Wie bekannt, lehrt der Materialismus zunächst, daß die seelischen Thätigkeiten Funktionen des unter besonderen Bedingungen zusammengetretenen Stoffes sind, um es bei den obwaltenden Schattirungen in der materialistischen Weltanschauung so allgemein wie nur möglich zu fassen. — Die Unsterblichkeit der Seele fällt sachgemäß mit dieser Annahme, die selbst die Identität des Ich während der verschiedenen Lebensphasen in Abrede stellte. Auch die Freiheit des Willens wird verneint, da ja alle unsere Empfindungen, all' unser Wollen, alle unsere Thaten von Ewigkeit her durch eherne Naturgesetze bedingt waren, so daß wir, im Grunde genommen, nur empfindende, denkende und wollende Automaten seien, um es mit einem Scheinparadoxon charakteristisch auszudrücken.

Auch die Existenz eines Gottes wird von dem Materialismus in Abrede gestellt', so daß kein außerhalb des Weltgetriebes stehendes Wesen uns für unsere Gedanken und Thaten bestrafen oder belohnen kann.

Zu welchen ethischen Konsequenzen führt nun solche Weltanschauung?

Man kann sagen: der Materialismus lehre uns, das Gute des Guten wegen zu thun, und erziehe uns so zur höchsten Moral, die in dem Bewußtsein der Erfüllung der Pflicht den Preis der Tugend erkennt. Auch lehre der Materialismus, unsere Handlungen so einzurichten, daß wir sie nie zu bereuen haben, da ein Wiedergutmachen des Geschehenen durch Gebet, Buße oder bessere Thaten im Diesseits oder Jenseits seinem Systeme gemäß unmöglich sei. — Wir wollen nicht verkennen, daß die genannten beiden Momente von hoher Bedeutung für die Moral sind, weil sie das Gute zum Vernunftgesetze, d. h. zum Weltprinzip zu erheben suchen.

Andererseits verkenne ich aber als Psychologe am wenigsten, daß die materialistische Weltanschauung auch ein Grab der Moral werden kann, was viel näher liegt, insofern sie lehrt, daß wir für unser Wollen und Handeln nicht verantwortlich sind, daß Alles doch so kommt, wie es kommen muß. Das Böse des Bösen wegen strafen zu wollen, würde nach materialistischer Auffassung widersinnig sein. Wir haben nur ein Recht dazu, das Böse so viel wie möglich einzudämmen, damit es dem Guten nicht hinderlich in den Weg trete, nie aber ein Recht, es eigentlich zu bestrafen, d. h. eine Sühne für das verletzte Recht zu verlangen. Der Gedanke aber, daß mit diesem Leben für uns Alles abgeschlossen ist, daß es nach dem Tode ganz gleichgiltig für uns ist, ob und wie wir existiert haben, kann nur zu leicht, um mit der heiligen Schrift zu sprechen, die Meinung in uns erwecken, das Leben dem raffinierten Sinnesrausche zu weihen, da wir doch nur zu bald für immer aufhören, zu genießen und zu sein.

So kann denn in der That der wissenschaftliche Materialismus leicht eine Brücke zu der materialistischen Lebensgesinnung schlagen, die in der Fröhnung der rein sinnlichen Genüsse den Zweck des Lebens erkennt. Hier wenigstens ist ein zwar einseitiger, immerhin aber befriedigender Abschluß, während bei der Kultur geistiger Genüsse die Seele diese behagliche Ruhe nicht findet, indem sie zu immer höheren Strebungen angefacht wird. So lebt denn der konsequente Materialist voll und ganz dieser Welt; während der Theist sich dieser Welt allein schon deswegen nicht ganz so hingeben kann, weil seine Ideen ihm ein Reich der Ideale vorspiegeln, in welchem das in Erfüllung geht, was in dieser vergänglichen Welt umsonst erstrebt wird. Die Annahme der Vergeltung nach dem Tode ist daher dem Theisten eine notwendige ethische Folgerung seiner Weltanschauung. Sie ist der Wunsch der Verwirklichung einer moralischen Weltanschauung, welche die Vernunft als allein berechtigt anerkennt, obschon wir zugestehen müssen, daß diese Moral im Leben nicht in Erfüllung geht, da ihr hier schon eherne Naturgewalten unüberwindbare Hindernisse in den Weg stellen.

„In dieses Lebens Kampfgewühlen
Bis an des Friedens Morgenrot
Ist Schmerz noch unser tiefstes Fühlen,
Der innerste Gedanke — Tod.
Lenau.

Wenn wir nun auch bereitwilligst anerkennen, daß die Aussicht auf Lohn nicht die Haupttriebfeder der Moral sein soll, sondern die Zufriedenheit im alleinigen Bewußtsein der Pflichterfüllung die ethischen Früchte zeitigen soll, so wollen wir doch keineswegs verkennen, daß bei unserer menschlichen Natur der Wunsch, das Gute belohnt, das Böse bestraft zu wissen, durchaus berechtigt ist. Es hieße die menschliche Natur nicht verstehen, wollte man erwarten, daß wir das Gute des Guten halber freudig thäten, wenn unsere Pflichterfüllung stets von peinlichen Schmerzen begleitet wäre, während der Böse vollauf Genuß — und wäre dieser auch nur rein sinnlicher Art — von seinen Missethaten erntet. „Anerkennung ist das Brot des Geistes", sagt Wilhelm von Humboldt, und Belohnung fordert nach Schiller ein Glaube, der sich Entbehrung auferlegt, um die Gebote der Religion zu erfüllen. Der Gedanke aber, daß ein höheres Wesen über unser Wollen

und Vollbringen richtet, das von Menschen nur zu oft verkannt wird, daß dieses Wesen der Urquell der in uns liegenden „ungeschriebenen Gesetze“ ist, erfüllt allein den Menschen mit dem moralischen Mut, der dazu erforderlich ist, den beständigen Kampf mit den bösen Gewalten auf Grund seiner Willensfreiheit aufzunehmen, und so zum Vollstrecker der sittlichen Weltordnung zu werden.

Außerdem ist der Glaube an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit eine fast notwendige Ergänzung unserer kosmologischen, ethischen und ästhetischen Anschauungen, so daß wir in diesen Dogmen nur das niedergelegt haben, wonach unser ganzes Denken gravitirt.

Aus diesem Grunde sind es denn namentlich die großen Dichter, die empirischen Psychologen von Gottes Gnaden, welche, unbeirrt durch jedes kirchliche Glaubensbekenntnis, den Glauben an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit aufrecht zu erhalten suchen und ihn beim Volke mit Erfolg einzubürgern wissen. Wohl wissen diese Geistesheroen, daß sie der Ethik, die sie dem Volke verkündigen wollen, nur dadurch eine unerschütterliche Grundlage verleihen, daß sie der „Stimme des Herzens“ gerecht werden, die genannten Glaubenssätze als die Axiome der Moral hinstellen.

Gerne will ich zugeben, daß die Vernunft auch ohne diese Axiome zur Ethik führen würde. Doch wie wenige würden diese Sprache der Vernunft verstehen, so sehr sie auch beteuern mögen, daß sie die Ethik der Ethik willen lieben! Die Selbsttäuschung ist hier so gewaltig groß, daß es umsonst wäre, bei der Mehrzahl derselben, die so sprechen, dagegen anzukämpfen, und ihnen den Egoismus und die Vorurteile ihres Denkens, aus denen stets ihr Handeln fließt, aufzudecken.

Die Ethik ist aber sachgemäß nicht allein für den Weisen, sondern auch für das ganze Volk, wie ein berechtigter Egoismus uns lehrt, der unsere Sicherheit und Ruhe erheischt, und so ist es gut, wenn ihr Fundament für jeden, der denken will, möglichst überschaulich ist und sich vor Allem der menschlichen Natur anpaßt. Da aber der Glaube an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sich viel tiefer begründen läßt, als das Verneinen dieser Postulate, so unternahm ich es, den Materialismus und die ihm verwandten Weltanschauungen in meinem im verflossenen Jahre erschienenen Werke: „Der Materialismus, eine Verirrung des menschlichen Geistes, widerlegt durch eine zeitgemäße Weltanschauung“ (Berlin F. Gerstmann) wissenschaftlich zu widerlegen, damit die drei „inhaltschweren Worte“ Gott, Freiheit und Unsterblichkeit wieder in ihr volles Recht eintreten, das ihnen gewisse Strömungen in der Wissenschaft zu entreißen suchen. In genanter Schrift habe ich deswegen dargethan, daß unsere Philosophie nicht hinreicht, den Glauben an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit als der Forschung zugängliche Probleme zu kennzeichnen, um möglichenfalls eine monistische Weltanschauung an Stelle der dualistischen zu dekretieren. Weil aber die genannten Glaubensworte sich als die beste Boussole in dem Sturme des Lebens erweisen, bei denen nicht selten die heiligsten Pflichten mit einander kämpfen, so halte ich es im Interesse einer ethischen Kultur, die kampfbereit den Gegner sucht, für geboten, auf diese Dogmen einer Lebensweisheit hinzuweisen, deren stärkendem und erhebendem Einflusse sich kein nach Wahrheit ringender Geist zu entziehen vermag. Indem aber die Ethik sich so als Weltprinzip erkennt, fällt ihr auch die Aufgabe zu, das auszurotten, was sich ihrer Herrschaft widersetzt. Nicht leicht ist dieser Kampf, nicht verbürgt der Sieg; aber herrlich ist der Gedanke: im Dienste des Rechtes zu kämpfen, ein Streiter der guten Sache zu sein.

Jeder, der in die Welt kommt, sollte etwas thun, sie besser zu machen.

William Lloyd Garrison.

Die Ethik kein Ausfluß unserer philosophischen Weltanschauung.

Von Georg von Gizycki.

Die These, welche die Überschrift dieses Artikels bildet, wird nicht nur von vielen der bedeutendsten kontemporären Ethiker, von denen ich nur Höffding und Leslie Stephen nennen will, vertreten, sondern ihre Richtigkeit scheint mir auch in dem ersten Paragraphen der Satzungen der D. G. E. K., welcher deren Zweck angiebt, vorausgesetzt zu sein. Denn dieser ist: unabhängig von allen Verschiedenheiten der religiösen 2c. Anschauungen ethische Kultur, als das Gemeinsame und Verbindende, zu pflegen. Darin liegt, scheint mir, die Annahme, daß die Moralität eines Menschen nicht von seinem religiösen (oder philosophischen 2c.) Glauben abhänge, sondern bei entgegengesetzten religiösen und philosophischen Ansichten die gleiche Tüchtigkeit oder Schlechtigkeit bestehen kann. Und ebendieses wird auch fast beständig im menschlichen Verkehr vorausgesetzt. Wenn es Jemandem wirklich wichtig ist, den Charakter eines Andern kennen zu lernen, dann sucht er in der Regel nicht dessen religiösen oder philosophischen Glauben, sondern dessen bisheriges Handeln festzustellen. Und so auch wird unsere wahre Achtung vor einem Menschen nicht durch dessen Glauben, sondern durch dessen Thun hervorgerufen. Daß das Glauben an Gott noch keine Achtung verschaffen kann, drückt schon die Bibel aus. Denn Jesus sagt: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“ Und Jacobus: „Du glaubst, daß ein einiger Gott ist; du thust wohl daran; die Teufel glauben es auch, und zittern“. Auch wissen wir sehr wohl, daß ein Mensch seine theoretischen Ansichten ändern kann, ohne dadurch in seinem Charakter merklich berührt zu werden. Jene können im Laufe weniger Monate oder Tage ganz andere werden; der Charakter aber ist etwas unvergleichlich Festeres. Ich kenne sehr gut einen Menschen, der erst Deist und dann Pantheist und schließlich Atheist wurde: daß sich bei dieser Wandlung sein Charakter verschlechtert hätte, kann ich bei sorgfältigster Prüfung nicht finden. Soviel ich sehe, hat derselbe sich im Gegenteil verbessert, — was aber, wie mir scheint, zum allergrößten Teile eine Folge von Umständen ist, die mit jener Änderung der philosophischen Weltanschauung nichts zu thun haben.

Stanton Coit, einer der verdienstvollsten ethischen Sprecher, sagt über sein Verhältnis zu dem Begründer der ethischen Bewegung in Amerika, Felix Adler: „Ich habe in der Sache der ethischen Kultur in vollem Einklange gewirkt an der Seite eines Freundes, der nicht in einem einzigen Punkt der abstrakten Theorie mit mir übereinstimmte. Er glaubt an das, was die Transscendentalfreiheit des menschlichen Willens genannt wird; ich meinte, daß das nur eine metaphysische Unverständlichkeit wäre; und in derselben Weise gingen wir in jedem anderen Punkte der Philosophie auseinander. Aber in Bezug auf das Musterbild des Charakters und alle die persönlichen Pflichten des Lebens und in Bezug auf alle die Mittel zur Erfüllung derselben stimmen wir überein“.*)

Herr Dreher beruft sich für seine, in dem vorstehenden Artikel ausgesprochene Meinung auf den „größten Menschenkenner“, wie er ihn nennt, auf Shakespeare. Unglücklicher hätte er es in der Wahl seiner Autorität kaum treffen können, da dieser große Mann eine durchaus religionslose Ethik vertritt. Herr Dreher nenne eine einzige Stelle, die für seine Auffassungsweise spricht! Die von ihm angeführte kann er doch nicht im Ernste vorbringen. In seinem meisterhaften Essay „Die Ethik Shakespeare's“ sagt Coit (a. a. O. S. 156 ff.), nachdem er von der christlichen Ethik gesprochen hatte: „Welch' andere Lebensanschauung war die Shakespeare's! Man möchte

*) Stanton Coit, Die ethische Bewegung in der Religion. Leipzig, O. R. Reisland, 1890. S. 28.

fast meinen, daß er von einer dazwischentretenden Gottheit niemals gehört hätte. Allemal folgt in seinem Drama der Ausgang der Verwicklung unfehlbar aus dem Charakter und der Natur der betreffenden Personen und aus den Umständen, in denen sie sich befinden. Wenn diese dicke Dünste und schwefelige Dämpfe erzeugen, so bläst kein freundlicher Wind aus einem mystischen Himmel sie fort. Kein wunderbares Licht bricht aus einem himmlischen Orte hindurch. Welches Pathos liegt in der Hilflosigkeit der Desdemona! Kein Engel kam, Othello zu sagen, daß das Alles eine Lüge war: und so muß sie das unschuldige Opfer der peinvollen Wut des Gatten werden. Und du, König Lear, warum öffneten dir nicht jene seligen höheren Mächte, die Zertrümmerung deiner süßesten Lebensbande voraussehend, von Anfang an die Augen für den goldenen Schatz von Cordelia's Herzen? Aber nein: das wäre eine Lüge gewesen gegen das, was Shakespeare als die Wirklichkeit der menschlichen Erfahrung erkannte. Und das würde auch die Menschen auf eine Quelle der Erlösung verwiesen haben, aus der, wie er glaubt, keine Hilfe jemals kommt, und würde die Menschen von der einzigen wahren Quelle der Erlösung abgelenkt haben. ‚Die Menschenleben im Drama Shakespeare's', sagt einer seiner klarsten Kritiker, ‚werden nicht durch Eruptionen des Wunderbaren aus ihrer Natur und Ordnung gebracht'. Lady Macbeth findet keine göttliche Absolution für ihre Sünden. Wenn sie betet, ist es vergebens. Sie konnte nicht ruhen. ‚Schlafe nicht mehr'; Macbeth hatte den Schlaf gemordet; ‚die Unschuldigen schlafen.' Eine Quelle der Erlösung, die religiöse Idee einer waltenden Vorsehung, den Gedanken einer Hilfe von außerhalb des Menschen und der Natur, verwirft Shakespeare. . . . In Shakespeare's Dramen spielt der Gott der Christen keine Rolle . . . Shakespeare's System der Ethik hat keinen Platz für die Idee einer übernatürlichen Vorsehung, noch für die einer immanenten Gottheit, welche die Substanz der Welt ist und uns von Leiden und Sünde erlösen wird. Aber wohl erkennt es ein Universum an, das dem Menschenwillen, der das Gute anstrebt, dienen kann. . . . Nirgends führt er in die Entwicklung seiner Dramen die Idee einer Ausgleichung für die Leiden dieses irdischen Daseins in dem Leben nach dem Tode ein. Wie ein Schriftsteller sehr richtig von ihm sagt: ‚In seinen großen Tragödien verfolgt er das Wirken edler oder liebenswürdiger Charaktere bis zu dem Punkte, und nicht weiter, wo sie in dem Dunkel des Todes verschwinden; er schließt mit einem Blicke zurück, niemals mit einem darüber hinaus'. . . Von Anfang bis Ende seiner Schriftstellerlaufbahn verliert Shakespeare nie sein absolutes Vertrauen zu dieser Lehre, daß dies unser irdisches Dasein in sich selbst den Schlüssel seines eigenen Mysteriums, die Lösung seines eigenen Rätsels enthält. . . . Rekapitulieren wir nun kurz: Von Anfang bis zu Ende verwirft Shakespeare die Idee einer göttlichen Vermittlung und Dazwischenkunft und einer direkten Tröstung und Hilfe von Seiten des Schöpfers und Erhalters der Welt. Er verwirft auch die Idee, daß die Macht in der Natur von selbst zum Guten wirkt, sondern lehrt, daß sie mit dem Menschen mitwirken wird entweder zum Guten oder zum Bösen. Erlösung jedoch wird nur vom Menschen selbst kommen".

Ebenso unvorsichtig wie Herrn Dreher's Berufung auf Shakespeare ist die auf Schiller, da kein Dichter die Religionstugend unbarmherziger verspottet hat, als gerade er. Und auch Goethe gründete seine Ethik, wie jeder Kenner desselben weiß, nicht auf die Religion.

Ich will nun Herrn Dreher's Behauptungen bezüglich der ethischen Konsequenzen des philosophischen Materialismus im Einzelnen prüfen. Aus dem Materialismus folgt, daß die menschlichen Gedanken und Thaten nicht Ausnahmen von der allgemeinen Naturgesetzlichkeit des Geschehens, sondern Vorgänge sind, die, wie alle anderen in der Natur, ihre Ursachen haben, — eine Auffassungsweise, „Determinismus" genannt, deren Richtigkeit auch der gesunde Menschenverstand beständig stillschweigend voraussetzt. Wenn Herr Dreher nun sagt, darnach wären wir „im Grunde genommen nur empfindende, denkende und wollende Automaten", so ist darauf zu erwiedern, daß man empfindende, denkende und wollende Wesen nicht Automaten nennt. Zwischen einem Menschen und einem Automaten bestehen auch nach dem Determinismus alle die Unterschiede, welche nur überhaupt zu wünschen sind; diejenigen aber, welche leugnen, daß die menschlichen Handlungen Wirkungen von Ursachen sind, behaupten zwar noch einen andern, aber einen sehr schlimmen Unterschied: während die Thätigkeit eines Automaten durch die Gedanken eines intelligenten Wesens — diejenigen seines Erfinders oder Verfertigers — geleitet wird, ist ihrer Meinung zufolge der Wille des Menschen der Leitung des absoluten blinden Zufalls überlassen.

Weiter behauptet Herr Dreher, der Materialismus lehre, „daß wir für unser Wollen und Handeln nicht verantwortlich sind, daß Alles doch so kommt, wie es kommen muß". Gewiß, der Materialist, wie Jeder, der nicht an ein ursachloses Geschehen glaubt, meint, daß ein wahrhaft wohlwollender Mensch seinen Nebenmenschen Gutes thun und ein verhärteter Verbrecher einer gegebenen Versuchung unterliegen „muß"; aber wenn man daraus schließen wollte, daß man bei jenem nicht von Verdienst und Tugend, bei diesem nicht von Schuld und Laster reden könne, so würde man einen Trugschluß begehen, indem man zwei verschiedene Bedeutungen des Wortes „müssen" verwechselt. In der einen Bedeutung steht „müssen" für physisch notwendig oder gezwungen sein, in der andern für logisch oder moralisch notwendig sein. In der einen Bedeutung bezieht sich das Wort „muß" auf den Einfluß der moralischen oder nicht-moralischen Motive oder eines guten oder schlechten Charakters, in der andern auf die übermächtige Einwirkung äußerer Umstände, welche den Einfluß der Motive oder des Charakters aufheben. — In dem Buche „Fehlschlüsse" in Erzbischof Whately's Logik kann man Weiteres über dieses Sophisma nachlesen.

Wenn das Wollen und Handeln nicht ursachlos wäre, dann wären wir für dasselbe nicht verantwortlich, meint Herr Dreher. Aber das gerade Gegenteil läßt sich als richtig erweisen. Sich verantworten heißt auf eine Klage antworten. Verantwortlichkeit schließt Anklagbarkeit und, sofern die Anklage nicht entkräftet werden kann, Strafbarkeit ein (oder Verbindlichkeit zum Schadenersatz). Die Strafe aber ist in allen Fällen auszuschließen, in welchen sie nicht ihren Zweck erfüllen, nicht die gute Wirkung haben kann, größeren Übeln vorzubeugen. Die Rechtmäßigkeit der Strafe und mithin die Verantwortlichkeit hat daher die Giltigkeit des Gesetzes von Ursache und Wirkung auch im Bereiche des menschlichen Handelns zur Voraussetzung: eine Zufügung von Übeln, welche nicht auf die Verhinderung größerer Übel hinwirken könnte, wäre unrecht. Allerdings hat die Strafe sich ursprünglich aus dem Rachetriebe entwickelt; aber ihre sittliche Rechtfertigung findet sie nicht darin, daß sie Befriedigung eines Triebes ist, sondern darin, daß sie das notwendige Mittel ist, größeres Unheil abzuwenden.

Diese rationelle ethische Auffassung der Strafe hat mit dem Materialismus als solchem gar nichts zu thun; ein Materialist kann auf dem ursprünglichen Rachestandpunkte zurückgeblieben sein — wie es bei dem genialsten Materialisten der Gegenwart, bei Dühring, der Fall ist, und andrerseits kann der entschiedenste Gegner des Materialismus jene Ansicht von der Strafe haben. So haben wir bereits in Nr. 9 d. Bl. Plato's Urteil gehört: „Niemand bestraft die, welche Unrecht gethan haben, darauf seinen Sinn richtend und deshalb, weil einer eben Unrecht gethan hat, außer wer sich ganz vernunftlos wie ein Tier eigentlich nur rächen will. Wer aber mit Vernunft sich vornimmt, einen zu strafen, der bestraft nicht um des begangenen Unrechts willen, denn er kann ja doch das Geschehene nicht ungeschehen machen, sondern des

Zukünftigen wegen, damit nicht auf ein andermal wieder weder derselbe noch einer, der diesen bestrafen gesehen hat, dasselbe Unrecht begehe". Paulsen, einer der hervorragendsten philosophischen Schriftsteller unserer Zeit, welcher sich die Bekämpfung des Materialismus sehr angelegen sein läßt, steht auf dem gleichen Standpunkte; und auch der ausgezeichnete dänische Ethiker Höffding, welcher, meines Wissens, gleichfalls kein Materialist ist, vertritt die Auffassung, daß gestraft werden soll, „nicht weil eine Verletzung stattgefunden hat, sondern damit keine Verletzung stattfinde." —

Herr Dreher sagt: „Der Gedanke, daß mit diesem Leben für uns Alles abgeschlossen ist, daß es nach dem Tode ganz gleichgiltig für uns ist, ob und wie wir existiert haben, kann nur zu leicht, um mit der heiligen Schrift zu sprechen, die Meinung in uns erwecken, das Leben dem raffinierten Sinnenrausche zu weihen, da wir doch nur zu bald für immer aufhören, zu genießen und zu sein." Gewiß kann jener Gedanke diese Folge haben, — nämlich in solchen Menschen, welche nur nach Beschönigungen, ihren niedrigen Trieben freien Lauf zu lassen, suchen. Herr Dreher hatte aber die Frage aufgestellt: „Zu welchen Konsequenzen führt" (nicht kann führen) „solche Weltanschauung?" Spinoza's Erwiderung auf Herrn Dreher's Argument habe ich in dem Artikel, welchen dieser angreift, bereits angeführt. Spinoza, der sonst so milde Denker, drückt sich hierbei sehr deutlich aus und erklärt solche Rede für „so widersinnig, daß sie kaum der Erwähnung verdient". Den rechtschaffenen Menschen führt der Gedanke an die Endlichkeit seines wie aller seiner Nächsten Dasein zu ganz anderen „Konsequenzen". Das Leben wird ihm zu einer um so ernsthafteren Angelegenheit, wenn es nicht in alle Ewigkeit fortdauert, sondern bald schon ein Ende nimmt. Die Bedeutung jedes Tages, jeder Stunde erhöht sich bei ihm in dem Bewußtsein, daß sie etwas Einmaliges, Unwiederbringliches sind, ein bestimmter Teil dieses seines einzigen Lebens. Und er weiß, daß, ob er auch stirbt, doch die Wirkungen seines Lebens bleiben, — daß ein gutes Wort, eine brave That oft der Same tausendfältigen Segens sind. Und der Gedanke an den Tod lehrt ihn lieben, um so heißer, wenn dieser wirklich ein letztes Ende ist, dem kein Wiedersehen folgt. Er hütet sich, seine Teuren zu betrüben, irgend jemanden zu verletzen; denn nimmer kann er in einer anderen Welt das gethane Unrecht wieder gut machen. Er ist thätig im Dienste der Menschheit, denn „der Tag ist kurz, der Arbeit viel". So ist ihm denn der Gedanke an den Tod „ein vortreffliches Hilfsmittel, tugendhaft zu bleiben".

„Der wissenschaftliche Materialismus", sagt Herr Dreher, „kann leicht eine Brücke zu der materialistischen Lebensgesinnung schlagen, die in der Fröhnung der rein sinnlichen Genüsse den Zweck des Lebens erkennt. Hier wenigstens ist ein zwar einseitiger, immerhin aber befriedigender Abschluß, während bei der Kultur geistiger Genüsse die Seele diese behagliche Ruhe nicht findet, indem sie zu immer höheren Strebungen angefacht wird." Die Ansicht vom Leben, welche sich in diesen Worten kundgiebt, ist von der, welche mir als die richtige erscheint, durch eine ganze Welt getrennt. Da der Mensch kein Tier ist, so verstehe ich nicht, wie ein in der Fröhnung rein sinnlicher Genüsse aufgegangenes Leben, wenn es nach einer Dauer von vierzig oder siebzig Jahren ein Ende genommen hat, falls kein jenseitiges Dasein ihm folgt, einen „immerhin befriedigenden Abschluß" gehabt hat. Oder sollte unser Antimaterialist meinen, daß das Leben eines Schlemmers glücklicher ist als das eines Garrison, Goethe oder Hume? Wird die Seele nur durch den Gedanken an ein Trinkgeld „zu höheren Bestrebungen angefacht"? Wahrlich, wie anders als Herr Dreher dachte der Materialist Epikur vom Leben und seinem Glücke! „Wenn wir die Lust für den höchsten Zweck erklären", sagte dieser, „so meinen wir nicht die Lüste der Ausschweifenden, überhaupt nicht den Sinnesgenuß, sondern dies, daß der Körper von Schmerzen und das Gemüt von Unruhe frei ist. Denn nicht Trinkgelage und Schmausereien, nicht die Lüste physischer Liebe, nicht die Freuden der Tafel machen das Leben angenehm, sondern ein nüchterner Verstand, welcher die Gründe unseres Thuns und Lassens erforscht und die größten Feinde unserer Ruhe, die Vorurteile, vertreibt. Die Wurzel aber von dem Allen und das größte Gut ist die Einsicht."

Herr Dreher sagt weiter: „So lebt der konsequente Materialist voll und ganz dieser Welt; während der Theist sich dieser Welt allein schon deswegen nicht so ganz hingeben kann, weil seine Ideen ihm ein Reich der Ideale vorspiegeln, in welchem das in Erfüllung geht, was in dieser vergänglichen Welt umsonst erstrebt wird." Hier thut Herr Dreher dem Materialisten einmal kein Unrecht. Gewiß, voll und ganz lebt er in dieser Welt, die für ihn die einzige und seine Heimat ist. Und da er weiß, daß das „Reich der Ideale" in keinem Himmel vorhanden ist, sondern hier auf Erden verwirklicht werden muß, wenn es je mehr sein soll als ein Traum, — verwirklicht werden muß durch die Menschen allein, da kein Gott lebt, der ihnen helfen könnte, — so richtet er, sofern er ein guter Mensch ist, die ganze Kraft seines Herzens und Willens darauf, dies Reich herbeizuführen.

Die Behauptung des Herrn Dreher, daß allein der Gedanke an eine Gottheit uns zu beständigem Kampfe mit den bösen Gewalten den moralischen Mut giebt, wird durch die Erfahrung widerlegt, die Jeder machen kann, der sich in der Welt umsieht. Vielleicht wird selbst Herr Dreher zugeben, daß eine große Anzahl unserer sozialdemokratischen Agitatoren nicht an einen Gott glaubt und dabei ihr Wirken für einen „Kampf mit den bösen Gewalten" ansieht; ihr moralischer Mut, der sie inmitten aller Verfolgungen aufrecht erhält, stammt daher nicht aus dem Gottesglauben.

Sehr richtig sagt Herr Dreher, daß wir das Gute belohnt und das Böse bestraft zu sehen wünschen. Aber da in dem gegenwärtigen Gesellschaftszustande der Gute seiner Güte wegen oft Schaden leidet und der Schlechte aus seiner Schlechtigkeit oft Vorteil zieht, so wird der Materialist, der auf einen Ausgleich im Jenseits nicht hoffen kann, um so mehr alle seine Kräfte anspannen, das Diesseits in Ordnung zu bringen und (nicht „Vollstrecker der sittlichen Weltordnung", sondern) Mitschöpfer einer sittlichen Weltordnung zu werden.

Herr Dreher will „gern zugeben, daß die Vernunft auch ohne diese Axiome" (wie er die von vielen weisen und edlen Menschen verworfenen Glaubenssätze, daß es einen Gott, eine Unsterblichkeit und ein ursachloses Handeln gebe, zu nennen beliebt) „zur Ethik führen würde". Kann man ein größeres Zugeständnis machen? und straft er seine Behauptung, daß der Materialismus, weil er jene Glaubenssätze verwirft, „sich allen idealen Bestrebungen verhängnisvoll erweist" (Vorwort seiner Schrift gegen den Materialismus), nicht selber Lügen?

Aber Herr Dreher fährt fort: „Doch wie Wenige würden diese Sprache der Vernunft verstehen! . . . Die Ethik ist nicht allein für den Weisen, sondern für das ganze Volk . . . und so ist es gut, wenn ihr Fundament für jeden, der denken will, möglichst überschaulich ist und sich vor Allem der menschlichen Natur anpaßt. Der Glaube an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit läßt sich viel tiefer begründen, als das Verneinen dieser Postulate."

Aber die Gewohnheit, welche Herr Dreher anzuempfehlen scheint, sich durch den Gedanken an Himmel und Hölle zum Rechtthun bestimmen zu lassen, kann leicht eine eigensüchtige Sinnesart erzeugen, indem die beständig so in Unthätigkeit erhaltenen direkten Triebfedern zum Guten allmählich, wie nicht arbeitende Muskeln, abzehren. Wenn dann jener Glaube schwindet — was so oft geschieht, — so bleibt eine Selbstsucht zurück, die, nicht mehr durch jenseitige Schrecken im Zaume gehalten, ihre ganze Niedrigkeit offenbart. Und der Satz, daß „der Glaube an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sich viel tiefer begründen läßt, als das Verneinen dieser Postulate", ist lediglich eine Behauptung des Herrn Dreher. Kein

Philosoph des Altertums (vielleicht mit der einzigen Ausnahme Plato's) hat die Lehre, daß das menschliche Wollen ursachlos sei — was Herr Dreher dessen „Freiheit" nennt, — vertreten, und ebenso wenig Hobbes, Spinoza, Leibniz, Hume, Herbart, Feuerbach, Schleiermacher, und in der Gegenwart, beispielsweise, weder Dühring noch Höffding noch Paulsen. Das sind alles Denker, vor denen wohl auch Herr Dreher den Hut abziehen wird. An eine persönliche Unsterblichkeit haben Demokrit, Aristoteles, Epikur, viele Stoiker, Spinoza, Hume, Schleiermacher, Feuerbach, Dühring, und an eine persönliche Gottheit die meisten der Ebengenannten nicht geglaubt. Sollte es rätlich sein, die Ethik auf Glaubensvorstellungen zu gründen, welche edle und weise Männer verworfen haben? Sollte es nicht „der menschlichen Natur angepaßter" und „für das ganze Volk" besser sein, wenn die Ethik so wenig auf die Behauptung wie auf die Leugnung jener Glaubenslehren, sondern nur auf solche Gründe basiert wird, welche **alle** guten und weisen Menschen anerkennen müssen: auf die menschliche Natur selbst?

Bücherbesprechung.

Die Ziele der ethischen Bewegung. Von Dr. Moritz Brasch. Leipzig. Robert Claußner. 1893. (44 Seiten.)

Vorliegende Schrift ist eine wertvolle Bereicherung der Litteratur unserer ethischen Bewegung. Sie zerfällt in zwei Teile: 1. Ethische Bestrebungen in Amerika, 2. Ethische Bestrebungen in Deutschland, und erklärt die von dem Herausgeber dieser Zeitschrift übersetzten Reden von W. M. Salter: „Die Religion der Moral" für den „Katechismus" Beider. Es scheint, daß ihm die auf derselben Höhe stehenden Reden Stanton Coits: „Die ethische Bewegung" unbekannt sind, sonst würde er sie nicht haben übergehen können. Der erste Teil des Heftes giebt einen genauen Überblick über den Inhalt des wertvollen Salterschen Buches. Schade nur, daß der Verfasser, der auf wenigen Seiten den Geist desselben so vortrefflich wiedergiebt, von dem Satze ausgeht, die amerikanische Gesellschaft für moralische Kultur habe „eine völlig antikirchliche Tendenz." Das ist durchaus nicht der Fall. Ich brauche nur an die in dieser Zeitschrift erschienenen Berichte der amerikanischen Gesellschaftsleiter zu erinnern, um diese Ansicht zu widerlegen. Es ist auch bekannt, daß der jüngst verstorbene Bischof Brooks seiner Gemeinde empfahl, die ethischen Vorträge zu hören, und daß so manche dem Glauben Entfremdete Professor Felix Adler versicherten: „Seit wir Ihre Reden hören, gehen wir wieder in die Kirche." Weder die amerikanische, noch die deutsche Gesellschaft haben als solche antikirchliche Tendenzen oder machen Front gegen irgend eine politische Partei. An anderer Stelle hebt der Verfasser selbst sehr richtig hervor, daß der Begriff: „Ethisches Gemeinwesen" alle Seiten des Volkslebens in sich schließt und ebenso gut in der Individual- wie Kollektivgesellschaft, in der konstitutionellen Monarchie wie in der Republik bestehen kann. Dieses „Ethische Gemeinwesen", das Bewußtsein sittlicher Gemeinsamkeit und menschlicher Solidarität, stellt der Verfasser als das Ziel der Bewegung hin und erklärt die Reform des ethischen Unterrichtes für eins der besten Mittel, dies hohe Ziel zu erreichen; worin Jeder ihm beistimmen wird. Seine Ausdrucksweise wird hier zuweilen von einer Begeisterung getragen, die wir allen Mitgliedern unserer Gesellschaft wünschen möchten, weil sie jeden einzelnen befähigt, auch seinerseits die Erreichung des Zieles zu beschleunigen. Das Schlußwort des Heftchens, dessen Lektüre uns hoffentlich viele Freunde erwerben wird, lautet: „So verschieden auch die ethische von der politischen und religiösen Bewegung ist, wie sie einerseits durch die unermüdliche Friedensagitation der Frau v. Suttner, andererseits durch die bedeutsame Schrift des Herrn v. Egidy angeregt worden ist, so ist doch das allen drei Richtungen zu Grunde liegende Motiv dasselbe: das heutige Geschlecht aus dem Zustand der durch konfessionelle und nationale Trennungen erzeugten Zerrissenheit zur politischen und religiösen Einheit, aus der Wüste diplomatischer und dogmatischer Streitigkeit zu ethischer Gemeinsamkeit zu erheben .... Hören wir einmal auf, mit den Ideen unserer großen Denker und Poeten nur zu prunken: ermannen wir uns endlich, sie zur Wirklichkeit zu gestalten. Lernen wir von jenen mythischen Staatengründern und Religionsstiftern den heldenhaften Willen und das beseligende Martyrium. Also vorwärts! Es handelt sich hier um nichts Geringes, es handelt sich um die höchsten Kulturgüter, um die Zukunft der Menschheit!"

Lily v. Gizycki.

Briefkasten.

Herr R. K. in Riga schreibt unserer Expedition: „Da die Zeitschrift ‚Ethische Kultur' von der zuständigen Instanz für Rußland verboten worden ist, so ersuche ich Sie hiermit, meine Bestellung vom 14. 6. cr. auf diese Zeitschrift **nicht** zu effectuiren." — Die Motive dieser russischen Maßregel sind uns unerfindlich.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. —
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste i. Nachtr.-Nr. 2070 a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 22. Juli 1893.	Nr. 30.

Goldmenschen.

Von Paul von Gizycki.

Der Einzelne ist im gesellschaftlichen Leben bei seinem Wirken und Streben stets von dem guten Willen und dem Beistande seiner Mitmenschen abhängig. Es ist daher nur natürlich, daß er zu allen Zeiten und an allen Orten, wo er mit Seinesgleichen in Verkehr trat, bemüht gewesen ist, die Mienen der anderen zu studieren, auf ihre Worte und Gesten zu achten, um zu erforschen, ob er von ihrer Seite Wohlwollen und Beistand oder Übelwollen und Hemmnis seines eigenen Wirkens zu erwarten habe. Dieses sorgfältige Achten auf die Mienen und Worte der anderen hat von jeher im höchsten Maße die Handlungsweise jedes Einzelnen bestimmt und wesentlich zur Entstehung alles dessen mitgewirkt, was wir als Gewissen, moralischen Sinn, Ehre, Taktgefühl, Geschmack und Mode bezeichnen. Kein anderer Faktor, weder die Paragraphen des Strafgesetzbuches, noch die Kapitel des Katechismus üben auch heutigen Tages noch den gleichen Einfluß auf unsere Handlungsweise aus, wie das Stirnrunzeln und das beifällige Lächeln unserer Umgebung. Das Antlitz des andern ist für uns ein Spiegel, in welchem wir alle schön und würdig erscheinen möchten; und damit dieser Spiegel uns ein angenehmes Bild zurückwerfe, sind wir alle unablässig mehr oder minder eifrig bemüht, wohlwollende, freundliche, herzliche, energische Mienen aufzusetzen und in Worten und Werken von Weisheit, Frömmigkeit, Teilnahme und herzlicher Gesinnung überzufließen. Um in diesem Spiegel zu glänzen, schmücken wir nicht nur unsern Leib mit Purpur und köstlicher Leinwand, sondern wir korrigieren auch die Schönheitsfehler unseres Geistes und Herzens mit Hilfe von allerlei kosmetischen Mittelchen und Schönheitspflästerchen. Bemerkenswert ist dabei, daß dieser Trieb, auf andere einen möglichst günstigen Eindruck zu machen, sich nicht darauf beschränkt, ihr Wohlgefallen, ihre Zuneigung zu erwecken, sondern, daß es fast noch süßer für die große Mehrzahl der Menschen ist, sich an der Furcht der anderen zu weiden. Es scheint, als genüge dem Menschen nicht das Gefühl seiner Kraft, bis er die Bestätigung dieses Gefühls in den angsterfüllten Mienen seines Nächsten gelesen hat, als zweifle er an seinen Gaben und Talenten, bis sein Ohr den Beifallsruf der anderen vernommen hat. Diese Begierde, bei den anderen Menschen durch sein Äußeres, seine Persönlichkeit und seine Talente einen möglichst großen Eindruck zu machen, scheint ein dem ganzen Menschengeschlechte gemeinsam inne wohnender Charakterzug und eine Folge des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu sein. Sie beherrscht, wenn auch nicht mit ganz derselben Stärke und in ganz derselben Weise das Herz des Edelsten wie des Niedrigsten. Auch der größte Genius bedarf zu seiner Entfaltung der Anerkennung und schmachtet nach dem Beifall von Seinesgleichen. Wenn sein Herz auch von bittrem Groll und tiefer Verachtung gegen seine Zeitgenossen überfließt, welche seine Verdienste nicht würdigen, so erlischt in ihm doch niemals der sehnsüchtige Wunsch nach Anerkennung und die stille Hoffnung auf den Ruhm bei kommenden, erleuchteteren Geschlechtern. Ebenso kann der verächtlichste Bösewicht nicht eine gewisse Anerkennung seiner Fähigkeiten und Kräfte, liege diese auch nur in der Furcht und dem Abscheu der ehrlichen Leute, entbehren. Wir haben oft Gelegenheit zu beobachten, wie Verbrecher sich gerade dadurch den Gerichten verraten, daß sie sich mit ihren Schandthaten rühmen, und jeder Strafrichter weiß, daß glücklich ausgeführte Verbrechen nur zu oft einen krankhaften Ehrgeiz und einen Trieb zur Nachahmung in den Herzen anderer Bösewichter wachrufen. Wenn nun aber auch dieser allgemeine Trieb des Menschen, seine Vorzüge und Fähigkeiten in den Mienen der anderen zu spiegeln, ein Grundzug des durch das Gemeinschaftsleben gebildeten menschlichen Charakters ist, so ist deshalb doch die Art und das Ziel dieses Strebens bei den einzelnen Menschen außerordentlich verschieden. Der wichtigste Grund dieser Verschiedenheit liegt in der außerordentlichen Ungleichheit der Kräfte, Fähigkeiten und Talente der Menschen. Den einen lockt der Ruf, ein schneidiger Lebemann zu sein, einen tadellosen Schnurrbart, einen genialen Schneider, kostbare Pferde und schöne Maitressen zu besitzen; der Ruhm eines erfolgreichen Forschers, eines Heiligen reizt ihn nicht im mindesten. Umgekehrt wendet sich der andere ausschließlich geistigen Genüssen zu, und während er alles Irdische für nichts achtet und seinen Körper der Verwahrlosung preisgibt, schwebt sein Geist durch die himmelblauen Fernen eines metaphysischen Weltsystems, eines erträumten Elysiums.

Den Fähigkeiten und Neigungen jedes einzelnen Menschen entspricht naturgemäß auch das Publikum, nach dessen Beifall er trachtet. Für die Meisten ist das maßgebende Urteil, nach welchem sie sich in ihrem Denken und Handeln in den wichtigsten Lebenslagen richten, das ihrer Religionsgenossen, das ihrer politischen Partei, das ihres Standes oder ihrer Familien. Ganze Gruppen von Erscheinungen pflegen wir lediglich nach den Anschauungen unserer Geschlechtsgenossen, die Frauen nach denen der Frauen, die Männer nach denen der Männer, zu beurteilen. Durch diese vielfach sich kreuzenden Strömungen der öffentlichen Meinung werden die zahlreichen Widersprüche in dem Denken des Einzelnen und die große

Verschiedenartigkeit in dem Urteil gleichzeitig und an demselben Orte lebender Menschen zur Genüge erklärt.

Aber nicht bloß auf der Verschiedenartigkeit der Ziele und des Publikums, nach dessen Beifall der Einzelne trachtet, beruht die Eigenartigkeit in seinem Verhalten der öffentlichen Meinung gegenüber. Wenn auch Beifall und Tadel der anderen auf alle Menschen einen großen Einfluß ausüben, so ist die Stärke dieses Einflusses dennoch gradweise sehr verschieden. Beifall und Tadel machen auf junge Menschen einen bei weitem stärkeren Eindruck als auf ältere, aber auch diese werden je nach ihrer Individualität ganz verschieden davon bewegt. Einige Menschen scheint beides außerordentlich wenig zu berühren; sie vermögen es, wie Felsen unerschütterlich in der Brandung der Tagesströmungen zu stehen, ihr Blick schweift zerstreut über das sie umgebende Getriebe und hängt schwärmerisch an für die Menge unsichtbaren Fernen. Andere dagegen werden von jedem Hauch der öffentlichen Meinung hin und her geworfen. Sie würden sich unglücklich fühlen, wenn sie eine auftauchende Richtung des Geschmacks, eine neue Form der Mode nicht mitmachen könnten. Sie lauschen beständig hierhin und dorthin, wie der es macht, was man über sie redet, was man zu ihrer Haltung und ihren Erfolgen denkt. Dieser tiefgreifende Unterschied in der Stellung des Einzelnen der öffentlichen Meinung gegenüber beruht wesentlich auf der Summe der geistigen Fähigkeiten des Einzelnen und wird modifiziert durch die Neigungen und den Gesichtskreis, welchen ihm seine Erziehung eröffnet hat.

Der Mann von großen Fähigkeiten des Charakters und der Intelligenz ist im allgemeinen unabhängiger von den Strömungen der öffentlichen Meinung. Wie ein eisengepanzertes Kriegsschiff mit großem Tiefgang und schwerem Ballast zieht er seine Bahn durch die sturmgepeitschten Wellen des Oceans der öffentlichen Meinung, nur geleitet durch die beharrlich dieselbe Richtung weisende Magnetnadel seines Gewissens und die leuchtenden Sternbilder seiner Ideale, während die leichten Boote und Fischerbarken in unsicherem Kurs hin und her lavieren und sich dem Sturme und den Wellen dienstbar machen müssen, um vorwärts zu kommen. Diese Unabhängigkeit des bedeutenden Menschen beruht auf dem sich allmählich steigernden Gefühle seiner eigenen Kraft. Dieser Kraft kann er sich natürlich nur durch seine Leistungen bewußt werden, und im allgemeinen wird sein Selbstbewußtsein sich auf solche erfolgreichen Leistungen gründen. Er wird in der That, wenn auch nur vereinzelt, schwerwiegenden Beifall gefunden haben oder er mißt doch seinen inneren Wert auch ohne lauten Beifall an untrüglichen Maßstäben durch Vergleichung mit den Leistungen und Werken älterer Heroen des Geistes und Charakters. Diese, wenn auch nur innerlichen Erfolge, durch welche er sich seiner Kraft bewußt wird, können sowohl auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, wie auch auf dem des Charakters, vorzugsweise des persönlichen Mutes und der Standhaftigkeit liegen. Nicht bloß das Gefühl großer künstlerischer oder wissenschaftlicher Befähigung, sondern auch das Bewußtsein eines starken Willens und der Macht, sich und andere zu beherrschen, verleiht jenes imponierende Selbstbewußtsein, welches den Mann befähigt, den Stürmen der öffentlichen Meinung zu trotzen. Solche Menschen, die dieses starke Selbstgefühl durchdringt, werden durch ephemere Äußerungen des Publikums, durch Lob und Tadel des ersten Besten nicht erschüttert. Sie wissen, was sie wert sind und können nicht leicht dadurch in ihrer Meinung wankend gemacht werden, daß andere sie ungerecht beurteilen. Solche Menschen sind nicht immer gut, sie sind oft großen Irrtümern unterworfen und mit großen Fehlern und Gebrechen behaftet, aber sie allein sind die Menschen, auf denen die Zivilisation und der moralische Fortschritt des Menschengeschlechtes beruht. Das sind die Menschen mit goldenen Herzen, die man suchen, lieben und sich zu Freunden machen soll.

Menschen dieser Art unterscheiden sich von den anderen schon äußerlich durch mancherlei Züge. Sie scheinen in ihren Handlungen wesentlich anderen Naturgesetzen zu gehorchen als die große Menge und gelten daher vielfach für Sonderlinge, Originale, „Idealisten“; was in der Sprache der verständigen Leute nichts anderes heißt als unpraktische Narren. Sie fallen auch nicht selten durch ihre bis zur Naivetät gehende Aufrichtigkeit, ihre Rücksichtslosigkeit, zuweilen durch ihr leicht zu täuschendes Vertrauen auf und behalten auch in ihrem reifen Alter eine gewisse kindliche Unmittelbarkeit in ihrem Empfinden und in den Äußerungen ihres Empfindens, welche die klugen Talmimenschen nicht genug belächeln können. Trotzdem sie sich ihres inneren Wertes sehr wohl bewußt sind, pflegen sie doch, bescheiden und ohne Prätension unter Menschen von geringerem Werte zu verkehren, ohne je einen durch ihr hohes Selbstbewußtsein zu verletzen. Sie vermeiden es zuweilen ängstlich, andere ihre Überlegenheit fühlen zu lassen, aber ihr ganzer Stolz bäumt sich empor, sobald ihnen hohle Anmaßung, Lüge und Ungerechtigkeit entgegen tritt. Sie fühlen sich stark genug, eine gute Sache auf eigene Faust zu verfechten und warten nicht erst, bis sie populär geworden ist. Man wird sie daher auch nicht leicht in der großen Herde der Hurraschreier hinter einem lebendigen Götzenbild einherlaufen sehen; sie sind keine Heroenanbeter. Ihnen sind die großen Männer der Vorzeit keine Götter, sondern liebe Freunde, und den „großen Männern“ der Gegenwart stehen sie leicht mit einem gewissen Skepticismus gegenüber.

Die Einsamkeit und die Natur sind ein tiefes Bedürfnis für einen solchen Goldmenschen. Er kann lange Zeit allein leben, ohne Mißbehagen oder Langeweile zu empfinden, und er bedarf der Einsamkeit, um sein innerliches Leben, die wunderbaren Vorgänge seiner Gedankenwelt recht zu genießen. Nicht das Alleinsein ist ihm langweilig, sondern das Alltagsgeschwätz der Thoren, welches ihn wie das Geklapper einer Mühle hindert, seine Gedankenreihen zu verfolgen. Wie der Einsamkeit, so bedarf er der Natur zu seinem Glücke. Der Brodem der frisch aufgepflügten Ackerscholle, das Zwitschern der Vögel im Walde, die donnernden Wasserfälle des Hochgebirges und die majestätische Wölbung des sternenüberjäten Himmels, alles das spricht zu seinem Herzen eine vernehmliche und wohl verständliche Sprache und erfüllt ihn mit trunkener Begeisterung, von der die gewöhnlichen Menschenkinder, die anstatt eigener Gefühle und eigener Gedanken nur konventionelle Phrasen nachplappern, keine Ahnung haben. Seine Altäre sind, wie auch sein religiöses Bekenntnis sein mag, „die Berge und der Ocean und alle die unerschöpflichen Quellen des großen Ganzen, welche die Seele hervorgebracht haben und sie dereinst in ihren Schoß aufnehmen werden“. Etwas, was das Leben eines solchen Menschen dem Auge der Menge unverständlich erscheinen läßt, ist seine große Innerlichkeit, die seltsame Erscheinung, daß er seine eigenen Empfindungen empfindet und seine eigenen Gedanken denkt, ja daß er, wenn er irrt, seine eigenen Dummheiten macht, daß so wenig Konventionelles, anderen Abgelerntes in seiner Persönlichkeit, in seinem Denken und Thun sich vorfindet.

Wie das Denken und Empfinden des Goldmenschen originell ist und die konventionellen Phrasen verschmäht, so hat er auch seine eigenen inneren Kämpfe, seine Seelen- und Gewissenskonflikte, die der Oberflächliche, der Talmimensch, kaum jemals kennen lernt. Wem sich nicht wiederholt und mit unabweisbarer Notwendigkeit jene großen Fragen in irgend einer, seinem Bildungsgrade gemäßen Form aufdrängen: „Wer bin ich?“ „Was soll ich, was sollen die andern hier auf Erden?“ „Was muß ich thun, um gut und selig zu werden?“ der hat schwerlich ein Recht, sich als einen Goldmenschen anzusehen. Wie diese großen Fragen, so beschäftigt den Goldmenschen nicht bloß zeitweilig oder vorübergehend, sondern wiederholt und dauernd die große Frage: „Warum leiden die Menschen soviel Schmerzen, und was können wir thun, um ihnen zu helfen?“ Der Goldmensch trägt auf seinen Schultern etwas von dem millionenfachen

Leide seiner Brüder und wird nicht leicht vollkommen fröhlich und guter Dinge sein. Sein Herz ist erfüllt von Mitleid für die Schwachen und zu Boden Getretenen auf dieser Erde, und ihre Sache wird an seinem starken Arme und seinem ritterlichen Schwert stets gute Verteidiger finden. Er ist der natürliche Bundesgenosse der Unterdrückten und kann ihre Partei nehmen, da er sich nicht fürchtet, auch einmal allein zu stehen, während die Talmimenschen nie die Natur des Herdenviehs verleugnen und ängstlich vor jeder Isolierung zurückschrecken. Es beherrschen ihn eben nicht die tausend Rücksichten auf das, was zu seinem Fortkommen nützlich und notwendig ist, sondern er wird geleitet von dem tiefen Drang seines Innern, seiner Überzeugung, welcher er dienen muß, auch wenn sein äußeres Wohlergehen dadurch gefährdet ist. Er lebt nicht von seiner Überzeugung, sondern für seine Überzeugung, was ihm denn nicht selten das Achselzucken klügerer Leute einträgt. Der Goldmensch ist, wenn man will, weit eher ein Prinzipiennarr, als ein Kompromißmensch. Er kennt nicht die tausend Rücksichten auf den Beifall hoher Herrschaften und der stimmgewaltigen Menge, die tausend Opportunitätsbedenken gewöhnlicher Diplomaten, sondern spricht schlicht und einfach aus, was ihm sein Gewissen gebietet. Er ist auch nicht der Mann, der sich scheut, die Konsequenzen seiner Grundanschauungen zu ziehen oder seine Ziele durch unklare Redensarten zu verschleiern. Er liebt die Wahrheit um ihrer selbst willen und verabscheut Lüge und leere Phrase auch dort, wo sie ihm scheinbar nützen. Er ist daher auch verhältnismäßig leicht zu täuschen, da er oft unwillkürlich glaubt, daß die Andern sich bei ihren Phrasen doch auch etwas denken müßten.

In allen Lagen des Lebens bleibt er zuerst Mensch und degeneriert niemals ganz zum Fachmenschen. Er ist und bleibt zuerst Mensch, d. h. bleibt auf dem Standpunkt stehen, daß er in allen seinen Mitmenschen, welchen Rock sie auch tragen mögen, seine Brüder, Seinesgleichen erblickt. Er wird sich selbst niemals bloß als Offizier, als Lehrer, Kaufmann, Richter, Arzt, Theologe, Handwerker oder Arbeiter ansehen, und ebensowenig die anderen bloß als Angehörige bestimmter Stände betrachten, sondern sich stets und überall des Bandes der gemeinsamen Menschennatur bewußt bleiben. Ebenso, wie er nicht nöthig hat, durch äußere Abzeichen seiner Würde anderen zu imponieren, wird er es auch verschmähen, sich durch zweifarbiges Tuch, bunte Flittern und Goldborten imponieren zu lassen. Er sieht ebenso wie durch die zerrissenen Lumpen des Bettlers auch durch den Purpurmantel des Königs den nackten Bruder Sterblichen.

Der Goldmensch schließt nicht leicht Freundschaften und schließt sie nicht etwa, wie andere Menschen, weil er mit einem Bekannten an demselben grünen Tische arbeitet, in demselben Regiment dient, in demselben Gesellschaftskreise verkehrt oder auf demselben Hausflur wohnt. Der Goldmensch hat eine feine Empfindung für goldene Herzen und eine leicht begreifliche Abneigung vor Talmi. Seine Freundschaft ist nicht durch Gefälligkeiten, Rücksichtnahme, durch Erfüllung aller konventionellen Pflichten zu erkaufen, sondern einzig und allein durch ein gewisses Verständnis für seine Natur, wie es gewöhnlich nur gleichartige Naturen besitzen. Als Freund aber ist er zuverlässig, unwandelbar treu im Glück und im Unglück, voll Vertrauen und zu Opfern bereit. Weder gute noch böse Tage scheiden ihn von dem Menschen, den er seiner Freundschaft für würdig erkannt hat; selbst Grobheit und einen gewissen Grad von Vernachlässigung kann er von einem wertvollen Freunde ertragen. Er kann es nicht verstehen, daß Freundschaften durch das Geschwätz von Zwischenträgern und Zwischenträgerinnen aufgelöst werden können. Selbst wenn ihm ein derbes Wort des Unmutes von seinem Freunde hinterbracht würde, würde das nicht im mindesten seine Liebe und Zuneigung vermindern. Mit dem Lob wird er im allgemeinen eher sparsam als verschwenderisch umgehen. Er wird sich stets bewußt sein, welche Bedeutung das Urteil einer Persönlichkeit wie der seinen für die öffentliche Meinung haben muß. Außerdem wird ihm nicht leicht irgend eine der Leistungen, die da jeder Tag zeitigt, übermäßig groß und bedeutend erscheinen. Sein Geist lebt in innigem Verkehr mit den großen Männern und gewaltigen Thaten der Vergangenheit und schafft sich ideale Bilder der Vollkommenheit für die Zukunft, hinter denen auch die glänzendsten Erfolge der Gegenwart weit zurückbleiben müssen. Darum ist er nicht ein schnell fertiger Bewunderer gegenwärtiger Leistungen.

Etwas, was man als ein ziemlich zuverlässiges äußerliches Zeichen einer goldhaltigen Natur ansehen darf, ist der unsägliche Genuß, welchen ein solcher Mensch aus Büchern und Werken der Kunst zu schöpfen imstande ist. Besonders gilt dieses von ernsten Werken der Poesie, wissenschaftlicher Belehrung und ethischer und religiöser Erbauung. Wenn wir einen Menschen solche Werke mit Hingebung und andauerndem Eifer studieren sehen, ohne daß er dabei irgend ein materielles Interesse wie die Ablegung eines Examens oder die Abfassung eines Buches verfolgt, so ist das immerhin keine üble Prognose für die Legierung seines Charakters. In dem Leben des Goldmenschen spielen die Bücher vielfach die Rolle von treuen Freunden. So ist die heilige Schrift für Millionen von edlen Herzen ein treuer Hausfreund, ein Ratgeber in allen Lagen des Lebens gewesen, so sind noch heute religiöse, ethische und poetische Werke treue Genossen in Glück und Unglück.

Besonders bietet der Geschmack an jenen Werken, welche vermöge ihrer Vortrefflichkeit bereits Jahrtausende überdauert und unzählige große und edle Menschen begeistert und entzückt haben, eine gute Garantie für die Goldhaltigkeit des Lesers. Der Talmicharakter sieht solche Werke, wenn er sich nicht um des Broderwerbes willen in saurer Plackerei mit ihnen beschäftigen muß, leicht als veralteten Plunder an und spendet seinen Beifall am lautesten den modernen Tagesschriftstellern, dem „Neuesten", dem „Allerneuesten". Da sich so der Goldmensch zu allem Großen hingezogen fühlt, und sein Herz an dem idealen Beifall längst dahingegangener Helden und an der Anerkennung noch ungeborener, erleuchteterer Geschlechter der Zukunft erquickt, vermag er mit verhältnismäßiger Gleichgiltigkeit Beifall und Mißbilligung der Tagesmeinung zu ertragen. Er, der gelernt hat, Männer vergangener Jahrtausende und ausgestorbener Nationen zu bewundern, der Zwiesprache gehalten hat mit großen Genien, die andern Göttern dienten als den seinen und mit anderer Zunge als der seines Vaterlandes redeten, wird schwerlich im engen Kastengeist seines Standes, im National-Egoismus seines Volkes stecken bleiben. Er wird immer deutlicher, jemehr sich sein Geist zur Klarheit hindurchringt, erkennen, daß sein wahres Vaterland die ganze Welt und seine Familie die gesamte Menschheit ist.

Man wird mit Recht behaupten dürfen, daß sich in keines einzelnen Menschen Natur alle diese Züge mit ganzer Klarheit und Schärfe ausgeprägt finden; aber das ist das gewöhnliche Verhältnis zwischen realer Erscheinung und ethischem Ideal. Als ich noch ein Kind war, spielte ich oft mit meinen Geschwistern ein Kartenspiel „Tod und Leben", bei welchem einer die schwarzen Karten, „die Bösen", der andere die roten, „die Guten" erhielt. Unsere Freude war außerordentlich groß, wenn „die Guten" siegten, und wir trugen, glaube ich, etwas von dieser kindlichen Psychologie mit hinaus ins Leben, indem wir längere Zeit annahmen, es zerfielen auch die Menschen ihrem Charakter nach in „Gute" und „Böse". Wenn man manche Romane liest, so kann man sich überzeugen, daß diese schroffe Unterscheidung vielfach noch jetzt, auch von erwachsenen Leuten, geteilt wird. Wer aber das Treiben der Menschen ohne Vorurteil betrachtet, weiß wohl, daß dem nicht so ist, daß vielmehr zwischen der äußersten Niedrigkeit und dem moralischen Heroismus unendliche Abstufungen und sonderbare Mischungen von Edlem und Gemeinem in der Menschennatur möglich

sind. So finden sich denn auch unendlich verschiedene Mischungen von Gold und Kupfer in den Charakteren; vollgewichtige Goldmenschen haben zuweilen eine unlautere, gemeine Ader an sich. Sie sind in scheinbar unbegreiflichem Widerspruch mit ihrer eigentlichen Natur mit irgend einer lächerlichen Eitelkeit, einem Zuge niederen Neides oder kleinlichen Ehrgeizes behaftet. Nichts ist eben vollkommen in der Welt der Vergänglichkeit, nichts, was existiert, völlig rein und edel, außer dem durch moralische Reflexion geläuterten guten Willen und dem reinen Streben, das nach Verwirklichung des erschauten Ideals ringt.

Hochsinnigkeit.

(Megalopsychie.)

Aus Aristoteles' Nikomachischer Ethik.

Schon der Name der Hochsinnigkeit zeigt an, daß diese Tugend auf große Gegenstände Beziehung habe. Auf welche aber, daß ist die erste Frage, die wir beantworten müssen.

Doch es ist einerlei, ob wir die Fertigkeit selbst, oder ob wir den Mann beschreiben, welcher die Fertigkeit besitzt. Den Begriff des Hochsinnigen aber könnte man so, wie mich dünkt, bestimmen: er sei der, welcher, da er großer Sachen wert ist, sich auch derselben wert schätzt. — — Der nun, welcher sich selbst großer Dinge wert hält, da ihm doch alles wahre Verdienst fehlt, ist nichts als ein leerer aufgeblasener Mensch. — —

Der wahrhaft Hochsinnige muß ein moralisch vollkommener Mann sein. Ihm steht das, was in jeder Tugend groß ist, zu. Eine feige Flucht, eine Ungerechtigkeit würde mit seinem Charakter nicht übereinstimmen. — —

Wenn man die einzelnen Tugenden durchginge, so würde man sehen, daß es lächerlich sei, ein Mann von hohem Geiste scheinen zu wollen, wenn man nicht einmal ein guter Mensch ist. — —

Ohne Tugend ist es sehr schwer, das Glück auf eine schickliche Weise zu ertragen. Wer aber sich in sein Glück nicht zu finden weiß, und doch über Andere hervorzuragen glaubt, wird leicht verleitet, Andere gering zu schätzen, indes er selbst seine Aufführung dem Zufalle und dem Ungefähr Preis giebt. Er ahmt also die Aufführung des Hochsinnigen nach, ob er ihm gleich im Charakter nicht ähnlich ist. Er thut von den Handlungen des Hochsinnigen, was er zu thun vermag. Die Verdienste des edlen Mannes kann er sich nicht zu eigen machen; aber die geringe Meinung, die dieser mit Recht von Dingen und Menschen hat, kann er annehmen. Dieser beurteilt sie nach der Wahrheit, er nach zufälligen Eindrücken.

Der Hochsinnige sucht weder die Gefahren auf, noch ist er verwegen bei Kleinigkeiten. Eben weil er wenige Dinge schätzt, hält er wenige Dinge für wichtig genug, sich deshalb einer Gefahr auszusetzen. Aber um großer Endzwecke willen unterzieht er sich einer Gefahr willig: und wenn er einmal darin ist, so schont er auch seines Lebens auf keine Weise, weil er nicht das Leben für das höchste Gut hält.

Der Hochsinnige ist sehr geneigt, Andern Gutes zu thun; aber er schämt sich, wenn er von Andern Wohlthaten annehmen soll. Denn Wohltaten zeigen immer eine Überlegenheit an in dem, der sie erweist, und eine Inferiorität in dem, der sie empfängt. — —

Es ist in seinem Charakter, gegen die, welche selbst in ansehnlichen Würden oder in sehr glücklichen Umständen sind, eine gewisse Hoheit des Betragens anzunehmen, hingegen sich gegen diejenigen, welche in mittelmäßigen Umständen sind, herabzulassen und als Ihresgleichen zu handeln. Denn über jene hervorzuragen ist etwas schweres: und dazu zu gelangen scheint eine wahre Erhabenheit anzuzeigen; diesen aber überlegen zu sein ist etwas leichtes. Daher ein gewisser Stolz gegen die Vornehmen und Reichen nicht ganz unedel und verwerflich ist. Eben dieser, gegen Niedrige bewiesen, zeigt eine gemeine und schlechte Denkungsart an. So wie wenn man seine Stärke im Streite mit Kindern oder Schwächlingen zeigen wollte. — —

Sich in seinem Betragen nach einem Andern richten kann er nur alsdann, wenn dieser Andere sein Freund ist. Denn in jedem andern Falle hat diese Nachgiebigkeit etwas knechtisches. Daher auch alle Schmeichler eine Art von Dienern ausmachen, und immer als niedrige, verächtliche Leute angesehen werden.

Er ist nicht zur Bewunderung geneigt: denn wenig Sachen scheinen ihm groß zu sein. Er ist nicht rachgierig oder geneigt, Andern Beleidigungen nachzutragen: denn in seinem Charakter liegt nicht, sich kleiner Sachen, am wenigsten übler, oft zu erinnern.

Seine Gespräche werden weniger auf Personen als auf Sachen gehen. Denn weder von sich noch von Andern ist er geneigt, viel zu reden, weil ihm weder daran gelegen ist, gelobt zu werden, noch sich durch den Tadel Anderer über sie zu erheben. Er ist auch ebensowenig geneigt, Andere zu loben als von ihnen Übels zu reden. Wegen Kleinigkeiten oder wegen der Notwendigkeiten des Lebens zu klagen, oder Andere um Hilfe anzusprechen, ist er äußerst abgeneigt: weil dies nur die Sache desjenigen ist, der jene Dinge selbst sehr hochschätzt.

Replik.

Von N.

Dem Verfasser des Artikels „Von politischer und anderer Unduldsamkeit“ in Nr. 27 der E. K. das letzte Wort zu lassen, erscheint mir bedenklich. Daher eine kurze Erwiderung.

Intelligenz und Charakter der Menschen weisen mancherlei Züge auf, die nur einer Mittelstufe der Kultur eigen sind, in den Tiefen der Barbarei fehlen sie ebensowohl wie auf den Höhen der Kultur. Zahlreiche abergläubische Vorstellungen gehören hierher. Der Feuerländer glaubt so wenig an den Teufel wie der Jünger Darwins; jener ist zu dumm, dieser zu aufgeklärt dazu. Ebenso verhält es sich mit der Intoleranz. Auf niedrigster Kulturstufe hat der Mensch gar kein Interesse daran, wie Andere religiös oder politisch gesinnt sind, auf hoher Kulturstufe hat der Mensch das lebhafteste Interesse daran und ist doch nicht fanatisch, weil — je nun aus mehreren Gründen. Einmal, weil er aus geschichtlicher Erfahrung weiß, daß Gewaltmittel nicht zum Ziele führen, im Gegenteil; daß Gesinnungen nicht mit Gewalt unterdrückt werden können und Ideen den Gasen gleichen, deren Spannkraft wächst, je mehr man sie zusammenpreßt. Sodann weil er nicht vermessen genug ist, Andern seine Ansicht mit Gewaltmitteln aufzudrängen. Zugegeben, daß er von rein idealen Motiven erfüllt ist, so wird er sich doch sagen müssen, daß seine Ansicht von dem, was gut und schlecht ist, doch nur seine (und seiner Gesinnungsgenossen) Ansicht ist, die möglicherweise eine irrige sein kann; er müßte sich denn für unfehlbar halten. Endlich übersieht er nicht, daß, wenn Unduldsamkeit Trumpf ist, dies zum Kriege Aller gegen Alle führen muß; denn wenn ich und meine Partei unduldsam sein darf, so darf es auch mein Gegner und seine Partei sein und so kämen wir wieder recht schön ins tiefste Mittelalter — oder politisch in die Ära der Demagogenhetze, der Preßknebelung, des Sozialistengesetzes, dessen Fiasko besonders lehrreich ist.

Mein Gegner verwechselt offenbar politisches Interesse, warmen Eifer und Energie für politische Bestrebungen mit Unduldsamkeit, d. h. Anwendung von Gewaltmitteln, oder was auf dasselbe hinausläuft, von unlauteren Mitteln: Verunglimpfung und Verdächtigung der gegnerischen Absichten, Verleumdungen und Gehässigkeiten, Bestreitung seiner bona fides. Eben das aber kennzeichnet die politische Toleranz auf

der Höhe und unterscheidet sie von derjenigen in der Tiefe, daß sie hier mit warmblütigster Gesinnung und lebhaftestem Eifer für das, was politisch als das Richtige erkannt wird, sich vereinigt.

Da mein Gegner aus seinem Leben exemplifiziert, will ich es gleichfalls thun. In einer frühen Lebensperiode war ich fanatischer Orthodoxer; später war ich ebenso fanatischer Freigeist; noch später lernte ich die religiösen Anschauungen nach ihren historischen und psychologischen Ursachen begreifen und das allein schon genügte, mich von der Intoleranz zu kurieren. Nach der Theorie meines Gegners wäre mein religiöser Fanatismus der ersten Periode ebenso vernünftig gewesen wie mein freigeistiger in der zweiten: quod absurdum est heißt es bei den Mathematikern.

Wenn die Anhänger der Militärvorlage berechtigt sind, die Gegner derselben als Vaterlandsfeinde zu erklären, warum sollen nicht diese das Recht haben, jene als Volksfeinde zu brandmarken?!

Nur eine Unduldsamkeit erscheint mir gerechtfertigt: die Unduldsamkeit gegen die Unduldsamkeit.

Ein Bild aus dem Leben.

Von einem Arbeiter.

In neuester Zeit ist man allmählich dahinter gekommen daß es eigentlich doch recht viel Elend in der Welt giebt. Einzelne edeldenkende und wohlmeinende Menschen, Angehörige höherer Gesellschaftskreise, unternehmen es sogar, in die Höhlen des Elends hinabzusteigen, um es zu erforschen. In seiner ganzen Tiefe kann es jedoch nur der ermessen, der es selbst durchkostet hat. So will ich hier als ein Kind des Elends in wenigen Worten die Geschichte meiner Familie erzählen, als einen kleinen Beitrag zur Geschichte der Armen und Unterdrückten. Vielleicht wird sich manchem Leser, gleich mir, wenn ich daran denke, dabei die Frage auf die Lippen drängen: Muß es so sein auf der Erde? Was ist das für eine Weltordnung, die Unzähligen ein solches Los aufbürdet? Können wir hier auf Erden nicht Alle glücklich miteinander das Leben genießen?

Mein Vater war ein Zimmermann. Als man mich einst deswegen in der Schule hänselte, tröstete mich meine Mutter damit, daß Christus und sein Pflegevater auch Zimmerleute waren. Ich will jedoch zurückgreifen bis zu meinem fünften Lebensjahr; so weit reicht meine Erinnerung. Da war mein Körper eines Tages, als ich das Treppengeländer entlang glitt, dem Gesetze der Schwere gefolgt: ich war in der Höhe von zwei Etagen auf einen asphaltierten Hausflur hinabgestürzt. In der heißen Mittagsonne, einen voll Holz gepackten Korb am Arm, wankte meine Mutter vom Essentragen heimwärts und wurde unterwegs auf den Unglücksfall vorbereitet. Es war mir eine Sehne zur rechten Seite des Halses gerissen, infolgedessen der Kopf nach links herabhing. Verordnete Umschläge von Pfefferkuchen und Schmalz besserten nichts; ein geschickter Operateur aber, zum großen Teil auch die Aufopferung meiner Mutter, bewirkten meine Wiederherstellung. Bald darauf starb eins meiner drei Geschwister, ein jüngerer Knabe, dem wohl während meiner Krankheit nicht genügende Pflege zu teil geworden war. Im übrigen fanden meine Eltern zu jener Zeit bei angestrengter Arbeit, zudem sie den größten Teil unserer Wohnung an Schlafleute vermieteten, ihr Auskommen.

Anders dann in späteren Jahren. Wir bezogen, um uns einzuschränken, im selben Hause eine Dachwohnung, bestehend aus einer Stube und einer Kammer. Davon vermieteten wir die Kammer. Im Winter wollte aber niemand darin wohnen; denn unsere Wohnung war naß. Die Miete von monatlich zweiundzwanzig Mark allein aufbringen, war oft unmöglich für meinen Vater, hatte er doch zeitweise mehr denn vier Monate hindurch keinerlei Einkommen. Was noch Wert besaß, wanderte dann ins Pfandhaus; um jedoch sieben Menschen zu erhalten, ist mehr erforderlich.

Meine Mutter arbeitete für andere Leute, soviel ihr möglich war; mein Vater handelte dann zur Weihnachtszeit mit Tannenbäumen, wozu gute Menschen ihm das Betriebskapital liehen. Von dem Frieren und Entbehren dieser Zeit boten uns die zwei Weihnachtstage etwas Erholung; schon am dritten aber begann ein Handel mit Neujahrskarten. Wurde es dann Sommer, so arbeitete alles, um der Winterschulden ledig zu werden; ein jeder in seiner Weise. Meine ältere Schwester häkelte für ein Geschäft Mohairtücher — ein kaum nennenswerter Verdienst; auch meine Mutter arbeitete nach wie vor, und ich plackte mich für verschiedene Handwerker im Hause — oft nur für ein Butterbrot. Rastlos thätig war mein Vater; er scharwerkte nebenbei, und hier blieb auch für mich viel zu thun übrig. Da waren Transporte von Brettern, Werkzeug und anderen Dingen, beispielsweise abends bis in die Nacht hinein in einem dumpfigen Keller, der mit einem Verschlag versehen wurde, wo ich zur Hand sein mußte, um zu leuchten u. a. m. Dann hatte ich wohl auch vor Beginn der Schulzeit einen frühstücktragenden Jungen zu vertreten oder ähnliches, und konnte so mein Pensum oft erst während der Schulstunden erledigen. Sehr gelegen kam es meinen Eltern, wenn unsere Kammer zur Sommerszeit mit Einquartierung der zur Parade anwesenden Spandauer Garde belegt wurde. Allerdings schliefen dann die bisherigen Bewohner der Kammer, in einem Falle zwei Mädchen, auch mit in unserer Stube; aber es war ein willkommener Beitrag zur Tilgung der Mietsschulden. Neun Personen in einer Dachstube, in der die Kochmaschine oft stundenlang rauchte — ein Arbeiterheim! Höchst einfach war die Bekleidungsfrage für uns: aus alten, von anderen Leuten erhaltenen Sachen richtete meine Mutter das Fehlende her; wenngleich dies nicht immer nach den Regeln der Zuschneidekunst saß. Defekte Stiefelsohlen und Absätze ergänzte mein Vater selbst, und zwar gestattete seine Zeit das meist nur am Sonntag-Nachmittag. Bei all dem kamen wir aber kaum dahin, alles zu begleichen: Krankheitsfälle, Geburten und Todesfälle brachten uns stets wieder zurück. Selbst, was Eltern gewöhnlich eine Freude ist, die Versetzung der Kinder in eine andere Klasse, mußte den meinigen unwillkommen sein; besonders dann, wenn wir älteren zugleich andere Bücher brauchten. Inzwischen kam das Ende meiner Schulzeit heran. Seit zwei Jahren besuchte ich die erste Klasse, wurde für das letzte Halbjahr vom Schulbesuche dispensiert und begann nun meine Laufbahn als Arbeitsbursche in einem Wollenwarengeschäft.

Meist keuchte ich da, eine Last auf dem Rücken, von morgens bis spät abends, auch des Sonntags bis zum Nachmittag, in allen Richtungen in und um Berlin einher. Dabei war es Winter und meine Gesundheit litt sehr dabei. Nach sechs Wochen trat ich, um nur von diesem Arbeitsjoche loszukommen, bei einem Kunsthandwerker in die Lehre. Bei dem geringen Kostgeld, das ich da erhielt, war das vorläufig gar nicht nach dem Wunsche meiner Eltern. Es wurde Weihnachten. Bei seinem Weihnachtshandel erkältete sich mein Vater dermaßen, daß er den Winter hindurch kränkelte. Trübe Zeiten kamen jetzt für uns. Im März, am Tage meiner Einsegnung, lag er im Bett, putzte seine silberne Spindeluhr, überreichte sie mir zum Geschenk, und während ich dann in den von der Stadtverwaltung erhaltenen Kleidern zur Kirche ging, wünschte er seinen Tod herbei.

Kaum vierzehn Tage später lag er, im Alter von fünfundvierzig Jahren schon silberweiß, auf der Bahre.

In seinem Nachlaß fand ich ein Büchlein vor, das er als Andenken an seinen Großvater stets besonders in Ehren gehalten hatte; darin war von seiner Hand zu lesen: „Lebet wohl, geliebte Kinder, nehmt meine letzten Worte in Acht, Ihr verlieret mich geschwinder, als Ihr es gedacht habt, und gesteht bei mein Grab, daß ich Euch geliebet habe."

Fünf Kinder waren wir hinterblieben; bald aber, zu

Anfang Mai, folgte unser nicht ganz einundeinhalbjähriges Schwesterchen dem Vater im Tode nach.

Stilldulbend hatte sie gelitten, ruhig war sie gestorben, ohne daß wir den Eintritt ihres Todes sogleich bemerkt hätten. Wie lächelnd lag sie in ihrem Bettchen — das Bild eines Engelchens. — Physische Anstrengung, Gram und Aufregung zehrten an dem Leben der Mutter; auch sie fing an zu schwinden, warf Blutstücke aus und wurde immer schwächer. Als da wiederum Weihnachten herbeikam und wir um unsere Papierkrone — den Ersatz für den Tannenbaum — herumstanden, war es uns recht trüb zu Sinn. Die Mutter sprach von dem vorjährigen Weihnachtsfest zu uns, wie um jene Zeit der Vater noch unter uns weilte, wie auch sie jedenfalls die letzte Weihnachten bei uns sei. Ja, wo wir dann wohl Weihnachten feiern würden, ob beisammen?

Es wurde Februar; bis zuletzt hatte die Kranke gearbeitet, nun aber konnte sie das Bett nicht mehr verlassen und es hieß auch des Nachts bei ihr wachen.

Da saß ich manche Nacht bei dem trüben Lampenschein, hier die im Delirium sprechende Kranke, daneben die vom Schlaf übermannten Geschwister, — Ruhe draußen, bei mir die bange Frage: „Wie wird's werden?"

Es war am 9. Februar, die Kranke hatte Schlafpulver erhalten und, da sie noch bei Bewußtsein war, gesagt, daß nun ihr Ende nahe sei. Sie kämpfte mit dem Tode bis zum andern Morgen um zehn Uhr und schied aus dem Leben, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben — an ihrem Geburtstage. Schwer war der Todeskampf, wobei sich die Züge zur Unkenntlichkeit verändert hatten. Unter zahlreicher Beteiligung wurde unsere Mutter zur letzten Ruhe gebracht; wir aber kehrten vorläufig in die öde Behausung zurück. Die Kranke hatte die besten der Möbel noch kurz vor ihrem Tode verkauft, und nur dadurch wurde es uns möglich, ihren Wunsch, auf demselben Kirchhof mit dem Vater zu ruhen, zu erfüllen. Auch wir, die bisher, wenn auch zumeist in Not und Trübsal, beisammen waren, mußten uns nun trennen, da auf mein Gesuch der Bescheid eintraf, die jüngeren Geschwister dem Waisenhause zuzuführen. So reiste denn die älteste, siebenzehnjährige Schwester zu Verwandten nach auswärts, ich aber ging bei einem Prinzipal in die Lehre, der mir Kost und auch eine Schlafstätte gab. Dort waren denn auch meine Lehrjahre keine Herrenjahre!

Meine freie Zeit, des Sonntags von vier Uhr nachmittags ab, benutzte ich, um unsere jüngeren Geschwister zu besuchen. Da hatte ich aber der siebenjährigen Schwester viel nachzulaufen. Sie war in Pflege gegeben worden, wurde aber von den verschiedenen Pflegeeltern immer bald zum Waisenhause zurückgebracht, eines recht störenden Hustens wegen. Nachdem sie in einigen Krankenhäusern gepflegt worden war, beließ man sie dauernd im Waisenlazaret.

Nicht so bewegt wie diese Jahre meiner Schwester waren die des elfjährigen Bruders. Man wollte auch ihn in Pflege geben; bald aber erkrankte er an Diphteritis und verblieb nach dem im Waisenhause.

Zehn Jahre sind seit dem Tode unserer Eltern vergangen, die „goldene Kindheit" liegt hinter uns — eine Periode aus „Proletariers Erdenwallen".

Ich glaube, daß diese Geschichte in ihrer Gedrängtheit eine Illustration zu den Verhältnissen bietet, welche dem einen bei allem Fleiß nicht das gewähren, was zu seiner und der Seinen Existenz notwendig ist. Während man andrerseits im Leben beobachten kann, daß oft demjenigen, der selbst nie etwas der Gesellschaft nützliches gethan, ein Überfluß in den Schoß fällt, mit dem viel Elend verhütet werden könnte, der aber in vielen Fällen verwandt wird, um die schon arg Geplagten noch mehr zu bedrücken.

Man kann Anderen nicht geben, was man selber nicht hat.

Vermischtes.

Aus dem Verwaltungsbericht des Berliner Handwerker-Vereins, Berlin, C., Sophienstraße 15, entnehmen wir über die Wirksamkeit desselben, daß in der Zeit vom April 92, bis März 1893 148 Vereinsabende stattgefunden haben, an denen von 57 Vortragenden 130 Vorträge über Technologie, Volkswirtschaft, Gesundheitspflege, Rechtslehre, Litteratur 2c gehalten wurden und die von 22279 Personen besucht waren. Die Fortbildungsschule war in derselben Zeit von 1925 Teilnehmern besucht. Zu den Kosten des Unterrichts hatte, außer der Beihilfe der Staats- und städtischen Behörden, die Vereinskasse einen Zuschuß von 5503 Mk zu leisten. Die Bibliothek hat durch eingegangene Geschenke und durch Anschaffungen ihren Besitzstand auf 9658 Bände erhöht. Dieselbe wurde von 463 Lesern benutzt, welche 6078 Bände lasen. Das Lesezimmer enthält 80 politische, fach- und wissenschaftliche Zeitschriften, außerdem eine große Reihe von Wörter- und Nachschlagebüchern. Daß auch das gesellige Leben gepflegt wird, beweist die Zusammenstellung der 38 Veranstaltungen. Während der Wintermonate fanden regelmäßige Sonntagsunterhaltungen statt. Vokal- und Instrumentalkonzerte wechselten mit Theatervorstellungen auf der eigenen Bühne ab. Im Sommer sind es Ausflüge und Gartenfeste, welche die Familien der Mitglieder zu fröhlichem Beisammensein vereinigen.

Über eine Duellforderung, die auf die Reichstagswahlen zurückgeht, berichtet die „Germania" aus Bonn. Darnach habe der Redakteur des „Bergmannsfreundes", der Bergassessor Hilgers in Saarbrücken, den Zentrumskandidaten für Ottweiler, Grafen von der Schulenburg, in einem Artikel persönlich beleidigt. Graf von der Schulenburg erwiderte in der „Ess. Volksztg." Darauf ließ Herr Hilgers dem Grafen eine Forderung auf Pistolen zugehen. Dieser antwortete ablehnend in einem Schreiben, in dem es heißt:

„Was die Forderung anbetrifft, so konnten Ew. Wohlgeboren wohl wissen, daß ich als christlicher Edelmann die Gebote der heiligen Schrift und Kirche befolgen und demgemäß nicht meiner Überzeugung zuwider ein derartiges — nebenbei von den Landesgesetzen geahndetes — Ansinnen annehmen würde. Besser hätte es Ew. Wohlgeboren gestanden, den Wahrheitsbeweis Ihrer beleidigenden Angriffe zu erbringen, oder als ehrlicher Mann, der sich dem christlichen Sittengebot unterwirft, Ihr Unrecht einzugestehen."

„Die „Germania" meint zu dem Handel, sie sei begierig zu vernehmen, was die vorgesetzte Behörde des Bergassessors Hilgers und namentlich auch die Justizbehörde mit diesem Beamten anfangen, der so gröblich gegen das Strafgesetz sich vergangen habe." (Vossische Zeitung.)

Dieser Fall ist einer von vielen Beweisen, daß die katholische Aristokratie Westfalens es mit den Forderungen der Religion noch ernst nimmt. — Möchte in nicht ferner Zeit kein rechtschaffener Mann mehr eine Herausforderung zum Duell annehmen!

Das nachstehende Rundschreiben ist in diesen Tagen von der Redaktion der „Ethischen Kultur" an verschiedene Arbeitervereine verschickt worden:

Die unterzeichnete Redaktion erlaubt sich, den verehrlichen Vorstand ergebenst zu ersuchen, seinen Mitgliedern Folgendes zur Kenntnis zu bringen:

Die Redaktion beabsichtigt, in ihrer Wochenschrift „Ethische Kultur" Lebensbilder der Vertreter verschiedener Berufszweige zu veröffentlichen. Damit dieselben der Wahrheit entsprechen, bittet sie Männer und Frauen, ihren Lebenslauf in möglichster Kürze darzustellen und der Redaktion einzusenden. Es

soll sich dabei weniger um die Darstellung der äußeren Ereignisse des Lebens als vielmehr darum handeln, welchen Einfluß diese Ereignisse auf die sittliche Entwickelung gehabt haben. Folgende Fragen wären besonders zu berücksichtigen:

Unter welchen Eindrücken wurde die Kindheit verlebt?

Welche Wirkung übte die Erziehung von Seiten der Eltern, der Schule und der Kirche aus?

Welche Umstände veranlaßten die Wahl des Berufes?

Bleibt Zeit genug zu Vergnügungen und geistiger Fortbildung übrig?

Ist die Beteiligung am politischen Leben eine rege und wie beeinflußt sie den Charakter?

Wie gestaltet sich die Ehe und das Familienleben unter der Wirkung der Lohn- und Wohnungsfrage?

Sind besondere Talente und Fähigkeiten vorhanden, die durch Not und mangelnde Ausbildung unterdrückt wurden?

Die Redaktion behält sich vor, Ungeeignetes zurückzuschicken und eventuell notwendige Änderungen des Styls vorzunehmen. Die eingelieferten und angenommenen Arbeiten werden honoriert.

Behufs Bekanntmachung mit der Tendenz und dem Inhalt der Zeitschrift liegt ein Prospekt bei.

Arbeiterkinder.

Nach einem Gedicht von Elisabeth Barrett Browning von L. v. G.

Hört Ihr, Brüder, Eure Kinder weinen,
Noch bevor der Jahre Last sie drückt?
Mutterliebe tröstet nicht die Kleinen,
Die kein Lenz mit seiner Lust beglückt.

Junge Lämmer springen auf den Matten,
Junge Vöglein zwitschern froh im Nest,
Junge Rehe spielen mit den Schatten,
Blumen blühn empor zum Frühlingsfest;

Doch den Kindern, Brüder, Euren Kleinen,
Ach, ihr Frühling blütenlos entschwand;
Andre spielen, jubeln, doch sie weinen,
Weinen in dem blüh'nden Land.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

Die letzte Monatsversammlung der Abteilung Berlin vor der Sommerpause fand am 7. Juli statt. Nach dem Überblick über die Entwickelung der Gesellschaft, den der Vorsitzende, Herr Geheimrat Foerster, gab, ist dieselbe in stetem, wenn auch langsamem Wachsen: die Berliner Abteilung zählt jetzt, einschließlich derjenigen auswärtigen Mitglieder, die noch nicht in anderen Abteilungen eingeordnet sind, nahezu 1000, die ganze Gesellschaft an 1300 Mitglieder. Austritte haben nur ganz vereinzelt stattgefunden, nur in einem Falle ist abweichende Auffassung in grundsätzlichen Fragen die Ursache gewesen. Das langsame, ganz von selber kommende Wachstum der Gesellschaft verbürgt ihre Solidität und die wahre Zusammengehörigkeit der Mitglieder. Es bildet sich so ein Kern der Gesellschaft, der mit wahrer Herzensneigung und klarem übereinstimmenden Verständnis der wesentlichen Gesichtspunkte unserer großen Sache dienen will. Ohne Anlaß seitens der Zentralstelle haben sich neue Abteilungen und Zweige im Lande gebildet durch ein gewissermaßen krystallisierendes Zusammenfinden gleichartig denkender, für das Ideal begeisterter Menschen, denen unsere Grundsätze und Bestrebungen als ein Kernpunkt neuer menschlicher Organisation vor die Seele traten.

Die in Breslau eingeleitete gerichtliche Aktion, welche zunächst über die Möglichkeit der Fortdauer unserer bisherigen Art der Organisation entscheiden soll, scheint nur langsam vorzurücken. Die Gesellschaft erwartet den Fortgang mit großer Ruhe, denn auch in veränderter Organisation würde sie förderlichst wirken können. Stellt sich heraus, daß die von uns erstrebte vollere Vereinsbildung unter der Herrschaft des geltenden Rechts nicht möglich ist, so erfährt dadurch das moralische Recht unseres Auftretens eine mächtige Verstärkung, und unser Programm, wenn man dasselbe durchaus zu einem politischen stempeln will, wird dadurch um ein aufs Nachdrücklichste zu verfolgendes Ziel reicher, nämlich um die Aufgabe, das öffentliche Recht auch in diesem wichtigen Punkte mit allen Kräften reformieren zu helfen. Wie sehr wir es zu vermeiden wünschen, Zwiespalt in unsern eigenen Reihen durch Unterstützung irgend eines Parteiprogramms zu erregen, das hat unsere bewußte Zurückhaltung in den bewegten politischen Kämpfen der letzten Zeit bewiesen. Nichts unrichtigeres könnten wir aber bei der jetzigen Lage der Dinge thun, als wenn wir uns durch dieselbe irgendwie verleiten ließen, unsere Stimme in den heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten, die einer G. E. K. zur Zeit obliegen, zu dämpfen und auch hierbei die Vorsicht, den „besseren Teil des Mutes", zur Parole zu machen.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen gab der Vorsitzende eine Übersicht über den Stand der Arbeiten der Abteilung. Die pädagogische Gruppe hat unter der Mitwirkung des Vorstandes ein ausführliches Programm zur Förderung der gemeinverständlichen ethischen Litteratur entworfen, das als Antrag der Abteilung dem Hauptvorstande unterbreitet werden wird. Zweck dieser Litteratur ist die Belebung und Läuterung ethischen Empfindens, Denkens und Handelns sowohl durch lichtvolle Zusammenfassung der Ergebnisse der bisherigen Erfahrungen und Bestrebungen der Menschheit auf diesem Gebiete, als durch Darlegung neuer ethischer Gesichtspunkte und Nachweise, insbesondere auch im Sinne der Rechtfertigung der ethischen Forderungen, Rechte und Pflichten gegen Zweifelsucht und Scheinweisheit. Näheres über dieses Programm wird den Lesern der E. K. mitgeteilt werden, sobald dasselbe vom Hauptvorstande genehmigt sein wird.

Die Gruppe für ethische Bildung (II) wird demnächst die Zahl der auf eigentlichstem ethischem Gebiete aufklärenden und einigenden Vorträge vermehren, jedoch mit gänzlicher Vermeidung alles desjenigen, was irgendwie an religiösen Kultus und an einen Wetteifer mit dessen völlig eigenartigen Zielen und Einrichtungen erinnert. Diese Vorträge sollen an einigen Sonntagen im Winter in der Abendstunde um 5 Uhr stattfinden.

Die litterarische Gruppe wird demnächst darauf bedacht sein, den Vertrieb der ethisch förderlichen Schriften in die Hand zu nehmen und zu diesem Zwecke unter Leitung des Vorstandes einen eigenen Verlag eröffnen.

In der sozialen Gruppe ist wie bisher eifrig fortgearbeitet worden worden und insbesondere von der Auskunftsstelle schon mancher Segen für Arme und Notleidende ausgegangen. Die Frage des Rechtsschutzes und Rechtsunterrichts ist soweit diskutiert und erwogen worden, daß im Herbste an die Bethätigung gegangen werden kann.

Die Auskunftsstelle, das Bureau und die Bibliothek sind auch während der Sommerpause geöffnet (Zimmerstr. 16/17). Der nächste Abteilungstag hat vom 29. September auf den 8. September 1893 verlegt werden müssen.

Nach dieser Übersicht hielt Herr Geheimrat Foerster einen Vortrag über das „Gegenbild der Gefahren der Leichtgläubigkeit und Ungenauigkeit". Dieser Vortrag schloß sich an einen früher gehaltenen über „die Gefahren der Leichtgläubigkeit und Ungenauigkeit" an. Die Unzugänglichkeit für Wahrnehmungen, welche aus den eigenen Vorurteilen, Neigungen, Bedürfnissen und Interessen entspringt, kam, wie Redner ausführte, damals nicht genügend zur Sprache. Es entwickelt sich im Anschluß an jene Leichtfertigkeit des Urteils, mit welcher der Einzelne seine eigene Welt von Gedanken, Bedürfnissen und Interessen einer ganzen ihn umgebenden Welt ungläubig entgegenstellt, d. h. im Anschluß an den krassen Egoismus des Urteilens und des entsprechenden Handelns, ein peinlicher und pedantischer Genauigkeitssinn, den man im wirtschaftlichen Leben Geiz nennt, der aber fast noch widerlichere Erscheinungen in dem Urteile Vieler über Welt und Menschen zeitigt, himmelweit entfernt von dem edlen umfassenden Genauigkeitssinn, welcher die höchste Gerechtigkeit und der treueste Bruder der reinsten und verklärendsten Liebe ist.

Man findet nicht wenige Menschen, die auf ihre formale Strenge der Kritik, auf die Genauigkeit ihres Urteils stolz sind und bei vielen dafür besonderes Ansehen genießen, daß sie insbesondere der Menschenwelt mit einer überlegenen Härte des Urteils gegenüberstehen. Diese Überlegenheit entspringt nur aus Armut der Seele, aus der wohlfeilsten Entgegensetzung einer starr egoistischen Innenwelt gegen eine Welt von Empfindungen, Gedanken und Thatsachen, welche ihr nicht in den Kram passen. Die Gefahren dieses Typus von Urteilslosigkeit sind groß in einer Zeit, wie die unsrige, wo eine glänzende Welt äußeren Scheines von Wohlleben und Kultur sich über einem Abgrund von Elend aufbaut. Gewiß frommt es nicht, den Blick unablässig auf Elend und Not zu richten, es bedarf auch des Blickes zum Himmel begeisternder Hoffnungen; doch darf man den Blick gegen die Wirklichkeit nicht verschließen, wenn diese mit zweifelloser Anforderung an unsere sittlichen Kräfte herantritt. Es ist ein rührendes Zeichen für die Menschennatur, wenn man sieht, wie das Elend sich verbirgt; einer der schnödesten Schlußfehler des Egoismus ist es, daraus zu folgern, es könne doch nicht so schlimm mit der Not stehen. Lassen Sie uns, so forderte Redner auf, den Egoismus und die vorgefaßte Überzeugung aus unserem Urteil über Menschen und Zustände verbannen, Augen und Herzen aufmachen und uns zu hilfreichem Thun entflammen.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1.60 M.
Man abonnirt bei allen
Buchhandlungen und
Postanstalten (Post-
Zeitungs-Preisliste
I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang. | Berlin, den 29. Juli 1893. | Nr. 31.

Natur.

Von Dr. J. Himmelbaur in Wien.

Gleich einem Riesenschwamme saugen die großen Centren, die Hauptstädte der modernen Reiche, die kleinen Bevölkerungströpfchen ringsherum in sich auf. Das Anwachsen der Großstädte ist ein gewaltiges; von Jahr zu Jahr dehnen sie sich immer mehr aus unter dem Massenzuzuge von außen; sie sprengen den historischen Gürtel und gliedern sich die umliegenden Ortschaften zu einer neuen Masse an. Die Vor- und Nachteile der Großstadt in sittlicher und hygienischer Hinsicht sind oft genug besprochen worden; hier soll nur des einen Umstandes erwähnt werden, daß durch sie stets mehr Menschen dem Leben in und mit der Natur entfremdet werden. Was unter „Natur" gemeint ist, ist wohl verständlich: Wald und Wiesen, Feld und Hain, Berg und Meer, kurz alles, wo nicht der Mensch seine Wohnung gebaut hat. Wie viele Tausende von Leuten giebt es nicht in den großen Städten, die nichts von einem Walde wissen; — Wochentags Arbeit, Sonntags Ruhe, höchstens ein kleiner Spaziergang in jene Surrogatnatur, die sich um die Städte herum breit macht. Aber die Stille des Waldes, die Ruhe im weiten Felde, die Erhabenheit der Gebirgswelt oder See sind Unzähligen völlig fremde Dinge. Der Mann auf dem Lande hat auch sein reichliches Stück Arbeit, aber er blickt über sich und sieht ein weites, weites Stück Himmel, einmal blau und durchsichtig, ein andermal mit schwarzen, drohenden Wolken umzogen; er blickt um sich und sieht das Sprießen und Sprossen der fruchtbaren Natur. Das Gemüt des Landbewohners hat eine ganz andere Farbe als das verblaßte Gemütsleben der Städter; Bauer und Proletarier sind ja Pole in der sozialen Ordnung. Aber nicht auf die Masse der Armen allein kommt es an; vielleicht kommt ja auch einmal für sie der erlösende Tag, jeder wirklich gute Mensch arbeitet daran, auch wenn er nicht Sozialdemokrat ist; ich möchte vielmehr ein Wort an jene richten, die die Mittel besitzen, um jene naturentfremdende Gewalt der Großstadtluft zu entkräften. Pflegt den Verkehr mit der Natur! Hinaus aus der Mauerenge ins Freie, in den Wald hinein, auf die Berge hinauf, in die See hinaus! Man spricht und sprach soviel von der Poesie der Natur, — die Natur hat aber noch mehr eine *sittliche* Wirkung, sie reinigt unseren Geist von den Schlacken des Geschäftslebens, sie lehrt uns vergessen, daß wir der N. N. sind und erinnert uns daran, daß wir Menschen sind. Schule und Leben bilden unseren Geist, formen unseren Charakter, — das Gemüt entfaltet sich echt nur im regen Verkehre mit der alles gestaltenden Natur. Die Modebäder und eleganten Villegiaturen mit ihren Promenadenwegen und zugestutzten Parks, die sind nicht Natur; da setzt man ein, zwei Monate hindurch das Leben der Stadt in solchen Orten fort mit all der Feinheit und Verfeinerung, dem ganzen Comfort, den man nun einmal nicht lassen zu können glaubt, und kehrt dann ebenso blasiert und ungeläutert in die bequemeren Verhältnisse daheim zurück. Aber versuche man es nur einmal drei, vier Stunden allein im Walde zu wandeln, sich hinzulegen ins Gras und ruhig die Bilder des Geistes an sich vorüberziehen zu lassen. Schon der physische Effekt ist wunderbar. Das Ohr schwelgt in der wunderbaren Ruhe des Waldes, das Auge erquickt sich am Schatten und am Grün, die Nase freut sich der Düfte, die die Luft erfüllen, die Lunge saugt begierig die reine Atmosphäre ein. Das ist Friedenszeit für die Nerven und fürs Gemüt. Wer viel in Wäldern wandelt, dem erscheinen alle die Streitigkeiten des Tages unbedeutend und kleinlich; und das ist gut so. Denn für den sittlichen Menschen ist es notwendig, daß er sich über des Tages Haß und Gezänk erheben lernt.

Und erst auf den Bergen und zur See! Fromme Menschen haben da vielleicht das Gefühl: hier bin ich der Gottheit näher; Aufgeklärten tritt die Erhabenheit der Natur um so gewaltiger entgegen. Die ganze Nichtigkeit*) des Menschendaseins, die Winzigkeit der menschlichen Maße wird uns da klar; wir werden zum Denken über größere Dinge gestimmt, als es Gemeinde- oder Reichsratswahlen sein mögen. Die Überschätzung der Güter des Lebens sinkt auf ihr richtiges Maß zurück; wir fühlen den Hauch der unendlichen Natur und lernen unser engbegrenztes Sein richtig bewerten. Dieses Schwelgen in der Großartigkeit, der überwältigenden Macht der Natur ist die Religion der Freidenkenden.

Und das Gleiche gilt von der See, — höchstens daß uns die Erhabenheit der Außenwelt in einem etwas düstereren Lichte erscheint; auch der Anblick des stürmenden Meeres hat für den Menschen etwas sittlich reinigendes. Nirgends so wie beim Alpenbewohner und dem Küstenländer ist die Liebe zur Heimat eine so gewaltige, alles besiegende. Aus weitester Ferne zieht es den Menschen an seine Ursprungsstätte zurück.

Pflege daher jeder, soviel ihm Ort und Zeit und Mittel erlauben, den Verkehr mit der großen, freien, herrlichen Natur; sein Gemüt wird dann Menschenfragen besser würdigen, wenn es gelernt hat, im Buche der Natur zu lesen. Nicht nur im Sommer, auch im Frühling, wo die weite Welt am schönsten, im Herbste, wo sie am reichsten erscheint, ja im Winter, wo durch Schnee und Kälte der Organismus des Menschen wieder

*) ? (Red.).

in anderer Weise erquickt wird, hinaus ins Freie, in den Wald, ins Feld! Solange wir noch in Deutschland rechte Wälder haben, genießen wir sie! — vielleicht finden Urenkel nur noch „Kulturen“.

Und nicht nur uns selbst sollen wir die körperliche und geistige Erquickung gönnen. Vor allem sollen wir frühzeitig unseren Kindern den Sinn öffnen für den unvergänglichen Schatz, den die Erde unserem Gemüte bietet. Führet die Kleinen nicht in Schaustellungen, Theater, führet sie in den Wald, auf Berge, von denen sie einmal hinab sehen können, von oben herab auf die Stätten der Menschen; nicht in engen Schulzimmern laßt sie verkümmern, — draußen in Flur und Feld lernt sich gar vieles ohne Buch und ohne strenge Professoren. So werdet Ihr gesunde Menschen erziehen, gesund am Körper, gesund im Urteil, gesund im Fühlen. Selbst in der Großstadt ist dies ja ganz leicht möglich, — für die wenigstens, die nicht ganz angeschmiedet sind an die Galeerenbank des kärglichen Erwerbes. Wer es kann, lehre seinen Kleinen die ganze Märchenpracht der Natur kennen, die man im Treiben und Hasten der Stadt, im Jagen nach Vorwärtskommen und Erwerben so leicht vergißt.

Und wenn Euere Kinder davon nichts hatten fürs Leben, Ihr habt ihnen einige wahrhaft glückliche Stunden bereitet. Bei Kindern sollte man nicht immer auf ein fernes Ziel sehen, auch die Kindheit hat ihre Gegenwart, — macht sie den Kleinen so schön, wie Ihr immer könnt.

Im Walde.

Von Dr. Berthold Weiß in Wien.

Unter die großen
Bäume flüchte Dich
Vor den kleinen,
Kleinlichen Menschen.
Unter die großen
Bäume auch flüchte Dich
Vor den kleinen
Gedanken in Dir:
Was Der und Der
Wohl von Dir sage, —
Daß Du so vielen
So wenig giltst. —

Was sie von Dir halten,
Nicht frage die Menschen;
Frage die Bäume,
Was Du bist!
Aber vergiß
Ob der lieblichen Stille
Nicht der lauten
Leiden der Welt.
Und vergiß nicht
Unter den Blumen
Und Tieren des Waldes,

Daß Du ein Mensch bist,
Der Menschen braucht,
Den Menschen brauchen,
Sie zu belehren, —
Daß sie Dich höhnen;
Sie zu beschenken, —
Daß sie Dich hassen;
Für ihre Zukunft
Steine zu wälzen, —
Daß sie mit Steinen
Werfen nach Dir.

Streifzüge durch die moderne Litteratur.

Von Lily von Gizycki.

II.

Als ich ein kleines Mädchen war und mich grade im ersten Stadium der Lesewut befand, drückte meine gestrenge französische Lehrerin mir mit feierlicher Miene den ersten Band einer Büchersammlung in die Hand, welche den vielversprechenden Titel führte: „Histoires morales pour jeunes filles.“ Ungefähr um dieselbe Zeit gab man mir die Erzählungen von Gustav Nieritz, in denen sich allemal ganz böse und ganz gute Menschen gegenüber stehen und die ganz Guten mit erstaunlicher Regelmäßigkeit zum Schluß die zerknirschten Bösen besiegen. Seitdem entwickelte sich in mir eine unüberwindliche Abneigung gegen „moralische“ Geschichten; wodurch mir später ein großer Teil der englischen Litteratur ungenießbar wurde. Trotzdem wird angenommen, ich verlangte von der modernen Dichtung moralische Tendenzen. Da bin ich gezwungen, mich klarer auszudrücken.

Was ist der Zweck der Poesie, ja der Zweck jeder Kunst überhaupt? Sie soll nützen, oder erfreuen. Wenn der moderne Dichter physisches und moralisches Elend darstellt, wenn er diejenigen, die sonst mit allen Zeichen des Ekels daran vorüber hasten, durch die Kraft seiner Worte zwingt, sich durch sein Werk damit bekannt zu machen, wenn er sie vor die Bühne lockt und ihnen dort Menschen vorführt, auf die sie sonst mitleidlos mit Steinen werfen — kurz, wenn er das Leben so genau studiert, daß er ein Lehrer wird, so schafft er dadurch größeren Nutzen, als durch Mondscheinphantasien, durch die verschlafenen Menschen die Augen nur noch mehr zufallen. Viele der Anhänger der Alten sind nur deshalb so empört über die Werke der Jungen, weil sie dadurch veranlaßt werden, aus dem Lehnstuhl ihres Daseins aufzustehen und einen Blick auf das Straßengetümmel des Lebens der ärmeren Brüder zu werfen.

Ein moderner Dichter, Hermann Sudermann, hat es wie wenige verstanden, solche Wirkung herbeizuführen. Auch er ist weit davon entfernt zu moralisieren, und doch rüttelt er die Verstocktesten auf, indem er ihnen im Spiegel seiner Werke ihr eigenes Bild entgegenhält. Und er gehört zu den Wenigen, die nicht in einem oder in zwei Lebenskreisen stehen geblieben sind und andere nur aus der Vogelperspektive sehen oder in ihrer Phantasie konstruieren, er versucht überall einzudringen. In der „Frau Sorge“ — einem seiner bedeutendsten Werke — schildert er noch den Kreis, der ihm als Kind der nächste war; in der letzten Erzählung „Jolanthes Hochzeit“ hat er mit wahrer Meisterschaft Typen ostpreußischer Landjunker dargestellt. In der „Ehre“ zeigt er uns den Salon des Börsenfürsten und die „gute Stube“ des kleinen Mannes; in der „Heimat“ führt er uns in das schlichte Wohnzimmer des alten Offiziers und schildert ihn und seinen Kreis so wahrheitsgetreu, als hätte er sein ganzes Leben darin zugebracht. Auf Sudermann paßt der so oft falsch angewandte Ausspruch: „Er ist ein Vollmensch.“ Alle Saiten menschlichen Empfindens weiß er in Schwingung zu versetzen: er rührt und erschüttert in seinen Dramen, er erweckt tiefstes Mitgefühl durch seine „Frau Sorge“ und beruhigt wieder die schmerzlichen Empfindungen durch das milde, versöhnende Ausklingen der Erzählung; er versetzt den Leser in die heiterste Stimmung durch den köstlichen, echt ostpreußischen Humor seiner „Jolanthe“.

Gerhart Hauptmann wird zuweilen als der begabtere von beiden dargestellt; ich möchte mir darüber noch kein abschließendes Urteil erlauben, weil Hauptmann noch zu sehr mitten in der Entwickelung steht und der Weg, den er in seinem litterarischen Schaffen einschlagen wird, noch nicht klar zu erkennen ist. Er kann aber jedenfalls Sudermann an die Seite und seinen übrigen Kollegen von der Feder meilenweit voran gestellt werden. Seine schon erwähnten „Weber“ bedeuten eine Epoche in der Litteratur; sein dramatisches Charakterbild „Kollege Crampton“ ist ein kleines Meisterwerk; während seine letzten Novellen jeden seiner nicht ganz kritiklosen Bewunderer enttäuschen mußten. Das Drama „Einsame Menschen“ enthält viel Schönes; mich verstimmt nur daran, daß es zu sehr einen kleinen Ibsen als den Verfasser vermuten läßt; es sind spezifisch Ibsensche Figuren, die auftreten: der gescheite, aber charakterlose Mann, die einfache, ihm nicht genügende Frau und das stark emanzipierte, geniale Mädchen, der Störenfried. Für diese Gestalt haben unsere Dichter überhaupt eine besondere Vorliebe, obwohl sie im Leben nur ganz vereinzelt zu finden ist. So manches in Ballsälen und Kurgärten müde gehetzte Geschöpf mag die Ader dazu in sich haben, aber wenn das Blut darin einmal

anfängt zu toben, so sorgt die Umgebung und das eigene eingeängstigte Ich schleunigst für einen kräftigen Aderlaß. — Gerhart Hauptmanns Kraft beruht jetzt noch ausschließlich auf der Schilderung des Volkslebens; er sollte sich selbst für zu gut halten, Andere nachzuahmen. Selbst sein viel verschrieenes soziales Drama „Vor Sonnenaufgang" ist als orginales Werk den „Einsamen Menschen" vorzuziehen.

Noch einen Dritten möchte ich den beiden vorhin genannten Dichtern zur Seite stellen: Ludwig Fulda. Sein letztes, mit großem, wohlverdientem Beifall aufgenommenes Werk „Der Talisman" berechtigt ihn in vollstem Maße dazu. Niemals ist mir die Bedeutung der modernen Dichtung so zum Bewußtsein gekommen, als in jenen Wochen, wo die „Heimat" im Lessingtheater mit ihrer tiefen Lebenswahrheit die Herzen erschütterte, wo der „Talisman" mit seiner in sonnige Märchenpracht gehüllten ernsten Weisheit die trockensten, der Märchenempfänglichkeit entwachsensten Menschen lachen und weinen machte, und wo die „Weber" dem genußsüchtigen Großstädter ein Bild des Elends vorführten, das so leicht niemand vergißt. Wer diesen Werken vorurteilslos gegenüber steht, der kann in das Klagelied derer nicht einstimmen, die vom Untergang der deutschen Dichtung nicht genug Schauriges zu erzählen wissen. Alles, was unser Volk am Ende dieses Jahrhunderts bewegt und ergreift, kommt darin zum Ausdruck. Wir sehen den ungeheuren Kampf zwischen Gut und Böse, den Kampf zwischen den Volksschichten, welche durch den entsittlichenden Einfluß des Reichtums untergehen, und denjenigen, die aus dem geistigen und physischen Elend sich herausarbeiten, den Kampf zwischen den Verfechtern abgestorbener Gesetze und den Vorkämpfern der Gesetze einer kommenden Zeit.

„Moralische Geschichten" bleiben wirkungslos, nur „die Wahrheit wird Euch frei machen". Sie ist nicht immer lieblich und erfreuend, diese Wahrheit; wer sich lange ihres Anblicks entwöhnt, den blendet und erschreckt sie, wenn sie sich plötzlich enthüllt.

Der „Talisman", der die Kraft verleiht zu unterscheiden zwischen Recht und Unrecht, ist unseren Dichtern in die Hand gegeben. Ludwig Fulda läßt seinen Omar sagen:

. . . . ein mächt'ger Zauber stand mir bei,
Er war's, der mir den schweren Sieg gewann
Und mich dem Tode freudig trotzen hieß:
Der Mut der Wahrheit ist der Talisman.

Von jeher haben aber diejenigen, welche einen Talisman besaßen, einen Troß von Freunden neben sich gehabt, die sich in seinem Glanze sonnen wollten, und ein Schar von Widersachern sich gegenüber, die einen anderen Talisman zu besitzen vorgaben. Lessings so oft unrechtmäßig ausgebeutete Fabel von den drei Ringen wird dann citiert. Sie paßt jedoch nicht auf diesen Fall, denn in der Wirkung der Dichtung auf gesunde, unparteiische Naturen läßt sich ihr Wert ermessen.

Nehmen wir an, ein von der Welt abgeschlossener Robinson käme plötzlich in den Besitz einiger Romane oder Bühnenwerke des jungen Deutschlands, die besten ausgenommen, und beurteilte nun danach die Zustände in der Heimat der Autoren. Er liest „Magdalene Dornis" von Felix Holländer.*) Die Heldin, ein Mädchen aus anständiger Familie, ist gezwungen, sich bei fremden Leuten ihr Brot zu verdienen. Das harte Dasein ist nicht nach ihrem Geschmack. Bei Nacht und Nebel geht sie auf die Straße und hängt sich an den Arm eines vorübergehenden Offiziers. Dieser nimmt sie zu sich, gewinnt sie lieb und verlobt sich mit ihr. Gleich darauf ruft ihn der Dienst bei der Schutztruppe nach Afrika. Er übergiebt seine Braut der Obhut seines zärtlich geliebten Bruders und dessen Gattin. Beide werden als vortreffliche Menschen geschildert; besonders der Bruder, ein Pfarrer auf dem Lande, ist ein Bild der Geistes- und Herzensgröße. Er macht Eindruck auf Magdalene, seine Schönheit entflammt ihre Wünsche, seine Reinheit reizt ihre eitle Herrschsucht. Ihre Leidenschaft — denn das Wort Liebe paßt schlecht auf dergleichen — wächst so, daß sie — junge Kätzchen mit Zärtlichkeit überschüttet, den Kanarienvogel aus dem Bauer nimmt und an seinem Schnäbelchen ihre Zähne wetzt!! Der größeren Erfahrung des Verfassers in solchen Dingen muß man am Ende Glauben schenken! Und der edle Pfarrer überläßt sich ihr ohne allzugroßen Widerstand. Weib, Kind, Bruder, Amt, Religion — Nichts giebt ihm einen inneren Halt, Alles wirft er über Bord, der Eva und seiner eigenen Adamsnatur folgend. Wahnsinn, Mord und Totschlag ist das Ende der Historie.

„Dergleichen mag wohl vorkommen," sagt unser lesender Robinson und bedauert lebhaft, daß ihm grade solch eine ekelerregende Ausnahmsgeschichte aus dem heimatlichen Leben zuerst in die Hände gefallen ist. Er greift zu dem nächsten Buch desselben Verfassers: „Frau Ellin Röte." Ein Geschäftsreisender und ein Ladenmädchen heiraten sich „aus Liebe". Er wird ihrer bald überdrüssig und läßt sich in die Netze einer „Freundin" locken. Auch hier dasselbe Bild: ohne Besinnen, als könnte es gar nicht anders sein, wird das Beste und Heiligste der Sinnlichkeit geopfert.

Beide Romane sind nur ein schwaches Beispiel für die Tendenz einer ganzen Reihe von Dichtungen, die, was Rohheit des Gefühls und der Gesinnung betrifft, tief unter ihnen stehen. Das Stärkste derart leisten Heinz Tovote und Hermann Bahr. Die Bücher Tovotes erreichen zahlreiche Auflagen, die Bahrs gelten vielen als Evangelium der „Moderne". Um Tovote ist es schade, wie um so manchen jungen Schriftsteller; er ist im Schmutz stecken geblieben und sieht nichts als Schmutz, nur manchmal erinnert sein Stil, sowie manche feine poetische Schilderung, manche ernste, vom Gemeinen kaum berührte Geschichte aus dem Leben daran, daß hier ein Dichter spricht, der sich noch in eine reinere Atmosphäre emporarbeiten könnte. Anders ist es mit Hermann Bahr. Armer Robinson, dem dessen „Werke" in die Hände fallen! Die Liebe zur Heimat, die Sehnsucht nach ihr wird ersterben, wenn er sieht, daß die Frauen treulos und sittenlos, die Männer tierische Schwächlinge sind, daß selbst die schöne deutsche Sprache in einem irrsinnigen Stammeln untergegangen ist. Und an der Wahrheit dessen zu zweifeln, was Bahr sagt, fällt ihm nicht ein; löge er, so würden ihn die „Jungen" doch nicht als ihren „Meister" preisen! Also giebt es keine reine Frau, keinen starken, nach idealen Zielen strebenden Mann mehr; von den glücklichen Ehen erzählt nur die Vergangenheit, das Heilige und Gute im Menschen ist gestorben, das tierische in ihm hat den Sieg davon getragen und rühmt sich im Triumphgeheul dieses Sieges!

Flüchte in deinen Urwald, armer Robinson, die wilden Tiere werden dir freundlichere Gefährten sein, als jene Menschen; geh' an das Meer, bade deine Seele im Sonnenlicht und freue dich, daß du allein bist!

Wer aber mitten in dieser Welt lebt, dem treibt das Unrecht, welches die Dichter durch die alleinige Wiedergabe dessen begehen, was schlecht und schmutzig ist, die heiße Schamröte in die Wangen. Wohl giebt es entsetzliche sittliche Verdorbenheit, wohl giebt es furchtbare Abgründe sozialen Elends, wohl wankt der morsche Bau unserer Gesellschaft bis in seinen Grundmauern, aber die Zeit des weltverachtenden, glaubens- und hoffnungslosen Pessimismus ist trotz alledem abgelaufen. An allen Ecken und Enden regen sich tausende von fleißigen Arbeitern, die den Unrat aus dem Wege schaffen, die Abgründe ausfüllen und den Grund schaffen zu einem neuen, festen Bau. Der Dichter soll ein Diener der Wahrheit sein, er soll seinen Mitmenschen die Augen öffnen für das Schlechte und Traurige ihrer Zeit, aber er soll sie auch hinweisen auf das, was gut und schön ist, er soll nicht vergessen, daß er als Prophet der Menschheit voran zu schreiten hat.

---

*) S. Fischers Verlag. Berlin, 1892.

Vermischtes.

Das International Journal of Ethics (Philadelphia, 118 S Twelfth St.) beabsichtigt eine Reihe von Artikeln über den Einfluß verschiedener Berufe — des Arztes, des Juristen ꝛc — auf ihre Vertreter zu veröffentlichen. Folgende Fragen sollen hierbei beantwortet werden: Welche Geisteskräfte versetzt der betreffende Beruf besonders in Thätigkeit, welche läßt er unbeschäftigt? Welche moralische Eigenschaften entwickelt, welche schwächt er, d. h. wie beeinflußt der Beruf das Verhältnis des Menschen zu seinen Mitmenschen? Welche Beschäftigungen können dazu dienen, die geistige und sittliche Einseitigkeit zu berichtigen, welche der Beruf leicht herbeiführt?

Der ausgezeichnete englische Psychologe Professor Sully (East Heath Road, Hampstead, London, N. W.) versandte im Mai d. J. ein Cirkular, dem wir Folgendes entnehmen: Professor Sully wird Eltern und Lehrern sehr verbunden sein, wenn sie ihm Thatsachen mitteilen, welche den Charakter des kindlichen Geistes betreffen. Was er besonders wünscht, sind Beobachtungen aus erster Hand bezüglich solcher Kinder, die in den ersten fünf oder sechs Lebensjahren stehen. Jede That, jedes Wort, die man der Mitteilung wert erachtet, wird wahrscheinlich einige Bedeutung haben, indem sie entweder gemeinsame Charakteristika der Kinder oder den Umfang ihrer individuellen Verschiedenheit erläutern. Mit der Beobachtung sollte das Geschlecht des Kindes und dessen genaues Alter zur Zeit der Beobachtung angegeben werden sowie auch, wenn möglich, eine Bezugnahme auf irgendwelche Thatsachen des Temperaments, der Umgebung und früherer Erfahrung, welche entweder dazu dienen, auf die Beobachtung Licht zu werfen oder andererseits sie außergewöhnlich oder exceptionell erscheinen zu lassen. — Von den Punkten, in Betreff deren Professor Sully besonders Beobachtungen wünscht, nennen wir folgende: Selbstgefühle des Kindes: Beispiele von Mitleid mit sich selbst, Zärtlichkeit gegen sich selbst ꝛc, Richtungen kindlicher Eitelkeit (Anzug, Kraftproben ꝛc.) Wie seine Eifersucht erregt wird. Offenbarungen des Eigentumssinns in Bezug auf Spielsachen ꝛc., von Mitgefühl, Zuneigung: Beispiele früher Beweise Mitgefühl für leidende Tiere und Menschen. Thatsachen bezüglich der sogenannten Grausamkeit der Kinder. Moralische und religiöse Gefühle: Die ersten Äußerungen der Achtung vor der Autorität (wie wenn das Kind aufhört zu schreien, wenn man in ernstem, befehlendem Tone zu ihm spricht). Die erste Ausübung richterlicher Funktion von Seiten des Kindes, indem es Andere oder sich selbst tadelt (oder Anderen oder sich selbst Befehle erteilt). Thatsachen, welche auf die ersten Begriffe des Kindes von Recht und Unrecht Licht werfen. Beispiele primitiven Gerechtigkeitsgefühls in kleinen Kindern. Was besonders im Kinde das Gefühl, ungerecht behandelt worden zu sein, erregt.

Auch der Redaktion der „Ethischen Kultur“ werden Artikel über diese Gegenstände willkommen sein.

Der Unterrichtszwang für Dissidentenkinder. Unter dieser Überschrift bringt die „Vossische Zeitung“ einen Leitartikel, dem wir Folgendes entnehmen:

„Das Erkenntnis des Kammergerichts (über die Verpflichtung dissidentischer Eltern, ihre Kinder an dem Religionsunterrichte, wie er in den Schulen eingeführt ist, teilnehmen zu lassen) geht aus von den landrechtlichen Bestimmungen, die den Religionsunterricht der Kinder vorschreiben. In der That ist nicht zu bestreiten, daß zur landrechtlichen Zeit die Eltern gezwungen waren, ihre Kinder an dem Religionsunterrichte, der nach den Grundsätzen der Landeskirche erteilt wird, teilnehmen zu lassen. Zur landrechtlichen Zeit gab es noch kein Recht, aus der Landeskirche auszuscheiden; es gab noch keine Freiheit, sich zu religiösen Vereinigungen zu verbinden. Seitdem haben sich aber die Zeiten geändert. Der Bildung neuer Religionsgesellschaften steht kein Hindernis mehr im Wege, wenn diese auch nicht die Stellung der vom Staate anerkannten Kirchen haben. Unsere Verfassung beruht auf dem Grundsatze der Gewissensfreiheit. Mit dieser veränderten Sachlage mußte sich das Erkenntnis des Kammergerichts abfinden und es hat das auch versucht, aber es ist ihm mißlungen.

Die Ausführungen des Kammergerichts zerfallen in zwei Teile. In dem ersten wird ausgeführt, daß in die Gewissensfreiheit des Kindes nicht eingegriffen wird, wenn es gezwungen wird, dem Religionsunterrichte beizuwohnen. Das Kind ist unmündig; es ist noch nicht in der Lage, staatsbürgerliche Rechte auszuüben. Es ist den Eltern und denen, die deren Stelle vertreten, zum Gehorsam verpflichtet. Es ist verpflichtet, die Schule zu besuchen und zu lernen, und zwar in dem Umfange und der Weise zu lernen, wie es die bestehenden Ordnungen vorschreiben. Wir lassen diesen Teil der Ausführungen auf sich beruhen, obwohl wir gegen die Einzelheiten manches zu bemerken hätten.

In dem zweiten Teile wird dann die Stellung der Eltern beleuchtet und dabei nackt und dürr der Satz ausgesprochen, daß die Gewissensfreiheit der Eltern nicht dadurch beeinträchtigt wird, wenn ihre Kinder gezwungen werden, den Religionsunterricht zu besuchen. Dieser Satz wird mit solcher Sicherheit ausgesprochen, als bedürfe er eines Beweises nicht. Hier hört für uns die Möglichkeit zu verstehen auf. Wir sind ganz im Gegenteile der Ansicht, daß man in die Gewissensfreiheit eines Vaters nicht schärfer eingreifen kann, als wenn man sein Kind zwingt, an einem Religionsunterricht teilzunehmen, den er für schädlich hält. Wir wollen uns für diese Ansicht auf das Zeugnis eines Mannes berufen, dessen streng kirchliche Stellung keiner Anfechtung unterliegen wird. Als der Kulturkampf auf seiner Höhe stand, kam es vor, daß katholische Eltern ihre Kinder dem Religionsunterricht der Schule entzogen, weil er von staatskatholischen, also nach ihrer Ansicht abtrünnigen Lehrern erteilt wurde. Man schritt gegen diese Eltern ein. Und Herr von Schorlemer-Alst hielt darüber eine der lebhaftesten Reden, die man je gehört hat. Er führte aus, daß man durch einen solchen Zwang, den man auf sein Kind übe, in seine Gewissensfreiheit viel schärfer eingreife, als wenn man ihn selbst wegen seines Bekenntnisses an Leib und Leben bedrohe. Wenn man ihn durch eine Todesdrohung zwingen wolle, seinem Bekenntnisse untreu zu werden, so sei das allerdings ein großes Unglück, aber wenn Gott ihm gnädig sei, werde er die richtige Entscheidung zu treffen wissen. Versuche man aber sein Kind von dem Wege abzulenken, den er als allein zum Heile führend betrachte, so fehle ihm jedes Mittel, das abzuwenden. Die Zentrumsfraktion begleitete diese Ausführungen damals mit lauten Rufen der Zustimmung, und wir sind überzeugt, daß jetzt und immerdar jeder gläubige Katholik sich zu denselben Grundsätzen bekennen wird. Wir sind nicht minder überzeugt, daß jeder strenggläubige Protestant sich in demselben Sinne erklären wird. Jeder Vater, der gewissenhaft an seiner Religion hängt, wird es für ein großes Unglück halten, wenn man sein Kind zwangsweise in den Unterricht einer Religion führt, die er für eine Irrlehre hält, und wird sagen, daß dadurch seiner eigenen Freiheit des Bekenntnisses Gewalt angethan wird, denn zu den Handlungen, durch die jemand seinen Glauben bethätigt, gehört es, daß er seinen Glauben seinen Kindern überliefert, für deren Heil er ebenso besorgt ist, wie für das seine. Wir verstehen nicht, wie ein Gerichtshof sich über diese Auffassung hinwegsetzen kann.

Was aber dem Katholiken und dem strenggläubigen Protestanten recht ist, das ist dem Dissidenten billig. Freilich giebt es Leute, die in jedem Dissidenten einen Atheisten, einen Religionsleugner sehen, die den Unterricht, den sie erteilen lassen, als einen Religionsunterricht nicht anerkennen. Diese Auffassung ist aber nicht berechtigt vor dem Wortlaut der

Verfassung, die die Freiheit des Bekenntnisses, also jedes religiösen Bekenntnisses schlechthin, gewährleistet; sie ist eben so wenig berechtigt gegenüber den thatsächlichen Verhältnissen. Die Leute, die nach der Sprache der Gesetzgebung als Dissidenten, als konfessionslose, als aus der Landeskirche ausgeschieden bezeichnet werden, umfassen sehr verschiedene Gruppen. Es mögen unter ihnen gar manche sein, die sich von jeder Religionsübung gleichgiltig abwenden. Allein diese Personen werden gerade durch ihre Gleichgiltigkeit veranlaßt werden, einen Kampf mit der Staatsgewalt um den Religionsunterricht ihrer Kinder nicht aufzunehmen. Es giebt aber unter den Dissidenten auch viele, die ein lebendiges religiöses Interesse haben, die an den sittlichen Wahrheiten des Christentums mit aller Entschiedenheit festhalten und nur durch ihre andere Auffassung historischer Thatsachen dazu gebracht worden sind, sich von der Landeskirche abzuwenden. Und gerade diese Leute werden in ihrem Gewissen sehr schwer darunter leiden, wenn man sie zwingt, ihre Kinder einem Religionsunterrichte zuzuführen, in welchem ihnen als Heilsthatsachen Darstellungen gegeben werden, in denen sie selbst nur den Ausdruck eines überwundenen Kulturstandpunktes zu erkennen vermögen.

Es ist ein Unrecht, solche Kinder zu dem Religionsunterrichte zu zwingen, der nach den Grundsätzen der Landeskirche erteilt wird; es ist aber auch unzweckmäßig von dem Standpunkte der Bekenner der Landeskirche selbst. Von strenggläubigen Geistlichen haben wir die Äußerung gehört, daß Kinder, deren Eltern dem Zwecke des Religionsunterrichtes entgegenwirken, ein störendes Element in diesem Unterricht sind, und daß die Gefahr vorliegt, daß sie durch ihre ablehnende Haltung es vereiteln, daß der Unterricht auf die Kinder der gläubigen Eltern die erwünschte Wirkung ausübe. Vom Standpunkte des verfassungsmäßigen Rechts, vom Standpunkte der Gewissensfreiheit und vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit aus ist es richtig, daß Kinder, deren Eltern ihren Austritt aus der Landeskirche erklärt haben, zum Religionsunterricht nicht gezwungen werden."

Der Deutsche Verein gegen den Misbrauch geistiger Getränke hat unter dem Titel „Deutsche Worte über deutsches Trinken" eine kleine Schrift soeben herausgegeben, welche die Ansichten hervorragender deutscher Männer über die geistigen Getränke und die Trinksitten enthält. Wir hören z. B. deutsche Dichter von Walther von der Vogelweide bis Goethe und Gustav Freytag, evangelische Geistliche von Luther bis Bodelschwingh und Otto Funcke, ebenso hervorragende Katholiken wie Kardinal Kopp und Alban Stolz, weiterhin Philosophen, Volkswirte, Staatsmänner (u. a. Paulsen, Windthorst, Moltke, Turnvater Jahn), Fürsten mit Einschluß der fünf letzten preußischen Könige, endlich Mediziner und Gefängnisbeamte. Die Schrift wird zum Zweck größtmöglicher Verbreitung ganz billig abgegeben: 1 Stück zu 10 Pf., 10 Stück 50 Pf., 100 Stück 4 M., 1000 Stück 30 M. Zu beziehen ist sie durch den Geschäftsführer des genannten Vereins, Dr. W. Bode in Hildesheim.

Der Berliner Tierschutz-Verein zur Bekämpfung der Massentierquälereien im Deutschen Reich (Geschäftsstelle: H. Beringer, Berlin S. W., Königgrätzerstraße 108) hat ein Bittgesuch an sämtliche Oberkirchenbehörden des Deutschen Reiches gerichtet. Die meisten dieser Oberkirchenbehörden haben dem Bittgesuch in der Weise entsprochen, daß sie wegen der „Bedeutung der Tierschutzbestrebungen für das religiöse und sittliche Leben" die Herren Geistlichen ermahnt und aufgefordert haben, diese Bestrebungen zu unterstützen. Aus dem Gesuch heben wir folgende Stellen hervor:

„Seit Jahren arbeiten die Tierschutz-Vereine daran, die verrohenden Gebräuche zu beseitigen, die in Bezug auf die Behandlung der Tiere, besonders beim Töten derselben, im Deutschen Reiche noch immer geduldet werden.

Es sind das zum Teil so grausame Gebräuche, daß sie auf einen großen Mangel an Gemüt, ja an Gewissen im deutschen Volke schließen lassen würden, wenn es nicht die Macht der Gewohnheit, des Hergebrachten wäre, durch die wir die Erhaltung dieser Gebräuche bis in unsere Zeit erklären können.

Beim Schlachten der Tiere wird in einem großen Teile Deutschlands noch das Verfahren angewendet, die kleineren Tiere, die man leicht bewältigen kann, ohne einen betäubenden Schlag abzustechen. Dieses Schlachtverfahren wird besonders dann zu einer langen und überaus großen Marter, wenn die des Schlachtens unkundigen Bauern ihre Tiere selbst töten, wie es in vielen Gegenden Deutschlands gebräuchlich ist. Die einen solchen Schlachtakt begleitenden Vorgänge sind zum Teil so widerlicher Art, daß sie sich der Beschreibung entziehen . . . .

Diesen grausamen Schauspielen wohnen auf dem Lande die Kinder bei bis herab zu den jüngsten. In Scharen laufen sie herbei, wenn das Geschrei eines Schweines „ein Schlachtfest" verkündet. Gierig sehen sie der Metzelei zu, ohne Mitleid mit dem sich in Todesqualen windenden Tier, und nicht selten rufen die Anstrengungen desselben zu entkommen und andere Äußerungen des Schmerzes das Gelächter der kleinen Schar hervor. Es kann das nicht Wunder nehmen, da ja die Abstumpfung des Gefühls bei den ganz kleinen Kindern beginnt, ehe sie noch fähig sind zu denken. Welcher Fonds von Roheit sich auf diese Weise ansammeln muß, wie die guten Triebe, das Mitleid und Erbarmen, mit der Wurzel aus den jungen Herzen gerissen, dagegen die bösen Triebe der Grausamkeit und Blutgier zu üppigem Wachstum gebracht werden, bedarf wohl für den Denkenden nicht erst der Beweise.

Dieselben rohen und verrohenden Gebräuche wie beim Töten der Schlachttiere finden wir auch beim Fang und beim Töten anderer Tiere . . . .

Das Bestreben der Tierschutz-Vereine, die verrohenden Massentierquälereien zu beseitigen, hat, wenigstens in Bezug auf das Schlachten der Tiere, bei vielen deutschen Regierungen Würdigung gefunden und es sind gesetzliche Vorschriften erlassen worden, die das Betäuben aller Schlachttiere vor dem Töten anordnen.

So erfreulich dieser Erfolg auch ist, so wissen wir doch, daß Gesetzbestimmungen allein nicht hinreichen, um ein auf Gewohnheit beruhendes Übel zu beseitigen, wenn nicht gleichzeitig eine sittliche Einwirkung stattfindet, durch welche die Menschen zur Erkenntnis des Unrechts der Tierquälerei gebracht werden . . . .

Die bloße Vereinsthätigkeit ist nicht im Stande, die vorliegende große und schwierige Aufgabe auch nur annähernd zu lösen. Es bedarf hierzu der kräftigen Mithilfe Jener, die zur sittlichen Erziehung des Volkes vor allem berufen sind: der Geistlichen und Lehrer."

Bücherbesprechung.

Josef Spindler, Der ethische Wert des Nationalgefühls. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 167.)

Dieser Vortrag, ausgezeichnet durch seine begriffliche Gliederung und schlichte Klarheit des Ausdrucks, bringt über ein höchst zeitgemäßes Thema eine Reihe trefflicher Gedanken. Er prüft nach einer einleitenden Betrachtung über den Begriff des sittlichen Wertes, in welchem mir die Benutzung der wichtigen, noch zu wenig verwerteten Unterscheidung von Glücksgütern und Kulturgütern angenehm aufgefallen ist, das Verhalten der Nationalitätsidee zur Kulturentwickelung und zur Humanität. In beiden Beziehungen stellt Spindler das Nationalgefühl sehr hoch. Er erkennt zwei Arten sittlicher Bethätigung des Nationalgefühls an: die eine besteht in der Erhaltung und Vermehrung des Kulturkapitals der Nation, sowohl in der Richtung des Geistes als auch in jener der menschlichen Tugenden; die andere in

der Abwehr fremder Angriffe auf den nationalen Besitzstand. Mit diesen Ausstellungen des Verfassers durchaus einverstanden, muß ich doch bemerken, daß er nicht das letzte Wort über den Gegenstand sagt, daß er die Punkte, an welchen heute der brennendste Streit tobt, nur andeutungsweise berührt. Hat das Nationalgefühl unter allen Umständen ethischen Wert? Kann es nicht auch eine Krankheit, eine lächerliche Anmaßung, eine kleinliche Spielerei, eine Gefährdung mühsam errungener Einigungen, unersetzlicher Kulturgüter sein? Den schönen Betrachtungen des Verfassers über den ethischen Wert des Nationalgefühls ließe sich leicht ein Epilog über die höchst entsittlichenden Wirkungen des Nationalitätsdünkels anreihen, für welchen gerade die Geschichte der letzten fünfzig Jahre, seit die Nationalität durch Napoleon III. ein europäisches Prinzip geworden ist, überreiches Material liefern könnte. Im Leben der Menschheit gilt geradeso wie in jedem gegliederten Gemeinwesen der Satz: Was dem Einen recht ist, das ist dem Andern noch lange nicht billig. Die Völker und Sprachen haben sowenig alle gleiches Maß wie die Menschen. Nicht bloß für das physische, auch für das ethnologische Individuum giebt es eine Pflicht der Bescheidenheit. Und mit aller Bestimmtheit müßte es ausgesprochen werden: das Nationalgefühl ist nicht bloß die mächtig treibende Kraft, es ist auch die Fieberkrankheit des alternden Europas, und wenn nicht bald der rettende Arzt kommt, der sie zu bannen versteht — es braucht nicht gerade ein Staatskünstler zu sein, es könnte auch eine neue Idee oder ein erziehendes Schicksal diesen Liebesdienst übernehmen, — so geht Europa an seinen Nationalitäten, die jedes Jahrzehnt wie Pilze aufschießen, ebenso zu Grunde wie Griechenland an seinen Zwergvölkern und ihren Nachbarfehden.

Prag. Fr. Jodl.

Aus Kant's Werken.

Immanuel Kant's sämtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenstein. Acht Bände. Leipzig 1867—68.

Immanuel Kant, der größte deutsche Philosoph, ein wahrer Weltweiser, lebte in Königsberg von 1724 bis 1804. Er war ein akademischer Lehrer und sah als seinen „Hauptzweck, den er jederzeit vor Augen habe“, den an, „gute und auf Grundsätze errichtete Gesinnungen zu verbreiten.“ Nichtsdestoweniger wurde er vom König Friedrich Wilhelm II. auf Betreiben des berüchtigten Ministers Wöllner gemaßregelt. Der Grund war der, daß er — so sehr wie kaum ein anderer Philosoph der neueren Zeit — auf sittliche Selbständigkeit drang und das Handeln auf bloße Autorität hin als unsittlich verwarf. Kant hat, wie ein Jesuit (Th. Meyer) sehr richtig sagt, „mehr als irgend ein Anderer wissenschaftlich dazu beigetragen, das Werk der Zerstörung des theokratischen Charakters in Wissenschaft und Lehre zu fördern.“

Nach Kant bekennen sich diejenigen, welche nicht Glaubenssatzungen und Kultusgebräuche, sondern „die Gesinnung eines guten Lebenswandels“ als den wahren Gottesdienst ansehen, dadurch zu einer „unsichtbaren Kirche, die alle Wohldenkende befaßt.“ Vereinigen sie sich zu dem ausschließlichen Zwecke, dem Bösen in der Welt entgegen zu wirken und das Gute zu befördern, halten sie so „eine Fahne der Tugend als Vereinigungspunkt für Alle, die das Gute lieben,“ empor, so bilden sie eine „ethische Gesellschaft.“

Aus der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“, 4. Bd. der Werke.

Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben, zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein **guter Wille**. Verstand, Witz und Urteilskraft, und wie die Talente des Geistes sonst heißen mögen, oder Mut, Entschlossenheit, Beharrlichkeit im Vorsatze, als Eigenschaften des Temperaments, sind ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswert; aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll und dessen eigentümliche Beschaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut ist. Mit den Glücksgaben ist es ebenso bewandt. Macht, Ehre, Reichtum, selbst Gesundheit und das ganze Wohlbefinden und Zufriedenheit mit seinem Zustande, unter dem Namen der Glückseligkeit, machen Mut und hierdurch öfters auch Übermut, wo nicht ein guter Wille da ist, der den Einfluß derselben aufs Gemüt, und hiermit auch das ganze Prinzip zu handeln, berichtige und allgemein-zweckmäßig mache. (S. 241.)

Man könnte der Sittlichkeit nicht übler raten, als wenn man sie von Beispielen entlehnen wollte. Denn jedes Beispiel, was mir davon vorgestellt wird, muß selbst zuvor nach Prinzipien der Moralität beurteilt werden, ob es auch würdig sei, zum ursprünglichen Beispiele, d. i. zum Muster zu dienen, keineswegs aber kann es den Begriff derselben zu oberst an die Hand geben. Selbst der Heilige des Evangelii muß zuvor mit unserem Ideal der sittlichen Vollkommenheit verglichen werden, ehe man ihn dafür erkennt. . . . Nachahmung findet im Sittlichen gar nicht statt, und Beispiele dienen nur zur Aufmunterung, d. i. sie setzen die Thunlichkeit dessen, was das Gesetz gebietet, außer Zweifel, sie machen das, was die praktische Regel allgemeiner ausdrückt, anschaulich, können aber niemals berechtigen, ihr wahres Original, das in der Vernunft liegt, bei Seite zu setzen und sich nach Beispielen zu richten. (S. 256 u. f.)

Der kategorische Imperativ ist ein einziger und zwar dieser: Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde. — (S. 269.)

Der allgemeine Imperativ der Pflicht könnte auch so lauten: Handle so, als ob die Maxime Deiner Handlung durch Deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetze werden sollte. — — (S. 269.)

Der Wille wird also nicht lediglich dem Gesetze unterworfen, sondern so unterworfen, daß er auch als selbstgesetzgebend und eben um deswillen allererst dem Gesetze, davon er selbst sich als Urheber betrachten kann, unterworfen angesehen werden muß. — — (S. 279.)

Moralität besteht in der Beziehung aller Handlungen auf die Gesetzgebung, dadurch allein ein Reich der Zwecke möglich ist. Die Gesetzgebung muß aber in jedem vernünftigen Wesen selbst angetroffen werden und aus seinem Willen entspringen können. — — (S. 282.) Autonomie (Selbstgesetzgebung) ist der Grund der Würde der menschlichen und jeder vernünftigen Natur. — — (S. 234.) Die Autonomie des Willens oberstes Prinzip der Sittlichkeit (S. 288.)

Zur Abwehr und Verständigung.

Unter dieser Ueberschrift eröffnen wir auf die Anregung eines Mitgliedes der D. G. E. K. eine Rubrik, zu deren Einführung wir dem Einsender das Wort geben. Derselbe schreibt an den Herausgeber:

Hochgeehrter Herr!

Was in der Welt wäre nicht der Verkennung und Verketzerung ausgesetzt? Und vielleicht darf selbst eine „ethische Bewegung“ kein Bedenken tragen, sich den Wahlspruch Hutten's anzueignen: „Viel Feind', viel Ehr'!“ Jedenfalls ist sie es sich aber schuldig, falschen Auffassungen und ungerechtfertigten Anfeindungen entgegenzutreten — in einer Weise natürlich, wie es ihrem eigenen Wesen entspricht. Ich möchte daher diesem Zwecke in Ihrer „Ethischen Kultur“ ständig die Aufmerksamkeit zugewendet und einen gewissen Raum gewidmet sehen, und erlaube mir, als Bezeichnung dieses Wachtpostens die Ueberschrift „Apologetik und Irenik“ *) vorzuschlagen. Mit Absicht lasse ich die in den Lehrgebäuden der theologischen Wissenschaft der Irenik als Zwillingsschwester zur Seite stehende Polemik aus. Wir wollen keinen Streit suchen und keinen Krieg führen. Gegner, denen gegenüber eine scharfe Tonart angezeigt wäre, d. h. solche, die der ethischen Bewegung mit absprechender Ueberhebung und ohne jene Achtung begegnen, auf welche jedes ehrliche Streben besonnener und ernster Menschen bei jedem zurechnungsfähig sein wollenden Anspruch hat, dürfen wir getrost sich selbst überlassen. Den Verständigen und Wohlwollenden aber, die unsere Absichten mißverstehen oder unsere Maßnahmen mißbilligen, wollen wir — soweit sie uns nicht etwa zu überzeugen vermögen (denn für Belehrung sind wir ja doch allewege zugänglich und dankbar) — vertheidigend und rechtfertigend antworten, und alle Tüchtigen, die vielleicht schon den unsrigen verwandte Ziele verfolgen, oder die noch abseits stehen, wollen wir zu friedlichem Zusammen- oder wenigstens Nebeneinanderwirken zu gewinnen suchen.

Es wird sich hierbei wahrscheinlich ergeben, daß private Aeußerungen oft autoritativer und freimüthiger und dadurch anregender sind als in der Presse und der Litteratur veröffentlichte. Hier wird es sich meist empfehlen, von einer Nennung der Urheber abzusehen, um für die Zukunft Niemandem die Lust vergehen zu lassen, uns freiweg seine Meinung zu sagen.

In diesem Sinne gestatte ich mir, Ihnen als ersten Beitrag den

*) Die Redaktion hat statt deren die obige Ueberschrift gewählt.

wesentlichen Inhalt eines Briefes behufs Abdruck zur Verfügung zu stellen, mit dem ein hervorragender evangelischer Theologe meine Aufforderung, einen Vortrag in Eisenach zu halten, ablehnend beantwortet hat, nebst der brieflichen Antwort, die ich ihm gegeben habe.

Hochachtungsvoll

Berlin, den 8. Juni 1893. Bruno Meyer.

Herr Prof. Bruno Meyer hatte vor Kurzem einen hervorragenden freisinnigen theologischen Universitätslehrer zur Theilnahme an der Eisenacher Versammlung aufgefordert und denselben um einen Vortrag gelegentlich derselben ersucht. Darauf ging folgendes Schreiben des betreffenden Herrn ein*):

Straßburg, 21. Mai 1893.

Hochgeehrter Herr!

Es freut mich, nach so langer Zeit wieder einmal ein Lebenszeichen von Ihnen zu vernehmen. Aber freilich muß ich diesmal versagen. Ich stehe dem Verein für ethische Kultur ganz vorurtheilslos gegenüber und achte seine Bestrebungen sowie die Männer, die ihn bei uns vertreten, hoch genug. Aber Niemand kann aus seiner Haut heraus und sich Interessen anempfinden, die er in der Form, wie sie ihm entgegentreten, nicht theilt. Die Unabhängigkeit der Moral von der Religion steht ja wissenschaftlich durchaus fest, und genug hochachtbare Persönlichkeiten, die ich kenne, bezeugen die Thatsache. Aber selbst bei diesen steht keineswegs immer fest, was selbsterrungene Charakterstärke, was aus etwaiger frommer Erziehung und religiösen Jugendeindrücken zurückgebliebener Untergrund ihres Geisteslebens ist. In der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle — das steht mir erfahrungsmäßig vollkommen fest — giebt erst seine religiöse Stellung dem Menschen diejenige Widerstandsfähigkeit und Schwungkraft, die ihn vor starken Versuchungen bewahrt und zu großen Opfern befähigt. Da ich selbst mir bewußt bin, zu dieser Durchschnittsmasse zu gehören, und ich auch nicht glaube, daß irgend welche Vereinsthätigkeit an einer so konstanten Erscheinung des Menschenlebens etwas zu ändern vermöchte, könnte ich nur mit halbem Herzen Ihrem Verein, den ich darum wahrhaftig nicht verdächtigen oder verleumden will, angehören. Zudem bin ich zu alt und habe alle Hände zu voll mit Aufgaben, die mir Beruf und persönliche Stellung zuführen, als daß ich mich überhaupt noch auf irgend etwas Neues einlassen dürfte.

Mit vollkommener Hochachtung

Ihr ganz ergebener

(gez.) Holtzmann.

Es dürfte unsere Leser interessiren, zu erfahren, welche Antwort auf diese Ablehnung ertheilt wurde. Diese lautet wie folgt:

Berlin, 23. Mai 1893.

Hochgeehrter Herr!

Ihre Absage hat mich lebhaft geschmerzt, besonders da sie in solcher Weise motivirt ist, was die Hoffnung auszuschließen scheint, daß Sie dereinst doch noch der Unsrige werden könnten. Davon abgesehen bin ich Ihnen selbstredend gerade für diese Motivirung dankbar, und ich bitte Sie nur, mir zu gestatten, daß ich — gleichfalls in gedrängtester Kürze — mit derselben selbstbewußten Offenheit antworte.

Es ist nahe liegend, aber trotzdem ein Irrthum, wenn so, wie Sie es thun, die Loslösung der ethischen Bestrebungen von kirchlichen Lehren und Formen zu ihrer eigentlichen Signatur gemacht und gar zur ausgesprochenen Gegnerschaft umgestempelt wird. Es ist nur die Thatsache nicht zu verkennen, daß bei Weitem der allergrößte Theil derjenigen modernen Lebenserscheinungen, die ein feineres sittliches Gefühl beleidigen — abgesehen von einer Gesinnungs- und Handlungsweise, die man je nach dem beobachteten Kreise als Streberthum oder als unlauteren Wettbewerb bezeichnet, — durch die religiösen und die politischen Parteiungen und Gegensätze hervorgerufen wird.

Wir halten nun ethisches Leben für so wichtig und nothwendig, daß wir es an sich, unabhängig von Faktoren, die ihm erfahrungsgemäß Gefahr drohen, zu pflegen unternehmen.

Wir halten das — wie Sie selbst feststellen: in Uebereinstimmung mit Wissenschaft und Erfahrung — für möglich, weil die Ethik von der Religion (die Politik kommt hierbei nicht in Frage) unabhängig ist.

Wir halten die gewöhnliche nachtheilige Beeinflussung des ethischen Lebens durch Religion und Politik aber durchaus nicht für nothwendig und unvermeidlich; und wir suchen daher das Leben durch ethische Kräftigung gegen die Gefahr solcher Benachtheiligung zu stählen, ohne der Religion und der Politik an sich feindselig gegenüberzutreten, ja mit der stillen, aber zuversichtlichen Hoffnung, daß es mit der Zeit gelingen wird, auch ihnen die Neigung zu zersetzendem Einfluß auf das ethische Leben der Menschen abzugewöhnen.

Ja, wir halten sogar — in vollster Uebereinstimmung mit Ihnen — das religiöse Leben für eine Quelle der Befriedigung des metaphysischen Bedürfnisses, für die wir bei sehr Vielen keinen Ersatz zu schaffen im Stande sind, da in der That häufig — bei aufhörender positiver Gläubigkeit — ein „aus frommer Erziehung und religiösen Jugendeindrücken zurückgebliebener Untergrund des Geisteslebens“ die einzige zu gewinnende Anknüpfung für die Erreichung der höchsten Ziele ethischer Läuterung und Kräftigung bleibt, die zu verscherzen frivol wäre.

Nur in einem Punkte bin ich nicht ganz Ihrer Meinung: was die Ausgiebigkeit und Stichhaltigkeit dieses „Untergrundes“ betrifft. Nach meiner — nicht bloß auf religiösem Gebiete gesammelten — Erfahrung ist nichts ein so unhaltbarer Grund wie eine erschütterte Ueberzeugung, die noch nicht durch etwas gleichwerthiges (gleich kräftiges) Neues ausreichend ersetzt ist. Ihnen gegenüber brauche ich nicht zu betonen, wie schwer, wie für unendlich Viele unerreichbar dieser vollwichtige Ersatz bei der Religion ist. Wer auf dem Standpunkte frivoler Verspottung, des Zelotismus und der Intoleranz des Unglaubens steht, hat diesen Ersatz noch nicht gefunden. Wir sehen nicht ein, mit welchem Rechte wir Menschen in diesen unheilvollen Zustand stürzen sollten, erblicken aber eine hohe Aufgabe darin, die noch in demselben Befangenen darüber hinaus zu führen — durch die von der Religion unabhängige Ethik. Denn ein anderes Mittel zum gleichen Zwecke existirt meines Wissens überhaupt nicht.

Mit hochachtungsvollster Begrüßung

Ihr ganz ergebener

Bruno Meyer.

*) Mit Erlaubniß desselben abgedruckt. (Anm. d. Red.)

Druckfehlerberichtigung.

In dem Artikel Wilhelm Bolin's über Ludwig Feuerbach ist als dessen Todestag der 13. September 1872 (statt 1873) und S. 72 Sp. 1 Z. 2 v. o. Religionen (statt Regionen) zu lesen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24. für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 5. August 1893.	Nr. 32.

Zur Begrüßung
der Freunde ethischer Kultur in Eisenach.

Wenn die Rosen in voller Blüte stehen und aus den sich langsam gelb färbenden Feldern der rote Mohn glühend hervorleuchtet, dann treibt es den allzeit wanderlustigen Deutschen hinaus in die freie Natur. Gern schweift er in die Weite, über die heimatlichen Grenzen hinaus, und am liebsten läßt er sich vom Blitzzug entführen, um nur ja nichts zu sehen von dem, was ihm am nächsten liegt. Wer aber einmal als echter Wanderer abseits von der großen Heerstraße sich die eigenen Pfade gesucht hat, der weiß ein Lied zu singen von der Heimat Herrlichkeit, der ruft die Freunde von nah und fern, daß sie mit ihm sich freuen möchten.

Wohin aber ruft er sie? An die herrlichen Ufer des Rheines, hinauf zu der weithinleuchtenden Germania, zu deren Füßen das Land, ein blühender Garten, ausgebreitet liegt? O nein, denn an Thränen und Blut erinnert das Siegesdenkmal.

In das sagenhafte Dunkel des Teutoburger Waldes, zu der Bildsäule Hermanns des Cheruskerfürsten, die zwischen den rauschenden Buchen mächtig emporragt? O nein; denn wer gedenkt nicht bei der Gestalt, die den Sieg über das heidnische Rom verkünden soll, an Deutschlands vielhundertjährige Unterjochung durch das christliche Rom?

Oder führt er sie vielleicht gen Osten zur Marienburg, der stolzen Veste des deutschen Ritter-Ordens? O nein; denn im Namen des Gottes der Liebe, mit dem Kreuz des großen Predigers der Barmherzigkeit auf der Schulter haben seine Vertreter gebrannt und gemordet.

Aber zur Donau führt er sie wohl, in jenen weißschimmernden Tempel, der den alten Germanengöttern zu Ehren Walhall heißt? Vieler Helden Bildnis birgt dies Heiligtum, deren Namen mit blutigen Lettern in der Geschichte unserer Nachbarvölker geschrieben stehen. Wer wollte dem eine andere Sprache sprechenden Freunde dadurch wehe thun!

Von den Höhen der deutschen Berge sieht manch eine zerfallene Burg ins Thal hinunter, in deren epheuumrankten Fensterbogen sichs herrlich träumen läßt von Elfen und Zwergen, weißen Frauen und irrenden Rittern. Aber die Wirklichkeit, an die sie erinnern, entspricht dem Märchen nicht. Die Annalen des Städtchens im Thal berichten von den Raubzügen der Herren dort oben. Also auch dorthin ruft der deutsche Wanderer die Freunde nicht, mit denen er freudigen Herzens der Vergangenheit wie der Zukunft gedenken will.

Und doch ragt eine Burg mit Zinnen und Türmen mitten im Herzen Deutschlands aus einem Kranz von Eichen empor, die an Kämpfe erinnert, welche Wunden heilen, statt sie zu schlagen, welche die ganze Menschheit vorwärts führen, statt einen kleinen Teil durch die Niederlage eines andern zu erheben. Es ist die Wartburg. Hier bot vor vielen Jahrhunderten Landgraf Hermann den Dichtern und Sängern eine Freistatt; von hier aus schritt Elisabeth, die das Volk die Heilige nennt, als Engel des Trostes und des Friedens durch die Hütten der Armut; hier übersetzte der streitbare Mönch die Bibel und wetzte das Schwert des Geistes, mit dem er gegen Aberglauben und Gewissensdruck in den Kampf zog; hier protestirte ein Häuflein für Freiheit und Recht begeisterter Männer gegen die Ränke und Schliche der Diplomaten Metternichs, durch die sie das junge, einer neuen Zeit entgegenstrebende Geschlecht unterdrücken wollten.

Hierher führt der deutsche Wanderer seine Freunde. Hier treten aus Nord und Süd, aus Ost und West die zusammen, die sich im Namen der ethischen Kultur die Hand zu friedlichem Bunde reichen wollen. Die Thaten der Helden der Wartburg sollen ihre Thaten sein; aber nicht in knechtischer Nachahmung, sondern in freier, dem Geiste der Zeit entsprechender Wiederbelebung.

Der Fürst des Mittelalters beschützte die Kunst, auf daß sie sein Haus schmücke; wir schützen sie, auf daß sie des ganzen Volkes Eigentum werde. Die heilige Frau teilte Wohlthaten aus im Namen der Barmherzigkeit; wir sorgen für Gerechtigkeit im Namen der allumfassenden brüderlichen Menschenliebe. Der Reformator zerschlug mit Riesenkräften den Dom der Christenheit: aus seinen Trümmern erstanden zahllose Kirchen und Kirchlein; wir wölben eine mächtige Kuppel, in der sie alle Platz haben. Von blutigem Umsturz träumten die heißen Gemüter auf dem Wartburgfest am 18. Oktober 1819; wir legen Hand an als stille, besonnene Arbeiter und hoffen, daß die Saat, die wir säen, in Frieden reife. Eines aber können wir ohne Einschränkung von den Helden der Wartburg lernen: die Thatkraft. Es ist leicht, mit dem Schwert in der Hand den Feind zu bekämpfen, denn der Ausgang der Schlacht ist bald entschieden. Schwer ist es dagegen, mit nie ermüdender Thatkraft gegen Unrecht und Elend zu Felde zu ziehen, ohne die Aussicht, die Entscheidung zu erleben.

Ihr geht vielleicht aus Thüringens schönen Wäldern an Geist und Leib gekräftigt heim. Meinet nicht, daß es nur mit den schönen Reden und weichen Gefühlen gethan sei. Zu arbeiten gilt es. Manches höhnende Wort wird Euch entgegenklingen, das weher thut, als das, welches Elisabeths Gatte ihr zurief, und manch ein Bannspruch wird Euch treffen, der schwerer zu tragen ist, als der, den der Papst auf Luther schleuderte. Laßt Euch in Eurem Wege dadurch nicht irre machen. Auf die „Stadt des Lichts", an der Ihr baut, muß die Sonne des neuen Jahrhunderts schauen.

Was ist unsere gemeinsame Basis?

Von William M. Salter.

(Übersetzt aus The Conservator, Philadelphia, Februar 1893.)

Da die Freunde der ethischen Bewegung die weitesten Verschiedenheiten des religiösen Glaubens und der philosophischen Überzeugung verstatten, kann die Frage entstehen: Welche gemeinsame Basis verbleibt uns? Können wir als Gesamtheit für irgend etwas einstehen? Wenn die individuelle Freiheit uns so heilig ist, können wir dann in irgend etwas einig sein, außer in der Geneigtheit, unsere wechselseitigen Verschiedenheiten zu dulden?

Unzweifelhaft gehört der Geist der Freiheit zum Wesen unserer Bewegung. Bereits bei der Begründung der ersten ethischen Gesellschaft, der von New-York, erklärte Professor Adler, daß es ihm besonders am Herzen liege, die ethische Bewegung „über den Streit sich befehdender Sekten und Parteien emporzuheben und sogleich jenen gemeinsamen Grund einzunehmen, auf welchem Alle sich begegnen können, Gläubige und Ungläubige, zu Zwecken, die an sich selbst erhaben sind und von Keinem angezweifelt werden." Ein sektiererisches Bekenntnis oder ein Parteiprogramm ist unserem ganzen Geiste und unserer ganzen Geschichte fremd. Verschiedenheit im Glauben, Einmütigkeit im Thun (Diversity in the creed, unanimity in the deed) — das war das von Felix Adler gewählte Losungswort.

Aber in diesem Worte ist die Antwort auf meine Frage thatsächlich schon gegeben. Die gemeinsame Basis ist: das „Thun", die Moral, das moralische Leben. Dies ist es, was wir sowohl in den Augen des Publikums als auch im Geiste unserer eigenen Mitglieder zu erhöhen gesucht haben. Hieran ist uns so sehr gelegen, daß alle anderen Dinge in unserer Schätzung an die zweite Stelle rücken; nicht nur die Glaubensvorstellungen der Vergangenheit, sondern auch die der Gegenwart, nicht nur die religiösen Ideen der Welt um uns her, sondern unsere persönlichen religiösen Ideen lassen wir diesem höchsten praktischen Zwecke gegenüber in den Hintergrund treten. Freiheit der Meinung ist unserer Bewegung wesentlich; aber dies allein kennzeichnet sie nicht: Freiheit der Meinung, verbunden mit dem Dienste der Moral, das ist unser Merkmal.

Die Freiheit kann die centrifugale Tendenz in der Bewegung genannt werden; das moralische Ziel ist die centripetale, einigende Kraft. Die Freiheit für sich allein könnte uns trennen: der Dienst der Moral ist es, was uns zusammenschließt.

Aber worauf kommt diese gemeinsame Basis hinaus? kann man fragen. Ist das moralische Ziel nicht zu unbestimmt, zu abstrakt, um zu einem wirksamen Vereinigungsbande zu dienen? Brauchen wir nicht etwas Bestimmteres, Greifbareres, um eine gemeinsame Begeisterung zu entzünden? Wie dem auch sein möge (und allein die Zukunft kann die Antwort auf diese Frage geben), — wir können uns wenigstens fragen, was in der Moral oder in dem moralischen Ziele liegt.

I. Wir haben ein gemeinsames Interesse; unsere Gedanken nehmen dieselbe Richtung. Wenn ich ein Mitglied einer ethischen Gesellschaft treffe, so sage ich mir naturgemäß: Hier ist jemand, welcher, was auch sein Beruf oder Geschäft sein möge, Interessen hat, welche darüber hinausgehen; welcher bei den Dingen besonders auf Recht und Unrecht sieht; welcher in dieser Richtung sich beeinflussen läßt; welcher, ob er nun mit mir übereinstimmt oder nicht, in seinen Ansichten wenigstens nicht eigensinnig oder selbstgefällig ist oder bloß dem Herkommen folgt; — mit dem ich mich also geistig eins fühlen werde.

II. Aber Recht und Unrecht in den Dingen ist nicht lediglich eine Sache, die erst zu erforschen ist; sondern Manches ist bereits entdeckt worden. Wie wir in der Wissenschaft nicht mehr untersuchen, ob die Erde flach ist oder nicht, so auch haben wir in der Ethik nicht mehr zu fragen, ob Mord, Ehebruch, Trunk, Lüge und Diebstahl unrecht sind. Unser Verhalten zu diesen Dingen ist weniger, Recht und Unrecht bei ihnen festzustellen, als vielmehr zu versuchen, ihnen ein Ende zu machen. Denn sagen, daß sie unrecht sind, bedeutet nicht, daß sie nicht vorhanden sind. Selbst in den sogenannten besten Kreisen der Gesellschaft herrschen Unmäßigkeit und Ausschweifung. Wir haben die feinen wie die unfeinen Sünden zu bekämpfen. Wenn wir gewahren, was die Moralität im Einzelnen bedeutet, zum Beispiel einen treuen Ehemann und ein treues Weib, einen Bürger voll Gemeinsinn, ein reines, mäßiges, ehrenhaftes Leben, dann wird sie sicherlich ein bestimmtes Ziel, für das man arbeiten kann. — Aber eine Grenze giebt es. Wir können nur für die vernunftgemäße Moral arbeiten. Pflichten, für welche kein Grund angegeben werden kann, gehen uns nichts an. Die Sabbath-Heiligung wird manchmal darum als eine Pflicht hingestellt, weil Gott sie auf dem Sinai geboten habe. Aber für die, welche die Vernunft zu ihrem Führer machen, ist es unmöglich, mit denen eine gemeinsame Basis zu haben, welche glauben, daß Pflichten aus einer Quelle fließen können, welche über die Vernunft erhaben ist. Der Rationalismus in diesem Sinne (als ein Princip und eine Methode der Untersuchung) ist unserer Bewegung ebenso wesentlich, wie die Freiheit und die Moral es ist.

III. Von Anfang an war ein Merkmal der ethischen Bewegung der Glaube, daß das durchschnittliche moralische Bewußtsein der heutigen Menschheit erweitert werden kann, ja muß. Der erste Vortrag, den ich von Prof. Adler hörte, handelte über „Kooperation", und er entfaltete meinem Geiste ein neues Gesellschafts-Ideal. Daß jeder sich zum Diener des Ganzen machen solle, in seiner eigenen Weise und nach seiner eigenen individuellen Begabung dienen, und doch für gemeinsame und nicht für bloß persönliche Zwecke dienen, leben und als Entgelt dafür nicht so viel, wie er erlangen kann, sondern so viel, wie hinreicht, ihn fähig zu machen, den Dienst zu leisten, nehmen soll, — das waren die Grundgedanken; und seitdem hat die soziale Frage für meinen Geist eine neue Gestalt, — oder vielmehr: nun erst begann ich bestimmt zu fühlen, daß es eine soziale Frage gäbe. Denn nichts ist klarer, als daß dies nicht die Verfassung und der Geist der Gesellschaft ist, wie sie jetzt ist; und daher werden wir zu fragen bestimmt: Wie kann die Gesellschaft verändert, umgestaltet werden? Der kritische Punkt ist, daß dies eine sittliche Forderung ist. Die Moral bedeutet ein Thun, welches durch den Gedanken an das Wohl Aller diktiert wird oder wenigstens dem Wohle Aller nicht bewußt widerstreitet. Derjenige, welcher nach dem Gesetze und Geiste der Moral handelt, lebt für Andere so wahrhaft wie für sich selbst, wird ein Diener der Gesellschaft; und wenn er Andere nur als Mittel zu seinen Zwecken ansieht, so ist er unethisch. Die Ethik ist sozial, öffentlich sowohl wie privat, betrifft die Gesellschaft sowohl wie das Individuum, die industriellen Verhältnisse sowohl wie die der Familie.

In den sozialen und industriellen Anwendungen der Moral bedarf das durchschnittliche moralische Bewußtsein der Menschen einer Erweiterung. Unsere herrschende Nationalökonomie stellt das Selbstinteresse als das Motiv und die Regel der industriellen Thätigkeit hin und spiegelt so ohne Zweifel den allgemeinen Geist unserer Gesellschaftsordnung wieder. Nicht das Gemeinwohl, sondern der Privatvorteil ist ihre Seele. Daher muß dieses System geändert werden. Wie? das ist eine andere Frage. In betreff der Mittel, der speziellen Maßregeln können wir verschiedener Meinung sein. Aber daß die Moral eine Gesellschaftsordnung verlangt, in welcher die Moral die Regel des Handelns ist, ist ein selbstevidenter, wenn nicht tautologischer Satz. Darin stimmen wir überein (wenn ich die Bewegung verstehe); dies ist ein Teil unserer gemeinsamen Basis. Für einen, der sich irgenwie zum Sprecher der ethischen Bewegung macht, ist es einfach un-

möglich, Fragen der sozialen Moral zu ignorieren. Wer das thut, der gehört ihr in Wirklichkeit nicht an; er tritt in die Reihe der Geistlichen oder Prediger alten Stils, nur daß er deren Theologie nicht hat.

In Summa: dies ist unsere gemeinsame Basis:

1. Die Beachtung der moralischen Fragen.

2. Der Versuch, die große Gesamtheit vernunftgemäßer Moral, welche (in der Theorie) bereits in der Welt angenommen ist, zu verwirklichen.

3. Der Glaube an die Anwendung der moralischen Grundsätze auf die Gesellschaftsordnung, welche jetzt besteht, — die Prüfung derselben durch jene, und daher die Forderung einer neuen Gesellschaftsordnung, bei einer Toleranz gegen die verschiedenen specifischen Methoden, welche man vorschlägt, um jenes Ziel zu erreichen.

Ernste Mahnung.

Von Ludwig Lohans in Lichterfelde.

Des Menschen Leben habe keinen Wert,
Wenn ihm das Sterben auch das Ende wäre,
Wenn auf das Leben voller Weh und Leid
Nichts folge als Nirwana, ew'ge Leere? —
Wohl dem, der glaubt, ein Jenseits werde ihn
Für alles Erdenungemach entschäd'gen;
Weh' dem, der lügt, um mit dem leeren Trost
Sich seiner Menschenpflichten zu entled'gen! —

Ein tiefer Sinn liegt in dem ernsten Wort,
Das Christus sprach, daß es der Menschheit fromme:
Eh' geh' ein Tau durch einer Nadel Öhr,
Ehe ein Reicher in den Himmel komme.
O lerne, Mensch, die Mahnung recht versteh'n;
Für's Dasein ist das ernste Bild gegeben:
„Üb' Nächstenliebe, üb' Gerechtigkeit —
Gott ist die Liebe, ist das ew'ge Leben!"

Du ew'ge Liebe, ew'ge Allmacht — Gott!
Wer Dich mit seinem ganzen Sein empfunden,
Wer reines Herzens Nächstenliebe übt
Und Trost und Hilfe bringt in schweren Stunden;
Wer in dem Menschen den Gefährten sieht,
Dem gleiches Recht ward an des Daseins Segen:
Der hat die Krone wahrer Menschlichkeit,
Der sieht dem Ende hier getrost entgegen.

Selbstpflicht und Nächstenpflicht.

Von Professor Friedrich Jodl in Prag.

Die „Ostdeutsche Reform" (Blätter zur Förderung der Humanität, herausgegeben von Paul Schultzky in Insterburg) bringt in Nr. 12 des II. Jahrgangs, vom 16. Juni 1893, einen kleinen Aufsatz „Zur ethischen Bewegung", welcher die von mir im Laufe des vergangenen Winters zu Berlin und Frankfurt gehaltenen Vorträge in Bezug auf ihre Grundauffassung des Ethischen prüft, um daraus Licht und Aufklärung über das Wesen und die Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland zu gewinnen. Was dieser nicht mit Namen gezeichnete Artikel als meine Anschauung vom Sittlichen kundgiebt, und was ihm, wie es scheint, zugleich als das Wesen der ethischen Bewegung in Deutschland gilt, das wüßte ich weder für meine Person wissenschaftlich zu rechtfertigen, noch besteht ein Grund, es für die Meinung der D. G. E. K. zu halten. Wäre der Artikel in einem Blatte von entschieden feindlicher Tendenz erschienen, so würde ich keinen Anlaß haben, mich mit ihm zu beschäftigen. Denn noch immer ist es in gewissen Kreisen ein beliebtes Verfahren, jede Polemik mit einer mehr oder minder absichtlichen Verdrehung der gegnerischen Behauptungen zu eröffnen. Hier aber muß jeder solcher Verdacht von vorneherein als unwürdig zurückgewiesen werden. Die „Ostdeutsche Reform", welche nach den grundlegenden Sätzen ihres Programms „die Humanität in dem auf das Ewig-Gute und Wahre gerichteten Willen, in der interesselosen Liebe des freien Willens zur Gerechtigkeit und in dem Glauben an ein ewiges Recht erkennt", kann sich unmöglich in einem inneren und prinzipiellen Gegensatze zu der ethischen Bewegung befinden. Wir dürfen mit gutem Grunde die Männer, welche sich zur Herausgabe der „Blätter zur Förderung der Humanität" verbunden haben, für unsere natürlichen Freunde und Bundesgenossen halten. Eben darum haben die Bedenken der „Ostdeutschen Reform" auch mich bedenklich gemacht. Die Entstellung eines Gegners legt man achselzuckend bei Seite; mit einem Freunde spricht man sich aus. Das offenbare Mißverständnis, welches hier vorliegt, muß seine Gründe haben; es sind vielleicht auch in den Kreisen der D. G. E. K. ähnliche Bedenken wach, wennschon nicht laut geworden. So geben mir die Betrachtungen der „Ostdeutschen Reform" willkommenen Anlaß, meine Meinung über eine wichtige Frage der Ethik im Anschlusse insbesondere an den zu Berlin gehaltenen Vortrag klarzulegen.

Aus diesem Vortrage nun und aus anderen von unserer Gesellschaft ausgehenden Schriften wird der Vorwurf abgeleitet, daß wir das Leben der Person, sofern sie für sich selbst thätig ist, durchaus nur als ein Leben des Egoismus ansehen, daß uns an dem Individuum als solchem nicht viel gelegen sei, daß es uns nur durch seine sozialen Leistungen Wert erhalte. Wenn dieser Vorwurf Ernst sein soll, so kann er nur meinen, daß ich der Verkündiger einer ausschließlich altruistischen oder asketischen Moral sei, welche dem Individuum nur Pflichten aber keine Rechte zuerkennt und in der völligen Zerbrechung, nicht aber in der Läuterung des natürlichen Willens das Ziel der sittlichen Erziehung erblickt. Ich darf dem gegenüber wohl aussprechen, daß mir persönlich nichts ferner liegt als der Ehrgeiz, eine moderne Asketenschule stiften zu wollen, und ich glaube auch nicht, daß eine solche Tendenz in der D. G. E. K. viel Anhang gewinnen dürfte. Durchaus bekenne ich mich zu dem, was schon Feuerbach der rein altruistischen Moral entgegengehalten hat: „Alle Sympathie mit dem Leidenden kann immer nur aus Antipathie gegen das Leiden, aus dem Glücklichsein-Wollen entspringen. Wer allen Eigenwillen aufhebt, hebt damit auch das Mitleid auf. Für wen die Glückseligkeit nur Selbstsucht oder nur Schein und Tand ist, für den ist auch die Unglückseligkeit, die Mitleidswürdigkeit keine Wahrheit." Es würde darum meiner Denkweise völlig zuwiderlaufen, den Begriff der Pflichten gegen sich selbst aus der Ethik zu entfernen, wie wohl manchmal versucht worden ist. Die Erhaltung und Kräftigung der eigenen Person, die Entwickelung der in ihr liegenden Fähigkeiten und Anlagen, mit einem Worte: Selbsterhaltung und Selbstvervollkommnung, müssen durchaus als sittliche Pflichten verstanden werden, und ich wüßte unter den hervorragenden Werken der neueren Zeit über Ethik, deren Ergebnisse unsere Gesellschaft ins allgemeine Bewußtsein überzuführen bestrebt ist, keines zu nennen, welches diesen Standpunkt nicht einnähme. Es kann ja kein Gedeihen und keine Wohlfahrt der Gemeinschaft geben außerhalb des Wohles der in ihr vereinigten Individuen; eine Gesellschaft von siechen Krüppeln mit schlechten Gewohnheiten und unentwickelten Kräften würde als Ganzes so wenig Staat machen, wie ihre einzelnen Glieder.

Würde man nun in einer ethischen Pflichtenlehre systematisch zu Werke gehen, so hätte man zu zeigen, wie der Vollkommenheit der Person in Beziehung auf sich selbst zwei Schwierigkeiten des natürlichen Trieblebens entgegenstehen, welche beide durch Erziehung überwunden werden müssen, wenn die Eingliederung des Individuums in eine Gesellschaft nicht erschwert und diese vor Schädigung bewahrt werden soll. Ich will diese Klippen als Trägheit und Maßlosigkeit bezeichnen; die eine widerstrebt der Bildung, der Thätigkeit, der Anstrengung überhaupt; die andere ist immer rege und

unersättlich, von Begierde zu Genuß, von Genuß zu Begierde taumelnd, der Beschränkung abhold und zuletzt sich selbst verzehrend. In der sittlichen Eigenschaft der vollen Selbstbeherrschung sind beide aufgehoben.

Es scheint nun, daß mein Vortrag „Personenleben und Gemeinschaftsleben" das Mißverständnis erwecken konnte, als läge für mich dies ganze Gebiet der Selbstkultur, der persönlichen Zucht, außerhalb des Sittlichen. Alle Anstrengungen, die das Individuum macht, um seine natürlichen Fähigkeiten zu entwickeln, sein Wesen harmonisch auszugestalten, seien egoistisch; vom Ethischen dürfe nur da gesprochen werden wo es sich um Förderung Anderer, um Verzicht auf eigenes Glück zu Gunsten des Gemeinwohles handele. Aber folgt das wirklich aus meinen damaligen Ausführungen? Ausdrücklich wird doch die Selbstkultur in diesem Sinne als eine Vorschule des Willens anerkannt, als das Rohmaterial, welches vorhanden sein muß, wenn wahre ethische Kultur möglich sein soll (Mitteilg. u. s. w. S. 82); ausdrücklich heißt es doch an anderer Stelle (S. 88), an jedes Glied einer Gemeinschaft ergehe der doppelte Ruf: „Diene dem Ganzen, indem du für die sorgst, welche in irgend einem Sinne dir anvertraut sind, und hilf dir selbst, so daß du der Sorge der Andern nicht bedarfst, sondern selbst Sorgen übernehmen kannst." Da mein eigentliches Ziel in diesem Vortrage nach einer anderen Richtung lag, so durfte ich hoffen, daß diese Andeutungen genügen würden, um meinen Standpunkt zu kennzeichnen. Denn unmöglich läßt sich doch in einem einzelnen Vortrage das ganze weite Gebiet des praktischen Verhaltens erschöpfen.

Das aber der Schwerpunkt meiner Darlegungen auf den Begriff der Nächstenpflicht oder des Sozialberufes, nicht auf den der Selbstkultur gelegt worden ist; daß ferner auch die G. E. K. in ihren Satzungen als ihr Ziel nicht die Ausbildung vollkommener Persönlichkeiten, sondern die Herbeiführung eines Zustandes der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, der Menschlichkeit und gegenseitigen Achtung ausspricht: das hat teils in den ethischen Grundverhältnissen, teils in besonderen Umständen des geistigen und sittlichen Lebens der Gegenwart seinen zureichenden Grund. Sehen wir denn etwa das Ich unter seinen sozialen Aufgaben verkümmern? Leiden wir unter der allgemeinen Preisgebung des Persönlichen im entsagungsvollen Dienste der Allgemeinheit, unter der Unlust der Individuen für sich thätig zu sein, selbst etwas zu bedeuten und zu genießen? Ist es nicht vielmehr ein aufs Höchste gesteigerter Ich-Kultus, was unser öffentliches Leben mit schwerer Schädigung bedroht? Ein derbes, rücksichtsloses Vordrängen der engherzigsten, brutalsten Interessenpolitik, welches die sozialen und politischen Kämpfe vergiftet und ihre Beilegung oft so hoffnungslos erscheinen läßt? Bald lehrhaft es verkündigend, bald praktisch es bethätigend, hat man das Ich und seine genießende Herrlichkeit in den Mittelpunkt der Welt gesetzt, als das eigentliche Ziel der Entwickelung den Typus des „Übermenschen" angepriesen, in welchem man nicht den Geistigsten, den Besonnensten, den weisesten und uneigennützigsten Führer und Berater, den vorschauendsten Freund der Menschheit, sondern den Schlauesten, Stärksten, Skrupellosesten, Genußfähigsten und Genußsüchtigsten verehren will. Ich brauche das hier nur anzudeuten; die Illustration dazu aus wohlbekannten Erscheinungen auf den verschiedensten Gebieten herbeizuschaffen, kann dem Leser keine Schwierigkeiten bereiten. Und gerade hier liegt, wie mir scheint, das große ethische Problem unserer Zeit. Wie kann in einer atomisierten Gesellschaft, die jeden Einzelnen völlig auf sich selber stellt, und in welcher die alten metaphysischen Stützen des Zusammenhangs morsch zu werden anfangen, der Mensch dazu gebracht werden, über seinem Ich der Andern nicht zu vergessen, die Bestie in sich zu bändigen und in einen friedlichen Arbeiter im Dienste der Humanität zu verwandeln? Auf das Nachdrücklichste möchte ich darauf hinweisen, daß auch die Aufgabe der Selbstkultur erst dann in ihrem wahren Lichte erscheint, wenn wir sie unter den sozialen Gesichtspunkt rücken. Alle Pflege des Individuums ist eitel und wertlos, wenn sie nicht darauf gerichtet ist, den Menschen zur Erfüllung sozialer Aufgaben geschickt zu machen. Selbstbeherrschung hat oft auch der Verbrecher. Das internationale Gaunertum hat Mitglieder, die als Persönlichkeiten bewundernswert sind. Unter den sittlichen Unholden der Renaissance, den Borgia, Malatesta, Este und wie sie alle heißen mögen, finden wir Gestalten von einer unübertroffenen Plastik und Vollkommenheit rein individueller Eigenschaften. Noch heute weist der europäische Adel viele Abkömmlinge jener Meister der Lebenskunst auf, wie sie das vorige Jahrhundert in so großer Zahl hervorbrachte — vollkommene Menschen, vom Standpunkte rein persönlicher Kultur aus betrachtet, denen nur Eines nie in den Sinn gekommen ist: daß man die Welt nicht blos als einen Schauplatz des schönen Genusses betrachten dürfe, und daß der Genießende ein Anderer als sie selber sein könnte.

Die „Ostdeutsche Reform" ist der Meinung, daß der Begriff des Ethischen sich dem verflüchtige, welcher es nur in Beziehung aufs Gemeinwohl faßt; daß in diesem Begriff vielmehr nur die freie Selbstbestimmung und die richtige Beziehung des Menschen zu sich selbst gedacht werden dürfe. Dem muß ich auf das Entschiedenste widersprechen. Die freie Selbstbestimmung, die Beziehung des Menschen auf sich selbst, ergiebt für sich allein niemals das Sittliche. Das Individuum als solches, abgelöst von aller Gemeinschaft, ist souverän. „Erlaubt ist, was gefällt." Für den völlig Einsamen giebt es keine Pflichten. Sein Wille ist jedesmal auch sein Recht. Nur auf einem kleinsten Gebiet des sittlich Gleichgiltigen hat der soziale Mensch diese Freiheit der Selbstbestimmung. Überall sonst sieht ihm das sittliche Urteil der Nebenmenschen über die Schultern. Auch bei seinem geheimen Thun. Denn er weiß, wie dies Urteil lauten würde, lauten müßte, wenn sein Thun und Wesen bekannt wäre. Er versichert umsonst, daß das Verhältnis, in welchem er zu sich selber stehe, keinen Dritten etwas angehe. Die Gesellschaft glaubt es ihm nicht. Sie weiß zu gut, daß die rein persönlichen Eigenschaften ihrer Mitglieder notwendig auf sie zurückwirken, daß sie nicht nur durch den Mörder, den Räuber und Betrüger, den Wucherer und Verleumder geschädigt wird, sondern auch durch den Säufer, den Verschwender, den Spieler, den Ausschweifenden, den Lüderlichen und Nichtsthuer, — daß die Selbstsucht nicht nur gefährlich ist, wo sie die Rechte der Anderen entweder listig umgeht oder gewaltsam niederreißt, sondern daß sie die Lebenssäfte des gemeinen Wesens auch da vergiftet, wo sie das Individuum in sich abschließt, als ob von allen Lebenden nur sein Dasein und Wohlergehen Bedeutung hätte. Die Gesellschaft weiß, daß sie in letzter Linie aufkommen muß für die Eigenschaften ihrer Mitglieder, nicht bloß für ihre Handlungen, sondern auch für ihre Unterlassungen, und daß nach der alten und nur zu gewissen Verheißung die Sünden der Väter heimgesucht werden an Kindern und Enkeln.

Daran kann die Berufung auf die freie Selbstbestimmung im Sittlichen nichts ändern. Diese wird völlig mißverstanden, wenn man meint, sie sei die letzte und alleinige Quelle, aus welcher die sittlichen Normen fließen. Das haben nicht einmal Kant und Fichte, die entschiedensten Vertreter des Gedankens der Selbstbestimmung, behauptet. Denn Kants oberste Sittenregel lautet in ihrer bekanntesten Fassung: „Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung dienen könne." Hier ist doch deutlich genug ausgedrückt, daß die freie Selbstbestimmung Inhalt und Ziel durch die Rücksicht auf die Gemeinschaft empfängt. Und Fichte, der als höchste Regel den Satz aufstellt: „Handle schlechthin gemäß deiner Überzeugung von deiner Pflicht", hat doch den Inhalt des Pflichtbegriffes selbst durchaus nur aus der Wechselwirkung freier vernünftiger Wesen mit einander, zum Zwecke der Vervollkommnung der Gattung, abzuleiten vermocht. Ja gerade er, den man so gern als Vertreter einer reinen Ich-Lehre bezeichnet, hat es

auf das Nachdrücklichste ausgesprochen, daß bei demjenigen, welcher sich absondert aus der Gemeinschaft, Leben und Sein und Selbstgenuß begehrt, nicht in der Gattung und nicht für die Gattung, Tugend nicht mehr Tugend sei, sondern nur ein knechtischer, lohnsüchtiger Egoismus. Und in der Schrift „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“, in welcher auch unsere Zeit manche Züge ihres Spiegelbildes wieder erkennen dürfte, tritt diese Betrachtungsweise so in den Vordergrund, daß für Fichte alle Tugend darin aufgeht, sich selber als Person zu vergessen, und alles Laster darin liegt, an sich selbst zu denken.

Gerade diese großen Vorbilder aber können uns lehren, was der Begriff der Selbstbestimmung im Sittlichen bedeutet. Gewiß: vom Sittlichen kann nur da die Rede sein, wo eine Person den Gehalt ihres Wesens mit Bewußtsein als den ihrigen im Wollen und Handeln kundgiebt. Der Automat, die Maschine, das Tier, der Irrsinnige unterliegen keiner sittlichen Beurteilung. Aber dieser Inhalt kann uns nicht aus bloßer Selbstbeschauung und Selbstbestimmung kommen. Er stammt von unserer Umgebung, aus Welt und Geschichte, Gesellschaft und Staat; wir können ihn nur aufnehmen und gestalten. Ohne Beziehung auf sie wird er zur Karrikatur, der denkende Mensch zum phantastischen Träumer, der wollende zum haltlosen Genüßling oder zum verkommenen Genie. Wir müssen uns selbst bestimmen, um sittliche Wesen zu sein; aber wozu wir uns bestimmen sollen, das kann nur erkannt werden durch den Hinblick auf die Wohlfahrt und den Fortschritt des Geschlechts. In hoc signo vinces: unter diesem Banner werden wir siegen.

Vermischtes.

Der „Akademische Friedensverein“ in Zürich versandte unlängst folgenden „Aufruf an die schweizerischen Hochschulen“:

„Kommilitonen! Mit dem heutigen Tage ist an den Hochschulen von Zürich ein Friedensverein ins Leben getreten.

Die Bestrebungen eines derartigen Vereines können von Erfolg nur dann begleitet sein, wenn es gelingt, Gesellschaften mit gleicher Tendenz an den Hochschulen der verschiedenen Kulturstaaten zu begründen, an den Hochschulen von Nationen mit jetzt gerade entgegengesetzten politischen Interessen. Ein gemeinschaftliches Vorgehen dieser Gesellschaften, eine gemeinsame Kundgebung des gemeinsamen Willens könnte bei der besonderen Beachtung, welche die Akademiker finden, eine weittragende Bedeutung erlangen.

Als Ausgangspunkt für ein Netz solcher Gesellschaften ist vermöge ihrer verschiedenen Sprachen die Schweiz hervorragend geeignet. Nach Ost und West, nach Nord und Süd könnten von hier aus die akademischen Vertreter der Friedensidee erfolgreich kämpfend vordringen.

Kommilitonen! Es gilt die Vertilgung eines traurigen Restes aus roher Zeit. Mag sich vielleicht heute manche Nation in dem ihr von der Natur beschiedenen Machtbesitze geschmälert fühlen — ein kriegerischer Ausgleich würde dauernde Ruhe nicht herstellen, würde nur den Keim zu neuem Kampfe in sich tragen. Von dem Frieden allein, als der höchsten Anerkennung der nationalen Berechtigung ist Erfüllung aller nationalen Wünsche zu erwarten.

Der gegenwärtige „bewaffnete Friede“ mit seinen schon jetzt ins unerhörte gewachsenen Lasten muß entweder zum materiellen Ruin der Länder oder zu baldiger, blutiger Entscheidung führen. Das besondere Eingreifen, welches Euch Euere besondere Stellung im geistigen und gesellschaftlichen Leben zur Möglichkeit und Pflicht macht, duldet deshalb keinen Verzug. Handelt rasch, im Bewußtsein Eurer Verantwortung! —

Wir hoffen, in nicht langer Zeit von der Begründung von Friedensvereinen auch an den anderen schweizerischen Hochschulen in Kenntnis gesetzt zu werden.“

„Schweizerische Blätter für Wirtschafts- und Sozialpolitik“ betitelt sich eine seit dem 1. Juli cr. (in Bern bei Dr. H. Müller) erscheinende, von Dr. Otto Wullschleger redigierte Halbmonatsschrift, welche es sich zum Ziel gesetzt hat, die sozialpolitische Bildung und die Einsicht des schweizerischen Volkes zu fördern. „Um die Wahrheiten der Sozialpolitik zu erfassen,“ heißt es im Einführungsartikel, „muß man sich auf einen höheren Standpunkt als den eines einseitigen Interesses stellen und zu dem klaren Blick für das Wahre und Reale muß sich ein warmes, brüderliches Gefühl für diejenigen unserer Mitbürger gesellen, die unter niederdrückenden Verhältnissen den harten Kampf um das tägliche Brot führen. Das ist in der Gegenwart leider nicht Jedermanns Sache. Um so kräftiger sollten daher alle diejenigen sich die Förderung des sozialen Fortschritts angelegen sein lassen, welche sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allen Gliedern unseres Volkes bewahrt haben. Dann wird es gelingen, in unserer Gesellschaft Einrichtungen zu treffen, die allen Menschen nicht nur die rechtliche, sondern auch die faktische Möglichkeit gewähren, sich zu wahrhaft freien und sittlichen Staatsbürgern zu entwickeln. Über die Berechtigung dieses Zieles und die Notwendigkeit es anzustreben kann in einer Demokratie kein Streit mehr sein. Nur über die Mittel und Wege, welche dazu führen, können die Meinungen ernsthafter Sozialpolitiker auseinandergehen. Die allein zum Ziele führende gegenseitige Verständigung aber suchen wir dadurch zu erreichen, daß wir jeder Meinung in unseren Blättern Gehör schenken; denn nur durch eine allseitige Erwägung der sich widerstrebenden Meinungen und Interessen wird der richtige Weg sich ergeben. So wird unsere Zeitschrift kein Parteiorgan sein, sondern ein Mittelpunkt sachlicher Diskussion der sozialpolitischen Bestrebungen.“

Die uns vorliegende erste Nummer der Zeitschrift berechtigt zu den besten Erwartungen. Von besonderem Interesse darin ist ein ausgezeichneter Artikel des Herausgebers: „Das Recht auf Arbeit in der Schweiz.“ Dr. Wullschleger tritt in warmer Weise für dieses Recht ein, d. i. für den „Rechtsanspruch jedes Staatsbürgers an das Gemeinwesen auf Gewährung einer seinen Fähigkeiten entsprechenden und angemessen bezahlten Arbeit“. Sehr richtig bemerkt er: „So lange es arbeitsfähige und arbeitswillige Menschen giebt, welche nicht die rechtliche Möglichkeit besitzen, durch ehrliche Arbeit zu existieren, werden die sozialen Zustände immer ungesund bleiben und durch jeden technischen Fortschritt unhaltbarer werden.“

Das Recht auf Arbeit ist bis jetzt nirgends zum positiven Rechtssatz geworden; ob die im Fluß befindliche Initiativbewegung in der Schweiz zu diesem Ziele führen wird, ist noch zweifelhaft. Aber wir glauben, daß die allgemeine Anerkennung dieses Rechtes nur eine Frage der Zeit ist.

Ein durchgreifendes Duellgesetz hat die Kommission des belgischen Senats mit erdrückender Mehrheit angenommen. Die von dem Senator de Coninck beantragte Vorlage, deren Annahme auch in der Kammer für sicher gilt, geht gegen die Duellanten selbst und die übrigen an einem Zweikampfe Beteiligten mit großer Strenge vor. Sie spricht im Falle eines Duells mit tötlichem Ausgange für den überlebenden Duellanten die Todesstrafe wegen beabsichtigten Mordes aus, auch wenn bewiesen ist, daß der Duellant gar nicht zielte. Die Zeugen eines solchen Zweikampfes werden mit zehn- bis zwanzigjähriger Haft bedacht, so daß es den Duellanten in Zukunft recht schwer werden dürfte, Zeugen und Ärzte — letztere sind den Zeugen gleichgestellt — zu finden. Ein besonderer Abschnitt des Gesetzes behandelt die Offiziersduelle. Das neue Duellgesetz verfügt die Entlassung des Regiments-Kommandeurs, der ein Duell zwischen zwei Offizieren angeordnet hat, ohne Pensionsanspruch und ohne Grad. Überdies bleibt er für die Folgen des Duells

dem Strafgerichte verantwortlich. Die dem Offizierkorps angehörigen Duellanten werden gleichfalls strafweise entlassen und überdies strafgerichtlich abgeurteilt.

Sprüche

aus dem ethischen Traktat der Mischnah

Pirke Aboth,

übersetzt von Samuel Kristeller.

(Berlin, 1890. Verlag von Speyer & Peters.)

Die „Pirke Aboth", zu deutsch „Sprüche der Väter", sind eine Sammlung von Gnomen, Aphorismen, Sprüchen, u. s. w., meist ethischen Inhalts, welche in nachbiblisch hebräischer Sprache geschrieben sind und den letzten Traktat der vierten Hauptabteilung der Mischnah bilden. Dieses Sammelwerk ist im Laufe von mehr als einem halben Jahrtausend (etwa 300 vor bis 300 nach Chr.) entstanden. Sein populärster und am meisten verbreiteter Teil sind die Pirke Aboth.

Liebe den Frieden, strebe nach Frieden, liebe die Menschen und führe sie zum göttlichen Gesetze hin.

Wer ruhmredig ist, büßt seinen Ruhm ein, wer nicht fortschreitet, geht zurück, wer nichts lernen will, verdient nicht zu leben, wer Wissenschaft aus Eigennutz treibt, geht zu Grunde.

Wirke ich nicht für mich, wer sollte es! — und wirke ich nur für **mich**, was bin ich! — und wenn nicht **jetzt**, wann denn?

Nicht Wissen, sondern Wirken ist die Hauptsache.

Erfülle mit gleichem Eifer die geringe, wie die wichtige Pflicht, denn du kennst nicht die heilsamen Folgen der einzelnen Pflichterfüllungen.

Diejenigen, welche sich dem Dienste der Gesamtheit widmen, sollen sich ihm wie in göttlichem Auftrage hingeben.

Richte deinen Nächsten nicht, bevor du dich in seine Lage versetzt hast.

Deines Nächsten Gut schütze so sorgfältig wie dein eigenes.

Eil' auch die geringste Pflichtthat zu vollbringen und fliehe vor der Sünde, denn eine gute That zieht eine gute That und eine Sünde zieht wieder eine Sünde nach sich. Der Lohn der guten That ist die gute That und der Lohn der Sünde ist die Sünde.

Sei vorsichtig beim Lehren, denn ein Versehen beim Unterricht kann viel Unheil stiften.

Wovon der Weise keine Erfahrung hat, davon sagt er, ich weiß es nicht.

Schöner ist eine einzige Stunde hienieden, in Buße und guten Werken zugebracht, als das ganze Leben in der künftigen Welt.

Zur Abwehr und Verständigung.

Von Professor **Wilhelm Bolin** in Helsingfors.

Von einem den Zielen der D. G. E. K. durchaus zustimmenden Freunde im Norden gingen mir jüngst einige Betrachtungen über dieselbe zu, die ihres allgemeineren Interesses wegen der Mitteilung nicht unwert scheinen. Weil die darin ausgesprochene Ansicht nicht vereinzelt ist und wohl auch in Deutschland ihre Vertreter hat, dürfte auch die darauf erfolgte Erwiederung meinerseits den Lesern dieses Blattes nicht unwillkommen sein.

Was halten Sie von dieser Gesellschaft? — so fragte der Briefschreiber. Mich dünkt sie ein wenig — wenn Sie mir den Ausdruck gestatten — gar zu professorenhaft. Ich kann mir schwerlich denken, daß sie eine nachhaltige Bedeutung erlangen werde. Zwei Wege scheinen mir einer solchen Bewegung offen zu stehen. Entweder rein kultlich, also eine Art philosophischer Erbauungsstunden als Ersatz für die kirchlichen, oder positives soziales Wirken für einen bestimmten konkreten Zweck. Die deutsche ethische Bewegung scheint mir aber inmitten beider Aufgaben zu schwanken, und ich halte ihre Zukunft daher für zweifelhaft. Wie die Dinge bei uns und auch anderwärts in Europa liegen, würde eine derartige Stellung dem Zustande eines allmäligen Absterbens gleichkommen.

Hierauf erging folgendes Antwortschreiben:

Nicht allen heilbringenden Dingen in der Welt ist jener glänzende Anfang beschert, daß sie sofort, von einem allgemeinen Bedürfnis getragen, auch eine nachhaltige Wirkung ausüben können, wie dies etwa bei gemeinnützigen Erfindungen der Technik vorkommt, die sich in kurzer Zeit zu einer Weltstellung emporschwingen. Vieles muß klein beginnen, gerade um allgemach großen Zielen desto sicherer entgegen zu reifen. Wenn dies bei der D. G. E. K. der Fall und ihr Vorgehen einstweilen mehr theoretisch ist — und das werden Sie wohl mit der angemerkten Professorenhaftigkeit an ihr gemeint haben, — so ist damit eine praktische Bethätigung bei vorkommender Gelegenheit wohl nicht ausgeschlossen. Die Einheit Italiens und Deutschlands war anfänglich auch nur — Professorentraum; es wurde lebendige Wirklichkeit daraus, als ihre Zeit erfüllt war. Ich bin, darin allerdings mehr von meinem Herzen als von einer den Lauf der Dinge sicher ermessenden Sehergabe unterstützt, kühn genug, für die D. G. E. K einen ähnlichen Übergang vom Wort zur That zu erhoffen, weil sie sich auf den Zusammenschluß derer gründet, denen es mit der Geltung und Ausbreitung humanitärer Zwecke wirklich ernst ist.

Ihr Daseinsrecht stützt sich zunächst auf die Thatsache, daß sie überhaupt da ist. Wenn sie dabei vorwiegend Dinge zur Sprache bringt, die sich, wie auch tadelnd gegen sie bemerkt worden ist, unter anständigen Leuten ganz von selbst verstehen*), so hat es damit die gleiche Bewandtnis wie etwa mit den Fragen des öffentlichen Gesundheitswesens und ähnlicher Angelegenheiten der Alltäglichkeit, die sich eigentlich auch von selbst verstehen, aber wahrhaftes Gedeihen erst da finden, wo sie zum Gegenstande eingehender Aufmerksamkeit und sorgfältiger Pflege werden. Mit dieser Thätigkeit, die ja von vornherein nur eine theoretische sein kann, bietet die Gesellschaft jene „philosophischen Erbauungsstunden", die Sie als ein ihr zukömmliches Lebenselement bezeichnen. Viele der von hier aus veranstalteten Vorträge haben wohl ihren Zuhörern mehr als reichlichen Ersatz für die von ihren gemiedenen, wesentliche Ergänzung zu der sie in streng religiöser Beziehung befriedigenden, aber für eine praktische Lebensführung nicht ausreichenden Belehrung seitens der Kirche geboten. Sie scheinen hierbei an eine entschiedene Abkehr von der Religion zu denken, für welche die ethische Gesellschaft einzutreten hätte. Mich dünkt, sie hat durch ihr absolut neutrales Verhalten allen Konfessionsverhältnissen gegenüber eine weitaus breitere Basis für ihre Entfaltung gewonnen, als dies bei einem ausgesprochenen Gegensatz zum Religiösen, also einem offenen Kulturkampf, der Fall sein würde.

Sie will den Frieden, und daß sie in den gegenwärtigen Zeiten des Zwiespaltes und der Uneinigkeit, wie solche auf Schritt und Tritt auf fast allen Gebieten des heutigen Wirkens und Strebens sich behaupten, dies Ziel auf ihre Fahne geschrieben, halte ich für die beste Gewähr ihres Gedeihens.

In solcher Hinsicht erfüllt die D. G. E. K., meines Erachtens, einen wichtigen Zweck schon durch ihr Vorhandensein und ihre Organisation. Vor allen Dingen als **thatsächlicher Protest gegen den Antisemitismus**, diese abscheuliche Ausgeburt moderner Rückwärtserei, bei der ein aufgeblasener Nationalismus und ein ränkesüchtiges Pfaffentum sich zu gemeiner Demagogie die Hand reichen, dessen uneingedenk, daß keiner sich seine Eltern selbst aussuchen kann, und edel denken und recht thun nicht Monopol der Abstammung und des Glaubens sind, — davon zu schweigen, daß namentlich ihr Verhalten und ihre Gesinnung am wenigsten für den sittlichen Wert ihrer Abkunft und ihres Bekenntnisses zeugen. Diesem Gebahren tritt die Gesellschaft selbstverständlich nicht aggressiv entgegen, sondern durch die Eintracht, in der sie edelgesinnte und durch jede Tüchtigkeit ausgezeichnete Leute auch desjenigen Stammes bei sich vereinigt, der an der Bildung und namentlich an der politischen Entwickelung Deutschlands in verdienstlichster Weise beteiligt ist. Etwaige Unregelmäßigkeiten ihrer Stammesangehörigen, worin diese jedoch keineswegs vor getauften Gesetzesübertretern irgendwie voranstehen, haben die mit der deutschen Bevölkerung eng verwachsenen Juden reichlich wett gemacht durch ihre Treue als Staatsbürger, mit der sie ihr wohlerworbenes Heimatrecht stets in Kraft zu halten gewußt.

Nicht minder bedeutsam ist das Verhalten der Gesellschaft bezüglich konfessioneller Unterschiede. Weil diese Gegensätze heutigentags geflissentlich wieder zugespitzt werden, scheint es mir sehr wichtig, daß feste und auf unmittelbarem Rapport gegründete Beziehungen bestehen,

---

*) Eine ebenso erschöpfende wie durchaus treffende Erledigung dieses Einwandes brachte **Prof. Jodl** in seinem zu Frankfurt a. M. im Febr. dieses Jahres gehaltenen Vortrag. Vergl. die bezügliche Anzeige in Nr. 24 dieser Wochenschrift.

vor denen sich die *Verschiedenheit des Glaubens* als *durchaus irrelevant* erweist, indem die Gesamtinteressen eines menschenwürdigen fortschrittlichen Daseins die freimütigen und rechtschaffenen Staatsangehörigen einander näher bringen. Hierdurch bietet sich, wie mich bedünkt ganz von selbst, die Aussicht auf praktisches Wirken. In den Fällen nämlich, wo es sich um das ganze Staatswohl betreffende Fragen handelt, wird die innerhalb der Gesellschaft bestehende Auffassung bei der Entscheidung auf politischem Gebiet ins Gewicht fallen müssen, wenn sie der Überzeugung von einer geschlossenen Mehrheit von Personen entspricht, die durch ihre persönliche Bedeutung und ihr bürgerliches Ansehen in derlei Dingen ein Wort mitzureden haben. Ich denke dabei an Fälle wie die jüngst erfolgte Vereitelung des bekannten Schulgesetzentwurfes, welche der Gründung der D. G. E. K. allerdings voraufging, dieselbe sogar mit veranlaßt hat, in ihr aber, wenn sie dazumal schon bestanden, sicherlich eine nicht unerhebliche Förderung gefunden hätte. Derlei Gelegenheiten dürften im ferneren Entwickelungsgange der in Deutschland bestehenden Verhältnisse nicht ausbleiben, und dann wird auch die D. G. E. K. ihre Bedeutung darzulegen haben, sei es daß sie den erwünschten Ausgang herbeiführen hilft oder wenigstens die Richtung angiebt, von der sie ihrerseits den rechten Erfolg erwartet.

Für mich genügt, wie Sie sehen, ein bloßes Theoretisieren und Schönreden keineswegs, und die Einschränkung auf „philosophische Erbauungsstunden", worin Sie schon eine Daseinsberechtigung für die D. G. E. K. sehen möchten, wäre meines Erachtens ganz unfruchtbar ohne den von mir angegebenen Ausblick auf das Praktische. Nicht wie Sie ein *Entweder — Oder* verlange ich von der D. G. E. K., sondern ein *Sowohl — Als auch*, und eben deshalb hält sie, wie mich bedünkt, ganz mit Recht, einstweilen die richtige Mitte zwischen den beiden Aufgaben. Ist sie überhaupt lebensfähig, so hat sie es damit zu zeigen, daß sie sich gerade in dieser Stellung behauptet und geltend macht.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Die zur Förderung und Ausbreitung der ethischen Bewegung in Eisenach sich Versammelnden werden am Abend des *5. August* im Vereinshause *Clemda* am Theaterplatz begrüßt. Die Reihe der Vorträge und Verhandlungen wird am *Sonntag*, den *6. August, vormittags 11 Uhr*, mit einer öffentlichen Versammlung in dem genannten Vereinshause durch einen Vortrag des Herrn Geheimrat Professor Dr. W. *Foerster* (Berlin): „Über den ethischen Bund und die Akademie für ethische Kultur" eingeleitet werden.

Da die Liste der Vortragenden noch nicht geschlossen ist, so läßt sich zur Zeit eine definitive Angabe über die Zeitpunkte der einzelnen Vorträge und Beratungen noch nicht machen, soweit nicht bereits bestimmte Wünsche der einzelnen Vortragenden hinsichtlich einer Begrenzung der Zeitdauer ihrer Mitwirkung vorliegen.

Die Vorträge und die sich daran knüpfenden Verhandlungen werden im allgemeinen vormittags zwischen halb 10 und 12 Uhr und nachmittags zwischen 5 und 7 Uhr stattfinden, während die sonstigen Morgen-, Nachmittags- und Abendstunden, an einigen Tagen auch vielleicht der ganze Nachmittag *und* Abend, für den geselligen Verkehr der Mitglieder der Versammlung bestimmt sein werden, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß die geselligen Zusammenkünfte in den Abendstunden oder in sehr frühen Morgenstunden mit Vorträgen im Freien an geeigneten Stellen verbunden werden.

Am *Montag*, den *7. August*, wird voraussichtlich mit einem Vortrage über „Die Organisation der ethischen Bestrebungen gemäß den Lehren der Geschichte" von Herrn *Gustav Maier* (Ermatingen, Schweiz) begonnen werden, an welchen sich vormittags und nachmittags die Verhandlungen über die Begründung eines alle Kulturländer umfassenden ethischen Bundes anschließen werden (Referent Herr Prof. Dr. *Bruno Meyer*, Berlin).

Dienstag, den *8. August, vormittags*, Vortrag von Frau *Lina Morgenstern* (Berlin): „Die Aufgabe der Frauen in der Erziehung zur ethischen Kultur."

Mittwoch, den *9. August, vormittags*, Vortrag des Herrn Prof. Dr. *Döring* (Berlin): „Ethischer Unterricht"; *nachmittags*, Vortrag des Herrn Dr. *Löwenheim* (Berlin): „Die Ethik des Demokrit".

Donnerstag, den *10. August*, Fortsetzung der Verhandlung über den ethischen Bund und Beginn der Verhandlung über die Begründung einer Akademie für ethische Kultur (Referenten Dr. *Löwenheim* und Prof. *Foerster*).

Freitag, den *11. August, vormittags*, Vortrag des Herrn Dr. *Emil Reich* (Wien): „Die Kunst und das Volk"; *nachmittags*, Vortrag des Herrn Rektor Dr. *Maaß* (Breslau): „Das Verhältnis der Ethik zur Religion, insbesondere zum Christenthum".

Sonnabend, den *12. August, vormittags*, Vortrag des Herrn Dr. *Ernst Harmening* (Jena): „Verrohung oder Veredelung des Kampfes um die Wohlfahrt"; *nachmittags*, Vortrag des Herrn Prof. Dr. *Bruno Meyer* (Berlin): „Der ethische Wert der Welt des Schönen".

Sonntag, den *13. August, vormittags 11 Uhr*, Vortrag des Herrn Prof. Dr. *Tönnies* (Kiel): „Thesen über die Erneuerung des Familienlebens".

Montag, den *14. August, vormittags*, Vortrag des Herrn *Hennings* (Friedrichkroog): „Volkswirtschaft und Ethik"; *nachmittags* Vortrag des Herrn Prof. *Foerster* (Berlin): „Naturwissenschaft und Ethik".

Dienstag, den *15. August*, Schlußberatung über den ethischen Bund, die Akademie für ethische Kultur und die Förderung sonstiger völkerverbindender Einrichtungen auf wissenschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiete (Referenten dieselben wie am 7. und 10. August).

Briefkasten.

Herr Dr. **M. Maaß** in Breslau schreibt dem Herausgeber: „Wenn Sie dem Aufsatze des Herrn Dr. *Dreher* in Nr. 29 der ‚Ethischen Kultur' ‚Die Ethik ein Ausfluß unserer philosophischen Weltanschauung' sofort die Erwiderung beigeben: ‚Die Ethik *kein* Ausfluß unserer philosophischen Weltanschauung', so haben Sie gewiß in der Hauptsache vollkommen Recht. Auch ich bin der Meinung, daß die Ethik ihre nächste Begründung in sich selbst haben muß, was aber nicht ausschließt, daß eine weitere Verfolgung des ethischen Gedankens denn doch auf ein, wie immer geartetes „Erstes und Letztes" führt; wobei es aber freilich zu nichts führen kann, wie Dreher mit den drei aus der christlichen Kirchenlehre herübergenommenen Gedanken: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, mechanisch zu manövrieren, als wären das geladene Flinten, die man nur loszuschießen brauchte, ohne erst vorher die Ladung selbst genau untersucht zu haben. Indes ist es weder der allgemeine Inhalt des Dreherschen Aufsatzes noch Ihrer Erwiderung, welcher mich zu diesen Zeilen veranlaßt hat, sondern nur Ihre Bemerkungen Shakespeare betreffend. Auch darin haben Sie gewiß Recht, daß Dreher in seinen Citaten unglücklich ist, und daß namentlich das von ihm gegebene aus dem Hamlet gar nichts für seine Behauptungen beweist. Aber ich kann mich ebensowenig Ihrer Behauptung anschließen, daß „dieser große Mann eine durchaus religionslose Ethik vertritt." Sie führen Stanton Coits Ausspruch an, daß man fast meinen möchte, Shakespeare habe von einer dazwischen tretenden Gottheit niemals etwas gehört, denn „allemal folgt in seinem Drama der Ausgang der Verwickelung unfehlbar aus dem Charakter und der Natur der betreffenden Personen und aus den Umständen, in denen sie sich befinden." Ganz recht, eben darin zeigt sich Shakespeare als echter Künstler und namentlich als echter dramatischer Künstler, der aus dem Innern heraus arbeitet und sich dabei nicht auf einen euripideischen deus ex machina verläßt. So sind seine Dramen eine lebendige Bethätigung des Goetheschen „denn jede Schuld rächt sich auf Erden", wie ich das den jungen Damen, mit denen ich im Winter Shakespeare englisch und deutsch zu lesen pflege, stets vor Augen stelle. Gewiß, auch der Desdemona hilft kein Gott, nachdem sie sich einmal durch ihre unnatürliche Liebe zum Othello in diese Lage versetzt hat, und auch Cordelia, die gute Tochter Lears, muß untergehen, nachdem sie den Kriegszug gegen England ebenso unbedacht ins Werk gesetzt hat, wie sie in jenem ersten Zwiegespräch Lears mit seinen drei Töchtern auf die nervöse Reizbarkeit ihres Vaters, die sie doch kennen mußte, durchaus nicht die gebührende Rücksicht genommen hat, und es ist sicher ganz verkehrt von August Wilhelm Schlegel, wenn er meint, das unverdiente Schicksal einer Cordelia weise auf eine bessere Lösung im Jenseits hin. Einen solchen Wechsel darf der dramatische Schriftsteller nicht ausstellen; sein Bau muß ebenso vollendet in sich sein, wie der eines Architekten. Die Gottheit tritt bei ihm nicht dazwischen und löst die Konflikte, darin hat Stanton Coit ganz Recht. Aber daß darum die Gottheit für Shakespeare nicht vorhanden wäre, das ist doch nicht der Fall. Sie wirkt nur nicht von oben in die Dinge hinein, sondern *von Innen aus den Dingen heraus*. Ohne daß ich die Zeit hätte, mich lange darnach im Shakespeare umzusehen, fallen mir da gleich zwei Stellen aus seinen Dramen ein. Die eine ist in demselben König Lear. Wenn dem Herzog von Albanien berichtet wird, wie sein Schwager, der Herzog von Cornevall, als er in Gemeinschaft mit seiner tückischen Gemalin Regan den alten Gloster grausam seiner Augen beraubte, von einem über diese That empörten Diener niedergestochen wurde, da ruft Albanien aus (Akt IV, S. 2):

> Das zeigt, Ihr waltet droben,
> Ihr Richter, die so schnell der Erde Freveln
> Die Rache sendet.

Hier tritt die Gottheit allerdings nicht dazwischen, aber sie wirkt von innen heraus, sie ist selbst nur die innere, sittliche Notwendigkeit der Dinge. Ob das nun „der Gott der Christen" ist, darüber könnte man ja streiten; jedenfalls ist es nicht der Gott des Apostolikums und der symbolischen Bücher. Die andere Stelle ist der bekannte Monolog des Hamlet To be or not to be. Der mit sich selbst zerfallene Hamlet spricht es hier ganz direkt aus, daß er sich das Leben nehmen würde, wenn ihn nicht der Gedanke an den Zustand nach dem Tode schreckte und wenn er dort nicht die Strafe für sein Beginnen von Gottes Hand fürchtete. Nun könnte man ja sagen, der Dichter spreche hier ex sententia seiner Person; er identifizire sich keineswegs mit Allem, was diese äußern, sonst müßte er ja auch Alles vertreten, was ein Jago und Richard III. sagen. Allein dieser Monolog ist einer seiner bedeutsamsten und von jeher als ein treffliches Argument gegen den Selbstmord angesehen worden, und wenn auch der hier vorwaltende Standpunkt der Ethik keineswegs der höchst denkbare ist, so beweist die Stelle doch, daß der Begriff einer waltenden Gottheit dem großen Britten keineswegs fremd war."

Anzeigen.

Verlag von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Geistesfreiheit und Gesittung.

Ein Beitrag zum socialen Frieden.

Von

Wilhelm Foerster,

Professor und Director der Königl. Sternwarte zu Berlin.

— Zweite Ausgabe. —

37 Seiten gr. 8°. Preis 30 Pf.

„Ethische Kultur“

und ihr Geleite.

I. Nietzsche-Narren (in der „Zukunft“ und in der „Gegenwart“).
II. Wölfe in Fuchspelzen (2 Kirchenzeitungen).

Von

Ferdinand Tönnies.

32 Seiten gr. 8°. Preis 75 Pfennig.

Zur

Ethik des Nationalismus und der Judenfrage.

Rede, gehalten am 23. November 1892

in der

Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu Berlin

von

Wilhelm Foerster,

Professor und Director an der Königl. Sternwarte zu Berlin.

20 Seiten gr. 8°. Preis 30 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die

Volksschrift „Einiges Christenthum“

vierteljährlich herausgegeben von Lehmann-Hohenberg, Universitätsprofessor in Kiel, unterstützt die Bestrebungen M. von Egidy's, grunddeutsche Einrichtungen in unserem Vaterlande zu schaffen und den Frieden mit allen Kulturvölkern zu sichern.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 2 M., Einzelheft 0,50 M.

Abonnements

durch jede Buchhandlung und Postanstalt (Zeitungsliste Nr. 1953) sowie direct bei dem unterzeichneten Verlage.

Verlag der Volksschrift „Einiges Christenthum“
Kiel, Falckstraße 9.

In unserm Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Begründung

einer

Gesellschaft für ethische Kultur.

Einleitungs-Rede

gehalten am 18. October 1892 zu Berlin.

Von

Wilhelm Foerster,

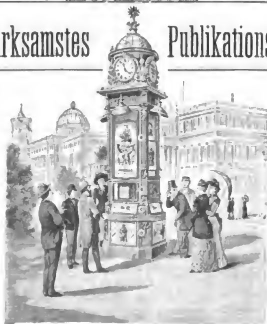
Professor und Director der Kgl. Sternwarte zu Berlin.

21 Seiten gr. 8°. Preis 40 Pf.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

URANIA-SÄULE — URANIA-SÄULE

Feinstes und wirksamstes Publikationsmittel für Berlin!



Fläche A
145 cm hoch, 60 cm breit.

Fläche B
20 cm hoch, 35 cm breit.

Fläche C I
20 cm hoch, 64 cm breit.

Fläche C II
20 cm hoch, 20 cm breit.

Fläche D
46 cm hoch, 60 cm breit.

Preise
pro Woche und Säule.

Fläche A 30 Mark.
Fläche B } 10 Mark.
„ C I }
Fläche C II } 5 Mark.
„ D }

URANIA-UHREN- UND SÄULEN-COMMANDIT-GESELLSCHAFT BERLIN C.,
Spandauerbrücke 11.

Hierzu eine Beilage: **Zweites Flugblatt der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.**

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Zweites Flugblatt
der
Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Wer ist ethisch?

Ethisch ist der Mensch, dessen ganzes Wesen von dem Streben nach brüderlicher Ordnung der menschlichen Gesellschaft beseelt ist, der sich selber überwindet, der aller Gehässigkeit, Ungerechtigkeit und Ueberhebung absagt.

Der ethische Mensch lebt mit der ganzen Menschheit und fühlt jede Wunde, die dem Geiste ihrer Gemeinsamkeit geschlagen wird. Ihn blendet kein augenblicklicher Erfolg der Gewaltthat und der Gewissenlosigkeit. Aus tiefster Seele erklingt ihm die frohe Botschaft, uralt und doch immer noch neu für die geängstigte und verhetzte Menschheit: Nicht durch Haß zum Frieden, nicht durch harte Trennung zur Eintracht — nein, endlich durch den Geist des Friedens in das Friedensreich!

Je ungeduldiger sein Drang nach reinerer Ordnung der Menschenwelt, um so versöhnlicher führt er den Kampf. Er weiß, daß das Menschenherz sich hartem Tone verschließt, sich schonendem Worte öffnet. Bekämpft er die Einrichtungen, so verhöhnt und erbittert er nicht die Personen. Und wo er Personen angreifen muß, gedenkt er demütig eigner Verworrenheit. Selbsterziehung erscheint ihm als heiligste Pflicht all' derer, die großen Wandlungen entgegendrängen.

So ist der ethische Mensch der Bürger jenes ersehnten kommenden Menschenreiches, in welchem überall die friedliche Verständigung an Stelle der Gewalt, des Mißtrauens, der Selbstsucht getreten sein wird.

Wo ist dieser ethische Mensch?

Nirgends ist er. Aber alle schauen aus nach ihm. Vor Jahrhunderten ist er einmal in hoher Reinheit aufgetaucht. Man hat ihn an's Kreuz geschlagen. Sollen wir warten, bis wieder ein Erlöser kommt und wieder gehen muß mit den Worten: „Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!"? — Nein, wir wollen nicht warten. Unsere theuren Märtyrer sollen nicht umsonst gelitten haben. Wir wollen uns nun selbst erlösen. In uns allen liegt ja der ethische Mensch, erstarrt, erfroren, aber noch voll Lebenskraft. Laßt uns Frühling machen, endlich, endlich! Laßt uns einen Bund schaffen zur Erlösung des ethischen Menschen in uns!

Wirtschaftliche Verbesserungen können zu dieser Erlösung beitragen. In vielen Lebensverhältnissen sind sie die unerläßliche Vorbedingung dazu.

Aber die gründlichsten dieser Neuordnungen können ohne höhere Gesittung überhaupt nicht zustande kommen. Und wenn der ethische Mensch nicht verwaltet, dann werden selbst die besten Einrichtungen immer von neuem entarten und verkümmern. Die Seelen lassen sich durch Parlamentsbeschlüsse nicht umstimmen. Ein Phantast, wer das Heil allein von politischer Erneuerung hofft. Eine feinere Gesetzgebung der Gewissen ist das, was uns allen not thut!

„Hunger wird nicht durch Ethik gestillt" — so rufen die Sozialisten uns zu. Ihr irrt. Ethische Kultur wird in der That den Hunger stillen, denn allein mit ihrer Hülfe wird der heutige Wirtschaftskrieg durch eine brüderliche Wirtschaftsordnung sein Ende finden. Aus ihren Wirkungen wird jenes freudige Füreinandersein aller Menschen erwachsen, das durch äußeren Zwang niemals hervorzubringen und zu erhalten ist. Sie wird die Anarchie überwinden, in welche uns die Lehre von dem Rechte des Stärkeren und von der alleinseligmachenden Konkurrenz zu stürzen droht. Auflösen wird sie den ungeheuren Widerstand der Selbstsucht gegen gründliche Neubildung der Zustände! Nicht durch Bußpredigt an die hoffnungslos Verhärteten — nein, durch festeren Zusammenschluß aller Bekenner ethischer Hoffnungen, durch Bildung einer neuen öffentlichen Meinung, die den Menschenverächter, den Starrsinnigen vereinsamt und ihn der Öde seiner Selbstsucht bewußt

Was hilft's dem Militarismus der Staaten zu fluchen, wenn wir alle dem Militarismus der Gesinnung und der Sprache fröhnen? Der geharnischte Verkehr der Völker, ist er nicht die natürliche Folge der inneren Zustände, der wachsenden Trennung des Menschen vom Menschen? Aendert die Ursachen, wenn Ihr die Wirkungen verwünscht.

Nach Frieden sehnt sich Alles. Und doch schwelgt man noch immer im Haß und freut sich an kriegerischer Behandlung des Mitmenschen. Wohlan, beginnt die Gesinnung zu pflegen, die zum Weltfrieden gehört! Das ist praktische Arbeit an der Gesundung der Gesellschaft.

Wer löst den Bann, der alles große und freudige Zusammenwirken zu neuer Menschenherrlichkeit erdrückt? Schwerlich ein Einzelner. Viele zugleich müssen sich die Hand reichen, um in der gemeinsamen Pflege ethischer Gesittung das fortreißende Beispiel allgemeiner Abrüstung zu geben.

Darum deutsche Männer und Frauen aller Parteien und Bekenntnisse, Klassen und Berufe, Glückliche und Unglückliche — werdet im Herzen Mitglieder unseres Bundes, wenn Ihr es auch dem Namen nach nicht werden wollt!

In festgeschlossenen Verbänden tritt heute Alles auf, was die Menschen trennt oder verhetzt. Das, was uns Alle verbindet, hatte noch keine Stätte.

Unsere Gesellschaft will ein Ort sein, wo das Heilig-Menschliche, wo die Brüderlichkeit, die keine trennenden Schranken kennt, zu neuem Leben und zu freudiger Bethätigung erwacht. Was uns allen im Kampf der Parteien, Klassen und Bekenntnisse zu schwinden droht — das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Menschen — das will sie wiederbringen und in der Gemeinsamkeit gleichen Strebens erstarken lassen. Sie ist eine Genossenschaft des inneren Lebens, welche auch diejenigen heranzieht, die den religiösen Gemeinschaften unerreichbar geworden sind. Nur diejenigen schließen sich selber aus, die nicht ablassen zu lehren, daß man ohne Religion kein ethischer Mensch sein könne.

Die Gesellschaft für ethische Kultur erstrebt eine gründliche Umgestaltung der ethischen Jugenderziehung, eine weisere, gedankenvollere Heranbildung des Menschen zum Gemeinschaftsleben. Sie will dafür eintreten, daß die allverbindenden Empfindungen und Ueberzeugungen ethischer Kultur nicht länger auf die religiösen Vorstellungen gegründet werden, die so vielfältig trennen und von so Vielen leidenschaftlich abgelehnt werden. Untergräbt nicht die religiöse Erziehung die Grundlagen der Gesellschaft, wenn sie die soziale Gesittung in so trennenden und so bestrittenen Formen überliefert? Aber die Gesellschaft für ethische Kultur will die Moral ebensowenig auf die religionsfeindlichen Weltanschauungen gegründet sehen. Auch deren Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit ist kein fruchtbarer Boden ethischer Kultur.

Was eine menschenverbindende ethische Erziehung zu leisten hat, ist nur dies: Selbstbeherrschung und Brüderlichkeit durch die Weckung und Läuterung reinmenschlichen Fühlens zum gemeinsamen Lebensgesetze aller Menschen zu machen. Das allein ist das Wesentliche und Notwendige. Das allein, Hand in Hand mit wissenschaftlicher Kultur, soll Gegenstand

gemeinsamer Heranbildung der Jugend zur Gemeinschaft sein. Religion und andere persönliche Richtungen der Weltanschauung gehören dorthin, wo die besonderen Heiligtümer der Einzelnen gepflegt werden.

Unsere Arbeit für die Läuterung der Erziehung muß uns auch zu tieferer Sorge um den Lebensboden ethischer Bildung führen.

Was hilft alle Jugendunterweisung, wenn Vater und Mutter von früh bis spät ins Joch der Arbeit gebannt sind, wenn Häuslichkeit und Familienleben fehlt, die Pflanzstätte aller ethischen Kultur?

Klar wird es uns beim Anblick der wirtschaftlichen Ursachen sittlicher Verwilderung: Wir müssen die tiefsten sozialen Fragen endlich den Interessen und den Schlagworten des Klassenkampfes entreißen und sie zu gemeinsamen Gesittungsfragen machen. Auf dem kampfentrückten Boden unseres Bundes muß der ganze ethische Segen echt wissenschaftlichen Geistes über sie kommen. Eine Freistätte ruhiger Klärung und Entschließung zur Wahrung und Mehrung gemeinsamer Güter — das hat uns allen gefehlt!

Es kann kein unabwendbarer Fluch der Menschheit sein, daß jede große Neubildung ihrer Gemeinschaftsformen nur unter Gewaltthat und erneuter Verrohung zum Durchbruch kommen soll!

Ueberwunden ist der Fluch, sobald das Licht ethischer Aufklärung sich

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 12. August 1893.	Nr. 33.

Ethik und allgemeines Wahlrecht.

Von J. St.

In Nr. 17 dieser Wochenschrift wurde von mir der Satz aufgestellt: „Wenn die Ethik ein bedeutender Faktor des Gemeinwohls sein will, so darf sie sich nicht auf die Sphäre des Privatlebens beschränken, sondern muß auch im politischen Verhalten Wegweiserin sein“. Wenn man bedenkt, daß das Wohl der Einzelnen in den politischen Zuständen sehr wesentlich bedingt ist, und umsomehr, je weiter das Gemeinwesen seine Kreise zieht und das individuelle Dasein mit demselben verkettet wird, so wird man einzuräumen nicht umhin können, daß das ethische Kardinalgebot, das Wohlergehen Anderer wie das eigene zu behandeln, sich nicht auf das private Verhalten beschränken darf, sondern auch auf das politische Verhalten sich erstrecken muß; es wäre denn, daß man mit Nietzsche zweierlei Moral aufstellt, Herrenmoral und Sklavenmoral.

Das Bestreben, die ethischen Postulate auch im politischen Leben zur Geltung zu bringen, entspricht dem platonischen Staatsbegriff, wonach die „Ethisierung der Gesellschaft“, die Realisierung der Idee des Guten Aufgabe des Staates ist, und ist ein sympathischer Zug der sog. mosaischen Theokratie und der prophetischen Litteratur, und wenn die Redensart vom „sittlichen Staat“ oder „christlichen Staat“ einen plausiblen Sinn haben soll, so kann es nur dieser sein.

Um so unangenehmer muß es berühren, daß ein hervorragender Theologe, Professor Beyschlag, mit den Feinden des allgemeinen Wahlrechts gemeinsame Sache macht und in den „Deutsch-Evangelischen Blättern“ sich gegen dasselbe ausspricht. Wer denkt da nicht an den Uhlandschen Spottvers:

„Ich ging zur Tempelhalle
Zu hören christlich Recht:
Hier innen — Brüder alle,
Da draußen — Herr und Knecht.“

Ich stelle die These auf:

Das allgemeine Wahlrecht ist ein unabweisbares Postulat der politischen Ethik.

Wenn man der Maxime huldigt, daß das Wohl aller Andern dem eigenen gleich zu achten sei, so muß man konsequentermaßen auch allen Andern die gleichberechtigte Beteiligung an der Gesetzgebung zugestehen. Fordert man aber für sich oder seine Klasse ein Vorrecht, so schlägt man damit dieser Maxime ins Gesicht. Ein Drittes giebt es nicht. Oder doch? Ja freilich, die „Umsturz“-Politiker, die das allgemeine Wahlrecht abschaffen oder beschneiden wollen, haben ja beileibe nicht ihre Klasseninteressen dabei im Auge, sondern aus reiner Selbstlosigkeit, aus purer Sorge um das Gemeinwohl, „damit dem Staate kein Schaden geschehe“, wollen sie dem allgemeinen Wahlrecht an den Kragen und die „Klinke der Gesetzgebung“ der besitzenden Klasse überliefern: „Bildung und Besitz“ lautet ihre Formel, „wo Bildung, da Besitz“; ein Sprüchlein, das genau so zutreffend ist wie der vielverbreitete „göttliche Haussegen“: „Wo Glaube, da Liebe“. Es ist ja auch ganz einleuchtend, daß ein Millionär, und hätte er seine Million als Jobber und Wucherer erschachert oder als Gründer ergaunert, auf einer viel höheren Bildungsstufe stehen und viel besser wissen muß, was dem Gemeinwohl ersprießlich ist, als so ein Hungerleider von Schulmeister, Kanzlist, Zeitungsschreiber oder Arbeiter. — „Es geht eher ein Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Armer ins Himmelreich der Bildung“, so müßte hiernach der bekannte Vers variirt werden.

Aber Herr Professor Beyschlag meint es nicht so schlimm, ihn wurmt es nur, daß das allgemeine Wahlrecht „den Arbeitern jeder größeren Fabrik einen stärkeren parlamentarischen Einfluß zubilligt als dem gesamten Personal einer Universität“.

Der Einwurf hat etwas Bestechendes, löst sich aber bei klarer Beleuchtung in Dunst auf.

Zwei Momente kommen bei der Gesetzgebung in Betracht: das Ziel und das Mittel. Ziel der Gesetzgebung soll sein das Gemeinwohl, gute Gesetze sind die Mittel hierzu. Lebhaftes Interesse für das Gemeinwohl und gesundes politisches Urteil, eine moralische und eine intellektuelle Eigenschaft, sind demgemäß die Eigenschaften, welche zur Mitwirkung an der Gesetzgebung qualifizieren.

Dem Gemeinwohl wird gewöhnlich das individuelle Privatinteresse entgegengestellt, das freilich in der modernen Gesetzgebung wenig zu bedeuten hat. Es giebt aber ein anderes Privatinteresse, welches das Gemeinwohl auf Schritt und Tritt kreuzt und sich in der Gesetzgebung sehr breit macht: das ist das Klasseninteresse. Unsere parlamentarischen Kämpfe sind weit weniger Meinungs- als Interessenkämpfe, die Parlamente sind Schlachtfelder des Klassenkampfes, die hitzigen Gefechte drehen sich höchst selten um die Frage, ob dieses oder jenes Mittel, d. h. Gesetz, besser zum (gemeinschaftlich angestrebten) Ziel (das Gemeinwohl) führt, sondern um das Ziel selbst wird gefochten, sofern jede Klasse oder Klassengruppe ein anderes Ziel, nämlich die eigenen Interessen auf Kosten der Interessen anderer Klassen und Gruppen, verfolgt, wenn auch die Fechter dies nicht immer offen eingestehen, sondern mit dem patriotischen Visir in die Arena treten, d. h. die Identität ihrer Spezialinteressen mit dem Gemeinwohl behaupten und sophistisch zu beweisen suchen. Es sei beispielsweise nur an die Fehde um Schutzzoll und Freihandel oder um die Arbeiterschutzgesetze erinnert.

Wer möchte nun mit ernsthaftem Gesicht behaupten, die besitzende Klasse sei selbstloser als die besitzlose und stelle gesetzgeberisch das Gemeinwohl über ihre Klasseninteressen? Nach dem Spruch: „Je mehr man hat, je mehr man will“, den Geschichte und Leben bewahrheitet, ist eher das Gegenteil anzunehmen, und speziell die Entwickelungsgeschichte des Rechts liefert tausend Beweise, daß der Klassenegoismus und nicht das Gemeinwohl zu allen Zeiten das Leitmotiv der Gesetzgebung gewesen ist.

Und auch die akademische Bildung macht die Menschen nicht zu selbstlosen Engeln; wofür wir uns gleichfalls auf Geschichte und Leben berufen dürfen. Und um auch das Zeugnis eines Philosophen anzuführen: in seinem Fragment gebliebenen Traktat über Politik schreibt Spinoza (Kap. VII, § 27): „Was wir hier geschrieben, werden wohl die mit Lachen aufnehmen, welche die allen Menschen innewohnenden Schwächen blos auf das gemeine Volk schieben, indem sie behaupten, im großen Haufen sei keine Mäßigung, er sei schrecklich, wenn er nicht fürchtet, das gemeine Volk kenne nur sklavische Unterwürfigkeit oder gewaltthätige Herrschsucht, es besitze weder Wahrheitsliebe noch Urteil &c. Allein die Natur ist Eine und Allen gemeinsam. Wir lassen uns aber von Macht und Bildung täuschen.“

Mit der höheren moralischen Qualifikation der besser situierten Klassen zur Gesetzgebung ist es also nichts, und es wäre ein Leichtes, zu zeigen, daß es in politischen Dingen auch mit der höheren intellektuellen Qualifikation nicht weit her ist. Nur flüchtig sei an die historische Thatsache erinnert, daß neue, weltbewegende Ideen häufig von den oberen Klassen abgelehnt und verfolgt wurden, aber bei den unteren Klassen Sympathie und Verständnis fanden, (weil sie dem Interesse derselben entsprachen,) und durch sie propagirt und schließlich realisiert wurden. Dachte Herr Professor Beyschlag, der Theologe, nicht daran, daß das Evangelium, das den vornehmen Juden ein Ärgernis, den Griechen eine Thorheit war, den Armen gepredigt wurde?

Und weiter vergesse man nicht, wie ungemein relativ der Begriff „Bildung“ ist und wie viele wissenschaftlich hochgebildete Menschen in politischen Dingen höchst unwissend, unerfahren und unklar sind.

Soweit das allgemeine Wahlrecht in gutem Glauben bemängelt wird, — nicht, wie vielfach, aus krasser Klassenselbstsucht, — geschieht dies, wie wir nachgewiesen zu haben glauben, auf Grund irriger Voraussetzungen und Anschauungen. Weder logisch noch empirisch (nämlich geschichtlich) können die oberen Klassen irgend einen Nachweis ihrer größeren Befähigung zur Gesetzgebung im reinen Dienste des Gemeinwohls erbringen. Somit können wir zu unserer These: „das allgemeine Wahlrecht ist ein unabweisbares Postulat der politischen Ethik“ das quod erat demonstrandum setzen.

Der ethische Beruf des Richters.

Von Dr. jur. O. Wettstein in Charlottenburg.

Es ist eine uralte rechtsphilosophische Streitfrage, wie weit Recht und Sitte sich decken, decken sollen und decken können. Die primitive Ansicht, daß der Sittenkodex mit dem Strafkodex beginnt und aufhört, wird schwerlich in der Theorie Verteidiger finden, in der Praxis des täglichen Lebens freilich ist es ein besonders beliebtes Prinzip, die sittlichen Forderungen mit der Beachtung der Paragraphen des Strafgesetzbuches erfüllt zu glauben. Der denkende Mensch blickt tiefer, mag er über die Quellen von Recht und Sittlichkeit denken, wie er will, er wird immer auf dem Standpunkt stehen, daß Recht und Moral zwei Gebiete sind, die sich zum großen Teil wohl decken, zum anderen Teil dagegen von einander unabhängig sind. Das Recht, soweit es sich in der heute fast ausschließlich herrschenden Form, dem Gesetz, ausprägt, ist ein starres, festes Gebilde, ein Bau von Zellen, der etwas im Lauf der Zeit verändert wird, aber im gegebenen Augenblick eine tote Masse wäre, empfinge sie nicht ihren lebendigen, dem Wechsel der Dinge sich anpassenden Inhalt durch die Jurisdiktion, die Thätigkeit des Richters. Die Moral dagegen ist in jedem Augenblick lebendig, sie ist in beständigem Wechsel, in beständiger Wiedergeburt, sie schmiegt sich eng an den Zeitcharakter an, sie folgt den Umwandlungen der menschlichen Verhältnisse rascher und gleichmäßiger, als das Recht, das mit einer wunderbaren Zähigkeit selbst an störenden, hemmenden Petrefakten festhält. Man hat daraus auf eine spezifische Verschiedenheit dieser beiden Hauptfaktoren, die ein Zusammenleben der Menschen ermöglichen, geschlossen, und es hat eine Zeit gegeben, die jede Rücksicht des Richters auf die moralischen Anschauungen seiner Zeit verwarf. Andrerseits ist es noch nicht lange her, daß der entgegengesetzte Standpunkt mit Eifer verfochten wurde: die Lehrer des Naturrechts sahen im positiven Recht nur den Niederschlag des ethischen Gewissens einer Nation; — zu welchen Konsequenzen ihre Vernachlässigung des historisch Gewordenen führte, weiß jeder Jurist. Die heutige Juristenwelt wird von der historischen Rechtsbetrachtung beherrscht; man hat seit Langem daran gearbeitet, die juristische Wissenschaft nach Möglichkeit von der spekulativen Philosophie loszulösen und unabhängig zu machen. Die Rechtsgebilde gelten als etwas historisch Gewordenes, an dem zu rütteln nur der Zwang der Verhältnisse rechtfertigt; auch die unsinnigste Rechtsform wird als existenzberechtigt betrachtet, solange sie nicht an der unerbittlichen Logik der Verhältnisse zerschellt. Auf unsern Universitäten wird zwar „Rechtsphilosophie“ gelesen; aber sie ist meist nichts anderes als eine allgemeine positivistische Übersicht über das Rechtssystem, von der Leuchte der Philosophie himmelweit entfernt. Der Jurisprudenz ist es gegangen wie der Politik: hier sind die besonnenen Kompromißpolitiker den Stürmen von 1848 gefolgt, dort die positivistischen Nur-Juristen den naturrechtlichen Drängern.

Daß es für die Ausbildung eines Juristen zweckmäßig ist, die bei philosophischer Behandlung des Studiums leicht eintretende Verflüchtigung der Formen und Begriffe zu verhindern, mag zugegeben werden; aber mir scheint doch, daß die juristische Praxis eine bedenkliche Tendenz zeigt, jede Rücksicht auf das ethische Bewußtsein der Nation zu negieren; man klagt nicht umsonst über zunehmenden Buchstabengeist der Gerichte; einige Entscheidungen des Reichsgerichts in letzter Zeit haben diese Klagen nicht gerade zu beschwichtigen vermocht, — ich erinnere an die Urteile in verschiedenen Preßprozessen. Je starrer der Richter an den Formen, an den harten Rechtsbegriffen festhält, desto größer wird die Gefahr einer Collision mit dem natürlichen Empfinden des Volkes. Man bezeichnet dieses Empfinden zu meist als „Rechtsbewußtsein“ des Volkes — ich glaube, nicht ganz mit Recht, denn dieses Bewußtsein ist nicht spezifisch rechtlicher, sondern ethischer Natur. Das gibt uns gleichzeitig einen Fingerzeig, wie wir uns, ohne apodiktische Entscheidung der Frage, was Recht, was Moral sei, das Verhältnis der beiden zu denken haben, soll es ein gedeihliches sein: Das bestehende Recht muß von ethischen Gedanken getragen sein, ein Rechtsatz ohne sittliche Basis ist ein lebensunfähiges Gebilde. Nicht jedem sittlichen Prinzip braucht notwendig ein Rechtsprinzip zu entsprechen, aber wo die Beiden sich widersprechen, wird das ethische früher oder später die Oberhand gewinnen.

Unsere Gerichtspraxis hat die hohe Aufgabe, das Recht in einer Weise anzuwenden, daß keine solchen Widersprüche entstehen; ich möchte an einem konkreten Beispiel zeigen, zu welch bedenklichen Resultaten die einseitige Betonung des Rechtsprinzips auf Kosten des ethischen führen kann. Vor Kurzem wurde in Berlin ein Beleidigungsprozeß verhandelt; der Besitzer eines Tanzlokals niedrigster Sorte hatte gegen eine Dame geklagt, die es gewagt hatte, das Treiben in jenem Lokal nach Verdienst zu kennzeichnen. Die tiefe, sittliche Entrüstung hatte sich in scharfen, aber berechtigten

Worten geäußert; — die Dame wurde, obwohl die angeführten Thatsachen vom Gericht als bewiesen angesehen wurden, zu einer — allerdings geringfügigen — Geldstrafe verurteilt, weil der Schutz des § 193 des Strafgesetzbuches (berechtigte Interessen) hier nicht Platz greifen könne; die Angeklagte habe kein „berechtigtes Interesse“ gehabt, jenes Lokal in einer den Wirt so bloßstellenden Weise zu kritisieren.

Dieses Urteil steht mit jedem sittlichen Empfinden in einem entschiedenen Widerspruch; unsittliche Lokale, noch dazu öffentliche, dürfen als das bezeichnet werden, was sie sind, ob der Wirt, der vom Ertrag einer solchen Pesthöhle lebt, sich davon beleidigt fühlt oder nicht. Wohin soll es denn kommen mit unsrer öffentlichen Moral, wenn solche Kritiken als „beleidigend“ bestraft werden? Über die öffentliche Sittlichkeit zu wachen hat jeder Mensch das Recht, und eine Gerichtspraxis, die diesem Anspruch entgegentritt, gerät in Kollision mit dem ethischen Empfinden. Leider hat das Reichsgericht in einer unglücklichen Stunde der Presse den Beruf abgesprochen, öffentliche Mißstände zu geißeln, — um so größer ist die Versuchung der unteren Gerichte, dem bequemeren Weg der Buchstabeninterpretation zu folgen, statt dem schwierigeren, der das ethische Bewußtsein mit dem Recht verbindet.

Aber nicht nur im Strafrecht, auch im Civilrecht zeigt sich bei den Gerichten eine Tendenz, das sittliche Moment dem rein-juristischen Entscheiden zu opfern. Ich verlange nicht, daß unsere Richter auf das uferlose Gebiet der Äquitas, der Billigkeit heraussteuern sollen, obwohl es ihnen nichts schaden würde, wenn sie dem klassischen Vorbilde der römischen Prätoren und Ädilen, der wahren Schöpfer des römischen Rechts, wohlverstanden, des klassischen, nicht des späteren verknöcherten, etwas nacheifern wollten; aber eine stärkere Rücksicht auf das ethische Moment würde wahrlich nichts schaden. Unsre Verkehrsmoral sinkt — sie sinkt je länger je tiefer, und nicht zum mindesten ist die Gerichtspraxis mit ihrer einseitigen Betonung des strengen Rechts daran schuld.

Der Gegenstand ist ernst, tief ernst und verdiente wohl, einmal in umfassenderer Weise behandelt zu werden, als es hier geschehen kann; ich wünschte, es würde sich die richtige Kraft dafür finden, bevor Deutschland mit dem Danaergeschenk des neuen bürgerlichen Gesetzbuches beglückt wird; vielleicht ließe es sich doch noch erreichen, daß diese hochwichtige Codifikation dem modernen ethischen und nationalen Geiste besser angepaßt würde, als es der bisherige Entwurf ist.

Der Austritt aus der Kirche und der Eintritt in dieselbe.

Von Dr. M. Maaß in Breslau.

„Zwischen uns sei Wahrheit.“
Goethe, Iphigenie.

Vielfach mit anderen, wenn auch verwandten, Arbeiten beschäftigt, ist der Schreiber dieser Zeilen erst in letzter Zeit zu einer genaueren Lektüre der bereits erschienenen Hefte der „Ethischen Kultur“ gekommen und hat zu seiner großen Freude und Befriedigung außerordentlich viel Interessantes und Lehrreiches in ihnen gefunden. Dahin rechnet er denn auch namentlich die drei Aufsätze über den „Austritt aus der Kirche“, von Dr. Walter Wislicenus („Die Antwort auf eine Frage an die D. G. E. K.“) in Nr. 3; von Prof. Ferdinand Tönnies („Fernere Antwort auf eine brennende Zeit- und Streitfrage“) in Nr. 5 und „Der Austritt aus der Kirche“ von L. Schmidt in Nr. 8 der Zeitschrift; der erste dieser drei Verfasser ist Privatdozent an der Universität Straßburg i. E., der zweite Professor an der Universität Kiel, der dritte freigemeindlicher Prediger in Königsberg, also alle drei durchaus sachkundige Herren, die eine in dem in Breslau erscheinenden „Freireligiösen Familienblatt“ aufgeworfene Frage, wie die ethische Gesellschaft von rein ethischen Gesichtspunkten aus die Stellung der evangelischen, katholischen und jüdischen Mitglieder beurteile, die den evangelischen oder katholischen u. s. w. Glauben innerlich längst abgethan haben, und ob die Pflicht, seine Ueberzeugung offen zu bekennen, auch für die Religion gelte oder ob in der Religion ein falsches Bekenntnis gestattet sei, sehr verschieden im einzelnen, aber doch alle drei dahin gleichmäßig beantworten, daß die ethische Gesellschaft eine solche Frage überhaupt nicht aufzuwerfen habe. Wenn nun auch die Anfrage selbst mit diesen Antworten genügend abgethan ist, so wird es sich doch noch verlohnen, mit ein paar Worten auf die Argumente der betreffenden Verfasser zurückzukommen, um daran weiteres zu knüpfen, nachdem wir vorher gleichfalls nur kurz erwähnt haben, was über diese Frage bereits in der konstituierenden Generalversammlung im Oktober vergangenen Jahres verhandelt worden ist, und wovon die „Mitteilungen der D. G. E. K.“ Heft 1, S. 22 f. genauer berichten. Damals behauptete der Stadtverordnete Vogtherr ganz unumwunden, „daß die Gesellschaft den Konfessionen gegenüber werde Farbe bekennen müssen“, indem er geradezu sagte: „Entweder Protestant, Katholik, Jude, oder keines von allen Dreien.“ Der Geh. Rat Foerster erwiderte ihm aber sofort, „daß man sich nicht aus der Kirche hinausdrängen lassen wolle“. „Wir wollen die Kirchen ethisieren, wenn das auch nicht so schnell gehen wird; wir wollen auch nicht vergessen, was die Religion in der Kulturentwicklung geleistet hat und noch leistet.“ Damit konnte denn Herr Waldeck-Manasse sich nicht einverstanden erklären und meinte, seinerseits sich wundern zu müssen, daß der Vorredner sich der Kirche gegenüber eine solche Vertrauensseligkeit gewahrt habe; worauf ihm Foerster erwiderte, daß er von der Kirche und deren Organen besser denke. „Wir sollten uns auch kein Gräuelbild von der Kirche machen,“ bemerkte er, und Prof. Tönnies stimmte dem zu, wie denn auch Dr. Wislicenus geltend machte, daß die Gesellschaft auf Grund ihrer Satzungen sich in kein Feindschaftsverhältnis zur Kirche stellen dürfe.

Somit sehen wir hier schon alle für diese Frage wesentlichen Gesichtspunkte zur Sprache gebracht, die dann nur in jenen Aufsätzen der Zeitschrift eine nähere Beleuchtung erfahren. So erklärt Wislicenus, daß ohne Zweifel auch in Religionssachen die Pflicht, seine Überzeugung offen zu bekennen, gelte; es sei aber die Frage, wie das zu verstehen sei, daß Jemand seinen Glauben „innerlich längst abgethan habe.“ Was der strenggläubige Protestant, Katholik oder Jude unter dem „Glauben“ verstehe, das unbedingte Festhalten an einer bestimmten Anzahl von Behauptungen oder Vorschriften, das brauche dem freier gesinnten Bekenner dieser verschiedenen Konfessionen nicht als solcher zu gelten; er könne vielmehr unter dem Worte Glauben einen ethisch-religiösen Herzensglauben verstehen und fortfahren sich einen Christen zu nennen, weil er den von Christus aufgestellten Grundsatz der Gottes- und Nächstenliebe vollauf als den seinen bekenne. Einen Solchen dürfe man nicht zum Austritte aus der Kirche zwingen wollen, weil man damit nur (wie auch Schreiber dieser Zeilen an einem jener Versammlungsabende hervorzuheben sich erlaubte) die Geschäfte der Orthodoxie besorge. Wir fügen hier nur hinzu, daß auch der freier denkende Bekenner des Judentums ganz dasselbe erklären könnte, da der Grundsatz der Gottesliebe schon ganz unbedingt in den mosaischen Büchern ausgesprochen ist (5. Mos. 11, 1) und auch diejenige der Nächstenliebe, wenn auch das 3. Mos. 19, 18 Ausgesprochene durch 5. Mos. 23 eine auf historische Verhältnisse basierte Beschränkung*) erfährt, doch im Prinzipe dort bereits vorhanden ist, also mit dem Verschwinden jener historischen Verhältnisse sich von selbst in seiner Allgemeinheit wiederherstellt. Eine solche Forderung dürfe man aber um so weniger aufstellen, fügt Wislicenus dann hinzu, wenn

*) Aber auch nur diese; auf die benachbarten Edomiter und sogar auf die einst so feindlichen Egypter wird das Gebot der Nächstenliebe unbedingt ausgedehnt, s. das. v. 7 f.

jene freier Denkenden außerdem noch ausdrücklich erklärten, daß sie ihre Kirche von innen heraus reformieren wollten. Anders sei es, meint derselbe dann, mit Jenen bestellt, die selber erklärten, daß sie „an nichts glaubten“ und nur „der Leute wegen“ in der Kirche blieben. An diese dürfe allerdings mit Recht die Forderung des Austritts gestellt werden. Unserer Meinung darf aber auch an diese ein solches Ansinnen nicht gerichtet werden; was sich jedoch besser bei den beiden anderen Aufsätzen besprechen lassen wird.

Auch Prof. Tönnies verneint die in dem freigemeindlichen Blatte so ganz allgemein hingestellte Behauptung, daß es ethisch geboten sei, aus einer Konfession auszuscheiden, der man nach seiner Überzeugung nicht mehr angehöre. Seine Gründe sind allerdings etwas anderer Art. Er behauptet erstens, daß das Verharren in der Kirche nicht bedeute, daß der Betreffende die Lehren dieser Kirche ganz oder zum Teil anerkenne; „nicht einmal die Voraussetzung wird gemacht, daß er nicht feindselig gegen die Kirche empfinde; selbst feindseliges Handeln eines Laien hat (in der evangelischen Kirche wenigstens) keinen Richter.“ Die Zahlung der Kirchensteuer — das einzige rechtliche Zeichen für die Zugehörigkeit — bedeute in Wirklichkeit nichts, als daß man durch die Taufe in diese Kirche aufgenommen worden. — Für Protestanten und Israeliten hat Tönnies in diesem Punkte gewiß Recht,*) etwas anders liegt die Sache vielleicht bei den Katholiken, die allerdings zur lauten oder stillschweigenden Anerkennung aller Lehren ihrer Kirche verpflichtet sind und im Falle eines feindseligen Handelns gegen diese ohne Zweifel von ihr exkommuniziert werden können und würden. Von weniger Belang ist seine zweite Behauptung, daß die Zahlung der Kirchensteuer (mit der er sich überhaupt wohl zu viel beschäftigt) kein Bekenntnis der Liebe zur Kirche enthalte, denn daran hat wohl noch Niemand gezweifelt, daß die Zahlung von ein paar Mark Steuer jährlich doch ein sehr schwaches Liebesbekenntnis sein würde, zumal in religiösen Dingen. Viel bedeutsamer ist sein letzter Grund. Er will den Schein vermeiden, als gehörte er zu jenen „Vergnügten“ (er versteht darunter jene von Wislicenus als Solche Bezeichneten, die in der Kirche verbleiben, obgleich sie sich ausgesprochenermaßen aus derselben nichts machen und die ganze Geschichte als „Schwindel“ betrachten), „oder gar zu den gehässigen Anklägern eines Standes (des geistlichen), dem die Menschheit viel Leid, aber viel mehr Hilfe und Förderung verdankt,“ der auch in vielen Momenten der Geschichte die Volksfreiheit und das Volksrecht gegen die Tyrannei der Fürsten verteidigt habe. Endlich komme für ihn hinzu eine persönliche Pietät, die er nicht zu unterdrücken wünsche; einen Anspruch darauf, die Kirche zu reformieren, mache er allerdings nicht.

So weit Tönnies; endlich Schmidt. Auch der freireligiöse Prediger giebt aber seinem Kollegen nicht Recht. Ob der Austritt aus der Kirche zur Pflicht werde, erklärt er, hänge von sittlichen Vorgängen ab, die sich in der Seele des betreffenden Menschen zutragen; wer für einen Anderen entscheiden wolle, verübe einen sträflichen Angriff auf dessen sittliche Freiheit. Nur dürfe man das Verbleiben in seiner Kirche trotz aller Abweichungen von derselben nicht als eine Art Verdienst hinstellen wollen, und einer der schlimmsten Gründe, welche für das Verbleiben angeführt werden, sei, daß man alsdann von innen heraus für die Reform der Kirche thätig sein könne. Er kenne nur Einen (den Namen nennt er nicht), der in seinem ideologischen Optimismus eine Reform innerhalb der Kirche anzubahnen wenigstens versucht habe. Die Meisten gefielen sich in der bloßen Möglichkeit einer solchen Reform, ohne daran irgend eine praktische Folge zu knüpfen. Wenn sie der Sache näher träten, so würden sie auch bald einsehen, daß das Ding unthunlich wäre. — Das ist denn wieder die oben erwähnte Behauptung der Herren Vogtherr und Waldeck-Manasse in der konstituierenden Generalversammlung der Gesellschaft. Herr Schmidt versicht aber die seinige mit Gründen. Man sollte doch wissen, meint er, daß gerade die „so sehr gepriesene“ Synodalverfassung der Kirche nicht den mindesten Zweifel darüber lasse, daß das Laienelement, ja sogar „die sogenannten Geistlichen“ von jedem Einflusse auf die in der Kirche vorgetragene Lehre ausgeschlossen seien, habe doch der Präsident des evangelischen Oberkirchenrates Dr. Herrmann seiner Zeit ausdrücklich erklärt, daß der Bekenntnisstand durch die neue Ordnung in keiner Weise berührt werde. Der Landesfürst als Summus episcopus werde es sich ja auch nicht nehmen lassen zu bestimmen, wie er die evangelische Kirche für seine Zwecke brauche; jeder Versuch einer Opposition werde sofort erdrückt werden. In der katholischen Kirche könne davon noch weniger die Rede sein. „Alle dissentierenden Elemente werden in der einen wie in der andern Kirche von dieser ausgestoßen,“ denn die Kirche „strebt nach geschlossener Einheit.“

Wir erwidern hierauf erstens: Daß nicht Alle, die in der Kirche verbleiben, weil sie die Hoffnung auf Ethisierung derselben hegen, selbst dazu Hand anlegen, ist doch nur zu begreiflich. Hält Herr Schmidt diese Ethisierung etwa für eine so leichte Sache, die allenfalls in einer müßigen Stunde zu vollbringen wäre? Er als Prediger und Theologe hat doch wohl genug Kenntnis von den Dingen, um zu wissen, daß trotz aller bereits gemachten vortrefflichen Vorarbeiten eine Unmasse von Zeit, Kenntnissen und Fähigkeiten der verschiedensten Art (historischen, philosophischen, religiösen, sprachlichen) dazu gehört, um diese, die Kräfte eines Einzelnen weit übersteigende Arbeit (o, möchte sich doch recht bald eine solche Genossenschaft dafür zusammenthun, wie Prof. Tönnies sie am Schlusse seines oben besprochenen Aufsatzes andeutet!) zu stande zu bringen, und will er es daher dem freigesinnten, aber von den Arbeiten seines Berufes mächtig in Anspruch genommenen Laien so sehr verübeln, daß er zumeist für diese Reform der Kirche vorderhand nur fromme Wünsche hat? Dann aber die Bemerkung, die „so sehr gepriesene“ Synodalverfassung der evangelischen Kirche sei gerade das Haupthindernis dieser Reform. Ja, wem sagt Ihr das? Es mag sein, daß diese falsche Synodalverfassung bei ihrem Erscheinen auch von freisinniger Seite mit Freude begrüßt wurde, weil sie als ein großer Fortschritt über die bisherige Konsistorialverfassung der Kirche hinaus angesehen ward, und weil die ganze Gesetzgebung, auch die politische, sich damals anfangs der siebziger Jahre in ascendente domo befand, man daher auch für diese Synodalverfassung das Beste hoffte. Aber welcher kirchlich Freigesinnte denkt jetzt noch gut von dieser Verfassung mit ihrem „Filtriersystem“, wie man es richtig genannt hat, wo die mittleren Instanzen, die Provinzialsynoden mit dem vorwaltenden Pastorenelement, schlecht machen, was die Kreissynoden etwa noch gut gelassen haben, und wo endlich die Generalsynode mit ihrem vorwaltenden Superintendenten-Element das letzte Gute, was die Provinzialsynoden etwa noch übrig ließen, vollends zerstören und zu nichte machen! Aber was entstanden ist, kann auch wieder vergehen, und wer an eine Reform der Kirche denkt, wird immer zuerst den Ruf erheben müssen: „Fort mit dieser Synodalverfassung!“ Statt dieser eine in allen Instanzen auf Urwahlen beruhende kirchliche Ordnung. Und so gut wir nicht die Hoffnung aufgeben, daß wir noch dereinst in Preußen das Dreiklassen-Wahlsystem für den Landtag beseitigen werden, ebenso gut hoffen wir (der mehr als siebzigjährige Schreiber dieser Zeilen vielleicht nicht mehr) noch das Ende dieser „gepriesenen“ Synodalverfassung zu erleben. Auch erwarten wir den reformatorischen Fortschritt keineswegs vorzugsweise von den Geistlichen. Diese befinden sich, mit und ohne Synodalverfassung, in den Händen der Konsistorien, und wir haben es ja erlebt, wie rasch die freigesinnten, unter ihnen ein Sydow, Lisco, Hoßbach, zum

*) Man braucht bei den Israeliten anstatt Taufe nur Beschneidung zu setzen.

Schweigen gebracht worden sind; und sollte auch einmal wieder ein günstigerer Wind von dem Berliner Kirchensitze herwehen, so wissen wir ja recht gut, wie bald auch eine solche Windrichtung wieder in ihr Gegenteil umschlagen kann. Nein, wenn schon zu Luthers Zeiten die Laienwelt eigentlich die Bewegung gemacht hat (welche das neuerstandene Pastorentum der nach-lutherischen Zeit dann freilich wieder arg verdarb!), Luther selbst eigentlich nur ihr Sprecher war, so kann der religiöse und kirchliche Fortschritt heutzutage **nur** von unabhängigen Laienkräften ausgehen, die sich um keine Konsistorien zu kümmern haben (von dem Summus episcopus besorgen wir dabei am wenigsten Widerstand: der hat sich bisher weit mehr gegen die anmaßlichen Ansprüche der auf die katholische Kirchengewalt versessenen Richtung gekehrt). Das ist freilich sehr schwer und weit aussehend, schon wegen der oben angedeuteten Schwierigkeit der Laienarbeit in diesen Dingen. Aber auch Lessing, der wahre zweite Luther, war ein Laie, und doch datiert von ihm die ganze neuere freisinnige Richtung im Protestantismus. Freilich haben wir jetzt keine Lessing zur Hand, aber doch **leben sie noch, die etwas wollen**, die es wollen mit Hingabe ihres ganzen Seins, ihres Denkens, Wollens und Empfindens, die da freudig rufen mit einem Theodor Körner: „Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!“ Und — where there is a will, there is always a way oder: Willens Kraft Wege schafft. Was aber das Ausstoßen der dissentierenden Elemente anbetrifft, so kann dies nur vom Katholizismus gelten; dissentierende Elemente in der Laienschaft können heutzutage weder im Protestantismus noch im Judentum ausgestoßen werden. Wer sich nicht aus der Kirche oder aus der Synagoge drängen lassen will, der kann von keiner geistlichen Behörde derselben hinausgedrängt werden, dazu läßt sich der weltliche Arm doch glücklicherweise nicht mehr mißbrauchen! Herr **Schmidt** meint zwar, die öffentliche Meinung sei in kirchlichen Dingen sehr schwach, denn schon so lange bestehe notorisch im Protestantismus eine antikirchliche öffentliche Meinung, und sie vermöge doch nichts gegen die „rechtgläubige Kirche.“ Ja, aber es ist noch nicht aller Tage Abend; „Gottes Mühlen mahlen langsam,“ wie Goethe sagt, erlaubte sich der Schreiber dieser Zeilen in Beziehung hierauf auf der konstituierenden General-Versammlung zu bemerken; möge nur dies freigesinnte Laienelement erst noch mehr erstarken, mögen sich noch mehr Kräfte finden, denen ihre Berufsgeschäfte, ihre sonstigen Beziehungen, ihr Interesse an andern wissenschaftlichen, litterarischen, künstlerischen und politischen Dingen die Zeit und die Kraft übrig lassen, sich ernstlich mit der religiösen Frage zu befassen — und wir rechnen dabei, offen gesagt, hauptsächlich auf jene Männer, die einst während ihrer Berufszeit außer diesem auch idealen Interessen zugewandt, jetzt ein otium honestum cum dignitate genießen und dabei doch noch die körperliche und geistige Rüstigkeit besitzen, eine solche ernste und ohne Zweifel weitaussehende Sache in die Hand zu nehmen, auf einen Geistesverein der AD's vom Orden der verte vieillesse, mit solchen Mitgliedern wie die M. von **Egidy** und **Hugo von Gizycki** sind (vielleicht mit noch etwas mehr ruhiger und weiter angelegter Forschung), um das große Werk der religiösen Laienreform — **zu vollenden**? O nein, — bis dahin läuft sicher noch viel Wasser unsere deutschen Ströme hinunter! Aber doch wenigstens anzubahnen!

Von allen persönlichen achtbaren Gründen abgesehen, die Jemanden in seiner Kirche zurückhalten können, meinen aber offenbar die Freigemeindler, könne man, wenn man wirklich konsequent sein wolte, nicht anders als zu ihnen übergehen, denn auch die ausgesprochene Absicht einer Ethisierung der Kirche, wenn sie überhaupt zu stande kommen könne, laufe doch im grunde auf einen **ethischen Kultusverein** hinaus, dergleichen sie eben darstellen wollen. Wer da sage: „Keine Glaubenssätze mehr,“ sei damit unbedingt der Ihrige. Daß dies nun faktisch nicht der Fall ist, sehen wir ja an dem Beispiel **Egidys**. Er ist mit diesem Rufe auf den Kampfplatz getreten, und dennoch sind sowohl er als die Tausende, die ihm freudig zugestimmt haben, im Christentum verblieben. Darin liegt aber auch durchaus keine Inkonsequenz oder etwa die Unlust und Unfähigkeit, einen begonnenen Gedanken zu Ende zu denken. Und zwar läßt sich dafür noch weit mehr anführen, als dies sowohl von **Egidy** als von **Wislicenus** geschehen ist. Denn wenn **Egidy** hauptsächlich darum Christ bleiben will, weil Christus das Wort gesprochen hat: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott,“ so muß man ihm freilich entgegenhalten, daß das Neue Testament dieses Wort nicht Christus zuschreibt, daß es nicht in den Evangelien, sondern erst in den „Briefen“ und zwar im ersten Johannisbriefe enthalten ist, wenn auch zugegeben werden muß, daß dasselbe mit voller Folgerichtigkeit aus den Lehren Jesu gezogen ist. Und wenn **Wislicenus** ähnlich erklärt, man könne trotz Ableugnung der Glaubenslehren fortfahren, sich Christ zu nennen, wenn man den von Christus aufgestellten Grundsatz der Gottes- und Nächstenliebe als den seinigen anerkenne, so haben wir bereits oben nachgewiesen, daß dieser Grundsatz, bis auf eine historisch erklärbare Modifikation inbetreff der Nächstenliebe, bereits im Judentume und zwar im biblischen enthalten ist.

Aber es giebt stärkere Gründe, welche beim Christentume festhalten können. Einmal nämlich ist es mit einem einzelnen ethischen Grundsatze, und sei derselbe auch noch so herrlich, wahr und umfassend, allein nicht gethan, wenn derselbe nicht mindestens in alle jene hauptsächlichen Verzweigungen verfolgt wird, die er im Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit anzunehmen im stande ist. Des Sokrates „Erkenne dich selbst“ ist ein vortrefflicher Grundsatz, ohne Zweifel. Wenn mir aber nicht gesagt wird, wie ich diese Selbsterkenntnis zu erlangen im stande bin, wie ich dasjenige in mir, was dieser Selbstbekenntnis hinderlich ist, zu bekämpfen habe, wie ich den mir drohenden Selbsttäuschungen am besten entgehe, so hilft mir das bloße „Erkenne dich selbst“ allein sehr wenig, wenn ich es auch so oft im Munde führe, wie der kirchenfromme Katholik seine Paternoster und Ave Marias betet. Ein einzelner Satz ist noch kein ethisches Gebäude; ein einzelner ethischer Satz ist wie eine abgerissene Schiffsplanke, und auf einer solchen Planke kann wohl ein Schiffbrüchiger sich eine Zeit lang über Wasser halten, bis ihm von anders woher Hilfe kommt; aber sicher durch die Wogen des Meeres rudern, allen Wellen und Stürmen zum Trotz, kann man doch auf einem derartigen unbefestigten Brette nicht! Nun enthält aber das Neue Testament, enthalten insbesondere die Evangelien eine solche, auf dem Material des Alten Testamentes (und der rabbinisch-talmudischen Aussprüche!) auferbaute und nach allen Seiten hin*) ausgestaltete Sittenlehre und in so kerniger, ebenso energisch zum Verstande wie liebevoll zum Herzen sprechender Form verkörpert, daß es eben gerade diese „Sprüche“ sind, die wie ebensoviele Leuchttürme an den Klippen des Lebens vorbeileiten, indem sie dem menschlichen Fahrzeuge den sicheren Wasserweg getreu angeben.

Wollte nun das Freigemeindetum sagen: Ja, diese ethischen Sätze, soweit wir sie als solche anerkennen, nehmen auch wir an und thun noch anderes aus dem Weisheitsschatze der alten Griechen, Inder, Chinesen u. s. w. Entlehntes hinzu, so wäre darauf zu antworten: dann gleichet Ihr einmal jenem Manne im Evangelium, der da erntet, wo er nicht gesäet hat, und da nimmt, wo er nichts hingelegt hat, und wenn Ihr das dennoch thun wollt, indem Ihr den Molière-schen Grundsatz: Je prends mon bien, où je le trouve befolgt, den ein Bismarck mit: „Ich nehme es von daher, wo ich's kriegen kann“ ins Deutsche übersetzt hat, nun dann solltet Ihr doch wenigstens anerkennen, woher Ihr's „gekriegt“ habt und der Wahrheit die Ehre geben. Und was hindert im anderen Falle eine christliche, von der Kirchenlehre los-

*) Die politische vielleicht ausgenommen.

gelöste, Ethik, jene Weisheitsschätze anderer Nationen und Zeiten gleichfalls in sich aufzunehmen? was sie dann aber jedenfalls „mit Quellenangabe“ thun wird.

Nun ist aber eine Religion und vornehmlich das Christentum doch noch etwas Anderes als, sei es eine praktische, sei es eine systematische Ethik. Eine Religion, die diesen Namen mit Recht führt, hat immer außer ihrem allgemeinen Denk- und Empfindungsbestande noch historisches Element, das sie als solche charakterisiert. In den Religionen des Altertums, die jüdische mit eingeschlossen, war dasselbe ein historisch-nationales, im Christentume ist es ein historisch-individuelles. Jesus von Nazareth ist die geschichtliche Persönlichkeit, welche den Mittelpunkt desselben bildet, und zwar als die im Alten Testamente gebotene, im Neuen verkörperte, keineswegs von vornherein schon durch die Geburt, sondern im schweren Ringkampfe mit dem Leben zu Fleisch und Blut gewordene, Gottes- und Nächstenliebe und damit zum sittlichen Ideal der Menschen entwickelte Persönlichkeit, dem sich ein Sokrates, Buddha, Konfuzius und die Propheten des Alten Testamentes wohl annähern, aber doch nur wie die Sterne der Sonne oder die Vorberge dem Hochgebirge gegenüber. Daß dieses Leben Jesu uns noch durch viele Unklarheiten, durch viel Sagenhaftes, viel Widersprechendes in den evangelischen Berichten verbaut und verhüllt ist, wissen wir religiös Freisinnigen natürlich. Dennoch aber sind wir nicht mit Egidy und Anderen der Ansicht, weder, daß es unmöglich sei, diesen Schleier zu heben, noch daß dies für den Laien nicht solche Wichtigkeit habe. So konnte wohl ein Lessing denken, zumal in einer unhistorischen Zeit, wie das vorige Jahrhundert war, und am Eingangsthore einer kaum in ihren ersten Anfängen befindlichen Schriftkritik stehend, so aber brauchen wir Heutigen nicht zu denken und dürfen es auch nicht, wir, die wir die Resultate der großartigen Leistungen eines Bunsen, Baltzer, Renan, Keim, Schenkel u. A. auf diesem Gebiete vor uns haben, welche wir nur (freilich auch keine kleine, aber doch thunliche Arbeit!) zu einem Ganzen zusammenzufassen nötig haben. Allerdings ist bei dieser Aufräumungsarbeit schon manches glänzende Portal des einst so stolzen Prachtbaues gefallen und hat durch eine einfachere Eingangsthür ersetzt werden müssen, und es wird sich vielleicht im weiteren Verlaufe dieser Arbeiten noch mehr als baufälliges und abzutragendes erweisen, aber der Grundbau ist solide, das Fundament ist vortrefflich gelegt, es schwebt nicht in den Wolken, sondern ruht auf festem Erdboden, und seine Grundpfeiler sind ebenso vortrefflich eingerammt, wie sie aus dauerhaftem Materiale bestehen. Und nach allen Subtraktionen und Abschreibungen wird sich dennoch herausstellen, daß wir unzweifelhaft von dem Leben Jesu mehr Faktisches und mehr für unser eigenes sittliches Handeln Typisches wissen, als von dem eines Sokrates, Buddha, Konfuzius oder auch Jesaias und Jeremias.

(Schluß folgt.)

Lebensbilder*).

I.

Von einem Schriftsetzer.

Im Jahre 1860 wurde ich geboren. Meine Eltern befanden sich damals in sehr dürftigen Verhältnissen. Mein Vater hatte vordem vier Jahre bei der Fahne gedient und war darnach längere Zeit ohne Arbeit; kaum hatte er einige Monate Stellung, so wurde er 1859 wieder zum Militär wegen der Mobilmachung eingezogen; nachdem er nochmals längere Zeit ohne Beschäftigung gewesen war, bekam er endlich eine dauernde Stellung an der Anhalter Eisenbahn als Schlosser. Durch rastlosen Fleiß brachten es meine Eltern, trotz Krankheiten in der Familie, zu einigen Ersparnissen. Da kam das Jahr 1866 und mit ihm der Krieg; wiederum wurde mein Vater zu den Waffen gerufen, auf vier Monate, obwohl derselbe nur acht Tage währte. Frau und drei Kinder mußte er sich selbst überlassen; die Ersparnisse reichten aber für diese lange Zeit nicht aus; und hätte meine Mutter nicht Leute gefunden, die uns aus der Geldverlegenheit geholfen hätten, so hätten wir hungern müssen. Nach der Entlassung vom Militär war an Sparen nicht zu denken, denn nun hatte mein Vater von dem kargen Lohn, den er erhielt, seine Gläubiger zu befriedigen. Die Anzahl der Familienmitglieder stieg nach und nach auf sieben Köpfe; und da der Verdienst zum Lebensunterhalt für so viel Personen nicht mehr ausreichte, so blieb meinen Eltern nichts weiter übrig, als sich Schlafleute zu halten und Armenland zu pachten, um sich den nötigen Nebenverdienst zu verschaffen. Mein Mutter wusch und nähte für die Schlafleute, mein Vater bestellte vor Beginn und nach Schluß der Arbeitszeit den Acker, und ich mußte die jüngeren Geschwister warten. Nicht lange währte es und meine Mutter hatte sich überarbeitet, in Folge dessen sie längere Zeit auf das Krankenlager geworfen wurde. Wie besorgt waren wir Kinder um unsere Mutter, liebten wir sie doch alle sehr und hatten wir doch große Angst, eine Stiefmutter zu erhalten, wenn sie sterben würde! Zu unserer größten Freude wurde sie uns am Leben erhalten.

Im März 1873 wurde ich vom Nachmittags-Schulunterricht dispensiert, nahm eine Stelle als Bogenfänger in der Kreuz-Zeitung an und konnte meine Eltern nun etwas unterstützen. Die Arbeitszeit betrug täglich 7 Stunden, von 12—7 Uhr Nachmittags; oft aber mußte ich schon um 10 Uhr Vormittags die Arbeit aufnehmen, mitunter schon um 8 Uhr, ja es kam sogar vor, daß ich bis 12 Uhr Nachts arbeiten mußte. Die Schule wurde Nebensache, wollte ich meine Stelle nicht verlieren. Im Sommer, wenn wenig zu thun war, begann die Arbeitszeit erst um 2 Uhr; ich benutzte dann die Zeit von 12—2 Uhr, um mich mit meinen Leidensgefährten, — wir waren 10—12 Knaben, die in der Kreuz-Zeitung beschäftigt wurden, — im Tiergarten herumzutreiben; wir machten dort allerlei dumme Streiche und rauchten Pfeife oder Cigarren, alles „guten Vorbildern“ nachahmend; man sah es vom erwachsenen Personal nicht besser; oft genug kam es sogar vor, daß wir aufgefordert wurden Schnaps zu trinken; es bereitete den Leuten große Freude, wenn uns Knaben darnach schlecht wurde. Müde und abgespannt, wie ich war, machte ich Abends die Schularbeiten so schnell wie möglich; natürlich fielen die schriftlichen Arbeiten nie gut aus, und mit dem Lernen haperte es ebenfalls. Mit drei meiner Schul- und Arbeitskameraden wurde ich auf die letzte Bank in der 1. Klasse placiert (sogen. Arbeiter-Abteilung); auf uns richtete der Lehrer sein Augenmerk besonders; wir bekamen, hatten wir unsere Arbeiten flüchtig gemacht, die wenig schmeichelhaften Worte wie: altes Kameel, Rhinozeros, Dromedar, Faultier u. s. w. zu hören, — alles nur, weil unsere Eltern so arm waren, daß wir mitarbeiten mußten. Nach Verlauf von $1\frac{1}{2}$ Jahren hörte für mich die wahrhaft traurige Zeit auf; ich wurde eingesegnet und kam in die Lehre.

Da ich in der Kreuz-Zeitung das Buchdruckgewerbe kennen gelernt hatte, so entschloß ich mich Schriftsetzer zu werden; leider aber reichten meine Schulkenntnisse dazu nicht aus und ich mußte nach Antritt meiner Lehrzeit alles Versäumte nachholen. Jahraus, jahrein besuchte ich die Fortbildungsschule, und ich habe es mit der Zeit so weit gebracht, daß ich ein brauchbarer Mensch geworden bin. Gern würde ich auch heute noch die Fortbildungsschule besuchen, wenn nicht die Arbeitszeit eine solche wäre, daß es mir unmöglich ist, sie noch ferner zu besuchen; ich muß mich darauf beschränken, wissenschaftliche Bücher zu lesen, wenn es mir meine Zeit erlaubt; denn in der Familie giebt es des Abends noch hier und dort zu thun, wenn ich nicht in meinen Verhältnissen zurückkommen will.

*) Wir veröffentlichen hiermit den ersten Artikel, der uns auf unsere Aufforderung in Nr. 30 Seite 240 zugegangen ist.

Seit drei Jahren bin ich verheiratet, und ich habe zwei kleine Kinder. Trotzdem ich seit einigen Jahren eine feste Stellung und ein leidliches Einkommen, außerdem mir durch schriftliche Arbeiten einen kleinen Nebenverdienst verschafft hatte, reichte mein Verdienst doch oft nicht aus, da mein ältestes Kind neun Monate krank war. Zu Vergnügungen reichen meine Mittel nur selten, und hin und wieder nur kann ich politische Versammlungen besuchen oder nach dem Lokal unseres Gewerk-Vereins gehen. Die hohen Mieten in Berlin haben mich bewogen, nach einem Vorort zu ziehen, wo ich für einen angemessenen Preis wenigstens eine gesunde Wohnung habe.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Auf Grund des § 24 der Satzungen wird der Gesellschaftstag am Donnerstag, den 12. Oktober, zu Frankfurt a. M. stattfinden.

Anträge an den Gesellschaftstag betreffend Satzungsänderungen müssen gemäß § 26 bis spätestens Ende August den Hauptvorstand eingereicht werden.

Sonstige Anträge an den Gesellschaftstag gehen zunächst an den Abteilungsvorstand, an welchen sie spätestens bis zum 14. September einzureichen sind

Vor dem letzteren Termin finden auch die Abteilungstage, gemäß § 19 und § 26 statt, durch welche die Bevollmächtigten zum Gesellschaftstage gewählt werden.

Der Abteilungstag in Berlin ist (in Abänderung einer früheren Bestimmung), auf Freitag, den 8 September, in dem bekannten Lokal (Kommandantenstraße 57), angesetzt.

Vom 1. Oktober ab befinden sich Bibliothek und Lesezimmer, sowie die Auskunftsstelle und das Bureau der Abteilung Berlin, zugleich auch das Bureau des Hauptvorstandes der D. G. E. K., in dem Langenbeck-Hause, Ziegelstraße 10/11. In dem großen Saale desselben Hauses werden vom 1. Oktober ab auch die Plenarversammlungen der Abteilung Berlin stattfinden.

Das zweite Flugblatt der D. G. E. K. kann in einer beliebigen Anzahl von Exemplaren jederzeit kostenfrei durch das Bureau der D. G. E K., Berlin SW., Zimmerstraße 16 bezogen werden. Wir bitten die Freunde ethischer Kultur, das Flugblatt zu verbreiten.

Begründung der Abteilung Leipzig.

Im Juni dieses Jahres erließ Herr Arno Hoffmann in Leipzig durch mehrere allgemeingehaltene Inserate im Leipziger Tageblatt einen Sammelruf für geistig und sittlich entwickelte Charaktere zu einer engeren Verbindung. Es meldeten sich 45 Personen beiderlei Geschlechts, welche Herr Hoffmann zu einer Zusammenkunft einlud. In derselben machte er die Anwesenden mit den Bestrebungen der D. G. E. K. bekannt, verteilte Flugblätter, Broschüren und Exemplare der Wochenschrift „Ethische Kultur“ und machte den Vorschlag, in einer zweiten Versammlung eine Abteilung der D. G. E. K. zu begründen. Es gelang Herrn Hoffmann, zu der zweiten Zusammenkunft Herrn Privatdozent Dr. ph. Barth als Vortragenden zu gewinnen. Diese Versammlung fand am 19. Juli im Mariengarten unter großem Andrang statt Herr Dr. Barth sprach über „die Motive und Ziele der ethischen Bewegung“. Hierauf schritt Herr Arno Hoffmann zur Begründung einer Abteilung. Dieselbe wurde sofort mit 40 Mitgliedern konstituiert. Herr Schriftsteller Dr. Moritz Brasch beteiligte sich in anerkennenswerter Weise an den vorhergehenden und folgenden Debatten.

Zum Vorstand wurden gewählt:

Vorsitzender: Herr Dr. ph. Paul Barth, Privatdozent, Schleußiger Weg 1a.

Stellvertretender Vorsitzender: Herr Arno Hoffmann, Chemiker und Volontär, Langestraße 30.

Schriftführer: Herr Dr. ph. Moritz Brasch, Schriftsteller, Waldstraße 60 b.

Stellvertretender Schriftführer: Fräulein Else Junghans, Thomasiusstraße 30.

Kassenführer: Herr Herm. Richter, Kaufmann, Obstmarkt 1.

Die Correspondenz geht durch Herrn Arno Hoffmann, Litterarisches und Offizielles durch Herrn Dr. Brasch.

Es gehen täglich neue Anmeldungen ein. Die rege Beteiligung der Frauenwelt ist besonders hervorzuheben.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang. | Berlin, den 19. August 1893. | Nr. 34.

Wie ich ein anderer Mensch geworden bin.

Ein Bekenntnis von H. Rheinhold.

Ach, wie schwer ist es, ein anderer Mensch zu werden! Sagen doch manche Leute, das sei unmöglich; aber „unmöglich" ist ein tyrannisches Wort, dem der nach Freiheit ringende Mensch nicht allzuleicht den Nacken beugen sollte. Ich aber will Euch erzählen, wie ich's angefangen habe, ein anderer Mensch zu werden.

Lang, lang ist's her, da war ich mit meinem innern Menschen noch ganz identisch. Zwölf Sommer zählte ich, und sie nannten mich einen bösen Buben, einen Galgenstrick. Doch, wenn sie alle überzeugt gewesen wären von meiner gänzlichen Verworfenheit — und die mich kannten, waren es — ich selbst war's nicht; und einfach darum nicht, weil ich gar keine Zeit hatte, über dergleichen nachzudenken. Kleine und große Niederträchtigkeiten erfüllten mein Gemüt, und ich befand mich so wohl dabei!

Um so erschütternder war aber auch der Zerfall mit mir selbst, die Entdeckung des Gewissens, — von welcher Begebenheit ich nun berichten will.

Es war ein klarer, wonniger Wintertag. Noch lebt er in meiner Erinnerung, als wäre er gestern gewesen. Der siebzehnte Januar war es, Lieschens zweiter Geburtstag. Ihre beiden Brüder, von denen ich der ältere war, hatten ihr zu Ehren einen gewaltigen Schneemann im Garten geballt. Zwei mildblickende Kohlenaugen und eine distinguierte Mohrrübennase gaben ihm den Ausdruck eines Gemütsmenschen.

Hinten in der Wohnstube stand ein altes Mahagonispind. Von außen war es schlicht und anspruchslos; es enthielt nur eine einzige Schublade; in dieser aber pflegte die Mutter unermeßliche Schätze aufzubewahren: An der linken Seite lag die Chokolade, große und kleine Stücke, viereckige und runde; daneben stand ein japanisches Kästlein, dessen Inneres ein wirkliches Moschushörnchen barg, und eine Loupe aus buntem Glas, mit der man Sonnenfinsternisse beobachten konnte; da lagen auch die Briefe des seligen Vaters in einem mit blauseidenem Band umwickelten Päckchen, viele Pfeffermünzkuchen, eine außer Kurs gesetzte Lichtscheere und noch viele andere merkwürdige Dinge. Vor allem aber lag auch da ein Büchlein mit der seltsamen Inschrift: „Doktor Ammons Mutterpflichten." Und jetzt, während ich im Geiste all' die schönen Dinge wieder aufzähle, meine ich den unvergleichlichen Duft noch einmal wahrzunehmen, der der Schublade entquoll.

Diesen Duft von Zeit zu Zeit durch das Schlüsselloch in die Nase ziehen zu lassen, war schon kein unbedeutender Genuß. Aber nur in angemessener Entfernung durften wir die Mutter umstehen, wenn sie die Schublade öffnete, bescheiden erwägend, ob sie wohl eine Ecke Chokolade oder ein Pfeffermünzchen spenden werde. Sorgsam hielt sie das Heiligtum verschlossen, und nur an jenem Tage war das Unerhörte geschehen: die Mutter war ausgegangen und hatte den Schlüssel stecken lassen!

Ach, Mutter, Mutter, warum hast Du das gethan! Vielleicht wäre ich nie so schlecht geworden, wärst Du achtsamer gewesen! Nun aber, da ich ja längst ein anderer Mensch geworden bin, mag ich ohne Scheu erzählen, wie sich alles zugetragen hat.

Der Schneemann hatte meine Finger kalt und starr gemacht, und vergebens waren die Versuche gewesen, sie im Munde wieder warm zu lutschen. Darum ging ich in die Wohnstube, mich zu erwärmen.

War es denn Wirklichkeit oder nur ein schönes Traumbild! Der Spindschlüssel steckte! Ein nie gekanntes Gefühl überlief mich, es wirbelte mir durch Kopf und Glieder. Ein Blick nach beiden Thüren überzeugte mich, daß ich mutterseelenallein war; und ohne es zu wissen, wie das alles nur so schnell hatte kommen können, stand ich schon im nächsten Moment vor dem geöffneten Spinde.

Vor meinen Augen lag eine Welt ausgebreitet. Es war der erhabenste Augenblick meines verwerflichen kleinen Daseins.

Noch schwankte ich, ob ich mir eines der großen Stücke Chokolade oder Doktor Ammons Mutterpflichten aneignen sollte, entschied mich aber dann für beides.

Und nun schlich ich mich mit meiner Beute auf meine Dachkammer, um mich dort unter das Bett zu verkriechen. Aber schon beim Hinaufsteigen hatte ich einen Wunsch zur That gemacht, der schon lange in meinem Busen geschlummert hatte: die Chokolade wurde nicht, wie in früheren Fällen, mit den Zähnen zerkleinert, sondern es ward ihr Zeit gelassen, ganz allmählich im Munde zu zergehen.

Unter dem Bette begann ich ungesäumt mit der Lektüre von Doktor Ammons Mutterpflichten.

Das war ein merkwürdiges Buch! Ein freundliches Bildchen auf dem Titelblatt stellte den durchaus nicht geheimnisvollen Vorgang dar, wie ein kleines Kind gebadet wurde. Dagegen waren schon die ersten Kapitel voll geheimer Worte und versetzten mich in eine namenlose Aufregung.

Oh, vor meiner Seele hatte ja immer die dunkle Ahnung geschwebt, daß sämtliche Erwachsene in einem geheimen

Bunde gegen ihre kleinen Mitmenschen ständen. Hier war es denn bis zur Evidenz dargethan, daß es in der Welt ganz anders aussah, als uns die Erwachsenen glauben machen wollten.

In steigender Erregung las ich weiter, von Kapitel zu Kapitel, bis die Furcht entdeckt zu werden in mir den Wunsch entstehen ließ, das Buch wieder an seine Stelle zu bringen. Und wenn ich auch von dem Inhalt so gut wie nichts verstanden hatte, eines war mir klar: eine neue Weltanschauung war mir aufgegangen; nur wußte ich noch nicht, welche.

In diesem Gefühl kroch ich unter dem Bett hervor, und nachdem ich mich von Staub und Federn gereinigt, das Buch behutsam unter der Weste verborgen hatte, schlich ich in die Wohnstube, um mich von dem mir unheimlich gewordenen Buche zu befreien.

Wehe mir! Was war geschehen! Der Schlüssel vom Spinde war verschwunden!

Die Mutter war inzwischen zu Hause gewesen. Wehe, wenn sie das Fehlen des Buches gemerkt hat! Es brannte mir in den Händen, das böse Buch!

Vergeblich schaute ich mich in dem ganzen Hause nach einem geeigneten Schlupfwinkel um, an dem ich Doktor Ammons Mutterpflichten hätte verbergen können. Weder im Keller noch auf dem Boden schien ein Plätzchen zu sein, das auch nur einigermaßen Sicherheit geboten hätte.

Schließlich war der eigene Brustkasten noch immer die geborgenste Stelle, und ein Turngürtel mit der Devise „Frisch Fröhlich Fromm Frei", den ich um den Leib zu tragen pflegte, hielt das Buch fest und sicher.

So gewappnet sah ich meinem Schicksal mutvoll entgegen.

Die Mutter kam, war freundlich und liebevoll wie immer und hatte also das Buch nicht vermißt. Aber war denn damit meine Sorge beendet? Leider, leider nein! Konnte ich denn mit dem quälenden Buch auf der Brust mein ganzes Leben lang herumlaufen? Gewiß nicht!

Hier mußte Rat geschafft werden. Der Abend kam heran und die Nacht, und sie fanden mich noch immer ratlos. In meiner Not wandte ich mich an den lieben Gott im Himmel, indem ich mein Nachtgebet mit besonderer Inbrunst sprach; auch versicherte ich, daß ich mich bessern wolle, daß Gott noch viel Vergnügen an mir erleben solle, wenn er mir nur diesmal beistehe.

Aber mich floh der Schlaf. Auch fiel es mir ein, daß ich dem lieben Gott nicht einmal gesagt hatte, um was es sich eigentlich handele. Und wenn ich auch von Gottes Allwissenheit gewiß überzeugt war, so schien es mir in dieser kritischen Sachlage doch geraten, wenn wir uns genau verständigten. Darum richtete ich mich noch einmal im Bette auf und betete: Lieber Gott, es handelt sich nämlich um das Buch. — Du weißt ja! — Steh mir bei, daß ich es wieder an seinen Platz bringe, ohne daß die Mutter es erfährt und ich vor Schande vergehen muß. Amen!

Da kam es wie eine Erleuchtung über mich! Schlüssel mußten gesammelt werden, sehr viel Schlüssel, und mit einem von ihnen mußte das Spind geöffnet werden!

Noch früh, ehe der Tag graute, machte ich mich wohl ausgerüstet ans Werk und hatte zu meinem Unglück das Glück, daß schon der erste Schlüssel, mit dem ich den Versuch wagte, die Schublade und mit ihr die Laufbahn meiner Schande erschloß. — Seit jener bösen Stunde nämlich verging kein Tag, an dem ich nicht Gebrauch gemacht hätte von meinem Schlüssel, ein Kapitel Mutterpflichten gelesen und mich durch ein Stückchen Chokolade gestärkt hätte.

Aber Ehre, dem Ehre gebührt! Den Grad von Verworfenheit, daß ich etwa auch Pfeffermünzkuchen genommen hätte, habe ich nie erreicht. Es kam hinzu, daß die Pfeffermünzkuchen durch ihren Duft so etwas von Denunziantentum an sich zu haben schienen.

So waren zehn Tage vergangen, ich hatte mir eine Reihe gediegener Kenntnisse erworben; ich wußte, woran man eine schlechte Amme von einer guten zu unterscheiden habe und noch viel andere, für einen jungen Mann von elf Jahren unentbehrliche Dinge.

Die Phantasie verarbeitete diese durch die Lektüre gewonnenen Kenntnisse zu wahren Ungeheuerlichkeiten, die ich Tag für Tag den vertrautesten Schulkameraden zum Besten gab.

Allmählich aber begann auch der Ernst des Buches auf mich zu wirken. Ich las die rührenden Darstellungen von der Hilfsbedürftigkeit des Säuglings, wie ein Kind durchaus nichts durch sich und für sich selbst thun könne und ohne die Mutterliebe umkommen müsse. Ich las die Kapitel über die Pflege des Kindes, die Erkrankung und die wartende Sorgfalt der Mutter. In der Schule gab es nichts mehr zu erzählen, womit ich hätte imponieren können, und das Buch wurde mir mehr und mehr unheimlich.

Es regte sich so etwas wie Schamgefühl, wenn ich meiner Mutter ansichtig wurde.

Nun rüste Dich, Deine Stunde hat geschlagen!

Wieder sehe ich mich vor dem verhängnisvollen Spinde stehen. Die Mutter war ausgegangen. Schon hatte die Chokolade mir ihren Tribut entrichten müssen und ich war ganz und gar in die Lektüre meiner Mutterpflichten versunken, da geschah etwas Schreckliches.

Die Mutter war unerwartet und plötzlich vom Markte heimgekehrt, schon hörte ich ihre Stimme, ihre Schritte wie sie der Thür näher und näher kamen. Unbeschreibliche Angst erfaßte mich; mit einem verzweifelten Ruck wollte ich die Schublade in ihr Gelaß schieben — da klemmte sich das schreckliche Buch dazwischen.

Gelähmt stand ich da, der Schande preisgegeben. Die Thürklinke bewegte sich schon, und jetzt mußte die Katastrophe erfolgen, jetzt gleich — da begab sich ein Wunder! Der Herr Doktor war gekommen; die Mutter ließ die Klinke wieder fahren, und ich konnte hören, wie die beiden in das gegenüberliegende Zimmer gingen — ich war gerettet. Doppelt gerettet, denn das Gewissen war in mir erwacht! Freilich, es war noch nicht der kategorische Imperativ in seiner ganzen Reinheit, der zu mir sprach.

Der Doktor war ein lieber, guter Mann, von dem ich nach voraufgegangenen Erfahrungen mit Sicherheit annehmen durfte, daß sein Besuch die Mutter wenigstens eine halbe Stunde aufhalten werde.

Noch zitternd und bleich, die Schublade mit dem eingeklemmten Buch mir gegenüber, schöpfte ich jetzt einen tiefen Atemzug. Da hub denn zum erstenmal in meinem Leben mein besseres Ich aus dem Innern zu reden an.

„Hans!" sagte das bessere Ich, und das Vernehmen des eigenen Namens hatte etwas Grausiges. „Hans! Du bist ein schlechter Mensch und sie werden Dich an den Galgen knüpfen. So kann, so darf es nicht weiter gehen. Du mußt ein anderer Mensch werden! Und hier an dieser Stelle, angesichts dieses Buches wirst Du feierlich geloben, nie in Deinem ganzen Leben, nie wieder eine Schlechtigkeit zu begehen!"

Und ich gelobte: nie, niemals mehr! und fühlte schon den bessern Menschen über mich kommen, als ob er mich mit Geisterarmen mild umfaßte.

Dann glättete ich das Buch und legte es feierlich an seinen Platz. Die Schublade, die sich nun ganz gefügig handhaben ließ, ward in ihrer alten Ordnung hergestellt; und, da es nun doch das aller- allerletzte Mal war und ich Abschied zu nehmen hatte von einer mir so lieb gewordenen Gewohnheit, so steckte ich noch ein kleines Chokoladetäfelchen ein und verschloß dann die Schublade, — verschloß sie, um sie nie wieder zu öffnen.

Oben in meiner Kammer aber ließ ich noch einmal alles, was mit mir vorgegangen, im Geiste an mir vorüberziehen, verzehrte schnell meine Chokolade, an der noch die

Sünde klebte, und, um auch den letzten Rest der Erinnerung ganz unerbittlich hinunterzuspülen, trank ich ein großes Glas Wasser.

Dann wusch ich mich, kämmte mir das Haar und wiederholte noch einmal mein feierliches Gelöbnis: Nie, nie, nie! Den Schlüssel aber, den Förderer meiner Schande, warf ich heldenmütig weit, weit über die Mauern des Nachbarhauses und — ward ein anderer Mensch.

Ein Gang durch die Berliner Kunstausstellungen.

Von Lily von Gizycki.

Die nahe Beziehung der Litteratur zur Malerei und Plastik ist mir in den modernen Kunstausstellungen klar zum Bewußtsein gekommen. Die Kunst, namentlich die Malerei, krankt an denselben Fehlern, wie die Dichtung; auch hier besteht der schroffe Gegensatz zwischen Alten und Jungen; auch hier hat ein tieferes Naturempfinden, ein ernsteres Wahrheitsbedürfnis die hitzigen Köpfe der Jungen mit blindem Haß gegen die Alten erfüllt, die der klassischen Glätte und Schönheit huldigen; auch hier hat die Beschäftigung mit den großen sozialen Fragen der Gegenwart, über welche der Künstler sich sonst hoch erhaben glaubte, zur Hervorhebung der Nachtseiten des Lebens geführt. Doch der einmal erwachte Geist des Widerspruchs hat auch recht böse Früchte gezeitigt: es sollte nun auch Alles anders gemacht, ja selbst anders gesehen werden, und keine, noch so erprobte Regel der Kunst fand mehr Berücksichtigung. Ein Gang durch die Berliner Ausstellungen genügt, um das Gesagte zu beweisen.

Gegenüber den spärlich vertretenen „Haupt- und Staatsaktionen" und den in eben so kleiner Anzahl vorhandenen Schlachtenbildern — ein moderner Krieg hat weder eine malerische, noch eine poetische Seite aufzuweisen — finden wir eine Unmenge gemalter Novellen, Tragödien, Märchen, ja sogar Selbstbiographien, denn so manches Portrait erzählt die Schicksale, die Gedanken und Gefühle des Originals. Eines der bedeutendsten ist das Bildnis des Pfarrers Haller von Graf Harrach. In vollster Lebendigkeit steht der Geistliche vor uns; er scheint ein moderner Christ zu sein, der nach schweren inneren Kämpfen zwischen Glauben und Wissen eine Brücke geschlagen hat, auf der er sicher zu stehen meint. Die Arbeit hat ihn dem Grübeln entrissen. Es ist nicht ohne Interesse, eine Anzahl der charaktervollsten Männerköpfe in Gedanken neben den Geistlichen zu stellen. An männlicher Schönheit steht ihm der Maler von Stetten, mit dessen Bildnis sein Freund Courtois schon voriges Jahr die Münchener Ausstellung schmückte, nicht nach; doch der Geistliche sieht mit klaren, ruhigen Augen in die Welt, der Maler hat etwas stechendes, unruhig flackerndes im Blick; die tiefe Unmutsfalte auf seiner Stirn, die nachlässig müde Haltung — zeugen sie nicht von mutlosem Pessimismus, der in der ausschließlichen Hingabe an das eigene „liebe Ich" seinen Ursprung hat? Selbstbewußtsein und leichtlebiger Frohsinn drückt sich im Antlitz des Prinzen Salm aus, dessen ritterliche Erscheinung Helene Büchmann vortrefflich wiedergiebt. Das ist der gesuchte König glänzender Feste, der liebenswürdige Gesellschafter, dem die Kämpfe des Dieners der Kirche, wie die Stimmungen des Jüngers der Kunst zeitlebens fremd geblieben sind. In Max Koners Portrait des Professors Bracht prägt sich wieder ein ganz anderer Charakter aus: ein ernster forschender Künstler steht vor uns, der nichts Höheres kennt als seine Kunst und sich aufreibt in ihrem Dienst. Doch auch die Schriftstellerwelt entsandte einen Vertreter in diese bunte Gesellschaft: Gerhart Hauptmann. Die besten Charakterzüge der anderen finden sich bei ihm vereint: heißer Forschungstrieb strahlt aus seinen Augen, frischer Lebensmut belebt seine jugendliche Erscheinung, tiefer Ernst und mühevoll erkämpfter Frieden thront auf seiner hohen Stirn. Auch er ist ein Priester, und obwohl die Hände des Pfarrers Haller fest die Bibel umklammern, seine Rechte würde sich sicher lösen, um dem Kampfgenossen gegen Not und Unrecht die Hand zu schütteln.

Schwerer als bei den Männerportraits läßt sich bei den Bildnissen der Frauen der Charakter enträtseln. Von der Wand des Ehrensaales blickt eine schöne, bleiche Frau in fast griechischer Gewandung uns entgegen. Es ist die Großherzogin Anastasia von Mecklenburg, gemalt von Herkomer. Nicht geistige Kämpfe, nicht physische Not haben ihren Wangen die Röte geraubt, sondern die Hetzjagd des Lebens, zu der die Fürsten verdammt sind oder sich selbst verdammen. Bildnisse von Frauen mit großen Augen, roten Lippen, schmalen Händen und überschlanken Taillen, die keinen Zweifel darüber lassen, daß die Doktorrechnung der Schneiderrechnung die Wagschale hält, gewähren dem Beschauer einen interessanten Einblick in das Leben der „höheren" Kreise, und zwar jener „höheren" Kreise, deren Vertreterinnen sich den Luxus des Gemaltwerdens gestatten können. Nur wenige ernste, geistvolle Köpfe sind zu finden — das im Katalog verzeichnete Portrait der ersten Dichterin der Gegenwart, der Frau von Ebner-Eschenbach, habe ich vergebens gesucht. Das Bildnis der jungen Venezianerin Agnesina von Blaas, von ihrem Vater gemalt, fällt äußerst angenehm auf. Ich lernte sie vor Jahren als ein reizendes, für alles Schöne und Gute begeistertes Kind kennen; noch keine moderne Blasiertheit scheint ihr den Frohsinn und den Enthusiasmus geraubt zu haben. — Meist schwankt der Ausdruck der Gesichter zwischen Koketterie und Blasiertheit, zwischen Sentimentalität, zu deutsch Gefühlsduselei, und forcirter Männlichkeit. Repräsentieren diese Bilder die Blüte der Frauenwelt? Gewiß nicht, sie berechtigen nur zu dem Schluß, daß der Künstler das Antlitz der Frau seiner Schönheit wegen, das des Mannes seines darin ausgeprägten Charakters wegen malt. Selbst der modernste Künstler, der den Schmutz der Landstraße fingerdick auf sein Bild malt, huldigt der Schönheit der Frau. Wenn er zum großen Teil Schönheiten des Modenblattes wiedergiebt, so liegt die Schuld weniger an ihm, als an der Gesellschaft. Für die in Pracht und Üppigkeit aufgewachsenen Frauen, welche im Hause des Vaters wie in dem des Gatten nichts als das wertvollste Schmuckstück sind, scheint es nicht nötig zu sein, die Entwickelung ihres Geistes und Charakters zu pflegen. Die kleine „Elli" von Alfred Schwarz, die wie eine Perle von dem goldenen Glanz der Umgebung eingefaßt wird, strahlt sicherlich in einigen Jahren als Königin eines Salons in Berlin W, wo der Sekt in Strömen fließt und starke junge Geister, gelockt von ihr, darin ertrinken. Es fehlt an Frauen, die wie Herkomers „Miß Grant" Schönheit und Geist in sich vereinigen; an Künstlern, sie zu malen, würde es nicht fehlen. Überall prägt sich ein Schönheitsbedürfnis, eine Freude an der Schönheit aus, die schließlich zu jener freudigen Lebensauffassung führen müssen, welche jetzt fast ganz verloren gegangen ist. Soll sie auch für die Belebung der Kunst wiedererobert werden, so muß ernstes, liebevolles Studium der Natur den Anfang machen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Anfang gemacht worden ist: In freier Luft haben die Maler gelernt die Sonne zu malen — ich erinnere nur an Viktor Freudemanns „Blätter und Blüten", ein Gewächshaus, in das die Sonne scheint —; im Wald und in den Bergen haben sie der Natur ihre intimsten Reize abgelauscht — die Bilder und Studien aus dem Harz und von der Insel Rügen von Paul Flickel zeugen dafür; selbst am Wege blühendes Unkraut, zierliche Gräser und die bunte Welt der Schmetterlinge und Insekten sind dem Beschauer, der in Wirklichkeit achtlos daran vorübergeht, vorgeführt worden. Die „Idylle" der Wienerin Olga Wisinger-Florian, die Studien von Schmidt-Herboth, die in der Ausstellung der Zurückgewiesenen Aufnahme fanden, sind hier besonders hervorzuheben. Aber die Maler sind weit davon entfernt, sich ausschließlich ins Kleine zu vertiefen; die ernste

Pracht des Nordens, die sonnige Schönheit des Südens geben die beiden nahe bei einander hängenden Bilder: August Leus „Norwegischer Fjord“ und Edmund Berningers „Vico Equense bei Sorrent“ in künstlerischer Vollendung wieder.

Es erscheint mir als ein Beweis für den beginnenden Aufschwung der Kunst, daß Portraits und Landschaften in so großer Zahl vorhanden sind; aber höchstens ein Drittel der Bilder stehen auf jener Höhe, die durch das Wort den besten Ausdruck findet: „Kunst und Natur sei Eines nur.“ Eine Anzahl der jüngsten Jünger der neuesten Richtung, die mit Spachtel und Anstreicherpinsel zu malen pflegen, macht sich auf der Ausstellung ungebührlich breit; und es hat fast den Anschein, als ob die Jury durch recht zahlreiche Vorführung ihrer „Werke“ im Publikum einen gründlichen Abscheu dagegen erwecken will. Daß der Maler, der gründlich sein will, an merkwürdigen Beleuchtungseffekten sowie an schreiend häßlichen Farbenzusammenstellungen Studien macht, ist natürlich, daß er aber solche Studien als vollendete Bilder in die Welt schickt, ist eine Selbstüberhebung und Geringschätzung des Publikums ohne Gleichen. Es lohnt nicht der Mühe, die einzelnen dieser Maler zu nennen; als Landschafter ist Anlarcrona charakteristisch für diese Richtung, als Portraitist Habermann, ein Künstler, der früher Vortreffliches leistete und sich nun mit erstaunlicher Geschwindigkeit der Secession in die Arme geworfen hat, die als Grundsatz „Skandal um jeden Preis“ auf ihre Fahne schrieb. Die Bilder der großen Ausstellung sind nach dieser Richtung hin um kein Haar breit besser als die der „Freien“, welche die Abgewiesenen für sich selbst eröffneten; diese haben sogar etwas vor jenen voraus: die Säulenheiligen der Jungen, Nietzsche und Strindberg, sind bei ihnen zu finden. Strindberg hat zwei Bilder ausgestellt, die an „Genialität“ seine poetischen Werke noch übertreffen; ich glaube, man kann sie auf den Kopf stellen, ohne ihre Wirkung zu schädigen. An der Treppe, die auch zu diesen Gemälden führt, prangt Nietzsches Portrait, von Georg Meyn gemalt. Der wahnsinnige Philosoph als Bannerträger einer Richtung, die sein „Jenseits von Gut und Böse“ in „Jenseits von Schön und Harmonisch“ übersetzt hat! Von vorn herein muß ich hier dem Einwurf begegnen, als ob ich von der Kunst ausschließlich Darstellung des Schönen verlange; sie soll ebenso ergreifen und erschüttern, als erheben und erfreuen. Und sie kann es. Wen ergreift nicht das merkwürdige Bild von Alexander Struys: in einem ärmlichen Bett stirbt ein alter Mann; sein Weib sitzt daneben; die verarbeiteten Hände, die knochigen Arme, das gramdurchfurchte Antlitz erzählen eine lange Leidensgeschichte von einem Leben, das nur aus Mühe und Arbeit bestand und deshalb „köstlich“ gewesen sein soll. Den Eintritt in dieses Leben schildert William Pape, leider in roher malerischer Ausführung: Zur Winterszeit kehrt die gefallene Tochter, den Säugling im Arm, zur Heimat zurück und pocht mit der letzten Kraft an die Thüre, hinter der arme Eltern ihrer warten, die sie aus bitterer Not einst in die Fremde schicken mußten. Schlecht ging es ihr draußen. Ein anderes Bild, „Heimatlos“ von Erich Brunkal, giebt mit den einfachsten Mitteln das ganze Leiden eines armen Dienstmädchens wieder: sie steht vor einer Bodentreppe und hebt ihr blasses, müdes Gesicht ein wenig, um mit sehnsüchtigen Augen dem Licht entgegenzublicken, das spärlich von oben auf sie niederscheint. Und wenn sie fällt, weil sie nach Licht und Luft verdurstete, so findet sie nicht immer den Weg zum Elternhaus zurück, von wo aus vielleicht ein neues, bescheidenes Glück ihr blüht, sondern das Ende ihres Lebens gleicht demjenigen des jungen schönen Mädchens, das vor all den halb neugierigen, halb mitleidigen Gesichtern der Vorübergehenden aus dem Kanal gezogen wird, wie es Rudolf Eichstädt in seinem Gemälde „Finale“ darstellt. Was sagen uns aber Bilder, wie z. B. die beiden Alten im Spitalzimmer oder das im Grase an einem Lattenzaun hingestreckte Mädchen, das dem Beschauer den Rücken wendet und dessen Anzug und Umgebung den Glauben erwecken muß, der Maler habe durch eine grünlichblaue Brille gesehen? Sie ergreifen nicht, sie erfreuen nicht, ja nicht einmal die Malerei als solche erweckt Interesse. Ebensowenig Wirkung übt, trotz seiner gewaltigen Dimensionen und seiner „aktuellen“ Unterschrift, das Bild von Henry Luyten „Kampf ums Dasein“ aus. Es hat eine stürmische Versammlung streikender Arbeiter zum Vorwurf, und der Maler gefällt sich darin, lauter tierisch rohe Gesellen wiederzugeben. Wer Volkstypen im Bilde festhalten will, muß sie gründlich studieren; die Gesichter der schwer arbeitenden Männer und Frauen zeigen weit mehr charkteristische Variationen der Bildung und des Ausdrucks, als die der Salonlöwen beiderlei Geschlechts. Ernst Heilemanns „Proletariermädchen,“ Hugo Kotschemeiles „Fischer-Lenz“, Wladimir Makowskys „Beim Kartenspiel“, Georg Meyns „Politik im dreibeinigen Hasen“, Rudi Rothers „Arbeitslos“ und vor allem Waclaw Szymanowskis „Weber“ sind im Hinblick auf Wahrheit der Wiedergabe vortrefflich. Dieses Lob erhält allerdings eine nicht zu unterschätzende Einschränkung dadurch, daß denjenigen die Ausstellung verschlossen bleibt, die es auf seine Richtigkeit hin prüfen könnten: den Männern und Frauen des arbeitenden Volkes selber. Den Fürsten des Geldsacks, die sich vor nichts mehr scheuen, als vor einer Amalgamierung mit dem „Plebs“, hat man einen Wochentag reserviert, an dem sie „unter sich“ sein können; aber den Armen, welche nicht wie jene täglich im eignen Heim umgeben sind von Werken der Kunst, versagt man den Eintritt überhaupt. Ich weiß, man entgegnet mir: „Sie verstehen nichts von Kunst,“ „Sie gehen lieber in die Schnapskneipen“. Nun, es liegt in der Hand der Leiter der Ausstellungen, sie zum Kunstverständnis zu erziehen und die Besseren und Intelligenteren unter ihnen den Schnapskneipen abspenstig zu machen. Zahlreiche Gigerl und Krösussprößlinge kenne ich, die auch von Kunst nichts verstehen, die auch lieber ins Restaurant gehen, ja die sogar fast allabendlich die — gute Luft des Ausstellungsparkes genießen, ohne einen Fuß in die Ausstellung selbst zu setzen. Der ungeahnte Aufschwung der freien Volksbühnen, den die Presse allerdings totzuschweigen bestrebt ist, ihr bildender Einfluß auf die weitesten Kreise des Volkes beweist zur Genüge, daß Einwendungen wie die erwähnten hinfällig sind. Eine Kunstausstellung, in der das Eintrittsgeld mindestens an einem Tage der Woche 20 bis 25 Pfennig beträgt, und in der der Besucher nicht gezwungen wird, einen teuren Katalog zu kaufen, weil jedes Bild mit einem Zettel versehen ist, welcher ihn über den Sinn des Bildes und den Namen des Malers aufklärt, eine solche Ausstellung wird eine wahre Volksbildungsanstalt sein.

(Schluß folgt.)

Der Austritt aus der Kirche und der Eintritt in dieselbe.

Von Dr. M. Maaß in Breslau.

(Schluß.)

Auch der religiös Freidenkende kann Christ bleiben und, trotz aller Verneinung des Offenbarungsbegriffes mit sämtlichen daraus gezogenen Folgerungen, mit voller und ganzer Überzeugung es bleiben. Aber auch Christ werden? Wir gelangen hier an eine sehr ernste Frage, eine Frage, die wohl seltener aufgeworfen wird, wenigstens in der Oeffentlichkeit, weil der, den sie überhaupt angeht, genug gethan zu haben glaubt, wenn er darüber mit sich selbst einig geworden. Und dem ist auch im allgemeinen so. Wenn Niemand einem Anderen darüber Rechenschaft schuldig ist, warum er im Christentume verbleibt trotz Nichtübereinstimmung mit seiner Kirchenlehre, so auch nicht, warum er trotz dieser Nichtübereinstimmung in dasselbe eintritt. Das Eine wie das Andere ist seine private Angelegenheit. Ist ja doch in gewissem Sinne die Religion überhaupt Privatsache, nur daß viele Tausende und Hunderttausende bei dieser Privatsache

ein gleiches Interesse haben. Aus diesem Gesichtspunkte heraus haben die Herren Wislicenus und Tönnies sich bewogen gefunden, ihre Ansichten über den Austritt aus der Kirche in diesen Blättern darzulegen. Freilich sind diese Herren von dem „Freireligiösen Familienblatte" persönlich provoziert worden, das an sie geradezu die Frage gerichtet hat: da sie doch (in der konstituierenden Versammlung) bekannt hätten, mit ihrer persönlichen Gesinnung außerhalb der Kirche zu stehen, ob sie das denn auch mit ihrem offiziellen Bekenntnis thäten. An uns, die wir nichts derartiges ausgesprochen haben, ist natürlich auch eine solche Frage nicht gerichtet worden, wir könnten also füglich schweigen, und wenn wir das dennoch nicht thun, so müssen wir vielleicht gewärtigen, daß uns das bekannte Oh, si tacuisses! zugerufen wird. Schweigen über den Austritt aus der Kirche, dazu wäre wohl eigentlich kein Grund, wenn anders das Reden darüber noch nötig war, nachdem so gewichtige Stimmen sich darüber hatten vernehmen lassen, da wir freilich den Gegenstand nicht ganz erschöpft zu haben schienen, namentlich in betreff der Frage, was vom Christentum bleibt, wenn seine Kirchenlehre aufgelöst ist. Aber etwas anderes ist es sicher mit dem Eintritte in dieses Christentum. Der Schreiber dieser Zeilen ist nicht direkt gefragt worden, aber immerhin indirekt, denn die Worte genannter Zeitschrift: „Gilt die Pflicht, seine Überzeugung offen zu bekennen, auch für die Religion? oder ist in der Religion ein falsches Bekenntnis gestattet?" richten sich unbedingt an alle Mitglieder der Gesellschaft für ethische Kultur, d. h. an eine Gesellschaft, die, nach § 1 ihrer Satzungen, unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen einen Zustand versteht, in welchem neben Gerechtigkeit, Menschlichkeit und gegenseitiger Achtung, namentlich auch „Wahrhaftigkeit" waltet. Abgesehen davon aber ist es im Grunde derselbe Drang, der einst einem Jean Jacques Rousseau die Feder in die Hand drückte zu seinen „Bekenntnissen", und der den Goethe'schen Orest der Iphigenie gegenüber das Wort aussprechen läßt, das wir dieser kleinen Arbeit als Motto vorgesetzt haben, wobei noch hinzukommt, daß jenes Blatt am Orte unseres Aufenthaltes erscheint und eine ebenso intelligente wie uns befreundete und sympathische Persönlichkeit zum Herausgeber hat. Endlich fühlten wir uns dazu aufgefordert durch eine Bemerkung des Verfassers des Aufsatzes in Nr. 5 der Zeitschrift, daß es „ein erheblicher Unterschied sei, ob man einem Verein (hier also einer Kirche oder Religionsgesellschaft) aus eigenem Willen beigetreten sei oder nicht". Da die Zahlung der Kirchensteuer (ein Hauptargument des Verfassers, wie wir vorhin sahen) bei ihm nicht, wie etwa bei einem Israeliten, der sich habe taufen lassen, auf einem solchen Akte, sondern auf anderen Ursachen beruhe, so könne sein Wille nicht in demselben Sinne ein ausdrücklicher genannt werden. Das Gebot der Ehrlichkeit treffe ihn jedenfalls nicht auf so unmittelbare Weise, wie unter jener Bedingung der Fall sein würde.

Das war uns eine Aufforderung, ein Poscimur! Wir sehen dabei ganz ab von der Parenthese, welche der Herr Verfasser dem obigen Satze von dem Israeliten, der sich habe taufen lassen, beigefügt hat, „vielleicht um ein Amt oder einen Titel zu erlangen", indem wir sicherlich nicht meinen, daß ein Mann, wie der Professor Tönnies, die Auffassung hegen könnte, daß derartige Motive stets für die Taufe eines Israeliten maßgebend sein müßten. Wo solche Beweggründe vorherrschen, da scheidet natürlich jede ethische Betrachtung von selbst aus, denn nicht einmal ein Übertritt, weil Jemandem das eine Bekenntnis gerade so viel und so wenig gilt wie der andere, wäre irgendwie ethisch gerechtfertigt. Andrerseits darf aber auch, was man manchmal als Moment gegen einen solchen Übertritt ins Feld geführt hat, die Pietät gegen das Bekenntnis, in dem man geboren worden, an und für sich nicht als ethisches Hindernis für einen solchen Übertritt gelten, es sei denn, daß durch denselben Eltern oder Verwandten ein Schmerz bereitet würde, oder daß derselbe in einer Zeit geschähe, wo die bisherigen Glaubensgenossen sich in religiöser Bedrängnis befänden, besonders mit Gehässigkeit zu kämpfen hätten. Ist aber zur Zeit des Übertrittes keines dieser Hindernisse vorhanden oder vorhanden gewesen, so kann aus ihnen auch kein Hinderungsgrund gegen den Übertritt entnommen werden. Man kann allerdings die heutzutage sich vollziehenden Übertritte wohl nicht füglich mit denen der ersten sogenannten Judenchristen, eines Paulus, Stephanus und der übrigen Apostel vergleichen, wo das Neue sich erst vom Alten loszulösen begann und selbst noch durchaus in der Bildung begriffen war, wo diese Übertretenden einerseits selbst noch die Bildner des Neuen waren und andrerseits die Stärke und Wahrheit ihrer Überzeugung durch die Gefahren, mit denen die Anhänger des Alten sie bedrohten, genugsam zu bekunden Gelegenheit hatten. Gewiß vollziehen sich die jetzigen Übertritte in den meisten Fällen unter leichteren Bedingungen; auch der Verzicht auf den Familienverband ist oft gar nicht erforderlich, da zumeist die im alten Glauben zurückbleibenden Glieder weder solche Fanatiker, noch überhaupt so ungebildet sind, daß sie nicht das Gemeinsame und Verbindende der betreffenden religiösen Anschauungen begreifen und gelten lassen könnten.

Entscheidend für den Übertritt darf natürlich immer nur die religiöse Überzeugung sein; auch die Schließung eines Ehebündnisses ist kein ethischer Grund, heutzutage ja auch, staatlicherseits wenigstens, kein Erfordernis mehr. Nun aber die Frage: Muß der zum Protestantismus oder Katholizismus Übertretende notwendig mit der Kirchenlehre der betreffenden Konfession übereinstimmen, zu der er durch die Taufe, wenn sie anders in reifen Jahren geschieht, mit Bewußtsein sich verpflichtet hat? — Die Antwort hierauf ist nicht so einfach. Wir würden sagen: als katholischer Proselyt unbedingt. Denn, wie schon vorhin erwähnt, der Katholizismus hat nur ein à prendre ou à laisser — entweder du nimmst die ganze Kirchenlehre an, dann gehörst du zu uns, oder du nimmst sie nicht an, dann gehörst du nicht zu uns. Trete ich also freiwillig zum Katholizismus über, so bin ich auch auf dieselbe verpflichtet, und es ist nicht einmal ethisch berechtigt, wenn ich auch nur unter vier Augen und im engsten Freundeskreise gegen dieselbe agitiere. Aber steht mit dem Protestantismus die Sache ganz ähnlich? Durchaus nicht. Vielmehr dasselbe Argument, was Herr Tönnies für sich angeführt hat, warum er in der protestantischen Kirche verbleibt, trifft auch hier zu, und der Unterschied, den er zwischen sich und dem Übertretenden macht, ist im Grunde hinfällig. Freilich nicht immer. Es kommt eben Alles auf den subjektiven Fall an. Hat sich der Übertretende von einem orthodoxen Pastor belehren lassen, der ihm ein Taufgelöbnis abgenommen hat, wie es im lutherschen Katechismus unzweifelhaft gemeint ist, wo das „im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes" im Sinne des Dogmas von der Dreieinigkeit erklärt wird als Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist, so ist er freilich auf das Kirchenbekenntnis verpflichtet, und wenn er später in dieser Hinsicht anderen Sinnes wird, so braucht er freilich darum nicht aus der Kirche wieder auszutreten, denn er ist eben nun Protestant und kann als Solcher das Recht der freien Weiterforschung in Glaubenssachen auch für sich ganz und voll in Anspruch nehmen. Aber er wäre eigentlich moralisch verpflichtet, das wenigstens jenem Geistlichen klar und deutlich herauszusagen, ihm zum mindesten keinen Zweifel daran zu belassen, daß er nicht mehr zu ihm gehört, eine Dreieinigkeit nicht mehr statuiert, das „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" nicht mehr dogmatisch, sondern irgendwie anders faßt. Wie, das ist eben seine Sache.

Im Übrigen ist das ja ohne weiteres klar, daß er nach dem schon besprochenen § 1 der Satzungen sowohl als orthodoxer Protestant wie als liberaler, als „statutarischer", um einen Kantschen Ausdruck zu gebrauchen, wie der in den

funfziger Jahren so viel genannte theologische Jurist **Stahl**, oder als der paulinischen Vermittelungstheologie Angehöriger, wie der nicht minder berühmte Kirchenhistoriker **Neander**, wie endlich als orthodoxer Homilet, wie der kürzlich verstorbene berlinische Prediger **Paulus Cassel**, oder auch als begeisterter Anhänger Schleiermachers, wie der Litterat **Ludwig Börne**, der ethischen Gesellschaft anzugehören imstande ist.

Aber der Übertritt kann sich auch unter völlig anderen Umständen vollziehen. Ein Mann in reifen Jahren, der zu dem Entschlusse des Übertritts kommt, braucht nicht gerade, wie die Pauline der Corneilleschen Polyeucte, nachdem er vorher viele Jahre lang an so etwas vielleicht nicht im Entferntesten gedacht hat, plötzlich durch Inspiration von oben in die Worte auszubrechen:

Je vois, je sais, je crois, je suis désabusé.

Wir leben nicht mehr in den Zeiten eines Apostels Paulus und haben alle Ursache, solchen plötzlichen Inspirationen sehr zu mißtrauen. Wenn kein Betrüger, doch nicht eben selten Einer, den die eigene Phantasie betrog. Aber wenn nun Jemand viele Jahre hindurch diese Dinge bei sich herumgetragen hat, wenn er vielleicht von Natur, durch Erziehung und die Eigentümlichkeit der häuslichen Verhältnisse nachdenklich und religiös angelegt und auf die Einkehr in sich selbst angewiesen, schon als Knabe im stillen Kämmerlein mit der Bibel verkehrte, wie mit seinem besten Freunde und Tröster, wenn ihm vielleicht durch Zufall (aber „es giebt keinen Zufall", sagt der Schillersche Wallenstein mit Recht), eine Luthersche Bibel Alten und Neuen Testamentes in jungen Jahren in die Hände fiel, wenn er hier um so eifriger ergriff, als es verstohlen geschah und kein pedantischer Schulmeister ihm diese Kunde aufoktroyirte; wenn er dann mit fortschreitenden Jahren dieser Richtung treu blieb, Lessingisches Christentum kennen lernt, Hegelsche Religionsphilosophie, den religiösen Bewegungen der vierziger Jahre mit Aufmerksamkeit und Teilnahme folgte, die jüdische reformatorische Bewegung jener Zeit nicht ausgeschlossen; wenn er dann von dem Allen das Facit in sich zog und sich sagte: Ich habe nun beide näher kennen gelernt, das Judentum wie das Christentum. Besser, als ich es vorher wußte, als ein kümmerlicher, am Buchstaben haftender privater Religionsunterricht mir mitteilen konnte (einen konfessionellen jüdischen Religionsunterricht in den öffentlichen staatlichen oder städtischen Anstalten gab es vor funfzig Jahren wohl kaum irgendwo in Deutschland), habe ich nun das viele Herrliche und Große des Alten Testamentes in der lutherschen deutschen Übersetzung erkannt, seinen Psalmisten, seine Propheten bewundern gelernt, mich vielfach auch besser über seine Sitten- und Gotteslehre unterrichtet. Aber ich habe auch zugleich erkannt, daß die Sitten- und Gotteslehre des Neuen Testamentes doch noch höher steht, reicher und voller entwickelt ist, und daß sein Heros, Jesus von Nazareth, doch noch eine ganz andere, idealere Persönlichkeit als irgend eine des Alten Testamentes ist, als Moses, der Gesetzgeber, oder David, der Dichterkönig, oder Jesais, der messianische Prophet. Mit einem Statthalter Christi auf Erden, mit einer Gottesmutter und mit im Himmel thronenden Heiligen habe ich natürlich nichts zu thun und also überhaupt nicht mit dem Katholizismus. Aber auch ebensowenig mit einer Gottheit Christi, mit seinem stellvertretenden Verdienste und mit der Erbsünde. Auch die im lutherschen Katechismus noch grassierende athanasianische Dreieinigkeitslehre kann für mich höchstens die Bedeutung eines seiner Zeit allerdings höchst bedeutsamen spekulativen Versuches haben, die innige Verbindung des Göttlichen und Menschlichen zur Darstellung zu bringen, wie ich denn gleichzeitig bereitwillig anerkenne, daß auch jenen Lehren vom stellvertretenden Verdienst und von der Erbsünde ethische, nur verkehrter Weise in ein System gepreßte, Gedanken zum Grunde liegen, so daß ich mich also auch zur protestantischen Kirchenlehre wie zum lutherschen Katechismus nur ganz frei und kritisch, aber doch keineswegs feindselig verhalten kann. Daß ich mit solchen Anschauungen kein Jude mehr bin, das ist wohl ganz klar; vor allen Dingen bin ich durch die Anerkennung Jesu von Nazareth als des sittlichen Führers der Menschheit, als welcher mir keiner jener alttestamentlichen Männer trotz ihrer relativen Größe erscheinen kann, über das, mir natürlich immer ehrwürdig bleibende, Judentum hinausgewachsen. Aber darf ich nun darum auch darauf Anspruch machen, mich Christ zu nennen? Oder ist mein Negatives hier so groß, daß mein verbleibendes Positives dagegen nicht in Betracht kommt, und muß ich mir nicht etwa sagen lassen, — wie auch der Professor Tönnies zu verstehen giebt — der ohne sein Zuthun im Christentum Geborene dürfe wohl solche Abzüge machen, nicht aber der freiwillig in dasselbe Hineintretende? — Ja, das kann am Ende nur ein christlicher Geistlicher entscheiden. Wenn nun der Betreffende einen Solchen aufsucht, mit dem er vielleicht schon früher bekannt, möglicherweise befreundet war, wenn er diesem seinen religiösen Status vorlegt und Dieser, ein vernünftiger und freidenkender Mann, ihm antwortet: „Ich sehe, Sie haben schon viel über diese Dinge nachgedacht, Sie kennen in der Hauptsache die Stellung des Christentums zum Judentum, die kirchliche Entwicklung des Christentums, die bewegenden Fragen der kirchlichen Gegenwart des Protestantismus — ich will Sie weder bekehren noch Ihnen Religionsunterricht erteilen; hier haben Sie mehrere Handbücher der protestantischen Kirchenlehre, orthodoxe und liberale, spekulative und dogmatische; ich sage Ihnen nur, wie der Savoysche Vikar zum Rousseauschen Emile: Cherchez la vérité vous même; und wenn Sie mit sich einig sind, dann kommen Sie wieder." Und nun liest er, und ringt er, und arbeitet sich durch den gewaltigen Stoff durch und kommt dann wieder und sagt zu seinem geistlichen Freunde: In allen Hauptpunkten stehe ich auch jetzt noch auf denselben Anschauungen, die ich Ihnen bei meinem ersten Besuche dargelegt habe; das Studium der Werke, die Sie mir anvertraut haben, hat mich nur noch darin befestigt, mich über vieles Einzelne mehr aufgeklärt; namentlich mein christologischer Standpunkt ist nur noch entschiedener geworden. — „Das genügt mir", antwortet dann vielleicht Jener, „Ihre Anschauungsweise hat Ihre volle Berechtigung innerhalb des Protestantismus." — Aber wie soll es mit dem Taufgelübde werden? — „Das Taufgelübde muß ich allerdings verlesen, dazu bin ich amtlich genötigt; im übrigen thue ich das nur in der Weise eines amtlichen Dokumentes, ich verpflichte Sie nicht auf dessen Buchstaben; Sie mögen es immerhin auffassen als eine aus dem letzten Matthäuskapitel herübergenommene Formel, mit der das alte Kirchentum den dann noch dogmatisch verstärkten Versuch machte, den innigen Zusammenhang des Göttlichen und Menschlichen anschaulich zur Darstellung zu bringen und denselben zum Schiboleth der Rechtsgläubigkeit zu machen. Aber was sie damals gebunden haben, das dürfen wir heutzutage wieder lösen und aus einer toten Formel zum freien geistigen Eigentum machen. Und ich hoffe, dafür soll auch in Ihnen noch ein Kämpfer erwachsen."

Wenn nun etwa ein Geistlicher vor dem Taufakte, höchst wahrscheinlich nicht vor der versammelten Kirchgemeinde, sondern in seiner Wohnung und unter vier Augen, so zu Jemand spricht, hat er da wohl seiner Kirche etwas vergeben, hat er ungerechtfertigte Konzessionen gemacht, die er ehrlicherweise nicht machen durfte, hat er in gut katholischer Weise einen Seelenfang begangen und ist ihm etwa ein geistiger Schwächling ins Netz gegangen? Und jetzt, da er drinnen ist, schallt es vielleicht draußen ganz anders? — Ja, das kommt doch ganz auf Zeit und Ort jenes Übertrittes an. Heutzutage und in Preußen, wo die Orthodoxie auch im Protestantismus am Ruder sitzt, möchten wir weder zu einem solchen Pastor noch zu einem solchen Katechumenen raten, der Schein wäre zu sehr gegen sie; es wäre zu schwer, ihre bona fides Anderen plausibel zu machen, und es wäre, selbst

im Falle reinster Überzeugung, weit mehr Ehrensache, bei der mit Unterdrückung bedrohten Sache zu bleiben, ebenso wie es Ehrensache für den Adoptivchristen aus früherer Zeit ist, wo er nur kann, die Verteidigung seiner früheren Glaubensgenossen gegen die Feinde ihrer bürgerlichen und politischen Rechte zu übernehmen; wie das denn auch ein Paulus Cassel bis an sein Ende redlich gethan hat. Aber wenn nun ein solcher Übertritt anderswo und zu anderen Zeiten geschah, wo eine freiere religiöse Anschauung die herrschende war, vielleicht als die große politische Bewegung von 1848 auch auf dem religiösen Gebiete noch nachhallte, oder Anfang der sechsziger Jahre, als zugleich noch mit der „Neuen Ära“ auch in Preußen der Protestantenverein mächtig sein Haupt erhob und die Dunkelmänner der vierziger Jahre, die unter dem „Romantiker auf dem Throne“ geblüht hatten, die Stahl und Hengstenberg, nicht mehr die Zügel des Kirchenregiments in Händen hielten, als die bürgerliche und politische Emanzipation der Israeliten vor sich gegangen war, und zwar als eine der Hauptforderungen des Deutschen Volkes an seine Fürsten und Machthaber — da lagen die Dinge doch anders, da konnten doch in der That Freisinn und Religiosität Hand in Hand gehen, da brauchte doch der Übertretende nicht zu fürchten, daß seine That als eine unwürdige Konzession an ein herrschsüchtiges und auf protestantischem Boden doppelt widerwärtiges Pfaffenregiment angesehen werden konnte. Und sollten solche Zeiten nicht wiederkehren können, auch in Preußen? O, ganz gewiß, daran wollen wir durchaus nicht verzweifeln, weder daß die kirchliche Strömung in nicht zu ferner Zukunft eine andere werde, noch daß jener Teil des deutschen Volkes, dessen sonst so bewährter Rechtssinn und Gerechtigkeitsliebe, durch vorübergehende und aus eigener Kraft heilbare wirtschaftliche Bedrängnisse veranlaßt, jetzt leider in bedenklicher Weise verdunkelt ist, aus dieser Erkrankung wieder zu vollem Wohlsein gesunden werde. Einstweilen aber laßt uns mit unseren besten Kräften an die innerliche Arbeit gehen, damit, wie dies Goethe so schön von Schiller in seinem Nachrufe an den Unvergeßlichen sagt,

Das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edlen endlich komme.

Theater-Kritik

Das Recht, zu lieben. Schauspiel in 4 Akten von Max Nordau.

Für die „bürgerliche Moral“ tritt Max Nordau in seinem Schauspiel ein, sagt der Kritiker einer Berliner Zeitung, und ahnt wohl kaum, welche Ironie in diesem ernstgemeinten Urteil liegt. Die Handlung ist kurz folgende: Ein reicher Berliner Kaufmann hat ein junges, armes und schönes Mädchen geheiratet. Sie nahm ihn, weil er ein braver Mann und eine gute Partie war, er wählte sie ihrer körperlichen Reize wegen. Nach achtjähriger Ehe, der zwei Kinder entsprossen sind, finden wir das Ehepaar in Heringsdorf, in Gesellschaft eines Assessors, den der Kaufmann zu sich eingeladen hat. Bertha, die schöne Frau, findet Gefallen an dem Freunde ihres Gatten, einem klugen Mann mit vielseitigen Interessen, welcher als der Typus eines der Nietzscheschen „Herrenmoral“ huldigenden, modernen „Übermenschen“ gelten kann. Die geistige Anregung, die der jungen Frau gefehlt hat, das Eingehen auf ihre Interessen, das sie bei ihrem Gatten, einem trockenen Geschäftsmann, stets vermißte, bietet ihr der Hausgenosse. All die bekannten Schlagworte der Modernsten vom „Recht der Individualität“, vom „Ausleben der Persönlichkeit“ klingen ihr verlockend ins Ohr. Das Beispiel einer „genialen“, über der „alltäglichen Philistermoral“ stehenden Malerin, die sich ihren Mann, und ihre Liebhaber „hält“, verfehlt auch seine Wirkung nicht, nur daß die ernster und tiefer angelegte Bertha ihrem Gatten nicht die Komödie einer zärtlichen Frau vorzuspielen vermag, um hinter seinem Rücken desto unbesorgter ihre eigenen Wege gehen zu können, und die Liebe zu ihrem Verführer ist für sie kein Zeitvertreib, sondern ein Lebensschicksal. Merkwürdigerweise vermag ihr Gatte sich ihre Zurückhaltung und Unfreundlichkeit ihm gegenüber nicht zu erklären. Er läßt sie auch in Berlin ruhig mit dem, übrigens im selben Hause wohnenden Freunde stundenlang allein und klagt schließlich seiner Schwiegermutter sein Leid. Diese Geheimrätin ist eine lebensvolle Gestalt, an der die modernen Gedanken und Kämpfe spurlos vorübergegangen sind. Trotzdem ist sie im Schauspiel eine vollständig überflüssige Figur, denn nachdem sie ihre Tochter ins Gebet genommen und ein Geständnis ihrerseits erreicht hat, es auch an Ratschlägen und Mahnungen nicht hat fehlen lassen, verschwindet sie von der Bildfläche. Noch überflüssiger ist die komisch sein sollende Köchin der alten Dame. Auch ohne das Eingreifen der Mutter, hätte Bertha, die sich nicht mit „erhabenem Humor“ in die Situation finden kann, ihrem Manne ein Geständnis machen müssen. Sie thut es, nachdem ein Besuch bei ihrem Liebhaber die blindvertrauende Frau noch nicht über dessen ganze Jämmerlichkeit hat aufklären können. Der empörte Gatte weist ihr im ersten Zorn die Thür; da ihm aber nichts schrecklicher ist, als ein öffentlicher Skandal, besinnt er sich noch und will die Angelegenheit möglichst still und schnell erledigen. Er läßt den Verführer seiner Frau zu sich bitten. Natürlich wirft dieser sich stolz in die Brust und ist zu jeder „ritterlichen Genugthuung“ bereit. Als der beleidigte Gatte jedoch von dem was er darunter versteht, nichts wissen will, sondern eine feierliche Erklärung verlangt, daß er die Frau, welche er entehrte, nun auch heiraten werde, erschrickt der Galan. Sein Benehmen, seine gewundene Ausdrucksweise öffnen der unglücklichen Bertha die Augen, und aufs Höchste empört verzichtet sie auf seine vielleicht noch zu erzwingende Großmut. Ein tiefer Ekel vor der eigenen Verirrung erfaßt die Verratene; sie will ihrem Gatten aus den Augen gehen, irgend wohin, zu fremden Leuten, doch das Gespenst des bevorstehenden Skandals läßt dem Repräsentanten der „bürgerlichen Moral“ keine Ruhe. Er bietet der tiefgebeugten Frau an, in seinem Hause das zu sein, was sie bei Fremden sein würde: Erzieherin der Kinder, Leiterin des Hausstandes. Mit grellen Farben malt er ihr die Buße für ihre Schuld aus, denn äußerlich müsse der Schein einer glücklichen Ehe gewahrt werden, innerlich jedoch sei jedes Band zwischen ihnen zerrissen. Ihre erste, schwache Weigerung besiegen die hereinspringenden Kinder und damit endet das Stück. — Lafontaine pflegte seine Fabeln mit einem moralischen Sprüchlein zu beschließen, obwohl die Fabel keinen Zweifel über die Nutzanwendung aufkommen ließ. Nordaus Werk bedarf eines moralischen Kommentars, denn die beabsichtigte Nutzanwendung ist keineswegs einleuchtend. Er will gegenüber Nietzsches Herrenmoral, die sich über das Gute und das Böse hinwegsetzt, die Moral verteidigen, die in der unbedingten Unterordnung unter die Gebote der Pflicht ihren Ausdruck findet; er will gegenüber Sudermanns Verteidigung des Rechtes der Frau auf Liebe und auf geistige Vervollkommnung das „er soll dein Herr sein“ geltendmachen. Doch das ganze Gebäude, das er aufführt, ruht auf unsicherem Grunde. Eine Ehe, wie die des Kaufmanns und seiner Frau, ist allerdings eine „moderne Ehe“, aber in erster Linie nicht durch die Art, wie sie gebrochen, sondern durch die Art, wie sie geschlossen wurde. Der Mann hat die Reize der Frau, die Frau das Geld des Mannes gesucht und die Trauung hat das unedle Verhältnis geweiht. Daß ein junges zwanzigjähriges Weib einen Geist besitzt, der in der Bildung begriffen ist, eine wirre Gedankenwelt, die noch Klärung verlangt — darnach fragt der Mann nicht. Er hat sein Geschäft, das seine Interessen absorbiert und seine Frau soll ihm nur Ruhe und Genuß verschaffen. Ihre Interessen erklärt er für dummes Zeug, ihre Ideen für überspannt. An dem ersten Schritt, mit dem sie sich von ihm abwendet, trägt er noch größere Schuld als sie, und daß er den Skandal, als Folge der Schuld mehr fürchtet als die Schuld selbst, ist auch kein Zeugnis für den Wert seiner „bürgerlichen Moral“. Schließlich zieht er vor eine Scheinehe zu führen, die sie, nachdem die erste Verzweiflung überwunden ist, nicht als Strafe, sondern als Wohlthat empfinden muß. Sie wird in ihren Kindern Ersatz finden für das, was ihr fehlt, wie sie es von Anfang an bei ihnen hätte suchen müssen.

Nordau hat gegen das Recht der Frau auf Liebe und freie Entwickelung kämpfen wollen und hat doch dafür gekämpft, denn das Unglück der Ehe seiner Heldin, ihre Schuld und deren Folgen, beruhen auf ihrer Rechtlosigkeit. Sie sagt es selbst, daß sie nicht aus Liebe geheiratet hat, sondern weil sie nichts anderes wußte, als daß man eben heiraten muß, und sie ist nicht gefallen, weil sie geistig selbständig ist, sondern weil sie es nicht ist und daher dem Ersten, Besten, der ihren Durst nach Erkenntnis zu löschen versucht, zur Beute fällt. Auf die zahllosen Geschmacklosigkeiten, die dem Zuhörer deutlich verraten, daß hier nicht ein objektiv auffassender Dichter, sondern ein subjektiv denkender Kritiker spricht, lohnt es sich nicht näher einzugehen. Erwähnen will ich nur noch, daß es von einer nicht zu entschuldigenden Unkenntnis der Thatsachen zeugt, wenn Nordau die reiche, frivole Malerin Frau Burkhard als Repräsentantin der Millionen um ihre Existenz ringenden Frauen hinstellt, die sich emanzipieren müssen, ob sie wollen oder nicht.

Die Darstellung war des Lessingtheaters würdig. Wenn die „Bertha“ manchmal den Schein erweckte, als wäre sie eine Karikatur der „Magda“ aus Sudermanns „Heimat“, so lag das nicht an der vortrefflichen Darstellerin, Fräulein Reisenhofer, sondern an der Rolle selbst. Das übliche Premièrenpublikum war noch nicht vollzählig aus den Bädern zurückgekehrt, aber doch zahlreich genug, um besondere ethische Studien daran zu machen, deren Ergebnisse ich mir für später auszusprechen vorbehalte.

Berlin Lily von Gizycki.

Ein offizieller Bericht über die Eisenacher Zusammenkunft zur Förderung und Ausbreitung der ethischen Bewegung folgt in nächster Nummer.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Kettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 26. August 1893.	Nr. 35.

Kooperation als Basis und Ziel der Entwicklung.

Von Henry Drummond.*)

Was versteht die Natur eigentlich unter Tauglichkeit? Ist es Stärke oder Wildheit? Selbstbehauptung oder Selbstverneinung? Sind es die tierischen oder die höheren geistigen Eigenschaften?

Der Kampf ums Dasein ruht auf zwei Prinzipien: das erste ist die Konkurrenz, das zweite die Kooperation. Dieses Prinzip ist im Ganzen stärker als jenes. Die Kooperation, nicht die Konkurrenz ist es nach aller Erfahrung, was das Fundament bildet, worauf die Welt erbaut ist. Sie ist die wirkliche Basis der Entwicklung.

Wenn wir von der Pflanzenwelt ausgehen, gewahren wir Kooperation von wundervollster Art. Die Pflanzen selbst können sich nicht bewegen; und auf daß der Blüthenstaub den Stempel befruchte, müssen sich bewegende Dinge nutzbar gemacht haben. Blumen, die sich ohne die Hilfe von Insekten nicht fortpflanzen können, müssen etwas thun, die geeigneten Insekten zu sich anzuziehen. Zu diesem Zwecke wird ein Mahl des köstlichsten Honigs dargeboten, und damit es nicht unbeachtet bleibe, werden die Blüthenblätter schön und auffällig gefärbt. Um auch solche Insekten anzuziehen, welche im Dunkeln wandeln, wo diese Schönheit nicht gesehen werden könnte, wendet sich an den Geruchssinn der süßeste Duft. So ist Farbe und Duft dieser Blumen das Ergebnis der Kooperation. Einige Blumen sind so klein, daß sie übersehen werden könnten; daher vereinigen sie sich zu Sträußen und werden dadurch ansehnlich. Diese kooperativen Pflanzen sind vor allen andern die würdigsten zu überleben.

Wenn wir uns zum Tierreich wenden, begegnet uns überall das Prinzip gegenseitiger Unterstützung. Sehen wir von der Familie der Katzen ab, so haben fast alle verbreiteten Tiere einen sozialen Charakter. Pferde, Rinder, Elephanten, Wölfe scharen sich zu großen Rudeln zusammen. — Unzweifelhaft giebt es viel Krieg und Vernichtung, aber ebensoviel und noch mehr gegenseitigen Schutz. Die Tiere, welche zur Kooperation bereit sind, sind diejenigen, welche überleben. Gegenseitige Hilfe ist ebensosehr ein Teil der animalen Natur wie gegensätzlicher Kampf.

Steigen wir dann zum Menschen empor, so finden wir die wechselseitige Hilfe als den größten Faktor im menschlichen Fortschritt. Nach einsamem Kampfe ums Dasein schließen sich Vater und Mutter und dann die Kinder zu einer ersten rohen Form der Familie zusammen. Nicht länger finden sie es nötig, allein zu kämpfen, da sie sehen, daß dieser Zusammenschluß ihnen Kraft giebt. Das Glück ist von nun an immer das auf Seiten der Verbindung.

Die Erfolge industrieller Kooperation sind zu augenscheinlich, um weitere Ausführungen nötig zu machen. Zuerst ist Jeder fähig, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse Alles zu thun; aber durch gegenseitige Unterstützung wird die Gesellschaft besser beschützt und besser versorgt. Dann müssen die Holzhauer fortfahren, Holz zu hauen, weil die Wasserträger vergessen haben, wie es geschieht. Je höher eine Nation entwickelt ist, um so minder ist sie fähig, die in der Richtung auf gegenseitige Hilfe gethanen Schritte zurückzuthun. Die Kooperation wird zur Notwendigkeit und muß immer weiter fortgehen.

Der künftige Fortschritt der Welt involviert eine Modifikation des industriellen Motivs. Die Welt wird nicht durch die Anstrengungen derer im Gange bleiben, welche bloß leben, um Brot und Butter zu erlangen. Das Streben richtet sich nicht auf Arbeit, sondern auf Ruhe; was mehr Zeit für höhere Unternehmungen und besseren Dienst bedeutet. Nachdem die Unterjochung der Menschen beseitigt war, kam die noch größere Unterjochung des Eisens und des Dampfes, sodaß der Hauptsache nach die Arbeit der menschlichen Muskeln vorüber ist. Man nennt unsre Zeit eine materielle, während sie in Wirklichkeit eine spirituelle ist. Eine Maschine ist ein zeitsparendes Ding. Die erste Gabe der Industrie ist Muße. Nicht nur der Kampf ums Dasein, sondern das Kämpfen selbst wird vorübergehen.

Die Welt versucht sich weiter zu entwickeln, und die meisten lebendigen Menschen des heutigen Tages leben nur darum. Die Entwicklung hatte niemals solche Bundesgenossen. Altruismus, das Leben für Andere, beginnt zu herrschen und Macht und Selbstsucht gegen Gewissen und Mitgefühl zurückzutreten.

*) Übersetzt aus „The New Nation."

Spruch.

Von Arthur Pfungst (Frankfurt a. M.).

Mit ihrem Duft will noch die Rose laben
Den Wand'rer, der sie brach in keckem Mut;
Der Vogel singt sein Lied dem argen Knaben,
Der ihm die Freiheit nahm, sein höchstes Gut;
Die Perle schmückt die Hand, die sie entführt
Dem schützenden Versteck, wo still sie glühte; —
Drum, wenn Dein Herz den Haß der Menschen spürt,
Beschäme sie durch Deine Güte.

Ein Gang durch die Berliner Kunstausstellungen.

Von Lily von Gizycki.

(Schluß.)

Gegenüber den düsteren Bildern aus dem Volksleben, welche die deutschen Maler ausstellen, wirken die heiteren, farbenfrohen der Italiener wahrhaft erfrischend. Wie wundervoll ist Rosellos „Messe vor dem Stiergefecht.“ Uns erscheint das kleine Kunstwerk wie eine Erinnerung an die gute, alte Zeit der Malerei; die bunten glänzenden Gewänder, die im Ausdruck ganz verschiedenen Gesichter sind nicht mit ein paar Farbenklexen dick aufgetragen, sondern so prachtvoll ausgeführt, daß man auf ein ernstes Studium des Malers schließen muß. Das Sujet des Bildes ist freilich seltsam genug. Priester der christlichen Liebe und Barmherzigkeit segnen den Stierkämpfer, der zur Belustigung eines ganzen Volkes den Stier durch Quälerei wild macht, um ihn dann umzubringen, wenn er nicht selbst ihm zum Opfer fällt. E. Alvarez' Gemälde „Patio in Sevilla“ zeugt von demselben Studium, demselben künstlerischen Sinn für Schönheit und Harmonie, wie das Rosellos, und Pablo Salina's „Taufe in Spanien“ ist wie durchglüht von der südlichen Sonne selbst. Sogar unter die Münchener Secessionisten hat sich ein Römer verirrt, wohl um ihnen zu zeigen, was wahrhaft Kunst heißt. Ich meine Sartorio, dessen in Pastell fein gezeichnete Mädchenköpfe sich zwischen all den schreiend bunten Bildern ganz eigentümlich ausnehmen. Was wollen diese Secessionisten und Alle, die ihnen ähnlich sind? Wahr sein?! Wo in der Natur hat Julius Exter solch ein blutbeflecktes Wasser gesehen, aus dem er seine personifizierte Welle emporsteigen läßt? Etwas näher der Wirklichkeit kommt Besnard mit seinem im Morgenrot leuchtenden Meer, das den Hintergrund zu seiner nichts weniger als schönen Sirene bildet. Ein begeisterter Kritiker*) läßt sich durch sie zu folgendem Dithyrambus hinreißen: „Das Mädchen, welches mit Sirenen-Augen, voll verführerischer Lust, voll grisettenhafter, spitzbübischer Leichtfertigkeit Dich anschaut und rätselhaft wie das Meer ist, vor dem sie steht, und dessen Seele die Seele des Mädchens und seine Seele die Seele des Meeres zu sein scheint — tändelnd, kosend, schmollend, verlockend, bald wie Kätzchen spielend, bald wie Tiegerkatze krallend — das Dich umarmt in Liebe und das Dich mit tausend Dornen sticht — echtes Pariserblut, Blut, das in den Adern der Mädchen des Quartier latin brodelt — dieses satanische Frauenzimmer, dieses in überschwänglichsten Farben blühende Meer, beide in Schönheit und Verfänglichkeit strahlend, wirken auf die Nerven, auf alle Sinne mit einer unerhörten Gewalt. Es geht von diesem Bilde eine bannende Kraft aus, wie nur die Musik ähnlich zwingend zu wirken vermag, die den Menschen umrührt wie der Löffel ein Glas Wasser und was zu unterst war nach oben kehrt und alle Mäntelchen und Oberflächen verweht und verbläst und alle Mauern und Brücken wie der Sturm umreißt.“

Er hat von vornherein jeden Widerspruch zurückzuweisen geglaubt, indem er sagt, dies Bild sei allen Verständigen ein Genuß und eine Freude, allen Ignoranten ein Greuel. Selbst auf die Gefahr hin, zu diesen gezählt zu werden, sage ich, daß mir diese Sirene zwar kein Greuel ist, wohl aber ein unwahres Kunststück, welches mit Kunst wenig zu thun hat. Es steht auf derselben Höhe wie „L'heure bleu“ von dem als Radierer so genialen und als Maler so manierierten Max Klinger. Häßliche nackte Menschen, die halb von der graublauen Dämmerung, halb von einem ihnen zu Füßen brennenden Feuer beleuchtet sind, vermögen weder zu erfreuen, noch zu interessieren. Wenn der Beleuchtungseffekt den Maler interessiert hat, so mag er die Wiedergabe im Atelier für sich behalten. Zahlreichen Malern — ich erwähne nur noch Ludwig v. Hofmann und Thomas Theodor Heine — wäre derselbe gute Rat zu erteilen; mögen sie die Natur, die sie immer im Munde führen, erst gründlich studieren, damit sie nicht im Namen der Wahrheit zu Lügnern werden.

Seit Jahren ist vor der Wirklichkeitsschwärmerei die freie Phantasie in den Hintergrund getreten. Der Künstler glich dem altklugen Kinde, das weder an den Klapperstorch, noch an den Knecht Rupprecht mehr glaubt und an allen Märchen den Geschmack verloren hat. Erst wenn es größer und vernünftiger wird, kehrt der Sinn für Märchen wieder, weil es Lüge und Dichtung von einander zu unterscheiden vermag. Auch zu den Malern ist die verachtete Poesie wieder zurückgekehrt, nur wissen sie noch nicht recht, wie sie dies Mädchen aus der Fremde zu behandeln haben. Der eine, Alexander Goltz, stellt sie als ein herrliches nacktes, ganz und gar irdisches Weib mitten in eine blühende Frühlingslandschaft und läßt den Dichter, den sie weiht, ihr in Verzückung zu Füßen sinken. Unwillkürlich lächelt der Beschauer, denn für ein poetisches Traumbild ist das Weib zu irdisch, ist sie aber ein irdisches Weib, so wird der Mann, vor dem dynamitfürchtende Gemüter das Zittern bekämen, ihr nicht anbetend zu Füßen sinken. Ein anderer Maler, Hans Looschen, läßt „Luna“ als wahnsinnige Ophelia am Wasser stehen, in das sie mit dem nächsten Schritt fallen muß, während der schwindsüchtige Abendstern ihr einen vergeblichen Liebesantrag macht. Auch die Nixen des neunzehnten Jahrhunderts müssen, wenn man Wilhelm Peters glauben soll, recht heruntergekommen sein; kein Wunder, daß sie den übrigens auch recht häßlichen Jüngling nur mit Gewalt in die Tiefe zu ziehen vermögen. Da lobe ich mir die herrlichen Wasserfeeen, die Benes Knüpfer gemalt hat: das schimmernde, schaumige Wasser, die blendenden Leiber der Nixen, die vor den jagenden Centauren die treuen Seehunde beschützen, muten einen mit ganzer poetischer Frische der Märchen unsrer Kinderzeit an. Es fehlt ihnen freilich noch der geniale Humor, den Meister Böcklin allein besitzt und in sein „Spiel der Wellen“ hineingelegt hat. Franz Stuck versucht ihm nachzuahmen, aber sein strohhaariges „Meerweibchen“, das mit dummen Fischaugen den Jüngling anglotzt, der ihr die Arme entgegenstreckt, ist nur eine Karrikatur der Nixe Böcklins, und sein Faun, der der fliehenden Nymphe nachjagt, paßt schlecht in die sonnige Götterwelt Griechenlands. Bedeutender ist sein Bild „der Mörder“; die Gewissensangst, die ihn vom Ort der That forttreibt, verkörpert sich in den Furien, die an einem schmalen Felsenthor seiner harren. Er kann ihnen nicht entgehen, sie werden ihn peitschen, und ob er bis ans Ende der Welt entflöhe. Deutschen und griechischen Märchenzauber giebt Ernst Roeber in seinen Aquarellen wieder. Er hat den rechten Ton getroffen, den frohen, heidnischen, dem der Pessimismus eben so fremd ist wie die Prüderie. Solche Bilder in einem Märchen würden den Kindern den Sinn für Schönheit erschließen und sie frühzeitig davor bewahren, vor jeder antiken Statue errötend die Augen niederzuschlagen, um verstohlen mit desto unreineren Gedanken hinzublinzeln.

Wenn wir die erwähnten Bilder im Ganzen überschauen, so sehen wir, daß die Maler nach einer bestimmten Richtung hin all ihre Vorgänger um kein Haar breit überragen: sie verdanken die Gebilde ihrer Phantasie fast ausschließlich der griechischen Sage, als ob dieses eine kleine Volk die poetische und religiöse Schöpferkraft aller anderen in sich vereint hätte. Und doch giebt es eine Götterwelt, die, was die poetische Kraft und den ethischen Gehalt betrifft, der griechischen bei weitem überlegen ist: die germanische. Haben unsere Forscher umsonst gearbeitet, unsere Dichter umsonst gedichtet? Vermag noch kein Maler sich dieses großartigen Stoffes zu bemächtigen? Ein einziger ist bisher wirklich in den Geist der germanischen Mythen eingedrungen, das ist Ehrenberg. Sehnsüchtig gedachte ich seiner prachtvollen Kartons, als ich hier dem Bildercyklus Fritz Roebers gegenüber stand. Vermutlich

*) Hugo Ernst Schmidt in der „Freien Bühne“, Heft VII.

wußte die Jury ebensowenig von den nordischen Göttern, wie der Maler, sonst hätte sie ihm keinen mit Eichenlaub bekränzten Saal zur Verfügung gestellt und hätte nicht zugelassen, daß die Beschauer solch falschen Begriff von Odin und seinen hehren Genossen bekommen. Er, das Urbild des Faust, wird bei Roeber zum Jupiter, Baldur, der frohe Lichtgott, zum Apoll; Freia, die erste der Walküren, verwandelt der Maler gar in eine nackte, lüsterne Venus, — eine Figur, die in der germanischen Sage überhaupt nicht vorkommt. Nanna, Baldurs holde Gattin, betrauert seinen Tod im Gewand und Ausdruck der Niobe, obwohl sie der Sage nach beim Anblick des Toten selbst starb; Loki, die Eis- und die Steinriesen, mächtige, aber nicht abschreckende Verkörperungen der Naturgewalten, erscheinen als scheußliche Teufel mit den spitzen Ohren der Satyre, und Sigyn, eine der herrlichsten Gestalten der Sage, die mit dem Opfermut treuer Liebe ihren Gatten Loki vor dem Gift der Schlange beschützt und dann aus der Sage verschwindet, wird zur Furie, die neben ihm die Götter Walhalls bekämpft. Am schwersten aber hat sich der Maler gerade an dem versündigt, was ich als eine große sittliche That des germanischen Geistes bezeichnen muß: an der Götterdämmerung. Mit dem Auftauchen des Christentums hat diese Sage gar nichts zu thun; ebenso ist die Weissagung der Wala auf Christus lediglich eine Phantasie des Malers. Die freiwaltende Phantasie der Germanen, wie die aller anderen Völker, hatte ihre Götter immer menschlicher gestaltet; sie wurden schuldig, sie verloren ihre anbetungswürdige Heiligkeit, und das germanische Gewissen verdammte sie zum Tode. „Die Lieblingsgestalten der eigenen Phantasie und Sehnsucht haben die Germanen ihrem höchsten sittlichen Ideal geopfert; das ist das teuerste aller Opfer und unerreicht von allen anderen Völkern“ *). Fritz Roeber stellt die Götter unserer Vorfahren so dar, wie der Apostel der Deutschen, Bonifazius und seine Nachfolger, es zu thun beliebten. Über dem versinkenden Walhall läßt er den Himmel der Christen emporsteigen. Aber Baldurs, des Lichtgottes, Auferstehung weissagten schon die Heldenpriester, noch ehe das erste Kreuz in ihren heiligen Hainen aufgepflanzt wurde: „Da seh' ich auftauchen zum andern Male aus dem Wasser die Erde und wieder grünen. Da werden unbesäet die Äcker tragen, alles Böse bessert sich, Baldur kehrt wieder,“ singt die Seherin der Edda. Statt dieses Bildes hat der Maler eine Apotheose des Christentums malen wollen und durch seine Personifizierung von Glaube, Liebe, Hoffnung den deutlichsten Beweis geliefert, daß er als echtes Kind des neunzehnten Jahrhunderts nicht dazu imstande ist: sein „Glaube“ blickt finster und verzagt, seine „Liebe“ könnte mit der Sammelliste unter dem Arm als Wohlthätigkeit auftreten, seine „Hoffnung“ sieht der Verzweiflung zum Verwechseln ähnlich. Wie ihm geht es vielen Malern: sie wollen religiöse Stoffe behandeln und vergessen, daß innige Frömmigkeit, kindlicher Glaube das erste Erfordernis ist, wenn ein Kunstwerk geschaffen werden soll. Zuweilen gelingt es noch einem Katholiken, die Heiligen seiner Kirche mit all dem Ernst und all dem tiefen Gefühl wiederzugeben, wie wir es von den Alten gewohnt sind. So hat Eduard Veith eine „Heilige Cäcilie“ gemalt, die von keinem anderen religiösen Bilde der Ausstellung erreicht wird. Andacht und Friede sind die Grundtöne des Bildes, die auch in der stimmungsvollen Harmonie der Farben zum Ausdruck kommen und beruhigend auf den Beschauer wirken. Nur ein Werk der Ausstellung ist neben diesem wirklich religiös zu nennen, es ist die Christusstatue des Russen Antokolsky. Mit diesem Ausdruck muß Jesus dem Volke gegenübergestanden haben, dessen Wohlthäter er war, und das ihn zum Dank dafür dem Richter überlieferte. Diese Gestalt gehört keiner Kirche und keiner Sekte, sie ist Gemeingut der Menschheit.

*) Felix Dahn: Walhall. S. 42. Kreuznach. Verlag von R. Voigtländer. 1884. Eine Darstellung der germanischen Göter- und Heldensagen, die in keinem deutschen Hause fehlen sollte.

Was sonst noch als religiöses Kunstwerk auftritt, ist es nur dem Sujet nach. Fahrenkrogs riesengroße „Kreuzigung“ ist zwar ein dramatisch bewegtes Bild und zeigt insofern einen Fortschritt, als die einzelnen Figuren echte Volkstypen sind, es läßt aber kalt. Geradezu abschreckend ist die „Kreuzigung“ und die „Versuchung“ von Franz Stuck; Hans Thoma, von dessen „Genialität“ ich Wunderdinge hörte, steht ihm mit seiner „Versuchung“ und dem Bilde „Christus am Ölberg“ würdig zur Seite. Uhdes Christus ist der Anlaß gewesen, daß viele Maler sich bemühen, des Menschen Sohn immer gewöhnlicher, immer schmutziger, immer roher darzustellen, während sie außer stande sind, den Geist, den Uhde in seinem Antlitz sich ausprägen läßt, auch ihrerseits hineinzulegen. Noch schlimmer steht es mit den Madonnenbildern, nur sind es hier nicht die Modernen, sondern die Alten, die sich dem Vorwurf nicht gewachsen zeigen: während der Christus der Modernen an einen heruntergekommenen Fabrikarbeiter erinnert, ist die Madonna der Alten eine vornehme norddeutsche Gutsbesitzersfrau. Dagnan-Bouverets „Maria“ macht eine Ausnahme — sie ist eine französische Nonne, die im Garten des Findelhauses die kleinen verlassenen Waisen pflegt; in diesem Sinne betrachtet, ist das Bild von großem Reiz und tiefer Empfindung. Das lieblichste der religiösen Bilder ist die „Heilige Nacht“ von Hugo Havenitz; die frischen Engelsköpfchen, die neugierig in die Krippe schauen, in der das im eigenen Lichte strahlende Jesuskind liegt, rufen im Beschauer unwillkürlich die Erinnerung an die schönsten Weihnachtstage der frühen Kinderzeit wach, wo er sich von solchen Engeln umgeben glaubte. Eine kindliche Poesie beseelt das kleine Gemälde. Mir scheint, daß die religiöse Malerei, wenn sie überhaupt fortbestehen soll, der poetischen Auffassung der gegebenen Stoffe nicht entraten darf. Wenn der Glaube den Künstlern nicht mehr den Pinsel führt, wie es doch großenteils der Fall ist, so muß die Poesie an seine Stelle treten. Man darf nicht glauben, daß, um die Gestalten der Bibel dem modernen Menschen näher zu bringen, es notwendig ist, sie in moderne Gewänder zu stecken und ihnen eine moderne Umgebung zu geben. Das konnte ein Dürer, ein Holbein, ein Raphael, weil die Heiligen ihrem Herzen und dem Herzen ihrer Zeitgenossen als ihre besten Freunde nahe standen, uns aber sind sie teils geschichtliche Persönlichkeiten, teils Helden und Heldinnen der Dichtung geworden. Wenn wir zum Beispiel die zahlreichen realistischen Wiedergaben des ersten Menschenpaares der jüdischen Schöpfungsmythe sehen, von Exters „Vertreibung aus dem Paradiese“ an, wo Adam als Erinnerung die Erde Edens an den Fußsohlen mitgenommen hat, bis zu der „Versuchung“ Stucks, wo die „Eva“ ebensogut zu einer „Nana“ hätte Modell stehen können, so haben wir, je nach unserer Individualität, Abscheu davor, oder wir lachen darüber, oder wir treten mit Interesse näher, um dasselbe prickelnde Vergnügen zu genießen, das manche Leser zweifelhafter Romane empfinden.

Von der plastischen Kunst sollte die Malerei lernen. Götter und Helden läßt sie in Kraft und Schönheit auferstehen, die Märchen giebt sie mit all der Poesie, die ihnen innewohnt, wieder, moderne Menschen stellt sie uns in realistischer Schärfe vor Augen — sie huldigt der Schönheit, ohne der Wahrheit zu vergessen.

Wenn wir die große Berliner Ausstellung überschauen, so stellt sie sich uns als ein wirres Durcheinander von Gutem und Schlechtem, Altem und Neuem dar, ohne irgendwo deutlich zu zeigen, welche Richtung die Kunst endgiltig einschlagen wird. Zwei Bilder geben der gegenwärtig vorherrschenden Stimmung besonders wirkungsvollen Ausdruck: Franz Amlings „Letzte Revue“ und Wladimir Schereschewskis „Nach Sibirien“. Auf dem einen hält der Tod Revue ab über die Geister der Gefallenen, einem endlosen Zuge toter Krieger, auf dem andern liegen verbannte Russen in einem dumpfen Kerker, jeden Augenblick bereit, mit Kolbenstößen weiter getrieben zu werden, ihrem letzten, fürchterlichen Ziel entgegen. Die Toten und die Lebenden stehen als eine ungeheure An-

klage vor uns. Soviel Licht und Schönheit auch rings umher das Auge treffen mag, wem ein warmes Herz in der Brust schlägt, der sieht bald nichts mehr als jene im Zeichen des neunzehnten Jahrhunderts dem finsteren Geist des Mittelalters geopferten Menschen. Wenn solche Bilder nur eine Erinnerung an längst Vergangenes sein werden, dann wird die Kunst den Weg gefunden haben, der sie einem neuen lebensfreudigen Griechentum entgegenführt.

Vermischtes.

Rudolf Virchow sagte am Schlusse seiner Rektoratsrede am 3. d. M.: „Unsere Zeit, die in ihrem wissenschaftlichen Gefühl so sicher und siegesfroh ist, übersieht ebenso leicht wie die frühere Zeit die mystischen Regungen, welche von einzelnen Abenteurern in die Volksseele getragen werden. Noch steht sie ratlos vor dem Rätsel des Antisemitismus, von dem niemand weiß, was er eigentlich will, und der trotzdem, vielleicht auch deshalb, fascinierend selbst auf die gebildete Jugend wirkt. Bis jetzt hat man noch keine Professur des Antisemitismus gefordert, aber es wird erzählt, daß es schon antisemitische Professoren gebe. Wer die Geschichte der Naturphilosophie in ihren radikalsten Ausläufern kennt, der wird über solche Erscheinungen nicht erstaunen. Der menschliche Geist ist nur zu sehr geneigt, den mühseligen Weg des ordnungsmäßigen Denkens zu verlassen und sich in träumerisches Sinnen zu versenken. Davor schützt nur der gesunde Menschenverstand, und wer diesen durch eine fehlerhafte Erziehung verloren hat, der kann sich nur retten durch Gewöhnung an strenge empirische Arbeiten. Man muß sich eben daran gewöhnen, das Unbekannte von dem Bekannten aus zu erklären, aber nicht umgekehrt das Dunkle und Unbekannte, gleichsam als wäre es eine neue Wahrheit, zum Ausgangspunkte phantastischer Schlußfolgerungen zu wählen. Die Naturwissenschaften haben ihren Siegeszug nur dadurch vollführen können, daß sie in treuem Festhalten an dem thatsächlichen Wissen immer weiter in das Dunkel noch unerforschter Gebiete eingedrungen sind und daß sie stets versucht haben, in den neuen Erscheinungen das Gesetz und damit die Verknüpfung mit den bekannten Erscheinungen zu finden. Wer in jeder Ausnahme ein neues Gesetz zu finden hofft, der ist nicht viel besser daran, als wer in jeder Ausnahme ein Wunder erblickt. Und wie es in der intellektuellen Welt ist, so ist es auch in der sittlichen. Der Trieb, Gutes zu thun und recht zu handeln, beruht auf dem Gefühl der inneren Befriedigung, welches wir empfinden, wenn wir eine Handlung thun, welche der menschlichen Natur, der Vernunft und den Pflichten der Menschen gegen einander gemäß ist. Die Befriedigung wird um so größer, wenn wir dabei den Eingebungen der Leidenschaft, dem persönlichen Interesse, der Sorge um äußeren Gewinn Widerstand leisten. Bedarf es dazu einer bestimmten Religion oder einer zwingenden Verpflichtung? Giebt es kein Sittengesetz, das aus der inneren Natur heraus ohne menschliche Satzung uns zwingt, wahr zu sein und Edles zu thun? Freilich giebt es eine sittliche Erziehung, welche die Gewohnheit, recht zu handeln und Unrecht zu meiden, die eigentliche Sitte, lehrt und stärkt, aber in Wahrheit kann keine Erziehung den sittlichen Trieb hervorbringen, wo er nicht vorhanden ist. Darum gewährt auch unsere akademische Erziehung dem Studierenden ein Maß von persönlicher Freiheit, das ihm die eigene Verantwortlichkeit ohne Einschränkung zuweist und ihm gestattet, sich nach seiner Art selbständig zu entwickeln. Er ist nicht verpflichtet zu bestimmten Religionshandlungen; es giebt keinen Kodex der Ethik, der nur für ihn geschaffen ist. Was wir von ihm erwarten und fordern, das ist die freie Ausbildung einer in sich selbst ruhenden ehrlichen und schönen Persönlichkeit. Möge dieses Ziel von allen, die zu uns kommen, angestrebt, möge es von recht vielen erreicht werden!"

Zwei für die Frauenbewegung wichtige Thatsachen entnehmen wir den Berichten der „Vossischen Zeitung": Eine außerordentliche Ehrenbezeigung hat die philosophische Fakultät der Universität Freiburg der Frau Karoline Michaelis de Vasconcellos in Oporto, Tochter des Professors Gustav Michaelis, Lektors an der Universität Berlin, durch Ernennung zum Ehrendoktor erwiesen. Diese Auszeichnung, die in neuerer Zeit deutsche Universitäten nur zwei anderen Frauen, Klara Schumann in Leipzig und der Vorsteherin der Kieler Altertumssammlung, Frl. Mestorf, haben zu teil werden lassen, verdankt Frau Michaelis ihren Arbeiten auf dem Gebiete der romanischen Philologie und besonders ihrer erfolgreichen Erforschung der spanischen und portugiesischen Sprache und Litteratur. — In diesem Sommer-Semester zählten die französischen Hochschulen zusammen 403 Hörerinnen, worunter 87 aus dem Ausland. Den schönen Wissenschaften lagen 249 Frauen ob, wovon 226 Französinnen; von den 129 Hörerinnen der Heilkunde waren 72 Französinnen, ebenso alle 14 Apothekerinnen und die 2 Hörerinnen der Rechte. In den Fakultäten der Natur- und mathematischen Wissenschaften waren 29 Frauen eingeschrieben, worunter 23 einheimische.

Weibliche Mathematiker. Mit Rücksicht auf die vielen Triumphe, welche in den letzten Jahren Frauen auf dem Gebiete der Mathematik errungen haben, schrieb unlängst Fabian Franklin von der Johns-Hopkins-Universität an den Herausgeber der New-Yorker Wochenschrift The Nation (vgl. Nr. 1458 derselben): „Vor zwanzig Jahren wurde, so weit ich aus meiner eigenen Erfahrung urteilen kann, fast allgemein angenommen, daß die Frauen außer einer allgemeinen geistigen Inferiorität, welche zu ihrem Geschlecht gehören möge, noch eine besondere Unfähigkeit für die Mathemathik hätten; gegenwärtig hört man in Universitätskreisen eine solche Meinung nur noch selten aussprechen. Der Umstand, daß jetzt von 38 Studentinnen in Newnham 8 aus sechs möglichen Examina gerade das mathematische sich ausgewählt haben, hat in dieser Frage sicherlich auch ein entscheidendes Gewicht."

Zur Schächtfrage. In der Erkenntnis, daß die aus einer sittenrohen Zeit stammenden Schlachtarten die Ursache der Verrohung von Millionen Menschen sind, haben viele deutsche Regierungen angeordnet, daß, entsprechend der humanen Anschauung des höher gesitteten Teils der Nation, alle Schlachttiere nur nach vorheriger Betäubung durch Kopfschlag oder Schlachtmaske getötet werden dürfen. Diese Verordnungen sind verbindlich für alle Staatsbürger, ausgenommen diejenigen mosaischen Bekenntnisses. Eine solche Ausnahmestellung in einer Sache von kultureller Bedeutung empfinden viele Israeliten als eine Kränkung. Sie weisen es zurück, auf eine tiefere Kulturstufe gestellt zu werden als ihre christlichen Mitbürger, indem ihnen durch das Gesetz erlaubt ist, was diesen als eine grausame und darum strafwürdige Handlung verboten ist. Eine Anzahl israelitischer Mitglieder des Berliner Tierschutzvereins und andere Israeliten, welche sich nicht in Gegensatz stellen wollen zu den sittlichen Anschauungen ihrer christlichen Mitbürger, haben den Berliner Tierschutzverein aufgefordert, gegenüber den von Dr. Kayserling, Dr. Ehrmann u. A. gesammelten Gutachten von Physiologen auch Gutachten von solchen wissenschaftlich gebildeten Fachleuten zu sammeln, welche das Schächten kennen, so wie es in der Praxis, und nicht bloß, wie es auf dem Operationstisch der Physiologen vor sich geht. Unter Hinweis auf die schon früher erschienenen Gutachten und gründlichen Abhandlungen der praktischen Tierärzte und Schlachthausvorstände, Dr. Sigmund, Julius Mandel, Dr. Loewy, Dr. Blatin, Sondermann, Bauwerker, Bruneau, der sächsischen Medizinalkommission über das Schächten u. s. w., veröffentlicht nun der Berliner Tier-

schutzverein ein Gutachten des Professors an der Königl. tierärztlichen Hochschule in Stuttgart, Herrn L. Hoffmann, welches derselbe auf Ersuchen des Vereins abgegeben hat über folgende Punkte:

1. Die Vorgänge bei der Vorbereitung zum Schächtschnitt.
2. Die Dauer des Bewußtseins und Schmerzgefühls nach dem Schächtschnitt.
3. Die Betäubung der Schlachttiere durch Kopfschlag oder Schlachtmaske vor der Blutentziehung.

Der Genannte faßt seine Wahrnehmungen und sein Urteil dahin zusammen:

„Schlachten mit Betäubungsschlag erspart dem Schlachttiere Angst, Schmerz und Todeskampf. Schächten ist für das Tier mit Angst und Schmerz verbunden, dauert außerordentlich lange Zeit und ruft solch' gräßlichen Todeskampf hervor, daß jeder Mensch tiefstes Mitleid mit dem gequälten Tiere, aber auch Abscheu, Ekelgefühl und Entrüstung über ein solches Schlachtverfahren empfinden muß."

Bericht

über die Eisenacher Zusammenkunft zur Förderung und Ausbreitung der ethischen Bewegung.

I.

Es war eine nicht große, aber begeisterte Schar von ideal gesinnten Kämpfern für Wahrheit, Recht und Menschenwohl, welche der Vorsitzende der D. G. E. K., Herr Geheimrat Prof. Dr. Foerster, am 5. August abends im Vereinshause Clemda in Eisenach begrüßte. Sie hatten sich dort zusammengefunden, um in gemeinsamer Arbeit die Mittel und Wege zu finden, die ethische Bewegung zu fördern und in immer weitere Kreise dringen zu lassen. Außer den Mitgliedern der D. G. E K. waren Freunde der ethischen Bewegung aus der Schweiz, Österreich, Rußland, England und Amerika erschienen. Mehrere Begrüßungstelegramme liefen ein, die in begeisterten Worten dem Eisenacher Kongreß Gedeihen wünschten.

Am Sonntag den 6 August vormittags um 11 Uhr eröffnete Herr Geheimrath Foerster die Versammlung, die sehr besucht und Jedermann zugänglich war, mit einem Vortrag über den Ethischen Bund und die Akademie für ethische Kultur. Einleitend hob der Redner die Veranlassung zu dieser Sommerversammlung hervor. Wie in Nordamerika die Freunde der ethischen Bewegung sich im Sommer in Plymouth zusammenfanden, um die Probleme der Ethik mit einander zu erörtern, so habe man auch in Deutschland den Versuch machen wollen, in gemeinsamer Denkarbeit zu erwägen, wie die ethische Bewegung noch umfassender zu organisieren sei, um das große Ziel zu erreichen, das ihr vorschwebe: die sittliche Vervollkommnung und Verbrüderung der ganzen Menschheit. Die D. G E. K, so führte er aus, erstrebe nicht allein für Deutschland, sondern für die ganze Welt die Ausbreitung ihrer Lehren und Anschauungen. Es gelte, dem Menschheitsgedanken, der völlig in den Hintergrund gedrängt ist, im Leben der Völker und bei deren Erziehung die ihm gebührende Stätte wieder zu erobern. Nach einem kurzen geschichtlichen Rückblicke wendete sich Redner gegen jenes Streben, das in unserem Jahrhundert sich immer mehr ausgebreitet: alles nach nationalen Gesichtspunkten zu beurteilen und einzurichten. Der große Menschheitsgedanke, die Thatsache der Zusammengehörigkeit der Völker wird dabei ganz vergessen. Wie sehr die Errungenschaften der Naturwissenschaften und der Technik uns einander näher gebracht haben, die Übertreibungen der nationalen Gesinnungen trennen uns um so mehr wieder von einander. Alle Nationen singen von sich, von ihrem Ruhm, von ihrer Größe. Diese nationale Erhitzung erzeugt Haß statt gegenseitiger Achtung und Vertrauen, Gewissenlosigkeit statt Gewissenhaftigkeit. Die Gerechtigkeit dem Nachbarn gegenüber, mit dem wir in Frieden leben sollen, wird bei Seite gelassen. Deshalb muß die ethische Bewegung eintreten und jene vielen Menschen, die nichts höheres erstreben, als die eigene Nation emporzuheben, eines Bessern zu belehren suchen. Was sollen Abrüstungsvorschläge, solange in dem Denken und Fühlen der Völker die überreizten nationalen Stimmungen noch die vorherrschenden sind? Wenn heute Abrüstungsgedanken von den Regierungen nicht in Betracht gezogen werden, ist diesen ein Vorwurf zu machen? Einzig ist den Regierenden vorzuwerfen, daß sie den Widerstand gegen umfassenderes menschliches Zusammenwirken unvorsichtig gefördert haben. Ein großes Mißverständnis ist es, anzunehmen, daß das künstliche Emportreiben des Nationalgeistes die Völker für den Kampfesfall zu todesmutigem Idealismus führe. Gerade die Völker mit überhitztem Nationalgefühl werden am sichersten bankerott werden. Ein internationales Schiedsgericht kann ebenfalls nur in sehr eingeschränkter Weise wirksam sein, so lange nicht der richtige Menschheitsgeist alle Völker durchdringt. Man behauptet oft, der Egoismus sei die einzige Triebfeder im Leben der Völker. Dem ist nicht so. Es lebt in allen Nationen auch der Menschheitsgedanke. Auf internationalem Gebiet muß angefangen werden mit sozialen und finanzpolitischen Vereinbarungen. Redner deutete auf die Arbeiterschutzgesetzgebung, den Maximalarbeitstag 2c. hin und erörterte, wie vielerlei gemeinsame Aufgaben z. B. im Verkehrswesen die Völker verbinden könnten.

Von größter Bedeutung ist hierbei der Nachweis, daß eine Allen gemeinsame Ethik möglich ist, die unabhängig ist von den so grundverschiedenen religiösen Vorstellungen der Menschheit. Auf dieser Grundlage kann ein „Ethischer Bund" geschaffen und eine „Akademie für ethische Kultur" errichtet werden. Wie jener die umfassende Gemeinschaft für die Organisationen der ethischen Bewegung in den einzelnen Ländern bilden will, so soll die Akademie eine Freistätte der reinsten und unbefangensten Forschung auf allen Gebieten der Lehre vom Menschen und der menschlichen Gemeinschaft sein, zugleich eine Stätte für die Ausbildung und Einführung von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in die unmittelbaren Aufgaben der ethischen Bewegung. Sie soll eine neue Grundlage für die Erziehung schaffen und untersuchen, ob die bisherige Erziehungsmethode nicht in sehr wesentlichen Punkten eine andere werden müsse Ueberall gilt es, die Unabhängigkeit der gemeinsamen Moral von der Religion zum Bewußtsein zu bringen und die Religion als einen der Gipfelpunkte derjenigen Schöpfungen der menschlichen Innenwelt zu erkennen, die nach den inneren und äußeren Bedingtheiten jedes Einzelnen oder gewisser Gruppen verwandter Seelen unsäglich vielartig seien.

Der Redner schloß mit einer begeisternden Verherrlichung der wissenschaftlichen Arbeit, die den Menschheitsgedanken wieder neu beleben müsse.

Die Reihe der eigentlichen Arbeitsversammlungen begann am Montag, den 7. August, mit einem Vortrage des Herrn Gustav Maier aus Ermatingen (Schweiz) über die Organisation der ethischen Bewegung gemäß den Lehren der Geschichte, unter besonderem Bezug auf die Freimaurerei Der Redner hob zunächst die großen Vorzüge des Freimaurerbundes hervor, die nach ihm in der Verbreitung ethischer Bildung und menschenfreundlicher Gesinnung unter seinen Mitgliedern, in einem verheißungsvollen Ansatz zu einem vom Dogma befreiten Kultus und endlich in seiner in der Geschichte bis dahin unerreichten örtlichen Universalität bestehen. Trotz dieser anzuerkennenden und vielfach mit der ethischen Bewegung identischen Tendenz ist die Freimaurerei wesentlich esoterisch geblieben. Dem gegenüber erscheint eine Propaganda der That nötig. Unsere Staatsgewalten, so meinte der Redner, schützen immer noch einzig das konservative, dogmatische, die meisten Gebildeten abstoßende Kirchentum und halten krampfhaft fest an der veralteten Politik von „Thron und Altar". Daher auch die Erscheinung, daß die großen Errungenschaften der Dichter und Denker, die als ein Evangelium in moderner Form hätten dienen können, heute weniger denn je im Volke Boden gefaßt haben. Man hat es versäumt, die großen Wahrheiten politischer, sozialer und religiöser Befreiung pädagogisch zum unverlierbaren Gemeingut und zu Leitsternen des Volkes zu machen; man hat es zu lange unterlassen, an Stelle des morsch gewordenen Thrones der göttlichen Autorität den Grundsatz der menschlichen Gerechtigkeit in seine volle Majestät einzusetzen; man hat vergessen, den inneren Himmel der Pflichterfüllung und des Gemeingefühls, anstatt des versinkenden Himmels im Jenseits auszubauen. So droht der Kultus des Wahren, Rechten und Schönen aus der Welt zu weichen und dem Dienst der reinen privaten Nützlichkeit — und damit der Macht in ihrer schlimmsten Form — die Bahn frei zu lassen. So kommt uns der Brennpunkt des Gemeinsamen abhanden, und ein wilder thörichter Interessenkampf zersetzt die politischen Parteien und vergiftet den Volkscharakter Und daran tragen wir selbst, die Gebildeten, einen großen Teil der Schuld. Hätten wir in unserer Einwirkung auf den Staat unsere Schuldigkeit gethan, so wären diese Erscheinungen nicht in solchem Maße zu Tage getreten. Aber wir gefallen uns an unserer reich besetzten geistigen Tafel und empfinden nicht, daß überall um uns her geistige Not und Entbehrung herrscht

Wo ist da der Hebel anzusetzen? Die übereinstimmende Meinung geht dahin, daß dem gesunkenen Niveau der Volksbildung wirksam und dauernd nur durch die Erziehung in der Familie und vor allem durch die Reform der Schule aufzuhelfen sei. Doch ist mit dieser Erkenntnis noch nicht viel gewonnen: denn die heranwachsende Generation kann sich ja doch nicht selbst an ihrem Zopfe aus dem Sumpfe ziehen. Die Erwachsenen sind es, denen die Erziehung im Hause obliegt, und die in ihrer Eigenschaft als Staatsbürger die Schule beherrschen oder doch beherrschen sollen und sicher beherrschen werden, wenn sie die nötige Geisteskraft dazu besitzen und anwenden. Wie wir dieser Aufgabe gerecht werden sollen? Nun wohl: wir müssen an die Stelle des morsch gewordenen Glaubens ein gesundes Wissen setzen, wir müssen die gewonnenen ethischen Wahrheiten popularisieren und in das Volk hinaustragen. Wissen ist hier nicht Fachwissen, sondern solche Erkenntnis, die sich mit der gesamten Lebensauffassung zu einem Ganzen verbindet. Wir wollen niemandem irgend eine Überzeugung aufdrängen und nur diejenigen Meinungen bekämpfen, die zu unsittlichen Ergebnissen führen. Wir müssen jenes spezifisch freimaurerische Gefühl zur Herrschaft bringen, das gegnerische Überzeugungen zu durchdringen trachtet und den Menschen, welche Meinungen bezüglich irgend welcher Fragen er auch hegen möge, als Menschen achten lehrt. Das

alles können wir, wenn wir mit einem gewissen ideal-praktischen Sinn als Laienpriester einer neuen Weltanschauung durch ein System der Volkserziehung die Wahrheit ins Leben hinaustragen. Redner wies hierbei auf die von Salter in Chikago eingerichteten „Ökonomischen Konferenzen“ hin, wo Männer der verschiedensten Lebenskreise in besonderen Vorträgen ihre Ansichten über die soziale Frage darlegen. Alsdann empfahl der Redner die Einrichtung sonntäglicher Kultus-Vereinigungen, in denen vor allem die Kunst (Musik, Poesie) den breitesten Schichten zugänglich gemacht werden soll (möglichst im Rahmen und Raum des Theaters). Endlich bemerkte der Redner, daß eine Propaganda besonders durch lokale, aber organisierte Einwirkung auf die kleinstädtische und ländliche Presse im ethischen Sinne erreicht werden könne. Alle diese Veranstaltungen müssen organisiert werden durch ein Netz von Lokal-Komitees und durch Wanderredner, die anregend und instruktiv thätig sind.

Zu diesen Zwecken muß die ethische Überzeugung zu überall sich bethätigender Gewissenssache werden; sie muß bei allen Gelegenheiten bekannt und offenbart werden. Auch ist die Frage zu erwägen, ob nicht Mitglieder eines internationalen ethischen Bundes sich durch praktische Einrichtungen kund zu geben und zu nähern versuchen sollten.

An diesen Vortrag schloß sich eine äußerst lebhafte und inhaltreiche Diskussion an, aus der wir hier nur das Wesentlichste mitteilen können. Prof. Foerster hob hervor, daß die Ausführungen des Redners hinsichtlich der Bedeutung eines gewissen ethischen Kultus dem Mißverständnisse Raum gäben, als dächte die D. G. E. K. daran, die religiöse Stimmung und den religiösen Kult durch eine ethische Erbauung zu verdrängen. Es könne jedoch nicht genug betont werden, daß die religiösen Bedürfnisse durch keine Wissenschaft befriedigt, durch keine ethischen Bedürfnisse ersetzt werden könnten. Es könne nicht Aufgabe der D. G. E. K. sein, hier irgendwie in Wettbewerb einzutreten. Nur dort müssen die religiösen Mächte energisch bekämpft werden, wo sie der Ausbreitung klaren Denkens über die ethische Lebensordnung des Einzelnen und der Gemeinschaft entgegentreten.

In der weiteren Diskussion suchte Herr Rechtsanwalt Gerhard nachzuweisen, daß in dem Vortrage die Notwendigkeit einer energischen Bethätigung der D. G. E. K. zur Herbeiführung der wirtschaftlichen Lebensbedingungen ethischer Kultur nicht betont worden sei. Herr Dr. Reich aus Wien machte geltend, daß zu einseitig von Ethisierung des Volkes gesprochen würde, während man nicht genug hervorheben könne, daß die Gesellschaft ein Boden für gegenseitige Erziehung zum sozialen Geiste sei, und daß dieser soziale Geist augenblicklich den besitzenden Klassen stärker geschwunden sei als dem arbeitenden Volke. Beide Herren wünschten eine bestimmte Stellungnahme des ethischen Bundes zu den großen wirtschaftlichen Problemen, eine Stellungnahme, die sich auf kein Parteiprogramm festnagele, wohl aber im Namen ethischer Kultur handanlege auch zur gründlichen Erneuerung der äußeren Formen menschlicher Gemeinschaft. Herr Prof. Tönnies aus Kiel sprach sich in gleichem Sinne aus. Herr Prof. Foerster hob hervor, daß die ethische Gesellschaft von der Überzeugung durchdrungen sei, daß die äußere Lebenslage der unteren Klassen aufs allerdringendste der gründlichsten Hebung und Heilung bedürfe. Aber die ethische Bewegung sei ebenso getragen von der Überzeugung, daß nicht auf dem Wege einseitiger wirtschaftlicher Kampfprogramme, sondern in der Anwendung der gewissenhaftesten und allseitigsten wissenschaftlichen Denkarbeit auf die sozialen Probleme und in der Vertiefung des Geistes friedlicher Verständigung der Menschen und der Nationen die dauernde Befreiung der Menschheit aus der sozialen Not zu erreichen sei.

Es folgten nun die ersten Beratungen über den „Ethischen Bund“. Wir werden über dieselben in der nächsten Nummer dieser Wochenschrift Näheres berichten, nachdem die Verhandlungen darüber einen Abschluß gefunden haben.

Am Dienstag, den 8. August, sprach Frau Lina Morgenstern über die Aufgaben der Frauen in der Erziehung zur ethischen Kultur. Die Rednerin führte aus, daß die Hebung des weiblichen Geschlechts ein mächtiger Hebel der Kultur geworden sei. Mutterbeispiel wirkt am reinsten und tiefsten, Mutterliebe ist die Sonne der Kindheit. Leider kann nicht jede Frau ihren Erzieherberuf ausfüllen. Die Frau des Proletariers wird durch die Sorge für das Brod ihrer Kinder vollauf in Anspruch genommen; bei besser gestellten Frauen hindert oft die ihnen selbst mangelnde ethische Kultur an einer intensiveren Wirksamkeit. Müssen für arme Kinder Krippen, Kinderbewahranstalten, Kinderhorte ꝛc. geschaffen werden, so muß allen Frauen das pädagogische Gewissen geschärft werden. Vor allem soll jede Frau wissen, daß sie alles andere von fremden Händen besorgen lassen könne, nur nicht die Erziehung der Kinder. Das schließt die Annahme von Gehilfinnen nicht aus, aber diese sollen auch so gestellt werden, daß sie innerlich und äußerlich Erzieherinnen sind, daß sie Gelegenheit zur Fortbildung haben, Erholung ihnen nicht fehlt, u. s. w. Nur eine Frau, die das Große, Gute und Schöne unserer Kultur in sich aufgenommen hat, kann eine rechte Erzieherin sein. Darum banne man die Frau nicht sklavisch ans Haus. Rednerin erörterte die Erziehung zur Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Nächstenliebe, indem sie überall nachwies, daß die Wurzeln für Fehler und Tugenden im öffentlichen Leben schon in der Kinderstube liegen. Um die Frau mehr als bisher für ihren ethischen Erzieherberuf zu befähigen, muß ihre rechtliche Stellung gebessert, müssen alle ungerechten Beschränkungen beseitigt werden. Ihr Beruf besteht darin, auf die Charakterbildung und die Hinneigung zu den idealen Lebensgütern hinzuwirken, welche die Menschen besser und darum glücklicher macht.

Aus der anregenden Diskussion heben wir die Bemerkungen der Frau Sanitätsrat Schwerin hervor, die darin gipfelten, daß die Frauen in der ethischen Bewegung dann wahrhaft mitwirken würden, wenn sie die Stätten des Elendes aufsuchten, um sich durch eigene Erfahrung von der Überzeugung durchdringen zu lassen, daß es anders werden müsse. Herr Pfarrer Ziegler aus Davos (Schweiz) ergänzte den Vortrag aus den Erfahrungen seiner Seelsorge und seines Lebens. Er hob auch hervor, daß man in der Erziehung die gefährliche Prüderie bekämpfen müsse, mit welcher man den Kindern die Wahrheit in Betreff ihrer Herkunft vorenthalte.

Herr Prof. Jodl aus Prag sah eine wichtige Aufgabe der Frauen in der Erziehung darin, daß dieselben helfen, im Kreise der Mütter unserer Grundüberzeugung von der Unabhängigkeit der ethischen Antriebe von allen Vorstellungen über eine andere Welt Verbreitung und pädagogische Verwertung zu verschaffen. Nirgends sei der Widerstand gegen das Zugeständnis der Selbständigkeit der ethischen Kultur größer als in Frauenkreisen. Ähnliche Ergänzungen zu dem Vortrage lieferten Herr Prof. Tönnies und Herr Rechtsanwald Gerhard. Dieser beantragte, Unterschriften zu sammeln für eine Petition an den Reichstag zur Aufhebung derjenigen Paragraphen im Vereinsgesetz, welche die öffentliche Bethätigung der Frauen behindern. Herr Lehrer Tews aus Berlin empfahl die gemeinsame Erziehung beider Geschlechter in den öffentlichen Schulen.

Am Mittwoch, den 9. August, vormittags, hielt Herr Gymnasial-Direktor a. D. Professor Dr. Döring einen Vortrag über „Ethischen Unterricht“. Der Redner bemerkte einleitend, daß er nicht von der sittlichen Gewöhnung, sondern von der Belehrung reden wolle. Daß diese nur auf natürlich-menschlicher Grundlage ruhen dürfe, betrachte er als selbstverständlich. Die Erziehung hat nach dem Redner die Aufgabe, für den gegenwärtigen Zustand des Zöglings und für seine Zukunft zu sorgen.

Innerhalb der Fürsorge für den gegenwärtigen Zustand handle es sich um die Kindestugenden und Kindespflichten, innerhalb der Fürsorge für die Zukunft um die Zöglingstugenden und Zöglingspflichten. Das hauptsächliche Mittel auf ersterem Erziehungsgebiete sei sittliche Gewöhnung durch autoritative Willensbeeinflussung. Die ethische Belehrung könne hier nur eine gelegentliche, an die in jedem Momente sich darbietenden wechselnden Anläße sich anschließende, nicht eine zusammenhängende und systematische sein. Auch auf dem Gebiete der eigentlichen Erziehung, der Erziehung für die Zukunft, werde der Unterbau durch Gewöhnung und autoritative Willensbeeinflussung geschaffen. Aber die Willensbeeinflussung könne auf diesem Gebiete der Natur der Sache nach keine direkte sein, die nur auf das gegenwärtige Verhalten bestimmend zu wirken vermöge. Sie müsse vielmehr darin bestehen, daß dem Kinde edle Vorbilder vor Augen gestellt und dasselbe zur sittlichen Beurteilung von Handlungen und Gesinnungen, wie sie das Leben, die Litteratur und die Geschichte darbieten, angeleitet wird. Diese Form der sittlichen Erziehung bedürfe keiner gesonderten Kurse, sondern sei mit den muttersprachlichen Übungen und dem geschichtlichen Unterrichte, den sogenannten ethischen Fächern, zu verknüpfen. Eine zusammenhängende und systematische Belehrung in Bezug auf das sittliche Leben der Erwachsenen sei auf die letzten Jahre des Erziehungsganges einzuschränken und müsse hier in gesonderten Kursen auftreten.

Damit war der erste Gegenstand des Vortrags erledigt und dem ethischen Unterricht im strengen und spezifischen Sinne eine bestimmt begrenzte Stellung im Gesamtverlaufe der Erziehung angewiesen. Dieser ethische Kursus soll nun ferner nach dem Vortragenden in zwei Hauptteile zerfallen. Vorab handle es sich um ethische Unterweisung. Durch diese solle die Einsicht in den gesamten Inhalt der sittlichen Forderung für das wirkliche Leben, in den Pflichtenkreis der Erwachsenen geschaffen werden. Den zweiten Hauptteil bilde die ethische Beweisführung, deren Aufgabe sei, sittliche Überzeugung und eine auf ihr ruhende sittliche Willensrichtung zu begründen. Hier müsse bewiesen werden, daß die sittliche Gesinnung das wahre höchste Gut sei, daneben aber seien auch die mannigfaltigen Nützlichkeitsargumente für das sittliche Handeln zur Geltung zu bringen.

An diese Haupterörterung schloß der Vortragende noch eine eingehende Beurteilung der Schrift von Felix Adler The Moral Instruction of Children, New York 1892, an.*) Unter Anerkennung des vielen Vortrefflichen, das in dieser Schrift geboten werde, fand er doch, daß hier der Inhalt und die Methoden der eigentlichen ethischen Belehrung noch nicht erschöpfend behandelt seien. Übrigens stelle Adler selbst noch eine Fortsetzung seiner Untersuchung in Aussicht, in der voraussichtlich das sittliche Verhalten der Erwachsenen und die rein menschliche Begründung der sittlichen Forderung noch mehr zu ihrem Rechte kommen würden.

Schließlich suchte der Vortragende noch zu zeigen, daß auch unter den gegenwärtigen, dem Ideale keineswegs entsprechenden Erziehungs- und Unterrichtsverhältnissen ein Ergänzungskursus in dem von ihm

*) Eine deutsche Übersetzung dieses Werkes soll in diesem Herbste in Ferd. Dümmlers Verlag erscheinen.

vorgeschlagenen Sinne, als rein natürlicher Moralunterricht, ohne verwirrenden Konflikt mit dem herkömmlichen System, durch das unsere Jugend zur Zeit nun einmal hindurchgehen müsse, sehr wohl möglich sei.

In der auf den Vortrag folgenden Diskussion schloß sich Herr Jodl-Prag zwar der Ansicht des Redners an, daß es an sich pädagogisch richtig sei, den systematischen ethischen Unterricht erst mit dem zwölften Jahre beginnen zu lassen; aber er wies darauf hin, daß gegenwärtig Kinder in solchem Alter bereits stark konfessionell beeinflußt wären. Wollte man also die Kinder bis dahin ganz allein dem kirchlichen Einflusse überlassen, so würden unsere späteren Bemühungen oft vergeblich sein. Wir werden also nicht darauf verzichten können, schon an das zarte Kindesalter mit ethischer Belehrung heranzutreten. Anders könnten wir wohl handeln, wenn die Gewalten, die den jetzigen Unterricht beherrschen, nicht vielfach uns geradezu entgegengesetzt wären, und wenn wir nicht mit den höheren Bildungsidealen die wir der Menschheit bringen, gewissermaßen als Bettler an den Thoren der Schulen ständen. Wir werden eine Art Leitfaden für unsere Kinder zu entwerfen haben; und gewiß werden wir etwas besseres schaffen können, als z. B. der französische Staat jüngst in den für den Gebrauch der Schulen bestimmten Moralunterweisungen erreicht hat. Wir wollen den seitherigen das Leben beherrschenden Mächten ihr Recht lassen, aber auch unser Recht für unsere Überzeugungen erkämpfen, um dem Staate gute Bürger erziehen. Wir müssen zwei Leitfaden schaffen, einen für das zartere und einen für das reifere Alter; sie dürften so gestaltet werden, daß wir sie auch den Kindern selbst in die Hand geben können.

Frau Lina Morgenstern-Berlin wies darauf hin, daß, wenn man auch das Kind bis zur Schulreife ethisch und menschenliebend erzogen hat, es doch beim Eintritt in die Schule erfahre, daß die Menschen durch konfessionelle Gegensätze geschieden seien.

Herr Prof. Bruno Meyer-Berlin war der Meinung, daß wir hier einem Kampfe nicht ausweichen können, der zwar mit Milde, aber mit Ernst geführt werden müsse. Der heutigen Schule müsse zu Gemüte geführt werden, daß sie den Ast, auf dem sie sitzt, selbst absägt; denn der Lehrer sei verpflichtet, den Kindern Überzeugungen beizubringen, an welche er selbst oft genug nicht glaubt, und damit untergrabe er seine Autorität. Ein großer Teil des geringen Einflusses der Schule komme von dem Mißtrauen her, welches das Kind gegen die Wahrhaftigkeit des Lehrers hat. Vom 14. Lebensjahre ab müßte der Religionsunterricht nicht mehr im heutigen Sinne, sondern für alle Konfessionen gemeinsam in rein wissenschaftlichem Geiste als Kultur- und vergleichende Religionsgeschichte dargeboten werden, als ein Teil des Geschichtsunterrichts. Dieses werde vereinigend wirken, während die Hinausweisung einzelner Schüler in den gesonderten konfessionellen Unterricht trenne.

Fräulein Klara Thierbach-Königsberg i. Pr. bemerkte, sie habe seit zehn Jahren einen ethischen Unterricht und zwar an einer orthodoxen Schule gegeben. Sie habe in ihren Zöglingen die rein menschlichen ethischen Impulse und Überzeugungen zu stärken gesucht und sei auf diese Weise in keinen Conflikt mit der herrschenden Weltanschauung gekommen. Sie halte es nicht für möglich, vor dem 13. Jahre einen systematischen Unterricht zu geben, dagegen sehr wohl für möglich, schon vom 6.—8. Jahre ab die Kinder daran zu gewöhnen, daß sie an alle Dinge und Geschehnisse einen moralischen Maßstab anlegen.

Herr Prediger Voigt-Offenbach hob hervor, daß die D. G. E. K. sich nicht darauf beschränken dürfe, ihre pädagogischen Methoden im Rahmen des heutigen kirchlichen Systems geltend zu machen, sondern daß sie den offenen Kampf gegen die pädagogische Herrschichaft der Kirche aufnehmen müsse, wenn wirklich in großem Maßstabe etwas erreicht werden solle.

Herr Dr. Wislicenus-Straßburg i. E. wünschte, daß der Religionsunterricht aus der Schule entfernt und den Kirchen überlassen werde. Jeder Staatsbürger müsse das Recht haben, seine Kinder religiös zu erziehen, wie er wolle. Dagegen müßten wir an die Stelle des aus der Schule entfernten konfessionellen Unterrichts den moralischen Unterricht einführen. In der That genüge es nicht, etwa neben dem staatlichen Religionsunterricht eine private ethische Unterweisung einhergehen zu lassen; vielmehr müsse durch eine umfassende Propaganda allmählich die öffentliche Meinung für eine gründliche Umbildung des gesammten Erziehungswesens im Sinne der D. G. E. K. gewonnen werden.

Herr Gustav Maier-Ermatingen stellte den formellen Antrag, zum Zwecke der Schaffung eines oder mehrerer ethischer Lehr- oder Lesebücher 1) heute schon eine Kommission zu wählen, 2) die Vorarbeiten dieser Kommission der weitesten Mitarbeit nicht nur von Mitgliedern der D. G. E. K., sondern möglichst vielen sachkundigen Personen, Pädagogen, Litteraturkennern, Vereinen, zur Begutachtung vorzulegen; 3) sofort größere Geldmittel für diesen speziellen Zweck zu zeichnen, damit ein ansehnlicher Fonds geschaffen werden und eine wirkliche That das Ergebnis der Beratung sei. Dieser Antrag wurde mit allseitigem Beifall aufgenommen.

Frau Baronin v. Budberg-Riga schildert aus jüngsten eigenen Erfahrungen in Wiesbaden und Dresden den Übelstand, wie sehr unsere kleinen Kinder, die Hoffnung der Zukunft, auf den Spielplätzen der großen Städte von den weiblichen Dienstboten nicht nur körperlich und geistig vernachlässigt, sondern sogar durch das, was sie mitansehen, geradezu sittlich verdorben werden müssen. Rednerin schlug vor, Komitees von Frauen, Müttern und Jungfrauen, überall, wo es nötig ist, zu bilden, zu dem Zwecke, die Spielplätze der Kinder in organisierter freiwilliger Weise ständig zu überwachen.

Nach einer Pause hielt Herr Dr. Löwenheim seinen angekündigten Vortrag über die „Ethik Demokrits."

Der Redner setzte zunächst auseinander, wie das Urteil über Demokrit im Laufe der Zeiten geschwankt hat, und hob hervor, daß die heute unter den Gelehrten herrschende Meinung die sei, daß die demokritische, die platonische und die aristotelische Philosophie einander ebenbürtige Richtungen seien, ebenbürtig in dem Sinne, daß auf naturwissenschaftlichem Gebiet Demokrit, auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften Plato und Aristoteles höher stehen. Speziell hinsichtlich der Ethik nehme man an, daß die eudämonistische Ethik Demokrits zwar die Ethik des Sokrates vorbereitet habe, daß aber die ethischen Aussprüche Demokrits weder unter sich, noch mit seinem übrigen System in wissenschaftlichem Zusammenhang ständen. Nun ist es aber merkwürdig — so fuhr der Redner fort —, daß gerade in solchen Zeiten, in denen Demokrits Philosophie gering geschätzt wurde, seine Ethik eine Ausnahme machte. In der römischen Kaiserzeit und bei den christlichen Dogmatikern, namentlich der alexandrinischen Schule, wurde die Ethik Demokrits genau studiert. Und es lohnt sich daher zu untersuchen, ob die Ethik Demokrits im Vergleich zu der des Sokrates höher oder tiefer steht. Den Sophisten gegenüber, welche das moralische Handeln nicht naturgemäß, sondern nur durch menschliche Satzung bestimmt sein ließen, betonte Sokrates, daß es in unserem eigenen Interesse liege, moralisch zu handeln, und suchte das moralische Handeln auf egoistische Motive zurückzuführen. Gleichzeitig schlug er Kapital aus der Zweideutigkeit des Wortes εὐπραξία, das sowohl gutes Handeln wie Wohlbefinden bedeutet, und brachte das moralische Handeln in Zusammenhang mit der Ehrfurcht vor den Göttern. Dagegen suchte nun Demokrit jede Zweideutigkeit zu vermeiden, indem er das Wort εὐπραξία durch das Wort εὐεστώ ersetzte, das nur Wohlbefinden bedeuten kann, und sprach zuerst klar das Prinzip aus, worauf unsere ethische Gesellschaft beruht: daß das moralische Handeln ganz unabhängig davon ist, wie man über die Gottheit denkt. Er ging von dem Grundsatz aus, daß das Wohlbefinden und das Mißbehagen den Maßstab für den vollkommenen Glückszustand bilden. Demokrit blieb aber nicht bei dem einzelnen Genusse stehen, sondern stellte bereits die Frage nach dem höchsten Gut und fand es in dem stillen Seelenfrieden. Seine Ethik hat also einen durchaus individualistischen Charakter. In zwei Punkten geht sie inhaltlich über die des Sokrates hinaus. Erstens nämlich hielt Sokrates nichts von der theoretischen Wissenschaft, während Demokrit in der wissenschaftlichen Beschäftigung einen der wichtigsten Bestandteile des Glückes erkannte. Zweitens wußte er das Problem, warum das gute Handeln zum Wohlbefinden führt, anders zu lösen als Sokrates. Denn wir lesen bei ihm den gehaltvollen Ausspruch: „Der Unrecht thut, ist unglücklicher als der, der Unrecht leidet." Hierin liegt die Thatsache des Gewissens. Und es ist daher kein Zufall, daß Demokrit es ist, der den Ausdruck „Gewissen" in die Ethik eingeführt hat. Der genannte Ausspruch verlangt zu seiner Ergänzung den Gedanken: „Wohlthaten erweisen macht glücklicher als Wohlthaten empfangen." Einen solchen Gedanken finden wir allerdings in den erhaltenen Fragmenten Demokrits nicht, wohl aber bei Epikur, der sich in den meisten Punkten an Demokrit anschließt und diesen Ausspruch jedenfalls Demokrit entlehnt hat. Dieser Ausspruch hat aber die größte Ähnlichkeit mit dem Ausspruch „Geben ist seliger denn nehmen", der in der Bibel als Ausspruch Christi erscheint. Auch sonst finden wir mehrfach Übereinstimmung zwischen Gedanken der demokritischen Ethik und Aussprüchen Christi. Bedenken wir nun, daß die Evangelien wahrscheinlich in Alexandrien geschrieben sind und daß, wie wir sahen, die christlichen Dogmatiker der alexandrinischen Schule sich eifrig mit der Ethik Demokrits beschäftigten, und nehmen wir hinzu, daß der Begriff der litterarischen Fälschung dem ganzen Altertum vollkommen fremd geblieben ist, so werden wir nicht daran zweifeln können, daß die griechisch gebildeten Evangelisten Ideen der demokritischen Ethik aufgenommen haben. Keine theoretische Auseinandersetzung könnte so klar zeigen, daß edle Menschen, mögen sie in ihrer Weltanschauung auch noch so weit auseinandergehen, doch in der Ethik übereinstimmen, wie es hier die einfachen Thatsachen der Geschichte lehren. Der Ausspruch, daß Wohlthaten erweisen angenehmer ist als Wohlthaten empfangen, zeigt deutlich, daß Demokrit einen der menschlichen Natur eigenen Trieb annahm, Anderen Gutes zu thun, und daß er die Befriedigung dieses Triebes für das Motiv des moralischen Handelns hielt. In dieser Erkenntnis liegt der wichtigste Fortschritt, den die Ethik seit Sokrates überhaupt gemacht hat. Demokrit ist auch der erste Kosmopolit gewesen. Es ziemt sich daher wohl, in einer Versammlung, in welcher wir die Freude haben, Vertreter der verschiedensten Nationen begrüßen zu können, dankbar des Mannes zu gedenken, der zuerst den Ausspruch that: „Das Vaterland des weisen Mannes ist die ganze Erde."

In der sich an diesen Vortrag anschließenden kurzen Debatte wurden wesentlich neue Gesichtspunkte nicht geltend gemacht, sondern dem Vortragenden volle Zustimmung zu teil. (Schluß folgt.)

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. —
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste 1. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 2. September 1893.	Nr. 36.

Buddhistische Ethik.

Von Dr. Arthur Pfungst (Frankfurt a. M.).

In den religiösen Büchern der Vergangenheit finden wir zuweilen Stellen, die uns beim oberflächlichen Lesen ohne besondere Bedeutung zu sein scheinen, während wir bei eingehender Betrachtung finden, daß sie den Geist des Volkes, unter welchem sie entstanden sind, mit besonderer Klarheit und Prägnanz zum Ausdruck bringen. Ich möchte nachstehend je eine solche Stelle aus dem alten Testamente und aus einem kanonischen Buche der Buddhisten anführen, weil mir dieselben wohl geeignet erscheinen, den ungeheueren Unterschied zwischen den Grundlagen ihrer ethischen Anschauungen ohne weiteres erkennen zu lassen. Im 2. Buche Mosis wird das Gebot verkündet: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott giebt." Und im Sutta Nipata, das zu den kanonischen Schriften der Buddhisten gehört, schließt das Metta Sutta mit den Worten: „Wer, ohne daß er philosophische Betrachtungen erfaßt, voll Tugend ist, mit Einsicht ausgestattet ganz, nachdem die Gier nach sinnlichen Vergnügungen er unterdrückt — dem wird Geburt nie wieder."

In beiden Fällen hat sich der Gesetzgeber nicht lediglich darauf beschränkt, sein Gebot zu verkünden, sondern er hat auch eine Verheißung an dessen Erfüllung geknüpft. Der merkwürdige Widerspruch zwischen den beiden Verheißungen deutet auf einen diametralen Gegensatz in den axiologischen Grundanschauungen beider Völker; der jüdische Gesetzgeber verspricht demjenigen, welcher seinem Gebote gemäß handelt, das Leben, der buddhistische jedoch den Tod, und der Philosoph sieht sich vor die Frage gestellt, wie es kommen konnte, daß zwei ethische Geister von unvergleichlicher Bedeutung, von denen ein jeder seinem Volke für Jahrtausende zur Leuchte geworden ist, auf gutes Handeln entgegengesetzte Belohnungen setzen konnten. Dem im europäischen Kulturkreise Auferzogenen erscheint die Lebensauffassung des alten Testamentes, wie sie sich in dem oben citierten Gebote dokumentiert, als so indiskutabel-selbstverständlich, daß er zunächst gar nicht zu begreifen vermag, wie ein Gesetzgeber dazu gelangen konnte, das Aufhören des Daseins als höchstes Ziel darzustellen. Der normale Mensch hängt mit Inbrunst am Leben; wir prüfen einen großen Teil unserer Handlungen mit Sorgfalt darauf hin, ob sie auch in irgendwelchem Sinne lebensfördernd sind, die Tugend erscheint uns nicht zum Wenigsten deshalb als das höchste Gut, weil sie die Chancen für das Gedeihen unseres Geschlechtes günstiger gestaltet — wie vermöchten wir einen Gesetzgeber zu verstehen, der uns als höchsten Lohn für unsere Tugend das Erlöschen des Lebens in sichere Aussicht stellt?

Bei eingehender Betrachtung dieser merkwürdigen Thatsache müssen wir zu der Einsicht gelangen, daß die Erklärung für die Wahl der verschiedenen Motive in der entgegengesetzten Lebensauffassung der Völker zu suchen ist, auf welche die Gesetzgeber einwirken wollten. Jeder Gesetzgeber stellte diejenige Belohnung in Aussicht, welche von seinen Volksgenossen am heißesten ersehnt wurde, weil er nur auf diese Weise ein starkes Motiv für einen Lebenswandel voll Pflichterfüllung und Tugend zu bieten vermochte.

Buddha, der Königssohn aus dem Sakya-Stamme, war ein echter Sohn seiner Zeit und seines Landes, insofern er die pessimistische Lebensanschauung seiner Volks- und Stammesgenossen durchaus teilte. Auch für ihn war Leben und Leiden identisch, und es gab kein höheres Ziel für ihn, als von dem Leiden, also vom Leben erlöst zu werden. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, wie es kommen konnte, daß ein ganzes Volk sich der pessimistischen Lebensanschauung in dem Maße zuwandte, wie es in Indien thatsächlich der Fall war — es genüge die Thatsache zu konstatieren, daß Buddha einem Volke angehörte, welches seit langer Zeit die Erlösung vom Dasein als das höchste Ziel alles Strebens so klar erkannt hatte, daß es lediglich noch darauf ankommen konnte, die Mittel, welche zur Erreichung des Zieles dienen sollten, zu reformieren. Dies konnte Buddha um so klarer erkennen, als sich sein axiologisches Urteil niemals von dem seiner Zeitgenossen unterschieden hat. Aber ihre Mittel — Askese und strenge Befolgung eines Rituals — erschienen ihm durchaus ungeeignet zur Aufhebung des Leidens. Er kam zu der unerschütterlichen Überzeugung, daß nur die Thaten des Menschen zur Befreiung von der Wiedergeburt zu führen vermöchten, und predigte als größter ethischer Reformator aller historischen Zeiten den heiligen achtfachen Pfad, der da heißt: rechter Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken.

So brach Buddha vollständig mit der Anschauung, als ob durch Askese oder durch die Gunst der mit besonderen — unendlich schwierigen und komplizierten — Opfern günstig gestimmten Gottheiten die Erlösung zu erlangen sei, und lehrte, daß ausschließlich moralischer Lebenswandel, zu dem sich der Mensch erziehen könne, zu dem erstrebten Ziele führe. Seine Auffassung der Ethik kommt somit in sehr wichtigen Punkten derjenigen unserer erleuchtetsten Zeitgenossen sehr nahe.

Es gab für Buddha keine außerhalb stehende Macht, welche bindende sittliche Gesetze für den Menschen hätte erlassen

können, und darum muß der große Reformator unbedingt als ein autonomer Ethiker betrachtet werden, welcher nicht davor zurückgeschreckt ist, den Menschen auf seine eigene Verantwortlichkeit zu verweisen, und der deutlich gesagt hat, daß es in keiner der vielen Welten ein Wesen geben könne, das bei unsittlichem Handeln glückselig zu sein vermöchte.

Die Ethik des Buddhismus könnte heute noch in ihren wesentlichsten Punkten vor unserem kritischen Urteile bestehen, wenn sie nicht eine verwundbare Stelle besäße, an welcher wir nicht vorübergehen können: sie enthält nämlich Elemente von individuellem Eudämonismus. — Der Buddhist handelt gut, weil ihm aus dieser spezifischen Art des Handelns der heiß ersehnte Lohn der Erlösung quillt. Er weiß, daß es eine unabänderliche Folge des Causalgesetzes ist, daß auf gute That Lohn, auf schlechte That Strafe folgt, und sein Intellekt sagt ihm, daß es vernünftig ist, die Saat so zu wählen, daß man Lohn erntet. Aber trotzdem wäre es durchaus falsch, den Buddhismus einfach „egoistischen Eudämonismus" zu nennen, wie das ja zuweilen geschieht. Allerdings weist die buddhistische Ethik Züge auf, welche an die Lehre der Sophisten und mehr noch an die Hobbessche Philosophie erinnern. Das sittliche Handeln ist bei ihr zum großen Teile Mittel zu einem rein individuellen Zwecke — allerdings zu einem Zwecke von übermenschlicher Größe, zur Erlösung vom Dasein, zur Erlangung des Nirwana. Aber diese spezifische Eigenart des Zweckes würde nicht schwer genug in die Wagschale fallen, um dem Buddhismus einen höheren Rang zu sichern, wie ihn etwa die Ethik von Hobbes beanspruchen darf, wenn nicht ein entscheidendes Moment hinzuträte, das den Buddhismus in die lichten Höhen echter Ethik emporträgt.

Der Buddhismus hat nämlich die eigenartige Lehre der Vedanta übernommen, wonach alle lebenden Wesen innerlich miteinander identisch sind, so daß es also kein „ich" und kein „du" giebt, insofern nämlich das „du" auch das „ich" ist. Aus dieser Auffassung ergiebt sich mit Notwendigkeit Wohlwollen (metta), Mitleid (karuna) und Mitfreude (mudita) für alle und mit allen Lebenden, und durch dieses universelle Wohlwollen werden die Gebrechen, welche der buddhistischen Ethik an sich noch anhaften, durchaus kompensiert. Die herrlichen Parabeln, Gleichnisse und Sprüche, welche in den kanonischen Büchern einen so großen Raum einnehmen, zeigen uns am klarsten, daß die buddhistische Ethik ihre Kraft vorzüglich aus diesem universellen Wohlwollen schöpft, von welchem wir gesprochen haben. Wer die heiligen Bücher der Buddhisten zur Hand nimmt, steht staunend vor der Fülle der Sentenzen, welche stets aufs neue Güte und Barmherzigkeit preisen. Ganz besonders ist es das Dhammapada*) und das Sutta Nipata, welche davon Zeugnis ablegen. Es sei uns gestattet, hier einige wenige Stellen aus kanonischen Büchern anzuführen, um den Geist der buddhistischen Ethik zu veranschaulichen:

„Suche den Zorn durch Liebe zu brechen, Bösem mit Gutem zu widerstehen, Gierige zu besiegen durch reiche Gaben, und Lügner durch wahres Wort."

„Gleich einer Mutter, die ihr eig'nes Kind,
Ihr einz'ges Kind bewacht, indem ihr Leben
Sie wagt, so hege jeder ohne Schranken
Wohlwollen im Gemüt für alle Wesen."

„Schwer lasten auf der Welt die Leiden, welche
Geburt und Alter, Tod und Krankheit bringen;
Wer deren Zahl die Leidenschaft hinzufügt,
Verstärkt die Schar der Feinde, die ihn drängen.
Vielmehr, da wir die Welt bedrückt von Plagen
In Menge sehen, sollte in uns wachsen
Das Mitleid und wir unermüdlich Hilfe
Dem stets erneuten Schmerz entgegenstellen."

*) Wir empfehlen allen Lesern angelegentlichst die Lektüre des Dhammapada nach der Übersetzung von Th. Schultze. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Wenn wir übrigens den Satz: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" auf die Lehren des Buddhismus anwenden, so müssen wir zugeben, daß er bei den Völkern, bei welchen er Eingang gefunden, außerordentlich segensreiche Wirkungen ausgeübt hat. Es würde uns hier zu weit führen, diesen Punkt so eingehend zu behandeln, wie er es verdient, und wir möchten es uns daher vorbehalten, auf diese praktische Seite des Buddhismus in einem späteren Artikel näher einzugehen, zumal der Durchschnitts-Europäer noch immer geneigt ist, auf die Buddhisten als Heiden und Götzendiener mit Verachtung herabzusehen, statt sich das Hohe und Edle anzueignen, das in ihrer milden Lehre in so reichem Maße enthalten ist.

Über geistigen Hochmut*).

Von Alfega.

Es giebt ein geistiges Protzentum, wie es eines des Geldes giebt; und jenes ist nicht besser als dieses. Jemand zeichnet sich intellektuell aus: giebt ihm dies das Recht, auf seine Mitmenschen hochmütig herabzusehen? Nein, das wäre weder rechtschaffen noch vernünftig. Denn was ist der Grund seiner tüchtigen Leistungen? Gute Anlagen und gute Ausbildung. Je größer nun seine Anlagen sind, um so größer ist das Geschenk der Natur: ohne sein Verdienst zeichnet sie ihn vor Anderen aus. Glücklich darf er über den Besitz seiner Fähigkeiten sein; aber um so eifriger müßte er darauf bedacht sein, das Mehr an Kräften, welches ihm zugefallen ist, in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. — Wir verschulden es aber selbst, wenn der Beanlagte hochmütig wird, so lange wir über auffallende Leistungen unserer Mitmenschen in übertriebener Bewunderung uns ergehen. Durch Personenkultus werden die Talentvollen im Grunde ihres Fühlens verdorben, wird das Menschliche in ihnen ertötet.

Aber freilich sind die Anlagen nicht das Einzige, worauf es ankommt. Besonders verkehrt ist die Meinung, welche sie von den Eltern ererbt sein läßt. Wer waren die Eltern eines Kant oder Rousseau, eines Kepler oder Newton, eines Mozart oder Schiller? Und was sind die Kinder aller der großen Männer geworden? Ganz eigentümlich ist die weitere Meinung, die Anlagen vererben sich nur auf die eine Hälfte der Kinder, weswegen die andere, die weibliche Hälfte des Menschengeschlechts von der höheren Bildung auszuschließen sei.

Es ist ein Vorurteil, daß tüchtige Leistungen auf geistigem Gebiete mehr als die durchschnittlich vorhandenen Anlagen voraussetzen. Fleiß und Übung bei durchschnittlicher Begabung — das ist es, was auf geistigem wie auf körperlichem Gebiete die Geschicklichkeit schafft.

Wenn aber so die Ausbildung ein Hauptschöpfer der Tüchtigkeit ist, mit welchem Rechte verschließen wir dann der großen Mehrzahl die Schätze, welche unsere Vorfahren zusammengetragen und der Menschheit als Erbe hinterlassen haben, und machen sie nur den Wenigen zugänglich? Das Kind des vom Zufall Bevorzugten wird in die Schatzkammer geführt und darf mit vollen Händen nehmen, während Tausenden von besser veranlagten Kindern die Thür verschlossen bleibt. Erst dann, wenn das Thor jedem Menschen geöffnet ist, wenn Alle die gleiche grundlegende Ausbildung erhalten, welche es Jedem, der nicht von der Natur verwahrlost ist, ermöglicht, mit Jedem über Dinge von allgemeinem Interesse zu sprechen, wird eine allgemeine Verständigung und wahre ethische Kultur möglich sein. Der Zustand, wie wir ihn haben, wobei nur ein kleiner, bevorzugter Teil einer gründlichen Geistesausbildung teilhaftig wird, ist für unsre ethische Entwickelung der denkbar ungünstigste. Hier wirkt die Bildung der Ethisierung leicht geradezu entgegen. Weil es eine Bevorzugung ist, eine geistige Ausbildung zu erhalten, wird

*) Vgl. den Artikel „Gegen die Verstandesanbetung" von Hugo Spitzer in Nr. 10 d. Bl. (Anm. d. Red.).

in dem Ausgebildeten das Gefühl großgezogen, daß er durch sein besonderes Verdienst zum höheren Menschen wird. Der Hochmut, eine der widerwärtigsten aller Untugenden, wird hierdurch in die Kreise der Gebildeten getragen; während Bescheidenheit und Dankbarkeit gegen ihre minder begünstigten Brüder ihnen ziemte. Unter Zurücksetzung ihrer Mitmenschen sind ihnen alle Wege zur Tüchtigkeit gebahnt worden. Ihre Genossen haben die Gebildeten in den Besitz der Waffen gesetzt, welche diese nunmehr in Überhebung gegen sie führen. —

Geistiges Protzentum zeigt sich noch in zwei anderen Richtungen: in der Überschätzung des Wertes intellektueller Kräfte gegenüber dem guten Charakter und in der Unterschätzung des Wertes körperlicher Arbeit.

Worin besteht denn der Unterschied zwischen der mehr geistigen und der mehr körperlichen Arbeit? Alle Menschenarbeit, die geistige wie die körperliche, hat doch zum Hauptzweck, die Mittel zur Beherrschung der Natur zu vermehren. Wenn aber beide Thätigkeiten hierzu erforderlich sind, ist man nicht berechtigt, der einen den Vorzug vor der andern zu geben. Die körperliche Arbeit achten zu lernen, den Wert der geistigen Arbeit nicht künstlich höher zu treiben, thut uns wahrhaft not. Und Jeder muß darauf hingewiesen werden, daß bei der einen wie bei der Andern die Übung es ist, welche den Meister macht.

Trost.

Von P. Hoffmann.

Ist dir das Herz von Leiden schwer,
Drückt dich ein Kummer gar zu sehr:
Wein' eine Thrän' an stillem Ort,
So fließen all die Leiden fort.

Und kannst du lehnen dann dein Haupt
An Freundesbrust so ganz vertraut,
Küsset dir bald ein liebes Wort
Auch jene Schmerzensthräne fort.

Ferien-Beobachtungen.

Von P. Bergan in Charlottenburg.

Sobald des Dienstes immer gleichgestellte Uhr uns wiederum zurückruft zu Haus und Herd und Amt, überbrückt der Gedanken Lauf wohl noch einmal Anfang und Ende der so ersehnten Ferien, und mannigfache Erfahrungen rufen gar mannigfache Gefühle wach, die nicht selten recht unangenehmer Art sind. Gerade die Unterbrechung der gewohnten Thätigkeit bringt es mit sich, daß der Blick auf Verhältnisse und Zustände gerichtet wird, die uns, mild ausgedrückt, oft genug zu Zeugen menschlicher Thorheiten oder Schwächen machen. Ins Bad, aufs Land, an die See — und ins Gebirge führt uns der Zug, oder es wird, was heut beinah wie Sport aussieht, zu Fuß gereist. Und das ist lohnend, wiewohl man dann am sichersten sein Geld los wird.

Komme ich jüngst in den stattlichen Gasthof eines Dorfes — es war im Kreise Görlitz, — um daselbst zu übernachten. Ein „Wirtstöchterlein" fehlte; dafür lernte ich eine Schwiegermutter, die Wirtin nämlich, und eine Dame kennen, die mit ihren fünf Kinderchen vor einigen Tagen aus Dresden angelangt war. Es herrschte eine schwüle Stimmung, und ich merkte sehr bald, daß irgend ein schlimmes Vorkommnis die Augen der jungen Frau gerötet hatte. Sie war mit dem Packen zweier Koffer beschäftigt, denn morgen sollte die Reise nach Dresden wieder angetreten werden. Das erregte natürlich meine Verwunderung; offenbar war der Aufenthalt für weit längere Zeit berechnet gewesen. Mehr das Mitleid als die Neugierde veranlaßte mich, nach dem Grunde der so rasch unterbrochenen Ferienfreuden zu fragen. Noch ehe ich aber eine Antwort bekommen hatte, trat der Wirt in die Stube und beschied mich ziemlich barsch dahin, daß ich „leider" kein Nachtquartier erhalten könne, da „dort die Gesellschaft" — er wies dabei auf die Dresdener — den Platz noch brauche. Da huschte die junge Frau hinaus. Die ganze Situation war mir äußerst peinlich. Nun erfuhr ich, daß die „Dresdener Gesellschaft", so und noch liebenswürdiger bezeichnete er Schwiegertochter und Enkel, zu Besuch in die Ferien gekommen war. Bald jedoch sei Streit ausgebrochen, denn die im Vollbesitz der goldenen Freiheit übermütigen Städter wären so ungezogen geworden, daß sich das halbe Dorf darüber aufgehalten habe! Kein Kirschbaum, kein Stachelbeerstrauch sei ungeplündert geblieben. „Na, und da soll man nicht die Geduld verlieren," so replizierte der Wirt eifernd weiter; „in meinem Hofe warfen die Jungens mir gestern ein Hühnchen tot, in der Stube belästigen sie die Gäste durch ihr altkluges Benehmen. Meiner Schwiegertochter, der feinen Dame, ist weder das Essen noch das Bier gut genug. Na, da geht mir weg! Ich habe gesagt: hier wird ein Ende gemacht, das verträgt mein Geschäft nicht." Ich konnte dem Wirt zunächst nicht unrecht geben, wiewohl die liebe Schwiegermama allzu eifrig ihrem Gemahl sekundierte, und ich dachte schließlich: Man muß beide Parteien hören! — Dazu sollte mir schon am folgenden Tage Gelegenheit werden. Ich traf den so sans façon abgeschobenen Besuch auf dem Görlitzer Bahnhofe, und sofort knüpfte ich mit der Mutter ein Gespräch an, das mir allerdings bestätigte, wie begründet die Klagen des Schwiegervaters gewesen waren, andererseits aber auch die Eltern in eigenartiges Licht stellte. „Glauben Sie das wohl" so verteidigte sich die Dame, „ich nehme meine Kinder gewiß nicht in Schutz, glauben Sie aber, daß mir meine eigene Schwiegermutter neun Mark aus dem Portemonnaie genommen hat, um sich für unseren Aufenthalt zu entschädigen und für den Schaden, den die Kinder angerichtet? Da ging mir denn doch die Galle über, und nun gab es natürlich eine herzhafte Auseinandersetzung. Fortwährend ward mir vorgeworfen, ich verzöge die Kinder zu solchen Unarten, für die Gäste sei kein Platz vorhanden u. s. w." Nun ich wußte genug. Der Zug dampfte ab. Im Laufe der Ferien hatte ich noch einmal Gelegenheit ähnliche, wenn auch nicht so grelle Schlaglichter zu beobachten, und mancherlei Gedanken über unsere Verwandten- und Ferien-Besuche drängten sich mir auf.

„Wir bekommen Besuch!" Freude!
„Wir haben Besuch": Resignation!
„Unser Besuch reist ab": Aufatmen!

Das ist heut hundertfach die Gefühlsskala auf der einen Seite, die leider oft in solchen Dissonanzen ihr Echo findet, wie ich es oben mitteilte. Wo ist die alte deutsche Gastlichkeit geblieben? Warum glauben wir sie nur noch dann zu finden, wenn bescheidenen und unbescheidenen Anforderungen die genügenden Cheks zur Verfügung stehen? Weil der Egoismus an unserem sozialen Körper frißt, sich sogar hineinfrißt in unseren weiteren Familienkreis. Und jene Gasthaus-Gastlichkeit ist doch nur eine lackierte, die jedem Natur-, Wander- und Menschenfreunde einfach widerwärtig wird, sobald die modernen Trinkgelder-Hyänen auf der Bildfläche erscheinen. Die gesamte Art und Weise, wie man heut häufig seinen Besuch erwartet und wieder ziehen läßt, ist für diesen verletzend, für die Empfänger aber unwürdig, unsittlich. Da fürchtet man Störung der gewohnten Ruhe und Thätigkeit, zu große Geldausgaben, Platzmangel u. a., da bekrittelt man nachher das Auftreten, die mehr oder minder motivierte Sparsamkeit, wohl gar die eingebildete Erholungsbedürftigkeit des Ferien-Besuches. Und dieser, — kann man's ihm verargen? — betritt mit freudestrahlendem Blick schließlich sein trautes Heim wieder mit den Worten: „Ach, zu Hause ist's doch am schönsten!" — Diese Stimmung, resp. Mißstimmung erzeugt zu haben, ist in der Regel eine Schuld beider Teile. Schon die Befürchtung, materielle Opfer bringen zu müssen, ruft sie hervor. Und diese Befürch-

tung darf man nicht immer unedlem Charakter zuschreiben. Es giebt thatsächlich Besuchende, die ihre Angehörigen geradezu ausbeuten, die nach dem naiven Grundsatz: „Auf dem Lande ist ja alles billig", mit einer Unverfrorenheit Ansprüche an Onkel, Tante und Großeltern stellen, die schlechterdings nicht erfüllt werden können und Bitterkeit hervorrufen müssen. Dazu kommt, daß dem verwöhnten Städter oft nichts gut, nichts fein genug ist. Unbarmherzig ergießt sich der Spott über das gastliche Haus, sobald Großmutter versucht, trotz des Besuchs in bewährter Weise weiter zu wirtschaften, so, wie es eben die Verhältnisse und Mittel gestatten, wie es die Gewohnheit behaglich findet. Mit der Gemütlichkeit ist's vorbei, wenn sich die Hausbewohner um Frühstück und Mittagbrot, dessen Beschaffung gerade auf dem Lande bekanntlich mit Schwierigkeiten verknüpft ist, abängstigen müssen, um nur ja den Besuch bei guter Laune zu erhalten. Diesem dagegen erscheint das hastige Sorgen und Eilen wie geflissentliche Ostentation; er glaubt lästig zu werden und — wo bleibt dann jene gemüt- und geistbildende Wirkung, die ein offenes trautes Aussprechen haben könnte? — Insbesondere bringt eine zahlreiche Kinderschar die genugsam bekannte Unruhe, ja Nervosität hervor, die den Verwandten- und Ferien-Besuch uns verleidet. Ich halte es kurzweg für rücksichtslos, sich mit vier, fünf Kindern wochenlang bei älteren, ruheliebenden Leuten aufzuhalten. Wohl sagt man, daß man kennen lernen muß, was man lieben soll; das trifft überall, nur nicht bei Menschen zu. Je genauer man die kennen lernt, desto süßer wird die holde Einsamkeit. Wer darum nicht als reicher Erbonkel oder als Heiratskandidat besuchen und als solcher Mittelpunkt der Aufmerksamkeit werden kann, dürfte weise handeln, wenn er sich unter Berücksichtigung des menschlichen Egoismus die charakteristischen Schattenseiten langer Ferienbesuche stets vergegenwärtigt.

„Klug ist, wer stets zur rechten Stunde kommt,
Doch klüger, wer zu geh'n weiß, wenn es frommt."
(Geibel).

Zartem Taktgefühl wird es nicht schwer werden, dies Wort im Verhalten gegen Andere zu befolgen. Solange jenes nicht vorhanden ist, — und ich glaube, nur gute Familienerziehung kann es schaffen, — solange andererseits nicht ein jeder zu jedem edlen Opfer fähig und bereit ist, das nun einmal innerhalb unseres Gemeinschaftslebens gefordert wird, werden Störungen unvermeidlich sein. „Die zur Aufhebung dieser Störung erforderliche Korrektion stets vornehmen und eine gleichschwebende Temperatur einführen zu können, wäre eine Leistung der höchsten Bildung," — wäre eine Leistung der ethischen Kultur!

Vermischtes.

Der Entwurf eines Duellgesetzes vom Senator de Conins (vgl. Nr. 32 d. Bl.) ist vom belgischen Senate nicht angenommen worden. Derselbe hat vielmehr (nach dem Berichte der Vossischen Ztg.) den bezüglichen Strafgesetzen die Fassung gegeben: „Derjenige, der in einem Zweikampf seinen Gegner getötet hat, wird mit zwei Jahren bis fünf Jahren Gefängnis und mit 4000 bis 10 000 Fr. Geldstrafe bestraft". „Die Zeugen werden mit zwei Monaten bis ein Jahr Gefängnis und mit 200 bis 1000 Fr. Geldstrafe bestraft". „Außerdem können die Schuldigen auf ein Jahr zur Entziehung des Rechts verurteilt werden, 1) öffentliche Ämter, Amtsverrichtungen und Beschäftigungen zu bekleiden und zu verrichten, 2) der Stimmabgabe und der Wählbarkeit".

Die „Vossische Zeitung" berichtet: Die Aufnahme des Schächtverbots in die schweizerische Bundesverfassung, d. h. das Verbot des Schlachtens ohne vorherige Betäubung, ist mit 188 668 gegen 116 952 Stimmen und mit $11^1/_2$ gegen $10^1/_2$ Kantonstimmen angenommen worden. Das Begehren wegen des Schächtverbots wurde im August 1892 von 83 159 Schweizer Bürgern gestellt. Der Nationalrat wie der Ständerat hatten sich einstimmig für Verwerfung des Ansuchens entschieden, und die Bundesversammlung lehnte es ab, dem Volke dieses Begehren zur Annahme zu empfehlen. Hauptsächlich die katholischen und romanischen Kantone forderten die Verwerfung des Antrages bei der Volksabstimmung, da sie in demselben einen Eingriff in die religiösen Gepflogenheiten, in diesem Falle in diejenigen der Israeliten, erblickten. Die Gegner des Schächtens haben jedoch mit bedeutender Mehrheit den Sieg davongetragen, und die jüdische rituelle Schlachtung ist fortan in allen Kantonen untersagt.

Bericht

über die Eisenacher Zusammenkunft zur Förderung und Ausbreitung der ethischen Bewegung.

(Fortsetzung.)

Den Verhandlungen am Donnerstag, den 9. August, ging voraus eine „ethische Morgenandacht" im Walde, zu der auch die Bewohner Eisenachs eingeladen worden waren. Herr Pfarrer Ziegler aus Davos, ein begeisterter Anhänger der ethischen Bewegung, hielt eine ergreifende Ansprache „über den Wert des Lebens". Seine von reinstem Optimismus durchwehte Ethik, die markigen Worte, mit denen er weichliche Trauer über die Vergänglichkeit des Lebens verwarf und zu fortwirkender That aufrief, seine Frage, ob man denn ein herrliches Lied nicht singen möge, weil es doch so bald verklungen sei, und ob man sich von der Rose abwende, weil sie nicht ewig blühe — alles dies wird denen, die es gehört, in unvergeßlicher Erinnerung bleiben.

Um 11 Uhr begann dann im Versammlungssaale die Beratung über den Ethischen Bund und die Akademie der ethischen Kultur. In betreff eines alle Kulturländer umfassenden ethischen Bundes lag ein Entwurf vor,*) über welchen Herr Prof. Bruno Meyer-Berlin referirte.

Er betonte vor allem, daß die soziale Frage nur international gelöst werden könne. Eine solche Lösung aber müsse der ethische Bund vorbereiten helfen, indem er die gereizte, allem völkerverbindenden Zusammenwirken abholde Stimmung der heutigen Nationen ethisch zu heilen suche. Die Mitglieder des ethischen Bundes aus allen Ländern sollten in der öffentlichen Meinung ihrer Nation den Menschheits-

*) Dieser Entwurf lautete folgendermaßen:

I. Der „Ethische Bund" soll die umfassende Gemeinschaft bilden für die Organisationen der ethischen Bewegung in den einzelnen Ländern.

Er sorgt — ohne die individuelle Bewegung im einzelnen zu behindern — für die Einheit der Ziele und Wege in allen grundsätzlichen Punkten und für den schnellen Gedankenaustausch unter allen Gleichstrebenden.

Er dient der Verbreitung der ethischen Bewegung in denjenigen Ländern, in denen dieselbe noch nicht organisiert ist.

Er begründet und leitet eine Akademie für ethische Kultur.

Er fördert auch sonst nach ethischen Grundsätzen völkerverbindende Organisationen der gemeinsamen Arbeit und Verwaltung auf wissenschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiete.

Er hilft auch auf jede andere Weise zu der Ethisierung des unmittelbaren Völkerverkehres im Sinne der Erfüllung der ethischen Voraussetzungen für den allgemeinen Frieden.

II. Die Geschäfte des Bundes führt ein Komitee, welches zunächst von den Vorständen der in einzelnen Ländern bereits bestehenden ethischen Gemeinschaften eingesetzt wird, und dessen Mitglieder die Arbeiten nach freier Übereinkunft untereinander verteilen.

III. Der ethischen Bewegung nahestehende Vereine und Gesellschaften in den anderen Ländern oder die sich bildenden nationalen Gesamtorgane derselben erwerben die Zugehörigkeit zum Bunde durch Meldung bei einem der Komiteemitglieder und Zahlung des ersten Beitrages. Sie erlangen dann noch Vertretung im Komitee.

IV. Der Bund hat keinen bestimmten Sitz: der andauernde oder wechselnde Vorort wird von dem Komitee gewählt.

V. Die laufenden Geschäfte werden durch Korrespondenz zwischen den Komiteemitgliedern und den nationalen Vereinigungen erledigt. Womöglich wird aber in jedem Jahre ein Bundestag an einem von dem Komitee zu bestimmenden Orte abgehalten. Den Verhandlungen desselben ist die weiteste Öffentlichkeit, ohne Beschränkung auf die Mitglieder des Bundes, zu geben.

gedanken zur Geltung bringen — ebenso wie der Bund als Ganzes bei großen allgemeinen Kulturfragen seine Stimme zu erheben habe. Prof. Foerster unterstützte diese Ausführungen auf Grund seiner Erfahrungen in den bisherigen internationalen Organisationen auf dem Gebiete wissenschaftlicher Arbeit. Überall zeige es sich, daß die ethischen Voraussetzungen für ein erfolgreiches Zusammenwirken der Nationen der Stärkung bedürfen, — selbst da, wo die Interessen völlig gemeinsame seien. Das Bewußtsein dringendster gemeinsamer Kulturaufgaben werde immer wieder getrübt durch kurzsichtigen nationalen Egoismus. Nur eine internationale ethische Ermannung, im Zusammenschluß aller derer, welche die Geschicke der Menschheit nicht länger der planlosen Leidenschaft ausliefern wollen — nur ein solches Vorgehen könne helfen. Redner besprach dann die Vorteile, welche der ethischen Bewegung in den einzelnen Ländern aus einer internationalen Zusammenfassung entspringen würden. Er habe gerade bei der Entwicklung wissenschaftlicher Organisationen die Erfahrung gemacht, daß die nationalen Institutionen ein intensiveres Leben erhielten in dem Augenblicke, wo sie in einen internationalen Verband gemeinsamer Arbeit und Verwaltung eintraten. Daher habe man sich nicht gescheut, an eine internationale ethische Organisation Hand an zu legen, obwohl die ethische Sache überall erst in ihren Anfängen sei. Man hoffe dadurch, die einzelnen nationalen Entwickelungen anzuregen und einheitlicher zu machen So sei es zweifellos schon ein Erfolg ähnlicher Anregungen, daß sich die amerikanischen ethischen Gesellschaften zur American Ethical Union zusammengeschlossen hätten. Mit den Freunden in Frankreich, Belgien, Österreich und Italien werde man im Herbste dieses Jahres in Verhandlung treten. Das Wort nahm hierauf Dr. Coupland, der Delegierte der London West Ethical Society. Er betonte, daß der ethische Geist seinem Wesen nach nicht national, sondern völkerverbindend sei. Er sprach die Hoffnung aus, daß eine internationale Organisation der ethischen Bewegung außerordentlich förderlich auch für die Belebung und Einigung der ethischen Bestrebungen in England sein werde und hoffte den Anschluß seiner Gesellschaft an den Ethischen Bund. Im Hinblick auf englische Erfahrungen bat er, nicht zu viel Gewicht auf nebensächliche Unterschiede zu legen, den nationalen Entwickelungen die möglichste Freiheit zu lassen und nur die großen allgemeinen Ziele der ethischen Bewegung festzuhalten, um die Stärkung des sozialen Geistes im gesamten gesellschaftlichen Leben in Angriff zu nehmen. Im weiteren beleuchtete Redner die bisherige Entwickelung der ethischen Bestrebungen in England und legte dabei seine eigene Auffassung des Wirkungsplanes einer ethischen Gesellschaft dar, die nichts sentimentales an sich habe, sondern ihre eminent praktische Aufgabe darin sehe, daß sie im einzelnen Menschen und im Völkerleben die schaffenden Kräfte befreie, den Sinn für Gemeinsamkeit und großes Zusammenwirken erwecke. Lebhaftester Beifall wurde dem Redner zu teil, dessen klare und überzeugende Ausführungen es der Versammlung recht zum Bewußtsein brachten, eine wie große und erhebende Gemeinsamkeit der Überzeugungen hinsichtlich der Notwendigkeit einer ethischen Reinigung der gesamten gesellschaftlichen Entwickelung bereits die Angehörigen der verschiedensten Nationen vereint. Den gleichen Eindruck gewährte die Ansprache des Mr. Elliot-Chicago, welcher erklärte, daß seine ganze Lebensarbeit der ethischen Bewegung geweiht sein solle, und aufs lebhafteste die Vereinigung aller ethischen Bestrebungen in einen völkerverbindenden Bund begrüßte — eine Organisation, der sich die amerikanischen Gesellschaften sicher auch mit Freuden anschließen würden. Als Vertreter einer Schweizer ethischen Gemeinschaft erklärte Herr Gerdel (Rorschach) ebenfalls den Anschluß an den ethischen Bund.

Hierauf folgte die Verhandlung über die Begründung einer „Akademie der ethischen Kultur". Den Erörterungen wurde der folgende Entwurf zu Grunde gelegt:

Die Akademie für ethische Kultur.

I. Zweckbestimmung.

Die Akademie für ethische Kultur ist, in völliger Unabhängigkeit von allen Beeinflussungen politischer oder religiöser Art,

1. eine Freistätte der reinsten und unbefangensten Forschung auf allen Gebieten der Lehre vom Menschen und der menschlichen Gemeinschaft;
2. eine Stätte umfassender und eindringlicher Belehrung und Klärung über die Ergebnisse dieser Forschung, sowie über ihre Einführung in das Leben und zwar unmittelbar oder mittelbar für alle Schichten der Bevölkerung;
3. eine Stätte für die Einführung von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in die unmittelbaren Aufgaben der ethischen Bewegung.

II. Einrichtung.

Die Akademie umfaßt die folgenden Einrichtungen:

1. eine Hochschule, geleitet von dem Kollegium der Forscher und Lehrer,
2. Seminar-Einrichtungen,
3. eine Reihe von Schul-Anstalten, von den Anfängen des Elementar-Unterrichts bis zu der höchsten Stufe des Schul-Unterrichts.

1. Die Hochschule.

Ihr Forschungs- und Lehrplan umfaßt innerhalb der Lehre vom Menschen und der menschlichen Gemeinschaft, einschließlich der hierbei zur Erörterung kommenden philosophischen und naturwissenschaftlichen Fragen,

die Ethik und Pädagogik,
die Ästhetik,
die Gemeinschafts- und Wirtschaftslehre,
die Kulturgeschichte.

An der Hochschule lehren eine Reihe festangestellter Kräfte hohen Ranges aus verschiedenen Kulturländern in ihrer Sprache oder in derjenigen des Landes, in welchem die Akademie zur Zeit ihren Sitz hat. Auch Gastvorträge von bedeutenden Männern oder Frauen aus den verschiedenen Ländern, ebenso Gastvorträge der an der Akademie Angestellten an geeigneten Orten anderer Länder sollen ins Auge gefaßt werden.

2. Die Seminar-Einrichtungen

Sie dienen der Heranbildung von Lehrern auf dem Gebiete der Ethik, aber auch der pädagogischen Durchbildung von Lehrern auf allen anderen Unterrichtsgebieten der Schulanstalten der Akademie und im besonderen der Ausbildung von männlichen und weiblichen Lehrern, Erziehern, Rednern, Sendboten u. s. w. auf allen Gebieten der ethischen Bewegung.

3. Die Schulanstalten.

Sie dienen sowohl zur Einübung und Erprobung der Lehrkräfte, als auch zur Erprobung und Vervollkommnung der Lehr- und Erziehungs-Methoden, sowie des Prüfungsverfahrens auf den verschiedenen Stufen der Lehrer- und Schüler-Bildung, überhaupt in Verbindung mit den Seminaren und der Hochschule zur Förderung sachgemäßer und ethisch vertiefter Entwickelung des gesamten Schul- und Erziehungswesens.

Der Unterricht ist in der Hochschule und den Seminaren unentgeltlich.

Zu den Vorlesungen in der Hochschule ist der Zutritt von keinem Vorbildungs-Nachweise abhängig Die Voraussetzungen der Lehrenden richten sich jedoch, abgesehen von besonders zu veranstaltenden populären Vorlesungen, nach der in der obersten Stufe der Schulanstalten der Akademie erreichten Bildungshöhe.

Die Zulassung zu den Seminaren erfolgt nur auf Grund des Nachweises der erforderlichen Reife. Staatliche Sanktionierung der Nachweise der Leistungsfähigkeit der von der Hochschule und den Seminaren der Akademie ausgebildeten Kräfte wird bei dem gegenwärtigen Stande der staatlichen Einrichtungen nicht zu erstreben sein, dagegen werden akademisch-ethische Beglaubigungen für die Lehrer, Erzieher, Sendboten u. s. w. der Akademie, auf Grund der bewährtesten Erprobungsnachweise, zur Einführung solcher Männer und Frauen in die Bethätigungen der ethischen Bewegung und in das öffentliche Vertrauen erteilt werden.

Dr. Löwenheim erläuterte näher, wie man sich die einzelnen Bethätigungen dieser Akademie zu denken habe. Die Akademie betrachte es als ihre vornehmste Aufgabe, nicht nur ein Mittelpunkt der gründlichsten Forschung auf sozialwissenschaftlichem Gebiete zu sein, sondern auch die Popularisierung wissenschaftlicher Methoden und Ergebnisse sowie die Anwendung der Wissenschaft auf das Leben in größtem Maßstabe in die Hand zu nehmen. Die Vorlesungen sollen beiden Geschlechtern unentgeltlich und ohne Nachweis einer bestimmten Vorbildung zugänglich sein. Für die seminaristischen Übungen dagegen werde der Nachweis bestimmter Vorbildung gefordert werden. In der Debatte wurde von Prof. Tönnies unter lebhaftem Beifall hervorgehoben, daß die Verwirklichung dieses Planes, so ideal er auch gedacht sei, keineswegs von einer fernen Zukunft erwartet werden sollte, sondern daß man in allernächster Zeit schon eine Lehrstätte schaffen müsse, die, wenn sie vorerst auch nur sehr bescheiden anfange, vielleicht zunächst nur einige Monate im Jahre wirke, doch den Keim der großen Idee in sich tragen müßte. Eine solche Akademie werde auch die erste echte Hochschule für Frauen sein. Das Bedürfnis nach Belehrung werde immer allgemeiner, während die Universitäten in Gefahr sind, immer mehr auf bloßes Examenwissen hinarbeiten zu müssen. Prof. Foerster hebt hervor, daß der Plan der Akademie allerdings noch sehr allgemein gehalten sei — aber es sei nötig, daß solche Gebilde eine Zeit lang sozusagen in der Luft schwebten, bevor sie sich in die Herzen der Menschen niedersenkten und feste Wurzel in der Wirklichkeit schlügen. Eine solche Akademie komme den tiefsten Kulturbedürfnissen unserer Zeit entgegen. Sie solle eine mächtige Schutzwehr werden gegen die mittelbare und unmittelbare Vergewaltigung des freien und reinen Gedankens auf allen Stufen der Schule. In der weiteren Erörterung ergab sich eine einmütige Zustimmung zu den Grundzügen der vorgelegten Organisationsentwürfe. Allseitig wurde anerkannt, daß es zweckmäßig sei, die Entwürfe jener Organisationen in großen Linien zu halten, wenn auch besten Falles nur ganz allmählich auf ihre volle Verwirklichung zu hoffen sei. Auch hinsichtlich des stufenweisen Vorgehens mit dieser Verwirklichung fand wesentliche Übereinstimmung statt. Zunächst soll in Deutschland und bei den Deutschen im Auslande für die Dotierung dieser Einrichtungen gewirkt werden. Von dem Vorsitzenden Prof. Foerster wurde hervorgehoben, daß die Deutschen ein großes Interesse daran hätten, zu beweisen, daß das große und geeinte Reich nicht bloß in der Wissenschaft die alte Höhe behaupte, sondern auch in der Vertretung der heiligsten Interessen menschlicher Gemeinschaft keinem Volke nachstehen und sich

nicht von chauvinistischer Entartung unterjochen lassen wolle. Er habe bereits Zusicherungen von Deutschen im Auslande, welche empfänden, daß das Deutschtum die Führung auf idealem Gebiete zu verlieren beginne und in beschränkten Nationalsinn versinke; dieselben seien zu großen Opfern bereit, um dazu beizutragen, daß ihr Vaterland, ohne sein politisches Ansehen irgendwie geschwächt zu sehen, auch seine frühere ideale Stellung unter den Völkern wiedererringe.

Nach Abschluß dieser Verhandlungen nahm noch Prof. Jodl das Wort, um die Beratungsergebnisse der Kommission mitzuteilen, welche am Mittwoch, den 8. August, eingesetzt war, um über ein öffentliches Preisausschreiben zu einem für Eltern und Lehrer bestimmten ethischen Handbuche Vorschläge zu machen. Prof. Jodl verlas den Entwurf eines Aufrufs, in welchem eingehend die dringende Notwendigkeit einer mit den Ergebnissen der Wissenschaft im Einklang stehenden und doch volkstümlichen Darlegung der persönlichen und sozialen Ethik gezeigt wird und die besten Kräfte des deutschen Volkes zur Mitarbeit aufgefordert werden. Für die Ansammlung von Geldmitteln zu einem solchen Preisausschreiben wurde eine Sammelliste ausgelegt, welche innerhalb weniger Minuten 2000 Mark einbrachte. Die Angelegenheit wird dem Frankfurter Gesellschaftstage zu weiterer Förderung vorgelegt werden.

Zum Schluß der Sitzung nahm noch eine Dame aus Finnland das Wort, um aus ihrer Heimat im Namen begeisterter Freunde der ethischen Bewegung die herzlichste Begrüßung zu überbringen. Die warmen Worte fanden lebhaftesten Beifall.

Die Verhandlungen am Freitag, den 10. August, begannen mit einem Vortrage des Wiener Universitätsdozenten Dr. Reich über das Thema: Die Kunst und das Volk. Redner knüpfte seine Ausführungen an die Schilderung eines Sculpturwerkes an, das auf einer der letzten Berliner Kunstausstellungen Aufsehen erregt habe: ein Proletarier mit abgearbeitetem, verkrüppeltem Körper, mit leidenden Gesichtszügen — darunter die Worte: *Proximus tuus* — dein Nächster. Man habe diese Statue abstoßend gefunden. Man möchte am liebsten derartige Gegenstände aus der Kunst verbannen. Das zeige recht deutlich, wie sehr unsere ganze Kunst eine bürgerliche Kunst geworden sei, eine Dienerin des Behagens einer Klasse, nicht eine Priesterin der ganzen Wahrheit des Menschheitslebens. Da auch die Kunst notgedrungen nach Brot gehe, so sei es den herrschenden Klassen nicht schwer geworden, die Künstler in ihren Dienst, statt in den der Menschheit zu bannen; so hätten wir eine aristokratische Kunst gehabt und so stände unser Jahrhundert im Zeichen der bürgerlichen Kunst. Die Empörungsversuche gerade der hervorragendsten Künstler gegen dies System darzustellen, mangle die Zeit. Redner verweist auf sein Buch: „Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen“. Gewiß solle die Kunst keineswegs blos soziale Probleme erörtern oder sich gar in den Dienst von Parteitendenzen stellen — aber könne ein wahrhaft großer Künstler ungerührt bleiben von der umfassendsten Frage, welche die Zeit bewegt, von dem gewaltigen Drange nach tiefgehendster Erneuerung und Harmonisierung des ganzen gesellschaftlichen Lebens? Könnte er wirklich des ringenden Proletariats und seiner Not vergessen? In einer solchen Zeit, wie die unsrige, werde die wahre Kunst, die das volle Leben enthülle, von selbst eine Ruferin im Streit; sie müsse die Gewissen wecken, wenn anders sie überhaupt im Dienste des Ideals stehe.

Aber die bürgerliche Klasse habe sich nicht nur in den Gegenständen ihrer Kunst vom Volke getrennt, sondern sie habe auch nichts gethan, um den vierten Stand ästhetisch zu erziehen und am Genuß der Kunst teilnehmen zu lassen. Redner betont hier den großen Gegensatz zwischen Hellas, wo die Kunst wahrhaft volkstümlich, wo es weise Staatskunst gewesen sei, das Volk zur Teilnahme an den höchsten Gütern der Nation heranzuziehen — und den modernen Verhältnissen, wo die Kunst ein Privilegium der Besitzenden zu werden drohe. Der Glaube, Kunst könne nur unter dem Schutze des Geburts- oder Geldadels gedeihen, sei durch das Beispiel des demokratischen Athen allein schon glänzend widerlegt. Es sei den besitzenden Klassen zum schwersten Vorwurfe zu machen, daß sie den unteren Klassen politische Rechte erteilt und sich doch nicht genügend um ihre Kultur bekümmert haben. Die Pflicht zur Arbeit gebe auch ein Recht auf Genuß. Wenn in Wahrheit daran zu denken wäre, daß das siegende Proletariat dereinst einmal alle Kunstschätze zertrümmere und alle Stätten verwüste, wo die höheren Güter des Lebens gepflegt werden — wer anders würde daran Schuld sein, als die besitzenden Klassen, welche dem Volke die Zeit und die Mittel vorenthalten, die nötig sind, um überhaupt zur Kenntnis und Wertschätzung jener Güter zu gelangen? Redner giebt eingehende Vorschläge, in welcher Richtung hier abgeholfen werden müsse, und verweist dabei des Weiteren auf sein obengenanntes Buch. Bei allen diesen Vorschlägen müsse er jedoch betonen, daß höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit die Vorbedingungen für eine ästhetische Erziehung der arbeitenden Menschheit seien. Der geistige Notstand in den unteren Volksschichten dränge mindestens ebenso energisch zu einer gründlichen Umbildung des wirtschaftlichen Lebens wie das materielle Elend. Um die Bedeutung der wirtschaftlichen Voraussetzungen zu kennzeichnen, erinnere er nur daran, daß vielfach die Gesangvereine unter den Arbeitern nicht zur Entfaltung kommen oder wieder eingehen, weil die Leute nach der Tagesarbeit zu abgemattet sind, um noch zu den Proben zu gehen.

Was nun die nächsten dringendsten Forderungen zur Verbreitung der edelsten Kunstwirkungen unter die weitesten Kreise des Volkes beträfe, so müsse man sagen, es sei unglaublich, wie wenig bisher in dieser Richtung begonnen sei, wie schweres Unrecht die besitzenden Klassen hier in Trägheit und Egoismus täglich begehen. Man solle es doch endlich einmal als selbstverständliche Pflicht ansehen, daß die Bühne sich wenigstens wöchentlich einmal zu den allerbilligsten Preisen dem arbeitenden Volke öffne. In vielen Städten werde ein städtisches Theater mit von den Abgaben der Unbemittelten erhalten — die Preise aber sind so hoch, daß der Arbeiter höchstens auf die heißesten und ungünstigsten Plätze gehen kann, was ihm nach der schweren Tagesarbeit keine Erquickung sein könne; da sei es kein Wunder, wenn er das Tingeltangel vorziehe. Aber man glaube doch nicht, daß er sich nicht auch danach sehnt, die Flammenworte unserer großen Dichter zu hören und das Ergreifendste zu schauen. Alle Versuche, die in dieser Richtung gemacht worden seien, hätten gezeigt, daß es gerade für die edelsten Darbietungen keine andächtigere Zuhörerschaft gäbe, als die Arbeiter. Bedeutende Erfolge hat in der Organisation solcher Vorstellungen Dr. Bruno Wille in Berlin erreicht; der außerordentliche Zudrang zu seinen Veranstaltungen zeigte, ein wie tiefes Bedürfnis hier zu befriedigen sei. In Wien sei es unter Mitwirkung des Redners gelungen, von der Direktion des Hofburgtheaters Klassikervorstellungen zu den niedrigsten Preisen zu erwirken; ein Vorgehen, das hoffentlich weiteste Nachahmung finden werde. In anderer Weise erwerbe sich der Wiener Volksbildungsverein große Verdienste durch Veranstaltungen von Rezitationen und Vorführungen edler Musik bei freiem Eintritt. Eine besonders energische Forderung müsse an die Direktionen der öffentlichen Kunstsammlungen gerichtet werden. Die Besuchsstunden seien so eingerichtet, daß dem Arbeiter der Besuch unmöglich sei. Minister Bosse habe neuerdings in anerkennenswerter Weise die Verdoppelung der sonntäglichen Besuchsstunden verfügt.

Redner rief zum Schluß die Mitglieder aller Parteien auf, wetteifernd an der künstlerischen Erquickung und Erhebung des arbeitenden Volkes mitzuwirken. Es handle sich hier um eine der wichtigsten Kulturfragen.

Die lebendigen und geistvollen Ausführungen des Redners wurden mit außerordentlichem Beifall entgegengenommen.

In der Diskussion spricht Prof. Foerster seine Übereinstimmung mit den Darlegungen des Redners aus, meint jedoch, daß die Kunst zwar in den gegenwärtigen Zuständen, wo die Presse und der Buchhandel sich als so unzureichend ethisch wirksam erweisen, einen dringenden sozialen Beruf zur Weckung und Schärfung der Gewissen habe, dauernd aber sei ihr diese Mission nicht zuzusprechen. Sie könne nur selber dadurch leiden. Die Kunst sei auf die Dauer der Vertiefung der sozialen Probleme nicht gewachsen, auch nicht dazu berufen, sondern nur die Wissenschaft. Im übrigen sei er in der erfreulichen Lage, mitteilen zu können, daß man in Berlin bereits mit der Begründung eines ständigen Volkstheaters beschäftigt sei, das schon im Winter beginnen solle, den weitesten Kreisen des Volkes die reinsten Kunstwirkungen zugänglich zu machen.

Prof. Bruno Meyer bestätigt, daß die besitzenden Klassen ihre Verpflichtung in Sachen der Popularisierung der Kunst schnöde verleugnet haben, und dankt dem Redner für die Aussprache der vollen Wahrheit. Das Gebiet der Kunst ist das eigentümlichst menschliche. Da ist der Mensch erst Mensch, wo er spielt. „Die Kunst, o Mensch, hast du allein“, sagt Schiller. Es gäbe nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht zum Kunstgenuß. Er wünsche, daß wir nur erst unsere Massen in dieser Richtung zu einer unerhörten Genußsucht erzogen hätten, dann hätten wir sie zu Menschen erzogen, dann seien sie gefeit gegen alle Gemeinheit.

Bildhauer Rheinhold betont, daß man das Volk vor allem auch zum Kunstgenuß erziehen müsse. Die Volksschulen müßten mit bedeutenden Lehrmitteln ausgestattet werden; das Skioptikon sei ein vortreffliches Anschauungsmittel, dem er weiteste Verbreitung wünsche. Die Museen sollten auch des Abends bei elektrischem Licht geöffnet werden.

Prof. Jodl bedauert, dem hochgestiegenen Enthusiasmus etwas entgegenwirken zu müssen. Die Ausführungen des Prof. Meyer schienen ihm zu weit zu gehen in der Hervorhebung der sittlichen Wirkung der Kunst. Er müsse daran erinnern, daß in der Renaissance, zur Zeit der höchsten Kunstblüte und zur Zeit der weitesten Teilnahme aller an ihren Wirkungen, doch die größte sittliche Fäulnis, die weitgehendste Zerfahrenheit des ganzen sozialen Lebens geherrscht habe. Auch die athenische Gesellschaft sei zur Zeit ihrer ästhetischen Blüte eine höchst fragwürdige gewesen. Huldigen wir der Kunst, aber vergessen wir nicht, daß die Kunst allein die finsteren Mächte nicht bannen kann, denen wir gegenüberstehen. Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Auch in ihren höchsten Gestaltungen löst die Kunst die höchsten Probleme nur im Spiel, aus ihr allein können wir nicht den heiligen Ernst schöpfen, mit dem wir an die schweren ethischen Aufgaben der heutigen Zeit, an die Bewältigung alles Ungeordneten in der Menschheit herangehen müssen.

In der Nachmittagssitzung sprach Rektor Dr. Maaß-Breslau „über die Beziehung der Ethik zur Religion, insbesondere zum Christentum“. Da der Vortrag — vor allem die zum Schluß ausgesprochene Absicht zur Hervorrufung einer neuprotestantischen Bewegung innerhalb der Kirche — Mißdeutungen hinsichtlich der Stellung der D. G. E. K. zur Religion erregen konnte, so nahm Prof. Jodl etwa

in folgender Weise das Wort, um über diesen Punkt völlige Klarheit zu verbreiten. Es ist uns ein schmerzliches Gefühl, einem so hochverdienten und geistreichen Manne, wie dem Herrn Redner das Recht verkümmern zu müssen, daß die Ansichten, die er in ernster Geistesarbeit erzeugt und mit voller Wärme vorgetragen hat, in weiterer Diskussion vertieft werden. Ars longa, vita brevis. — Man darf gewisse Dinge nicht immer wieder von vorn anfangen. Das würden wir aber, wenn wir den Standpunkt des Redners diskutieren sollten. Wenn wir überhaupt etwas bedeuten und sein wollen, wenn wir uns von Ähnlichem unterscheiden wollen, dann müssen wir an irgend einem Punkte eine neue Anschauung aufstellen. Und diese neue Anschauung ist: die Ethik, die bisher nur an dem Gängelbande der Dogmatik geführt wird, die wollen wir auf eine unabhängige Grundlage stellen. Wir können mit der Versittlichung der Menschheit nicht warten, bis alle die dogmatischen Fragen gelöst sind oder bis wir etwa wissen, ob der Geist von der Materie oder die Materie vom Geist abzuleiten sei. Über alle diese letzten Dinge wird immer Streit sein, und es giebt keine kurzsichtigere Weisheit, als zu meinen, daß in der eigenen Überzeugung die Wahrheit gefunden sei. Es werden immer verschiedene Weltanschauungen bestehen, das wollen wir und können wir nicht ändern. Aber allen diesen Anschauungen gegenüber können wir in Einem übereinstimmen: In dem festen Willen, uns selbst zu ethischen Menschen zu machen und die menschliche Gemeinschaft nach den unverrückbaren Idealen der Gerechtigkeit zu gestalten. Da liegen Fragen, die sich unabhängig von jedem persönlichen religiösen Erlebnis diskutieren lassen. Was auch immer hinter dem großen Schleier der Natur liegen mag — es giebt feste irdische Ziele des Handelns — Ziele, die beruhen auf den Gesetzen der menschlichen Natur selbst, die wir klar erkennen und in gemeinsamer Arbeit verwirklichen wollen. (Großer anhaltender Beifall.)

Rektor Maaß nimmt das Wort und giebt zu, daß er vielleicht in einigen Darlegungen seine persönlichsten Bestrebungen zu sehr zum Ausdruck gebracht habe; betonen müsse er jedoch, daß er aus vollster Überzeugung auf dem Boden der D. G. E. K. stehe und gegenwärtig eine reinliche Trennung von Ethik und Religion für dringend erforderlich halte.

Direktor Döring giebt noch seine Zustimmung zu den Ausführungen des Prof. Jodl. Es gäbe in der That keine exakte Erkenntnis hinsichtlich des Weltgrundes, sondern nur Hypothesen und Ahnungen. Die Geltendmachung eines bestimmten religiösen oder philosophischen Standpunktes erzeuge nur zu leicht Unfrieden und Gereiztheit. Auf anthropologische Begründung der Ethik, auf eine Ableitung der sittlichen Forderung aus der menschlichen Natur gehe die ethische Bewegung aus.

Am Sonnabend, den 12. August, Vormittags, sprach der frühere Reichstagsabgeordnete Rechtsanwalt Dr. Harmening über „Verrohung oder Veredelung des Kampfes um die Wohlfahrt." Die Ausführungen des Redners waren von dem Gedanken beherrscht, daß die besitzenden Klassen in weit höherem Grade der Ethisierung bedürftig seien, als die arbeitende, und daß eine Veredelung des Kampfes um die Wohlfahrt nur erhofft werden könne, wenn an Stelle einzelner „Reförmchen" eine gründliche, vom Bewußtsein der Gleichberechtigung aller Menschen getragene Umgestaltung des wirtschaftlichen Lebens treten würde. Dr. Harmening ging von dem bekannten Antwortschreiben des Abg. Dr. Bamberger an die Handelskammern der deutschen Seestädte aus und knüpfte daran eine scharfe Kritik der Manchesterlehre. Es sei eine, durch die letzten Wahlen offenbar gewordene Ironie der Thatsache, daß die große Menge der Bevölkerung gerade in den Seestädten an diese Anschauung nicht glaube. Und das mit Recht. Wie könne von einem freien Wettbewerb die Rede sein in einer Wirtschaftsordnung, in welcher der wirtschaftlich Stärkere von vornherein dem Manne überlegen sei, der nichts weiter habe als seine Arbeitskraft! Alle Formen unseres sozialen Lebens bauten sich auf jenem ungerechten und rücksichtslosen Triumphe der wirtschaftlichen Gewalt auf. So mangele vor allem unserer Rechtsprechung die Sicherheit wahrer Rechtsgleichheit, sie stehe unter dem Eindruck politisch-sozialer Gesichtspunkte. Weit entfernt, daß Bürgerliche und Arbeiter gleich behandelt würden, komme es vielmehr vor, daß der als Agitator bekannte Arbeiter ausdrücklich als solcher in verschärfte Strafe genommen werde. Eine wahrhaft ethische Rechtsprechung habe den Mangel an Bildung beim Arbeiter in Rechnung zu ziehen und eher den Angehörigen der sogenannten gebildeten Klassen in stärkerem Maße verantwortlich zu machen. Der Kampf der Besitzenden gegen die sogenannten Umsturzbestrebungen bedürfe auf allen Gebieten der Ethisierung. Gebrandmarkt werden müsse der Spott und Hohn, mit dem man vielfach gegen die Agitation der Proletarier zu Felde ziehe. Das könne sehr wohlfeil sein für einen akademisch gebildeten Redner, aber es sei ein Verbrechen gegen die Allgemeinheit, der nichts daran gelegen sein könne, aus zwei Gegnern zwei Feinde, aus zwei gegnerischen Klassen zwei feindselige Nationen zu schaffen. Man sollte sich selbst durch rohe Ausfälle nicht auf ein Niveau herabziehen lassen, auf dem man dem Gegner Alles, sich selbst aber Nichts verzeihen könne. Wer einen Augenblickssieg mit nachfolgendem Hasse des Gegners wünsche, der möge ihn der Lächerlichkeit aussetzen; wer aber das Ganze vor Augen habe und auf die Hochschätzung des Feindes nicht verzichten wolle, der dürfe nie vergessen, was er dem minder gebildeten, minder geschickten, oft unüberlegten Arbeiter zu Gute halten müsse. Ein Grundirrtum der Bourgeoisie sei der, daß man den Arbeiter, der nur sein Loos zu bessern sucht, als einen verderbten, gefährlichen Menschen, als einen Revolutionär betrachte, während doch im Gegenteil der Drang, sein Loos zu verbessern, höchst natürlich und berechtigt sei. Man höre vor allem endlich auf, die Arbeiter im Hinblick auf ihre internationale Organisation als vaterlandslos zu bezeichnen. Aufgabe der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, als deren Mitglied sich Dr. Harmening aus vollster Überzeugung bekannte, sei es, nicht einem bestimmten Parteiprogramme zu folgen, wohl aber laut und eindringlich das schwere und erbitternde Unrecht, die unglaubliche Indolenz zum Bewußtsein zu bringen, womit heute leider noch immer von Vielen den Forderungen der arbeitenden Klassen begegnet werde. Es müsse erreicht werden, daß auf beiden Seiten mit ethischen Waffen gekämpft werde, damit nicht die Gesittung Schaden leide, ohne welche es zu keiner gedeihlichen Neuordnung der Gesellschaft kommen werde.

Den außerordentlich eindrucksvollen Darlegungen des Redners folgte langanhaltender Beifall. In der Diskussion nahm das Wort zunächst Prof. Foerster. Er wolle die Ausführungen des Redners in einem Punkte noch mit einer besonderen Resonanz versehen, nämlich hinsichtlich der Rechtspflege. Die Zustände hier, trotz aller Redlichkeit der Personen, können in der That vielfach kaum noch schmerzlicher sein, als sie es zur Zeit sind. — Hinsichtlich des mit Recht abgefertigten Manchestertums möchte er nochmals die großen Verdienste hervorheben, welche diese Doktrin als ecclesia militans in ihrem früheren Kampfe gegen aristokratische und büreaukratische Unterdrückung und Einengung geleistet habe. Der heutigen wirtschaftlichen Entwicklung sei dieses System allerdings auch nicht entfernt mehr gewachsen. Präsident Cleveland habe in seiner jüngsten Botschaft eine der schärfsten Anklagen gegen die herrschende Interessenwirtschaft erhoben. Es habe sich dort ein grelles Bild der heutigen Wirtschaftszustände entrollt: die leitenden Männer, ehrenhaft, aber mit den kindlichsten und kurzsichtigsten Mitteln operierend — hinter ihnen als treibende Kräfte vielfach eine Phalanx von Schurkerei. Wie sei es bei uns? Auf agrarischem Gebiete, wo die Übel der heutigen Wirtschaftsformen, wo die große Schuldknechtschaft am drückendsten zu Tage treten und die größte Unsicherheit der Lage für den Einzelnen und für die Gesamtheit schaffen — da glaube man noch immer, durch kleine Prohibitivmittel Erleichterung zu schaffen, statt hier, wo die Position des absoluten Eigentums sich täglich mehr als non[illegible] und als wirtschaftlich unhaltbar herausstellt, allmählich und mit umfassendster Gerechtigkeit für Alle eine gesunde Collektivwirtschaft einzuleiten. Unabhängig von den herrschenden Gewalten sollten sich (wie unser Freund Gustav Maier es genannt hat) „ethische Kadres" bilden, welche die ruhigsten und sichersten Wege in eine neue Ordnung suchen und dem Gemeinwesen die besten und maßvollsten Kräfte stellen müßten. — Kaufmann Hartung-Mühlhausen i. Th. wendet sich gegen die Angriffe des Vortragenden gegen die liberale Wirtschaftsordnung. Es gebe zahlreiche Unternehmer, denen man keine schnöde Ausbeutung vorwerfen könne. Dr. Harmening antwortet, daß er dies selbstverständlich zugebe — aber die durch die freie Konkurrenz geschaffenen Zustände wären eben derart, daß selbst der beste Unternehmer oft Hungerlöhne zahlen müsse. Es sei notwendig, dieser Einsicht zum Durchbruch zu helfen, damit eine große Umgestaltung der Einrichtungen möglich sei. Auch möge man nie vergessen, daß es sich bei den Angriffen gegen die Konkurrenzwirtschaft nicht bloß um die Befreiung der Arbeiter handle, sondern daß vor diesem erbarmungslosen Auf- und Nieder von Besitz und Armut, Arbeit und Arbeitlosigkeit Niemand gesichert sei. Wir Alle seien an einer Neuordnung der Wirtschaft aufs lebhafteste interessiert. Darum gelte es klar zu erkennen, gemeinsam Hand anzulegen und ethisch an die Durchführung zu gehen.

Auch Dr. Reich-Wien, der mitteilt, daß er selbst aus einer alten Fabrikantenfamilie stamme, behauptet, daß von Fabrikanten vielfach offen zugestanden würde, daß unter den jetzigen Verhältnissen ein Unternehmer nicht so handeln könne, wie er es für recht halte. Er dankt dem Vortragenden noch ganz besonders für seine Rede, in welcher in trefflicher Weise die Gesichtspunkte klar gelegt seien, von denen aus die D. G. E. K. die wirtschaftlichen Fragen betrachten wolle.

Herr Gustav Maier-Ermatingen weist gegenüber den Behauptungen, daß nur die Konkurrenz die Triebkräfte des Menschen entfessele, darauf hin, daß in unserem Wirtschaftsleben doch schon weite Gebiete der lebendigsten, fruchtbarsten Arbeit existieren, auf denen die Konkurrenz gar keine Bedeutung habe, wie z. B. die Berufe der Beamten, Gelehrten, Offiziere. Auch er müsse den Vortrag des Dr. Harmening als typisch für die Stellung der D. G. E. K. zu dieser Frage erklären.

Dr. Gerhard wendet sich noch einmal gegen den Standpunkt des Herrn Hartung, indem er eindrucksvoll darlegt, daß die freie Konkurrenz für den Arbeiter in der That keine „freie" sei.

Am Nachmittag desselben Tages hielt Prof. Dr Bruno Meyer-Berlin im Walde unterhalb der Wartburg einen Vortrag über den ethischen Wert der Welt des Schönen. Die an originalen und geistvollen Gesichtspunkten reichen Darlegungen wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Dieselben lassen sich jedoch schwer in dem Rahmen eines Referats zusammenfassen.

(Schluß folgt.)

Anzeigen.

Soeben erschien:

Wahrhaftigkeit (The Ethics of Belief).

Von

W. K. Clifford.

Autorisierte Übersetzung

von

Lily von Gizycki.

Mit einem Vorwort von Prof. Georg von Gizycki.

40 Seiten gr. 8°.

— Preis 60 Pf. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW., Zimmerstraße 94.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

In den Südstaaten Nordamerikas.

Erinnerungen und Eindrücke.

Von

Dr. Max Schüller,

Professor in Berlin.

Mit 2 Autotypien.

64 Seiten gr. 8°. Preis 1 Mark.

In dieser Schrift giebt der Verfasser, als Autorität auf ärztlichem Gebiete bekannt, eine anziehende Schilderung der Eindrücke, welche er auf seiner Reise in die Südstaaten Nordamerikas gewonnen hat. Sie verdient ein besonderes Interesse, weil sie die vielfach herrschenden falschen Vorstellungen über die klimatischen und kulturellen Verhältnisse in diesen von der Natur so reich begünstigten Gebieten zu beseitigen geeignet ist.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12 erschienen soeben:

Die neuen Preußischen Steuergesetze von 1893,

ergänzt und erläutert durch die amtlichen Materialien der Gesetzgebung von R. Höinghaus:

Ergänzungssteuer-Gesetz

(Vermögenssteuer-Gesetz) nebst Wahlgesetz.

94 Seiten. Preis 60 Pf.

Kommunalabgaben-Gesetz

nebst dem Gesetz wegen Aufhebung direkter Staatssteuern und dem Gesetz betr. Beihülfe zu Volksschulbauten.

167 Seiten. Preis 1 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Gesuch.

Für einen elfjährigen Knaben, der im Geiste der Gesellschaft für ethische Kultur erzogen und auf den Besuch einer Hochschule vorbereitet werden soll, wird Aufnahme in eine gebildete Familie oder — nicht zu große — Anstalt gesucht.

Anerbietungen mit Bekanntgabe der Bedingungen werden an die Expedition dieses Blattes mit dem Bemerken erbeten, daß der Vater in Indien wohnt, und der Briefwechsel daher etwas langwierig sein wird.

Verlag von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.

In unserm Verlage erschien:

Alldeutschland

in Wort und Bild.

Eine malerische Schilderung der deutschen Heimat

von

August Trinius.

Erster Band:

Teutoburger Wald. Hohe Rhön. Fichtelgebirge. Speerwald. Thüringen. Schwäbische Alb. Rhein.

Mit einem farbigen Titelbild und 79 künstlerischen Illustrationen.

410 Seiten groß Oktav.

Preis broschiert 5,40 M., fein gebunden 7 M.

Zweiter Band.

Vogesen. Spessart. Odenwald. Eifelgebirge. Bayerisches Oberland. Taunus. Wilhelmshöhe. Schwarzwald.

Mit 65 künstlerischen Illustrationen.

448 Seiten groß Oktav.

Preis broschiert 5,40 M., fein gebunden 7 M.

Das erste Volksbuch, welches die deutsche Heimat in Wort und Bild feiert! — August Trinius, der geist- und gemütvolle Dichter, der feinsinnige Beobachter der Natur, schildert uns in diesem Prachtwerke mit herzgewinnender Wärme, mit echt dichterischer Begeisterung die Schönheiten unserer Heimat. Mehrere hundert vorzügliche Illustrationen der hervorragendsten Landschaften zieren das Werk, das die Liebe zur Heimat zu pflegen berufen ist und darum in keinem deutschen Hause fehlen sollte.

„**Alldeutschland in Wort und Bild**“ umfaßt 3 Bände. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Band III erscheint im Laufe dieses Jahres.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Alle Freunde ethischer Kultur

werden gebeten, für die Verbreitung dieser Zeitschrift in ihrem Bekanntenkreise gütigst nach Kräften zu wirken. Die Verlagshandlung stellt zu diesem Zwecke jederzeit Probenummern der „Ethischen Kultur“ in beliebiger Zahl gratis und portofrei zur Verfügung resp. erklärt sich gern bereit, solche an ihr freundlichst mitgeteilte Adressen zu versenden.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung

in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070 a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 9. September 1893.	Nr. 37.

Eisenacher Eindrücke.

Von A. Böhme in Halle a. S.

Zuhören, Verstehen und Nachdenken — noch nie ist mir in meinem Leben ein schlagenderer Beweis geliefert worden, wie außerordentlich wichtig die Bethätigung dieser drei Worte sein kann, als in dieser hinter mir liegenden Woche in Eisenach.

Ich befand mich in den ersten Tagen des August im Berner Oberland, schwelgte in der Lust der Bergbesteigungen und dachte an Alles, nur nicht an den in der nächsten Woche in Eisenach tagenden Kongreß der D. G. E. K. Da erreichte mich der Brief eines Freundes, welcher mich in begeisterndem Worten aufforderte, nach Eisenach zu kommen, um dort, wie er sich ausdrückte, den „hochinteressanten" Vorträgen der ethischen Gesellschaft beizuwohnen. Ich muß gestehen, daß mir dieses „Hochinteressante" meines Freundes höchst zweifelhaft erschien, weil ich seit länger als einem Jahre der festen Ueberzeugung lebte, daß die D. G. E. K., die mir zuerst in ihren Bestrebungen als ein Stern in dunkler Nacht aufgegangen war, unbedingt lebensunfähig sei wegen der Unklarheit ihrer Ziele und der Unbestimmtheit der Stellung, welche dieselbe den religiösen, politischen und sozialen Fragen gegenüber einnehme. Trotzdem fand ich, daß es nicht gerade eine unangenehme Abwechslung für mich sein würde, wenn ich nach den eben vollbrachten körperlichen nun auch einmal einige geistige Bergbesteigungen unternähme, und so reiste ich denn doch den 5. August nach Eisenach. Hier habe ich nun, mit den allerstärksten Vorurteilen bewaffnet, aber mit großer Konsequenz, während acht Tage bei sechsstündiger täglicher Dauer den Vorträgen und Diskussionen der Vertreter der ethischen Gesellschaft zugehört.

Und wohin bin ich gekommen?

Ich habe verstanden:

I. daß die in Eisenach versammelten bedeutenden Mitglieder der ethischen Gesellschaft sich aufs klarste dessen bewußt sind, was sie wollen;

II. daß sie bereits aufs genaueste die Stellung festgestellt haben, welche sie den religiösen, politischen und sozialen Verhältnissen gegenüber einnehmen müssen.

Ich habe nachgedacht und mich überzeugt:

I. daß die Sache der ethischen Gesellschaft der Inbegriff jenes stillen Ideales ist, das in jedem denkenden Menschen lebt;

II. Daß die ethische Gesellschaft nicht nur eine Berechtigung hat zu bestehen, sondern daß sie eine Notwendigkeit ist;

III. daß die ethische Gesellschaft durchaus positiv ist, weil sie nicht gegen, sondern für etwas ganz Bestimmtes auftritt.

Das pessimistische Mißtrauen, das ich seit mehr als einem Jahre gegen die Gesellschaft für ethische Kultur hegte, war also vollständig unbegründet. Ich fand in Eisenach einen Kreis von ernsten Männern und Frauen, die hoffnungsfreudig an die schwere Arbeit gehen, Menschen der verschiedensten Richtungen auf einem gemeinsamen Boden zusammenzuführen, und schon am ersten Tage wurde es mir klar, daß diese Männer und Frauen sich der Größe ihrer Aufgabe und der Höhe ihrer Ziele wohl bewußt und gewillt sind, ihre volle Kraft an die Erreichung dieser Ziele zu setzen. Eine Reihe von höchst interessanten Vorträgen und Diskussionen brachte allen Zuhörern, auch denen, die nicht die Ideen der ethischen Gesellschaft teilen, vielfältige Anregung.

Besonders fördernd für die Klärung der Meinungen in der ethischen Gesellschaft selbst waren die Vorträge der Herren: Geheimrat Prof. Dr. Foerster „Der ethische Bund und die Akademie für ethische Kultur," — Prof. Dr. A. Döring aus Berlin „Ethischer Unterricht", — Dr. Emil Reich aus Wien „Die Kunst und das Volk", — Dr. Ernst Harmening aus Jena „Verrohung oder Veredlung des Kampfes um die Wohlfahrt", — Prof. Dr. Ferdinand Tönnies aus Kiel „Thesen über die Erneuerung des Familienlebens." Was den eigentlichen Kern der Sache betrifft, welche die ethische Gesellschaft vertritt, so sagte ich, daß sie der Inbegriff des stillen Ideales sei, das in jedem denkenden Menschen lebt. Jeder im Denken entwickelte Mensch, der das Gute liebt, hat in seinem Innern ein sittliches Ideal und hegt den Wunsch, dasselbe auch nach außen hin in seinem Leben zu verwirklichen. Auf dieses sittliche Ideal weist uns die ethische Gesellschaft hin; sie ruft uns zu: Laßt doch das Beste, das Heilig-Menschliche, das in Euch wohnt, nicht brach liegen! Die guten Regungen Eurer Seele, alle guten Eingebungen Eures innersten Menschen, laßt sie im Leben mehr zum Ausdruck kommen! Das Pflichtgefühl, den Gerechtigkeits- und Wahrheitssinn, der in Euch wohnt, laßt ihn energischer aus Euch hervorleuchten, benutzt ihn einzig und allein als Richtschnur für Euer Handeln und bei Beurteilung alles menschlichen Handelns! Dieses Höchste und Beste, das in allen Menschen wohnt, kann eben, weil es allen Menschen eigen ist, allein das Band werden, das alle Menschen vereinigt. Darum, so sagt die ethische Gesellschaft weiter, laßt uns dieses gemeinsame Band loslösen aus allem Wirrwarr, aus aller Verworrenheit der Meinungen, und es zu einer solchen Kraft machen, daß es unser ganzes Leben durchdringt, daß

es die leuchtende Flamme werde, die mit ihrem Glanze alles Trennende der menschlichen Gesellschaften überstrahlt. So allein werden wir unsere Denkungsart veredlen, so allein die herrschenden Zustände verbessern, so allein das Menschengeschlecht fördern.

Warum ist die ethische Gesellschaft nicht blos berechtigt zu bestehen, sondern notwendig? — 1. Weil der allgemeine Verfall der Volksmoral trotz aller bis jetzt dagegen ergriffenen Maßregeln eine Thatsache ist. — 2. Weil die Anschauung, aus dem allgewaltigen Egoismus und dem Recht des Stärkern könne Wohlfahrt und Fortschritt der Gesellschaft erwachsen, sich als irrig bewiesen hat. — 3. Weil die bis jetzt bestehenden Gesellschaften, welche sich der Pflege des sittlichen Ideales unterzogen, sich als unzureichend erwiesen haben. Und warum erweisen sich heute namentlich die Kirchengesellschaften, die seit Jahrhunderten an dem Werke der ethischen Kultur arbeiten, als ungenügend? Weil sie das sittliche Ideal nur in zweiter Linie, nicht als Hauptziel alles menschlichen Strebens hinstellen; weil sie das sittliche Ideal an Glaubensvorstellungen knüpfen, die je nach den verschiedenen Kirchengemeinschaften vollständig verschieden unter einander sind, also keine bindende, sondern eine trennende Kraft besitzen; weil die Glaubensvorstellungen selbst immer mehr durch die fortschreitende Erkenntnis in Naturwissenschaft und Philosophie, durch historisch-kritische Studien verblassen, der Einfluß der Kirche also immer schwächer wird. — 4. Die Gesellschaft für ethische Kultur ist notwendig, weil es eine Menge Menschen giebt, die das Moralische für so selbstverständlich halten, daß sie sich garnicht darum kümmern, d. h. garnicht darüber nachdenken. — 5. Sie ist notwendig, weil es viele Menschen giebt, die sich zu keiner Religion hingezogen fühlen, andere, die in ihrem Glauben und Denken schwankend geworden sind, wohl aber das Bedürfnis haben, nach dem Guten zu streben. — 6. Kurz gesagt: die ethische Gesellschaft ist deshalb notwendig, weil sie der Menschheit das bringen soll, was ihr fehlt, weil sie das in vollkommenerer Weise leisten soll, was sonst nirgends genügend gethan wird und doch einem tiefen Bedürfnisse entspricht: dem moralischen Idealismus aufhelfen und ihn zu einer Kraft entwickeln, die das Menschengeschlecht sichtlich fördert.

Die Gesellschaft für ethische Kultur ist durchaus positiv, denn sie bietet uns etwas ganz Bestimmtes, nämlich die Ethik oder jene wissenschaftliche Disciplin, welche die Regeln vernunftmäßiger Lebensgestaltung für den Einzelnen wie für die Gesamtheit aus denkender Betrachtung der Menschen und der Gesellschaft ableitet. Sie tritt also für etwas ganz Bestimmtes, für die Pflege des sittlichen Gedankens auf. — Und wenn sie nun die Pflege des sittlichen Gedankens lediglich um seiner rein menschlichen Bedeutung willen empfiehlt, wenn sie behauptet, das Sittengesetz habe die Kraft, ganz allein auf sich selbst zu beruhen und bedürfe keiner anderen Stütze, um wirksam zu sein, so bekämpft sie dadurch den Kirchenglauben durchaus nicht; im Gegenteil, sie will nicht im Kampfe, sondern im Bunde mit den Kirchen an der Humanisierung des Menschengeschlechtes arbeiten, nur ergreift sie das eine Mittel, dessen sich alle Kirchengemeinschaften erst in zweiter Linie bedienen (das erste ist bei ihnen die Pflege des religiösen Gefühls) und macht dieses eine Mittel zum Haupt- und einzigen Mittel, weil sie darin alle Menschen vereinigen kann.

Da also die Gesellschaft für ethische Kultur Niemandem etwas nehmen will, Niemanden bekämpfen will, weder Kirchengemeinschaften, noch politische oder soziale Parteien, so kann sie auch eine gleiche Toleranz für sich beanspruchen. Wer möchte es wehren, wenn ernste Menschen sich zu einer Gemeinschaft zusammenschließen, um Gutes zu wirken, um der Menschheit von neuem ein wirksames Friedensinstrument in die Hand zu geben, um etwas zu schaffen, das Allen zu Lieb und Niemandem zu Leid ist?

Zur Sedanfeier.

Eine Vision von Ludwig Traube in Berlin.

Am Abend des 1. September saß ich träumerisch auf dem Sofa meines Arbeitszimmers und war in Gedanken mit den Vorbereitungen beschäftigt, die ich hatte treffen sehen, um den morgigen Tag festlich zu begehen.

Der morgige Tag sollte als Erinnerung des Tages gefeiert werden, an dem vor 23 Jahren eine der wichtigsten Schlachten jenes Krieges geschlagen wurde, — in welchem sich die jungen und kräftigsten Männer zweier Kulturnationen „feindlich“ gegenüberstanden, um irgend eine Rechtsfrage durch rohe Gewalt zu entscheiden.

Am frühen Morgen schon sollen Trompeter von allen Türmen der Stadt herab den Ruhm des Siegers verkünden, Volksfeste, Umzüge und Tanzvergnügen in vielen Lokalen sind arrangiert, und die Flaggen auf den öffentlichen Gebäuden und anderen Häusern sollen der Ausdruck der Freude sein, welche die Sieger beseelt.

Als ich so über alles dies nachdachte, schweiften meine Gedanken plötzlich zu jenem Volke hinüber, in dessen Mitte ich jahrelang gelebt hatte, und über dessen Besiegung durch Waffengewalt heute gejauchzt werden soll.

Ich glaubte die vielen guten Menschen und Freunde wiederzusehen, mit denen ich einst persönlich verkehrt habe, und es schien mir, als ob auch hier Anstalten zur Begehung des Sedantages getroffen würden: — denn von dort kam ein langer Zug schwarzgekleideter weinender Frauen. Es waren die Mütter, die ihre gefallenen Söhne beweinten!

Daran schlossen sich in nicht enden wollender Zahl junge Mädchen und Frauen, Kinder und Greise; sie beweinten ihre verlorenen Geliebten und Gatten, an deren Seite sie ein Wonneleben zu führen gehofft hatten, sie betrauerten ihre verlorenen Väter und Söhne, ihre Ernährer; und es folgten noch Viele, Viele, die ihrer Stütze beraubt waren, und zu deren Trauer noch die Sorge hinzu kam, wie sie den schweren Kampf ums Dasein allein führen könnten, ohne dem langsamen Hungertode anheim zu fallen.

Dann kam noch eine Schar verstümmelter Männer, die ihrer Gliedmaßen und ihrer Gesundheit beraubt, dafür aber durch ein Ordensband entschädigt worden waren.

Und siehe da! Noch eine zweite Prozession erschien, ganz ähnlich der ersten. Aber es waren Deutsche.

Beide Züge bewegten sich hinaus vor die Stadt, auf ein großes freies Feld.

Welch' schrecklicher Anblick bot sich dort dar!

Tausende von zerstückelten Leichen lagen umher. Junge, blühende Männer, der Schädel gespalten oder mit der Kugel in der Brust, lagen in ihrem Blute. Hier zeugten eine Menge herausgerissener Glieder vom Zerplatzen einer Bombe; an einer andern Stelle waren die Räder der Kanonen über den Verwundeten hinweggefahren und hatten so dem jungen Leben ein Ende gemacht; und etwas abseits, im Graben, lagen die Leichen derer, die nach stundenlangen Qualen hülflos ihren Wunden erlegen waren.

Auf den Zügen aller schien ein Zug der Sehnsucht zu liegen — nach denen, die sie jetzt, bitterlich weinend, umstanden. —

Da plötzlich trat aus der Mitte der beiden Züge ein junges Weib hervor mit traurigen und ernsten Zügen. Sie richtete mit kräftiger Stimme folgende Worte an die Versammelten:

Wir trauern hier um die Opfer einer schlimmen Leidenschaft!

Zwei Völker, die an der Spitze der Zivilisation zu marschieren vorgeben, wurden aufeinandergehetzt, so daß Menschenbrüder, Bewohner derselben Erde, die sich niemals gesehen und sich sonst vielleicht lieben würden, einander sich gegenüberzustellen gezwungen wurden, um sich mit Mordwerkzeugen aller Art zu töten!

Wir Mütter und Väter, Bräute, Gattinnen und Kinder der Ermordeten, wir müssen jetzt den Schmerz in unserer Brust vergraben und unsere Toten rächen!

Aber nicht durch rohe Gewalt; nein, wir wollen die Vernunft zu Hülfe rufen und uns an die Köpfe und die Herzen unserer Mitmenschen wenden!

Wir müssen geloben, hinauszugehen und ein Jeder das Seine zu thun, um Aufklärung zu verbreiten: daß der Krieg eine aus rohen kulturlosen Zeiten stammende Barbarei und des Kulturmenschen unwürdig ist!

Wir wollen der Menschheit klar machen, daß viele Hunderttausende unschuldig ermordet und verstümmelt und daß jedesmal Millionen Mitmenschen ihrer Lieben beraubt werden!

Und warum das alles? Um gewissen Leidenschaften zu fröhnen, blutigen Ruhm zu erwerben und Land zu erobern!

Und was für Land?

Land, auf das überhaupt weder eine Person noch eine Nation Anspruch hat, da die ganze Erde der ganzen Menschheit gehört! —

Sie hatte gesprochen und ihre hohe, ernste Gestalt entschwand meinen Blicken, als ich durch das Lärmen auf der Straße aus meinem Traume erwachte.

Trompeter verkündeten von allen Türmen herab den Ruhm des Siegers, das Volk war festlich gekleidet und freute sich auf den Umzug, auf die Volksfeste und Tanzvergnügen, die zur Feier des Tages veranstaltet werden, und die Flaggen auf den öffentlichen Gebäuden und Häusern sind der Ausdruck der Freude über ein Ereignis, welches die Vernichtung vieler Tausende von Menschenbrüdern der eigenen und einer andern Nation einschließt.

Der Kampf ums Dasein und der Nationalismus.

Von Edward Bellamy.*)

Eines der beliebtesten und nachgerade abgedroschensten Argumente gegen den Nationalismus ist der Einwand, daß derselbe durch Beseitigung des Kampfes ums Dasein das Überleben der Tauglichsten verhindern würde, welches man für eine Folge des Konkurrenzstreites ausgiebt. Der Trugschluß, welcher diesem Argument zu Grunde liegt, ist die Annahme, daß der Ausdruck „die Tauglichsten“ im Sinne des Entwickelungsprinzips die physisch, intellektuell oder moralisch Besten bedeute. Thatsächlich aber bedeutet er nichts der Art. Der unter gegebenen Bedingungen im Kampfe ums Dasein zu überlebende Tauglichste kann der niedrigste und entartetste Typus der Spezies sein und ist es oft. Professor Huxley entwickelte unlängst (am 18. Mai) in einem in Oxford gehaltenen Vortrage diesen Gedanken vortrefflich. Er sagte:

„In der sogenannten Ethik der Entwickelungstheorie wird oft die Meinung vertreten, daß, weil im Ganzen die Tiere und Pflanzen vermittelst des Kampfes ums Dasein und des daraus folgenden „Überlebens der Tauglichsten“ in der Vollkommenheit ihrer Organisation fortgeschritten sind, darum die in Gesellschaft lebenden Menschen, die Menschen als sittliche Wesen denselben Prozeß als Mittel zu ihrer Vervollkommnung ansehen müssen. Ich glaube, daß dieser Trugschluß durch die unglückliche Zweideutigkeit des Ausdrucks „Ueberleben der Tauglichsten“ („survial of the fittest“) entstanden ist. „Die Tauglichsten“ kann „die Besten“ bezeichnen, und „die Besten“ hat einen moralischen Wohlklang. In der kosmischen Natur jedoch hängt das, was das „Tauglichste“ ist, von den Bedingungen ab. Schon vor langem wies ich darauf hin, daß, wenn unsere Halbkugel sich wieder abkühlen würde, das Überleben der Tauglichsten im Pflanzenreich eine Flora mehr und mehr verkrüppelnder, niedriger und immer niedriger werdender Organismen hervorbringen müßte, bis die „Tauglichsten“, welche überlebten, nichts als Algen, Flechten und solche mikroskopischen Organismen wären wie diejenigen, welche dem roten Schnee seine Färbung geben, während, wenn sie wärmer würde, die anmutigen Thäler der Themse unbewohnbar für beseelte Wesen außer für solche werden könnten, welche in einem tropischen Sumpfe gedeihen. Sie, als die tauglichsten, den veränderten Bedingungen am besten angepaßten Wesen würden überleben. Das sittlich beste Verhalten — das, welches wir Güte oder Tugend nennen — ist ein solches, welches demjenigen, das im kosmischen Kampfe ums Dasein zum Erfolg führt, in jeder Hinsicht entgegengesetzt ist. Anstatt rücksichtsloser Selbstbehauptung fordert es Selbstbeschränkung, anstatt des Beiseiteschiebens oder Niedertretens aller Konkurrenten verlangt es, daß das Individuum seinen Genossen nicht nur achten, sondern auch unterstützen soll. Sein Einfluß richtet sich nicht sowohl auf das Überleben der Tauglichsten, als darauf, so viele wie möglich zum Überleben tauglich zu machen. Es verwirft die Gladiator-Theorie des Daseins. Es fordert, daß Jeder, der in den Genuß der Vorteile eines Gemeinwesens tritt, seiner Schuld gegen Diejenigen, welche es durch ihre Arbeit geschaffen haben, eingedenk sein und sich hüten soll, daß keine seiner Handlungen das Gebäude, in welchem zu leben ihm erlaubt worden ist, schädige.“

Die Anwendung dieser Gedanken auf den Kampf ums Dasein, wie er in dem gegenwärtigen Systeme der Konkurrenz herrscht, ist klar. Die Eigenschaften, welche in diesem Kampfe die größten Preise erlangen, sind List, Raubsucht, Unbarmherzigkeit und vor allem die dauernde Konzentration des Geistes auf dem engsten Gesichtskreis des Selbstinteresses. Die Eigenschaften, welche den Erfolg im Kampfe hindern, sind Edelmut, Mitleid, Wahrhaftigkeit, Selbstlosigkeit, höhere Bestrebungen irgend welcher Art, das heißt: gerade die Eigenschaften, welche im Interesse der Menschheit ermutigt werden sollten.

Ohne Zweifel sind viele würdige Menschen im Geschäftsleben erfolgreich gewesen; aber sie waren es nicht wegen, sondern trotz ihrer liebenswürdigeren und sittlicheren Eigenschaften. Alle solche Männer haben vor den Versuchungen des Geschäftslebens gewarnt und die ungeheure Schwierigkeit betont, christliche Sittlichkeit mit industriellem Erfolge zu verbinden. Selbst bestenfalls und wenn sie nicht zu positiver Schlechtigkeit führen, sind die Motive des Gelderwerbs niedrig und gemein: sie entwickeln einen Charaktertypus, welcher, wenn nicht unmoralisch, so doch so weit wie möglich von idealer Menschlichkeit entfernt ist. Diejenigen andererseits, welche die großen Reichtümer erbeuten, behalten gewöhnlich nur schwache Reste eines moralischen Charakters, und ob sie auch durch ihre Geschenke die Duldung der Kirchen erkaufen, fahren sie meist in die Grube, bedeckt mit der Verachtung oder belastet mit den Verwünschungen des Volkes.

Wir finden also, daß die Bedingungen des Erfolges unter dem industriellen Konkurrenzsysteme solche sind, daß sie sich mit den in obiger Stelle von Prof. Huxley vorausgesetzten Fällen vergleichen lassen, in welchen die zum Überleben Tauglichsten gerade die am wenigsten wünschenswerten Typen der betreffenden Gattung sind. Wenn wir nichts besseres als einen Kampf ums Dasein haben können, in welchem der Schlechteste siegt, dann ist es Zeit, den Kampf ums Dasein überhaupt aufzugeben.

Wir Nationalisten glauben, daß wir etwas Besseres thun können, daß es möglich ist, an die Stelle des gegenwärtigen erniedrigenden Konkurrenzsystems ein solches edlen Wetteifers zu setzen, in welchem die Tauglichsten die Besten sind und der, welcher der größte ist, der Diener Aller ist.

---

*) Übersetzt aus The New Nation vom 10. Juni und 8. Juli d. J. — Unter „Nationalismus“ versteht Bellamy die Form des Sozialismus, welche er in seinem „Rückblick aus dem Jahre 2000“ geschildert hat.

De mortuis et aliis.

In das Badeleben an der See dringt nicht viel von den Ereignissen der hohen Politik. Während der Zeit, wo sich die Sommerfrischen füllen, fehlt es an politischen Kraftbethätigungen, ein Anzeichen dafür, daß auch die maßgebenden Gewalten erholungsbedürftig sind.

Die Zeitungen, die Einem zu Händen kommen, widmen dem verstorbenen Herzoge Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha einen großen Raum. Was man tagelang liest, belehrt den nachdenklichen Menschen, daß der alte Satz de mortuis nil nisi bene (Von den Toten nur das Gute) eine absonderliche Übung gezeitigt hat. Sein Sinn kann sein: Rede über einen Toten lieber nichts, wenn du nicht ausschließlich Gutes von ihm zu melden hast. In dieser Bedeutung erfaßt, sanktioniert er da, wo Reden erwartet wurde, das Schweigen mit der Heiligkeit des Todes und überläßt dem unparteiischen Geschichtsschreiber späterer Tage, darüber zu befinden, ob die Göttin Klio der Aufzeichnungen über den Gestorbenen in ihrem niemals abgeschlossenen Werke bedarf oder nicht. Hiermit kann sich die Ethik einverstanden erklären.

Der Satz kann aber auch ein billiger Gemeinplatz sein und besagt als solcher: Rede über einen Toten nur wohlgefällig und unterdrücke unterschiedslos alle Nachrede, die als üble erscheinen könnte. Und so hat die Gegenwart die lateinischen Worte verstehen gelernt. Da wird denn die Duldsamkeit, die in der sittlichen Forderung des Verzeihens liegt, zur unsittlichen Schwäche und gestattet sogar, mehr des Guten zu behaupten und anzuloben, als sich vor dem eigenen Besserwissen und Gewissen verantworten läßt. Wir haben damit in unsere gesellschaftliche Geschäftsordnung ein Gebot aufgenommen, das der Wahrheit zuwider die Entstellung allgemein bekannter, für die Beurteilung von Personen und Handlungen einzig bezeichnender und unentbehrlicher Thatsachen heischt, ein Gebot, dem die Ethik entschiedenen Widerspruch entgegensetzen muß, weil es zur Heuchelei erzieht, wenn auch zu einer Heuchelei, die sich beschönigen läßt.

Was frommt der Gegenwart eine Verherrlichung, wo sie es anders weiß, was frommt sie einem Toten, wo sich die Zukunft nicht an die Armeebefehle der Vergangenheit bindet, sondern mit dem prüfenden und durchdringenden Auge der Kritik aus dem „Mausoleum der ersten und edelsten Geister" die Büsten mancher Abgeschiedenen samt Lorbeer und Immortellen ausscheidet, so daß kein Platz mehr daran erinnert, wo sie gestanden haben.

Es giebt noch zahllose ungenannte Privilegien, an deren Beseitigung die Ethik mitwirken muß. Darunter gehört das Privilegium der „Großen" und „Hochgeborenen", ihre Thaten, die sich durchaus auf dem Niveau der Handlungen eines Durchschnittsmenschen halten, als außergewöhnliche gefeiert zu sehen und zu hören. Für die Untergrabung des Ansehens und die Außerkraftsetzung des Anspruches auf Achtung ist nichts zweckdienlicher als eine Kundgabe, zu welcher der ehrliche Verstand und das heutzutage in den sogenannten unteren Schichten der Bevölkerung recht lebendige Gefühl für Wahrheit und Gerechtigkeit seine abwehrenden Glossen schreibt. Das Privilegium, ohne etwas Hervorragendes zu sein, dennoch als menschliche Größe der Menge vorgeführt zu werden, ist zwar eigentlich nur ein eingebildetes Vorrecht, wird aber thatsächlich noch als ein persönliches Vorzugsrecht beansprucht.

Sollte es denn auch unserer Zeit noch an der Fähigkeit mangeln, sogenannte geschichtliche Persönlichkeiten, die sie vor sich handeln und wandeln sah, treffend zu beurteilen, ohne Schiffbruch der Wahrheit und doch ohne Ungerechtigkeit gegen die Betroffenen? —

Der Herzog von Edinburg ist Herzog von Koburg und Gotha geworden. Ein Teil der deutschen Presse äußert sich wenig befriedigt darüber, daß ein englischer Prinz die Regierung eines deutschen Landes erhalten habe. Die Legitimität der Berufung ist auf Seiten des Herzogs Alfred; es wird aber — namentlich in nichtliberalen Blättern — betont, daß es zweifelhaft sein müsse, ob dem neuen deutschen Bundesfürsten das wünschenswerte Maß deutsch-nationalen Interesses innewohne. Damit ist ein Zweifel angeregt, dessen Unbegründetheit bereits feststand. Wenn — wie geschehen — der Herzog von Edinburg sich zur Übernahme der Regierung entschloß, so hatte er sein Gewissen über seine Fähigkeit, die ihm angesonnenen und obliegenden Pflichten zu erfüllen, urteilen lassen, und für die Ethik besteht diese Entscheidung, als von der zuständigen und inappellablen Instanz erteilt, zu Recht. —

Die Tötung italienischer Arbeiter durch französische in Aigues-Mortes hat zu den ausgedehntesten Betrachtungen Anlaß gegeben. Die Politik muß den Vorfall zwischen Italien und Frankreich austragen lassen. Vom ethischen Standpunkte aus ist es aber nicht zu billigen, den Missethätern als Franzosen in die Schuhe zu schieben, was sie doch nur als Arbeiter, die sich in ihrem Broterwerb durch unterbietende Ausländer beeinträchtigt sahen, gethan haben. Was in Aigues-Mortes Franzosen gegen Italiener verübten, können zu gegebener Zeit in Thüringen oder in Pommern Deutsche gegen asiatische Kulis zu Wege bringen. Auch hier wäre das Verbrechen nicht ein „Ausfluß nationaler Anmaßung", sondern ein Rückfall in die Brutalität des Kampfes ums Dasein, wie er unter den Gesetzen des freien Wettbewerbs der Kräfte zwar verboten, aber bei den Wirkungen jener Gesetze menschlich leider nur zu erklärlich scheint.

Ahlbeck, den 31. August 1893. Ernst Harmening.

Aus Spinoza's Werken.

B. v. Spinoza's sämtliche Werke. Aus dem Lateinischen mit dem Leben Spinoza's von Berthold Auerbach. 5 Bde. Stuttgart, Scheible, 1841.

Benedictus de Spinoza aus Amsterdam, jüdisch-portugiesischer Abstammung, einer der berühmtesten Philosophen aller Zeiten, lebte von 1632 bis 1677. Er ward zum Rabbiner ausgebildet, aber seines freien Denkens wegen aus der jüdischen Gemeinde ausgestoßen. Seinen Unterhalt erwarb er durch das Schleifen optischer Gläser und das Erteilen von Unterricht; eine ihm angebotene Professur und eine ihm zugedachte Erbschaft lehnte er ab, um seine Unabhängigkeit zu bewahren.

Spinoza lehrt, daß es nur Eine ewige und unveränderliche Substanz gebe, „Gott oder die Natur", zu deren Attributen Denken und Ausdehnung gehören. Zu Gottes (oder der Natur) Wesen gehört weder Verstand noch Wille. Eine Vorsehung, einen Weltplan giebt es nicht. Alles Geschehen, auch das geistige, ist notwendig. Der Geist kann nur, so lange der Körper dauert, sich etwas vorstellen oder sich vergangener Dinge erinnern. Das höchste Gut ist die Erkenntniß Gottes oder der Natur.

Auf viele der edelsten Deutschen, wie Lessing, Herder, Goethe, hat Spinoza einen großen Einfluß ausgeübt.

Aus der „Ethik".

Es giebt in der Natur nichts, was dem Menschen nützlicher wäre, als der Mensch, der nach der Leitung der Vernunft lebt. (4. Theil 35. Satz.)

Die Begierde, gut zu handeln, welche daraus hervorgeht, daß wir nach der Leitung der Vernunft leben, nenne ich Frömmigkeit. (das. 37. Satz.)

Haß kann nie gut sein. (das. 45. Satz.)

Wer nach der Leitung der Vernunft lebt, strebt so viel er kann, Haß, Zorn, Verachtung u. s. w. eines Andern gegen ihn durch Liebe oder Edelsinn zu vergelten. (das. 46. Satz.)

Zufriedenheit mit sich selbst ist wahrhaft das Höchste, was wir hoffen können. (das. 52. Satz.)

Die Herzen werden nicht durch Waffen, sondern durch Liebe und Edelsinn überwunden. (das. Anhang, § 11.)

Die Meisten scheinen zu glauben, daß sie, insoweit sie ihren Lüsten fröhnen dürfen, frei wären, und daß sie insoweit ihr Recht aufgäben, als sie nach der Vorschrift des göttlichen Gesetzes leben müssen. Frömmigkeit also und Religion und überhaupt Alles, was sich auf Seelenstärke bezieht, halten sie für Lasten, die sie nach dem Tode abzuwerfen, und den Lohn für ihren Dienst, nämlich für Frömmigkeit und Religion zu empfangen hoffen, und nicht durch diese Hoffnung allein, sondern auch und hauptsächlich durch die Furcht, nach dem Tode mit schrecklichen Qualen bestraft zu werden, werden sie dahin gebracht, so weit es ihre Beschränktheit und ihr schwacher Geist erlaubt, nach der Vorschrift der göttlichen Vernunft zu leben. Wenn diese Hoffnung und Furcht den Menschen nicht inne wohnte, sondern wenn sie vielmehr glaubten, daß der Geist mit dem Körper vergehe, und daß den Unglücklichen, die unter der Last der Frömmigkeit aufgerieben werden, kein anderes Leben übrig bleibe, würden sie zu ihrer Sinnesweise zurückkehren und Alles nach ihrem Gelüsten einrichten und lieber dem Ungefähr als sich selbst gehorchen wollen. Dieses scheint mir ebenso widersinnig zu sein, als wenn Jemand deshalb, weil er glaubt, sich nicht immerfort mit gesunden Nahrungsmitteln nähren zu können, sich lieber mit Giften und Tödtlichem sättigen wollte, oder weil er sieht, daß der Geist nicht ewig und unsterblich ist, deshalb lieber sinnlos sein und vernunftlos leben will. Dies ist so widersinnig, daß es kaum der Erwähnung wert ist. (5. Teil, Anm. 3. 41. Satz.)

Aus dem „theologisch-politischen Traktat" (Kap. 16).

Nur derjenige allein ist frei, der mit vollem Bewußtsein nur nach der Leitung der Vernunft lebt.

Aus Spinoza's Briefwechsel.

Dieser Mann (welcher Spinoza geschmäht hatte) findet in der Tugend und Erkenntniß an sich nichts, was ihn ergötzte, und er möchte lieber nach dem Antriebe seiner Seelenbewegungen leben, wenn ihm nicht das Eine im Wege stände, daß er Strafe fürchtete. Er enthält sich also der schlechten Handlungen wie ein Sklave, unfreiwillig und schwankenden Geistes, und befolgt ebenso die göttlichen Befehle, und er erwartet für diese Sklaverei von Gott durch weit angenehmere Geschenke als die göttliche Liebe an sich belohnt zu werden, und zwar um so mehr, je mehr er dem Guten, was er thut, innerlich entgegen ist und es ungern thut; und hiervon kommt sein Glaube, daß Alle, die nicht durch diese Furcht zurückgehalten werden, ungezügelt leben. (49 Brief.)

Gerechtigkeit und Liebe ist das einzige und sicherste Zeichen des wahren katholischen Glaubens, die Frucht des wahren heiligen Geistes, und überall, wo sich diese finden, da ist Christus wahrhaftig, und überall, wo sie fehlen, fehlt Christus. (74. Brief.)

Bericht

über die Eisenacher Zusammenkunft zur Förderung und Ausbreitung der ethischen Bewegung.

(Schluß.)

Am Sonntag, den 13. Aug. Vormittags legte Prof. Tönnies-Kiel seine „Thesen zur Erneuerung des Familienlebens" dar. Da dieselben in dieser Wochenschrift in extenso abgedruckt werden sollen, so beschränken wir uns hier auf eine ganz kurze Wiedergabe: Die lebenslängliche Ehe, die Grundlage des Familienlebens und Stütze aller bisherigen Kultur, muß erhalten und, soweit sie hinfällig geworden, erneuert werden. Sie enthält eine der größten ethischen Aufgaben, die durch innere und äußere Umstände mehr oder weniger erleichtert wird. Sehr wesentlich für ihr Schicksal sind die Beweggründe, die zu ihr führen. Die Thatsachen zeigen heute die Ehe und das Familienleben in Verfall. Symptome dafür sind die Zunahme der Scheidungen, der Prostitution, der Verbrechen gegen die Sittlichkeit und der Kriminalität überhaupt, insbesondere der Kriminalität jugendlicher Personen. Als Ursache des Verfalls der Sitten, der sich hierin zeigt, wird oft der Verfall des Glaubens und des kirchlichen Einflusses angegeben. Obgleich dieser in der That ungünstig zurückwirkt, so ist er doch der Hauptsache nach eine parallele Folge derselben Ursachen. Je mehr eine Neubelebung der kirchlichen Ethik aussichtslos ist, um so dringender ist die Säkularisierung der Ethik geboten. Die wahren Ursachen sowohl des Glaubens als des Sittenverfalles sind in den Bedingungen des heutigen Lebens gelegen, die in verschiedener Weise, aber mit gleicher Schwere auf die verschiedenen Gesellschaftsklassen fallen. Dies führte der Redner aus: 1. an den Zuständen in der arbeitenden Klasse, besonders im Hinblick auf das völlig familienlose Leben jugendlicher Männer und Mädchen. Die Erneuerung des Familienlebens ist hier nur von einer radikalen sozialen Reform zu erwarten. So muß die Ethik ihre Forderungen an die Politik stellen. Gegen die notorischen Übel der Wohnungszustände hilft nur die Aufhebung des Privateigentums an Wohnstätten. Schwieriger sind andere Reformen, z. B. energische Aufsicht über Fabriken und Hausindustrieen durch völlig unabhängige, sozialwissenschaftlich, d. h. auch in Hygiene und Ethik geschulte und in jeder Hinsicht hochgebildete Beamte. Wichtig ist auch Herstellung geregelter ethischer Wirksamkeit innerhalb des Vormundschaftsrechts. Es muß gefordert werden, keine Politiker zu wählen, die nicht anerkennen, daß moralische Güter unvergleichlich wertvoller sind als materielle. Bethätigung ethischer Gesichtspunkte ist aber noch leichter wirksam zu machen in der kommunalen Politik, in der auch dem Einfluß der Frauen Raum zu schaffen ist. — 2. Das Familienleben in der besitzenden Klasse wird erst in dem Maße sich erneuern können, als der Reichtum eingeschränkt und das Trachten danach gedämpft wird. Auch in dieser Hinsicht kann nur die Idee eines Gemeinwesens der Zukunft zum Troste gereichen. Was wir jetzt thun können, ist nur: Erweiterung, Vertiefung, Veredelung des Familiengeistes und des Familienlebens zum Bekenntnis der Gesellschaft für ethische Kultur zu erheben. Besonders sollen die Frauen als geborene Ethiker hierdurch die Bewegung volkstümlich und stark machen. Sie müssen von Männern lernen, die Ursachen der Übel deutlicher zu erkennen. Möglich ist die Bildung von Genossenschaften der Familien, die sich Pflege des Familiengeistes zur direkten Aufgabe setzen. Zusammenschluß naher Verwandter mit Pflege gemeinsamer Überlieferungen kann in dieser Hinsicht gute Wirkung üben. Wichtiger können Genossenschaften befreundeter Familien werden, die sich in drei Gedanken einigen sollten: 1. die Lebensweise einfacher und gesunder, 2. die Geselligkeit ernster und sinnvoller zu machen und 3. das Verständnis zwischen männlicher und weiblicher Denkungsart zu heben. Aus kleineren solchen Gruppen, die sich auch eine wirtschaftliche Organisation geben müssen, kann sich eine Familiengemeinde zusammensetzen, welche auch Angehörige verschiedener Gesellschaftsklassen vereinigen müsse. Produktive Arbeit ist gesunder Denkungsart förderlich, daher auch der Umgang mit Arbeitern; und nur durch gemeinsame Thätigkeit kann eine brüderliche Ordnung des menschlichen Lebens vorbereitet werden.

In der Diskussion, die im wesentlichen auf Montag Vormittag verlegt wurde, nahm das Wort zunächst Herr Gustav Maier-Ermatingen. Die von Herrn Prof. Tönnies aufgestellte These für den Zusammenschluß einzelner Familien wäre seines Erachtens sehr wohl geeignet, einen Ausgangspunkt der allmählichen Sozialisierung der menschlichen Gesellschaft zu bilden, und gerade für die ethische Bewegung sei es angemessen, auf diesem Wege vorzugehen, da wir doch alle die großen Wandlungen der Gesellschaft von innen heraus und durch allmähliche Gewöhnung vorbereiten und fördern wollten.

Prof. Jodl erklärt seine wesentliche Übereinstimmung mit den Thesen. Eine Erneuerung des Familienlebens der „arbeitenden" Volksschichten erwarte auch er nur von tiefen sozialen Umgestaltungen. Hinsichtlich eines Punktes aber möchte er eine Mahnung zur Vorsicht aussprechen. Er stehe allen Bestrebungen, das menschliche Zusammenleben auf gesunde, rationelle Grundlagen zu stellen, mit der größten Teilnahme gegenüber. So entschieden aber, wie er in gewissen Dingen sozialistisch denke, so entschieden sei er in anderer Beziehung Individualist. In die Hand der Gesellschaft müsse in der That gelegt werden, was sie besser ausführen könne, als der Einzelne. Auf der anderen Seite aber gebe es gewisse Dinge, welche dem Einzelnen freigelassen werden müßten. Diese innerliche Freiheit, dieses Sanktuarium des Individuums müsse um so höher gestellt werden, je größere Fortschritte wir in der Sozialisierung der Verhältnisse machen. Wenn in uns zu ausschließlicher Pflege der sozialen Entwickelung die Entfaltung der freien Persönlichkeit verkümmert werde, dann könne der Moment einer ungeheuren inneren Verödung der Individuen eintreten, dann werde man den Teufel durch Belzebub ausgetrieben haben. Das sage er gerade in Bezug auf das Familienleben. Die Genossenschaften, wie sie Prof. Tönnies sich denke, mögen ja schön und wertvoll sein; aber es wehe ihm doch gerade aus diesen Vorschlägen jene Kasernenluft der Zukunft entgegen, von der er nur wünsche, daß sie unsere Kinder und Enkel verschone.

Prof. Tönnies legt gegenüber diesen Ausführungen noch einmal kurz seinen Standpunkt dar: Er wolle die Individualität nicht unterdrückt wissen, sondern sie heben dadurch, daß sie umfriedet werde von

einem Hause und einer wirklichen Gemeinschaft, in der doch der Einzelne erst wahrhaft zu innerem Reichtum kommen könne. Der Begriff der Kasernenluft stamme ja aus der Gesellschaft der freien Konkurrenz, die nur dem wirtschaftlich Starken gestatte, Individuum zu werden, während die Massen ein Heerdenleben ohne höheren Aufschwung führen müßten.

Geh. Rat Foerster will hinsichtlich der zunehmenden Ehelosigkeit in den oberen Ständen auf zwei Gruppen von Ursachen hinweisen, welche diesem, zugleich die unteren Klassen in schwere Mitleidenschaft ziehenden Verfalle zu Grunde liegen. Zunächst der Militarismus. Trotz der Ehrenfestigkeit der oberen Leitung, trotz der edelsten Gesinnungen vieler Militärs und trotz einer unleugbaren pädagogischen Wirkung der militärischen Disziplin müsse es doch immer deutlicher gesagt werden, daß in sittlicher Beziehung der Durchgang durch den Militärdienst für unser Volk eine Schule der Verrohung bilde. Die Schnödigkeit und Frivolität, mit welcher dort die Beziehungen der Geschlechter behandelt würden, sei immer tiefer in alle Klassen des Volkes gedrungen. Besonders in der besser gestellten Jugend sei es ein wahrer Jammer zu sehen, wie sie immer mehr in die gefährlichsten Sophismen und Maßlosigkeiten in jener Beziehung versunken sei und dadurch einem edlen und gesunden Eheleben immer mehr entfremdet sei. Eine andere Gruppe von Ursachen desselben Verfalls sei der Luxus, die Abhängigkeit von dem Krimskrams des Lebens, wodurch viele verhindert würden, rechtzeitig in die Ehe zu treten. Nach einigen Bemerkungen über die Irrtümlichkeit des Geredes von Übervölkerung schloß Prof. Foerster mit einer Bemerkung hinsichtlich der Gefahren der Plutokratie. Die verleumderischen Übertreibungen gegen die Juden richten sich an eine falsche Adresse. Die Gefahren liegen in der gesamten Plutokratie. Nach den Erfahrungen, welche der Redner selbst und welche die D. G. E. K. bereits gemacht habe, sei die Hoffnung vorhanden, daß gerade der jüdische Teil der Plutokratie am ehesten die Zeichen der Zeit erkennen und der ethischen Kultur zum Siege helfen werde.

Frau Sanitätsrat Schwerin hebt hierauf die Aufgabe der Frauen in der inneren Arbeit an der Erneuerung des gesellschaftlichen Lebens hervor. Es sei keine Rückdämmung der einmal erweckten Interessen der Frauenwelt an allgemeinen Fragen mehr möglich, da sie sich als Glieder der Allgemeinheit fühlen und keine Ausnahmestellung einnehmen wollen. Die Zeiten, in denen Königin Bertha spann, sind vorüber, die Frau ist aus ihrem Märchenschlafe erwacht, aber nicht geweckt vom Ruf einer anderen Zeit, sondern durch ein häßliches Weib: die Not, nicht nur die materielle, sondern auch die moralische, die zumeist aus den wirtschaftlichen Verhältnissen entspringe. Es sei notwendig, daß die Frauen dem Elend gegenüber die Augen öffneten und in ihrem Kreise durch Wort und That dem Emporkommen einer neuen Gesellschaft die Wege ebneten.

An der weiteren Debatte beteiligten sich noch Frau Rechtsanwalt Gerhard, Frau Milch, Herr Pfarrer Ziegler, Herr Dr. Pfungst, Frau Lina Morgenstern, Frau Rechtsanwalt Bieder. Dann wurde die Sitzung geschlossen.

Am Montag, den 14. August, nachmittags, hielt Geh.-Rat Prof. Dr. Foerster seinen Vortrag über „Naturwissenschaft und Ethik.“ Man hat — so etwa führte der Redner aus — die sog. naturwissenschaftliche oder monistische Weltanschauung der religiösen Weltanschauung in dem Sinne entgegengestellt, daß die von der kirchlichen Abhängigkeit befreite Ethik nunmehr unter die Herrschaft der naturwissenschaftlichen Weltanschauung gestellt werden solle. Diese letztere hat in ihren verschiedenen Formulierungen den wesentlich übereinstimmenden Kern, daß sie aus den festen gesetzlichen Beziehungen, welche die Wissenschaft in der uns umgebenden Natur immer deutlicher erkannt hat, ein Universum, einen Kosmos aufbaut, in welchem nur ewige Gesetze ähnlicher Art walten, und wo daher für übernatürliche Mächte, die über diesen Gesetzen stehen müßten, keine Stätte ist. Allerdings ist es richtig, daß die Menschheit bei ihrer Erkenntnisarbeit zu der Annahme des Waltens stetiger und gesetzmäßiger Beziehungen in der sie umgebenden Welt nicht bloß berechtigt, sondern dazu gezwungen ist: denn ohne diese durch zahllose Erfahrungen immer tiefer begründete Annahme giebt es für ihre Arbeit keinerlei Stetigkeit und Zuverlässigkeit, ja überhaupt kein vernünftiges Ziel. Und ganz dasselbe gilt von der gesamten sittlichen Bethätigung des Menschen und der menschlichen Gemeinschaft. Aber eine unbedingte sittliche Notwendigkeit, jene Stetigkeit und Gesetzlichkeit der Naturvorgänge auch zu der Grundlage und zu dem erschöpfenden Inhalt der Totalanschauungen vom Kosmos und seiner ewigen Ferne des Raumes und der Zeit zu erweitern, ist bei der logischen Fragwürdigkeit solcher gewaltigen Verallgemeinerung nicht einmal für den Forscher, geschweige denn für die übrige Menschheit vorhanden. Es ist ratsam, dies zu konstatieren gegenüber der Leidenschaftlichkeit, mit welcher die naturwissenschaftliche Weltanschauung oder der sog. Monismus von manchen Naturforschern und Naturphilosophen verfochten wird. Der Kosmos dieser Monisten ist in seinen letzten großen Linien ebenso ein Dogma wie der Himmel der Kirche: denn wir kennen in Raum und Zeit doch nur ein gar zu kleines Stücklein des Kosmos, um die Ewigkeit der Materie und dergleichen als universelle Gesetze der Welt verkünden zu können. Um so unverbrüchlicher ist aber daran festzuhalten, daß in den Bereich und die Methode der naturwissenschaftlichen Forschungs- und Gestaltungsarbeit auch der Mensch und die menschliche Gemeinschaft gehört, und daß daher auch auf diesem Forschungsgebiete und in der Ethik die Voraussetzung strenger Gesetzmäßigkeit und Stetigkeit im edelsten monistischen Sinne praktische Geltung haben müsse. Der Vortragende fragte nun, wie sich diese Forderung mit der sittlichen Freiheit des Menschen verträgt. Er legte eingehend dar, daß diese sittliche Freiheit nichts Anderes ist als die Abhängigkeit von einer gesetzmäßig geordneten inneren Seelenwelt, welche aus den Wahrnehmungen und Erfahrungen des Menschen durch bestimmte, geheimnisvolle Prozesse hervorgeht. Die Glückseligkeit des Erkennens und des gesetzmäßigen Wollens und überhaupt die höchsten Beseligungen des ethischen Lebens sind die Folge davon, daß der Mensch durch diese Abhängigkeit von den Tiefen seiner Seele aus der Sklaverei der Sinne sich errettet fühlt. An die Gemeinsamkeit der Gesetze dieses Erkennens und Wollens schließt sich dann die Gemeinschaft des Lebens, welche ursprünglich aus natürlichen Beziehungen der verschiedenen Menschen erwachsen, durch jene tiefere geistige Gemeinschaft sich zu immer höheren Formen entwickelt. Hieran knüpft sich eine kurze Betrachtung über die Thorheiten der „Lehre vom Stärkeren“. Es folgte Einiges über die ethische Bedeutung der naturwissenschaftlichen Methoden des Erfahrens und des Wirkens. Insbesondere muß die formale Genauigkeit und Kritik der Naturwissenschaft zu einer Zuversicht führen, die für alles menschliche Thun von Vorteil ist. Aber es bestehen auch Mängel der Naturforschung, denen gegenüber die gemeinsame ethische Behandlung von höchster Bedeutung ist und welche ein ähnliches Gepräge tragen, wie die Folgen der freien Konkurrenz. Auf dem Gebiete der Heilkunde bedürfe es z. B. einer bedeutsamen Ethik. Noch vor Jahrzehnten eine empiristische Kunst, ist sie jetzt als kritische Forschung durchdrungen von der naturwissenschaftlichen Zuversicht, ohne daß doch überall die erforderliche Kritik vorhanden sei. Sie steht im Vordergrunde der Verantwortung, deren sich alle ihre Jünger bewußt sein sollten. Leider wirkt hier auch der allgemeine wirtschaftliche Druck ungünstig mit. Die Hilfe der Naturforschung ist aber auf dem Gebiete jeder materiellen Produktion von ganz besonderer Bedeutung, gegenüber den Mängeln der freien Konkurrenz, die der Redner verglich mit dem gehetzten Lauf der Rennpferde: „Post equitem sedet atra cura.“ Schon jetzt kann man zeigen, daß diese freie Konkurrenz ihre Unvollkommenheiten nicht mehr verbirgt, überall bieten sich, wenn man tiefer sieht, Verkehrtheiten der Fabrikation. Diese Art des Wetteifers macht eben blind und stumpft schließlich den Erfindungsgeist ab. So hat die Fabrikation sich noch lange nicht die Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung zu eigen gemacht. Der Redner erwähnte als Beispiel die Mißstände der Heizungstechnik. Ebenso ist es immer deutlicher geworden, daß es der tiefsten Ethisierung des Handels und Wandels bedarf durch immer genauere naturwissenschaftliche Maßbestimmungen. Geh. Rat Foerster betonte sodann die eminente Aufgabe der Naturforschung auf dem Gebiete der produktiven Erhöhung der menschlichen Wohlfahrt und berührte hier in aussichtsvoller Perspektive die Probleme der billigen Kraft (Explosivkräfte), der Bodenergiebigkeit, der Verfeinerung der Nahrungs- und Genußmittel und endlich der gesamten Weltwirtschaft. Dann schloß der Vortragende mit folgenden Ausführungen: „Ist es schon bis jetzt eine Gefahr für die Menschheit geworden, daß die sittlichen Grundlagen allzu eng mit den Systemen von Vorstellungen verbunden waren, welche gewisse Gruppen von Menschen und Völkern über das Ewige und Unendliche, über das Erste und Letzte hatten, während es sich dringendst darum handelt, das Nächste übereinstimmend und friedlich zu regeln, so wird doch diese Gefahr einigermaßen durch die Größe und poetische Erhabenheit der Vorstellungen vermindert, an welche bis jetzt vielfach die sittlichen Vorschriften eng angeschlossen wurden. Diese Gestaltungen sind aus dem unbewußten gesetzmäßigen Schaffensdrange der menschlichen Innenwelt hervorgegangen, der in Sprache und Schrift, in Tönen und Bildern mit den Mitteln der Körperwelt eine Idealwelt hinstellt, welche die tiefsten Harmonien des Innern uns von außen wieder erklingen läßt — das Reich des Schönen. Was aber solle man sagen zu den Wahngebilden des Versuches, die ganze Menschheit unter dem Zeichen des Glaubens an die dämonischen gesetzlosen Gestaltungen der Innenwelt friedlich einigen zu wollen, eines Glaubens an Gestaltungen, deren gespenstische Unfaßbarkeit, deren krankhafte Flüchtigkeit und deren düstere Schrecken bis jetzt nur eine zweifellose Wirkung auf sittlichem Gebiet erlangt haben, nämlich statt des Friedens und der Liebe den aktiven und passiven Verfolgungswahn oder die unfruchtbarste asketische Abtötung des Ich. Wie ganz anders steht das Gegenbild des gesetzmäßigen Erkennens der Welt da! Es hat ein menschliches und göttliches Recht, sich als die sicherste Grundlage des Friedens der Menschheit zu betrachten.

„Nur hat sich insbesondere das Naturerkennen zu hüten vor dem voreiligen und absoluten Generalisieren seiner Ergebnisse. Hierdurch stößt es erfahrungsmäßig die Gedanken der Menschen ab und treibt sie nach innen, wo dann leicht eine Überhitzung entsteht, welche erneute Wahngebilde erzeugt . . . Vom Ersten und Letzten bleibt die Wissenschaft fern. Erfüllung der Sehnsucht nach dem Unendlichen findet der Mensch in dem ewig gesunden und erfrischenden Reiche des Schönen, dessen Lebensodem die Sympathie, die Liebe bildet. Auch die Liebe bedarf jedoch zur Ergänzung und zur Läuterung stets der Kultur des Denkens, denn dicht neben der Liebe, welche dieser Kultur entbehrt, wohnt der Haß.“

In der Diskussion sprach der stellvertretende Vorsitzende Pro-

fessor Jodl dann kurz die Gedanken, welche Prof. Foerster als Naturforscher dargelegt, noch einmal vom Standpunkte des Philosophen aus. Es gelte, gegen die Natur, die fühllos, rücksichtslos walte und der nichts Ethisches innewohne, die groß, aber nicht gut sei, einen Kampf zu führen um die Freiheit und Wohlfahrt, zugleich aber auch mit den Mitteln der Natur, deren innerste Gedanken wir vielleicht so zum Ausdruck bringen.

Es folgten die Schlußakkorde des Kongresses

Gustav Maier-Ermatingen besprach zwei allgemeine Gesichtspunkte, die ihm beim Fortgang der Verhandlungen in die Augen gesprungen wären: 1) daß die Anhänger der ethischen Bewegung sich gewöhnen sollten, alle Dinge kultur-historisch zu betrachten, wie man in diesen Tagen gethan habe. So wäre man dazu gekommen, z. B. die Bedeutung des Manchestertums zu schätzen, als einer großen That, welche den Bann der wirtschaftlichen Anschauungen des Mittelalters gebrochen habe, und Leute, welche der Theorie noch mehr anhängen, als uns lieb sei, nicht als „Petrefakte“ zu betrachten, sondern als ein wertvolles Element der Dekomposition in unserem eigenen wirtschaftlichen Entwickelungsprozeß. Ganz analog sei es bei dem Verhältnis zu den religiösen Fragen. Man werde weder die kirchlichen Mächte in der Vergangenheit, noch in der Gegenwart und Zukunft kleinstellen, sondern ihnen das Recht des Lebens auch heute noch in weitestem Maße vindizieren. Etwas Gleichartiges gelte für die Beziehungen zu den politischen Parteien und Programmen. 2) Der zweite Gesichtspunkt sei, daß jene indirekte Methode der Erziehung durch den lebendig wirkenden Geist, von der Prof. Döring in seinem Vortrag gesprochen habe, sich auch an den Kongreß-Teilnehmern bethätigt habe. Man sei sich in allen Fragen klar geworden über die Grundlage dessen, was die Anhänger der Bewegung eine und den Boden ihrer Wirksamkeit bilde, und über die Fragen, welche man besser aus den Erörterungen entferne. Man habe sich genähert und sei mehr und mehr auf einen neutralen Boden vorgeschritten. Der Redner empfinde hohe Befriedigung, daß es gelungen sei, die Gedanken zu vertiefen und sich näher zu kommen, und habe die Hoffnung, daß man auf diesem Wege wachsen und auch nach außen jene Kräfte entfalten werde, welche der guten Sache gehören.

Herr Sanitätsrat Schwerin verglich die Sitzungen mit einer fruchtreichen Schulzeit, an deren Schluß man dem Direktor und den Lehrern herzlichen Dank darbringe; er plaidierte sodann dafür, daß ganze Vereine der Gesellschaft beitreten könnten, und empfahl, in der Fortbildungsschule des Berliner Handwerkervereins einen ethischen Unterricht zu eröffnen. Auch Prof. Döring betonte mit Wärme die Bedeutung des Kongresses für den Fortgang der ethischen Bewegung.

Zum Schlusse nahm der englische Delegierte Mr Coupland das Wort, um namentlich die Wichtigkeit der zu begründenden Akademie für die Ausbildung der Lehrer noch einmal ans Herz zu legen und sprach verheißungsvoll von einem Parlament, von einer großen ethischen Versammlung der Menschheit.

Die Versammlung stattete zum Schluß dem Vorsitzenden Geh. Rat Prof. Dr. Foerster ihren Dank ab Dann wurde die Zusammenkunft zur Förderung und Ausbreitung der ethischen Bewegung geschlossen.

Hochbefriedigt vor allem durch die innere Klärung und durch die Einigung der Überzeugungen sowie auch durch die persönliche Befreundung, welche diese Tage den Mitarbeitern an der großen ethischen Sache gebracht, voll froher Hoffnungen für die weitere Entwickelung der neuen völkerverbindenden Bewegung, verließen die Teilnehmer der Zusammenkunft die Stadt Eisenach. Allen wird diese Zeit in unvergeßlicher Erinnerung bleiben.

Anzeigen.

* *

Zu unserm Verlage sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die ethische Bewegung in Deutschland.

Vorbereitende Mitteilungen
eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin.

— Zweite vermehrte Auflage. —

52 Seiten gr. 8°. Preis 60 Pf.

Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur.

Einleitungs-Rede
gehalten am 18. October 1892 zu Berlin.
Von
Wilhelm Foerster,
Professor und Director der Kgl. Sternwarte zu Berlin.

21 Seiten gr. 8°. Preis 40 Pf.

Geistesfreiheit und Gesittung.

Ein Beitrag zum socialen Frieden.
Von
Wilhelm Foerster,
Professor und Director der Königl. Sternwarte zu Berlin.

— Zweite Ausgabe. —

37 Seiten gr. 8°. Preis 30 Pf.

„Ethische Kultur“ und ihr Geleite.

I. **Nietzsche-Narren** (in der „Zukunft“ und in der „Gegenwart“).
II. **Wölfe in Fuchspelzen** (2 Kirchenzeitungen).

Von
Ferdinand Tönnies.

32 Seiten gr. 8°. Preis 75 Pfennig.

Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage.

Rede, gehalten am 23. November 1892
in der
Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu Berlin
von
Wilhelm Foerster,
Professor und Director an der Königl. Sternwarte zu Berlin.

20 Seiten gr. 8°. Preis 30 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

* *

In **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung** in **Berlin** erscheint die illustrierte Zeitschrift

Naturwissenschaftliche Wochenschrift.

Redaction: Dr. H. Potonié.

Wöchentlich eine Nummer von $1\frac{1}{2}$—2 Bogen gr. 4°.
Wochenausgabe: Preis vierteljährlich 4 Mark.
Monatsausgabe: Jährlich 12 Hefte à 1.35 Mark.

Die **illustrierte „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“** stellt sich die Aufgabe, über die Fortschritte der theoretischen und angewandten Naturwissenschaft **im weitesten Sinne** zu orientieren und bringt allgemein-interessante Gegenstände zur Sprache, und zwar — soweit möglich — **in allgemein-verständlicher Form;** sie bietet **Original-Mitteilungen, Referate, Besprechungen aus der Litteratur, eine ausführliche Liste aller im Buchhandel erscheinenden in das Gebiet fallenden Schriften, beantwortet gestellte Fragen** und bringt **die wichtigsten Nachrichten aus dem wissenschaftlichen Leben.** Wo **Abbildungen** erwünscht erscheinen, werden solche beigefügt.
Jede Buchhandlung oder Postanstalt nimmt Bestellungen entgegen.
Probenummern gratis und franco.

Zu unserm Verlage erschien:

Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und Realschulen

von
D. Dr. Wilhelm Schrader,
Geh. Oberregierungsrat und Kurator der Universität zu Halle.

Zweite mit einem Anhange über die neuen Lehrpläne versehene Ausgabe der fünften berichtigten Auflage.

645 Seiten gr. 8°. Preis 10,50 M.

Den Besitzern der fünften Auflage wird der Nachtrag auch einzeln zum Preise von 1,20 M. geliefert.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Verlag von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12.

Rechtsbuch

zum Unterricht in den Schulen im Gebiete des Preußischen Landrechts
und
zum Selbstunterricht.
Von
M. Delius.

198 Seiten. gr. 8°. Preis 1,20 M.

— **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.** —

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschien:

Die Geheimnisse der Blumen.

Eine populäre Jubiläumsschrift
zum Andenken an
Christian Conrad Sprengel
von
Professor Dr. O. Kirchner und Dr. H. Potonié.

— **Mit 22 Illustrationen.** —
81 Seiten gr. 8°.
Preis 1 M.

Der unendlich großen Zahl der Blumenfreunde wird diese Schrift, welche in populärer, höchst anziehender Darstellung, unterstützt durch treffliche Illustrationen, den Leser in das geheimnißvolle Leben der Blumenwelt einführt, einen großen Genuß bereiten. Sie ist zugleich dem Andenken des verdienstvollen Botanikers Chr. Conrad Sprengel gewidmet, dessen Biographie angeschlossen ist und der Schrift auch ein hohes wissenschaftliches Interesse verleiht.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 16. September 1893.	Nr. 38.

Hoffnungen in der Schweiz und Befürchtungen in Deutschland.

Verfolgt man die auf Besserung der sozialen Zustände abzielenden Bestrebungen, so kann man drei Richtungen scharf unterscheiden. Die eine bewegt sich auf die Verwirklichung des bloßen Rechts auf *Existenz*, die andere will ein *Recht auf Arbeit* sanktionieren, die dritte dem *Rechte auf den vollen Arbeitsertrag* zum Siege verhelfen.

„In der Schweiz, der wir auf *sozialpolitischem Gebiete so manche Anregung verdanken* ...“ so lauten in einem nationalliberalen Blatte die Eingangsworte zu einem Aufsatze über das „Initiativbegehren“ des Rechts auf Arbeit, das nach demselben Blatte mit über 52000 Unterschriften bei der Bundeskanzlei zu Bern eingebracht ist.

Das große Deutschland verdankt also der kleinen Schweiz auf sozialpolitischem Gebiete so manche Anregung, jetzt auch wieder durch das bezeichnete Initiativbegehren — besser kann man das *Zurückbleiben* des „ersten Kulturstaates der Welt“ auf dem *wichtigsten* Gebiete der Kultur nicht kennzeichnen.

Ich halte die Monarchie an sich für kein Hindernis des kulturellen Fortschritts und ihren Fortbestand in Deutschland noch für lange Zeit geboten, aber daß eine Verfassung wie die der Schweiz dem Streben nach Vervollkommnung günstiger sein kann, belegt das in Rede stehende Geschehnis. Der Bundesgewalt ist durch einen Anstoß *aus dem Volke* — sagen wir drastisch von Krethi und Plethi — der Zwang auferlegt, eine Frage von weittragender Bedeutung zur Erörterung und *Volksabstimmung* zu bringen, was wir in Deutschland bekanntlich nicht zu erreichen vermögen, auch wenn wir eine Million Antragsteller zusammenscharten.

Schweiz und Deutschland kennzeichnen den Unterschied zweier Auffassungen: die eine hält zu einer gedeihlichen Entwickelung des Gemeinwesens für zweckmäßig, daß seine Angehörigen ein ihnen in bestimmter Vielzahl beiwohnendes Wünschen und Fürwahrhalten auf seine Annehmbarkeit oder Unannehmbarkeit durch die übrigen Staatsangehörigen prüfen lassen; die andere hält es für ersprießlicher, die Zeit der Reife von gesetzgeberischen Gedanken durch staatlich eingesetzte Kalendermacher zu bestimmen, wobei es denn freilich leicht sich ereignen kann, daß Sturm und Wetter nicht bis nach dem Erntefesttage warten und die Kalenderheiligen vor ihrem Namenstage vom Postamente stürzen.

In der Schweiz soll eine Volksabstimmung über die Aufnahme folgenden Artikels in die Bundesverfassung vorgenommen werden:

> „Das Recht auf ausreichend lohnende Arbeit ist jedem Schweizerbürger gewährleistet. Die Gesetzgebung des Bundes hat diesem Grundsatze unter Mitwirkung der Kantone und der Gemeinden in jeder möglichen Weise praktische Geltung zu verschaffen.“

Wer sich über den Antrag schlüssig machen will, hat selbstverständlich davon abzusehen, daß er seit Jahren „auf dem Programm der *schweizerischen Sozialdemokratie* gestanden“ hat. Es darf dieser Umstand kein Vorurteil einflößen.

Andererseits muß wohl beachtet werden, daß die begehrte Bundesvorschrift einen ganz andern Inhalt hat als die scheinbar ähnliche Gesetzgebung des preußischen Landrechts, aus der Fürst Bismarck seiner Zeit rechtsirrtümlich ein Recht auf Arbeit herauslas, während in Wirklichkeit nur die Pflicht der Kommunen auf Armenfürsorge darin begründet war.

Verfehlt ist es und unwürdig für einen ehrlich Denkenden, vor der Annahme des Antrags mit Aussichten graulen zu machen, wie sie der blöde Widerwille gegen Alles, was nach Sozialismus schmeckt, mit seiner erschreckten Phantasie schnell fertig hat. Die „logische Folge“ der Annahme des Antrags braucht durchaus nicht der sozialdemokratische Zukunftsstaat zu sein, abgesehen davon, daß doch kein Staat seine Entwickelung nach logischen Abstraktionen, sondern nach seinen meist sehr konkreten Bedürfnissen regelt.

Grade Diejenigen, die so oft in den Arbeitslosen nichts anderes als Arbeitsunlustige sehen wollen, scheuen vor der logischen Probe auf ihre Anschauung zurück: sie wagen nicht, den Arbeitsunlustigen ihren Klagegrund durch Anbieten von Arbeit zu entziehen.

Der Staat, der seinen Bürgern *keine Arbeit* zu gewährleisten vermag, wäre, rein „logisch“ ausgesonnen, auch nicht der Kulturstaat mit seinen Millionen Bedürftiger und Elender von heute, sondern das Schlaraffenland von ehemals und einst, wo alle Güter ohne jede Arbeit für Alle zu haben sind.

Der Staat von heute ist *nicht ein Staat ohne Bedarf nach Arbeit*, sondern ein *Staat ohne Entlohnung für Arbeit*. Daß er dies ist, darin liegt die Plage der einst wohlthätigen Gesetze und der Grund für die Unhaltbarkeit der Zustände.

Der schweizerische Antrag verlangt das Recht auf *ausreichend lohnende Arbeit* gewährleistet. Er beansprucht damit keineswegs etwas Unerfüllbares. Die Form, in die er gekleidet ist, erkennt die Schwierigkeiten an, die der Aus-

führung entgegenstehen. Dem verfassungsmäßigen Grundsatze soll daher unter Mitwirkung der Kantone und der Gemeinden in jeder „möglichen" Weise praktische Geltung verschafft werden. Unmögliches wird nicht begehrt. In einem Flugblatte kommen die Antragsteller dem Nachdenken zu Hilfe und schlagen für Verwirklichung ihrer Forderung Maßregeln in folgenden Richtungen vor: im Sinne genügender Arbeitsgelegenheit durch eine auf möglichst viele Gewerbe und Berufe sich erstreckende Verkürzung der Arbeitszeit; wirksamen öffentlichen und unentgeltlichen Arbeitsnachweis, gestützt auf die Fachorganisationen der Arbeiter; Schutz der Arbeiter und Angestellten gegen ungerechtfertigte Entlassung und Arbeitsentziehung; sichere und ausreichende Unterstützung unverschuldet ganz oder teilweise Arbeitsloser, sei es auf dem Wege der öffentlichen Versicherung gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit, sei es durch Unterstützung privater Versicherungsinstitute der Arbeiter aus öffentlichen Mitteln; praktischen Schutz der Vereinsfreiheit (ungehinderte Bildung von Arbeiterverbänden); Begründung und Sicherung einer öffentlichen Rechtsstellung der Arbeiter gegenüber ihren Arbeitgebern, und demokratische Organisation der Arbeiter in den Fabriken und ähnlichen Geschäften, vorab des Staates und der Gemeinden.

Aufs Einzelne einzugehen, ist hier der Raum versagt. Es ist unleugbar, daß der größere Teil der kultivierten Menschheit fortdauernd Bedarf nach Gütern hat, die erst durch Arbeit hergestellt werden müssen. Ebenso unleugbar ist, daß ihre Produktion nicht aus Mangel an Arbeitskräften unterbleibt: im Gegenteil, die Arbeitskräfte drängen sich zu. Aber der Absatz fehlt, weil er nur gegen Entgelt erfolgen kann, und die Bedürftigen ein Entgelt nicht zahlen, also auch nicht kaufen können. Die Kauffähigkeit geht ihnen ab, weil sie nichts verdienen, und sie verdienen nichts, weil sie keine Arbeit finden.

Die Absatzfähigkeit der Produkte an die breiten Massen des Volkes wird durch die Auslohnung der die Massen bildenden Arbeiter bedingt und begrenzt. Dieser Satz muß vor allen Dingen eingesehen werden, wenn man die richtigen Maßnahmen für Verwirklichung des Rechts auf Arbeit treffen will.

Es würde einer gesetzlichen Proklamierung des Rechtes auf Arbeit gar nicht bedürfen, wenn unsere Gesetze nicht eins der schlimmsten wirtschaftlichen Privilegien sanktioniert hätten: das Privilegium, ohne jegliche Arbeitsleistung nicht blos selbst leben, sondern auch den Arbeitsthätigen von den Früchten ihrer Arbeit einen in jedem Augenblicke größer werdenden Anteil vorweg nehmen zu dürfen.

Die Einsicht in die alle Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung immer mehr zerstörende Gefährlichkeit des sogenannten arbeitslosen Einkommens ist ein weiteres Erfordernis für den Gesetzgeber, der dem Rechte auf Arbeit förderjam sein will.

Ohne dem arbeitslosen Einkommen mit aller Energie auf den Leib zu rücken, ist an eine „Gewährleistung" des Rechts auf „ausreichend lohnende" Arbeit nicht zu denken. Die Gewährleistung liegt einzig in der Schaffung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag. So lange der Wucher (arbeitsloser Erwerb) — Zins- wie Bodenwucher — das Beste der Produktion und zwar steigend und sicher oben abschöpft, so lange giebt es keine „ausreichend lohnende" Arbeit.

Es verrät einen heutzutage fast unverzeihlichen Mangel an gutem Willen zum Nachdenken, wenn der schweizerische Antrag mit der Ausrede bekämpft wird, „daß das Gemeinwesen nur solche Arbeit (soll heißen: nur Arbeit zur Anfertigung solcher Produkte) geben könne, für welche eine Nachfrage besteht." Denn die Nachfrage nach allerlei Gütern ist so groß, daß alle Arbeitslosen behufs ihrer Herstellung beschäftigt werden könnten. Nur daß die Nachfrage keinen vollen Beutel hat, um die Produzenten zur Schaffung und Hergabe der Güter zu veranlassen. Die Konsumfähigkeit der Massen durch lohnende Beschäftigung zu heben und damit eine größere Produktivität der Arbeit zu schaffen, durch Beseitigung des markverzehrenden arbeitslosen Einkommens (des Wucherschwamms am Baume der nationalen Produktion) die Arbeit selbst ertragreich zu machen und den Lohn zu steigern, das ist das Rezept, zu dem die einzelnen Ingredienzen gefunden werden müssen und gefunden werden können.

Denn where there is a will, there is a way. Und es ist gerade Aufgabe der besitzenden Klassen, diesen Weg zu beschreiten. Man beginne mit einer scharfen Besteuerung jeder Art arbeitslosen Einkommens und führe den Angriff bis zur staatlichen oder kommunalen Vereinnahmung alles nicht auf individualer Arbeitsthätigkeit beruhenden Wertzuwachses weiter.

Nur so gelangt man zur wirtschaftlichen Gerechtigkeit, die nicht darin besteht, daß Jeder gleich viel arbeite und gleich viel genieße, sondern darin, daß dem Einzelnen gehöre, was er mit seiner Arbeit erwirbt. Dies Ziel liegt — es mag das denen zum Troste gereichen, die sich und Andre mit Gespenstern quälen — nicht im „sozialdemokratischen Zukunftsstaate," sondern in wirtschaftlich wirklich freien Gemeinwesen, nicht in der zwangsweisen Regelung von Konsumtion und Produktion, sondern in der vollen Selbstverantwortlichkeit des Einzelnen, alias: im wirklich freien Wettbewerb der Kräfte, von dem man uns weismachen will, daß er heute gelte, während dies eine Lüge ist.

Ob die Schweizer den Initiativantrag zum Gesetz machen, steht dahin. Keinesfalls wird er mit Ablehnung begraben; dafür sorgt die unaufhaltsame Entwicklung, richtiger: Zersetzung.

Die mehr als 52 000 Antragsteller leben der Hoffnung, mit durchgreifenden Reformen eine Besserung aller Lebenshaltungen in der Schweiz herbeizuführen. In Deutschland beschäftigt man sich demgegenüber mit der Frage, wie man weitere Steuern aufbringe. Allem Anscheine nach wird man auf dem verhängnisvollen Wege der indirekten Steuern fürbaß trotten. Es treibt Einem die Röte des Zorns und der Scham in die Wangen, wenn man gedruckt liest, wie in unserer Zeit, wo die kaiserliche Botschaft heuchlerisch im Munde geführt wird, dem Volke die indirekte Besteuerung günstig sein soll. Gefällige Schleppenträger in der deutschen Zeitungspresse schreiben, daß in Preußen (also auch in andern Staaten und Stäätchen) die Befreiung der Einkommen bis zu 900 Mark von der direkten Einkommensteuer hauptsächlich durch die Einführung der indirekten Steuern im Reiche möglich war, und daß diese Befreiung fallen gelassen werden müsse, wenn man die indirekten Steuern, namentlich das Schutzzollsystem, abschaffe. Diese Unwahrheit läßt sich nur einreden, wer seinen Vorteil von ihr erwartet und nicht gerecht zu sein vermag. Kein Arbeiter wird der Ausflucht Glauben schenken; wohl aber wird er sich empört abwenden und der Lehre fester anhängen, die ihm sagt, daß in unserem Staate des sozialen Königtums für ihn und seine billigen Wünsche nichts zu hoffen ist. Und dabei wird verlangt, daß der Arbeiter „national empfinden" solle! Schafft ihm ein Vaterland, in dem es sich „lohnt" zu leben, und er wird sein Vaterland lieben. Dann würde man auch nicht den Streit darüber aufs Neue zu beginnen brauchen, ob das Gesetz betr. die Invaliditäts- und Altersversicherung billigenswert sei oder nicht. Man bedürfte dann überhaupt keines solchen Gesetzes. Aber nein, man kann in Deutschland die Reicheren nicht höher besteuern, man findet das arbeitslose Einkommen der Auserwählten, das die Nation bis in immer größere Kreise hinein immer ärmer macht, als ganz in der Ordnung, man muß mit ungerechter Besteuerung fortfahren . . . . . wahrlich, mehr Grund für ein entschiedenes Eingreifen auf wirtschaftlichem Gebiete kann die Ethik nicht verlangen.

Wenn man in einem Seebade die Augen und Ohren aufthut, so kann man gar Mancherlei lernen; insbesondere, daß unter den Tausenden, die angeblich Erholung suchen, nur ein geringer Prozentsatz sich befindet, der einer Erholung und Stärkung wirklich bedürftig ist, und daß noch geringer die Zahl derer ist, die auf Erholung Anspruch haben, weil sie vorher arbeiteten. Unendlich groß aber ist außerhalb der schönen Erdenflecke das Heer derer, die in Mühsalen leben und Genuß verdienten, denen aber die Anteilnahme an den herrlichen Gaben der Natur versagt ist, weil ihnen durch Drohnen der Zugang verlegt wird.

Ahlbeck, 5. September 1893. Ernst Harmening.

Grunddeutsch.

Von Dr. Friedrich Wilhelm Foerster in Berlin.

„Grunddeutsche Einrichtungen in unserem Vaterlande zu schaffen und den Frieden mit allen Kulturvölkern zu sichern" — das ist nach der letzten Ankündigung der Volksschrift „Einiges Christentum" der Kern der Bestrebungen des Herrn von Egidy.

Die trefflichen und begeisterten Männer, von denen diese Ankündigung ausgeht, haben sich wohl nicht klar gemacht, welche ungeheuerliche nationale Überhebung hier in dem Worte „grunddeutsch" liegt. Es ist von allgemeinerer Bedeutung, das Kulturgefährliche solcher Ausdrucksweise einmal kräftig zum Bewußtsein zu bringen.

Das „Einige Christentum" will durch eine gründliche Neugestaltung unserer politischen und wirtschaftlichen Zustände den Gedanken der brüderlichen Zusammengehörigkeit aller Menschen voll und ganz in das Leben übertragen. Wie aber kommt man nun plötzlich dazu, solche Einrichtungen einer besseren Zukunft als „grunddeutsche" zu bezeichnen und sozusagen auf den Zinnen des allgemeinmenschlichen ethischen Ideals die deutsche Flagge zu hissen? Wird etwa die Verwirklichung der sozialen Gerechtigkeit in unserem Lande nur eine Frucht der Entfaltung des tiefsten deutschen Wesens sein? Und ist alles, was uns bisher abgelenkt hat und noch ablenken wird von der Vervollkommnung des gesellschaftlichen Lebens, nur eine Verfälschung des Urdeutschtums durch ausländische Einflüsse? Vertiefen wir uns doch lieber in den friedenbringenden Gedanken, wie viel des Besten von dem, was heute zu unserem Kulturbewußtsein gehört, aus einer Bereicherung unseres Volkslebens durch Palästina, Griechenland, Italien, Frankreich und England stammt!

Was heißt überhaupt „grunddeutsch"? Gewiß gehören manche edle Eigenschaften zu unserem Nationalcharakter. Aber grunddeutsch ist es auch, auf der Bärenhaut zu liegen, immer noch eins zu trinken und zu raufen. Und nicht die neue Gemeinsamkeitsidee, sondern Hader und Parteigeist ist grunddeutsch! Es ist also keineswegs zu ersehen, warum mit einem Male harmonische Zustände sozialer Gemeinschaft eine urgermanische Anlage sein sollen. Bei dem Worte „grunddeutsch" läßt sich alles und garnichts denken — einfach weil im Grunde des deutschen Wesens, wie überall, Mensch und Bestie nebeneinanderwohnen. Und der bisherige Verlauf der Weltgeschichte giebt uns keine Berechtigung, solche Einrichtungen, in denen die Bestie ethisiert wird, als grunddeutsche in Anspruch zu nehmen.

Welch' lächerlichen Eindruck würde es uns wohl machen, wenn ein Franzose auf sein nationales Programm die Schöpfung „grundfranzösischer" Einrichtungen setzte und darunter verstände die Anwendung der christlichen Lehre auf die menschliche Gesellschaft! Was mag wohl ein Franzose zu jener deutschen Ankündigung sagen? Daß auf dem Boden eines solchen Germanenkultes der Frieden mit allen Kulturvölkern gesichert werden solle — auf diesen Gedanken wird er sicher nicht kommen.

Wie wäre es wohl, wenn die D. G. E. K. sich plötzlich, um den heutigen Chauvinismus vor ihren Wagen zu spannen, als Gesellschaft für grunddeutsche Kultur bezeichnete? Das Beispiel zeigt recht deutlich, welche weitgehende Anmaßung darin liegt, daß man das ethisch-christliche Gesellschaftsideal in abgekürztem Stile als grunddeutsch bezeichnet.

Die Deutschen mögen sich vorsehen, daß sie in ihrer eingebildeten Gottähnlichkeit nicht noch zum odium generis humani werden! Wahrhaftig, wir sind gefährlich am Nationalfieber erkrankt, wenn selbst die Männer, welche den Gedanken des Weltfriedens, der gegenseitigen Achtung und Brüderlichkeit der Nationen auf ihre Fahne geschrieben haben, solche Kompromisse mit der nationalen Eitelkeit nicht verschmähen. Ist es diesen Männern unbekannt, daß auch die Judenhetze eine Bewegung zur Schöpfung grunddeutscher Einrichtungen sein will, und daß in den antisemitischen Radauversammlungen nach Auftritten und Reden, die aller Gesittung Hohn sprechen, stets begeistert „Deutschland, Deutschland über Alles" gesungen wird — womit angedeutet werden soll, daß eben jene Geltendmachung der deutschen Race, die Auslese des Vollbluts, über Alles zu gehen habe, auch über Ehre, Recht und Gesittung?

Welche Einrichtungen sind nun grunddeutsch — die, welche Ahlwardt erstrebt, oder die, zu welchen die Volksschrift aufruft? Ahlwardt ist sicher der konsequentere Germane. „Grunddeutsche" Einrichtungen würden sich nur schaffen lassen, wenn man alle semitischen Elemente und Einflüsse aus unserer Kultur ausstoßen könnte. Nicht also im germanischen Wettbewerbe, sondern in der Aufstellung und Begründung eines die nationalen Bestrebungen überragenden Zieles kann Ahlwardt und seine ganze Epidemie überwunden werden.

Möchten wir doch nie vergessen, daß alle grunddeutschen, grundenglischen und grundfranzösischen Einrichtungen sich nur in dem Maße vom Barbarentum entfernen, als sie den allgemeinen ethischen Werten, den Lebensgesetzen aller menschlichen Gemeinschaft dienen. Wenn auch der ethische Maßstab nationalisiert wird, d. h. wenn auch das veredelte Menschentum, dessen Bild unsere heutigen Einrichtungen und Beziehungen emporheben soll, als etwas grunddeutsches bezeichnet wird — ja, wo bleibt dann das große, über dem Egoismus der Nationen stehende Gemeinsamkeitsideal, demgemäß wir die Bethätigungen des Nationalgefühls billigen oder verwerfen? Wenn der Richter selbst Partei geworden — an welches Schiedsgericht ist da noch zu appellieren? Die Sache ist in der That viel ernster, als es zunächst aussieht: In der Ankündigung der Volksschrift stehen wir dicht vor dem unerhörten Schritt, das soziale Gewissen zum deutschen Nationaleigentum zu stempeln.

Es giebt eine Erklärung für das, was hier kritisiert wird. Man hofft vielleicht, den hochgesteigerten Nationalismus unseres Volkes dadurch in die Bahn der Gesittung zurückzubringen, daß man die reinen ethischen Ziele des „Einigen Christentums" als etwas recht Urdeutsches hinstellt. Aber das ist und bleibt ein Kompromiß, der zwar Augenblickserfolge bringen mag, schließlich aber doch weit abführen wird von den ursprünglichen Zielen der Herren von Egidy und Lehmann-Hohenberg. Soll es nicht gerade das Wesen der neuen sittlichen Erhebung sein, daß der Deutsche endlich einmal wieder lernt, aus seinem germanischen Weihrauch herauszutreten und am Heilig-Menschlichen volleren Anteil zu nehmen? Das aber verhindert man in verhängnisvoller Weise, wenn man die großen allgemeinmenschlichen Ideale, für welche man ihn gewinnen will, mit der Aufschrift „grunddeutsch" versieht — nur damit er sich nicht aus seiner nationalen Philisterhaut herauszubemühen braucht, um einmal etwas zu verehren, was nicht grunddeutsch, sondern höher als alle Nationen ist!

Wir würden in der That verzweifeln an einer ethischen Ermannung des deutschen Volkes, wenn wir glaubten, daß der Deutsche so völlig entartet ist, daß er sich nur dann zur Mitarbeit an der sozialen Vervollkommnung der Menschheit

entschließt, wenn man ihm Solches durch einen Kitzel seines nervus germanicus schmackhaft macht. Wir wollen zu vornehm sein, um uns so herabzulassen.

Der Friede mit allen Kulturvölkern wird nur dann gesichert werden können, wenn wir einmal wahrhaft und gründlich mit der alten Barbarei des Denkens und Fühlens auf nationalem Gebiete brechen und unsere Worte und Handlungen gegenüber den anderen Nationen mit der Gesinnung der Brüderlichkeit und Bescheidenheit aufrichtig durchdringen.

Die Liebe zum Vaterlande und zur eigenen Volksgemeinschaft ist etwas natürliches und heiliges — aber gerade weil sie so natürlich ist, darum sollte die ethische Erziehung darauf ausgehen, nicht diese Triebe künstlich zu steigern, sondern sie vielmehr durch jenes völkerverbindende Gerechtigkeitsgefühl zu adeln, welches uns keineswegs eingeboren ist. Wo den nationalen Gefühlen eine solche ethische Bildung versagt worden ist, wo eine ungesunde Züchtung die keusche Entfaltung der Vaterlandsliebe verdrängte, da entartet das gesunde Selbstgefühl der Nation und ihrer Individuen zur Brutalität und Gewissenlosigkeit. Die Generation, welche das einige Deutschland geschaffen hat — die stammte aus jener weltbürgerlichen Epoche des deutschen Geisteslebens, in welcher die Gerechtigkeit gegen das Ausland der höchste Vorzug deutschen Wesens war; die Generation, welche ihr Deutschland über Alles, selbst über das Gewissen stellt, — sie wird im Augenblicke der Gefahr die allein siegverleihende moralische Spannkraft vergeblich suchen, welche sie ja dem nationalen Wohlgefühl und dem Kultus der reinen Race geopfert hat.

Genau dieselben Erwägungen, welche uns abhielten, eine ethische Bewegung christlich zu nennen, nämlich die Pflicht der Gerechtigkeit gegenüber all den großen ethischen Gestalten und Entwicklungen, welche unabhängig von Christus die Menschengemeinschaft veredelt haben — dieselben Erwägungen werden uns auch abhalten, den Zustand der Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitigen Achtung, den wir für das Vaterland und die Menschheit erstreben, als eine grunddeutsche Einrichtung zu bezeichnen.

Wir wissen, daß wir uns dadurch die Anknüpfung an die augenblickliche Stimmung der weitesten Kreise unserer Volksgenossen verkümmern. Schon unsere Verbündung mit vielen wackeren und begeisterten Männern und Frauen jüdischer Nation hat uns bei der Mehrheit des grunddeutschen und christlichen Volkes die stärksten Antipathieen gesichert. Wir sehen daraus, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Was wir wollen ist dies: das Ziel, wohin die Menschheit gelangen muß, und zwar bald gelangen muß, einmal in ganzer Reinheit und frei von allen Kompromissen mit den bestehenden Umnachtungen des klaren Denkens in die Welt zu stellen. Wer kommen will, der komme, wer nicht, der bleibe liegen — wir schreiten unaufhaltsam vorwärts.

Fünfzehn Thesen über die Erneuerung des Familienlebens.*)

Von Professor Ferdinand Tönnies in Kiel.

I. Die allen hoch entwickelten Völkern gemeinsame Grundlage des heutigen Familienlebens, d. i. die ausschließende (sog. monogamische) und lebenslängliche Ehe, muß erhalten, und insoweit sie hinfällig geworden, erneuert werden. Sie ist als Stütze aller bisherigen Kultur notwendig gewesen, durch die Meinungen, die in Sitte und Religion krystallisiert sind, geheiligt; wie diese selber, wesentlich getragen durch die Frauen, zu deren Schutze sie dient, wie zum Schutze und zur umfriedeten Aufzucht von Kindern. Es ist denkbar, ja wahrscheinlich, daß eine zukünftige höhere Kultur durch eine neue und weitere Form der Familie jede Art von Zwang zu Gunsten der lebenslänglichen Ehe überflüssig macht, daß die Treue aufhört eine Pflicht zu sein und zur bloßen Tugend wird. Die Erziehung der Kinder, die von Natur der Mutter gehören, müßte dann durch eine größere Gruppe als die jetzige vereinzelte Familie gesichert sein. Die ökonomische Lage der Frau müßte ebenso frei und stark wie die des Mannes sein. Für eine solche freiere Gestaltung der Ehe, die vielen bisher unvermeidlichen Druck beseitigen würde, ist aber die beste Vorbereitung dasjenige freie Verhalten zu ihrer gegenwärtigen Ausprägung, das schon jetzt die lebenslängliche Ehe um ihrer selbst willen, als die höchste Form des männlich-weiblichen Zusammenlebens bejaht.

II. Die lebenslängliche Ehe ist eine der größten und schwersten ethischen Aufgaben, indem sie gegenseitige Wahrhaftigkeit, Nachsicht, Geduld, unverbrüchliche Treue, und von jedem Ehegatten für sich: Zartgefühl, Takt, Sanftmut, und in größerem oder geringerem Maße Entsagung fordert. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist um so leichter, je mehr sie begünstigt wird 1. durch ein dafür geeignetes Naturell; 2. durch Gewohnheit solcher Tugenden, die teils im Naturell selber, teils in Übung beruht und diese wiederum in Erziehung und Beispiel; 3. durch klare und deutliche Erkenntnis des hohen Wertes dieser Tugenden für das eigene innere Leben und des Wertes der Institution, d. i. eben der Ehe, für die sie notwendig sind; 4. durch die Kräfte, welche die Ehegatten mit einander verbinden, als a) gegenseitige Zuneigung und Freundschaft, b) die Gewöhnung an einander, wodurch die empfundenen Mängel mit der Zeit erträglicher werden, c) das Gefühl und Bewußtsein der Pflicht. Diese drei verbindenden Elemente werden alle, besonders aber das letzte, verstärkt durch d) Besitz und Genuß gemeinsamer, nicht leicht teilbarer Güter, insbesondere durch Besitz und Genuß einer Nachkommenschaft, auf die sich wiederum Neigung, Gewohnheit und Pflichtgefühl gemeinsam beziehen. Zu diesen innerlich verbindenden Kräften, die allein als moralische Energieen bezeichnet zu werden verdienen, kommen äußerlich verbindende hinzu, die mit jenen mannigfach verschmolzen sind, ja sie sogar oft, wenn sie mangeln oder zerrüttet sind, völlig oder beinahe völlig ersetzen. Es sind a) die Erkenntnis des gegenseitigen oder einseitigen Nutzens — dies wirkt besonders bei den Armen, b) die Furcht vor Schande und vor sog. Skandal — diese wirkt besonders bei den Reichen, in der sog. guten Gesellschaft.

III. Die ethische Aufgabe der Ehe, die nicht mit den moralischen Kräften verwechselt werden muß, ist um so schwerer, je weniger sie durch die ersten und nächsten Momente begünstigt wird, mithin je weniger ein glückliches Naturell, entschiedene und bleibende Neigung, äußere Umstände, insonderheit Besitz von Kindern, die Ehegatten als natürliche Bande zusammenhalten. Für die Erfüllung der gesteigerten Aufgabe ist die Erkenntnis ihrer Beschaffenheit, mithin ihrer Schwierigkeit selber, wenn nicht notwendig, so doch höchst förderlich, indem sie Denken und Wollen anspornt zur Überwindung, und jede Überwindung macht jede folgende leichter. Der ethisch gebildete Mensch gebietet sich selber und gehorcht sich selber. Du kannst, denn du sollst! Du sollst, denn du willst! Die Disziplinierung des eigenen Willens durch diese Folgerungen ist das Merkmal des innerlich Freien.

*) Da es heute mehr als je notwendig ist, auch was sich von selbst versteht, ausdrücklich auszusprechen, so bemerke ich inbezug auf diese am vorletzten Tage der Ethiker-Versammlung zu Eisenach vorgetragenen Thesen: ich habe in diesen nichts Neues, und am wenigsten etwas wissenschaftlich Erschöpfendes über das große Thema mitteilen wollen. Es war mir — von den Vorschlägen am Schlusse abgesehen — nur daran gelegen, wie im Gespräche, einige Behauptungen aufzustellen, die ich im wesentlichen für unanfechtbar halte, ja die man trivial nennen mag. Aber ich glaube wohl daran gethan zu haben, einmal die Aufmerksamkeit derer, die an der ethischen Bewegung teilnehmen, gerade in dieses Feld gewiesen zu haben, auf dem der Zusammenhang moralischer und sozialer Probleme gleichsam handgreiflich ist, und das zugleich das eigentliche Ackerfeld praktischer d. h. auch auf die Politik sich erstreckender Ethik genannt werden darf. F. T.

Diese Freiheit und Herrschaft ist niemandem angeboren. Ihr Erwerb wird aber durch angeborene Anlagen in hohem Grade erleichtert. Es ist sinnlos sie zu fordern von dem, der sie nicht erworben hat. Man kann aber den, der zu lernen wünscht und fähig ist, die Kunst der Selbstbeherrschung lehren, indem man Versuche und Übungen leitet, Regeln überliefert. In diesem Sinne ist die Tugend lehrbar.

IV. Die Ehe wird in gegenwärtiger Zeit und in den Ländern gegenwärtiger Kultur nicht leicht gegen den Willen der in sie Eingehenden geschlossen, regelmäßig vielmehr auf Grund eines gegenseitigen, der Form nach freien Versprechens. Die Beweggründe, die zur Einigung von Mann und Weib führen, sind auf beiden Seiten sehr mannigfach und meist aus verschiedenen Momenten gemischt. Man kann sie in innere und äußere unterscheiden. Unter den inneren Beweggründen ist der stärkste die sog. Liebe, der die natürliche Notwendigkeit gegenseitiger Ergänzung und Verbindung des männlichen und weiblichen Geschlechtes zu Grunde liegt. Dieser Beweggrund ist also teilweise gleich der in These II erwähnten ersten unter den Kräften, wodurch Ehegatten verbunden gehalten werden. In der Ehe wird aber viel öfter dies Motiv durch die mit ihm verwandte, aber menschlich vollkommenere, in Übereinstimmung der Gemüter beruhende, durch lange und nahe Bekanntschaft befestigte Freundschaft verstärkt. Vor der Ehe, und insonderheit vor der thatsächlich zumeist bindenden Verlobung, fehlt allzuoft diese andere Seite der Liebe, die ihre Dauer wahrscheinlicher macht. Je mehr Liebe und Freundschaft zusammenwirken, desto mehr kann Verlöbnis und Ehe in soweit als mit Besonnenheit, dieser spezifischen Eigenschaft des gereiften und kultivierten Menschen, eingegangen betrachtet werden. Die stärkste Wurzel naher Freundschaft ist aber, neben einem vergeistigten Gefallen, oft wiederholte gegenseitige Hilfe. Und gegenseitige Hilfe ist bedingt durch Zusammenleben und Zusammenwirken. Ein solches Zusammenwirken zwischen jungen Männern und Frauen findet thatsächlich fast nur im Spiele statt — der Tanz ist das beliebteste solcher Spiele. Es giebt aber auch ein Zusammenwirken im Ernste, und dies hat tiefere Wirkungen. — Mit den äußeren Beweggründen, die zur Ehe führen, verhält es sich umgekehrt wie mit denen, die eine Ehe zusammenhalten, was ihre Wirkung in den beiden großen Hauptklassen der heutigen Gesellschaft angeht. Die Erkenntnis des gegenseitigen oder einseitigen Nutzens wirkt nämlich als Beweggrund zur Ehe stärker bei den Reichen oder reich werden könnenden; die Furcht vor Schande wirkt als solcher Beweggrund stärker bei den Armen. Jenes Motiv ist aber hier sittlich unreiner als das gleiche oder ähnliche, wenn es die Ehe der Armen zusammenhält; dieses ist sittlich reiner als das gleiche oder ähnliche, wenn es die Ehe der Reichen zusammenhält. Sittlich unreiner bedeutet: weniger mit natürlichen, notwendigen, innerlichen Motiven legiert; sittlich reiner: mehr mit solchen legiert.

V. Es ist vernünftig, sich die ethische Aufgabe, die man anerkennt, nicht vorher wissentlich zu erschweren, da keine Gefahr ist, daß sie jemals zu leicht werde. Dies gilt überhaupt und gilt besonders für die Ehe. Aeußerliche Beweggründe zur Ehe, d. h. zu einer bestimmten Ehe, lassen sehr oft und je mehr sie sittlich unrein sind, darauf schließen, daß eine ethische Aufgabe in der Ehe nicht anerkannt wird. Sie sind daher in doppelter Weise für den Erfolg, d. h. für ein friedliches und freundliches Zusammenleben, gefährlich 1. indem sie das Vorhandensein der nächsten inneren Bindemittel (II 4) unwahrscheinlich machen oder ihre Bildung erschweren; 2. indem sie deren Ergänzung oder gar Ersatz durch Gefühl und Erkenntnis der Pflicht von vornherein ausschließen. Die ethische Aufgabe in der Ehe kennt aber jeder, der an Vernunft Anteil hat; sie anzuerkennen kann jeder durch überzeugende Gründe bewogen werden; wer aber sie anerkennt und dennoch äußeren Beweggründen folgt, erschwert sich wissentlich seine ethische Aufgabe, handelt daher nicht nur unmoralisch, sondern auch unvernünftig in engerem Sinne. Mancher wird durch Erfahrung und Nachdenken zu jener Anerkennung erst dann gelangen, wenn die Aufgabe vor ihm steht. Er wird sie dann um so schwerer empfinden, je weniger er sich vorher sie eingebildet, je weniger also mit dem Gedanken sich vertraut gemacht hat, und je schwerer sie im übrigen ihrer Natur nach ist (III). Eine Art von Versicherung für die Ausbildung von Freundschaft wird heute, wenn auch meistens ohne klaren Gedanken, in der Gleichheit oder doch Nähe des gesellschaftlichen Ranges, daher sehr oft des Vermögens, ferner in Stammesverwandtschaft und in Gleichheit der Religion gesucht. Von diesen Motiven verliert im gegenwärtigen Flusse der sozialen Entwicklung das letzte am meisten, viel weniger das zweite, am wenigsten das erste an Wirkung.

VI. Die Thatsachen der Ehen zeigen die sittlichen Zustände des heutigen Lebens von ihrer schlimmsten Seite. Die Zahl der unglücklichen Ehen und das Maß des Unglücks in der Ehe und durch die Ehe wird selten sichtbar. Die gerichtliche Ehescheidung der Trennung auf Lebenszeit ist noch ein seltenes Ereignis. Es ist gesetzlich an bestimmte Bedingungen, wenn auch sogar in den verschiedenen Rechtsgebieten des deutschen Reiches an verschieden scharfe Bedingungen geknüpft, der kirchliche Einfluß wirkt, wenn auch mit verschiedener Stärke und verschiedenem Erfolge, entgegen, die Häßlichkeit des entscheidenden Schrittes, die Enthüllung von Vorgängen des häuslichen Lebens, die ökonomischen und sozialen Folgen der Scheidung, in weitesten Kreisen die Kosten des Verfahrens selbst werden gefürchtet. Trotz dieser Hemmungen befindet sich die Ehescheidung in raschem Fortschritte. Daneben stehen die Fälle thatsächlich getrennten Lebens, sei es aus beiderseitigem Willen, sei es, daß die Frauen „eheverlassen“ sind, wie der Ausdruck für eine ganze, der Zahl nach bedeutende Kategorie großstädtischer Frauen ausgeprägt worden ist. Die Prostitution nimmt eine immer massenhaftere Ausdehnung, einen immer breiteren Raum im heutigen Leben ein, beeinflußt immer tiefer das tägliche Leben und die oft mit Unrecht noch sogenannte schöne Kunst. Die unehelichen Geburten befinden sich, obgleich der Gebrauch unsittlicher Mittel zu ihrer Verhinderung und die Prostitution selber ihnen entgegenwirkt, in entschiedener Vermehrung in allen Ländern; im deutschen Reiche insonderheit, soweit diese Geburten nicht volkstümlich eheliche sind, — wie in den Gegenden ehemals rechtlich und noch jetzt thatsächlich erschwerter Eheschließung, — sondern eigentlich unechte. Die deutlichste Illustration erfährt dieses ganze Gebiet durch die Zunahme der Kriminalität die für den Verfall der Familie fast in allen Stücken, besonders freilich in den ausdrücklich sogenannten Verbrechen und Vergehen gegen die Sittlichkeit, charakteristisch ist; am meisten durch die jugendliche Kriminalität, worin er sich spiegelt. Im Deutschen Reiche hat die Volkszahl von 1882—1891 um etwa 10% sich vermehrt; in demselben Decennium ist die Zahl der (wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze) Verurteilten von jährlich 329 968 auf 391 064 Personen angewachsen, d. h. um 18,51%, also fast mit doppelter Geschwindigkeit; die Zahl der verurteilten jugendlichen (d. h. zwischen 12 und 18jährigen) Personen von 30 739 auf 42 312, d. h. um 37,32%, also fast mit 4facher Geschwindigkeit. (Man verstehe diese Zahlen so, daß schon unter den Verurteilten desselben Jahres teilweis dieselben Personen mehrmals gezählt werden, als sogenannte Rückfällige.)

VII. Alle diese Erscheinungen zeigen eine Verderbnis der Säfte des sozialen Körpers an, zu dessen Gesundheit die Verbreitung guter und glücklicher Ehen gehört. Sie pflegen gleich anderen, die den Verfall der Sitten bezeichnen, aus der Zunahme des Unglaubens und aus Verminderung der kirchlichen Einflüsse erklärt zu werden. Diese Erklärung wird nicht allein von Praktikern im täglichen Leben, sondern oft von höchst offizieller und autoritativer Seite gegeben. Es wird wohl hinzugefügt, daß auch die Agitation

einer für staatsgefährlich geltenden politischen Partei an der zu Tage tretenden Verrohung der Gemüter erhebliche Schuld trage. — Der wissenschaftliche Wert dieser Erklärungen ist sehr gering. Wenn auch Verfall der Religion und Verfall des Familienlebens auf einander einwirken, so sind sie doch auch in weitem Bereiche unabhängig von einander, und im Wesentlichen parallele Symptome und Wirkungen der gleichen Ursachen, die in den gesamten Zuständen des sozialen Lebens, insbesondere in seinen ökonomischen Grundlagen enthalten sind. Dieselben Thatsachen zeigen sich daher, wo die religiösen Meinungen und Bräuche noch stark, und da, wo sie erheblich abgeschwächt sind, obgleich es wahr ist, daß die religiösen Einflüsse am meisten heilsam gerade in Erhaltung und Pflege des Familienlebens wirksam sind. Eine religiös begründete Ethik ist ohne Zweifel besser als gar keine Ethik. Und — wie auch der englische Philosoph Herbert Spencer seit Jahren betont hat — weil in der That die übernatürlichen Begründungen immer mehr abgelehnt werden, so ist die Säkularisierung der Ethik um so dringender geboten. — Was aber die politische Agitation betrifft, so kann diese Ursache nur von denen für bedeutend gehalten werden, die da meinen, daß der Verfall des Familienlebens und die Verrohung der Gemüter auf die arbeitende Klasse beschränkt sei. In Wahrheit können aber diese Erscheinungen mindestens ebenso stark in der besitzenden Klasse beobachtet werden.

VIII. Die wahren Ursachen sind, wie schon angedeutet wurde, höchst mannigfach und verwickelt. Die Bedingungen des heutigen Lebens sind dem Gedeihen des Familiengeistes und der Familiensitte ungünstig. Dies gilt von der gesamten Entfaltung der großstädtischen und freien, unseßhaften Lebensweise, worin die Einflüsse des engsten Kreises sich nicht genügend gegen diejenigen einer ungeheuren Umgebung behaupten können. Die besonderen Ursachen, die mit einer kommerziellen und industriellen Zivilisation notwendig gegeben sind, machen sich in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft verschieden geltend und treten in den Großstädten nur besonders ausgeprägt hervor. Dahin gehören: 1. die Trennung von Arbeits- und Wohnstätte, besonders verhängnisvoll, wenn sie Frauen der häuslichen Thätigkeit entführt und entfremdet, und umsomehr bei oft überlanger Arbeitszeit, bei dem Mangel an Sonntagsruhe und an Feiertagen; 2. die räumliche Beschränkung der Wohnstätte und der hohe Preis, folglich der große Teil des Einkommens, den selbst die räumlich so beschränkte Wohnung in Anspruch nimmt; infolgedessen: 3. das zunehmende Bedürfnis nach Ersatz des häuslichen Lebens durch Vergnügung außerhalb des Hauses, also nach dem Wirtshause; 4. der häufige Wechsel der Wohnung, ebenfalls als Folge der mangelhaften Beschaffenheit und stetig gesteigerten Preise; 5. die Heimatlosigkeit überhaupt, der beständige Verkehr mit äußerlich und noch mehr innerlich Fremden, folglich der Mangel jener Förderung, die in einfachen Verhältnissen, neben manchen Störungen, die Eintracht der Familie durch Verwandtschaft und Nachbarschaft erfährt; eine Isoliertheit und Hilflosigkeit, die besonders in eigentlicher Not, in Zeiten der Arbeitslosigkeit (die immer mehr chronisch wird in großen wie in kleinen Städten) und in Zufällen von Krankheit, wie überhaupt bei den körperlich und geistig Schwachen sich geltend macht. Zu diesen Ursachen, die den Verfall des Familienlebens und teilweise gerade dadurch das traurige Los der großen Menge eines proletarisierten Volkes begründen, kommen hinzu das völlig familienlose Leben von Jünglingen und Mädchen, die in ungereiftem Lebensalter völlig auf sich selber, auf ihre moralischen und intellektuellen Eigenschaften angewiesen sind. Die Unstätheit und Verlassenheit, die schon innerhalb der Familien auftreten, wirken außerhalb ihrer nur in erhöhtem Grade. Den weiblichen Teil trifft auch die allgemeine Ursache schlechter Lebenslage — niedriger Arbeitslohn — in notorischer und verderblicher Schwere. Gegen diese mächtigen ökonomisch-sozialen Ursachen, deren Gewicht unmittelbar in Prostitution und jeder Art der Verlumpung zu Tage tritt, wird auch der beste Moral-Unterricht so gut wie nichts vermögen. Es wird ein solcher vielleicht nur noch öfter als es jetzt schon der Fall, die Wahrheit des Bekenntnisses hervorlocken:

Video meliora proboque
Deteriora sequor —

„Ich erkenne wohl den besseren Weg und billige ihn auch, und doch muß ich den schlechteren Weg gehen" — weil das Gemüt mächtiger ist als das Wissen und Denken, und weil die Verhältnisse des Lebens das Gemüt bestimmen.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

Zur Schächtfrage. Der Redaktion liegt eine Sammlung von einigen vierzig „Gutachten über das jüdisch-rituelle Schlachten" vor, welche sämtlich dem in Nr. 35, S. 279 d. Bl. abgedruckten Gutachten entgegengesetzt sind. Eines dieser Urteile, vom Medizinalrat Dr. Dammann, Professor und Direktor der Königlichen Tierarzeneischule in Hannover, lautet: „Die Behauptung, daß das Schächten eine Tierquälerei sei, ist nicht berechtigt; im Gegenteil ist dasselbe auch vom Standpunkte der Humanität aus eine durchaus empfehlenswerte Schlachtmethode; ebensowenig kann der vorbereitende Akt bei richtiger Ausführung als ein tierquälerischer bezeichnet werden."

Dein Friede sei nicht im Munde der Menschen.

Thomas a Kempis.

Wir halten dafür, daß das Beste in der Welt der gute Charakter ist.

W. M. Salter.

Zur Abwehr und Verständigung.

In Nr. 33 der Wochenschrift „Die Gegenwart" vom 19. August d. J. hat Caliban (S. 124 ff.) einen Aufsatz veröffentlicht, der sich außer mit den „Dummheiten", die von der „großen Politik" und den „großen Staatsmännern" gemacht werden, d. i. den sog. „offiziellen und allgemein verbindlichen" Dummheiten, auch noch mit der „Sommerversammlungsmeierei" und ähnlichen Scherzen beschäftigt. Ich lese Calibans — Apostata successor — Auslassungen von Zeit zu Zeit mit Interesse und glaubte auch diesmal aus seinen scheinbar ungesichteten Worten einige Goldkörner über die ethische Bewegung hervorholen zu können. Ich war keineswegs böse darüber, den Sozialistenkongreß in Zürich und die Eisenacher Zusammenkunft zur Förderung und Ausbreitung der ethischen Bewegung als „zwei große, neu errichtete Redeindustrieen" dem Leser mundgerecht gemacht zu sehen. Seit dem Erscheinen des „epochalen" Werkes „Rembrandt als Erzieher" will der Gebildete die einfachsten Begriffe mit abstrusen Lauten umschrieben und nackte Thatsachen in einem „Klingklang schöner Worte, in neu vergoldeten Gemeinplätzen" einherrauschen haben. Auch mir gefällt nach des Tages Last und Hitze oft ein bischen Plauderei, und da geistreich sein erfahrungsmäßig leicht auf Kosten Dritter — Abwesender — geübt wird, so muß man kleine Verstöße gegen die strenge Wahrheit selbst gegen seine bessere Neigung mit in den Kauf nehmen. Für Caliban war, als er zur Unterhaltung der Leser in „Die Gegenwart" plauderte, die Frau Lina Morgenstern oder richtiger: die ganze Gesellschaft für ethische Kultur die dritte, abwesende Person, der die Kosten der Unterhaltung zur Last fielen. Caliban hat hinter dem Rücken der Betroffenen nun aber doch mehr erzählt, als er vor seinem eigenen Gewissen verantworten kann, und — eigentlich ist an seinen thatsächlichen Behauptungen über die Eisenacher Zusammenkunft nichts richtig. Ich weiß nicht, woher Caliban den Stoff für seine Plauderei bezogen hat: ich vermute, aus schiefen Zeitungsberichten. Denn wenn er selbst den Versammlungen in Eisenach beigewohnt hätte, würde er die Unterschiebung nicht wagen, daß man daselbst „den Krebsschaden des sozialen Lebens in der Trennung unserer Schulkinder nach Ständen erblickt" habe u. s. w. oder: daß nach Meinung der Ethiker „die Erziehung" gegen das „Hungern und Frieren" schütze und den „Pöbel ethisieren" könne und dergl. Darin hat er Recht: „Es sündigt unsühnbar wider den heiligen Geist der Zeit, wer uns einzureden versucht, zuvörderst müßten Gemüt und Seele des Einzelmenschen, dann seine Einkünfte und Ernährungsverhältnisse aufgebessert werden ..." Wenn die D. G. E. K. solches

predigte, würde ich das ebenso scharf bekämpfen wie Caliban. Aber wo hat denn jemals die ethische Gesellschaft diesen Standpunkt eingenommen? Caliban hat die Verhandlungen der D. G. E. K. überhaupt nur bis zum dritten oder vierten Verhandlungstage und auch nur so obenhin verfolgt. Ich schließe dies daraus, daß der Vortrag des Herrn Dr. Reich über „Die Kunst und das Volk" in der Causerie nicht erwähnt und mein Vortrag geradezu als ausgefallen bezeichnet ist, obgleich er am 12. August d. J. (eine Woche vor der Datierung der betr. Nummer der „Gegenwart") noch gehalten wurde.

Scheinbar Recht hat Caliban ferner mit seinem Satze: „daß die ethische Bewegung so verhältnismäßig überaus langsame Fortschritte macht und absolut nicht ins Volk eindringt" u. s. w. Allein dies liegt nicht — wie Caliban sagt — in der Unzulänglichkeit des Wirkens und der Mittel, sondern in der geistigen Trägheit, in der geistigen Verödung gerade der besitzenden Klassen, gegen die wir vorzugsweise zu Felde ziehen. Leider scheinen die Ansprüche an den Wert des geistigen Beschäftigungsstoffes speziell „nach oben hin" ganz im Verhältnis zur Zunahme von Macht und Reichtum zu schwinden, während sie in den unteren Massen steigen. Die Inhaltsleere des Gedankenaustausches der sogenannten „besseren" und „höchsten Stände" ist geradezu bejammernswert, und der Hofmarschall von Kalb des seligen Schiller hat Enkel und Urenkel hinterlassen, die das Amt ihres Ahnen und ähnliche Stellen mit gleichem Intellekt bekleiden, Nachkommen, die sogar die eigene Muttersprache nicht mit gesunden Stimmmitteln auszusprechen vermögen. Wie könnte sonst der „Jargon" so komische Figuren liefern? Es wäre sonach gewiß kein Vorwurf, wenn die D. E. G. K. „eine Gründung wohlhabender Gebildeter für wohlhabende Auchgebildete" darstellte, um erst mal die Eingebildeten zu ethisieren. Im obern Stockwerk des Hauses kehren thut auch not.

Caliban hatte den Wunsch, die Eisenacher Tage zum Gegenstande abfälliger Bemerkungen zu machen, schon ehe der Kongreß sich versammelte. Er mochte dazu Anlaß zu haben glauben. Und so schrieb er seinen Artikel, ohne den Verlauf der Zusammenkunft abzuwarten. Vielleicht, wenn er sich selbst aufs Gewissen fragt, muß er das Bekenntnis ablegen, daß er sich um die Bestrebungen der Gesellschaft mit dem „unglücklichen Namen" (mit dieser Kritik der Bezeichnung hat Caliban auch nicht so ganz Unrecht) noch zu wenig gekümmert hat, um sie überhaupt zu kennen. Wenn er sie sich erst angeeignet hat, so wird er finden, daß die Gesellschaft in der That „die berechtigten Forderungen der Schwachen zu den ihrigen macht und nicht sowohl darauf sieht, wie man dem Proletarierkinde am besten die Unsinnigkeit der biblischen Schöpfungsgeschichte beibringen, sondern wie man seinem Vater eine auskömmliche Existenz verschaffen kann." Daß dies mit aller Deutlichkeit bereits auf dem Eisenacher Kongresse wieder und wieder ausgesprochen und gebilligt ist, konnte Caliban allerdings nicht wissen; denn er war weder zugegen, noch wartete er mit seinem Schreiben, bis der Kongreß vorbei war. Erst kennen lernen und dann urteilen, dürfte übrigens auch eine billige Forderung der Ethik sein.

Man kann Ethiker sein und doch Caliban bleiben. Hierin wird er mir Recht geben, und gewiß auch darin, daß man nicht auf der einen Seite die christliche Pflicht zu einer gründlichen Besserung unserer sozialen Übel im Munde führen und auf der anderen Seite den Proletarier thatkräftig auf die paradiesischen Wonnen des Himmelreichs vertrösten darf. Wenn daher die D. G. E. K. aus ihrem „Herzensbedürfnis" heraus „die Unsinnigkeit der biblischen Schöpfungsgeschichte" darlegt, so bedeutet dies keineswegs den Kern der ethischen Bewegung; es ist nur „das Andere", was man nicht unterläßt, während man „das Eine" mit aller Energie ebenfalls zu thun gewillt ist und nach seinen besten Kräften thut. Möge Caliban somit sich entschließen, „die Genossenschaft geistig hervorragender Männer, an deren redlicher Gesinnung niemand zweifeln darf", in der gegenwärtigen „Gährungsperiode" zu stärken. Er ist willkommen.

Die Ironie des Zufalls wollte es, daß in derselben No. der Gegenwart, in welcher Caliban die D. G. E. K. von S. 124 ab herunterputzt, auf S. 117 ff. ein Artikel von Herrn Ludwig Jacobowski über „Die Eidesnot" zu lesen ist, in dem mit einleuchtenden Gründen dargelegt wird, daß gegen Meineid lediglich die Ethisierung helfen kann. „Man vertieft die ethische Gewalt des Eides nicht, wenn man ihn religiös umkleidet, wohl aber erweitert man seine zwingende Kraft, wenn man die Charaktere der Menschen bildet, d. h. sie ethisch erzieht!"

Ganz meine Meinung und vermutlich auch die von Herrn Caliban.

Ahlbeck, den 6. September 1893. Ernst Harmening.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Die Generalversammlung der Abteilung Berlin fand am Freitag, den 8. September, statt. Es handelte sich vornehmlich um die Wahl der Bevollmächtigten zu dem Gesellschaftstage in Frankfurt a. M. Die Gesamtzahl der Bevollmächtigten beträgt 23; davon entsenden die einzelnen Abteilungen 16 (für je hundert Mitglieder je einen Delegirten), Berlin allein 10. Der Hauptvorstand wählte die Herren: Geheimrat Foerster (Berlin), Prof. Jodl (Prag), Bildhauer Rheinhold (Berlin), Geheimrat Kristeller (Berlin), Prof. Cohen (Marburg), Prof. Tönnies (Kiel) und Prof. Ziegler (Straßburg). Von der Abteilung Berlin wurden auf Grund einer von dem Vorstande eingebrachten Vorschlagsliste die folgenden Personen gewählt: Herr Rechtsanwalt Dr. Bieber (Berlin), Hr. Wilhelm Bölsche (Berlin), Hr. Direktor Prof. Dr. Döring (Berlin), Hr. Rechtsanwalt Gerhard (Berlin), Frau Prof. von Gizycki (Berlin), Hr. Schriftsetzer Groß (Berlin), Hr. Sanitätsrat Dr. Koch (Berlin), Hr. Gustav Maier (Ermatingen), Hr. Prof. Dr. Bruno Meyer (Berlin), Frau Sanitätsrat Schwerin (Berlin).

In dem Gesellschaftstage (vom 11.—14. Oktober) werden vorzugsweise geschäftliche Dinge verhandelt werden. Deshalb wird derselbe der größeren Öffentlichkeit nicht zugänglich sein; dagegen ist in Aussicht genommen, ihn mit einer großen öffentlichen Vortragsversammlung zu schließen. Die Tagesordnung sowie eine Zusammenfassung der wesentlichen Anträge für den Gesellschaftstag wird den Mitgliedern noch mitgeteilt werden.

Nach der Wahl machte der Vorsitzende, Herr Geheimrat Förster, die Mitteilung, daß sich der Zweig München inzwischen zu einer Abteilung entwickelt habe. Als die praktischen Wirkungen des Eisenacher Kongresses habe man die erfreuliche Thatsache anzusehen, daß die D. G. E. K. nunmehr auch mit dem Auslande mehr Fühlung bekommen habe; auf Grund der dort vorgelegten Entwürfe über den ethischen Bund und die „Akademie für ethische Kultur" werde man nach den Frankfurter Beschlüssen weiter organisatorisch vorgehen. Für das geplante ethische Lehrbuch soll nunmehr, nachdem bereits Geldmittel in Höhe von 3200 M. gesammelt sind, ein Preisausschreiben veranstaltet werden.

Sämtliche Versammlungen der D. G. E. K. werden fortan im Langenbeckhause, Ziegelstraße 7—9, stattfinden, woselbst sich vom 1. Oktober ab auch das Büreau, das Lesezimmer und die Auskunftsstelle befinden werden. Die in Eisenach gehaltenen Vorträge werden demnächst im Druck erscheinen. Um den Mitgliedern den Ankauf dieses Werkes zu billigerem Preise als im Buchhandel zu ermöglichen, ist eine Subskription eröffnet worden, mit der Maßgabe, daß den ersten 250 Subskribenten das Werk zu dem ermäßigten Preise von etwa 4 Mark wird abgegeben werden, während der Preis im Buchhandel sich bedeutend höher stellen wird. Bisher haben sich gegen 120 Subskribenten in die Liste eingezeichnet. Weitere Meldungen nimmt entgegen das Büreau der Gesellschaft (bis 1. Oktober Zimmerstr. 16/17) und Frau Paula Ebel, Berlin W., Kleiststr. 5.

Zum Schluß machte der Vorsitzende die Mitteilung, daß der bisherige Schriftführer Herr Dr. Martin Keibel leider durch andauernde Krankheit sich genötigt gesehen habe, sein Amt niederzulegen. Mit dem innigsten Dank für seine regsame Thätigkeit verband die Versammlung die besten Wünsche für seine baldige Genesung.

Abteilung Frankfurt a. M.

Die Abteilung hielt am 28. August ihren Abteilungstag ab. Der Vorsitzende, Herr Dr. Arthur Pfungst, begrüßte die zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste und erstattete über den ethischen Kongreß in Eisenach einen allgemein gehaltenen Bericht. Er richtete an die Anwesenden die Aufforderung, auf ein demnächst erscheinendes Werk über die Verhandlungen des Eisenacher Kongresses zu subscribieren, und es wurden sogleich etwa zwanzig Exemplare bestellt. Nach ihm ergriff Herr Pfarrer Saenger das Wort, um über wichtige Einzelheiten der Eisenacher Zusammenkunft zu referieren. Alsdann wurde die Wahl des Delegierten für den am 12. Oktober cr. in Frankfurt a. M. stattfindenden Gesellschaftstag vorgenommen und Herr Dr. Pfungst zum Bevollmächtigten, Herr Pfarrer Saenger zu dessen Stellvertreter gewählt. Eine ausgedehnte Debatte knüpfte sich an die verschiedenen Anträge des Vorstandes behufs Änderung des § 15 der Statuten. Nach den zur Zeit geltenden Bestimmungen ist die Hälfte aller Mitgliederbeiträge an die Zentralleitung abzuführen. Nun war der Vorstand bereits früher beauftragt worden, dem Abteilungstage Änderungsvorschläge zu unterbreiten. Besonders sollte womöglich die Einführung einer Kopfsteuer ins Auge gefaßt werden. Der Vorsitzende hatte seinen Aufenthalt in Eisenach dazu benutzt, um sich wegen dieser Frage mit Mitgliedern des Hauptvorstandes und den Vorsitzenden einiger anderer Abteilungen ins Einvernehmen zu setzen. Die in Eisenach gehörten Ansichten veranlaßten den Vorsitzenden dazu, der Abteilung den Vorschlag zu unterbreiten, daß zukünftig die Hälfte von allen Beiträgen über 10 Mark, dagegen $\frac{1}{3}$ von allen Beiträgen unter 10 Mark an die Zentralleitung abgeführt werden solle. Nach einer eingehenden, auf statistisches Material gestützten, Darlegung des Kassierers, Herrn Carl Peters, wurde zur Abstimmung geschritten und der Antrag des Vorsitzenden abgelehnt, — dagegen ein anderer Antrag aus der Mitte der Versammlung angenommen, der die Zahlung einer gleichmäßigen Leistung von 1,50 Mark per Mitglied an die Zentralleitung erstrebt. Nachdem noch eine Kommission zur Beratung der von der Abteilung Berlin gestellten Anträge betr. Statutenänderung gebildet worden war, schloß der Vorsitzende die Versammlung, die aufs Neue den Beweis geliefert hat, welch' hohes Interesse die Bestrebungen der D. G. E. K. auch in Frankfurt a. M. finden.

Anzeigen.

Die

Volksschrift „Einiges Christenthum"

vierteljährlich herausgegeben von Lehmann-Hohenberg, Universitätsprofessor in Kiel, unterstützt die Bestrebungen M. von Egidy's, grunddeutsche Einrichtungen in unserem Vaterlande zu schaffen und den Frieden mit allen Kulturvölkern zu sichern.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 2 M., Einzelheft 0,50 M.

Abonnements

durch jede Buchhandlung und Postanstalt (Zeitungsliste Nr. 1953) sowie direct bei dem unterzeichneten Verlage.

Verlag der Volksschrift „Einiges Christenthum"
Kiel, Falckstraße 9.

Neu! Hectographen-Papier. Neu!

Einfachstes und billigstes Vervielfältigungsverfahren. **Kein Abwaschen mehr! Ein Original liefert 100 gute Copien** in schwarzer, rother, violetter oder grüner Farbe.
Prospecte und Schriftproben versendet gratis und franco die Fabrik von
AUGUST RADICKE, BERLIN, Gneisenaustr. 61.

Soeben erscheint:

9000 Abbildungen. — 16 Bände geb. à 10 M. oder 256 Hefte à 50 Pf. — **16000 Seiten Text.**

Brockhaus' Konversations-Lexikon.
14. Auflage.

600 Tafeln. 300 Karten.
120 Chromotafeln und 480 Tafeln in Schwarzdruck.

Lanolin-Toilette-Cream-Lanolin
der Lanolinfabrik, Martinikenfelde bei Berlin
Vorzüglich zur Pflege der Haut.
Vorzüglich zur Reinhaltung und Bedeckung wunder Hautstellen und Wunden.
Vorzüglich zur Erhaltung guter Haut, besonders bei kleinen Kindern.
Lanolin — Nur echt wenn mit dieser Schutzmarke.
Zu haben in Zinntuben à 40 Pf. in Blechdosen à 20 und 10 Pf. in den meisten Apotheken und Drogerien.
General-Depôt: Richard Horsch, Berlin N.W. 21

Zwei junge Mädchen finden Pension in einer Beamtenfamilie Alexanderstraße 36 IV.



Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

In unserem Verlage erschien:

Alldeutschland
in Wort und Bild.
Eine malerische Schilderung der deutschen Heimat von
August Trinius.

Zweiter Band.
Vogesen. Spessart. Odenwald. Eifelgebirge. Bayerisches Oberland. Taunus. Wilhelmshöhe. Schwarzwald.
Mit 65 Illustrationen.
448 Seiten. gr. 8°.
Preis broschiert 5,40 Mark, in elegantem Leinenband mit reicher Gold- und Farbenpressung 7 Mark.

Das ganze Werk umfaßt 3 Bände und wird bis zum Herbst 1896 vollständig vorliegen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Ernst Conrad O. Sachse.
Berlin S. 42.
50 Oranienstrasse 50.
Special-Geschäft für
Amateur-Photographie.
Eigene Kunst-Tischlerei und mechanische Werkstatt.

Specialität:
Vollständige Ausrüstungen jeder Preislage.

Specialität:
Sachse's lichtstarkes Universal-Aplanat.
Bildgrösse 9:12 13:18 18:24 cm
Mk. 25 35 60.
Wird auch in ausserordentlich leichter Aluminiumfassung und mit Irisblenden geliefert.

Illustrirte Preisliste unberechnet u. postfrei.

Telegr.-Adr.: „Ecos". — Fernsprech-Anschluss: Amt IV. 3099.

Vortheilhafteste Bezugsquelle für Wiederverkäufer.

The Mutual
Lebensversicherungs-Gesellschaft von New-York.
Gegründet 1843.
Carl Freiherr von Gablenz,
Director und General-Bevollmächtigter,
Berlin W., Markgrafenstraße 52, im Gesellschaftsgebäude.
Vermögensbestand am 1. Januar 1893 rund 735 Millionen Mark.
Reiner Ueberschuß „ „ „ „ 63 „ „
Versicherungen zu den coulantesten Bedingungen.
Niedrige Prämien und hohe Dividenden. — Leibrenten besonders zu empfehlen. — Policen sind nach 2 Jahren unanfechtbar und nach 3 Jahren unverfallbar.
Auskunft und Prospecte bei den Vertretern der Gesellschaft und im Hauptbureau Markgrafenstraße 52.

Flügel. Gegr. 1853. Harmoniumlager.

Reparatur-Werkstätten. Stimmer jeder Zeit hier und ausserhalb.

Pianofortefabrik W. Gutzeit
Anerkannt beste Fabrikate.
Hauptmagazin: Friedrichstr. 4, Kochstr. 63.

Pianinos. Gegr. 1853. Harmoniumlager.



Pianoforte-Fabrik,
Stuttgart, Neckarstrasse 14 u. 16.
Stamm-Firma gegr. 1781.
SCHIEDMAYER & SOEHNE.
Hoflieferanten S.M. des Königs von Württemberg und S.M. des Königs von Rumänien.
Aelteste Firma.
16 erste Medaillen, 6 Ehrendiplome.
Alleiniger Vertreter:
Paul Koeppen,
Berlin SW. 48., Friedrichstr. 235.
Teleph. Amt VI. Nr. 3327. Chamisso-Haus.



Sicherheits-Kinderstühle.
Klapp- und Lauf-stühle. Kinder-tische, Sessel etc.
Adolf Kobs,
Berlin NW., Luisenstr. 31.



Illustrierte Preislisten gratis und franko.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. —
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 23. September 1893.	Nr. 39.

Einiges Christentum und Ethische Kultur.

Von Professor Fr. Jodl in Prag.

Man darf es wohl als den wichtigsten Gewinn der Eisenacher Zusammenkunft bezeichnen, daß dort an der Hand der gehaltenen Vorträge eine freie Verständigung über die Ziele und Aufgaben der D. G. E. K. stattfinden konnte und eine ausgleichende Berührung der verschiedenen Meinungen innerhalb wie außerhalb der Gesellschaft sich im Laufe der Diskussion gewissermaßen von selbst ergab. Um so bedauerlicher ist es, daß eine den Bestrebungen der Ethischen Kultur nahe verwandte Richtung, welcher man Ernst und Einfluß nicht absprechen kann, auf dem Kongresse unvertreten war und in keiner anderen Weise als in der Form einer kritisierenden Zuschrift zu Wort zu kommen suchte.*) Ich spreche von derjenigen Richtung, welche durch die Personen der Herren M. v. Egidy und Lehmann-Hohenberg als Führer und die von ihnen herausgegebene Volksschrift „Einiges Christentum", bezeichnet wird. Vielleicht heißt es nicht fehlgehen, wenn man der oben erwähnten Zuschrift des Herrn Professor Lehmann an die Leitung des Eisenacher Kongresses die inneren Gründe für die Zurückhaltung der Vertreter des „Einigen Christentums" entnimmt und sich ihrer bedient, um dasjenige in volles Licht zu rücken, was die Vertreter des „Einigen Christentums" offenbar als eine entscheidende Differenz zwischen ihren Bestrebungen und der ethischen Bewegung ansehen. Ich glaube überdies nur einem Wunsche des geehrten Herausgebers des „Einigen Christentums" selbst zu entsprechen, welcher seine Bedenken der Eisenacher Versammlung zur Erwägung unterbreitet wissen wollte, wenn ich in diesen Blättern eine Diskussion aufnehme, welche zu Eisenach leider versäumt werden mußte. Zu dem Inhalt jener Zuschrift aber bietet das ziemlich gleichzeitig erschienene vierte Heft des „Einigen Christentums", welches sich eingehender mit der ethischen Bewegung beschäftigt, wertvolle Ergänzungen, und nicht minder möchte ich die Leser d. Bl. an die beiden Aufsätze über und von Herrn v. Egidy in Nr. 19 und 21 als eng zur Sache gehörig erinnern.

Der Punkt nun, welcher an allen hier angeführten Stellen als der wesentliche Mangel, als die Unvollkommenheit der ethischen Bewegung gegenüber dem „Einigen Christentum" hervorgehoben wird, ist ihr indifferentes Verhalten zur Religion. Wir übersehen, „daß die Vernunft uns wohl abstrakte Begriffe finden läßt, daß aber eine Ethik ohne Religion eine Blüte ohne Wurzel sein, daß dem Geist der Körper fehlen würde". Dies sind Behauptungen, welche aus der Polemik der Kirchen gegen die Möglichkeit einer rein humanen Ethik

*) Anmerkung der Redaktion. Die Zuschrift, welche Herr Prof. Jodl im Auge hat, ist ein Brief des Herrn Prof. Lehmann-Hohenberg an den Vorsitzenden der D. G. E. K., Herrn Geheimrat Foerster. Wir bringen diesen Brief hier zum Abdruck:

Kiel, den 27. Juli 1893.

Hochverehrter Herr Geheimrat!

Als Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur bitte ich auf der Versammlung in Eisenach, welcher beizuwohnen ich leider verhindert bin, folgendes in Erwägung zu ziehen.

Die Vorstandsmitglieder der D. G. f. E. K. klammern sich nach meinem Empfinden an eine wissenschaftlich nicht einmal richtige Definition der Ethik. Was die offizielle Philosophie darunter versteht, ist unzulänglich, weil kein Mensch nur nach ethischen Überlegungen handeln, niemals im Augenblicke der That alle Beziehungen überschauen kann, sondern aus ererbter oder angelernter Gewissenhaftigkeit mehr oder weniger richtig handelt. Gewissenhaftigkeit aber ist im wahrsten Sinne Religiosität oder Religion. Die Mitglieder der D. G. f. E. K. können deshalb ebensowenig unabhängig von jeder Religion vorgehen, wie sie es auch nicht vermeiden können sich in politischen Fragen zu bethätigen. Wohl müssen sie unabhängig von jeder Konfession und fern von jeder Einmischung in die äußere Staatspolitik unter der vorhandenen Regierungsform wirken, sie sollten aber fußen auf den im Volke lebenden Vorstellungen und Empfindungen, diese läutern und klären, anstatt durch Einfügung neuer Begriffe und unter Ausschluß der bereits vorhandenen sich vom Volke abzuschließen. Die Gegenwart verlangt von einer ethischen Gesellschaft die Mitarbeit an der Lösung der sozialen Frage, und deshalb darf die Thätigkeit der Gesellschaft nicht eine akademische, sondern muß eine praktische sein; die Gesellschaft geht aber nicht den richtigen Weg und erzielt nicht den Nutzen, welchen sie bringen könnte, wenn sie nicht anknüpft an den vom Volke verstandenen Begriff der Religiosität.

Es wird damit nicht viel erreicht, daß die akademisch Gebildeten sich zusammenthun und neue Formeln aufstellen; wir müssen vielmehr uns auf den Ideenkreis der großen Massen stützen und deren Sprache soweit thunlich sprechen, wenn wir der Gesamtheit nützen wollen. Es nützt dem Kinde nichts, in Kantische Ideen von Raum und Zeit eingeführt zu werden, es soll zunächst korrekt sich bewegen, seine Sinnesorgane gebrauchen lernen, ohne den anatomischen Bau derselben wie ein Universitätsprofessor zu verstehen.

Ich halte es für eine ethische Pflicht der Gesellschaft, unbeschadet des wissenschaftlichen Weiterbaues in der Terminologie der Ethik besondere Eigenwünsche zurücktreten zu lassen und im Interesse der Gesamtheit die Religiosität als die Grundlage der Gesellschaft zu betonen, weil sie anderenfalls nicht nur die Menge irreführt, sondern auch durch unrichtiges Vorgehen das Gegenteil von dem erreicht, was sie erstrebt.

So vollkommen ich die Ziele der Gesellschaft billige, so kann ich doch nicht die von mir als falsch erkannten Wege mitgehen. Ich will weder auf das Apostolikum der Kirche noch auf die Definitionen der Philosophie über Ethik schwören müssen, und weiß mich darin mit zahlreichen freidenkenden Männern und Frauen in Übereinstimmung, daß wir den Begriff der Religiosität nicht beiseite schieben können.

Mit herzlichem Glückauf für die Verhandlungen in Eisenach und unter Beifügung einiger neuerer Druckschriften verbleibe ich

in vorzüglichster Hochachtung

Ihr aufrichtig ergebener

Lehmann-Hohenberg.

und insbesondere ihre Verwirklichung im praktischen Leben, wohl bekannt sind. Sie sind nicht verwunderlich im Munde der Vertreter von Glaubenslehren, welche für diese den Charakter göttlicher Offenbarungen und für das sittliche Werden des Menschen die Mithilfe unmittelbarer göttlicher Veranstaltungen, der Erlösung und der Gnadenwirkungen, behaupten. Würden sie doch diese göttliche Wirksamkeit in ihrem Werte herabsetzen, wenn sie die Möglichkeit einer echten sittlichen Entwickelung unabhängig von ihnen zugeben wollten!

Allein dies ist nicht der Boden, auf welchem die Vertreter des „Einigen Christentums“ stehen. Das „Einige Christentum“ hat das historische Christentum von sich abgestreift. Wer nicht nur die Trinität und die Erbsünde bekämpft, sondern auch die Vergebung der Sünden, wer den Zentralbegriff der Gnade mit der Erklärung beseitigt, „wie die Liebe den Begriff Gerechtigkeit in sich einschließe, so schließe sie den Gnadenbegriff aus“, und den Menschen mit seinem Thun ganz allein an sich selber verweist; wer die Auferstehung des Fleisches bekämpft und über das ewige Leben sich ausschweigt, weil er ausschließlich das Reich Gottes auf Erden betont, welches ihm nichts weiter bedeutet als die große geistige Gemeinschaft aller Guten der ganzen gesitteten Welt; wer endlich in Bezug auf das älteste evangelische Christentum erklärt, es lasse sich schwer beurteilen, wie viele von den angeblichen Herrenworten des Neuen Testaments echt seien, und man dürfe nur das, was Jesus wirklich lehrte, als Wahrheit hinnehmen; wer damit auch diesen Urquell des historischen Christentums, die Synoptiker, (denn die paulinische Theologie ist ja mit dem Obigen schon abgethan) dem doppelten Scheidewasser der historischen Kritik und der praktischen Vernunft unterwirft — denn womit anders soll ausgemacht werden, was Jesus wirklich gelehrt habe, was von seinen Lehren für uns wahr sein könne: — wer sich so tief mit dem kritischen Geiste eingelassen hat, der hat kein Recht mehr, sich einen Christen und seine Lehren, sie mögen sein was immer, noch Christentum zu nennen. Denn daß auch er die Bibel liest und aus dem merkwürdigen Buche, in welchem neben soviel unheilvollem Wahne auch viele der tiefsten Erfahrungen des menschlichen Gemüts niedergelegt sind, sich dasjenige entnimmt, was er seinen Gedanken und Bedürfnissen angemessen findet, mit dem überlieferten Lehrstoffe frei nach den eigenen Ueberzeugungen schaltend — dieser völlig lose Zusammenhang kann ihm doch keinen Anspruch auf den Christennamen gewähren. Wer würde den einen Aristoteliker oder einen Kantianer nennen, der diese Systeme in Bausch und Bogen verwirft und nur da und dort einen Satz als giltige Wahrheit sich aneignet? Wer wird darum Jude heißen wollen, weil er in den Büchern des Jesus Sirach und der Weisheit Salomonis ebenso reiche Schätze sittlicher Einsicht zu finden glaubt, als im Neuen Testament? Als Luther einstens der römischen Kirche sich entgegenstellte, da geschah es, weil er hinter dem Wuste der scholastischen Dogmatik und der halbheidnischen Tradition das echte, wahre Christentum der Bibel entdeckt zu haben glaubte. Das Gotteswort der Schrift stellte er der Papstkirche und ihren Menschensatzungen gegenüber. Nicht die Kirche, nicht Petrus, sondern Christus, der eingeborene Gottessohn, war ihm der Fels, auf welchem er seine Gemeine der Heiligen aufzubauen gedachte. Mochten die Gegner über den Antichristen zetern — er hatte das Recht, sich einen Christusgläubigen zu nennen; denn wenn er auch die Kontinuität des mittelalterlichen Kirchentums durchbrochen hatte, so knüpfte er doch da wenigstens an, wo Paulus und Augustinus das Christentum gelassen hatten. Ganz anders für denjenigen, welcher mit soviel Nachdruck zu verstehen giebt, der „papierne Papst“ der Lutheraner sei für ihn ebenso bedeutungslos geworden, wie für Luther der Schlüsselträger zu Rom, — dem Jesus von Nazareth nicht mehr der „Christos“ ist, der Gesalbte des Herrn, der Sohn Gottes, sondern nur einer unter den Lehrern der Menschheit, der verehrungswürdigste vielleicht, der durch unsere historische Entwickelung uns zunächst stehende, aber „von dem wir wenig wissen, was nicht durch Mythen verdunkelt wäre“ und der strengsten kritischen Prüfung unterworfen werden müßte.

Wenn dies die Stellung des „Einigen Christentums“ zum Christentum ist — und nach dem Wortlaute so vieler Aeußerungen Egidy's ist daran nicht zu zweifeln — so ist dies „Einige Christentum“ eine der wunderlichsten Selbst-Ironisierungen. „Einig“ ist dies Christentum sicherlich nicht mit der übergroßen Mehrzahl derer, welche sich Christen nennen und christliche Überzeugungen im Herzen tragen; und „einig“ ist es sicherlich nicht mit sich selber über den Inbegriff dessen, was ihm als Christentum gilt, da sich ihm eben die dogmatische, die ethische und selbst die historische Grundlage des Christentums unter der Hand verflüchtigt.

Freilich scheint Herr v. Egidy und sein Anhang im Grunde genommen selbst auf diese Etiquette des Christentums wenig Wert zu legen. Denn er erklärt (Eth. K. S. 164), es sei Ziel seiner Bestrebungen, möglichst Viele verstehen zu lehren, daß auch der Begriff Christentum im Begriff Religion aufgehen könne. Er sagt es im Grunde ziemlich deutlich, daß der Gebrauch des Wortes „Christentum“ nur ein Kunstgriff sei, eine Anpassung an die überlieferte Ausdrucksweise, um die Menschen nicht stutzig zu machen und die natürliche Bewegung des Abfalles vom alten dogmatischen Christentum, welcher sich unaufhaltsam vorbereite, nicht zu stören. Das Christentum, um welches es ihm allein zu thun ist, ist ihm gleichbedeutend mit „Religion“ schlechthin; es wird stellvertretend für sie gebraucht, weil unserem Bewußtsein bei dem Begriffe Religion vorzugsweise das Bild des Christentums vorschwebt.

Und was ist die Religion im Sinne der Herren v. Egidy und Lehmann? „Die Religion“, sagt der Erstere, „ist der Empfindungsfaden, der mich mit dem Allgeist, mit der Weltseele, mit Gott, in unlösbarem und ewigem Zusammenhang erhält“. (Eth. K. S. 163.) Wohl in dem nämlichen Sinne heißt es auch in Nr. 4 des „Einigen Christentums“ S. 128 bis 129: „Das metaphysische Entwickelungsprinzip liegt in uns und verknüpft uns mit dem Weltall. . . Niemand kann aus seinem Innenbewußtsein das große Welträtsel bannen. . . Die Religiosität“ (d. h. also wohl jener Empfindungsfaden) „ist ein geistiges, im Laufe der Entwickelung ausgebildetes Vermögen, welches von der Naturforschung“ (aber seit wann entdeckt denn die Naturforschung geistige Vermögen?) „als bei allen Völkern vorhanden anerkannt wird, und wohl keinem Menschen gänzlich fehlt“.

Wem fiele bei diesen Wendungen nicht die Religionsphilosophie Schleiermachers ein, aus der Zeit, da dieselbe romantisch und nicht positiv christlich war, d. h. aus der Zeit, da die „Reden über die Religion“ entstanden? Aber warum sich dann nicht gleich auf diesen durch einen wahrhaft aufgeklärten Christen und scharfsinnigen Denker bewährten Boden stellen und seine Beschreibung des religiösen Phänomens acceptieren: es sei die Erfassung des Übernatürlichen, Unendlichen in der Form des Gefühls, und zwar des Abhängigkeits-Gefühls? Was diesen Bestimmungen Schleiermachers ihren klassischen Wert giebt, ist ja gerade dies, daß sie die Religion, in scharfer Abgrenzung gegen das Erkennen und gegen das Handeln, als ein Mittleres hinstellen und auf eine besondere seelische Funktion, das Gemütsleben, begründen. Warum die schöne Klarheit dieser Bestimmung wieder verwischen? Diese Frage ist nicht schwer zu beantworten. Die Religion im Sinne der Schleiermacher'schen Reden und des Einigen Christentums ist schlechterdings nichts Gemeinschaftsbildendes, sondern streng individuell. Jeder fühlt sich vom Universum abhängig; aber Jeder auf seine eigene Weise, und in Jedem wird sich dies Abhängigkeits-Gefühl an andere Vorstellungen knüpfen, je nach seinen Erfahrungen, seinem Bildungskreise, seiner geistigen Begabung und Entwickelungsstufe. Schleiermacher selbst hat dies in seinen „Reden“ überall aufs Deutlichste ausgesprochen. Würden die Führer des Einigen Christentums an diesem Begriffe der Religion fest-

gehalten haben, so fiele jede Differenz zwischen ihnen und der D. G. E. K. hinweg. Denn eben die tiefe Überzeugung, daß das Verhältnis zum Übernatürlichen oder Unendlichen, sobald man einmal den festen Boden einer historisch ausgebildeten Lehrform verlassen hat, nicht mehr allgemein-giltig zu bestimmen ist, hat die ethischen Gesellschaften dazu geführt, auf die Religion als gemeinschaftsbildende Macht ganz zu verzichten und es jedem Einzelnen freizustellen, mit welcher Art „religiöser Musik“ (um mit Schleiermacher zu reden) er sein sittliches Thun begleiten wolle. Das „Einige Christentum“ aber möchte die neue Friedensgemeinschaft unter den Menschen, welche von ihm sogut wie von der D. G. E. K. angestrebt wird, auf Religion begründen, um, wie Herr v. Egidy (E. K. S. 164) und nach ihm Professor Lehmann (in der Zuschrift an den Eisenacher Kongreß) sagen: „der großen Masse der Menschen die unnötige Härte zu ersparen, gewisse liebgewordene Begriffe, wie Religion und Christentum, aufgeben und durch neue Worte und Werte ersetzen zu müssen“.

Naturgemäß aber muß im Dienste dieses Gedankens der Begriff Religion entsprechend umgebildet werden. Und in der That gewahren wir in den angeführten Veröffentlichungen noch einen wesentlich verschiedenen Religionsbegriff neben dem vorhin analysierten. „Religion“, sagt Herr v. Egidy, (Eth. K. S. 163) „ist der Drang zum Guten, das gesunde, natürliche, vernünftige Gefühl, losgelöst von jeder Lehre und Vorschrift“. „Religion“, sagt Professor Lehmann (E. Chr. 4, 128), ist „die Ethik der That, des selbstlosen kühnen Beispiels“; Religion ist „der Glaube an den Sieg des Guten“; Religion ist im wahrsten Sinne „Gewissenhaftigkeit“. Das Alles kann, wenn man sich nicht auf den ödesten Streit um Worte einlassen will, doch nichts anderes heißen als dies: Religion ist Sittlichkeit; was man früher sittliche Begeisterung, Hingebung im Dienste des Ideals genannt hat, das wollen wir jetzt, um die Massen schmerzlos zu unserer neuen Anschauung hinüberzuführen, Religion nennen. Ein solches Verfahren ist offengestanden nicht nach meinem Geschmack. Ich bin nicht dafür, einen edlen Wein dadurch mundgerecht zu machen, daß man eine altrenommierte Firma auf die Flasche klebt, mit welcher das Getränk nichts zu thun hat. Wer nicht selber Lippen und Gaumen hat zu kosten, wer nur die Firma will und nicht den Wein, der lasse den Becher stehen! Ich kann es begreifen, daß man auf den Gedanken kommen kann, den Idealbegriff des reinen Menschentums und einer auf ihm ruhenden Sittlichkeit, dadurch zu legitimieren, daß man vermittelst des Wortes Religion gleichsam einen Strahl aus jenem Reiche des Übernatürlichen, Göttlichen, auf ihn fallen läßt, welchem für die ältere Anschauung alles Beste im Menschen allein entstammen zu können schien. Aber ich kann einen solchen Kunstgriff nicht gutheißen. Wer etwas Neues bringt, der soll auch den Mut haben, es offen zu sagen; der darf den Menschen Schmerz und Kampf der Trennung vom Alten nicht ersparen wollen, weil er sonst überhaupt nicht verstanden wird, weil er aus den Klauen der Vergangenheit nicht los kommt. Was das „Einige Christentum“ und die ethische Bewegung, beide, in die Welt hinaustragen wollen, ist die feste Überzeugung, daß es eine rein menschliche, rein vernünftige Ethik geben könne, nicht bloß als philosophische Lehre, sondern als eine wirkende Macht, nicht bloß für wenige auserwählte Geister, sondern auch fürs Volk. Aber was kann es uns helfen, diese unsere Pflege der humanen Sittlichkeit, die „ethische Kultur“, welche wir anstreben, eine „Religion“ zu nennen? Heißt das nicht unsere ethische Wirksamkeit mit einer Täuschung eröffnen, wenn Religion nichts anderes bedeuten soll als Gewissenhaftigkeit oder Wille zum Guten? Wer versteht das unter dem Worte Religion? Ist es nicht ein Gebot intellektueller Redlichkeit, daß derjenige, welcher den Anspruch erhebt, die Menschen zu führen, sie nicht irreführe?

Aber diese, vorhin betonte, Gemeinsamkeit der Überzeugungen zwischen „Einigem Christentum“ und ethischer Bewegung will Professor Lehmann nicht einmal gelten lassen. Was ihm „sittlich“ heißt und von ihm mit „religiös“ gleichbedeutend gebraucht wird, soll etwas ganz Anderes, Besseres, Höheres sein, als die ethische Kultur, welcher unsere Gesellschaft zustrebt. Und eben darin findet er die Berechtigung, der Sittlichkeit im Sinne des Einigen Christentums das ehrwürdige Banner der Religion voranzutragen. Wir armen Teufel von der ethischen Kultur haben ja, wie er meint, nichts Anderes zu bieten als philosophische Ethik. „Was die Philosophen unter Berücksichtigung nur eines Teils der Erfahrungswelt als Ethik ableiten, das kann wissenschaftlich ja als solche behandelt werden, ist aber nicht die ganze Ethik, nicht die Ethik, welche den wissenschaftlich nicht geschulten Mann zu einer großen ethischen That, die schnell empfindende Frau zur Selbstopferung hinreißen kann“. (E. Chr. 4, 128.) „Was die offizielle Philosophie unter Ethik versteht, ist unzulänglich, weil kein Mensch nur nach ethischen Überlegungen handeln, niemals im Augenblicke der That alle Beziehungen überschauen kann, sondern aus ererbter oder angelernter Gewissenhaftigkeit mehr oder weniger richtig handelt“. (Zuschrift an d. Kongreß.)

Aber wann in aller Welt ist es einem Ethiker eingefallen, zu glauben, seine wissenschaftliche Darstellung der ethischen Phänomene und Normen enthalte zugleich den zureichenden Grund ihrer Verwirklichung, sei die Kraft des sittlichen Lebens? Wann ist im Kreise der ethischen Gesellschaft je der Wahn gepredigt worden, ihre Aufgabe sei mit der Abfassung einiger Lehrbücher erfüllt? Liegt nicht der tiefste Grund unserer Vereinigung eben in dem Gefühl, es gelte endlich einmal die philosophische Theorie der Ethik ins Leben einzuführen, Worte in Thaten umzusetzen was nur in Büchern steht in die Herzen einzupflanzen und in die Kraft lebendiger Gewöhnung zu verwandeln? Gewiß, durch die Lektüre eines Lehrbuches allein, und wäre es das beste, wird noch Niemand zum Helden, zum opfermutigen Förderer der Menschheit, wenn nicht Schulung des Gemütes und Willens der theoretischen Aufzeigung des Guten und Richtigen zu Hilfe kommen! Nichts anderes ist darum das Ziel der ethischen Gesellschaften, als das Wollen ihrer Mitglieder auf die Höhe unseres Wissens zu bringen, die humane Ethik aus einer philosophischen Disziplin zu einer treibenden Kraft der Überzeugung zu machen. Aber sollen wir die Wissenschaft aufgeben, weil sie allein nicht Alles leisten kann? Ist sie nutzlos, weil nicht Jeder im Augenblick des Handelns das Lehrbuch der Ethik zur Seite haben kann? Bemerkt Professor Lehmann nicht, daß er damit jeglicher Theorie in der Anwendung auf die Praxis das Urteil spricht? Gewiß, ohne richtige Gewöhnung des Willens kein sittliches Handeln; aber wer bestimmt das Richtige, welches wir in Gemüt und Willen einpflanzen sollen? Nur der „unbestimmte Drang zum Guten“ überhaupt, „das gesunde natürliche und vernünftige Gefühl, losgelöst von jeder Lehre und Vorschrift,“ die vererbte oder angelernte Gewissenhaftigkeit? Und damit will man die philosophische Ethik, d. h. die wissenschaftliche Prüfung dessen, was für sittlich gut und wertvoll gelten soll, überflüssig machen? Das natürliche Gefühl zum Guten, den zufälligen Impuls, die angelernte Gewohnheit eines Jeden will man an die Stelle ernster Reflexion und einer in der Schule der Jahrhunderte gereiften Einsicht setzen? Damit will man dem Einzelnen Ziel und Richtschnur geben in den drangvollen Wirrnissen unseres Lebens, damit die schwierigen, unendlich verwickelten Probleme unserer Kultur der Lösung näher bringen? Das scheint mir eine gefährliche Täuschung; denn es heißt an Stelle objektiver Lebensmächte die Willkür des Subjekts auf den Thron erheben. Das redliche Wollen derer, welche das „Einige Christentum“ gegründet haben, kann und wird die bedenklichen Konsequenzen dieses Standpunktes eine Weile verhüllen; aber auf die Dauer muß sich die Abschließung der neuen Richtung von der ethischen und soziologischen Wissenschaft doch rächen. Und wir beklagen das. Wir beklagen die Kraft, die edle und in einem Zeitalter wie das unsrige doppelt kostbare Kraft, welche da-

durch der großen gemeinsamen Sache verloren geht. Denn wir betrachten die Führer und Anhänger des „Einigen Christentums" als mit ihrem besten, tiefsten Wollen zu uns gehörig. Aber was sie vor uns vorauszuhaben glauben, worauf sie die größten Hoffnungen in Bezug auf volkstümliche Wirkungen setzen — darin sehen wir viel mehr die noch nicht völlig abgestreiften Eierschalen der Vergangenheit als eine Verheißung der Zukunft; denn es stellt sich bei näherer Prüfung nicht als ein Kraftvoll-Lebendiges, sondern als leer und nichtssagend heraus. Das historische Christentum haben sie abgestreift; den Begriff der Religion teils zu jenem dünnen Gefühlsfädchen verflüchtigt, welches den Einzelnen aus All knüpft und keine gemeinschaftsbildende Kraft besitzt, teils mit der Sittlichkeit in Eins verschmolzen; und um dasjenige, was sie sittliches Leben oder Religiosität nennen, von ethischer Kultur zu unterscheiden, werfen sie uns vor, Ethik bedeute uns bloße Theorie und philosophische Reflexion, während doch der Name, den unsere Gesellschaft trägt, die grundlegenden Bestimmungen unserer Satzungen und unsere ganze bisherige Thätigkeit keinen Zweifel darüber lassen, daß wir, freilich nicht ohne Mithilfe der Wissenschaft, aus dem Leben heraus fürs Leben schaffen wollen. Was für sie höchstes Ziel des Strebens bildet — ideale Umgestaltung des gegenwärtigen Völkerlebens durch Erneuerung des sittlichen Geistes — das hat das „Einige Christentum" mit der D. G. E. K. gemein; und der Rest religiöser Kultur, durch welchen sie eine mehr erkünstelte als innerlich begründete Kontinuität mit der Vergangenheit zu erhalten bestrebt sind, ist, bei Lichte besehen, ein bloßes Schaustück, dessen Aufgeben ernstem Denken und ernstem Wollen nicht schwer fallen kann.

Fünfzehn Thesen über die Erneuerung des Familienlebens.

Von Professor Ferdinand Tönnies in Kiel.

(Schluß.)

IX. Wenn die Erneuerung des Familienlebens ein notwendiges Ziel ist, worin die sozialen und moralischen Zustände verbessert werden müssen, so wird, was diese auf die Massen wirkenden Ursachen anbetrifft, an eine große soziale Reform durch politische Aktionen appelliert werden müssen. Die wissenschaftliche Ethik hat hier, ebenso wie die kirchliche Ethik es gethan hat, ihre Forderungen an die Politik zu stellen. So muß die völlige Zerstörung des Privateigentums an Wohnstätten und der monopolistischen Ausbeutung, die damit notwendig verbunden ist, mit aller Energie erstrebt werden. Der Notstand in diesem Gebiete ist öffentlich anerkannt. Die Gesundheitslehre stellt ebenso ihre Forderung, wie die Sittenlehre es thun muß. Den Meisten, die diese Forderung geltend machen, fehlt es aber an dem Mute, der der D. G. E. K. nicht fehlen darf: öffentlich, stark und deutlich auszusprechen, daß das Bestehen jenes Privateigentums und die davon untrennbare wucherische Spekulation jeder möglichen Heilung des Übels im Wege steht, daß es daher ohne jede Schonung geopfert werden muß. Das Grundeigentum an Wohnstätten fungiert schlecht, teuer, korrumpierend. Die unzähligen Versuche und Projekte, der Wohnungsnot abzuhelfen, ohne das Prinzip des Eigentums anzutasten, erfolgen teilweise aus gutem, aber schwachem Willen. Die Schwäche solches Willens unterliegt, wo eine bessere Erkenntnis und die Erkenntnis der Hilflosigkeit solcher Versuche zugänglich ist, selber einem moralischen Verdikt. Wohlfahrt-Bestrebungen dieser Art gleichen oft einer Nähstube, in der man Kleiderfetzen anfertigen wollte, um das zerlumpte Kleid eines Bettlers damit auszubessern.

X. Viel schwieriger, als auf diesem Gebiete, wo eine chirurgische Operation unmittelbar geboten ist, wird die soziale Reform in anderen Stücken, die für Erneuerung des Familienlebens wesentlich sind, sich darstellen. Es möge hier genügen, zu behaupten, daß die Ethik die gesamte Gesetzgebung unter diesem Gesichtspunkte zu fördern alle Ursache hat, insbesondere daher einzutreten für Verbot der Kinderarbeit, Einschränkung und besonderen Schutz der Frauen- und jugendlichen Arbeit; für energische Aufsicht über Fabriken und Haus-Industrieen durch völlig unabhängige, sozialwissenschaftlich, d. h. aber auch in Bezug auf Hygiene und Ethik geschulte und in jeder Hinsicht hochgebildete Beamte; für Zusammenfassung und Verbesserung der Versicherungs-Gesetze im Sinne einer Versicherung gegen nachgewiesene Not schlechthin, mit Einschluß der Arbeitslosigkeit, der Verwittwung und der Verwaisung; welche Versicherung die Industrie nicht allein zu tragen hätte, sondern die gesamte Staatsbürgerschaft, so zwar, daß hierdurch die bestehende Armenpflege auf ein Minimum reduciert würde; für eine vorbeugende Wirkung in Bezug auf die Verwahrlosung von Kindern durch Herstellung geregelter ethischer Thätigkeit innerhalb des Vormundschafts-Rechtes; für eine entschiedene allgemeine und fortschreitende Verkürzung der Arbeitszeit, schon damit Vater und Mutter ihren Erziehungs-Pflichten genügen können; für eine möglichste Vermehrung der physisch und moralisch gesunderen landwirthschaftlichen Thätigkeit, die den Bedürfnissen aller, auf Kosten der Industrie- und Handels-Thätigkeit und der persönlichen Dienste, die in weitem Umfange nur dem Luxus weniger dienen. Und so weiter: ergiebt sich eine ungeheure Aufgabe, woran der Ethiker wenigstens insoweit mitarbeiten sollte, als er sich durch keinen Politiker vertreten lassen darf, der die Gerechtigkeit der dringendsten solcher Forderungen nicht erkennt und anerkennt, und als er weder durch die patriotischen Phrasen Gedankenloser noch durch die Wehklagen von Interessenten über die Bedingungen der Erneuerung des Familienlebens, mithin einer sittlichen Gesundung und also der Rettung des gesamten Kulturlebens sich täuschen lasse. Moralische Güter sind wertvoller als materielle Güter. Wir können leben als eine arme, aber rechtschaffene Nation. Wir können nicht leben als eine reiche — ganz abgesehen davon, daß es nur um den Reichtum von 4—5 pCt. sich handelt — wir können nicht leben als eine reiche, aber verrottete Nation. Darum sollten wir in diesen Bestrebungen mit allen Gemeinschaften, auch kirchlichen, die moralische Güter richtig schätzen, gegen die rohe Plutokratie, die zusehends mächtiger wird, geschlossen uns verbünden und kämpfen.

XI. Es kann Niemandem zur Pflicht gemacht werden, über die Gelegenheit von Wahlen zu den gesetzgebenden Körperschaften hinaus, sich an der großen Politik zu beteiligen. Wohl aber darf es Manchem zur Pflicht gemacht werden, sich am kommunalen Leben und der kommunalen Politik, auf die für die Ausführung der besten Gesetze sehr vieles ankommen wird, in der Tendenz einer ethisch-sozialen Reform zu beteiligen. Auch in diesem Felde begegnen und stoßen sich schon jetzt die materiellen Interessen und die Humanität; die Humanität aber bedarf der Ergänzung und Vertiefung durch das wohlverstandene Interesse ethischer Kultur. Hier ist insonderheit dem Einflusse von Frauen, der eher und lieber auf die letztere Seite sich neigt, ein breiter Raum für wissenschaftlich geleitete und überwachte Thätigkeit zu schaffen. Diese Thätigkeit muß von der bestehenden Wohlthätigkeit sich in vielen Stücken unterscheiden, besonders dadurch, daß sie jeder Heuchelei und Schmeichelei unzugänglich ist und dadurch, daß sie das Ehrgefühl, das sich gegen Almosen sträubt, anstatt es zu unterdrücken, zu erhöhen sucht.

XII. Alle Verbesserungen aber der Arbeiter-Zustände werden das Familienleben in der besitzenden Klasse nicht treffen. Dieses wird erst in dem Maße sich erneuern können, als der große Reichtum eingeschränkt und das gierige Streben danach gedämpft wird. Denn der Besitz des Reichtums findet wenig starke Charaktere, die ihn vertragen und ist für Kinder die als seine Erben geboren und erzogen werden, durchweg schädlich. Die Jagd nach Reichtum aber läßt für keine anderen Gedanken Raum und macht ganz eigentlich

gemein. Schlaffe und niedrige Gesinnung ist aber der ethischen Aufgaben, die durch Ehe und Kinderzucht gestellt werden, unfähig. Die unsinnige Zerstreuung eines auf Eitelkeit beruhenden und Eitelkeit befördernden geselligen Lebens; die Ruhelosigkeit und Oberflächlichkeit des Reisens, der Kunst-Genüsse, der dilettantischen Beschäftigungen; das gesamte, ideenleere Strebertum für die eigene Person, für den Ehegemahl, für die Kinder, sind Elemente, die auch außerhalb des Reichtums und des Wettrennens um Reichtum, in der ganzen „gebildeten" Klasse die Bildung und Erhaltung eines in sich beruhenden, stolzen und feinen, heiteren und festen Familiensinnes schwer beeinträchtigen und alles in allem zu einer immer selteneren Erscheinung in unserer zersetzten Gesellschaft werden lassen.

XIII. Aus allen bisherigen Thesen ergiebt sich, daß eine wahrhafte Erneuerung des Familienlebens nur durch Erneuerung seiner Basis, d. h. der gesamten sozialen Ordnung erwartet werden kann. Wenn es dem Menschenwitze und starkem ernsten Willen gelingt, das Gemeinwesen der Zukunft, dessen Idee unsere Gemüter beleben und erfrischen möge, aufzubauen, nur dann können wir erwarten, daß die wesentlichen Ursachen des Verfalls der Familie und d. h. des Verfalles der Sitten, aufgehoben werden. Da aber nicht dieser Aufbau sondern höchstens die Vorbereitung unserer Gemüter darauf uns unmittelbar am Herzen liegen kann, so erhebt sich die Frage: Können wir sogleich, unter den obwaltenden, tief zerrütteten Zuständen irgend etwas thun? und was können, was sollen wir thun um das Familienleben zu erneuern, um die reine Vernunft des ethischen Idealismus praktisch werden zu lassen? — Hierauf antworte ich: wir können und wir sollen etwas thun.

Die bewußte Verkündung und Vertretung eines großen und notwendigen Gedankens ist selber eine That. Erneuerung, Vertiefung, Veredelung des Familiengeistes und Familienlebens möge die D. G. E. K. als ihr Bekenntnis aufstellen. Alles was ihre Mitglieder in diesem Sinne zu thun versuchen, wird segensreich sein. Jedem Einzelnen wird in den Kämpfen und Nöten seines Lebens dies Bekenntnis stärkend, erhebend, trostreich sein. Besonders werden die Frauen hierin eine Quelle der reinsten Begeisterung finden und sich daran erquicken. Denn weil die Ethik ihr eigenstes Gebiet im Familienleben hat, so sind die Frauen geborene Ethiker und sollen sich nur viel heller ihres priesterlichen Berufes bewußt werden, um die ethische Bewegung volkstümlich und stark zu machen. So sehr gerade die Frauen an ihren religiösen überlieferten Vorstellungen und Gebräuchen zu hängen pflegen, so wissen doch viele auch unter ihnen sehr wohl, daß durch deren Erhaltung ein gutes Familienwesen nicht zugleich erhalten wird; daß gerade in Kreisen, die am meisten geflissentlich um Erhaltung solchen Herkommens, um Pflege des Glaubens und des Kultus bemüht sind, unheilbare Zwietracht oft am grellsten und häßlichsten zu Tage tritt. Dies hat manche besondere Ursachen, aber auch die allgemeine Ursache, daß gerade jenes Beharren oft zur Bequemlichkeit und Nachlässigkeit verleitet, daß der Glaube nach einem Verse Theodor Storms, „zum Ruhen gut ist, aber nicht von der Stelle bringt", indem er verhindert, die notwendigen Aufgaben mit bewußter Energie und mit klarem Verstande zu erfassen. Das ist es aber was Not thut. Von Männern müssen die Frauen lernen, die Ursachen der Übel, die sie gewöhnlich stärker empfinden, deutlicher und rücksichtsloser zu erkennen. Nur so können wir verbunden arbeiten, solche Ursachen zu bekämpfen, zu dämpfen, zu ersticken. Wir werden zeigen müssen, daß wenigstens in engeren Bezirken die Herstellung besserer Zustände, die Hebung moralischer Gesinnungen, die Erziehung edler und starker Charaktere möglich, und daß solches nicht das Werk des Klagens, Scheltens, Wünschens, auch nicht des Glaubens und Betens ist, sondern allein entschlossener Arbeit und also unseres eigenen Willens ist.

XIV. Die Verbesserung unserer eigenen moralischen Zustände trägt zur Verbesserung der gesamten moralischen Zustände bei. Wie gering auch dieser Beitrag sein möge, so kann doch diese Idee selber, mithin die Idee der Vermehrung menschlicher Glückseligkeit schlechthin, als ein Motiv auf uns zurückwirken. Daher ist alles, was wir zur Erneuerung, Vertiefung und Veredlung des Familienlebens unternehmen mögen, nicht allein gut für uns, sondern gut für unser Vaterland, für die Menschheit. In diesem Sinne empfehle ich die Bildung von festen, durch das Bekenntnis zur ethischen Kultur geeinten, Verbänden oder Genossenschaften der Familien, die sich Pflege des Familiengeistes zur direkten Aufgabe erheben. Zwei verschiedene Gestaltungen dieser Art sind denkbar. Zuerst der engere, durch bestimmte Verfassung geordnete Zusammenschluß von naturverwandten Familien. Vor mir liegen die Statuten eines Familien-Vereines, der zu Frankfurt a. M. am 19. Februar 1888 begründet wurde. In einer Ansprache, die die Stiftung begleitete, wurde als Grundgedanke bezeichnet: „einen Mittelpunkt zu schaffen zu Rat und That für die Interessen der Familien-Glieder und besonders der Schwachen unter ihnen; eine Einrichtung zu schaffen, um in ihrem engen Kreise, soweit es menschenmöglich, Hader und Streit zu verbannen, Frieden und Freundschaft zu fördern." Diesen Zwecken sollen dienen: 1. Sammlung eines gemeinsamen Vermögens; 2. Einrichtung eines geordneten Familienregisters; 3. Anlegung eines Familien-Archivs; 4. Abhaltung eines jährlichen Familien-Tages. Es ist offenbar, daß diese Aufgaben auch beschränkt werden können. Schon die Anlage einer Chronik und etwa eines cirkulierenden Korrespondenzbuches, die auch ärmere Familien sich angelegen sein lassen können, wird den Zusammenhang getrennter Verwandten und somit den Halt vermehren, den der einzelne so leicht strauchelnde und Hilflose, Mann oder Weib, an dem Dasein eines solchen neuen Clans finden und genießen mag. Dies kann besonders auch Wittwen und Waisen zu gute kommen. Es kann die Willkür, die so oft in der vereinzelten Familie herrscht, mildern. Es kann die Förderung besonderer Talente, die so oft in der vereinzelten Familie entweder treibhausmäßig geschieht, oder wenn sie sich frei entfalten wollen, ungeheuren Hemmungen begegnet, zu einer Sache der Gesamtfamilie, und dadurch vernünftiger, von Zufällen unabhängiger machen.

Bei alledem glaube ich nicht, daß diese Form von Familien-Verbänden diejenige ist, die eigentlich zur Förderung der ethischen Kultur und des Familienlebens in ihrem Sinne dienen kann. Die räumliche Trennung der nahen Verwandten ist zu sehr die Regel, die Denkungsart gerade in geistigen und sittlichen Dingen prägt sich zu verschieden aus.

Was wir brauchen ist eine andere Gestaltung.

XV. Die andere Gestaltung ist die Genossenschaft von wahlverwandten Familien, die sich gemeinsam zur ethischen Kultur bekennen und eine Erneuerung des Familienlebens als unmittelbaren Zweck sich setzen. Drei Gedanken muß dieser Zweck hervorbringen und verwirklichen: 1. die Lebensweise einfacher und gesunder zu machen; 2. die Geselligkeit ernster und sinnvoller zu gestalten; 3. das Verständnis zwischen männlicher und weiblicher Denkungsart zu heben. Daran ist es genug. Denn gemeinsame ethische Bethätigung in anderen Richtungen folgt daraus notwendigermaßen. Ich würde empfehlen, solche Genossenschaften zuerst lose und in leichten freien Formen auszubilden, damit alles Konventionelle, alle eitle Empfindlichkeit, alle Scheinfreundschaft daraus verbannt bleibe; die in der Gesellschaft, nicht am wenigsten durch Schuld der Frauen die in den Nichtigkeiten solcher Gesellschaft aufgehen, so sehr zum Verderben alles echten und edlen Geistes gereichen. Es scheint mir geraten, die Zahl der so sich verbindenden Familien nicht geringer als drei, und nicht größer als fünf werden zu lassen. Die Dreizahl ist günstig, nicht wegen ihres mystischen Beigeschmacks, sondern weil sie eine Majorität zuläßt, und doch sich leicht wieder auflöst; so daß, wenn ein Interesse am Be-

stande vorhanden ist, zwei nicht leicht gegen eine sich kehren werden, es sei denn um die Trennung herbeizuführen. Wenn eine hinlängliche Harmonie und gegenseitiges Vertrauen durch längere Dauer sich entwickelt haben, so wird es sehr nahe liegen, der Genossenschaft eine wirtschaftliche Basis zu geben. Sie wird sich hierdurch praktisch sehr nützlich erweisen. Es kann zunächst der gemeinsame Bezug von Waren ins Auge gefaßt werden, demnächst auch ein gemeinsamer Verbrauch und darauf zielende Gesamt-Thätigkeit; beides würde durch nachbarliches wenn nicht gemeinschaftliches Wohnen bedingt sein. Den Gefahren, die hieraus erwachsen möchten, muß durch bestimmte Satzungen und Regeln, auf die man mit Ehre und Gewissen sich verpflichtet, nachdrücklich vorgebeugt werden. — Jede solche kleine Gruppe kann dann wiederum mit gleichen Gruppen zusammenschießen und ein größeres Bündnis, wiederum zu Dreien bis höchstens Fünfen, darstellen, das einer weiteren Geselligkeit, bestimmteren Zwecken moralischer und ökonomischer Art, diene, und schon wohl daran thun wird, eine beratende und leitende Behörde einzusetzen, die mit Weisheit, Treue und Zartheit über das Wohl dieser Familien-Gemeinde zu wachen hat. Sie muß ihren gemeinsamen Geist in regelmäßigen und außerordentlichen Zusammenkünften, Betrachtungen, Kunstübungen, nach Art eines religiösen Glaubens, bethätigen. Aller Kultus ist ja ursprünglich Haus- und Herd-Kultus. Um Haus und Herd darf auch der Kultus sich erneuen. Nur in solchen innigen Gemeinschaften kann das Gute gedeihen und das Schöne gepflegt, das Wahre heilig gehalten werden. Die Familien-Gemeinde — nicht die engste Genossenschaft — wird am ehesten auch, und zu großem gegenseitigem Vorteile, Familien verschiedener sozialer Schichtung, die in konventioneller Geselligkeit sich nicht berühren, zusammenführen. Im engsten Kreise ist der Verkehr solcher, die in ihren Gewohnheiten möglichst gleich bedingt sind, natürlich. Aber ein ethisch Gebildeter wird sich nicht scheuen, sondern sich freuen, von Zeit zu Zeit auch in familiärer Art mit Gleichgesinnten, die anderen Sphären als er selber angehören, zusammenzukommen, er wird lernen und erfahren, daß die produktive Arbeit einer gesunden Denkungsart förderlich ist, daß unter denen, die sich nicht Herrschaften nennen, ebenso oft ein herrlicher Sinn, wie unter Herrschaften ein knechtischer Sinn blüht, und daß auf Grund gemeinsamer Arbeit eine brüderliche Ordnung des menschlichen Zusammenlebens möglich ist.

Sedanfeier, Militarismus und ethische Kultur.

Wiederholt ist in dieser Wochenschrift die Rede vom Militarismus gewesen. Eine Predigt zum 2. September, deren ich Zeuge war, die weit ausgesponnenen Berichte über die allerorts stattfindenden Manöver, die ich lesen mußte, und der Inhalt der Trinksprüchreden, die ich dabei verfolgte, riefen eine Flut von Gedanken hervor, aus denen ich einige wenige nicht zurückhalten möchte.

Der Faden der Predigt, soweit ich ihn verfolgte, war: „Die Glocken läuten durchs Land. Sie erinnern an einen großen Tag. Wir sind groß geworden. Den Sieg verdanken wir Gott; heute haben wir zu fragen, ob wir dessen wert sind. Im Lande ist ein großer Teil des Volkes abgefallen. Er will von Gott und der Feier nichts wissen. Wir müssen gegen den innern und äußern Feind gewappnet stehen . . .“

Als ich auf der Universität in die Lehren des Staats- und Völkerrechts einzudringen begann, wollte mir eine Erscheinung nur schwer zum rechten Verständnis kommen: der souveräne, d. h. von jedem anderen politischen Gemeinwesen unabhängige, in seinem Wirkungskreise unbeschränkte, allen auf seinem Gebiete befindlichen Personen und Gemeinwesen übergeordnete, Staat hat ein sogenanntes Territorium, auf deutsch Ländergebiet, das doch nicht sein Land ist.

Heute sehe ich noch eine weitere Erscheinung: das „Gebiet“ des Staates wird von einzelnen bevorzugten Staatsbürgern benutzt, um ihn, den „Souverän“, und die übrigen Staatsbürger mit Tribut zu belegen und allen Wohlstand für sich einzuziehen. Weil Vorgänge früherer Jahrhunderte oder Jahrzehnte es fügten, daß die blaue oder die rote Grenzlinie auf der Karte im Atlas gerade so und nicht anders läuft, müssen heute die blau eingerahmten Gebietsteile deutsch und die rot umränderten französisch fühlen.

Von diesen Gefühlen ist jedes das bessere, wertvollere. Jedes ist so sehr das bessere, wertvollere, daß es um den Preis von hundertausend Menschenleichen nicht zu teuer erkauft oder festgehalten wird.

Die Schlachten aber, in denen die Staaten den Streit um ihren Wert austragen, lenkt Gott, wie denn der Krieg ein Element der göttlichen Ordnung ist. Darum dankt man Ihm auch, wenn man eine Schlacht gewonnen hat. Und ruft Ihn an, ehe man zur Schlacht ausrückt . . .

Doch ist das Vertrauen auf Ihn und auf die Gerechtigkeit der eigenen Sache nichts weniger als felsenfest. Daher überall die Vergrößerung der Armeen, die keinen Zweck hätte, wenn man sich nicht für berufen und fähig hielte, die göttliche Schlachtenlenkung zu korrigieren.

Oder will man Gott damit nur Beistand leisten? Ihm, der allmächtig ist?

Oder Ihn sich geneigter machen? Ihn, der allein gerecht und daher unbestechlich ist?

Brauchen wir, wenn wir unter Gottes Schutze stehen, einen Militärkoloß, der größer ist, als bei den Nachbarstaaten? —

Und wenn es wahr ist, was man uns versicherte, daß die Gewährleistung des von allen Staaten heiß ersehnten Friedens in der Vergrößerung unseres Heeres lag, bedürfen wir dann noch Gottes Hilfe?

Läßt Er sich als bloßer Bundesgenosse gebrauchen, gewissermaßen als Macht-Ergänzung, wo Er nur Einziger Gott ist, unteilbar, unser Ein und unser Alles?

Ist es überhaupt eine Rolle, Seiner würdig und Seinem Wesen entsprechend, Ihn in die blutigen Händel dieser Welt als Partei einzuführen, Ihn als Beschützer für den einen, oder als Rächer gegen den andern Teil Wohlgefallen finden zu lassen an den Menschenhekatomben, die der Krieg fordert?

Dankt man Ihm, nachdem man einen Feldzug siegreich geführt, nur deshalb wieder und wieder, weil man fürchtet, Er möchte die Unterlassung übel aufnehmen, und bei Zukunftsfällen entgelten lassen, wie ein Mensch, der sich in der Dankbarkeit eines Andern verrechnet hat? —

Was hat es daher für eine Berechtigung, am Sedantage sich auf Gott zu berufen, sich überhaupt an Ihn zu wenden?

Der einzige Urtext zu einer Sedan-Predigt könnte doch nur in den Worten liegen: „Herr, vergieb uns, daß wir gegen Dein Gebot töteten, und verhilf uns zum ewigen Frieden! Erleuchte uns und andere christliche Nationen, die gleich uns noch nicht vernünftig genug sind, damit wir ihn in Deinem Geiste herbeiführen. . . .“

Die Manöver mit den glänzenden Schaustellungen, die das kriegerische Bild durchsetzen, sind Ausflüsse des Militarismus der Neuzeit.

Das im Jahre 1870 entstandene deutsche Heer war volkstümlich, der „Militarismus“ ist „unpopulär“, und vom ethischen Standpunkte aus mit Recht.

Die Ausbildung des Volkes in Waffen und der Militarismus ist zweierlei. Erstere ist eine Forderung der zwingenden Verhältnisse, die noch mächtiger sind als sittlich unanfechtbare Wünsche, letzterer ist ein Krebsschaden der Nation.

Was ist denn nun der Militarismus, der in weiten Kreisen mehr und mehr auf Abneigung stößt?

Die Differenzierung seines Begriffs hat dem Empfindungsleben der Nation nachzugehen und führt zu folgendem Ergebnis: Der Militarismus ist die Bekräftigung einer An-

schauungsweise, wonach das Leben eines Staates und das Wohlbefinden seiner Bürger bedingt ist durch das militärische Übergewicht über andere Staaten.

Aus dieser Anschauung folgt die weitere, daß erst die Bewaffneten, dann die Schaffenden in der Rangliste der Achtung aufzuführen sind.

So vollzieht sich, durch Vorkommnisse mancherlei Art genährt, erst unbemerkt und leise, dann unter begleitenden Erschütterungen, die Scheidung des Wehrstandes vom Nährstande, bis der erstere sich über den letzteren erhaben dünkt.

Der Nährstand verfolgt die Überspannung seiner wirtschaftlichen Kräfte mit gewichtigen Bedenken, und seine Kritik wird um so schärfer, je mehr er sich bescheiden muß, daß ihm vom Wehrstande, den er doch erhält, das Recht der Ebenbürtigkeit versagt wird.

Der Militarismus mit seinen Angehörigen versagt aber nicht blos anderen Volksklassen die gebührende Achtung, seine berufenen Vertreter untergraben — was kein Einsichtiger leugnen kann — in historisch treuer Nachahmung frühester Vorbilder unsere Sittlichkeit, seine Ansprüche stellen sich in geraden Gegensatz zu den Anforderungen des sozialen Ausgleichs, und — was nicht minder schlimm — der Militarismus ist ein Hindernis für die Bewahrung und Erlangung ächten Gerechtigkeitssinnes.

Wer im Militarismus, in der Uniform eines Soldaten, groß geworden ist, hat zweifelsohne nur eine getrübte Denkweise über das, was zur Vervollkommnung der Menschheit, zur Privilegierung der vernunftbegabten Kulturwelt mit dem Verständnis einer idealen Lebenskunst not thut.

Die Ethik hat daraus ihre Folgerungen zu ziehen.

Der Militarismus ist mit erschreckender Schnelligkeit gewachsen. Der Kampf um ihn ist in der That ein „Kampf um die Sicherung des Vaterlandes.“ Denn die Sicherheit hört da auf, wo der Riß im Empfindungsleben eines Volkes anfängt. Zwang überbrückt die Abneigung nicht, sondern schärft sie zum Haß.

Der Kaiser hat gegenüber dem Oberbürgermeister in Karlsruhe seine Überzeugung dahin ausgesprochen, daß der letzte Wahlkampf um die Sicherung des Vaterlandes geführt sei, und es für ein Glück erachtet, daß sich das deutsche Volk gefunden, fest zusammengestanden und seine Pflicht gethan habe. Er hat dem Großherzoge von Baden noch besondere Anerkennung gezollt, weil dieser zuerst, als das Volk von Neuem auf den richtigen Weg gewiesen werden mußte, die Saite angeschlagen habe, die bei unserem Volke immer anklinge. Die militärische Ader sei geweckt. —

Der Kampf, den der Kaiser im Auge hatte, ist durch Mehrheitsbeschluß der Volksvertretung beendet. Es fehlt zur Zeit an einem unfehlbaren Richter, der entscheiden könnte, ob die Majorität oder die Minorität das Rechte traf. Es kann sein, daß für alle Zeiten die Unterlagen ermangeln werden, die der späteren Geschichte die Möglichkeit eines unanfechtbaren Wahrspruchs gestatten. Ein großer Teil des deutschen Volkes hat sich von dem vermeintlich unrichtigen Wege nicht abbringen lassen.

Es ist ein hoher Beruf Herrscher zu sein. Noch höher und schwieriger ist die Aufgabe, während eines Zeitabschnittes zu herrschen, wo große Reiche einer politischen und sozialen Umgestaltung entgegen gehen, und dabei seinen Platz über den Parteien zu behaupten.

Jena, 13. Septbr. 1893. Ernst Harmening.

Grunddeutsch.

überschreibt Herr Dr. Fr. W. Foerster eine Abhandlung in Nr. 38, mit der er sich gegen eine Ankündigung der Kieler Volksschrift wendet. — Insofern ich an jener Ankündigung unbeteiligt bin', darf ich es dem Herrn Herausgeber der Volksschrift überlassen, die Berechtigung „grunddeutscher Einrichtungen in unserem Vaterlande“ (so steht es da) nachzuweisen. Insoweit jene Abhandlung indes ein Wort behandelt, das auch ich soeben gebrauchte, insoweit jene Abhandlung bei der Verurteilung dieses Wortes auch meiner mehrfach erwähnt und dabei Bestrebungen, welche dieses Wort in ihrem Wortverzeichnis beibehalten, als unter allen Umständen unheilvolle darstellt, darf auch ich nicht schweigen. — Die Leser werden den Gebrauch des so bedingungslos verworfenen Wortes verstehen, würdigen, Viele werden sogar seine Anwendung berechtigt finden, wenn sie meine kleine Betrachtung in Heft 4 der Volksschrift gelesen haben werden: „Grunddeutsch, trotzdem Völker-verbindend“. Ich bitte herzlich, daß sie dies thun; ich sende Jedem gern das Heft, sonst beim Verlag: Kiel, Falkstr. 9 und in jeder Buchhandlung erhältlich; 50 Pf. Ich sage u. A.:

„Jeder hohe, jeder gesunde, jeder befreiende, jeder läuternde Gedanke gehört der Kulturwelt an; er soll sie einigen und in der Entwickelung fördern. — —

Die Liebe und all deren Einzelbestandteile: Gutheit, Selbstlosigkeit, Treue, Gerechtigkeit, Hingebung und Dankbarkeit dürfen wir uns nicht als Eigenart eines Volkes denken. Es giebt nur eine Liebe — die Liebe. — — —

Es giebt also auch nur eine Treue: die Treue; nur eine Gerechtigkeit: die Gerechtigkeit. — —

Bescheidene Selbsterkenntnis gehört auch zu den Bestandteilen einer gut vaterländischen Gesinnung. — —

Wenn erst allenthalben eine Grenze nicht mehr die selbstverständliche Scheidung von Interessen bedeutet, wenn erst allenthalben eine Grenze lediglich als eine von der Natur (Rassen) oder von den Menschen (Geschichtsergebnis) gezogene Verwaltungslinie angesehen wird, dann — — —

Urdeutsch wollen wir in dem Sinne sein, daß wir die Tugenden, die einst dem Deutschen Wesen nachgerühmt wurden: Frommheit, Sittenreinheit, Biederkeit, Gradheit, Einfachheit wieder leben. — —

Die Kulturwelt aber hat sich, je mehr sie in Gedankenverkehr getreten, gleichwertige Begriffe angeeignet. — —

Die Volksart macht sich innerhalb der Kulturwelt nur noch durch die äußeren Formen, durch Gebräuche, durch Sitten, durch das Wie, durch das Temperament der Äußerung eines an sich gleichen Empfindens geltend. — —

Gewiß hat jedes Volk seine Eigenart: das Ergebnis der von Gott — Andere sagen: von der Natur — ihm gestellten Lebensbedingungen. — —

Das Zur-Geltung-bringen der Eigenart, das Sich-ausleben der Volksart braucht und darf aber keine Feindseligkeit gegen eine andere Eigenart, gegen eine andere Volksart einschließen oder gar bedingen. — —

Unter diesem Gesichtspunkte die Völker der Erde klassifizieren zu wollen, erscheint mir Frevel gegen den Schöpfer, vor dem jede Art den Wert hat, den Er ihr gab. Jedes Volk bildet sich sein Ideal im Rahmen seiner Volksart, der Hellene ein anderes wie der Engländer.

Ich weiß nicht, ob Herrn Dr. F. diese meine Betrachtung bekannt war. Kannte er sie, dann mußte er seinen Lesern auch sagen, in welcher Auffassung dies Wort von denen gebraucht wird, die weder in ihrem ethischen Bewußtsein, noch in dem Verständnis für die Erfordernisse der Gegenwart hinter dem Sohne des hochgeschätzten Vorsitzenden der D. G. E. K. zurückstehen wollen. — Die D. G. E. K. will gewisse Worte vermieden oder im Gebrauch eingeschränkt sehen, mit denen sich vielfach noch Vorstellungen verbinden, denen die Kulturwelt entwachsen ist, oder mit denen ein Unfug getrieben wird, der eines Kulturmenschen unwürdig ist. Die Ethiker vermeiden diese Worte, um nicht in den Verdacht zu kommen, als huldigten sie den damit verbundenen Durchschnitts- oder Gewohnheits- oder Tages-Anschauungen — eine ganz berechtigte Auffassung. Nicht minder berechtigt, weil die sehr verschiedenen Menschen einer ebenso verschiedenen Behandlung bedürfen, ist indeß mein Verfahren: ich behalte die Worte bei und strebe eine Auffassung und vor Allem ein Ausleben der geläuterten Begriffe an, wie es des Vollmenschen, des Edelmenschen, würdig ist. Deßhalb sage ich auch in meiner Betrachtung einleitend: „Gottesthum — Menschenthum; Christenthum — Deutschthum. Für den vernünftigen, vorurtheilsfreien, selbstlosen Menschen, für eine rein und natürlich empfindende Seele, bedeutet jedes der vier Worte dasselbe: eine im Rahmen der Verhältnisse, in die wir hineingeboren wurden, geheiligte Lebensführung. Nur kleine Seelen streiten um den Namen. Große, und namentlich tapfere Herzen getrauen sich, unter jeglichem Namen ihre Eigenart festzuhalten und auszuleben; sie bedürfen keiner Namensbetonung, um sich ihres rechten Wertes bewußt zu werden.“ Ich werfe nun nicht etwa die Frage auf: wer hat Recht, die Ethiker oder ich? sondern sage: sie bohren den Berg von der einen Seite an, ich von der anderen. Ich sage auch nicht, wie Herr Dr. F.: „wer kommen will, der komme, wer nicht, der bleibe liegen — wir schreiten unaufhaltsam vorwärts“, als ob es einen anderen Weg zur Menschheits-Förderung nicht gäbe als den, den er geht; ich sage: an welcher Stelle und mit welchem Werkzeug der Einzelne bohrt, ist mir gleich; wenn er nur überhaupt bohrt, rastlos bohrt, demselben Vereinigungspunkt zu. Dort treffen wir uns; nicht, um zu fragen, wer hat die längere Strecke gebohrt, wer hat die besseren Werkzeuge benutzt, wer hat bei seiner Arbeit sich größerer Zustimmung zu erfreuen gehabt? sondern, um uns gemeinsam der Beseligung zu freuen, die der frische Luftzug der Menschheit bringt — dauernd bringt. M. von Egidy

---

Anzeigen.

In unserm Verlage erschien:

Wahrhaftigkeit (The Ethics of Belief).

Von

W. K. Clifford.

Autorisierte Übersetzung

von

Lily von Gizycki.

Mit einem Vorwort von Prof. Georg von Gizycki.

40 Seiten gr. 8°.

— Preis 60 Pf. —

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW.,
Zimmerstraße 94.

In **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung** in **Berlin** erscheint die illustrierte Zeitschrift

Naturwissenschaftliche Wochenschrift.

Redaction: Dr. H. Potonié.

Wöchentlich eine Nummer von $1\frac{1}{2}$ — 2 Bogen gr. 4°.

Wochenausgabe: Preis vierteljährlich 4 Mark.

Monatsausgabe: Jährlich 12 Hefte à 1,35 Mark.

Die **illustrierte „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“** stellt sich die Aufgabe, über die Fortschritte der theoretischen und angewandten Naturwissenschaft **im weitesten Sinne** zu orientieren und bringt allgemein-interessante Gegenstände zur Sprache, und zwar — soweit möglich — **in allgemein-verständlicher Form;** sie bietet **Original-Mitteilungen, Referate, Besprechungen aus der Litteratur, eine ausführliche Liste aller im Buchhandel erscheinenden in das Gebiet fallenden Schriften, beantwortet gestellte Fragen** und bringt **die wichtigsten Nachrichten aus dem wissenschaftlichen Leben.** Wo **Abbildungen** erwünscht erscheinen, werden solche beigefügt.
Jede Buchhandlung oder Postanstalt nimmt Bestellungen entgegen.
Probenummern gratis und franco.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

In den Südstaaten Nordamerikas.

Erinnerungen und Eindrücke.

Von

Dr. Max Schüller,

Professor in Berlin.

Mit 2 Autotypien.

— 64 Seiten gr. 8°. **Preis 1 Mark.** —

In dieser Schrift giebt der Verfasser, als Autorität auf ärztlichem Gebiete bekannt, eine anziehende Schilderung der Eindrücke, welche er auf seiner Reise in die Südstaaten Nordamerikas gewonnen hat. Sie verdient ein besonderes Interesse, weil sie die vielfach herrschenden falschen Vorstellungen über die klimatischen und kulturellen Verhältnisse in diesen von der Natur so reich begünstigten Gebieten zu beseitigen geeignet ist.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen.

Von

Dr. Emil Reich.

8°. 18 Bogen. Preis M. 2.—

Der unerhörte Absatz des Rembrandt-Buches hat gezeigt, wie sehr die Fragen der Kunst und ihre Beziehungen zu allen Verhältnissen des öffentlichen und privaten Lebens Gegenstand allgemeinster Aufmerksamkeit geworden sind. Der Verfasser weist nach, wie seit der französischen Revolution die früher, unter dem Adelsregime, die höchsten Fragen der Menschheit behandelnde Kunst von ihrer Höhe herabgesunken und in den Banden des Bürgertums gefesselt blieb, wo sie im „Genre“ in Kleinlichkeit und Alltäglichkeit unterzugehen drohte. Erst dadurch, daß in neuester Zeit einzelne Künstler die großen sozialen Ideen unserer Zeit aufgreifen, kann die Kunst die ihr gebührende Stellung und damit die wahre Volkstümlichkeit wieder gewinnen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet Emil Reich die bildenden Künste, die Musik und die Dichtkunst unseres Jahrhunderts und sucht das Heraufdämmern einer neuen künstlerischen Ära — einer Kunst aus dem Volke und für das Volk zu dokumentieren. Giebt es aber eine Kunst für das Volk, so soll sie dem Volke nicht — wie bis jetzt — vorenthalten werden. Reich fordert leichteste Zugänglichkeit aller Kunstschöpfungen für das Volk. Das Buch Reichs ist eine epochemachende Arbeit, die das höchste Interesse aller Klassen wachrufen muß.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Soeben erschienen in unserm Verlage:

Lehrbuch der Differentialrechnung.

Zum Gebrauch bei Vorlesungen an Universitäten und technischen Hochschulen

von

Dr. Harry Gravelius.

331 Seiten gr. 8°.

Preis broschirt 6 Mark, gebunden 7 Mark.

Einführung in die Kenntnis der Insekten.

Von

H. J. Kolbe,

Custos an der zoolog. Sammlung des Kgl. Mus. für Naturk. zu Berlin.

Mit 321 Holzschnitten.

724 Seiten gr. 8°.

— **Preis 14 Mark.** —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.

Die „**Ethische Kultur**“ erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste I. Nachtrag Nr. 2070a) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 30. September 1893.	Nr. 40.

Der Krieg und seine Lorbeeren.

„Sämtliche Reservisten, circa dreihundert, des k. und k. Infanterie-Regiments Alexander I, Kaiser von Rußland, Nr. 2, welche von dieser Versammlung ausgeschlossen sind, begrüßen Euch und stimmen mit Euch in den Ruf ein: Hoch die internationale Sozialdemokratie! Hoch der Acht-Stunden-Tag! Hoch das allgemeine Wahlrecht!"

Eine Zuschrift dieses Wortlauts wurde in einer sozialdemokratischen Versammlung im Dreher-Saale auf der Landstraße zu Wien am 14. d. M. abends verlesen und mit stürmischen Jubelrufen begrüßt. Ich messe dieser Zuschrift symptomatische Bedeutung bei und halte sie politisch und sozial für beachtenswerter als die glänzenden Manöver diesseits und jenseits der Donau und die noch glänzenderen Berichte darüber.

Reservisten eines österreichischen Regiments, das seinen Namen nach einem russischen Kaiser trägt, lassen vor einer öffentlichen Versammlung, in der Friedrich Engels und August Bebel, ersterer aus England, letzterer aus Deutschland, Wortführer sind, ihre Zugehörigkeit zur internationalen Sozialdemokratie bekannt geben. Es sollte das denen zu denken geben, die noch immer eine soziale Reform als durch Militärpädagogik abwendbar und den Korporal oder Unteroffizier für den geeignetsten Schulmeister gesunder Lebensanschauungen halten.

Le premier qui fut Roi, fut un soldat heureux. Eben sind die deutschen Manöver beendet, und die österreichisch-ungarischen Manöver, zu denen sich der deutsche Kaiser nach Güns begab, haben begonnen. In Frankreich ist die wichtigste Arbeit der leitenden Politik die Ausarbeitung eines Programms für den Aufenthalt und Empfang der russischen Flotte in französischen Gewässern. England will zu Schiffe in Italien einen Besuch abstatten. Die Blätter aller an diesen Veranstaltungen mittelbar oder unmittelbar beteiligten Länder begleiten die Ereignisse mit Erläuterungen, wie sie durch geschmeicheltes oder verletztes Nationalitätsgefühl erzeugt werden. Im Hintergrunde aller Veranstaltungen und Betrachtungen birgt sich die Frage: wer wird im nächsten großen Kriege Sieger bleiben? Und während noch jede Großmacht versichert, daß sie nur den Frieden wolle, zeigen die zukünftig kriegführenden Parteien bereits aufeinander mit Fingern. Ein blindes Verhängnis scheint die europäischen Staaten fortzureißen, und der geradezu fatalistische Glaube an den Satz si vis pacem para bellum gewährt der auf der Kulturhöhe stehenden Menschheit mehr Befriedigung, als die von der Ethik geforderte Einsicht der Vermeidbarkeit des Krieges.

Was will es gegen die elektrische Spannung Europas besagen, daß innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie der Nationalitätenhader zu einem offenen Zwist geführt hat: in Böhmen sind Ausnahmemaßregeln seitens der Regierung verhängt, die bis jetzt nur zur schärferen Verwundung nationaler Empfindsamkeit gedient haben.

Qualis rex talis grex, („wie der König so die Herde") heißt es, wobei es keinen Unterschied macht, ob der rex ein Zar, König oder einflußreicher Präsident ist. Die schwierigste Lehre bleibt die der Wahrheit, schon weil kein Sterblicher von sich sagen kann: Ich habe die Wahrheit. Aber aussprechen, was ist und was man denkt, ist auch schon Wahrheitsverkündung, und selbst diese ist erschwert.

Große sind von jeher gewöhnt, durch fremde Brillen zu sehen, und die meisten schmecken Galle im Becher der Wahrheit. Die schlimmsten Wahrheitsfälscher sind die Lobredner. Man hat auch in Deutschland über die erzielten Erfolge in Elsaß-Lothringen und über den Inhalt der Kaiserreden wahre Hymnen gesungen. Daran zu erinnern, daß die Aufgabe dieses Jahrhunderts mit der äußeren Machtstellung des Staates sich keineswegs erschöpft, sondern vor allen Dingen die wirtschaftliche Kräftigung des Individuums gebieterisch heischt, denkt man nicht.

Wer, wie kürzlich eine deutsche Zeitung, die stille Sehnsucht nach dem kriegerischen Baß der Kanonen verrät, der vergißt, daß das Ende des blutigen Dramas ein ganz unerwartetes sein kann und möglicherweise die Siegeslorbeeren von keinem der kriegführenden Feldherren oder Staaten, sondern vom tertius gaudens eingeheimst werden: von den Volksmassen, deren Interessen jetzt beiseite stehen.

Besser wäre es, es bräche kein Krieg über den europäischen Kontinent herein, und der Kampf Aller gegen Alle würde, — wozu es nicht zu spät ist, — in einer Weise beigelegt, daß es dereinst, auf gut deutsch hieße:

„Der erste glückliche Sozialreformator war ein König."

Jena, 21. Septbr. 1893. Ernst Harmening.

Lebensbilder.

II.

Von einem Fabrikarbeiter.

Meine Heimat ist eine Haupt- und Fabrikstadt eines kleinen Fürstentums, 1841 mein Geburtsjahr. Meine Mutter war eine arme Näherin. Ich bin, wie auch mein Bruder, ein uneheliches Kind. Von meinem Vater ist weiter keine Rede, er hatte meine Mutter unter schönen Versprechungen verlassen. Sie reiste ihm zwar, da er nichts mehr von sich hören ließ, nach Annaburg nach, fand ihn aber zu ihrem Schrecken

bereits verheiratet. Meine Großmutter war Waschfrau, mein Großvater früher Böttchermeister, jetzt aber nichts weiter als Säufer. Er hatte nach und nach Alles verkauft, um sein einziges Bedürfnis nach Schnaps zu befriedigen. Nüchtern war er gutmütig, betrunken bösartig. Meine Großmutter litt ihn nicht mehr im Hause. Er wanderte von Dorf zu Dorf, suchte bei den Bauern Reparaturen zu machen und sich das Leben zu fristen. Nachts schlief er auf Heuböden. Wenn ich ihm bei meinen Streifereien mit meinesgleichen zufällig begegnete, war ihm dies eine Freude, der er dadurch Ausdruck verlieh, daß er mir einige Dreier schenkte, die er doch selbst so nötig brauchte. Bei allzu großem Mangel faßte er sich ein Herz und kam nach Hause, brachte Läuse mit und hielt sich, mit dem Rücken am Ofen lehnend, so lange auf, bis er nicht mehr umsonst gefüttert werden konnte und notwendig mit Gewalt fortgetrieben werden mußte. Hinter einem Zaun war er einst nachts gestorben, als ich 7 bis 8 Jahre alt war.

Wenn in den dreißiger und vierziger Jahren meine Mutter als Näherin außer dem Hause arbeitete, bekam sie täglich 4 bis 5 Groschen und das Essen. Bei guten Leuten konnte mich meine Mutter mitnehmen, was aber nicht oft vorkam. Auch meine Großmutter nahm mich öfter mit, wenn sie außer dem Hause wusch, ich durfte dann bei ihr im Waschhause bleiben. Hier lernte ich die Langeweile in ihrer ganzen Schrecklichkeit kennen und fürchten. Die Großmutter hatte aber nicht immer Beschäftigung, sie ging dann betteln auf die Dörfer und nahm mich mit. Das waren viel schönere Tage. Ich lernte die weite Welt kennen, Bäume, Pflanzen, Vögel, — was Alles die Großmutter schön erklären konnte, — aber auch bissige Hunde und boshafte Dorfjungen. Zur Erntezeit ging ich mit ihr und der Mutter Ährenlesen. Dann war ich mit in der Scheune, wenn gedroschen, in der Mühle, wenn gemahlen, beim Bäcker, wenn gebacken wurde; dann gab es gutes selbstgebackenes Brot und schwarzen Kuchen: das waren Festtage. Dergleichen Thätigkeiten gab es zu verschiedenen Jahreszeiten einige: das Nachbuddeln auf bereits abgeernteten Kartoffelfeldern, Knochenlesen auf den Feldern, Holzlesen im Walde. Dabei barfüßig und barhäuptig immer und überall. Ich lungerte auch viel allein und mit Anderen herum. Meine Erziehung seitens der Mutter und Großmutter war eine natürliche, menschliche oder, wenn man will, heidnische, denn von einer besonderen christlichen Erziehung war keine Rede. Einst lag ich auf dem Rücken im Grase, den Blick tief in den blauen Himmel gerichtet, als das philosophische Bewußtsein plötzlich erwachte und die Fragen in mir laut wurden, auf die es keine Antworten giebt.

Ich kam in die Armenschule, eine nach unseren heutigen Berliner Begriffen ganz mangelhafte Veranstaltung. Außer Fibel und einem kleinen Lesebuche wurden bis zur Konfirmation keine weiteren Lehrmittel gebraucht als Bibel, Gesangbuch und Katechismus. Lange Jahre nach der Konfirmation gestand mir ein einstiger Schulkamerad, daß ihm letztere drei Bücher verhaßt geblieben seien. Die Wahrheit und das Begreifliche im Religionsunterricht schlug nach und nach Wurzel; das Dogmatische und Symbolische blieb mir unverständlich, so viel ich mir auch öfter Mühe gab, es zu ergründen. Als ich 12 Jahre alt war, mußte ich Brot mit verdienen helfen und wurde Streichjunge in einer Kleiderstoffdruckerei. Morgens halb 6 Uhr, oft ohne Brot, ging ich in die Fabrik; kurz vor 7 Uhr abends eilte ich in die Abendschule, eine Unterabteilung der Armenschule, in der ich häufig während der zwei Unterrichtsstunden schlief, und zwischen 9 und 10 Uhr kam ich nach Hause. Das reine kindliche Gemüt mußte hier jedes Kind verlieren, das eine war für das andere immer ein böses Beispiel. Nicht jedem Menschen ist es gegeben, in späteren günstigeren Lagen die getrübte Reinheit des Herzens durch wachsende Erkenntnis wieder zu erwerben. Bei den meisten wird es trüber und trüber, wie ich leider viel öfter beobachten mußte, als nötig ist, um es zu wissen. Ich wurde Laufbursche auf dem Kontor einer Fabrik, eine meinem ganzen Wesen etwas angemessenere Stellung. Ich war nun 14 Jahre alt und wurde konfirmiert. Einem bestimmten Berufe konnte ich mich nicht widmen, denn die Armut gebot immer, ums tägliche Brot zu arbeiten. Während der Schulzeit hatte ich bestimmte sich steigernde kindliche Wünsche. Ich wollte Buchbinder werden, dann Buchhändler oder Lehrer oder gar Gelehrter. Die Mutter war kränklich und mußte doch schwer arbeiten. Mein Bruder hatte ein Herzleiden gleich mit zur Welt gebracht. Hunger und Kummer waren tägliche Gäste. Menschenfreundliche Aerzte haben für jahrelange Bemühungen keine Liquidationen geschrieben. Ich war in einer Buchhandlung Austräger. Oft wußten wir in der Not keinen Ausweg, ich „lieh" dann der Mutter von den von mir einkassierten Abonnementsgeldern kleine Beträge bis zum nächsten Lohntage. Einige Jahre vergingen in diesem Elend, welches immer größer wurde; die entnommenen Beträge wurden auch immer größer, die Deckung an den Lohntagen immer unmöglicher. Ich sah die Entdeckung meiner Unterschlagungen voraus. Der Bruder starb. Die Großmutter war kurz vorher gestorben. Die längst erwartete Katastrophe trat ein. Der Handlungsbesitzer drohte mit einer Anzeige beim Kriminalgericht, war aber human und that es nicht. Wir versprachen ihm Zurückerstattung, so weit es uns eben menschenmöglich sei, versteigerten unsere ganze Wirtschaft und zahlten ihm den ganzen Erlös der Auktion; es war nur ein Teil der unterschlagenen Summe von 50 Thalern. Wir zogen nach einem Vorort in Aftermiete. Ich arbeitete in einer Ziegelei, und meine Mutter nahm alle Arbeit an, die sich ihr bot. Wir kauften uns, sobald es ging, Tisch und Stühle und mieteten uns wieder eine eigene Wohnung. Die schwere Arbeit in freier Luft hatte mich gesund und kräftig gemacht. In einigen Jahren vertauschte ich die Ziegeleiarbeit mit der Fabrikarbeit.

Nun kommt das schrecklichste Kapitel meiner Lebensgeschichte, über das ich am liebsten stillschweigend hinweggehen möchte; aber mein ganzes Ich wurzelt doch zu tief in diesen Ereignissen. Meine Mutter wurde mehr und mehr geisteskrank. Sie litt an Verfolgungswahnsinn. Ob ein von ihrem Vater, als einem Säufer, ererbter Keim hierzu die Ursache gewesen, oder dieselbe in der schändlichen Treulosigkeit meines Vaters zu suchen ist, bleibe dahingestellt, wenigstens wurde bei letzterer Gelegenheit die Krankheit bereits sichtbar. Auch der Tod meines Bruders trug zur Verschärfung bei. Für ihre beiden Kinder hätte sie, wenn es sein müßte, Leben und Alles hingegeben; um so tiefer einschneidend mußte es für sie sein, wenn sie unter allen sie verfolgenden Feinden mich für ihren ärgsten halten zu müssen glaubte. Wenn eine 25 Jahre lange Kette von Seelenqualen zu schildern auch möglich wäre, würde man doch kaum volles Verständnis dafür finden; ich habe wenigstens nie aus dem Benehmen eines Menschen bemerken können, daß ihm die Situation völlig klar geworden sei. Was Geisteskrankheit war, hielt man für bösen Charakter und böse Leidenschaften. Man schlug einst mit Knüppeln auf mich ein, daß die Kopfhaut aufsprang, machte Anzeige beim Gericht wegen Streitsucht und Ruhestörung, und ich konnte und durfte in Rücksicht auf meine kranke Mutter nicht die Wahrheit zu unserer Verteidigung sagen. Alle viertel oder halbe Jahre bezogen wir eine andere Wohnung, weil sie die Verfolgungen der Hausbewohner nicht länger mehr ertragen konnte und ich nach ihrer Meinung immer gemeinschaftliche Sache mit ihren Verfolgern machte. In meiner großen Not ging ich einst zum Kreisphysikus, ihm meine Lage darzustellen und seinen Rat zu erbitten. Er war ein grober Polterer, dem ich zu ungelegener Zeit kam. Seine Pflicht gebot ihm aber doch zu sehen, was los sei, und er kam später in Begleitung eines kräftigen Mannes, da er wohl für seine Person Angriffe seitens meiner Mutter fürchten mochte. Aber mit einer Ruhe empfing sie ihn, welche ich ihm gewünscht hätte, als er mich bei sich empfing. Zu mir gewandt

sagte er: „Na, das war doch nur eine Verunreinigung?" und empfahl sich. Damit glaubte er seine Pflicht erfüllt zu haben. Anstatt eine Hilfe zu erlangen war das Übel nun viel ärger gemacht.

Ich zog mit meiner Mutter fort nach einem Fabrikort in Sachsen an der böhmischen Grenze, um meine in der Fabrik erworbenen Fertigkeiten als Bleicher und Appreteur in einer dort erhaltenen Stelle zu verwerten. Ich bekam mehr als doppelt so viel Lohn als in der Heimat, und wir hätten ein ganz anständiges Leben führen können. Der Ort war aber nur klein, bald waren wir stadtbekannt, denn wir waren schon einigemale umgezogen und bekamen ein für allemal keine Wohnung mehr. „Ja, wenn Sie allein wären, ohne Ihre Mutter!" hieß es. In der Fremde ging es also auch nicht. Wir mußten wieder zurück in die Heimat, ins Elend, ohne Stellung, ohne Brot, ohne Geld, ohne Freunde. Es war 1869, ich 28 Jahre alt; und ich mußte noch 12 Jahre meiner Lebenszeit auf diese Weise meiner Mutter opfern, denn erst im Jahre 1881 starb sie, an Magenkrebs.

Während dieser Zeit habe ich, so weit es mir möglich war, an der Verbesserung sowohl meiner eigenen materiellen Lage gearbeitet, als auch der allgemeinen meines Standes durch Schrift und Wort zu nützen versucht. Eine einzige Stelle aus einem meiner Artikel in einem fortschrittlichen Blatte meiner Heimat (Nordd. Wochenbl. Nr. 5 vom 29. Jan. 1870) dürfte für die Lohnverhältnisse bezeichnend sein. Ich schrieb über mich selbst: „Ein Fabrikarbeiter arbeitet seit Juni vorigen Jahres in Schlegels Färberei für den Normalarbeitslohn von 2 Thaler 10 Groschen bei Abzug der Feiertage. Er schreibt eine hübsche, gefällige Handschrift, denn er ist ein sehr strebsamer Arbeiter. Durch Zufall hat sein Arbeitgeber dies bemerkt. Er fragt ihn eines Tages, ob er gut schreiben könne, er wolle ihm, wenn er immer Alles ordentlich besorge, einen dem entsprechenden Posten geben. Der arme Teufel verspricht natürlich alles bereitwillig und dankt ihm für sein Wohlwollen. Er fühlt sich glücklich, daß er nun voraussichtlich einen besseren Lohn erhalten wird. Die erste Woche bekam er noch nicht gleich „zugelegt", die zweite Woche — auch noch nicht, und am dritten Zahltag bekam er statt „zugelegt" den in die Woche fallenden Bußtag abgezogen, so daß sein Wochenlohn 1 Thaler 28 Sgr. 6 Pf. betrug. Das war ihm denn aber doch zu toll; er fragte bescheiden, ob man nicht willens sei, ihm etwas „zuzulegen". Hier die Antwort: „Nur Geduld, das will ich schon, ich muß doch sehen, wie die Sache weiter geht, ob Du Deine Sache fort gut besorgst, Du mußt nur Geduld haben! . . . Am nächsten Zahltage nach dieser denkwürdigen Antwort bekam unser Beklagenswerter — welche Überraschung für ihn — eine Zulage von 5 Groschen". —

Als junger Fabrikarbeiter las ich einst eine Darstellung der Einrichtungen im sozialistischen Staate, die mich begeisterte; was angesichts der geringschätzenden Behandlung der Arbeiter in der Fabrik und des ganz unzulänglichen Lohnes ganz erklärlich war. Ich war von der Minute an mit Leib und Seele Sozialdemokrat. Aber nicht lange, so sorgten meine Parteigenossen durch ihr völlig verständnisloses, wüstes Gebahren dafür, daß sich meine anfängliche Begeisterung ins Gegenteil kehrte und ich zur Erkenntnis kam, daß ein vollkommenes Staatswesen nur von vollkommenen Menschen begründet werden kann und bis Natur und Kultur das nötige Menschenmaterial heranbildet, endlos viel Zeit vergeht. Ich schloß mich deshalb der im Wahlkreise vertretenen Fortschrittspartei an. Zur Zeit fühle ich mich zu gar keiner Partei hingezogen. Der einzige in Berlin aufgestellte Reichstagskandidat bei der letzten Wahl, dem ich ganz rückhaltlos und vertrauensvoll meine Stimme hätte geben können, wäre M. von Egidy gewesen. Daß die Politik meinen Charakter in gutem oder bösem Sinne beeinflußt haben könnte, wüßte ich nicht zu sagen. 1869 fand mich die Organisation der deutschen Arbeiter nach dem Muster der englischen Gewerkvereine zu begeisterter Teilnahme bereit.

Ich besaß von meiner Kindheit an eine besondere Liebe für Bücher. Das war ein sehr glücklicher Umstand. Unseren deutschen Klassikern und anderen alten Büchern habe ich zu danken, daß mir Kopf und Herz gesund geblieben ist. Oft habe ich mich in den größten Bedrängnissen zu einem Dichter oder Philosophen geflüchtet, um eine Stunde lang alles Leid zu vergessen. Selbst den vierbändigen J. G. Zimmermann, „Über die Einsamkeit", habe ich von Anfang bis zu Ende und zwar viele Partien des Buches mit Nutzen gelesen, auch Pestalozzi und Andere, die als langweilig verachtet werden. Die Bibel hat mir nie Freundin werden können, sie ist mir zu viel Rohmaterial. Im ferneren machte ich mir die freie Religion des Predigers Leberecht Uhlich aus seinen Vorträgen und Schriften zu eigen. Jetzt bin ich ganz Spinozist. Das treffliche Buch von J. Stern, „Die Philosophie Spinozas", (Stuttgart 1890) führte mich dazu. Jede dem Broterwerbe abgeknapste Viertelstunde suche ich jetzt Schopenhauer zu widmen. Im vergangenen Jahre schickte mir die Kirche einen jungen Geistlichen ins Haus mit dem Auftrage, mir die Höllenstrafen (wörtlich) in möglichst helles Licht zu setzen, welche ich zu erwarten haben sollte, wenn ich nicht bald mein zweites, jüngstes Kind taufen lassen würde.

Die reinste, edelste, nachhaltigste Freude, die ich je gehabt, war die über die beispiellosen Siege 1870—1871. Zu dieser Zeit wurde in Berlin eine deutsche gemeinnützige Gesellschaft gegründet, bei welcher ich das Glück hatte, auf ihrem Bureau als Gehülfe angestellt zu werden. Die Mutter blieb vorläufig, bis zum Jahre 1874, wo ich sie zu mir kommen ließ, in der Heimat zurück. In Berlin atmete ich nach und nach auf, wie von einem schweren Drucke befreit.

Ein Vorschlag zur Gründung einer ethischen Gesellschaft aus dem Jahre 1883.

Mitgeteilt von P. Hoffmann in Gent.

Die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur ist im Anschluß an die ähnlichen amerikanischen Gesellschaften gegründet worden. Aber auch unabhängig von der amerikanischen Anregung haben schon früher in Deutschland einige Männer denselben Gedanken gehabt und wenigstens den Vorschlag zur Gründung einer solchen Gesellschaft gemacht. Vielleicht am trefflichsten that dies im Jahre 1883 der bekannte Pädagoge und Philosoph Ernst Laas († 1885) in seinen „Aphorismen über Staat und Kirche". Freilich bestand schon damals die New-Yorker Society for Ethical Culture, aber Laas war deren Bestehen gänzlich unbekannt. Wie er mir übrigens persönlich versichert hat, fand sein Vorschlag vielfachen Beifall, und da derselbe in seiner körnigen Knappheit manches Beherzigenswerte enthält, so erlaube ich mir, ihn den Lesern der „Ethischen Kultur" hier mitzuteilen: —

„Wenn man alle Zeichen der Zeit zusammenfaßt, so muß sowohl das gegenwärtige Staatsleben, wie das landläufige Kirchentum für den gesunden Fortgang der Kulturentwickelung die schwersten Besorgnisse einflößen. Und zwar steht es mit der Kirche noch sehr viel schlimmer als mit dem Staate.

Die politische Opposition hat ihre regulären Organe. Und es ist auch so dafür gesorgt, daß Mißgriffe in der Zoll- und Steuerveranlagung, sowie in der Zentralisation und Monopolisierung der wirtschaftlichen Arbeit nicht über gewisse Grenzen hinaus wachsen. Die Verhältnisse sind hier doch noch mächtiger als die Menschen. Und man braucht die Hoffnung nicht aufzugeben, daß aus dem Antagonismus der Interessen und Parteien schließlich doch diejenige Verteilung beamtlicher und freier Arbeit heraustrete, welche der nationalen Wohlfahrt am meisten entspricht.

Aber mit der Kirche steht es sehr übel; am übelsten mit derjenigen Seite derselben, die an der irdischen Kulturent-

wickelung mitzuarbeiten bestrebt ist, der vielleicht sogar die unendlichen Aufgaben des menschlichen Gemeinlebens wertvoller sind, als die Ausspinnung und Förderung der kleinen persönlichen jenseitigen und diesseitigen Interessen an der Hand der Heilswahrheiten und Gnadenmittel. Den Mitgliedern dieser unsichtbaren Kirche fehlt es fast an jeder Möglichkeit, Geltung zu gewinnen und Propaganda zu machen. Auf das dringendste ist eine festere Association der isolierten und versprengten Elemente zu wünschen. Eingeklemmt zwischen die wechselnden Zusammenstöße und Vereinbarungen teils abergläubischer, teils roh kalkulierender, jedenfalls der Äußerlichkeit des Staatsbegriffs immer mehr entsprechender Regierungen und dogmatisch verknöcherter und hierarchisch verweltlichter Kirchen, kommen die edelsten, innerlichsten Kulturgüter in Gefahr.

Alles, was der freien Forschung, was der reinen, sittlichen Erziehung, was der sozialen Bekämpfung des Lasters und Verbrechens und christlichem Liebes- und Barmherzigkeitswerk ergeben ist, sollte sich abseits des staatlichen Regimes und konfessioneller Befangenheiten unter der Fahne der allgemeinen Kultur im Dienste des Guten solidarisch fühlen und eine engere Verbindung und entwickeltere Organisation suchen, die dem Einzelnen Halt gewährt und die Leistungen steigert, indem sie sie zusammenstimmender und einheitlicher macht.

Ein Gelübde, ähnlich demjenigen, welches einst John Locke mit seinen Freunden in Holland verknüpfte, regelmäßige Beiträge oder direkte Dienstleistungen im Auftrag der Gesellschaft mögen etwa zur Mitgliedschaft berechtigen. Der Verein muß suchen, die Rechte einer juristischen Person zu gewinnen. Die Leitung muß in all ihren Abstufungen aus freier Wahl hervorgehen.

Eine Hauptschwierigkeit wird immer die sein, welche Art von Einfluß solche Associationen auf ihre Mitglieder ausüben und wie sie Verbreitung suchen sollen.

Daß sie die Jugenderziehung zu pflegen haben, ist selbstverständlich; die Mitwirkung des „Glaubens" ist dabei . . . . unbefangen vom pädagogischen Gesichtspunkte aus anzusehen; nur der sittlich fruchtbare, werkthätige kann überhaupt in Betracht kommen.

Aber welchen Einfluß sollen und können sie auf Erwachsene ausüben? Nichtmitgliedern gegenüber steht nichts weiter offen als der alltägliche Verkehr, das Vorbild, hilfsbereite Teilnahme an Unglück und Elend, selbstloses Eintreten für gerechte Vergeltung, die Lehre, die Predigt und — die Presse. Die Mitglieder müssen gewillt sein, den Anweisungen der aus ihrer eigenen Wahl hervorgegangenen Oberhirten sich jederzeit loyal zu unterwerfen. Und die Oberleitung muß berechtigt sein, im Falle vorsätzlicher oder fahrlässiger Abweichung des Einzelnen von den Gesellschaftszwecken, Vermahnungen, Zurechtweisungen zu erteilen und bei fortdauernder Unwürdigkeit unter Anhörung und Zustimmung der Synoden Ausschließung zu verfügen.

Um seines Glaubens willen darf niemand belästigt werden. Die Propaganda muß sich auf diesen Punkt ganz besonders richten, damit auch der Staat und die öffentliche Meinung davon abläßt, an Glaubensdifferenzen direkte oder indirekte Vorteile oder Nachteile zu knüpfen. So fruchtbar und segensreich auch mancher Glaube ist: Fiction ist er immer, die eine mehr, die andere weniger motiviert. Und die Geschichte hat zur Genüge bewiesen, daß auch der beste Glaube nicht Jedem zugänglich gemacht werden kann, sowie, daß es ebenso möglich ist, mit Glauben ruchlos, wie ohne Glauben sittlich zu leben und gemeinnützig zu wirken, und daß es im höchsten Grade kulturgefährlich ist, in Glaubenssachen exclusiv, intolerant oder gar inquisitorisch und verfolgungssüchtig zu sein."

Einiges Christentum und Ethische Kultur.

Herr Oberstlieutenant M. v. Egidy, welchen der Herausgeber gefragt hatte, ob er auf den diese Überschrift tragenden Artikel der vorigen Nummer antworten wolle, schreibt demselben Folgendes:

Ich verzichte auf eine Beantwortung der in voriger Nummer enthaltenen Abhandlung des Herrn Professor Jodl. Ich bin mir nicht bewußt, die dort geübte Kritik irgendwie herausgefordert zu haben, und verspreche mir von der Fortführung eines derartigen Streites nur um Worte nichts Heilsames, nichts Förderndes für das Gemeinwohl.

In Einigem glaube ich schon mit meiner Antwort auf „Grunddeutsch" (Nr. 39) den Ausführungen des Herrn Professor Jodl begegnet zu sein; das nähere Eingehen auf dieselben steht in erster Linie meinem Freunde, dem Herrn Professor Lehmann zu, dessen Brief den Ausgangspunkt jener Abhandlung bildet. Zudem erschweren mir gewisse kränkende Redewendungen des Herrn Professor Jodl das Antworten. —

Ich meine überhaupt, man sollte mit den sich befehdenden — von mir nie gewollten oder angeregten — Auseinandersetzungen endlich zum Abschluß kommen. Die Zeit mahnt, ein Ergebnis der vielhundertjährigen Betrachtungen herbeizuführen. Diesem Wirken, nicht unfruchtbaren Abhandlungen, gehören meine Kräfte. M. von Egidy.

Herr Professor Lehmann-Hohenberg sendet uns folgende

Erwiderung.

In Nr. 38 und 39 dieser Wochenschrift sind Herrn von Egidy's und meine Bestrebungen von Herrn Dr. F. W. Foerster und Herrn Professor Fr. Jodl einer Besprechung unterzogen worden, auf welche mir der Herausgeber dieser Blätter freundlichst eine Entgegnung gestattet. Herr v. Egidy wird ganz unabhängig von mir seinerseits aussprechen, was er zu sagen hat.

Um auf den Artikel des Herrn Professor Jodl „Einiges Christentum und Ethische Kultur" zunächst einzugehen, so ist es von Herrn Professor Jodl wenig glücklich, meinen Ausführungen keine gesonderte Behandlung zuteil werden zu lassen. Mein an den Vorsitzenden der D. G. E. K., Herrn Geheimrat W. Foerster, anläßlich der beabsichtigten Zusammenkunft in Eisenach gerichtetes Schreiben erwähnte mit keiner Silbe die Bestrebungen des Einigen Christentums (Vergl. Nr. 39), und so hätte füglich dies ganz aus dem Spiel bleiben können. Mein Schreiben beginnt mit den Worten: „Als Mitglied der D. G. E. K. bitte ich — — — in Erwägung zu ziehen." Leider verhindert, der Versammlung in Eisenach beizuwohnen, richtete ich jenes Schreiben an den Vorstand, um meinerseits mich als Mitglied zu bethätigen und für die Oktoberversammlung eventuelle Statutenveränderungen vorzubereiten, da die vorjährigen bekanntlich nicht als definitiv gelten sollten. Leider werde ich auch der diesjährigen Oktoberversammlung nicht beiwohnen können — auch hier nicht aus anderen inneren Gründen, wie Herr Professor Jodl fälschlich für Eisenach annimmt — sondern, weil ich wirklich so überhäuft mit Arbeiten bin, daß ich für die D. G. E. K. nicht so thätig sein kann, wie es jedes Mitglied einer Gesellschaft, welche sich so hohe Aufgaben stellt, sein sollte. Es ist mir deshalb garnicht recht, daß über meine Zuschrift in Eisenach die Diskussion „leider versäumt werden mußte." Ich brachte ganz positive und ohne weitere Erläuterung verständliche Vorschläge, zu welchen ich als Mitglied der Gesellschaft ebenso befugt war wie zu einer Kritik. Die Versammlung hat trotz ihrer langen Dauer die von mir angeregten Fragen, wie ich annehmen muß, gar nicht berührt. Weshalb das geschah, entzieht sich meiner Beurteilung. — Ich möchte nun nicht den Gedanken aufkommen lassen, als ob ich in irgend welcher feindseligen Stimmung gegen die D. G. E. K. und die von mir aufrichtig hoch geschätzten

Vorstandsmitglieder schreibe. Was an mir lag, um die Gesellschaft zu fördern und in ein nach meinem Ermessen richtigeres Fahrwasser hineinzubringen, das habe ich redlich gethan. Ganz besonders möchte ich auch nicht Herrn Professor Jodl kränken. Dennoch kann ich ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er bei der Kritik des Einigen Christentums und der Absichten seiner Hauptvertreter, als welche Herr v. Egidy und ich zur Zeit betrachtet werden, nicht ganz den Prinzipien der Gesellschaft, deren Mitglieder Herr Professor Jodl und ich sind, getreu geblieben ist. Die Unterstellungen, als wollten v. Egidy und ich Religion und Christentum als „Kunstgriff", als schöne „Etiquette" und „bloßes Schaustück", also als Lockmittel und zur frommen Täuschung anwenden, sind so stark, daß ich meinen Augen nicht traute. Selbst wenn die Unvollkommenheit des Ausdrucks eines unserer Sätze die Möglichkeit einer solchen Deutung bot, so durfte ein Ethiker uns diese Gesinnung nicht zutrauen!

Doch nun zu den Belehrungen selbst! — Ich muß annehmen, daß Herr Professor Jodl über das, was wir wollen und vertreten, doch noch nicht recht nachgedacht hat, sonst durfte er sich die Sache nicht so leicht machen.

Welche Rolle die Wissenschaft einzunehmen berufen ist, darüber bin ich einigermaßen unterrichtet; ob aber gerade die Philosophie in der Gegenwart geeignet ist, als Führerin der Menschheit zu dienen, möchte ich bezweifeln. Weiß Herr Professor Jodl nicht, daß wir im Begriffe stehen, in das Zeitalter der Naturwissenschaft einzutreten? Daß wir es schon haben, ist nicht meine Meinung. Die volle Bedeutung des biologischen Entwickelungsgesetzes wird erst nur von wenigen begriffen, und die Philosophie wird erst dann auf einen grünen Zweig kommen, wenn sie das Operieren mit Symbolen besser von realen Beobachtungen zu trennen verstehen und in gewissem Sinne Naturwissenschaft geworden sein wird. Wenn von dem Professor der Philosophie, Herrn Dr. Gideon Spicker, eingestanden wird, „daß die Philosophie seit langer Zeit ihre Aufgabe nicht erfüllt", und wenn man sieht, welche unklaren Begriffe über Raum und Zeit (vergl. die Volksschrift Einiges Christentum Heft 4 S. 60 u. ff.) als Fundament der Philosophie dienen, dann darf ich wohl behaupten, daß die heutige Philosophie noch sehr vieles nicht weiß und die Theorie der Ethik ein noch sehr unsicheres Gebiet ist. Seltsam sticht dagegen die Bestimmtheit ab, mit welcher Herr Professor Jodl der Religion auf den Grund geht und ihre Richtigkeit beweist. Das Bemühen, mir dies klar zu machen, ist vollständig vergeblich, so lange zwischen die anerkannten Schulbegriffe Dinge wie „Gefühl" und „lebendige Gewöhnung" eingeschoben werden. Ja, wüßten wir nur, was „Empfindung, Bewußtsein, Leben" ist! Herr Professor Jodl entsetzt sich, daß ich als Naturforscher ein „geistiges Vermögen" der Menschen anerkenne und fragt, seit wann die Naturforschung solche entdeckt. Nun, ich meine wohl, daß viele Naturforscher glauben, die geistigen Kräfte der lebenden Wesen so weit ergründet zu haben, daß nichts Unbegreifliches mehr übrig bleibt, vielleicht wie bei der Wurfbewegung eines Steines. Daß Naturforscher gedankenlose Materialisten sind, ist leider die Regel, aber es giebt doch auch mehr philosophisch angelegte Köpfe, welche bescheidener in der Behauptung ihres Wissens sind und zugeben, daß uns noch sehr viel fehlt, um das Geistige und Göttliche in der Natur zu begreifen.

Die entscheidende Differenz zwischen Herrn Professor Jodl und mir liegt darin, daß er das Unbegreifliche aus dem Sittengesetz glaubt ausscheiden zu können, während ich die Religion als eine thatsächlich in jedem Menschen vorhandene Macht anerkenne, obwohl ich dieselbe noch nicht vollkommen zu analysieren vermag. Selbst wenn Herr Professor Jodl glaubt, für sich ein religiöses Gefühl nicht konstatieren zu können, so folgt daraus noch nicht, daß es auch andern fehlen oder auf subjektiver Täuschung beruhen muß. Die Formen, welche unser Geistesleben annimmt und welche in den verschiedenen Zeitperioden lebendige Kräfte gewesen sind, wechseln, und so mag vielleicht dereinst vollständiges Wissen, nur auf Vernunft gegründete Ethik, an Stelle der Religion treten. Vorläufig sagt mir und Millionen meiner Mitmenschen das Wort „Religion" mehr, und deshalb ist es unrichtig, dasselbe von seinem rechtmäßigen Platze zu verdrängen. Ist unser Wollen ernst und überlegt, dann müssen wir auf den im Volke lebenden Vorstellungen und Empfindungen fußen und diese läutern und klären.

Ohne eine erschöpfende Begriffserklärung von Religion geben zu wollen, habe ich als ihr eigentlichstes Wesen „die Gewissenhaftigkeit" bezeichnet. Unser „Gewissen" ist eben ein eigenartiges Ding und läßt sich nicht, wie Herr Jodl meint, nach Belieben verwerten. Das Gewissen ist ein unerbittlicher Richter über unsere Gedanken und Thaten und leistet darin viel mehr als eine auf Vernunftgründen aufgebaute Ethik. In unserem Gewissen kommen in einer uns noch unerklärlichen Weise Beziehungen zu unseren Mitmenschen, zum ganzen Weltall und zum Sein nach dem Tode — also zu dem, was wir „Gott" nennen, zum Ausdruck. Wer sich dem ganz entziehen kann, der verwirft mit Recht die Religion. Ich kann es nicht und bescheide mich, nicht alles zu wissen. Daraus folgt nicht, daß ich die Gesetzmäßigkeit der mich umgebenden Erfahrungswelt nicht für gesichert erachte und an das unvermittelte Einwirken überirdischer Kräfte glaube. Niemand wird mehr als ich wünschen, daß wir überall unsere Vernunft zur Geltung bringen und der Unwissenheit, als dem größten Übel, entgegentreten; allein eben dies zwingt mich, gegen die zu sehr betonte Abgeschlossenheit unseres Wissens Widerspruch zu erheben.

Durch die heutige Zeit geht ein Zug des Nivellierens. — „Eines Messias," sagt man, „bedürfen wir nicht!" Wer sind „wir?" Unsere Bildung hat gegen das Altertum an Tiefe kaum zugenommen, wenn wir von unseren naturwissenschaftlichen Kenntnissen absehen; wohl nennen sich freilich viel mehr Personen „gebildet" als früher. Wie viele davon sind aber fähig, selbständig zu denken? Deshalb halte ich im Gegensatz zu einer weit verbreiteten Annahme heute noch die Führung und das Vorbild edler Menschen für das Volk ganz unentbehrlich; ich bin als Naturforscher, der mit realen Werten zu rechnen pflegt, gar nicht imstande, mir eine andere zum Ziele führende Einwirkung auf die großen Massen zu denken. Die ethische Lehre allein thut es nicht, es gehören auch Persönlichkeiten dazu.

Nun wird berichtet, daß Jesus von Nazareth der Christus war, der die Menschen aus ihrer geistigen Nacht erlöste und in einfachen, jedem schlichten Manne und Weibe verständlichen, Worten das Evangelium der Nächstenliebe predigte und durch sein Beispiel bethätigte. Er bekämpfte alle unduldsame Orthodoxie und wies darauf hin, wie nur der Geist der Wahrheit uns zu einer Wiedergeburt führen und frei machen könne. Warum sollen wir uns nicht nach ihm nennen dürfen, wenn wir von diesem Geiste etwas in uns spüren? Wo liegt darin eine Selbstironisierung unserer Bestrebungen? Je nach seiner Erfahrung, seinem Bildungskreise, seiner geistigen Begabung und Entwickelungsstufe wird jeder die christliche Religion individuell erfassen, darin ist dem großen Religionsphilosophen Schleiermacher durchaus Recht zu geben. So wie ich die Lehre des Nazareners zu verstehen glaube, handelt es sich nicht darum, was Christus war, sondern darum, wozu er die Menschen antrieb, nämlich Kinder Gottes zu werden. Mir persönlich ist die im Apostolikum niedergelegte Anschauung nicht so unverständlich und soweit es Bilder sein sollen, kann ich manchem zustimmen, trotzdem lege ich nur geringen Wert auf dasselbe, ja halte es als ein von der Kirche gefordertes Dogma für höchst verderblich, weil die wenigsten Priester eine philosophische Anschauung damit verbinden und es bei den Laien in einen Fetischglauben ausartete. Vielleicht läßt dies mancher orthodoxe Pfarrer gelten. Wohl nicht im Ernst kann Herr Professor Jodl die Ent-

scheidung, ob wir uns Christen nennen dürfen — auf welchen Namen wir allerdings Wert legen — davon abhängig machen wollen, ob die eingeschriebenen Christen uns anerkennen, — die verleugnen ja ihre eigenen Priester, wenn sie ihnen unbequem werden.

Hoffentlich hält Herr Professor Jodl sein Urteil nicht für unkorrigierbar und nicht für allgemein verbindlich, sonst stände es schlimm um uns und unser Einiges Christentum. Wie für Luther der Schlüsselträger zu Rom, so sei für uns der „papierene Papst" der Lutheraner bedeutungslos geworden. Ganz recht, deshalb halten wir uns eben an den Geist des Christentums. Aber weder die dogmatische, noch die historische und ganz gewiß nicht die ethische Grundlage des Christentums verflüchtigt sich unter unseren Händen. Das Dogma bekämpfen wir, wenn es als unfehlbar für alle Zeit festgelegt sich aufdrängen will; wir überlassen jedem, sich das Rätsel der Jesuserscheinung nach seinem Können zu erklären und betrachten eines Jeden Glauben darüber als sein geheiligtes Sondergut. Historisch verlieren wir den Zusammenhang mit dem Christentum deshalb nicht, weil wir auf die einfache Jesuslehre zurückgehen, bevor man anfing, dieselbe in den Dienst der Hierarchie zu stellen. Und worin gipfelt die Ethik des Christentums? Doch wohl darin, daß die Gesinnung und die That höher steht als das Bekennen. Wir sollen hier auf der Erde einig werden wie Brüder, daher erkennen wir nur ein Einiges Christentum an. Jedes andere, welches nicht die Kraft der Einigung besitzt, das ist keins. Darum sollen wir ablassen, Worte zu spalten, sondern sollen uns im Thun zusammenfinden. Soviel ethisches Bewußtsein ist schon vorhanden — wir brauchen es nicht erst mit der Laterne zu suchen — daß wir zum Entschluß kommen können. Staat, Kirche, Schule haben unausgesetzt ethisierend gewirkt; wir bauen seit Jahrtausenden an dem Gebäude der Ethik. Der Jammer und die Not des Volkes ist aber so furchtbar groß und für jeden Menschenfreund nicht länger zu ertragen, daß uns das Wort des Freiherrn vom Stein: „Die Gelehrten halte ich durchaus unfähig zur Teilnahme am praktischen Leben" auf der Seele brennen muß.

Sollen wir, die wir berufen sind, die geistigen Führer des Volks zu sein, ewig doktrinär bleiben? Auch die Wissenschaft ist um der Menschen willen da! Vermögen wir nicht, unsere Liebhabereien und Sonderinteressen hintenanzusetzen gegen die großen Aufgaben unseres Volkes, so sind wir weder Christen noch Ethiker. Verdanken wir nicht die Einigung unseres deutschen Vaterlandes und unser Ansehen unter den Völkern der Erde dem entschlossenen Wollen thatkräftiger Männer? — So sollen auch wir — unbeirrt, was andere Nationen thun — in erster Linie deutsche Männer sein und das Banner der Gesittung unserm Volke vorantragen. Schließen sich andere Nationen mit ihren Fahnen an, so sollen sie uns herzlich willkommen sein; der Kulturfortschritt verbindet uns um so sicherer, je mehr Achtung wir vor den besonderen Eigenarten haben. —

Ich komme zu den Bemerkungen des Herrn Dr. Foerster, Sohn des Vorsitzenden der D. G. E. K. Eine Anzeige der Volksschrift „Einiges Christentum" hat ihm Veranlassung zu einem geharnischten Artikel in Nr. 38 dieser Wochenschrift gegeben. Sofern die dem Raum angepaßte Kürze der Ankündigung die Möglichkeit zu Mißverständnissen nicht ausschloß, bekenne ich mich schuldig und verdiene einen Tadel; ich durfte nicht voraussetzen, daß alle Leser der Ankündigung auch bereits die Ausführung v. Egidy's, betitelt: „Grund-Deutsch, trotzdem Völker-verbindend" in Heft 4 der Volksschrift, kannten, welche mir in dem Augenblicke der Abfassung jener Ankündigung vorschwebte. Herr Dr. Foerster konnte aber bei einiger Ueberlegung herausfinden, daß das, wogegen er so energisch auftritt, nicht von mir so gemeint sei, und hat wohl nur in der guten Absicht, eine Lanze für die Tugenden aller Nationen zu brechen, übersehen, wie unmögliche Gedanken er mir und Herrn v. Egidy zuschiebt. Damit fallen aber alle seine Erörterungen in sich zusammen, soweit sie uns zum Ausgangspunkt nehmen.

Im Frühjahr warf man mir Rückfall in das Weltbürgertum vor — die Flugblätter wurden von Leipzig aus versandt — und heute sehe ich mich genötigt, davor zu warnen, die nationalen Eigentümlichkeiten zu unterdrücken und zu verwischen. Wir brauchen unser deutsches Wesen nicht aufzugeben, um zum Weltfrieden zu gelangen; ich denke es mir auch gar nicht schön in einer Welt, in welcher alle Besonderheiten aufhören. Somit — man wird mich nicht mehr mißverstehen — wollen wir grunddeutsch bleiben und die deutsche Art „Frommheit, Sittenreinheit, Biederkeit, Gradheit, Einfachheit" zu leben, hochhalten. Herr v. Egidy hat dies sehr hübsch und ohne Chauvinismus in dem erwähnten Hefte ausgeführt. Unser deutsches Land mit seinen Tannenwäldern, mit seinen Buchenhainen und sagenumwobenen Seen und Burgen, wie es sich nirgends auf der Erde noch einmal findet, unsere Märchen und Lieder sollten sie aufhören, ein deutsches Gemüt zu bilden? Ist auf einem anderen Boden dieselbe Entwickelung denkbar? Ich glaube es nicht.

Andere Nationen mögen ebenso ihre guten Eigenheiten pflegen. Warum sollen die Franzosen nicht in echt französischer Weise ihre liebenswürdige Natur, echt französische Ritterlichkeit und selbstloses Eintreten für Andere weiter ausbilden? Was jetzt obenauf brodelt, das ist ein Zerrbild und weit entfernt von guter französischer Art.

Von allen gesitteten Nationen wollen wir lernen, aber trotzdem in unserer Heimat deutsch bleiben. Man soll in Deutschland nicht von einer „jüdischen Nation" sprechen müssen, wie dies Herr Dr. Foerster thut. Auch die Abkömmlinge der ehemaligen jüdischen Nation sollen in Deutschland wirklich deutsch, ganz deutsch werden, sofern sie zu uns gehören wollen.

Harzburg, den 20. September 1893.

Lehmann-Hohenberg.

Anmerkung der Redaktion

Der Herausgeber hält sich für verpflichtet, darauf aufmerksam zu machen, daß Herr Prof. Fr. Jodl in dem kritisierten Artikel nirgends die Richtigkeit der Religion zu beweisen oder dieselbe von ihrem rechtmäßigen Platz zu verdrängen sucht, wie Herr Prof. Lehmann-Hohenberg behauptet. Herr Prof. Jodl sagt nur: „Die tiefe Überzeugung, daß das Verhältnis zum Übernatürlichen oder Unendlichen, sobald man einmal den festen Boden einer historisch ausgebildeten Lehrform verlassen hat, nicht mehr allgemein-giltig zu bestimmen ist, hat die ethischen Gesellschaften dazu geführt, auf die Religion als gemeinschaftsbildende Macht ganz zu verzichten und es jedem Einzelnen freizustellen, mit welcher Art „religiöser Musik" (um mit Schleiermacher zu reden) er sein sittliches Thun begleiten wolle". Herr Prof. Jodl verwirft nicht die Religion, sondern erklärt sie innerhalb der D. G. E. K. für die rein persönliche Angelegenheit eines Jeden. Was er verwirft, ist nur das Verfahren, die Sittlichkeit, Gewissenhaftigkeit oder ethische Kultur Religion zu nennen, und sein Grund ist der, daß man unter Religion etwas anderes zu verstehen pflegt.

Was den Ausdruck „jüdische Nation" anbetrifft, so war derselbe schon in einer Zuschrift aus dem Leserkreise d. Bl. bemängelt worden. Herr Dr. F. W. Foerster antwortete uns darauf, daß er „jüdischer Abstammung" hatte schreiben wollen.

Grunddeutsch.

Die Ausführungen des Herrn von Egidy in Nr. 39 der E. K. enthalten keine sachliche Widerlegung meiner Einwände gegen die Ankündigung grunddeutscher Einrichtungen.

Gewiß würde die Menschheit verarmen, wenn ihre nationalen Typen im Weltbürgertum zerflössen, gewiß soll jedes Volk das ethische Ideal im Rahmen seiner nationalen Besonderheit verwirklichen. Aber dies halte ich aufrecht: Es ist eine gefährliche und völkertrennende Anmaßung, solche Zustände grunddeutsch zu nennen, welche eine allgemeinmenschliche Hoffnung sind, zu deren Verwirklichung alle Kulturnationen gleich wertvolle Gaben beisteuern. An einer Stelle bekämpft Herr von Egidy selbst diese Anmaßung — dann aber nimmt er doch wieder „Frommheit, Sittenreinheit, Biederkeit und Gradheit" als urdeutsches Wesen in Anspruch — auf das wir nur zurückzugreifen brauchten, um menschenwürdige Zustände in unserem Vaterlande zu schaffen. Diese

Tugenden sind aber keineswegs **urdeutsch**, sondern den patriarchalischen Zuständen aller Völker **gemeinsam**.

„Gottestum — Menschentum; Christentum — Deutschtum: Für den vernünftigen, vorurteilsfreien, selbstlosen Menschen bedeutet jedes der vier Worte dasselbe: eine im Rahmen der Verhältnisse, in die wir hineingeboren wurden, geheiligte Lebensführung."

Ganz recht: aber diese geheiligte Lebensführung selbst, dieses Gottestum, Christentum oder Menschentum, das ist ja eben das Allgemeinmenschliche, das, was nicht zu den **nationalen Besonderheiten** gehört, in deren Rahmen es ausgelebt wird: daher es auch nicht unter den Begriff des Deutschtums gebracht werden darf — wenn anders man überhaupt auf dem Wege geordneten Denkens einhergehen und nicht eine besondere germanische Logik gebrauchen will.

F. W. Foerster.

Bücherbesprechungen.

Alfred Freih. v. Berger: Dramaturgische Vorträge. (Gehalten im Wintersemester 1889—90 an der philos. Fakultät zu Wien.) Wien, Carl Konegen. 1890. 266 S., kl. 8°.

Wir rechnen die fünfzehn Vorträge, aus denen das allerliebst ausgestattete Büchlein besteht, zum Besten, nicht nur was in letzter Zeit, sondern überhaupt auf dem Gebiete der dramatischen Theorie veröffentlicht worden ist. Über jeden Doktrinarismus erhaben, gründet sich die Darstellung auf unmittelbare Kenntnis der dramatischen Meisterwerke, wie sie von der Bühne her zu verstehen und zu beurteilen sind. In solcher Hinsicht steht die Analyse des „**Hamlet**" obenan, und bringt, unseres Erachtens, die endgiltige Lösung des Hamlet-Rätsels. Jedem Unbefangenen wird das sofort einleuchten, wenn auch seitens zünftlerischer Besserwisserei Einspruch dagegen erhoben werden dürfte. Äußerst wertvoll sind die eben so eingehenden wie anerkennenden Würdigungen einiger Dramen von **Grillparzer** und **Hebbel**, die von der zeitgenössischen Kritik und ihren Nachbetern unter gewissen Literarhistorikern keine Gnade gefunden hatten. Die Analysen von Grillparzers „**Esther**" und „**Jüdin von Toledo**" und die von Hebbels „**Gyges**" und „**Maria Magdalena**" sind von einer Meisterschaft im Handhaben der Kritik, wie sie den beruflichen Recensenten nicht dringend genug als Vorbild empfohlen werden kann. Wer die genannten Stücke kennt und schätzt, wird ihnen an der Hand unseres Autors manche neue Freude abgewinnen; andere werden durch ihn die wunderbaren Dichtungen wahrhaft würdigen lernen. Ganz besondern Wert legen wir auf die Unbefangenheit, womit der Autor mit den landläufigen Vorurteilen über die sogenannte tragische Schuld und ähnliche „ästhetisch-scholastische Nichtswürdigkeiten" ins Gericht geht. Hier eröffnet er Ausblicke auf das Ethische im Schönen, die den Freunden unserer Gesellschaft die fruchtbarste Anregung beim Genießen dramatischer Meisterwerke bieten werden. Seiner Ansicht, daß die Annahme einer überirdischen Weltlenkung und das Durchblickenlassen einer solchen für das Herstellen eines wahrhaften dramatischen Kunstwerks unerläßlich sei, können wir nicht beitreten. Was hierüber zu sagen wäre, läßt sich vielleicht bei anderer Gelegenheit vorbringen. Hier haben wir der Beachtung unserer Leser eine Leistung empfehlen wollen, wofür sie uns nicht weniger dankbar sein werden, als **wir** es dem kundigen und seine Sache mit großer Überlegenheit vertretenden Autor sind.

Helsingfors. Wilhelm Bolin.

Bhagavad-Gîtâ oder das Lied der Gottheit. Aus dem Indischen übersetzt von **Robert Boxberger**, Realschullehrer zu Erfurt. — Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Das Bhagavad-Gîtâ war das erste Sanskritwerk, dessen Übersetzung die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrtenwelt auf die wunderbare philosophische und poetische Litteratur der Inder lenkte, und das die Reihe jener bahnbrechenden Arbeiten über indisches Geistesleben eröffnete, welche so reiche Früchte getragen haben. Charles Wilkins hat das Werk im Jahre 1785 übersetzt und seitdem ist es wiederholt auch in die deutsche Sprache übertragen worden. Vor Boxberger übertrugen es Peiper und Lorinser: Bruchstücke sind auch von Fr. Schlegel und Wilhelm von Humboldt in deutscher Sprache veröffentlicht worden. Es ist ganz besonders Humboldts Verdienst, daß das Bhagavad Gîtâ rasch in den gebildeten Kreisen bekannt wurde. Im Sommer des Jahres 1825 trug er eine Abhandlung „Über die unter dem Namen Bhagavad Gîtâ bekannte Episode des Mahâbhârata" vor der Akademie der Wissenschaften zu Berlin vor und erweckte dadurch Interesse für diese philosophische Dichtung, welche er so hoch verehrte, daß er an Gentz schrieb, er danke Gott, daß er ihn so lange habe leben lassen, um dieses Gedicht lesen zu können.

Boxbergers Übersetzung, welche uns vorliegt, liest sich im Ganzen sehr glatt, und es gelingt dem Verfasser an vielen Stellen uns vergessen zu lassen, daß es sich um eine Übersetzung handelt, obwohl er sich seine Aufgabe dadurch nicht unwesentlich erschwert hat, daß er den Reim anwendet.

Für eine eingehende Würdigung der Übersetzung ist hier nicht der geeignete Ort, aber ein Punkt kann nicht mit Stillschweigen übergangen werden, weil er von grundlegender Bedeutung ist. Boxberger gebraucht stets das Wort „Gott" für Brahma und erweckt dadurch unseres Erachtens leicht falsche Vorstellungen bei dem europäischen Leser. Es ist immer mißlich, Ausdrücke von unzweifelhaft feststehendem Inhalte für Begriffe zu gebrauchen, welche mit ihnen zwar verwandt, aber nicht identisch sind. Vielleicht hat sich Boxberger die französische Übersetzung von Bournouf zur Richtschnur genommen, welche auch Brahma mit „Dieu" giebt — aber trotzdem ist es nicht zu billigen, zumal im Bhagavad-Gîtâ Krischna redend eingeführt wird, den Boxberger als „die Gottheit" bezeichnet, und der — im pantheistischen Sinne — auch als „Gott" bezeichnet werden könnte und zwar mindestens mit eben so großer Berechtigung, wie Brahma. Der Leser, welcher nicht in die ungemein komplizierte nach-buddhistische indische Mythologie eingedrungen ist, wird ohnedies schon große Schwierigkeiten haben, um den tieferen Sinn des Bhagavad-Gîtâ zu erfassen.

Was nun das Werk selbst anbelangt, so muß vor Allem betont werden, daß das Große, das Ewige an ihm die ungeheure ethische Lebensauffassung ist, die es zum Ausdruck bringt.

Eine Inkarnation von Vischnu, **Krischna**, zieht als Wagenlenker des Helden Ardschuna mit diesem in den Entscheidungskampf, welchen die Pandusöhne, zu denen auch Ardschuna gehört, den Kurusöhnen liefern wollen. Als Ardschuna in den Reihen der Feinde seine Verwandten erblickt, will er auf einmal nicht mehr kämpfen und beklagt tief sein schweres Loos, daß er voll Gier nach Thron und Glück mit seinen Blutsverwandten kämpfen soll, und er weint in grenzenlosem Schmerze, als er seine Ahnen, seine Gespielen und Lehrer in den Reihen der Feinde sieht. Urplötzlich scheinen ihm alle Güter wertlos, die er so heiß ersehnt hatte, und er will Allem entsagen — lieber will er selbst fallen, als so unheilvoll handeln. Da ergreift denn der Wagenlenker — Krischna — das Wort und zeigt ihm, daß seine Schwachherzigkeit nicht das Richtige sei. **Kämpfen und handeln** — das stehe dem rechten Menschen an, und um seine Weltanschauung zu stützen, entwickelt Krischna sein philosophisches System — oder vielmehr seine Ethik. Dieser Ethik liegt die Yoga-Philosophie zu Grunde, die wir leider hier nur streifen können.

Nach dem Yoga-Systeme giebt es zwei Dinge: den Körper und die Seele. Der Körper ist zusammengesetzt, vergänglich und ohne Werth. — Die Seele ist ewig, unvergänglich, und sie wohnt in den verschiedenartigsten Körpern, bis sie sich wieder mit dem höchsten Wesen vereinigt. Diese Vereinigung sollen wir aber **handelnd** und **thätig** suchen, und nicht in beschaulicher Weise. Wir sollen **ausschließlich vom Gebote der Pflicht geleitet** und ohne Begierde nach den Früchten unseres Thuns, thatkräftig wirken — und wie wir dann auch handeln werden — wir haben **recht** gehandelt. Mit anderen Worten: das Yoga-System lehrt selbstlose Hingabe an den Weltprozeß in thatkräftigem Wirken ohne Rücksicht auf den zu erhoffenden Lohn.

Charakteristisch sind dafür folgende Verse:

„Entsagung der gebot'nen That, oh' Ardschuna, ist Albernheit;
Wer aus Verblendung ihr entsagt, der ist der Dunkelheit geweiht."

„Wer, weil es seine Ruhe stört, das Handeln zu vermeiden sucht,
Der, weil die Leidenschaft ihn treibt, genießt nicht der Entsagung Frucht."

„Wer die gebot'ne That vollzieht aus Pflicht und nicht aus Leidenschaft,
Und nicht des Handelns Frucht bedenkt, nur deß' Verzicht ist wesenhaft."

„Doch wessen Sinnen und Verstand nicht durch die Selbstsucht wird getrübt,
Wenn er die ganze Welt zerstört — **hat dennoch keinen Mord verübt.**"

Ein besonderes Interesse darf das Bhagavad-Gîtâ auch aus dem Grunde beanspruchen, weil seine Philosophie eine Reaktion gegen den Buddhismus bedeutet. Den Brahmanen, welche der Yoga-Lehre anhingen, war der Buddhismus eine ketzerische, eine heterodoxe Lehre und diese Brahmanen pflegten den Krischna-Kultus mit Leidenschaft, um den Buddha-Kultus zu bekämpfen. Thatsächlich steht auch die Pflichtenlehre des Bhagavad-Gîtâ insofern im diametralen Gegensatze zum Buddhismus, als sie individualistisch-optimistisch ist, und sie hat viel Verwandtes mit den Anschauungen vieler hervorragender Ethiker der Gegenwart.

Das Bhagavad-Gîtâ wird immerdar mit Recht als ein Meisterwerk der Ethik gepriesen werden. An den Worten Krischnas, daß der handelnde Mensch höher stehe, als der entsagende, werden sich zwar heute noch die Geister entzweien, doch gar Mancher wird Krischnas Worten:
„Entsagung zwar und Thätigkeit, sie führen beide wohl zum Heil.
Doch wird vor dem Entsagenden dem Thätigen der Preis zu Teil"
die Palme zuerkennen.

Frankfurt am Main. Dr. Arthur Pfungst.

Anzeigen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Tagesordnung
des vom 12. bis 14. Oktober 1893 stattfindenden Gesellschaftstages.

1. Rechenschaftsbericht des Hauptvorstandes.
2. Kassenbericht und Entlastung des Hauptvorstandes;
3. Wahl des neuen Hauptvorstandes und Bestimmung der Revisoren.
4. Bestimmung des Orts, an welchem der nächste Gesellschaftstag stattfinden soll.
5. Änderung und Erläuterung der Satzungen, einschließlich der Aufstellung eines Aktionsprogrammes.
6. Die Begründung eines alle Kulturvölker umfassenden „Ethischen Bundes“ und einer „Akademie für Ethische Kultur“.
7. Die Maßregeln für die Belebung der ethischen Litteratur und die Preisausschreibung für ein ethisches Handbuch für Erziehung und Unterricht.
8. Anträge, betreffend die Förderung der ethischen Unterweisung an den Fortbildungsschulen, den höheren Schulen und den Hochschulen, insbesondere die ausdrückliche Aufnahme der sozialen Ethik in den Lehrplan des juristischen und der hygienischen und diätetischen Ethik in den Lehrplan des medizinischen Studiums.
9. Die Begründung einer Zentralstelle für Sammlung und Bekanntmachung authentischen Materials betreffend die Zustände auf dem Gebiete der Rechtsprechung.
10. Die Art des Eintretens der ethischen Bewegung für die die Forderungen der ausgleichenden Gerechtigkeit im wirtschaftlichen Leben.
11. Die Gestaltung der publizistischen Thätigkeit der Gesellschaft.

Bureau, Lesezimmer und die Versammlungsräume der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur befinden sich im Langenbeckhause, N., Ziegelstraße 10/11, wohin alle die Gesellschaft betreffenden Anfragen zu richten sind.

Verlag von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Schatzkästlein der Braut.

Eine Verlobungsgabe.

Von

F. A. Maerker,
Professor an der Universität Berlin.

Mit einem Titelbilde: Amor nach Thorwaldsen in Stahl gestochen von E. Becker.

Quartformat. Hochfeiner Einband mit Goldschnitt.

Preis 4 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Die bürgerliche Kunst
und die
besitzlosen Volksklassen.

Von

Dr. Emil Reich.

8°. 18 Bogen. Preis M. 2.–

Der unerhörte Absatz des Rembrandt-Buches hat gezeigt, wie sehr die Fragen der Kunst und ihre Beziehungen zu allen Verhältnissen des öffentlichen und privaten Lebens Gegenstand allgemeinster Aufmerksamkeit geworden sind. Der Verfasser weist nach, wie seit der französischen Revolution die früher, unter dem Adelsregime, die höchsten Fragen der Menschheit behandelnde Kunst von ihrer Höhe herabgesunken und in den Banden des Bürgertums gefesselt blieb, wo sie im „Genre“ in Kleinlichkeit und Alltäglichkeit unterzugehen drohte. Erst dadurch, daß in neuester Zeit einzelne Künstler die großen sozialen Ideen unserer Zeit aufgreifen, kann die Kunst die ihr gebührende Stellung und damit die wahre Volkstümlichkeit wieder gewinnen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet Emil Reich die bildenden Künste, die Musik und die Dichtkunst unseres Jahrhunderts und sucht das Heraufdämmern einer neuen künstlerischen Ära — einer Kunst aus dem Volke und für das Volk zu dokumentieren. Giebt es aber eine Kunst für das Volk, so soll sie dem Volke nicht — wie bis jetzt — vorenthalten werden. Reich fordert leichteste Zugänglichkeit aller Kunstschöpfungen für das Volk. Das Buch Reichs ist eine epochemachende Arbeit, die das höchste Interesse aller Klassen wachrufen muß.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschien:

Die Geheimnisse der Blumen.

Eine populäre Jubiläumsschrift
zum Andenken an
Christian Conrad Sprengel
von
Professor Dr. O. Kirchner und Dr. H. Potonié.

— Mit 22 Illustrationen. —
81 Seiten gr. 8°.
Preis 1 M.

Der unendlich großen Zahl der Blumenfreunde wird diese Schrift, welche in populärer, höchst anziehender Darstellung, unterstützt durch treffliche Illustrationen, den Leser in das geheimnißvolle Leben der Blumenwelt einführt, einen großen Genuß bereiten. Sie ist zugleich dem Andenken des verdienstvollen Botanikers Chr. Conrad Sprengel gewidmet, dessen Biographie angeschlossen ist und der Schrift auch ein hohes wissenschaftliches Interesse verleiht.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.

Die „Ethische Kultur“ erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste I. Nachtrag Nr. 2070a) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 7. Oktober 1893.	Nr. 41.

Äußerungen hervorragender Zeitgenossen über Religion und Moral.

I.

Zu Anfang August d. J. versandte der Herausgeber dieses Blattes an vierzig hervorragende Zeitgenossen, welche nicht Mitglieder der D. G. E. K. sind, ein Schreiben, das folgenden Wortlaut hatte:

Die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur bezeichnet es in § 1 ihrer Satzungen als ihren Zweck, „im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwickelung ethischer Kultur zu pflegen." Die genannte Gesellschaft nimmt damit an, daß es eine von der Religion unabhängige Moral giebt. Es erscheint von hohem Interesse, die Ansichten hervorragender Zeitgenossen über diese Frage kennen zu lernen. Die Redaktion der Wochenschrift „Ethische Kultur" erlaubt sich daher, Sie ganz ergebenst zu bitten, uns geneigtest die beiden Fragen kurz zu beantworten:

1. Was verstehen Sie unter Religion?
2. Glauben Sie, daß es eine von der Religion (wie Sie dieselbe definiert haben) unabhängige Moral geben kann?

und die Veröffentlichung Ihrer Antwort gestatten zu wollen.

Von den vierzig Personen, an welche dieser Brief gerichtet wurde, hat fast die Hälfte bis zum heutigen Tage keinerlei Antwort gegeben. An Theologen, Philosophen, Naturforscher, Juristen, Staatsmänner, Abgeordnete, Großindustrielle, Maler, Bildhauer und Dichter war das Schreiben versandt worden; eine Beantwortung der Fragen erhielten wir bisher nur von Theologen, Philosophen, einem Naturforscher, einem Abgeordneten und einem Dichter.

Ein berühmter philosophischer Naturforscher erwiderte, die beiden Fragen lägen „seinem gewohnten Gedankenkreise so fern", daß er bedaure, von ihrer Beantwortung Abstand nehmen zu müssen.

Der Religionsforscher F. Max Müller in Oxford hat seine Antwort für später in (nicht bestimmte) Aussicht gestellt. Auch vom Sprachforscher H. Steinthal in Berlin ist für später eine Äußerung über den Gegenstand zu erwarten. Der Jurist R. v. Gneist wies darauf hin, daß im Oktober c. in einem Heft der neuen Zeitschrift über Verwaltungsrecht ein Artikel von ihm über die konfessionelle Schule erscheinen werde, der wohl virtuell eine Beantwortung der gestellten Fragen enthalten werde.

Wir veröffentlichen nun die Antworten, welche wir erhalten haben.

Herr Professor D. theol. Otto Pfleiderer, Ordinarius der Theologie in Berlin, schreibt:

„Es ist zwar sehr schwer, eigentlich unmöglich, in Kürze etwas, das überzeugend oder vor Mißverständnissen gesichert wäre, über die von Ihnen gestellte Frage zu behaupten. Aber da Sie mir den Wunsch ausgesprochen haben, meine Ansicht zu vernehmen, so will ich Ihnen die Sätze mitteilen, über welche ich vor meinen Zuhörern im Kolleg zu sprechen pflege; wobei ich auf meine Religionsphilosophie, die demnächst in 3. Auflage erscheint, als weitere Ausführung verweise.

1. Religion ist das Gefühl der Lebensgebundenheit an den weltbeherrschenden Willen und die Hingabe des eigenen Willens an diesen.

2. Sittlichkeit ist das durch die Idee des Menschen normierte Handeln in der menschlichen Gesellschaft.

3. Sofern die Zwecke des Handelns im einzelnen durch die vernunftgemäßen Lebensbedingungen der menschlichen Gesellschaft bestimmt sind, so kann die inhaltliche Regelung der besonderen Pflichtverhältnisse nicht von irgendwelcher religiösen Autorität abhängig gemacht werden.

4. Aber die sittliche Gesinnung als Ganzes beruht auf der Religion, da das Bewußtsein gegenseitiger Verpflichtung der Glieder der Gesellschaft seinen unbedingt sicheren Grund nur hat in dem Allen gemeinsamen Bewußtsein von ihrer gleichmäßigen Gebundenheit an den übersubjektiven göttlichen Willen, der die Glieder der Gemeinschaft zu Organen seines unbedingten Zweckes macht und dadurch sie sittlich organisiert.

5. Religion und Sittlichkeit sind daher auf gegenseitige Ergänzung und Wechselwirkung angewiesen. In ihrer künstlichen Trennung von einander müssen, wie die durchgängige geschichtliche Erfahrung lehrt, beide gleich sehr verkümmern.

6. Religion ohne Sittlichkeit wird zum pseudoreligiösen Aberglauben und Fanatismus. Sittlichkeit ohne Religion wird zum pseudomoralischen Naturalismus oder abstrakten Formalismus.

7. Der Idealismus der religiösen Weltanschauung findet seine praktische Bethätigung und Bewährung seiner Wahrheit darin, daß er kräftiges und stetiges Motiv echter Sittlichkeit wird.

8. Die Sittlichkeit aber erhält von der Religion ihre beiden transscendentalen Angelpunkte: die über jede subjektive Willkür (des Einzelnen oder der Vielen) erhabene unbedingte Begründung (Sanktion) des Pflichtbewußtseins und die für

freudige Pflichterfüllung unentbehrliche Bürgschaft der unbedingten siegreichen Realisierbarkeit des sittlichen Endzwecks in der Welt als der Herrschaftssphäre des Willens Gottes.

9. Die beiden christlichen Kardinalideen von der Gotteskindschaft des Menschen und von der Welt als dem werdenden Gottesreich sind die Grundlage einer Individual- und Sozialethik, welche sich erweisen läßt als die höhere Synthese der Gegensätze zwischen gesetzloser Freiheit und unfreier Gesetzlichkeit; zwischen egoistischer Überspannung des persönlichen Rechts gegenüber der Gesellschaft und sozialistischer Überspannung des Rechts der Gesellschaft gegenüber der freien Persönlichkeit; endlich zwischen oberflächlichem Optimismus und verzweifeltem Pessimismus.

10. Da der Idealismus der christlichen Weltanschauung und Sittlichkeit in der christlichen Kirche seine geschichtlich-institutionelle Verkörperung gefunden hat, kann die sittliche Aufgabe der Menschheit nicht durch Abbrechen dieser geschichtlichen Überlieferung gefördert werden, sondern nur dadurch, daß das in diesen Formen organisierte ideale Prinzip zu immer reinerer Erkenntnis und zu immer freierer, von den Fesseln des starren Dogmatismus entbundener Bethätigung gebracht wird. Ein gesunder sittlicher Fortschritt, der Reform mit Kontinuität verbindet, ist ebensowenig denkbar außerhalb der religiösen, wie außerhalb der staatlichen Gemeinschaft der europäischen Kulturvölker."

Herr Professor D. theol. Adolf Harnack, Ordinarius der Theologie in Berlin:

„Auf Ihre beiden Fragen geben ich Ihnen gern Antwort:

1. Religion: Gott als den Herrn fürchten, als den Vater lieben und ihm als dem Erlöser vertrauen, das eigene Leben in ihm geborgen wissen und Welt und Weltlauf als „von ihm" und „zu ihm" beurteilen.

2. Ich zweifle nicht, daß es eine Moral, die von dieser Religion unabhängig ist, gegeben hat und giebt. Aber ich meine, daß sie das nicht leistet, was die aus jener Religion entspringende und mit ihr verbündete Moral leistet, oder — wenn sie es leistet — daß sie selbst unbewußt noch von der Stimmung lebt, welche die Religion verleiht. Eine Moral ohne ein Unbedingtes, Heiliges weiß ich nicht zu fassen — selbst bei Feuerbach finde ich es —; das Unbedingte (sei es auch nur das Wohl der Gattung, Gemeingefühl, als unbedingte Forderung u. dergl.), welches dem Individuum zugemutet wird, ist für dasselbe stets ein Transscendentes. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß die Moral das Transscendente nötig hat, wie es sub 1 beschrieben ist; aber sie wird wohl genötigt sein, die verschiedenen Transscendenten, die sich in der Geschichte angeboten haben, zu prüfen. Mit dem „wohlverstandenen Interesse" eine Moral zu bauen — dieses Kunststück habe ich bisher noch nicht nachzudenken vermocht. Leichter geht es bei der Religion; aber sie wird auch darnach."

Herr Hofprediger Adolf Stoecker in Berlin:

„Gern komme ich Ihrem Wunsche nach und habe nichts dagegen, daß Sie meine Antwort veröffentlichen. Also kurz und bündig:

1. Religion ist Gemeinschaft mit der Gottheit; soweit sie wahre Religion ist, ist sie Gemeinschaft mit dem persönlichen Gott.

2. Eine von der Religion unabhängige Moral läßt sich abstrakt denken, in einzelnen Persönlichkeiten auch nachweisen. Aber unmöglich ist eine Volksmoral ohne Volksreligion."

(Fortsetzung folgt.)

Derjenige, welcher jeden Glauben mit gleicher Milde betrachtet, hat selbst keinen eigenen Glauben.

General M. M. Trumbull.

Zur Ethik des Schriftstellers und Redners.

Von Prof. Wilhelm Foerster in Berlin.

I.

Schon lange habe ich das Bedürfnis gefühlt, einige Gedanken über die Pflichten auszusprechen, welche das Streben nach der Pflege ethischer Kultur uns bei litterarischer Kritik und Polemik, überhaupt bei jedem Gedanken- und Überzeugungs-Ausdruck auferlegt, der für weitere Kreise bestimmt ist. Die letzten Nummern dieser Zeitschrift mit den vielen darin enthaltenen trefflichen und ergreifenden Darlegungen haben in mir jenes Bedürfnis geschärft. Ich habe die Empfindung, daß sie auch bei vielen unserer Freunde ein verwandtes Bedürfnis geweckt oder gesteigert haben.

Es möge mir gestattet sein, was ich vorzubringen habe, ohne Bezugnahme auf bestimmte Personen und bestimmte Äußerungen nach allgemeinen Gesichtspunkten auszusprechen, gleichsam als ob es sich nicht um Geschehenes, sondern um unser künftiges Verhalten in ähnlichen Fällen handelte. Die werten Freunde und Mitarbeiter und auch unsere eifrigen Leser werden schon die Anwendungen auf das Vergangene machen, und uns Allen wird daraus, wie ich hoffe, eine Milderung bisheriger Eindrücke und eine größere Zuversicht auf künftige noch reinere Wirkungen entstehen.

Jeder von uns sündigt täglich in dieser aufgeregten, leidenschaftlichen Zeit gegen die Forderungen des Maßes und der strengsten Wahrhaftigkeit, sozusagen der intellektuellen Redlichkeit. Also ein reiner und überlegener Richter in diesen Dingen ist wohl Niemand. Unter den vielen halbwahren oder in mancher Beziehung sogar ganz unrichtigen Sentenzen der biblischen Spruchweisheit gehören aber die Worte: „Richtet nicht u. s. w." oder „Wer sich ohne Sünde fühlt, u. s. w." zu den oberflächlichsten.

Wir sollen uns gerade gegenseitig durch ernstes Urteil fördern, läutern und erheben, nicht etwa auf Grund der Autorität, welche uns eigene Tugend und Vollkommenheit verleiht (wie arm wäre da die Welt an Autorität), sondern auf Grund einleuchtenden Denkens, welches wir zur allgemeinsten Anerkennung zu bringen suchen müssen, wenn wir auch selber gegebenen praktischen Falles noch nicht sicher in der Anwendung und Befolgung desselben sind, entweder weil wir aus früheren Tagen eigener Unklarheit her noch allzusehr von der Gewohnheit u. s. w. abhängen, oder weil uns die Unklarheit und Unsicherheit der Umgebungen in Mitleidenschaft zieht und uns immer und immer wieder den reineren Entschlüssen ruhiger Einkehr untreu werden läßt.

Dies zur Legitimation des sittenrichterlichen Tones, welchen man diesen Darlegungen vielleicht vorwerfen wird.

Die eben erwähnten Einflüsse der Umgebungen, welche auch den maßvoller und genauer Denkenden so häufig in Mitleidenschaft ziehen, ihn „ins Mißbehagen des Gefühls versetzen", so daß er gewissermaßen intellektuelle Schläge austeilt, diese trübenden Einflüsse erreichen ihre schädlichste Wirkung, wenn der Denker als Redner oder Schriftsteller aus jener Not eine Tugend macht und sich zu der sogenannten „sittlichen Energie" erhebt. Das liegt dann weitab von der ethischen Kultur — diese bleibt unter allen Umständen feinhörig für die Empfindungen und das relative Recht der Andern und hütet sich, deren Empfänglichkeit für das Wahre und Gerechte durch unnötig verallgemeinerte Drohungen abzustumpfen. Das ist auch nicht mehr moralischer Mut — denn dieser bramarbasiert nicht mit gewaltigen, stampfenden Worten. Das ist überhaupt nicht mehr sittliche Kraftäußerung, nicht mehr die ausdauernde, an der Harmonisierung ihrer Wirkungen erkennbare Spannkraft der Seelentiefen, sondern es ist eben, wie man in solchen Fällen an deutlichen Zeichen erkennt, Leiden der Seele durch das ungebändigte Hervorbrechen jener physischen Stoßkräfte, deren Beherrschung und deren geordnete zielbewußte Verwendung gerade die höchsten Frohgefühle der Menschennatur wachruft.

Wir sind gewiß alle darin einverstanden, daß es die Aufgabe der ethischen Bewegung sein soll, die Pflege der strengsten Wahrhaftigkeit und der feinsten Gerechtigkeit auch in Wort und Schrift stets im Auge zu behalten. Diese Aufgabe werden wir aber nur dann erfüllen, wenn wir von dem soeben gezeichneten extremen Typus der Leidenschaft des Wortes so fern als möglich bleiben.

Gewiß ist das furchtbar schwer in einer Zeit wie die unsrige, umgeben von der ganzen Denkweise einer Vergangenheit, welche auch beim Streit der Meinungen die philosophische und christliche Ethik bis jetzt noch gänzlich als Theorie behandelt, d. h. einfach ausgelacht hat. Man halte sich in dieser Beziehung nur die geltende Spruchweisheit und den ganzen Jargon der Freude am Schlagen, Schneiden, Schlachten u. s. w., wie er bildlich auch auf Meinungskämpfe angewendet wird, vor Augen, um zu verstehen, daß das Behagen an der Ausdrucksweise und an den Fechtkunststücken jener Art des Kämpfens auch die Besten und Gewissenhaftesten mitunter noch ergreift und auch bei einem Teil des Publikums einen gewissen Augenblickserfolg hervorruft. —

Am Wichtigsten scheint mir die Umkehr von diesen Wegen und die gewissenhafte maßvolle Selbstbesinnung des Redners und Schriftstellers bei der Behandlung der tiefernsten Zukunfs- und Entwickelungsfragen auf wirtschaftlichem und gesetzgeberischem Gebiete zu sein. Hier kann durch sittlich wohlgemeinte, aber zu unbestimmt gehaltene Schwarzmalereien, deren unkundige und ungenaue Verallgemeinerung im Publikum eine wachsende Verstockung der Selbstsucht zur Folge haben kann, mehr geschadet, als im Sinne der Weckung der Gewissen genützt werden. Ich behalte mir vor, gelegentlich auf weitere Erörterungen des vorliegenden Themas zurückzukommen. Vielleicht äußern sich auch Andere dazu.

Berliner Wohnungsverhältnisse.*)

Von Rechtsanwalt Stephan Gerhard in Berlin.

Wie einem Teil der Leser aus den Zeitungen bekannt sein wird, hat aus Anlaß der Cholera gefahr im Spätsommer 1892 die Berliner sozialdemokratische Partei die Bildung einer freiwilligen Arbeiter-Sanitätskommission veranlaßt, um die Wohnungsverhältnisse Berlins mit besonderer Rücksicht auf den hygienischen Standpunkt zu untersuchen. Die Arbeiter-Sanitätskommission hat eine Reihe von Erhebungen vorgenommen, und das Ergebnis derselben liegt jetzt in einer Denkschrift vor, die unter dem Titel „Berliner Wohnungsverhältnisse" im Verlage des sozialdemokratischen „Vorwärts" erschienen ist. — Die Beleuchtung und Besserung der Wohnungsverhältnisse bildet schon seit mehreren Jahrzehnten den Gegenstand eifrigster Beschäftigung für alle Kreise, die einer gesunden Sozialpolitik zuneigen und denen die Förderung allgemeiner Wohlfahrt ohne Rücksicht auf Sonderinteressen am Herzen liegt. Gerade vom ethischen Standpunkt aus ist aber eine Beschäftigung mit dieser Frage besonders gerechtfertigt, da nach der Sorge für das Stillen von Hunger und Durst keine äußere Einrichtung von größerem Einfluß auf die Entwickelung des Menschen ist als die räumliche Gestaltung seiner Häuslichkeit. Mit Recht betont der Herausgeber der Denkschrift, sich darin unserer Meinung nach völlig mit dem Anhänger der ethischen Bewegung berührend, daß gerade die unbehaglichen Wohnungsverhältnisse die Eltern aus dem Hause in das Wirtshaus treiben, das Familienleben dadurch zerrütten, zu einer Vernachlässigung der Jugenderziehung führen und zur Verbreitung des Alkoholismus erheblich beitragen. Es wird hiernach keiner weiteren Rechtfertigung bedürfen, wenn das Referat über die Denkschrift sich etwas ausführlicher gestaltet, als es sonst bei Referaten der Fall zu sein pflegt. Trotz Allem kann indeß hier natürlich nur eine ganz oberflächliche Übersicht über den behandelten Stoff gegeben werden und wir möchten deshalb, von dem Gedanken ausgehend, daß eine gründliche Orientierung auch zu den ethischen Pflichten gehört, den Lesern dieser Wochenschrift empfehlen, sich der Lektüre der Denkschrift selbst, die zu dem billigen Preise von 35 Pf. verkäuflich ist, zu unterziehen. Allerdings enthält die Schrift eine Fülle von Zahlen; wer jedoch den sozialpolitischen Fragen ernstes Interesse entgegenbringen will, der darf auch vor dieser im Anfang etwas schwer verdaulichen Kost nicht zurückschrecken.

Die Erhebungen der Arbeiter-Sanitätskommission haben bei der Kürze der Zeit, bei der Anzahl der Mitarbeiter, bei den geringen Mitteln und bei dem Mangel behördlicher Unterstützung durchaus nicht ganz Berlin umfassen können. Denn eine wichtige Untersuchung der Wohnungsverhältnisse darf, wie in der Denkschrift im Anschluß an die Forderungen hervorragender Nationalökonomen betont wird, nicht dabei stehen bleiben, die Zahl der vorhandenen Wohnungen, die Zahl ihrer Bewohner, die Höhe der Mieten zu erörtern, welche Punkte in Berlin im Anschluß an die Volkszählung und die Erhebung der Mietssteuer schon festgestellt worden ist. Die erschöpfende Wohnungsstatistik hat vielmehr noch eine Reihe anderer Momente zu untersuchen, so die Lage der Wohnungen, die Beschaffenheit der Höfe, die Beleuchtungs- und Heizungsverhältnisse, die Luft und Luftzufuhr, die Abortseinrichtungen u. s. w. Sie muß ferner feststellen, welchen Rauminhalt die einzelnen Zimmer der Wohnungen darbieten, da oft ein großes, aber geräumiges Zimmer eine bessere Wohnungsgelegenheit darbietet als zwei oder drei kleine Gemächer. Sie muß endlich ermitteln, in welchem Verhältnis die zu zahlende Miete zum Einkommen des Mieters steht, wozu die Wohnung benutzt wird, wie die einzelnen Zimmer bewohnt und endlich — der schwerwiegendste Punkt — wie weit ein Familienleben hiernach möglich ist, oder inwiefern die Zahl der vorhandenen Schlafleute, Aftermieter rc. dies beeinträchtigt. — Eine solche Statistik kann natürlich nur von staatlichen oder städtischen Organisationen erfolgen, und wir können vom ethischen Standpunkt aus nur dem Wunsche nach Einrichtung einer solchen Statistik zustimmen, der bereits von allen Seiten geäußert wird.

Nur wenn man die Übelstände kennt, wird man in der Lage sein, ernstliche durchgreifende Maßnahmen zur Abänderung derselben eintreten lassen zu können. Ohne solche Kenntnis tappt man im Dunkeln, und deshalb ist eine Beschäftigung mit der Denkschrift erwünscht, wenn auch positive Vorschläge in derselben nicht enthalten sind.

Die Arbeiter-Sanitätskommission hat nun den Versuch gemacht, eine möglichst allen Anforderungen entsprechende Statistik auf einem örtlich beschränkten Raum vorzunehmen, und hat als Versuchsfeld die Sorauerstraße in Berlin benutzt. Die hierbei gewonnenen Resultate bilden den siebenten Abschnitt der Denkschrift. — Neben diesen genauen Erhebungen hat die Arbeiter-Sanitätskommission eine Reihe allgemeiner gehaltener Untersuchungen in anderen Stadtteilen über die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Klassen veranlaßt. Dieses Vorgehen hat auch auf anderen Seiten Nachfolge gefunden; so hat die Kreuzzeitung, durch das Beispiel der Sozialdemokratie veranlaßt, auch ihrerseits durch geeignete Personen Untersuchungen herbeigeführt, deren Ergebnisse das traurige Resultat der Forschungen der Arbeiter-Sanitätskommission nur bestätigten. Über diese Untersuchungen verbreitet sich der fünfte Abschnitt der Denkschrift. — Während der sechste die von uns bereits erwähnte Frage der Wohnungsstatistik behandelt, erörtern die vier ersten Abschnitte die historische Entwickelung der Wohnungsfrage für die Großstädte.

Diese Darstellung der historischen Entwickelung darf als eine besonders gelungene bezeichnet werden, wenn man bedenkt, daß der Verfasser der Denkschrift einerseits durch die

*) Mit Bezug auf die Schrift: Berliner Wohnungs-Verhältnisse. Denkschrift der Berliner Arbeiter-Sanitäts-Kommission. Bearbeitet im Auftrage derselben von Adolf Braun.

Natur der Arbeit zu einer großen Einschränkung gezwungen war, und daß er andererseits die Sache durchaus populär behandeln mußte. In knappen Zügen und doch anschaulich schildert der Verfasser, wie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, verursacht durch das Anwachsen der Großindustrie, die Vermehrung der Großstädte in rapider Weise vor sich gegangen ist. Während z. B. in Frankreich im Jahre 1846 die städtische Bevölkerung **24,4** % betrug, war sie im Jahre 1886 auf **35,9** % gestiegen. In Deutschland wohnten bei der Gründung des deutschen Reiches 1871 noch nicht **5** % der Bevölkerung in Großstädten, 1890 war diese Zahl auf **16** % gestiegen. In viel stärkeren Prozentsätzen zeigt sich der Zuwachs, den Berlin und seine Umgebung erfahren haben. Hier ist die Einwohnerschaft in dem Jahrzehnt von 1880 bis 1890 von 1 245 703 Einwohnern auf 1 847 314 Einwohner, also um etwa **50** % gestiegen. Berlin allein hatte 1880 eine Einwohnerzahl von 1 222 330, 1890 bereits 1 578 794, 1892 aber nach dem Verwaltungsbericht des Magistrats schon 1656 704 Einwohner, das ist für die Stadt allein in 12 Jahren eine Vermehrung von über **35** %. Diese enorme Vergrößerung ist, wie die in der Denkschrift zitierten Stellen aus statistischen und nationalökonomischen Werken ergeben, nur durch den großen Zuzug von auswärts verursacht; die Zunahme durch Geburten ist nach Abzug der Todesfälle eine verschwindende und trägt, soviel ersichtlich, zu einer Vermehrung um 100 Bewohner nur **6,22** % bei, während der Gewinn durch Einwanderung **93,78** % ausmacht. Als Illustration kann dienen, daß in Berlin 1885 von je 1000 Einwohnern 576 außerhalb geboren waren. In Berlin datiert übrigens die Mischung mit eingewanderten Elementen schon nach Jahrhunderten. Eine auf Grund dieser Einwanderungen angestellte Schätzung führt zu dem Ergebnis, daß ca. 35 % der Bevölkerung germanischen, 36 % romanischen, 24 % slavischen und 5 % semitischen Ursprungs sind, — wie die Denkschrift mit Recht sagt, ein bemerkenswerter Beitrag zur Frage des Nationalismus. —

Die Denkschrift führt weiter aus, wie durch diesen Zuwachs die Wohnungsnot auf der einen Seite und die Bauspekulation auf der andern Seite entstand. Es ist naturgemäß, daß die Vermehrung der Wohnungen nicht so schnell vor sich gehen konnte, wie der Zuzug. Die Erbauung neuer Häuser zur Schaffung von Wohnungen als gegebenes Mittel zur Befriedigung dieses Bedürfnisses wurde aber sofort Gegenstand der Spekulation. Die Preise der Wohnungen, schon infolge der Nachfrage gesteigert, wurden mehr in die Höhe geschraubt, als hiernach an sich hätte geschehen müssen, weil die Besitzer der unbebauten Terrains sofort erkannten, daß sie ein Monopol im Besitz hatten, und weil die Spekulation sich dieser Terrains wegen ihres monopolistischen Charakters schnell bemächtigte. Daß dieses Monopol ausgenutzt wurde, ergeben die in der Denkschrift aus statistischen Werken zitierten Zahlen. So stieg im Jahre **1872** z. B. im Westen von Berlin der Kaufpreis im Zeitraum von **4 Monaten** von **90** Thaler auf **252** Thaler für die Quadratrute, und die Aktienbaugesellschaft Lichterfelde hatte, nachdem sie ein Viertel ihres Besitzes, ca. 300 Morgen, verkauft, fast eine halbe Million Thaler verdient. — Am Besten ergiebt sich die Steigerung aus der Thatsache, daß der durchschnittliche Wert eines Hauses in der Periode 1830—1872 von 36 670 Mk. auf 119 839 Mk., von da bis 1880 auf 156 301 Mk. bis 1890 auf 216 647 Mk. stieg. Die Denkschrift giebt keinen Aufschluß darüber (es wird auch kein Material nach dieser Richtung vorhanden sein), in wieweit diese Steigerung auf die etwaige Verbesserung der Gebäude (über die Reparatur hinaus) zurückzuführen ist. Man wird aber annehmen können, daß hierdurch eine sechsfache Steigerung nicht annähernd erzielt sein kann. Dagegen ist der Denkschrift, die sich hier in Übereinstimmung mit der herrschenden nationalökonomischen Lehre befindet, ohne Weiteres beizustimmen, wenn der Gewinn, den das unbebaute Terrain an sich abwirft, als ein müheloser und unverdienter bezeichnet wird, weil er ohne Zuthun des betreffenden Eigentümers allein durch den Zuwachs der Bevölkerung erzeugt wird. Beweist diese Thatsache an sich schon, daß die Grund- und Bodenfrage als Wurzel der Wohnungsfrage zum Gegenstand ethischer Beleuchtung durchaus geeignet ist, so ist dies um so mehr begründet, wenn man erwägt, daß als Folge der Steigerung der Bodenpreise, wie oben angeführt, die Wohnungen erheblich verteuert werden und damit die Befriedigung eines Existenzbedürfnisses ersten Ranges so unendlich erschwert wird. Wir können daher hier nur betonen, daß unseres Erachtens die soziale Gruppe der Abteilung Berlin im vergangenen Winter mit Recht Erörterungen über die Grund- und Bodenfrage zum Gegenstand ihrer Verhandlungen gemacht hat, und vermögen nicht einzusehen, wie diesen Verhältnissen gegenüber manche Mitglieder solche Fragen als nicht in die Gesellschaft für ethische Kultur gehörig bezeichnen konnten.

Dies wird unseres Erachtens noch besser illustriert durch die weiteren Darstellungen der Denkschrift über die Wohnungsverhältnisse der ärmeren Klassen. Die Statistiker und Nationalökonomen weisen schon seit Jahrzehnten darauf hin, daß, je schlechter die pekuniäre Lage, ein um so größerer Prozentsatz des Einkommens auf die Wohnungsmiethe verausgabt wird. So führt die Denkschrift an, daß der bekannte Statistiker Engel schon 1872 berechnet hat, daß bei **900** Mk. Einkommen etwa der dritte Teil, bei **2250** Mk. etwas über ein Viertel, bei **30000** Mk. Einkommen dagegen nur etwas über ein Neuntel für die Wohnung verbraucht werden.

Nach den für die Krankenversicherung ermittelten Sätzen beträgt der durchschnittliche Tagelohn eines Mannes in Berlin 2 Mk. 40 Pf. Dies ergiebt bei der ziemlich hoch gegriffenen Annahme von 300 Arbeitstagen einen Jahresarbeitsverdienst von 720 Mk. Auf der andern Seite kostet aber nach den von dem Statistiker Dr. Berthold angestellten Ermittelungen in Berlin Stube und Küche im Hinterhause durchschnittlich 230 bis 270 Mk., eine Wohnung aus zwei Zimmern und Küche 315 bis 350 Mk. — Nach den von allen Hygienikern aufgestellten Forderungen bedarf aber eine Familie, bestehend aus Mann, Frau und drei Kindern (die durchschnittliche Familienzahl in Deutschland), einer Wohnung von zwei Zimmern und Küche. Es folgt hieraus bereits, daß im Durchschnitt die Berliner Arbeiterfamilie nicht in der Lage ist, eine den hygienischen Anforderungen genügende Wohnung zu benutzen; es erhellt sogar weiter, daß es ihr nicht einmal möglich ist, eine gesundheitlich minder ausreichende Wohnung allein zu erhalten, daß sie vielmehr meist gezwungen ist, in die aus Stube und Küche bestehende Wohnung noch Schlafleute aufzunehmen. Zu den hieraus sich ergebenden Übelständen tritt aber ferner hinzu, daß gerade die billigen Wohnungen sich in einer überaus schlechten Beschaffenheit befinden und derjenige Miether, der auf eine solche Wohnung reflektiert, nicht das nötige Gewicht besitzt, um den Wirt zu Reparaturen zu veranlassen. Details darüber giebt die Broschüre. Sie verbreitet sich auch des näheren über Wohnungszustände, die von ihren Mitgliedern und auch von anderer Seite ermittelt worden sind. Die in der Broschüre erwähnten Fälle sagen genug. Es seien hier wegen des beschränkten Raumes nur einige Beispiele angeführt. So heißt es Seite 33: „Gleich beim Beginn der Wanderung stießen die Beobachter in der . . . Straße auf eine Wohnung, die alle Bedenken und Besorgnisse nur zu sehr rechtfertigt. Sie liegt nach dem Hofe zu und besteht aus Stube und Küche; die beiden Fenster der nur 2½ Meter hohen Räume ragen nur zur Hälfte über die Bodenfläche hervor, und bei starkem Regen soll das Wasser vom Hofe in Massen in die tiefen Fensternischen strömen und von da in Küche und Stube dringen. Die Wände der Wohnung sind geschwärzt und so feucht, daß im Winter das Wasser daran hinabläuft, wohl nur, weil der Ofen lange unheizbar war und erst auf vieles Drängen ausgebessert worden ist. Dem Eintretenden weht eine kalte, feuchte Luft entgegen, durchsetzt mit Moderdunst, von den wenigen, dürftigen, ver-

stockten Gegenständen herrührend, womit die Räume ausgestattet sind. In der Stube existieren vier Personen, — Mann, Frau und zwei Kinder von sechs und drei Jahren. Die Küche, die mit Mauersteinen gepflastert ist, und nur von Dämmerlicht erhellt wird, überbietet womöglich noch den üblen Eindruck der Stube. Die Kinder schlafen auf dem Fußboden, da es an den erforderlichen Bettstellen fehlt. Auch anderes läßt viel zu wünschen übrig, ein Abort auf dem Hofe muß für etwa dreißig Personen ausreichen. Statt Miete zu zahlen, hat die Frau die Hausreinigung zu besorgen."

Ferner Seite 38: „In einem Hause der Eisenbahnstraße wohnen in einem einfenstrigen Zimmer von 2,75 Meter Höhe, 2,50 Meter Breite, 5,50 Meter Tiefe eine Frau mit vier Kindern, außerdem noch ein Mädchen in Schlafstelle. Als Lager dienen zwei Betten. In demselben Raume wird gekocht."

Endlich wird über eine Wohnung in der Wiesenstraße berichtet. Der Recherdeur schreibt: „Mit einiger Anstrengung erreichte ich die sogenannte Wohnung. Ich betrat einen halbdunklen Raum, von dem aus man rechts in ein Zimmer (?), links in die Küche gelangt. Die Räume liegen 2 m unter dem Niveau der Straße, mögen sich auch wohl als Vorratsräume, niemals aber als Wohnräume qualifizieren. Die Fenster sind so hoch, daß man sie vom Erdboden aus nicht erreichen kann, und Stühle oder gar Leitern sind nicht vorhanden. In dem erwähnten einfenstrigen Raume befand sich: 1. Ein großer Strohsack, 2. ein kleiner Spiegel, 3. eine Lampe — voilà tout! In dem dunklen Winkel einige zerrissene Lappen. In der Küche einige wenige Küchengerätschaften, die von mitleidigen Leuten geborgt sein sollen." Und in diesem Raum „wohnen" 9, sage neun Personen, Vater, Mutter und sieben Kinder!*)

Die Berichte der Denkschrift über die genau untersuchten Wohnungsverhältnisse der Sorauerstraße illustrieren durch Details Alles vorher Erwähnte noch genauer. Es mögen hier aus diesen Details nur zwei Momente hervorgehoben werden: die Anzahl der Bewohner in den einzelnen Wohnungen und die Frage, in wieweit der Rauminhalt der Zimmer hygienischen Anforderungen genügt. Vorweg mag bemerkt werden, daß die Sorauerstraße noch nicht zu den schlechtesten Straßen Berlins gehört. Die Mehrzahl der Häuser steht erst seit 20 Jahren. — Es ergab sich bei den Untersuchungen, daß, je größer die Wohnung, sie destoweniger Bewohner hat im Verhältnis zu der Anzahl der Zimmer; zum Teil finden sich in größeren Wohnungen sogar absolut weniger Bewohner. Die größten Wohnungen in der Sorauerstraße hatten fünf Räume. Die höchste Anzahl von Bewohnern, die man in einer solchen Wohnung fand, waren sieben, und dies war auch nur in einer von den drei vorhandenen Wohnungen mit fünf Räumen der Fall. Dagegen fanden sich **38** Wohnungen von je **zwei** Räumen vor, die von **mehr als sieben** Personen bewohnt wurden. — In den Wohnungen mit fünf Räumen waren überhaupt keine Schlafleute oder Aftermieter, dagegen fand man bei den 655 Wohnungen, die aus einem Zimmer und einer Küche bestanden, 202 Wohnungen, in welche Schlafleute aufgenommen wurden, und in 151 von diesen 202 waren Familien mit Kindern die Mieter. Ein Kommentar ist nicht nötig.

Zu den hygienischen Anforderungen an den Rauminhalt übergehend, bemerkt die Denkschrift, daß die bekanntesten Hygieniker als nötigen Rauminhalt verlangen für Kasernen 20 Kubikmeter pro Person, für Krankenhäuser 40 bis 60 Kubikmeter pro Person, für Gefängnisse 22 bis 30 Kubikmeter, alles dies unter der Voraussetzung guter Ventilation. Im Gefängnis zu Plötzensee kommen 28,15 bis 29,03 Kubikmeter Luftraum auf die Person. — Die in der Denkschrift veröffentlichten Tabellen über die Sorauerstraße ergeben, daß **42,75 pCt.** der dortigen Einwohner weniger als 20 Kubikmeter Luftraum und **70 pCt.** weniger als 29 Kubikmeter Luftraum, d. h. weniger als die Gefangenen in Plötzensee zur Verfügung haben.

Wir hoffen, daß dies Referat die Leser der Wochenschrift zu eingehenderer Beschäftigung mit der Denkschrift veranlassen wird.

Wahrheit und Dichtung?

In der Presse haben viele Erörterungen über den Depeschenwechsel zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck stattgefunden. Sowohl das Telegramm des Kaisers vom 19. September d. J., als auch die Antwort des früheren Reichskanzlers vom selben Tage liegen jetzt im Wortlaut der Öffentlichkeit vor.

Die Verehrer des Fürsten schreiben über den „Druck, der nunmehr von vielen tausend patriotischen Herzen genommen" sei, und seine alten Gegner betonen, daß dem Vorkommnisse eine politische Bedeutung nicht beiwohne.

Der Ethiker findet in den zahllosen Artikeln reichlich Stoff zu einem Kapitel über „Tausend und eine erheuchelte Phrase".

Die große Mehrzahl der Zeitungen des In- und Auslandes ist wahrhaftig nicht imstande, eine Handlung einfach so mitzuteilen, wie sie nach klarer Bezeichnung durch den Handelnden ist, sondern verirrt sich in ein Labyrinth von Betrachtungen und Aussichten, die mit der besprochenen Thatsache selbst gar nichts mehr zu thun haben.

Der Kaiser ist einer edlen menschlichen Regung gefolgt und hat mit einem schwer Erkrankten einen Verkehr wieder angeknüpft, der seit über drei Jahren mit dem damals Gesunden dauernd abgebrochen schien. Kann denn ein Regent — am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, und bei drängendem Anlaß — seinem warmen Gefühle nicht Ausdruck geben, ohne daß sofort ringsum ganze Haufen von Interessenten auftauchen, die seine, ihm selbstverständliche, Herzensregung zu ihren Zwecken ausbeuten? Leider nein!

Es muß abstoßend wirken, Ideen untergeschoben und herüber und hinüber zerpflückt zu sehen, die Einem völlig fern gelegen haben.

Eine Zeitung beginnt, sich und ihre Leser mit Illusionen zu unterhalten, ein gegnerisches Blatt wehrt dies ab, bei der Replik figuriert schon keine Illusion mehr, sondern eine naheliegende Möglichkeit, dieselbe wächst sich am folgenden Tage zu einer gerüchtweise verlautenden Thatsache aus, um nächstdem anschließend Stoff zu allerhand bedeutsamen Folgen zu liefern, die sich wohl ereignen könnten, wenn eben nicht Alles auf einer Illusion aufgebaut wäre. Ehe eine Woche vergeht, ist man z. B. infolge jenes gar nicht weiter zu deutenden, sondern ein-

---

*) Der Verfasser dieses Referats ist zufällig in der Lage, die Richtigkeit der letztgenannten Schilderung aus der Wiesenstraße aus eigener Wissenschaft zu bestätigen, da er aus Anlaß einer an ihn privatim gerichteten Nachricht über die traurige Lage der Familie sich von der Beschaffenheit der Wohnung, wenn man sie so nennen kann, seiner Zeit überzeugt hat. Diese Wohnung kostete 150 Mark Miete. — Die damalige Lage der Familie giebt auch zu manchen anderen Betrachtungen Anlaß. Der Mann hatte seine Arbeitsstellung als Metallarbeiter einige Zeit vorher verloren, konnte keine andere finden und war deshalb außer Stande gewesen, die Miete in der früheren Wohnung zu bezahlen. Der Wirt hatte ihn exmittiert und alle Sachen der Familie, auch die Schulbücher der Kinder einbehalten. Die Familie hatte in verschiedener Weise, zum Teil im städtischen Asyl für Obdachlose, vorübergehend Unterkunft gefunden, bis sie schließlich diese Wohnung erlangt und durch Unterstützung die erste Miete bezahlt hatte. — Infolge privater Sammlungen und Rücksprache mit dem früheren Wirt, der seine Ansprüche sehr erheblich ermäßigte, gelang es dem Unterzeichneten, die Sachen auszulösen und der Familie zurückzugeben. Dagegen war es trotz sehr guter Empfehlungen und Verbindungen Monate lang nicht möglich, dem Manne einen Verdienst zu beschaffen, und die Familie konnte während dieser Zeit nur mit Hilfe von Unterstützungen ihr Leben fristen. — Wie das Familienleben in diesen Monaten war, wie die Kinder für die Schule mangels Wohnung und Bücher lernen konnten, wie schwer die Eltern unter solchen Umständen die Kinder vor schlechten Einflüssen bewahren konnten, bedarf keiner weiteren Ausführung.

fach zu verstehenden kaiserlichen Telegramms dahin belehrt, daß „man in Paris bereits davor bange, die russisch-französische Verbrüderung könne zu Schanden werden,“ daß „der breite Schlapphut des kranken Greises den Franzosen die russische Gnadensonne verdunkele“ und dergleichen mehr.

Im Streite darüber, wer seinen Lesern die zutreffendste Illusion geboten habe, fliegen die Gehässigkeiten von Zeitung zu Zeitung und von Land zu Land. Schließlich vergißt man über allen unhaltbaren Behauptungen die einzige Thatsache, die wirklich wahr ist.

Dem Trinkspruche des deutschen Kaisers in Karlsruhe ist nunmehr auch (am 24. September d. J.) in Beauvais eine Rede des Präsidenten der französischen Republik gefolgt. Der Kaiser pries das deutsche Volk als den alten Götterhelden Heimdal, wie es dastehe gleich diesem, wachend über den Frieden der Erde, am Thor des Tempels des Friedens nicht nur Europas, sondern der ganzen Welt!

Auch in Stuttgart hatten die Worte ähnlichen Gehalt und sprachen von den deutschen Armeekorps, die zum Schutze des deutschen Reiches, zum Schutze des europäischen Friedens, bestimmt seien. Und Carnot versicherte, Frankreich, treu seinen Freundschaften, die es glücklich sei, zu feiern, und treu seinen Überlieferungen der Höflichkeit, könne erhobenen Hauptes seine wahre Friedensliebe verkündigen, in der Überzeugung, daß die Zukunft der Klugheit und der Redlichkeit gehöre.

Wer ist nun im Unrecht?

Oder haben beide Recht?

Die kaiserliche Rede in Karlsruhe ist vom Schimmer deutscher Mythologie poetisch verklärt, und wenn die Heranziehung Heimdals auch einer übelwollenden Kritik die Handhabe zu gesuchten Glossen bieten mag, so ist an der Ehrlichkeit des Ausgesprochenen, gerade bei der Wahrhaftigkeit und Unmittelbarkeit alles poetischen Empfindens nicht zu zweifeln.

In Paris aber soll den Beschluß der den russischen Offizieren in der großen Oper zu veranstaltenden Prunkvorstellung eine Apotheose bilden: die Verbrüderung Rußlands und Frankreichs, gesegnet vom Frieden!

Also auch hier eine poetische Krönung der Carnot'schen Versicherung.

Die Hervorkehrung der Friedensliebe entspricht dem tief empfundenen Bedürfnis der Völker. Wenn kein Teil Unrecht hat, so haben beide Recht, und mit gutem Grunde kann der Ethiker die Frage aufwerfen: Was hindert dann noch die mächtigen Nationen, den Frieden, den Jeder für sich allein zu schützen ernstlich gewillt und nach seiner Meinung auch fähig ist, mit vereinten Kräften um so nachhaltiger aufrecht zu erhalten? U. A. w. g.

Sollten wir, entgegen allen Verspottungen der Idee vom ewigen Frieden durch Unwissende und Denkträge, vor den Geburtswehen einer Europäischen Staaten-Union stehen?

Jena, am 28. September 1893. Ernst Harmening.

Theater-Kritik

Hermann Sudermann's „Heimath“ in der Freien Volksbühne.

Bei der ersten Aufführung der „Heimath“ füllte das übliche elegante Premièren-Publikum das Lessing-Theater. Sein Urteil ist nur für eine von der Börse und ihren Vertretern abhängige Presse maßgebend, denn dieses Publikum beugt sich vor der Mode, und jubelt allem Neuen und Ungewöhnlichen zu, ohne zwischen importierten französischen Skandal-Stücken und einheimischen Kunstwerken irgend einen Unterschied zu machen. Wer den Eindruck studieren will, den ein Drama auf unbefangene Zuschauer macht, der muß sich unter die Besucher der Aufführungen der Freien Volksbühne mischen. Sie unterdrücken weder den Ausbruch der Fröhlichkeit, noch schämen sie sich ihrer Thränen; sie sind so sehr bei der Sache, daß Ausdrücke der Entrüstung über einzelne Personen des Schauspiels häufig laut werden. Den Frauen fällt es nicht ein, mit ihren Nachbarn zu kokettieren, Toiletten zur Schau zu tragen oder die Geschlechtsgenossinnen zu kritisieren, sie haben sichtlich nur Interesse für die Vorgänge auf der Bühne. — Den Lesern dieses Blattes brauche ich über die „Heimath“ selbst nichts mehr zu sagen, da ich in Nr. 3 ausführlich darüber berichtete. Die Darstellung hat sich leider nicht auf der Höhe der ersten Aufführungen erhalten. Herr Rücker, als Oberstlieutenant Schwartze, ist seiner Rolle nicht in dem Maße gewachsen, als Herr Molenar es war, und die Marie des Fräulein Waldegg ist nicht das zarte, bescheidene Mädchen, das Fräulein Sauer so richtig wiedergab. Während jedoch diese Rollen unter der Neubesetzung litten, ist die lebenswahre Gestalt der Frau Schwartze, obwohl sie ihre Darstellerin — Fräulein Marie Meyer — nicht gewechselt hat, zu einer Karikatur geworden. Es ist ein Unrecht, das die Künstlerin an diesem großen Werk begeht, wenn sie sich Uebertreibungen dieser Art gestattet, um dem Publikum Lachen zu entlocken. Frau Schwartze soll nicht komisch wirken, ja sie soll in ihrer Borniertheit, ihrer, durch die Verhältnisse bewirkten Verkümmerung eine Art Mitleid erregen. Es giebt eine Menge solcher Frauen, aber keine von ihnen würde vor einem fremden Besuch, wie Frau Schwartze es vor dem Regierungsrat von Keller thut, in Thränen ausbrechen, weil sie der Zurücksetzung von Seiten höchster Herrschaften gedenkt. Die Kritik pflegt sich zurückzuziehen, sobald die ersten Vorstellungen eines dramatischen Werkes vorüber sind. Das ist falsch. Wem an der Kunst und nicht an dem Augenblickserfolge etwas gelegen ist, der muß Sorge tragen, daß ein so ausgezeichnetes Schauspiel wie die „Heimath“ nicht durch die Launen einzelner Schauspieler einen falschen Eindruck hervorruft. Man kann sich sonst des Gedankens nicht erwehren, daß das Werk nur für das Premièren-Publikum geschrieben wurde und die späteren Zuschauer, die einfacher auftreten und, wie in der Freien Volksbühne — weniger zahlen, auch mit minderwertiger Kunst regalirt werden dürfen. Für die zahllosen Besucher der Freien Volsbühne, die selten in das Theater kommen und deshalb einen desto tieferen Eindruck davon mit nach Hause nehmen, ist das Beste nur gerade gut genug. In Beziehung hierauf kann ich eine Bemerkung über die zugleich als Theaterzettel ausgegebene Monatsschrift „Die Volksbühne“ nicht unterdrücken. Ich halte es nicht für richtig, den Zuschauern eines Theaterstückes von vornherein eine Kritik desselben in die Hand zu geben. Das ist eine Vergewaltigung der individuellen Auffassung. Gerade die freien Volksbühnen sollten helfen, das Volk zum Selbstdenken zu erziehen. Auch halte ich die Betonung eines Parteistandpunktes an dieser Stelle nicht für empfehlenswert. Ob der Dichter auf „bürgerlichem“ Standpunkt steht, ist ganz gleichgiltig, wenn sein Werk nur der Wahrheit entspricht. Meines Erachtens steht der Verfasser dieser Kritik — trotzdem er auf einer Seite siebenmal das Wort „bürgerlich“ gebraucht — weit mehr auf einem „bürgerlichen“ Standpunkt, als der Dichter der „Heimath“. Denn dieser zwingt dem Zuschauer nicht sein Urteil auf; vor den Menschen, die er schuf, tritt er selbst ganz in den Hintergrund, während der Kritiker in der „Volksbühne“ mit dem ganzen Selbstbewußtsein des „Gebildeten“ dem Ungebildeten seine kompetente Ansicht aufzwingen will. Möchte die Freie Volksbühne sich auch hierin immer mehr von den „Eierschalen der Vergangenheit“ loslösen, hat sie doch den Zweck, den Platz zu erobern, welchen die dramatische Kunst in Zukunft einnehmen wird.

Berlin. Lily von Gizycki.

Leipziger Gesellschaft für ethische Kultur.

Die Ableilung Leipzig der D. G. E. K. ist durch das Sächsische Vereinsgesetz genötigt worden, ihre Verbindung mit der D. G. E. K. zu lösen und sich als einen selbständigen Verein zu konstituieren. Das sächsische Vereinsgesetz erlaubt nicht, daß Vereine, welche öffentliche Angelegenheiten behandeln, mit einander oder mit auswärtigen Vereinen in Verbindung treten; die bisherige Leipziger Ableilung der D. G. E. K. ist von den sächsischen Behörden aber zu dieser Kategorie gerechnet und es ist ihr aufgetragen worden, eine entsprechende Statuten-Änderung vorzunehmen. Dies ist geschehen; die grundlegenden Prinzipien und die Tendenzen sind dieselben geblieben, aber man hat alles wegfallen lassen, was eine direkte Beziehung auf öffentliche Angelegenheiten (im Sinne des sächsischen Gesetzes) einschloß. Auf diese Weise hat die L. G. E. K. gewisse Vorteile gewonnen, z. B. das Recht, Personen unter 21 Jahren aufzunehmen.

Am 20. September cr. gelangten zur Annahme die folgenden

Satzungen der Leipziger Gesellschaft für ethische Kultur.

Zweck der Gesellschaft.

§ 1. Es ist Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen sittliche Bildung, Überzeugung und Lebensführung auf dem Boden wissenschaftlicher Begründung zu entwickeln und zu pflegen.

§ 2. Zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft sollen folgende Bethätigungen dienen:

1. Vorträge und Besprechungen über sittliche Fragen, besonders auch über die Fragen der sittlichen Erziehung, eventuell private Veranstaltungen für die letzere.
2. Verbreitung von sittlich förderlichen Flugblättern, Büchern, Zeitschriften u. s. w.
3. Unterstützung alles dessen, was auf dem Gebiete der Kunst geeignet ist, auf weitere Volksklassen sittlich fördernd einzuwirken,

sowie Bekämpfung desjenigen, was den entgegengesetzten Einfluß befürchten läßt.

4. Förderung aller wohlthätigen Bestrebungen, die auf die Unterstützung der ärmeren Klassen gerichtet sind.

Mitgliedschaft.

§ 3. Mitglied der Gesellschaft kann jede Person werden, die das 18. Lebensjahr überschritten hat, ohne Rücksicht auf Stand, Religion und Geschlecht.

Die Mitgliedschaft wird erworben durch Anmeldung beim Schriftführer, der das neue Mitglied in die offizielle Liste einträgt, und durch Zahlung des Monatsbeitrages an den Kassierer.

§ 4. Der Monatsbeitrag wird durch Selbsteinschätzung bestimmt, er muß aber mindestens 25 Pf. betragen. Er ist in der ersten Sitzung jedes Monats fällig.

§ 5. Die sonstigen Pflichten der Mitglieder bestehen in einer den Zielen der Gesellschaft entsprechenden Lebensführung und in der Mitarbeit an ihrer Bethätigung.

§ 6. Die Mitgliedschaft geht verloren, wenn der Monatsbeitrag drei Monate hindurch nicht gezahlt ist, und auch auf eine Mahnung seitens des Kassierers die Zahlung nicht erfolgt.

§ 7. Der Austritt aus der Gesellschaft geschieht durch Erklärung an den Schriftführer. Es kann eine Person auch aus anderen als den im § 6 genannten Gründen durch den Vorstand ausgeschlossen werden.

Organe und Geschäftsführung.

§ 8. Ausführendes Organ der Gesellschaft ist der Vorstand. Er besteht aus:

1. dem Vorsitzenden und seinem Stellvertreter,
2. „ Schriftführer „ „ „
3. „ Kassierer.

Der Vorstand wird gewählt auf ½ Jahr in der ersten Sitzung des Oktober und in der ersten Sitzung des April. Die Sitzungen finden einmal alle 14 Tage statt. Dieselben können rein geschäftlich sein.

§ 9. Zur Revision der Kasse und des Protokollbuches werden am Schlusse jedes Halbjahres 2 Revisoren ernannt, die in der nächsten Versammlung Bericht erstatten.

§ 10. Außerordentliche Generalversammlungen müssen vom Vorstande berufen werden, sobald mindestens 10 Mitglieder es verlangen.

§ 11. Bei allen Abstimmungen entscheidet einfache Majorität, nur zur Auflösung ist ⅔ Majorität erforderlich.

§ 12. Anträge auf Statutenänderung müssen von mindestens 5 Mitgliedern gestellt sein, und werden erst in der nächstfolgenden Sitzung abgestimmt.

§ 13. Wo die Statuten nichts besonderes festsetzen, gilt die Geschäftsordnung des deutschen Reichstages.

§ 14. Von allen Maßregeln des Vorstandes, auch den im § 7 genannten, steht jedem Beteiligten Berufung an die Versammlung zu.

§ 15. Bei etwaiger Auflösung fällt das Vermögen der Gesellschaft der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu.

In den Vorstand der Leipziger Gesellschaft für ethische Kultur wurden gewählt:

Herr Privatdocent Dr. Paul Barth, Schleußiger Weg 1a., als Vorsitzender;
Herr M. Buttenwieser, Weststr. 60 III, als 1. Schriftführer;
Fräulein E. Junghans, Thomasiusstr. 13 pt., als 2. Schriftführer.
Herr M. Franke, Schletterstr. 1 pt., als Kassierer.

Die Leipziger ethische Gesellschaft hat bisher, am 9. und 23. August, zwei Vortragsversammlungen abgehalten. In der ersten sprach Herr Privatdocent Dr. Paul Barth über die bedeutendsten ethischen Systeme dieses Jahrhunderts. Der Redner verbreitete sich hauptsächlich über die Ethik Immanuel Kant's, wie dieser sie in seiner „Kritik der praktischen Vernunft“ entwickelt hat und die er als die Ethik der Erhabenheit charakterisierte. Er verweilte auch bei den wohlthätigen kultur- und sittengeschichtlichen Konsequenzen der Kant'schen Lebensanschauung, wie sie z. B. in den Freiheitskriegen und in den Gesinnungen der damaligen deutschen Staatsmänner wie Stein, Schön, Hardenberg, u. A., zum Ausdruck gelangten. — Einen strikten Gegensatz hierzu bilde der Utilitarismus der englischen Ethik, d. h. diejenige Lebensanschauung, welche das Nützlichkeitsprinzip als höchstes Sittengesetz erklärt. Dieser Utilitarismus aber sei nicht im Sinne des Egoismus zu verstehen, sondern als ein Grundsatz aufzufassen, wonach das höchste Wohl des Staats und des Gesellschaftsganzen auch dem Einzelnen zum höchsten Nutzen gereiche, so daß Derjenige, welcher sein persönliches höchstes Wohlsein fördern wolle, das Wohl des Gesellschaftsganzen erstreben müßte. Dieses wesentlich von Jeremy Bentham und John Stuart Mill, zwei hervorragenden englischen Politikern, begründete System habe unzweifelhaft auch seine Mängel und sei von einer gewissen Einseitigkeit nicht freizusprechen; wie es ja auch meist von solchen Männern verteidigt werde, welche das Leben intellektuell, d. h. im Sinne der Erreichung eines möglichst hohen Grades persönlichen Wohls, ansehen, während jene Kantische Ethik, die Ethik der Erhabenheit, als Gesinnung meist bei solchen Menschen zu finden sei, in denen der Thätigkeitstrieb (Wille) in großem Maße ausgebildet sei, und die zugleich die Idee über die Realität des Gegebenen setzen. — Das dritte ethische System, welches der Redner charakterisierte, war das des Pessimismus, wie es in diesem Jahrhundert durch Arthur Schopenhauer aufgestellt wurde: die Ethik des Mitleids und der Askese, durch welche dieser Denker, der im Übrigen die Dogmatik des Christentums verwarf, sich mit den ethischen Forderungen des letztern in ihrem innersten Kern berührte.

Bei der hieran sich anknüpfenden Diskussion ergriff Herr Dr. Moritz Brasch das Wort, um in längerer Ausführung bald zustimmend, bald ergänzend und erweiternd einzelne Punkte aus der Geschichte der Ethik in unserm Jahrhundert klar zu stellen. So z. B. wies er in Betreff des utilitarischen Systems Bentham's und Stuart Mill's darauf hin, daß in demselben insofern ein historischer Fortschritt liegt, als diese Denker, welche ja Philosophen und praktische Politiker zugleich waren, die Ethik in eine engere Beziehung zur Rechts- und zur Staats- und Gesellschafts-Wissenschaft gebracht haben. Während bei Kant und seiner Schule die philosophische Rechtslehre (Zachariä, Anselm von Feuerbach u. A.), deren Verdienste um die Herausgestaltung des modernen Rechts- und Verfassungsstaates aus dem alten absolutistischen und Bureaukratenstaat er vollauf anerkenne, und die eigentliche Staatswissenschaft neben einander einhergehen, sehen wir die genannten englischen Ethiker bemüht, die private Sittlichkeit sowohl als das Recht, den Staat und die Volkswirtschaft als ein zusammengehöriges Ganzes zu behandeln, und dieses dürfte doch in der ethischen Geschichte unseres Jahrhunderts als ein bedeutender Fortschritt über den ethischen Dualismus Kant's hinaus anzusehen ein. —

In der zweiten Versammlung hielt Herr Dr. Paul Barth einen Vortrag über „sittliche Führer in der schönen Litteratur“. Der Vortragende ging von der Ansicht aus, man müsse neben der gewöhnlichen Unterscheidung von Idealisten und Realisten auch noch unterscheiden: Dichter, die Sehnsucht empfänden nach einer vollkommneren Welt als diejenige ist, die sie schildern, und solche Dichter, die ein gewisses zufriedenes Behagen an der bloßen Ausmalung der Wirklichkeit an den Tag legten. Besonders die ersteren, die Dichter der Sehnsucht, seien geeignet, zur sittlichen Fortbildung ihrer Leser beizutragen. Dabei aber seien die höchsten, zeitlosen, die ewig giltigen Typen der Menschheit darstellenden Kunstwerke, die großen Epen und Dramen, nur in einer gewissen vorbereitenden Stimmung zu genießen, deshalb — bei der Unruhe des modernen Lebens — in ihrer Wirkung beschränkt; günstiger seien die Bedingungen unserer Empfänglichkeit für die das tägliche, zeitlich bestimmte Leben darstellende Kunst, also besonders den Roman. Innerhalb des Romans wiederum sich auf das letzte Jahrhundert beschränkend, nannte der Redner zuerst Jean Paul, von dem wir auch heutzutage noch seine unübertreffliche Methode, die kleinen Freuden des Daseins zu schaffen und zu genießen, und die unvergleichliche Beseelung der Natur lernen könnten, von dem auch die kleineren Schriften (Wuz, Kampanerthal, Autobiographie u. a.) noch nicht veraltet seien. — Der Zeit und teilweise auch ihrer Gedankenrichtung nach schlössen sich an ihn an zwei englische Schriftsteller, Th. Carlyle und G. Eliot. Carlyle bilde einen gewissen Übergang vom wissenschaftlichen Historiker zum Dichter und sei durchdrungen von einer ernsten, puritanischen Weltanschauung, für die er in allen seinen Schriften, am interessantesten wohl in seiner „Französischen Revolution“, in gewaltigen Worten, in persönlicher Anrede den Leser zu gewinnen suche. G. Eliot habe im Anfange ihrer Laufbahn ihr Programm selbst mit folgenden Worten bezeichnet: „Ich möchte gern jedes Herz unter meinen Lesern erfüllen mit liebevollem Humor, mit zarter Rücksicht, mit dem Glauben an das Gute.“ Dieses Programm habe sie auch durchgeführt in allen ihren Romanen, von denen der Redner beispielshalber „Silas Marner“ und „Felix Holt“ näher bespricht. Aus der russischen Litteratur rechnet der Vortragende zu den ethischer Wirkung in hohem Maße fähigen Dichtern Iwan Turgenjew, sowohl seiner tiefen Menschenliebe wegen, die er in der Schilderung der Armen und Elenden in seinen Werken zeige, als auch der sittlichen Gerechtigkeit wegen, die er in seinen Erzählungen durchführe, indem er an jedem Schwächling die Strafe des Schicksals sich vollziehen lasse. Durch sein Maßhalten und durch seinen feinen Geschmack sei Turgenjew größerer Wirkung fähig als selbst der berühmte Tolstoi.

Aus der deutschen Litteratur der Gegenwart glaubt der Redner zwei Schriftstellerinnen besonders empfehlen zu müssen: Malwida von Meysenbug und Marie von Ebner-Eschenbach, zumal da die Erstere nicht nach Gebühr bekannt sei. M. von Meysenbug sei am hervorragendsten in ihren zwei anonym erschienenen Schriften: „Memoiren einer Idealistin“ und „Stimmungsbilder aus den Erinnerungen einer alten Frau“, die beide die höchste Wertschätzung verdienten; weniger bedeutend sei ihr Roman „Phädra“. M. v. Ebner-Eschenbach bringe in ihren Schriften neben heiteren auch ernste Probleme zur Beleuchtung und Lösung.

In der Debatte warnte Herr Dr. Brasch wesentlich vor Überschätzung Carlyle's, der in seinem „Heroenkultus“ ein reaktionäres Prinzip vertrete, und stellte ihm als Historiker Taine, als Essayisten Emerson gegenüber. Dr. Barth verteidigte seine Ansicht über Carlyle.

Briefkasten.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbandsendungen ꝛc. sind zu adressieren **an die Redaktion der „Ethischen Kultur“, Berlin W. 62, Nettelbeckstr. 24.** Nicht erbetenen Manuskripten ist das Rückporto beizufügen, falls unfrankierte Rücksendung vermieden werden soll.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang. | Berlin, den 14. Oktober 1893. | Nr. 42.

Lebensbilder.

III.

Von einem Holzbildhauer.

Eine Erziehung im eigentlichen Sinne habe ich nicht genossen. In den ärmlichsten Verhältnissen unehelich geboren (der Bräutigam meiner Mutter, mein Vater, kehrte aus dem französischen Feldzuge 1870—71 nicht wieder zurück), war ich auf die Pflege meiner Großeltern angewiesen, welche meine Mutter mit ihrem kärglichen Dienstbotenlohn zum größten Teile noch erhalten mußte. Ich weiß mich noch sehr gut an den Tod meines, durch Schlaganfall gelähmten Großvaters zu erinnern, obwohl ich damals erst fünf Jahre alt war. Von meinem 6.—10. Lebensjahre war ich mir vollständig selbst überlassen, und nur die Schule wirkte auf mich erziehend ein. Die Großmutter konnte mich infolge ihrer Kränklichkeit nicht beaufsichtigen, und meine Mutter bekam ich, des lieben Brotes wegen, selten zu sehen. In meinem 10. Jahre änderten sich die Verhältnisse, und zwar dadurch, daß ich einen Stiefvater bekam, der aber bereits nach vierjähriger glücklicher Ehe starb. Während dieser Zeit, also von meinem 10. Lebensjahre an, lernte ich erst meine Mutter als solche kennen, bis dahin hatte mir dieser Begriff gefehlt. Wie kümmerlich sich das Leben auch hierbei gestaltete, geht wohl deutlich hervor, wenn ich bemerke, daß mein Stiefvater als Arbeiter einen wöchentlichen Lohn von 10 Mark erhielt. Ernst und Kampf ums Dasein begleiteten mich von früher Jugend an. Und es ist wohl diesen Umständen zuzuschreiben, daß ich ein „stiller Knabe" wurde.

In der Schule zeigte ich das meiste Interesse für die Geschichts- und die Zeichenstunden, und mit ziemlich guten Kenntnissen versehen verließ ich dieselbe. Nun galt es einen Beruf zu wählen, wobei aber hauptsächlich die Mittellosigkeit meiner Mutter in Betracht gezogen werden mußte, welche jetzt, nach dem Tode meines Stiefvaters, als Waschfrau den Lebensunterhalt errang. So wurde ich denn in einer Galanteriewaarenfabrik untergebracht, wo ich in vierjähriger Lehrzeit die Holzbildhauerei erlernen sollte, obwohl ich mich lieber einer mehr geistigen Beschäftigung gewidmet hätte. Ausschlaggebend hierzu war das von der betr. Firma an die Lehrlinge gezahlte wöchentliche Kostgeld. Im ersten Jahre betrug dasselbe 3 Mark, im zweiten 4 Mark, und in den beiden letzten Lehrjahren $^2/_3$ des Gehilfenlohnes, was natürlich für meine Mutter eine Unterstützung war. Die Lehrzeit glich aber mehr einer Ausbeutung, es waren wohl durchschnittlich 12—15 Lehrlinge und 6 oder 7 Gehilfen meines Berufs beschäftigt. Ungenügend ausgebildet, wurde man bald nach Beendigung der Lehrzeit entlassen mit einem glänzenden Zeugnis und mit dem Bedeuten, sich nun die Welt anzusehen, — in Wahrheit aber, um Platz zu machen für neue Lehrlinge.

Notgedrungen mußte ich nun meine Mutter verlassen und anderwärts Arbeit suchen, die ich auch fand, zunächst in einer Großstadt. Hier begann ich meine mangelhafte berufliche Ausbildung erst richtig zu fühlen, hatte aber gleichzeitig auch Gelegenheit, dieselbe bedeutend zu verbessern. Selbstverständlich war der Verdienst auch sehr gering.

Während die größte Anzahl meiner gleichaltrigen Kollegen meistens dem Vergnügen nachgingen, besuchte ich Museen und andere Sehenswürdigkeiten, hörte gute Konzerte, letztere gewöhnlich nur aus der Ferne, wodurch mein Sinn für das Schöne und Gute aus allen Gebieten weiter entwickelt wurde.

So kam es denn auch, daß ich bald der Politik Aufmerksamkeit zuwendete, namentlich fesselten mich, aus ganz natürlichem Grunde, die mannigfaltigen Erörterungen der sozialen Frage in den verschiedenen Zeitungen, Zeitschriften u. s. w., was mich besonders anregte, über meine Erziehung und Lebensverhältnisse nachzudenken. Mit Vorliebe las ich bald sozialdemokratische Schriften; denn ich fand so manches darin, das ich nach meinen Erfahrungen als reine Wahrheit anerkennen mußte, obgleich ich zuvor immer von den „kulturfeindlichen" sozialistischen Bestrebungen gehört und gelesen hatte.

Seit meinem 19. Jahre habe ich nun noch in verschiedenen größeren und kleineren Orten Arbeit erhalten, gegenwärtig befinde ich mich in einer kleineren Stadt Sachsens. Infolge Arbeitslosigkeit wurde ich gezwungen, zum Glück nur kurze Zeit, auch den Wanderstab zu ergreifen, wobei ich das soziale Elend erst gründlich erkennen konnte. Ohne Geld — ohne Arbeit — auf der Landstraße, jetzt war es die Berufsorganisation, welche mich durch Reiseunterstützung über Wasser hielt.

Bei täglich elfstündiger Arbeitsdauer erziele ich ein Durchschnittsverdienst von 17 Mark wöchentlich. Durch die herrschende Krise ist die Arbeit seit drei Monaten auf täglich acht Stunden reduzirt worden, doch steht der Minderverdienst in keinem Verhältnis zur Arbeitszeitverkürzung. Dieses zeigt am deutlichsten, wie segensreich eine beschränktere tägliche Arbeitsdauer für beide Teile, Arbeiter, sowie auch Unternehmer, wirkt; denn mit erhöhter Schaffenslust erfüllt man seinen Beruf. Eine gleiche Einwirkung wird dadurch auch auf die geistige Fortbildung hervorgebracht; denn wie kann man noch Interesse hegen für gute Lektüre u. s. w., wenn man ermüdet und abgespannt aus der Werkstatt oder Fabrik heimkehrt, und schließlich noch notwendige häusliche Angelegenheiten zu erledigen sind. Ich glaube wohl annehmen zu dürfen, daß man die intelligentesten Arbeiter mit wenigen Ausnahmen in Berufen

mit durchschnittlich kürzerer Arbeitszeit findet. Eine Schule zur weiteren beruflichen Ausbildung kann ich infolge völliger Mittellosigkeit nicht besuchen. Gleiche Ursache verbietet mir auch gute Vorlagen oder dieses oder jenes Werk anzuschaffen; und ohne Lehrmittel kann man bekanntlich nur sehr wenig erreichen.

Ein angemessenes Vergnügen oder Zerstreuung halte ich für das geistige Leben ebenso notwendig, wie den Schlaf für körperliches Wohlbefinden. Meiner moralischen Entwickelung liegt wohl der stete Umgang mit anständiger Gesellschaft zugrunde. Von Kindheit an zu ernsteren Anschauungen geneigt, fühle ich mich wohl, wo ich Gelegenheit habe, einer geistreichen Unterhaltung zuzuhören oder auch daran teilzunehmen. Doch leider ist solche Gelegenheit in einer kleinen Stadt, wegen des herrschenden Kastengeistes, sehr selten.

Wie ich schon angedeutet habe, stehe ich in politischer Beziehung auf dem Boden der Sozialdemokratie, als derjenigen Partei, welche die hehrsten Ziele verfolgt. Sagt doch selbst Professor Dr. Joh. Huber-München:

„Ein merkwürdiges Symptom ist, daß alle Diejenigen, welche sich ernstlich mit dem, was man soziale Frage nennt, beschäftigen, zum Teil selbst dem Geiste des Sozialismus verfallen. Dies kann nur damit erklärt werden, daß sie in seinen Forderungen und Strebungen Wahrheit und Berechtigung entdecken." Diese Äußerung eines hervorragenden Mannes ist wohl geeignet, mich in meinen Ansichten zu stärken, gegenüber den gehässigen Zeitungsartikeln gewisser Gegner. Was meine Beteiligung am politischen Leben anbetrifft, so kann ich nur sagen, daß dieselbe veredelnd auf meinen Charakter wirkt.

Ein eigenes Heim zu gründen, daran darf wohl ein mittelloser Arbeiter unter den jetzt herrschenden Verhältnissen kaum denken; denn Aussicht auf eine einigermaßen gesicherte Existenz ist nicht vorhanden, sondern man muß damit rechnen, daß die Löhne noch weiter herabsinken, auch ist gar nicht vorauszusehen, ob man in nächster Zeit überhaupt Arbeit behält. Unter solchen Sorgen vergeht ein Tag nach dem andern, und man darf sich nicht wundern, wenn so manchem die Lust zum Schaffen und Streben abhanden kommt.

Den Finsterlingen.

Von Arthur Pfungst.

Kein wahrhaft Weiser wird den Schwärmer schelten,
Der sich noch nicht zur Klarheit durchgerungen,
In dessen Augen heut noch Münzen gelten,
Geprägt in alten Zeiten, die verklungen;

Denn viele glauben, aus versunk'nen Welten
Sei trostesreich ein Licht zu uns gedrungen,
Deß Strahlen unsern weiten Weg erhellten,
Den wir so steinig fanden und verschlungen.

Doch furchtbar ist es, wenn die kleinen Geister
Voll Übermuth sich dünken als die Meister,
Weil sie ein Gut vertheid'gen, das sie erbten;

Und denk' ich ihrer, muß mein Herz erbeben,
Weil es zu kämpfen gilt ein ganzes Leben
Mit ihren finstern Lehren, den verderbten.

Äußerungen hervorragender Zeitgenossen über Religion und Moral.

II.

Herr Lic. theol. Chr. Schrempf in Cannstatt schreibt:

„Was ich unter Religion verstehe? Und ob ich glaube, daß es eine von der Religion, wie ich sie verstehe, unabhängige Moral geben könne? — Wirklich viel gefragt für einmal, denn diese zwei Fragen, die schon umfassend genug sind, bedürfen erst noch der Ergänzung durch die nicht minder umfassende dritte: was ich unter Moral verstehe. Und eine wirkliche Antwort auf sie kann kaum kurz sein. Doch soll ich ja nur meine derzeitige Meinung über diese Dinge sagen, und das kann ich thun und muß dann eben dem Leser überlassen, was er aus ihr zu machen vermag.

Was Religion ist, läßt sich nicht einfach sagen, da sie keine einfache, sondern eine sehr zusammengesetzte Erscheinung des Geisteslebens ist. Sie ist einerseits ein Leben unter und mit höheren Wesen, deren Dasein und Qualität einer Generation von der andern überliefert wird. Das Leben mit diesen Wesen kann den allerverschiedensten Sinn und Charakter annehmen, je nach dem, wie der Mensch ist, und nach der Art der ihm überlieferten Götter. Es kann insbesondere die reine Selbstsucht sein, wobei auch die Götter nur als Helfershelfer menschlicher Bedürfnisse und Begierden benutzt werden; und es kann in der Selbstverleugnung oder dem Gehorsam gegen einen heiligen Gott bestehen. Religion ist aber auch das Streben des Menschengeistes nach, das Leben in dem Unendlichen. Auch dieses kann nach Form und Inhalt verschieden sein. Das Unendliche kann den Geist nur negativ bestimmen: hieraus ergiebt sich Skepsis (Verzweiflung an wahrer, d. h. unendlich sicherer und abschließender Erkenntnis), Weltschmerz (Verzweiflung an wahrem, sättigendem Glück), Indolenz (Verzweiflung daran, daß menschliches Thun einen wirklichen Wert habe) — lauter religiöse Erscheinungen. In der positiven Unendlichkeit dagegen findet der Geist Wahrheit, Seligkeit, eine ewige Aufgabe, die ihm wahre Würde gewährt. Endlich kann, wie schon aus dem bisherigen ersichtlich, das Unendliche mehr Gefühl, Vernunft oder Willen des Menschen beschäftigen, es kann ihn zum Dichter, zum Forscher, zum Helden machen, je nach seiner individuellen Anlage. — Dem Einzelnen wird nun durch seine geschichtliche Situation die Aufgabe gestellt, die durch die geschichtliche Überlieferung auf ihn einwirkenden Gedanken über die Beziehungen zu höheren Wesen und den eigenen Drang nach dem Unendlichen ineinander zu arbeiten. Dies wird dadurch ermöglicht, daß ja die Götter als höhere Wesen gedacht werden. Doch kann das Streben nach dem Unendlichen auch den Bruch mit der religiösen Überlieferung erzeugen, wie andererseits die Macht religiöser Überlieferung das Streben nach Unendlichkeit ersticken kann. Die Art, wie das historische und psychologische Element in der Religion sich verbindet oder entzweit, bestimmt den religiösen Charakter des einzelnen, der einer unendlich mannigfaltigen Gestaltung fähig ist.

Und was ist Moral oder Sittlichkeit? Ich mache, um ihr Wesen zu bestimmen, eine rein formelle Unterscheidung. Jedes Lebensmoment ist, unbewußt oder bewußt, überwiegend von einer der drei Fragen bestimmt: was ist? was wünsche ich? was soll ich? Und dadurch wird dem Lebensmoment sein Charakter aufgeprägt. Herrscht die Frage: „was ist?" vor und drängt sie den Wunsch und den Gedanken an ein mögliches Sollen zurück, so ist der Mensch augenblicklich „objektiv" oder „wissenschaftlich". Dominiert eine der beiden anderen Fragen, so ist er „subjektiv", und zwar eudämonistisch, wenn er unter der Frage steht: „was wünsche ich?" — moralisch oder sittlich, wenn er unter der Frage steht: „was soll ich?" Welche Antwort ein Mensch sich auf diese Fragen giebt, kommt für die Bestimmung seines Charakters erst in zweiter Linie in Betracht: insofern nämlich, als in ihr sich zeigt, ob er die ihn bestimmende Frage konsequent und redlich durchdenken kann und will. Entscheidend aber ist, welche Frage den Menschen bewegt; und moralisch nenne ich also einen Menschen, der von der Frage erfaßt und bewegt wird: „was soll ich?" und sofern er diese Frage konsequent und redlich verfolgt. Die Antwort kann dann eventuell auch sein: „ich soll objektiv denken!" — „ich soll auf anderer und mein Wohlergehen bedacht sein!" Das Leben nach der einen Frage schließt also nicht aus, daß auch die anderen zu ihrem

Recht kommen; speziell braucht das sittliche Pathos den Menschen nicht für sich und andere ungenießbar und zum Feinde der Wissenschaft zu machen.

Ist nun die Moralität in diesem Sinne von der oben definierten Religiosität unabhängig oder nicht?

Wer von der Frage „was soll ich?“ erfaßt ist, findet sich genötigt, sie bis zu einer unbedingt genügenden Antwort durchzuführen; oder: in dieser Frage wird er von dem Unbedingten, Unendlichen berührt, und sie ist selbst einer der Wege, worauf er dem Unendlichen nachstrebt. **Wirkliche konsequente Moralität ist also selbst eine Seite des einen, psychologischen Faktors in der Religion.** Dieser Faktor ist aber dem andern, der Überlieferung von der Existenz und Qualität höherer Wesen, beigeordnet, da er das Medium ist, wodurch diese Überlieferung allein innerlich angeeignet werden kann. Nenne ich nun diesen zweiten Faktor bei der Bildung wirklicher Religiosität kurz die positive Religion, so gelange ich zu dem Resultat, daß **die Moralität der positiven Religion nicht unter-, sondern beigeordnet ist.** Und wenn **vielleicht** nur verinnerlichende Aneignung der religiösen Überlieferung der Moralität einen Inhalt geben und sie zur Vollendung führen kann, so bedarf es andererseits zur Sichtung und wirklich sittlichen Aneignung der religiösen Überlieferung eines von ihr unabhängigen moralischen Urteils. Kann also **vielleicht** die Moral auf die Dauer nicht bestehen, ohne daß sie sich an der positiven religiösen Überlieferung hält und nährt, so hat andererseits die Geschichte hinlänglich gezeigt, daß auch die beste überlieferte Religion die Moral nicht zu halten vermag, wenn sie durch ihre Positivität die freie moralische Reflexion erdrücken will.

Dies meine immer noch kurze Antwort, die, wie ich hoffe, auch nicht komplizierter geworden ist als die in Frage kommenden Verhältnisse.“

Der berühmteste kontemporäre Philosoph, **Herbert Spencer** in London:

„To both the questions you put replies are indirectly furnished by my books:

1. In the first part of **First Principles** the general conclusion drawn is that in all religions there is an element which will survive, and that when there have fallen away the various untenable dogmas of different religions there will remain behind the consciousness common to them all — the consciousness of a Power manifested to us alike in the world of things and in the world of thought, which must for ever remain beyond our ability to understand, while we remain for ever conscious of its existence.

2. Regarding Ethics as simply a definite and coherent statement of the forms of conduct, individual and social, proper to the carrying on of human life in its associated state, and conducing to the most harmonious cooperation and greatest amount of happiness, I of course hold that it is an independent science; and my work on **The Principles of Ethics**, just now completed, shows its natural bases and elaborates in detail its natural sanctions“.

(„Auf die beiden von Ihnen gestellten Fragen wird durch meine Bücher indirekt eine Antwort geliefert:

1. Im ersten Teile von „Erste Prinzipien“ ist die allgemeine Schlußfolgerung diese, daß es in allen Religionen ein Element giebt, welches überleben wird, und daß, wenn die mannigfachen unhaltbaren Dogmen der verschiedenen Religionen weggefallen sind, das ihnen allen gemeinsame Bewußtsein zurückbleiben wird — das Bewußtsein einer Macht, welche sich uns in der Welt der Dinge wie in der Welt der Gedanken offenbart, und welche wir niemals werden zu begreifen vermögen, während wir ihres Daseins immer bewußt bleiben.

2. Was die Ethik anbetrifft, als einfach eine bestimmte und zusammenhängende Darlegung der individuellen und sozialen Formen des Verhaltens, welche dazu geeignet sind, das menschliche Leben in seinem gesellschaftlichen Zustande zu erhalten und zum harmonischsten Zusammenwirken und größten Glücke zu führen, so glaube ich natürlich, daß sie eine unabhängige Wissenschaft ist; und mein soeben vollendetes Werk über „Die Prinzipien der Ethik“ zeigt ihre natürlichen Grundlagen und behandelt im einzelnen ihre natürlichen Sanktionen.“)

Der dänische Philosoph **Harald Höffding** in Kopenhagen schreibt:

„1. Das Wesentliche aller Religion finde ich in dem Gefühl der Abhängigkeit gegenüber der Welt oder dem, was als das in der Welt Herrschende angesehen wird. In seiner am meisten ausgeprägten Form bestimmt dieses Abhängigkeitsverhältnis das ganze Denken, Fühlen und Wollen der Menschen. So ist es in den klassischen Perioden der positiven Religionen. Dann giebt es keine selbständige Ethik, sondern alle ethischen Gebote und Regeln werden aus dem Wollen einer göttlichen Autorität abgeleitet, dessen Befolgung, wie man glaubt, Seligkeit, dessen Kränkung Unseligkeit bewirkt.

2. Nun kann freilich kein Mensch umhin, sich abhängig zu fühlen. Er arbeitet mit Kräften, welche er ursprünglich nicht sich selbst gegeben hat, und wie viel er mit diesen Kräften erreichen kann, wird darauf beruhen, wie weit die Gesetze der Welt ihre Anwendung erlauben. Aber dieses Abhängigkeitsverhältnis braucht doch gar nicht das ganze Dichten und Trachten der Menschen zu bestimmen; es kann ein sehr untergeordnetes Element in seinem Bewußtsein sein. Wenn es zum herrschenden Element wird, wird es die Entwickelung des Menschen hemmen und hindern. Der Mensch ist ebensowohl Ursache, als er Wirkung ist, und daß er Ursache ist oder sein kann, ist für ihn meist von größerer praktischer Bedeutung, als daß er Wirkung ist. Nur aus seinem Wirken lernt er sein Wesen kennen. Und je mehr das Bewußtsein seiner Kraft wächst, desto mehr wird er vorwärts, nicht rückwärts sehen. Auf der gegebenen Grundlage wird er getrost weiter streben. Die menschlichen Handlungen, seine eigenen und diejenigen Anderer, wird er zuerst unwillkürlich, später nach mehr bewußten Gesichtspunkten beurteilen. Er wird sich dabei von den Erfahrungen leiten lassen, welche er über den Einfluß der Handlungen auf größere oder kleinere Kreise des menschlichen Lebens gemacht hat. Durch Zusammenwirken des Dranges nach Selbstbehauptung und des Mitgefühls mit dem Leben, wie dieses sich bei anderen Wesen äußert, entwickelt sich das Gerechtigkeitsgefühl, die vollkommenste Form der ethischen Gefühle, und zugleich die ethische Haupttugend.

Die Selbständigkeit der Ethik der Religion gegenüber wird also erst durch eine psychologische und geschichtliche Entwickelung, welche Zeit und gewisse Bedingungen erfordert, realisiert. Sie kann nicht auf allen Kulturstufen möglich sein, und selbst für Individuen, welche derselben Kulturstufe angehören, werden höchst verschiedene Bedingungen in dieser Rücksicht gegeben sein können.

3. Und doch giebt es einen Gesichtspunkt, aus welchem die Selbständigkeit der Ethik für alle Entwickelungsstufen erwiesen werden kann. Selbst wo der Mensch sich im höchsten Grade abhängig fühlt, wird er doch in der Regel die Mächte, von welchen er abhängt, als gute oder als böse betrachten, d. h. er wird sie beurteilen. Aber jede Beurteilung setzt einen bewußten oder unbewußten Maßstab voraus, und dieser Maßstab kann nur von seinen eigenen Erfahrungen, wie sie sein Gefühl beeinflußt haben, oder auch von den Erfahrungen, welche seine Vorfahren gemacht haben, herstammen. Also: das Licht, in welchem der Mensch die Gegenstände seines religiösen Glaubens sieht, wird von seinen ethischen Voraussetzungen abhängen. Der Mensch kann ja gar nichts an-

erkennen, wenn sich kein Gesichts- oder Berührungspunkt dafür in seinem Innern findet. Eine absolute Abhängigkeit ist eine Unmöglichkeit.

Die theoretische Ethik sucht nur dasjenige, was sich so unbewußt und unwillkürlich auf jeder Entwickelungsstufe geltend macht, näher zu entwickeln und zu begründen.

4. Obgleich die Möglichkeit und die Notwendigkeit einer selbständigen Ethik feststeht, wird doch die positive Religion diese Selbständigkeit unmöglich zugeben können. Für die positive Religion ist es eben eigentümlich, daß der Gehorsam gegen die höchste Weltmacht, von welcher Alles abhängt, die eigentliche, ja sogar einzige Tugend ist. Eine Tugend, welche nicht auf dieser Grundlage entstanden ist, kann für die positive Religion nur ein glänzendes Laster sein. Darum wird auch die Bestrebung, die Selbständigkeit der Ethik zu behaupten, nur unter beständigem Streit gegen die Kirchen möglich sein. Denn die selbständige Ethik kann wohl die Kirchen als mehr oder minder gute Erzieherinnen ansehen; aber die Kirchen müssen die bewußte Behauptung der Selbständigkeit der Ethik als eine der gefährlichsten Ketzereien betrachten."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Ethik des Wahlrechts.

Von E. R. in Prag.

Der unter dem Titel „Ethik und allgemeines Wahlrecht" veröffentlichte Artikel in Nr. 33 der „Ethischen Kultur" machte auf mich dermaßen den Eindruck einseitiger Auffassung, daß ich glaubte bestimmt annehmen zu dürfen, daß dieser Artikel in Ihrem geschätzten Blatte sofort eine Entgegnung finden wird. Im Besitze der Nr. 34 der „E. K." sehe ich jedoch diese Erwartung getäuscht und bitte daher folgenden Erwägungen Raum zu geben:

In dem erwähnten Artikel heißt es: „Wenn man der Maxime huldigt, daß das Wohl aller Andern dem eigenen Wohl gleich zu achten sei, so muß man konsequentermaßen auch allen Andern die gleichberechtigte Beteiligung an der Gesetzgebung zugestehen." — Das heißt also: wenn man das Wohl Aller ernstlich will, so muß man Allen das gleiche Wahlrecht geben, oder: wenn man Allen das gleiche Wahlrecht geben wird, so wird man das Wohl Aller am besten erreichen. Für diese Behauptung ist aber kein Grund angegeben, und ich sehe nicht ein, warum nicht auch in einem auf dem allgemeinen Wahlrechte aufgebauten Parlament eine rücksichtslose Herrschaft der in der Majorität befindlichen Bevölkerungsklasse möglich ist, warum gerade die Majorität eines solchen Parlaments nicht ihr Wohl dem Wohle der verschiedenen (vielleicht in vielen Wahlbezirken zerstreuten) Minoritäten und dem Gemeinwohle vorziehen soll. Oder ist etwa in einem Staate von beispielsweise 50 Millionen Einwohnern das Gemeinwohl immer gleichbedeutend mit dem Wohlergehen von 30 Millionen Einwohnern? — Und abgesehen davon, wo ist die Garantie dafür, daß gerade dann, wenn die Stimmen gezählt und nicht gewogen werden, das Parlament am besten imstande sein wird, die richtigen Mittel zur Erreichung seiner Ziele zu finden, die Wirkung der zu beschließenden Gesetze voraus zu berechnen?

Ich glaube, daß die beste Gewähr für ein befriedigendes Arbeitsresultat einer Volksvertretung die genügende Qualifikation der Wähler ist, von denen die Abgeordneten gewählt, beeinflußt und kontrolliert werden. Und bezüglich dieser Qualifikation schreibt Herr J. St. in dem erwähnten Artikel: „Lebhaftes Interesse für das Gemeinwohl und gesundes politisches Urteil, eine moralische und eine intellektuelle Eigenschaft, sind demgemäß die Eigenschaften, welche zur Mitwirkung an der Gesetzgebung qualifizieren." Es liegt nun gewiß im Interesse des gesamten Staatswesens, wenn die Staatsbürger nach Maßgabe dieser Qualifikation zur Mitwirkung an der Gesetzgebung herangezogen werden. Dies bestreitet zwar Herr J. St. nicht, sucht aber das allgemeine Wahlrecht dennoch dadurch zu verteidigen, daß er behauptet, die vermögenden Schichten der Gesellschaft besäßen diese Qualifikation nicht in höherem Maße als die vermögenslosen. Diese These hätte Herr J. St. wohl besser ganz aus dem Spiel gelassen, denn jener Standpunkt der Gegner des allgemeinen Wahlrechtes, bei welchem die Begriffe der „vermögenslosen Bevölkerung" und der „nicht wahlfähigen Bevölkerung" identifiziert werden, ist bereits veraltet. Ich berufe mich hierbei auf das neue belgische Wahlgesetz. Dieses Gesetz bestimmt kein reines allgemeines Wahlrecht; denn seine Allgemeinheit wird dadurch mehr oder weniger illusorisch gemacht, daß eine große Anzahl von privilegierten Wählern 2—3 Stimmen abzugeben berechtigt ist. Indem aber in Belgien „das Proletariat" in seinem Wahlrechte beschränkt wird, wird durchaus nicht die Vermögenslosigkeit als genügendes Kennzeichen dieses sogenannten Proletariats aufgefaßt.

Was ist unter dem Begriffe des in seinem Wahlrecht zu beschränkenden Proletariats zu verstehen? Ich will es versuchen, diese Frage zu beantworten. — Zum Proletariat zähle ich vor allem jene Menge Leute, die auf einer äußerst niedrigen Stufe geistiger und ethischer Kultur stehen. Für letztere existiert allerdings kein brauchbarer Maßstab; hingegen kann und sollte die Intelligenz der Wähler in jedem Wahlgesetz weitgehende Berücksichtigung finden. Ferner gehört zum Proletariat auch jene in Großstädten besonders häufige Sorte Menschen, die, besitz- und familienlos, niemals geneigt sind, die Interessen anderer Leute zu berücksichtigen und die, weil sie nichts zu verlieren haben, allen revolutionären Einflüsterungen ein gar zu williges Ohr leihen.

Die Beweisführung des in Rede stehenden Artikels ist also meiner Ansicht nach durchaus nicht überzeugend, und ich bin nach wie vor der Meinung, daß ein jedes Wahlgesetz — je nach der Menge und Beschaffenheit des Proletariats des betreffenden Landes — mehr oder weniger von dem reinen allgemeinen Wahlrecht abweichen und sich dem belgischen Wahlrecht nähern muß, wenn die Erreichung des allein ethischen Zieles einer jeden Politik — des Gemeinwohls — nach bester Möglichkeit gefördert werden soll.

Replik.

Von J. St.

Meine Ausführung in Nr. 33 der „E. K.", auf den kürzesten Nenner gebracht, besagt: 1. Wenn man dem ethischen Grundsatz huldigt, daß das Wohl Anderer gleich dem eigenen zu respektieren sei, so muß man ihnen das gleiche Recht, im öffentlichen Leben mitzusprechen und mitzubeschließen, zugestehen, das man selbst beansprucht. 2. Die besitzende resp. „gebildete" Klasse ist zur Gesetzgebung im Sinne des Gemeinwohls keineswegs befähigter als die unteren Volksschichten. (Folgt die Begründung.) 3. Somit ist das allgemeine gleiche Wahlrecht ein ethisches Postulat. — Herr R. geht nun auf meine Gründe gar nicht ein, ignoriert sie vielmehr und stellt meinen Thesen und ihrer Begründung lediglich Behauptungen entgegen.

Wenn er meint, eine Majorisierung der Minoritäten sei auch beim allgemeinen Wahlrecht nicht ausgeschlossen, so bestreite ich das nicht. Aber was ist damit gegen meine Ansicht bewiesen? Es liegt doch auf der Hand, daß die möglichste Wohlfahrt Aller weit mehr ausschlaggebend sein wird, wenn Alle gleichmäßig an der Gesetzgebung beteiligt sind, als wenn einem Teil, und noch dazu dem weitaus größeren, das Recht, seine Wünsche und Meinungen geltend zu machen, entzogen resp. beschränkt ist, wie in dem famosen neuen belgischen Wahlgesetz, das eine äußerst schwächliche, durch schwere Kämpfe errungene Konzession an das allgemeine Stimmrecht ist, Herrn R. aber merkwürdigerweise als Ideal erscheint. Zugegeben also, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht keine absolute Garantie einer vollkommenen Gesetzgebung bietet, so ist

es doch tausendmal besser als Zensuswahlen oder irgendwelche andere Verkümmerung des Wahlrechts einer Bevölkerungsklasse.

Ich habe in meinem Artikel eine Stelle aus Spinozas Traktat über Politik citiert; Herrn R. zuliebe, der den „gewogenen" Stimmen so gewogen ist, ohne auf meine diesbezüglichen Bemerkungen auch nur mit einem Wort zurückzukommen, sei noch der weitere Satz Spinozas angeführt: „Aber wie gesagt: die Natur ist bei Allen dieselbe. Alle sind stolz, wenn sie herrschen, gewaltthätig, wenn sie nicht fürchten; überall wird die Wahrheit von fanatischen und servilen Menschen angefeindet, namentlich da, wo ein Einziger oder eine Minderheit herrscht, welche in ihrem Denken nicht von der Rücksicht auf Recht und Wahrheit, sondern auf Größe des Vermögens geleitet wird."

Ähnliche Gesichtspunkte, wie sie die Gegner des allgemeinen Stimmrechts geltend machen, indem sie sagen, die Stimmen müßten gewogen statt gezählt werden, waren seiner Zeit auch den Verteidigern des monarchischen Absolutismus wie der feudalen ständischen Verfassung geläufig. Es ist die alte Geschichte: man bekämpft ein falsches resp. reaktionäres Prinzip, so lange man selbst darunter leidet, und kaum hat man dessen Fessel abgeschüttelt, so hätschelt man es wieder zum eigenen (Klassen-) Vorteil. „Diese Menschen," schrieb Börne in Paris unter dem Julikönigtum, „die fünfzehn Jahre lang gegen alle Aristokratie gekämpft, kaum haben sie gesiegt, noch haben sie ihren Schweiß nicht abgetrocknet und schon wollen sie für sich selbst eine neue Aristokratie bilden."

Und da ich gerade Börne citiere, so sei noch ein anderes Wort desselben angeführt, das geeignet sein dürfte, die Furcht des Herrn R. vor den „revolutionären Einflüsterungen" ein wenig zu beschwichtigen. Unmittelbar nach den Pariser Ereignissen am Todestag des Herzogs v. Berry (1831) schrieb der gefeierte Publizist: „Mehrere meiner Bekannten, die im Gedränge waren, haben mir von den Reden und Äußerungen des Volkes erzählt. Man muß erstaunen über diesen gesunden Menschenverstand. Wahrlich, unsere Staatsmänner, die Herren Sebastiani, Guizot, sogar Talleyrand, könnten bei ihm in die Schule gehen. Und dieses sogenannte, so gescholtene „Volk" verachtet man überall; man verachtet die Mehrzahl einer Nation, der weder der Reichtum das Herz verdorben, noch das Wissen den Kopf! Man klagt dessen wilde Leidenschaften an, weil es zu edelmütig ist, gleich den Vornehmen seinen Haß in eine kleine Pille zu verschließen, die man dem sorglosen Feinde lächelnd beibringen kann! Man verspottet seine Dummheit, weil es nicht immer so klug ist, seinen eigenen Vorteil dem Rechte vorzuziehen." — Das „Volk" kann fürchterlich werden im Paroxysmus der Revolution, wenn es Jahrzehnte lang geschunden, ausgehungert wurde und endlich seine Ketten zerreißt und mit seinen Drängern abrechnet. Aber nie hat das „Volk" eine so kaltherzige Gefühllosigkeit, eine so hartgesottene Unzugänglichkeit für Recht und Wahrheit andauernd an den Tag gelegt wie die Macht und die Üppigkeit. Und wenn man das allgemeine Stimmrecht fürchtet wegen der „revolutionären Einflüsterungen", so vergißt man, daß der zähe Hang der Satten am Bestehenden, ihre hartköpfige Verschlossenheit für das Verständnis neuer weltbewegender Ideeen oder auch nur dringlich nötiger Änderungen zum Besten bedrängter Massen, von jeher ein schlimmerer Feind der Kulturentwickelung gewesen ist, als die Hinneigung des unter dem Bestehenden schwer leidenden Volkes zu gesellschaftlichen Umwälzungen.

Man ist in gewissen Kreisen auf die „Mehrheit" übel zu sprechen, und selbst ein Ibsen läßt seinen Dr. Stockmann eine Philippika gegen die „Mehrheit" halten. Wahr ist daran nur so viel, daß neue Ideeen, theoretische wie praktische, zuerst von einer Minderheit erkannt werden, und daß die Mehrheit sich oft gegen ihren eigenen Vorteil sträubt. Neue Ideeen werden immer zuerst von Minderheiten begriffen, aber wenn sie etwas taugen, erobern sie nach und nach die Mehrheit. Ebenso wahr aber ist, daß die herrschenden Minderheiten besonders in Perioden historischer Umwälzungen an den herkömmlichen wurmstichigen, verknöcherten, kulturwidrig gewordenen Einrichtungen sich mit bornierter Zähigkeit festgeklammert haben, um ihres wirklichen oder vermeintlichen Vorteils willen, bis die Wellenschläge der Zeit ihnen an den Hals gingen. Weil sie sich bei den herkömmlichen Einrichtungen wohl oder leidlich befunden hatten, verhielten sie sich gegen alles Neue ablehnend und verblendeten sich gegen dessen Vorzüge, während die Massen, ungeblendet von eigennütziger und thörichter Vorliebe für das Bestehende, das Neue mit weit mehr Unbefangenheit zu prüfen und zu beurteilen vermochten.

„Lern' dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!"

Die politische Gleichberechtigung des Volkes fürchtet nur, wer das Volk nicht kennt.

Caeterum censeo: Das allgemeine Wahlrecht ist ein unabweisbares Postulat der politischen Ethik.

Ein Kapitel politischer Gerechtigkeit.

Von Util.

Wenige Tage nur trennen uns von einem Ereignis, das bestimmt ist, die Geschichte des preußischen Volkes stark zu beeinflussen. Ende dieses Monats finden die Wahlen zum preußischen Landtage statt.

Wenn man in den letzten Monaten die Preßstimmen verfolgte, so konnte man wenig finden, was auf dieses wichtige Ereignis schließen ließ. Die Blätter der meisten Parteien beschäftigten sich weit mehr mit der Eröffnung der Theater als mit den Wahlen zum Landtage. Und doch sind die Abgeordneten berechtigt, fünf Jahre lang die Geschicke von dreißig Millionen Menschen zu bestimmen.

Diese Gleichgiltigkeit*) hat in der Thatsache ihren Grund, daß bei den Wahlen zum Landtage ein Wahlsystem Geltung hat, das der einfachsten Forderung der Gerechtigkeit widerspricht, indem es den größten Teil des Volkes von dem Einfluß auf die Zusammensetzung des gesetzgebenden Körpers ausschließt.

Als die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur gegründet wurde, mußte man eine passende Organisation für sie finden, — passend für einige Tausend Männer und Frauen. Unter Anderem wurde auch über einen Paragraphen beraten, der die Vertretung auf dem Gesellschaftstage regeln sollte. Unter diesen Männern und Frauen waren nun Zweifel vorhanden, ob es besser sei, auf je zweihundert, hundert oder fünfzig Mitglieder einen Delegierten zu wählen; aber kein Zweifel war darüber vorhanden, daß jedes Mitglied eine Stimme habe, d. h. daß innerhalb der Gesellschaft gleiches Stimmrecht herrschen sollte. Die Mitglieder der D. G. E. K. sollten je nach ihrer Vermögenslage verschiedenartige Beiträge leisten, also verschiedenartig besteuert werden, — wie die Bürger des preußischen Landes.

Wenn nun in dem Kreise der Gründer dieser Gesellschaft der Antrag gestellt worden wäre, man sollte die Summe der Beiträge jeder „Abteilung" addieren, diese durch drei teilen und dann bestimmen, jede dieser drei Gruppen sollte zwei Wahlmänner wählen und diese Wahlmänner sollten dann die Delegierten bestimmen, — ich glaube zuversichtlich, der Antragsteller würde unter dem Beifall sämtlicher Anwesenden für unfähig erklärt worden sein, überhaupt nur ein Mitglied der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu werden. Soweit war das Gerechtigkeitsgefühl der Gründer der D. G. E. K. entwickelt. Und doch waren unter den Gründern Männer und Frauen verschiedenen Alters, verschiedener Par-

*) Die „Vossische Zeitung" vom 5. d. M. enthielt folgende Notiz: „Das Interesse für die Landtagswahlen scheint bei den Berliner Urwählern nicht allzu groß zu sein. Von rund 350 000 eingetragenen Wählern haben die drei Tage lang an verschiedenen Stellen der Stadt ausgelegt gewesenen Urwählerlisten nur 738 Personen eingesehen."

teien, verschiedener Lebensanschauung, — und doch hatten sie nur für einige Tausend, nicht für viele Millionen zu sorgen.

Das Wahlsystem zum Abgeordnetenhause aber besteht schon seit 43 Jahren, und es ist mir, trotz eifrigen Suchens, in letzter Zeit nicht gelungen, auch nur einen flammenden Protest gegen diese Nichtachtung des politischen Willens weiter Volkskreise zu entdecken.

Zu welchen Konsequenzen das Dreiklassenwahlsystem führt, zeigt die eine Thatsache, daß in Berlin im Jahre 1888 5491 Wähler der I. Abteilung die gleichen politischen Rechte hatten wie 261 103 Wähler der III. Abteilung. Und durch die neuen Steuergesetze ist die Zahl der Wähler der I. Abteilung noch stärker vermindert worden. Man kann zur Verteidigung des Dreiklassenwahlrechts keinen vernünftigen Grund anführen. Wenn man sagt, daß das größere Einkommen auf eine größere politische Einsicht, auf größere intellektuelle Fähigkeiten schließen lasse, so übersieht man die Thatsache, daß die akademisch Gebildeten, sofern sie auf ein durch ihre Arbeit erworbenes Einkommen angewiesen sind, fast sämtlich als Wähler der dritten Abteilung figurieren. Bei der letzten Ersatzwahl in Berlin, die auf Grund der neuen Steuergesetze stattfand, wählten bereits, wie der „Reichsbote" mitteilte, alle Minister, mit Ausnahme der Herren v. Heyden, Miquel und Thielen, in der dritten Abteilung. Es hilft auch nichts zu sagen, daß derjenige, der den größten Beitrag zu den Bedürfnissen des Staates leistet, auch am meisten Einfluß auf die Gestaltung des Staates ausüben müsse; denn die Bedürfnisse Preußens werden keineswegs durch die Erträge aus den direkten Steuern gedeckt. —

Wenn ein solches Wahlsystem möglich ist, dann ist es kein Wunder, daß die Steuerreform als rettende soziale That gepriesen wird, — eine Reform, die darin besteht, daß jetzt das gesamte Einkommen der besitzenden Klassen besteuert wird, während früher große Teile des Einkommens steuerfrei blieben. Die Vorkommnisse in Bochum sind noch in frischer Erinnerung. Doch ist eine Reform, welche die Lebenshaltung auch nicht eines einzigen Menschen steigert, eine soziale That? Doch trösten wir uns: nichts in der Welt dauert ewig — und es ist nicht zu erwarten, daß dieser Erfahrungssatz durch das „elendeste aller Wahlsysteme", wie Fürst Bismarck es nannte, widerlegt werden sollte.

Eitler Wunsch, verlorne Klagen?

„Es wird fortgewurschtelt." In diesen drei Worten verdichtete sich seiner Zeit die gemütliche Kennzeichnung einer nicht minder gemütlichen Regierungsthätigkeit, deren Wirkungskreis bekanntlich außerhalb der deutschen Reichsgrenze lag.

Die Leidenschaftlichkeit der Sprache im heutigen politischen und sozialen Leben, namentlich auf Seiten der „Arbeiter", erklärt sich leicht aus der Gegenüberstellung der auf Berücksichtigung drängenden Wünsche großer Massen und der scheinbaren Gleichgiltigkeit, mit der man die Erfüllung hintanhält, ohne sie jedoch weniger wichtigen Ansprüchen zu versagen.

Als eben jetzt der Wahlaufruf der nationalliberalen Partei für die preußischen Landtagswahlen erschien, suchte mein Blick an erster Stelle Vorschläge zur Abänderung des für die bevorstehende Wahl geltenden Wahlrechts. Allerdings vergeblich.

Der Wahlaufruf, der im Übrigen sehr viele Gegenstände berührt, enthält zu dieser Frage nur die Mitteilung:

„Darum mußten wir auch bei dem Wahlgesetz . . . . . die Erfüllung eigener Wünsche gegenüber dem Wahlrecht auf eine spätere Zeit vertagen, wo die Zusammensetzung des Landtags bessere Aussichten eröffnet."

Und doch läßt gerade die Zeit der Ausübung des Wahlrechts das Ungerechte des hierfür herrschenden Systems am fühlbarsten hervortreten.

Aus den staatsrechtlichen Umbildungen der vergangenen Jahrhunderte wuchs der Landtag als Repräsentation der Bevölkerung hervor, die als solche dem Landesherrn gegenüber trat. Die konstitutionelle Bewegung brachte die Idee der Volksvertretung zur Ausführung. Mag juristisch auch der Landtag nicht eine Vertretung der Bevölkerung, sondern ein aus Wahlen der letzteren hervorgehendes Organ des Staats sein, so ist er, volks-psychologisch und physiologisch betrachtet, doch recht eigentlich dazu berufen, den Bedürfnissen der Staatsbürger Ausdruck zu geben und über die Bedingungen zu entscheiden, unter denen das Volk leben kann.

Nach heutigem Staatsrecht steht auch der Monarch nicht über, sondern im Staate. Er ist ebenfalls ein Organ desselben, er hat die vollziehende Gewalt.

Mit dem oben gekennzeichneten Berufe einer Volksvertretung steht die Zusammensetzung des preußischen Landtages in schreiendem Widerspruch.

Während der Reichstag nach Art. 20 der Reichsverfassung, ganz entsprechend den Grundsätzen von Billigkeit und Recht, aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervorgeht, bildet das preußische Abgeordnetenhaus sich auf Grund des Dreiklassensystems, wie es ein Gesetz, das unter den Verstimmungen des Jahres 1849 entstand, für gut hielt.

Die Bedürfnisse sind am größesten und die Lebensbedingungen am härtesten in den mühselig ums tägliche Brot ringenden Schichten der Bevölkerung. Diese machen zugleich den weitaus größten Teil des preußischen Volkes aus. Das größte Verdienst um den Staat haben unleugbar doch auch die erwerbsthätigen und erwerbsfleißigen Bürger, ja, muß man nicht vom rein menschlichen und unbeeinflußten Standpunkte aus anerkennen, daß dem Staate eigentlich diejenigen die größten Opfer bringen, die in Lohnarbeit von früh bis Abend thätig sind, ohne das Produkt ihrer Arbeit zu genießen? — die sich entsagungsvoll dem Kapital beugen, das, ohne zu arbeiten, vorweg seine Zinsen haben will?

Aber alle die Personen, die von der Arbeit leben, bedeuten bei der Landtagswahl so gut wie nichts gegenüber den vom Schicksal Auserwählten, die das größte Einkommen haben! Was hindert eigentlich die preußische Regierung daran, durch ein neues Wahlgesetz den Gedanken in die That zu verwandeln, daß, was dem Deutschen recht, dem Preußen billig sein solle?

Unlängst lief die Nachricht durch die Zeitungen, daß der König der Belgier ein politisches Testament hinterlegt habe. Darin warne er vor der Einführung des allgemeinen Stimmrechts, da es den Bestand der Monarchie gefährde. Dies wäre eine höchst bedenkliche Auffassung. Sie würde nichts anderes besagen, als daß die Monarchie auf die Beibehaltung eines mit dem geläuterten Rechtsgefühl unvereinbaren Zustandes angewiesen sei. Woraus denn aber nicht die Folgerung zu ziehen wäre, daß nun die vom Rechtsgefühl geforderte Reform unterbleiben müßte, als vielmehr die, daß man nicht um einer Staatsform willen ein ewiges Unrecht gegen den größten Teil der Staatsbürger begehen dürfe.

Die Ethik kann heutzutage nicht eindringlich genug davor warnen, Interessen und Gefühle zwangsweise zusammen zu sperren, die nicht notwendig zusammen gehören.

In Österreich hat man den Reserveleutnant Carl Leuthner seiner Würde für verlustig erklärt und als Reservisten in ein Infanterie-Regiment eingereiht, weil er sich offen als Sozialisten bekannt hat. Die Blätter aller Parteirichtungen in der Habsburgischen Monarchie behandeln dies Urteil — mit Recht — als einen Eingriff in die verfassungsmäßig gewährleisteten Rechte des Bürgers.

Wir haben in Deutschland ähnliche Fälle gehabt und erleben sie fortgesetzt in den Kriegervereinen. Uns interessiert jedes solche Vorkommnis, weil es den gänzlichen Mangel an Gerechtigkeitssinn so nackt offenbart.

Der Offizier, der Soldat, ist Mitglied des Heeres. Das Heer hat den Schutz des Vaterlandes, des heimatlichen Herdes zur Aufgabe. Wer diese Pflicht erfüllt, ist „Kamerad“. So lange die Heeresverfassung den Kaiser an die Spitze stellt, erfolgt die Pflichterfüllung zugleich im Gehorsam gegen den obersten Kriegsherrn, aber auch nur in seiner Eigenschaft als Feld- und Kriegsherrn. Nirgends steht etwas davon zu lesen, daß die Vaterlandsliebe ein bestimmtes politisches, soziales oder konfessionelles Bekenntnis bedinge. Trotzdem begeht man den verhängnisvollen Fehler, der Sache — Pflicht zur Verteidigung des Vaterlandes — persönliche Beziehungen beizumischen, die nichts mit ihr zu thun haben. Anstatt einfach die Aufgabe zu setzen: „Fürs Vaterland!“ hält man aus verflossener Zeit an der Devise fest: „Mit Gott für König und Vaterland!“ oder wie sie in Kleinstaaten lautet: „Mit Gott für Kaiser und Reich, Fürst und Vaterland!“ Darin liegt nicht nur ein unhaltbarer Gewissenszwang, sondern auch ein Verstoß gegen die Gerechtigkeit, und Beides bleibt auf die Dauer nicht ungerächt.

Was es für eine Bedeutung habe, beim Kampfe fürs Vaterland Gott für sich zu beschlagnahmen, ist in Nr. 39 dieser Wochenschrift auseinandergesetzt.

Aber auch die Anhänglichkeit an die Staatsform der Monarchie ist keine unerläßliche Voraussetzung für die Vaterlandsliebe und ihre Bethätigung. Die Monarchie ist — auch in Deutschland — ein Gebilde der geschichtlichen Entwickelung und Überlieferung, die von der Überzeugung der zeitgenössischen Staatsbürger, daß sie die ratsamste Staatsform sei, getragen wird; sie ist aber kein Produkt eines bestimmt abgegrenzten Stücks der Erde, sodaß man sagen könnte, dieser Erdenfleck verlangt eine konstitutionelle Monarchie für seine Bewohner, und jener eine Republik. „Vaterlandsliebe“ und „monarchischer Gedanke“ können derart in Gegensatz treten, daß dieser von jener aus dem Gebiete des Vaterlandes verbannt wird.

Gegen die Entwickelung des Staats- und Gesellschaftslebens giebt es wohl eine zeitweise Unterdrückung einzelner Individuen, aber kein zwangsweises Aufhalten von Ideen. Man kann jedoch, wenn man zum Besten des Gemeinwohls regieren will, davon absehen, die Gegensätze dadurch zu schärfen, daß man unwesentliche Dinge mit dem allein wesentlichen Kern der Sache verquickt. Unser ganzes Leben leidet schon zum schweren Schaden unserer Nation daran, daß die Beamten aller Stellungen lieber über die wichtigsten Fragen nichts wissen, als daß sie in den Verdacht kommen, eine bei den augenblicklich machthabenden Faktoren unbeliebte oder unverstandene, wenn auch noch so sehr begründete, Überzeugung zu haben.

Und daß der Mangel an Wissen und an mutiger Überzeugung Millionen von Staatsbürgern nicht unverborgen bleibt, das ist es, was dem herrschenden Systeme die Unterlegenheit bereitet.

Jena, am 5. Oktober 1893. Ernst Harmening.

Aus Wendell Phillips' Rede über die öffentliche Meinung.

Dies ist ein lesendes und denkendes Zeitalter, und auf dem Spiele stehende große Interessen schärfen den Verstand des Menschen. Es hat stagnierende Zeiten gegeben, wo ein großer, aber im Irrtum verankerter Geist den langsamen Strom der Gesellschaft zum Stillstand bringen konnte. Aber unsere Ära ist nicht eine solche.

Nichts als Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrheit ist für die Masse der Menschheit von dauerndem Vorteil. Jenen strebt die sich selbst überlassene Gesellschaft immer zu. In der Gegenwart haben große Fragen alle Energien des Gesamtgeistes wachgerufen. „Jeder“, sagt Talleyrand, „ist klüger als irgend einer;“ und jeglicher Name, wie berühmt er auch sei, der für die Mißstände eintritt, wird überwältigt werden von dem ungestümen Strome der Gesellschaft, welche, dank der Presse und dem lesenden Publikum, stets die Macht hat, sich ihren eigenen Weg zu bahnen. Dank der Buchdruckerpresse besorgt das Volk sein Denken nun selbst.

Der akkumulierte gesunde Menschenverstand des Volkes wiegt den Intellekt der größten Staatsmänner auf.

Was das Pulver für den Krieg, das hat die Buchdruckerpresse für den Geist gethan: und der Staatsmann hat in jedem Lesenden seinen Richter.

Nichts ist mächtig genug, um der öffentlichen Meinung widerstehen zu können.

Das Volk irrt niemals. Vox populi, vox Dei (Volkesstimme ist Gottesstimme). Ich meine dies nicht von jedem einzelnen Urteil, welches ein Volk fällen mag; aber im großen Ergebnis ist das Volk immer auf dem rechten Wege, und schließlich erreicht es das Ziel. Ich glaube an die Millionen.

Was ich Euch einprägen möchte, das ist das große Gewicht, welches die Meinung jedes Wesens hat, das sich einen Menschen nennen kann. Gieb mir ein Wesen, das aufrecht wandelt und zu lesen vermag, und es kann ein Kämpfer sein in der heiligen Heerschar, welche alle Unterdrückung in den Staub werfen wird.

Vermischtes.

Der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke (Geschäftsführer: Dr. Wilh. Bode in Hildesheim) versendet folgende Mitteilung an Redaktionen:

Das deutsche Studentenleben ist in den letzten Monaten mehrfach scharf kritisiert worden und völlig mit Recht. Bemerkenswert erscheint uns ein Vergleich deutscher und italienischer Studenten, den das „Volkswohl“ in einem Aufsatze bringt, in dem den deutschen Studenten ein oder einige Semester Studium auf einer italienischen Universität empfohlen wird. Folgendes sei hier wiedergegeben.

„Man hat als Hauptzweck des deutschen Korps- und Burschenschaftenwesen hervorgehoben die Bildung fröhlicher Geselligkeit und Stärkung des persönlichen Ehrgefühls. Nun, ein Aufenthalt in Italien zeigt, daß auch diese Zwecke dort ohne „Farben“ und ohne „Schläger“ ebenso gut erreicht werden. Auch dort lieben die Freunde es, sich beim Weine zu fröhlichem Geplauder niederzulassen, wie wir es beim Biere thun, aber Kneipereien und Kommerse sind dort nicht Mode, und alles hält sich in den Grenzen des Maßes und des Anstandes. Wieviel hätte der Deutsche hierin zu lernen! Dort trinkt man den Wein um des Weines willen und ebenso um die gesellige Stimmung zu erhöhen, hier trinkt man nach unsinnigen Trinkgesetzen und handelt gegen Verstand und Natur, weil es „kommandiert“ wird und es für eine Ehre gilt, die größte Anzahl von Gläsern leeren zu können. Es genügt, wenn der Verfasser versichert, während seines vielmonatlichen Aufenthaltes in Italien keinen einzigen betrunkenen Italiener gesehen zu haben; allerdings sah er zuweilen Berauschte durch die Straßen wanken, aber mit geringen Ausnahmen waren diese — leider muß er es zur eigenen Beschämung gestehen — Deutsche! In Florenz, wo wie in Rom viele Deutsche leben, giebt es ein Sprichwort, welches lautet: „Wollt ihr wissen, wo die Deutschen verkehren, so seht nur hin, wo die Betrunkenen vor der Thür liegen.“ Es ist schmählich, daß unsere Nation im Auslande in diesem Rufe steht, aber dieser Ruf hat seine Berechtigung; und unsere Studentenschaft trägt daran eine große Schuld. Die Mode bildet sich stets in der höheren Gesellschaft und wirkt von dort auf das Volk weiter, und solange unter den Gebildeten das Trinken gepflegt und in Ehren gehalten wird, werden alle Versuche, dasselbe im Volke zu mäßigen, vergeblich sein.“

Wie verlautet, beabsichtigt der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke den akademischen Trinksitten seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zeit ist's, daß da eine merkliche Besserung erfolgt.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste 1. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 21. Oktober 1893.	Nr. 43.

Lenens Fehltritt.

Novellistische Skizze von Ant. Andrea.

Als sie vor zwei Jahren nach der Stadt in den Dienst gezogen, war Schäfers Lene ein fröhliches junges Ding gewesen, mit roten Backen und glänzenden blauen Augen. Jetzt kam sie heim, welk und vergrämt, und wenn man sie ansah, wurde sie schamrot. Ihren Vater, den alten Schäfer, hatten die Nachbarn vorbereitet. Er geriet in Wut, als sie über seine Schwelle wankte, und hätte sich wahrscheinlich an ihr vergriffen, wenn sie nicht aus dem Hause gelaufen wäre.

Bei der Mutter freilich behielt das natürliche Gefühl oberhand. Sobald es dunkel war, schlich sie ins Dorf, um ihre Tochter zu suchen. Sie fand sie bei der Witwe Wegenern auf der Ofenbank sitzen, und stumm in ihren Schoß starren. „Na, Schäfern, Sie wollen wohl ihre Lehne holen“, sagte die alte Frau am Fenster, wo ihr das Tageslicht beim Spinnen ausgegangen war.

Ach, damit dürfte sie ihrem Manne nicht kommen! Er wäre imstande, das Mädchen totzuschlagen. Daß sie ihnen die Schande hätte anthun können!

„Jugend hat kein' Tugend“, brummte die Wegenern. Lene sagte kein Wort. Der Empfang im Vaterhause hatte sie vollständig niedergeschmettert. Wenn ihr Hermann wüßte, was sie schon Alles ausgestanden hatte um der Liebe willen zu ihm! Ja, sie war ihm über die Maßen gut, dem schmucken, strammen Dragoner — er ihr auch. Nur noch anderthalb Jahr, dann kam er vom Militär los, und sie konnten heiraten. Sie hatte ihm versprochen, gleich zu schreiben, ob die Eltern auch nicht zu hart mit ihr umgingen. Nun saß sie hier verstoßen, und so elend an Körper und Geist, daß sie keinen Finger rühren konnte. Aber den nächsten Tag raffte sie sich dazu auf:

„Lieber Hermann! Vater hat mich mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt. Ich dachte, ich überlebte es nimmer. Aber die Witwe Wegenern hat mich aufgenommen. Es geht ihr man kümmerlich. Die Leute sagen, sie ist ein Zankteufel, zu mir ist sie aber gut. Sie sagt, ich soll mir meinen Fehltritt nicht so nah nehmen und die Leute ruhig klatschen lassen. Das thue ich nun auch. Wenn ich ihr ein bischen in der Wirtschaft helfe, dann sagt sie gleich, ich soll mir keine Überlast thun, und grämen soll ich mich nicht, es wird schon werden, sagt sie, und es wird Alles nicht so heiß gegessen wie gekocht. Die Mädchen im Dorf sticheln nicht schlecht, wenn ich mich blicken laß, und erst die „Hofgänger,“ die haben sich am meisten! Die Wegenern sagt, sie sind Alle nicht so viel wert wie mein kleiner Finger. Lieber Hermann! Mutter hat mich besucht, und 'n Topf Milch hat sie mitgebracht, morgen will sie Schmalz und Brot bringen. Das darf der Alte aber nicht wissen: ich soll ihm nicht mehr vor die Augen kommen, hat er gesagt. Lieber Hermann! Ängstige Dich man nicht um mich. Ich komme schon wieder auf. Das ist bloß die erste Zeit, daß mich dies Alles so sehr betrübt. Du kannst ganz ruhig sein, wegen meiner. Die alte Wegenern hält mich, als ob ich ihre Tochter wäre. Sie hat nie eine gehabt, bloß 'nen Jungen, der ist ihr an den Masern gestorben, 'ne zwanzig Jahre her. Tausend Grüße und Küsse von Deinem getreuen Schatz Lene.“

Acht Tage später brachte der Postbote einen Brief:

„Liebe Lene! Von Deinem Alten ist das recht niederträchtig. Er ist doch Dein Vater. Wer soll einem denn helfen in der Not, wenn Vater und Mutter das nicht thun? Liebe Lene! Du bist doch 'n braves Mächen, un ich bin Dein Bräutigam, ja, wahrhaftigen Gott, das bin ich, un gut un treu mein ich das mit Dich. Sage der alten Wegenern viel schön Dank, und ich werde sie das nich vergessen. Kehre Dir nich daran, was die Leute sagen. Was is denn das jroß 'ne Schande, wenn en Mädchen wie Du ihren Schatz so ganz und jar lieb gehabt hat? Manch eine setzt wohl nen Kranz auf, un is das Anspucken nicht wert. Liebe Lene, nächste Woche rücken wir aus zu die Herbstmanöver. Schreibe recht bald, und ob Allens gut geht. Ich lasse die Witwe Wegenern bitten, daß sie Dir gut behandelt. Liebe Lene! Ich schicke Dich zehn Mark. Mein Alter hat sie mir gestern zum Geburtstag geschenkt. Schaff' Du Dir man an, was Dich nötig thut. Ich brauch ja nichts. Adjes, liebe gute Lene! Es grüßt und küßt Dir herzinniglich Dein getreuer und Dich liebender Bräutigam Hermann Köhler, Gefreiter bei die Dragoner.“

Nach etwa drei Wochen saß Lene aufrecht an den buntkarrierten Kopfkissen, in dem großen Bett der Witwe Wegenern und schrieb mit matter Hand:

„Lieber Hermann! Es ist Alles ganz gut gegangen. Ich bin noch 'n bischen runter, aber es geht schon leidlich, und das Kleine ist so niedlich. Ein Mädchen, lieber Hermann! Es macht einen ganz glücklich, wenn man das auch keinem Menschen sagen darf. Und Du bist sein herzallerliebster Vater! Das freut mich so in die Seele, und dem kleinen Wurm freut das wohl auch. Es hat so blanke Augen, solche, wie Du. Lieber Hermann! Mutter hat mir nicht mal 'ne Wochensupp bringen dürfen. Der Alte hat es nicht leiden wollen. Er ist noch ganz wild auf mich. Aber es giebt auch gute Menschen in der Welt, so wie die alte Wegenern und unsre liebe gnädige Frau. Ja, lieber Hermann, die ist sehr vornehm und doch so

leutselig und sanft zu unsereinem. Neulich abends kam die Wegenern vom Hof mit nem großen Bündel. „Das schickt Dir die Gnädige, Lene!" sagt sie. Du sollst man nicht den Mut verlieren. Wenn Dein Schatz ein braver Mensch ist, hat sie gesagt, nachher wird das schon werden." Ja, lieber Hermann! So gut ist unsere Gnädige. Nun hab' ich die hübschen, weißen Jacken und Hemdchen, und Alles mit Kanten, für unser Kleines. Die beiden ältesten Fräulein von der Gnädigen haben das angehabt. Lieber Hermann! Heut Mittag war die Gnädige hier. Sie hat mich getröstet, das war schöner als Gottes Wort. Und die Hand hat sie mir gegeben, als sie fortging; da hab ich geweint — so, wie wenn eines sich recht freut und das garnicht wert ist. Lieber Hermann! Nun bin ich müde und verbleibe Deine getreue Mutter von unserm herzlieben Kinde."

Sechs Tage mußte Lene auf einen Brief von ihrem Schatz warten. Endlich traf er ein:

„Liebe Lene! Sorge Dir man nich. Ich bin mit das Pferd gestürzt bein Rekonnoszieren. Ich liege ins Lazarett. Liebe Lene, ich grüße Dir und das kleine Wurm, unser Kind, von ganzem Herzen. Sag der alten Wegenern und der Gnädigen ein Gotteslohn vor ihre Gutthat, und wenn ich entlassen werden kann aus das Lazarett, dann krieg ich Urlaub und komme sofortzen zu die Tauf von unser Kleines. Denk Dich man nen schönen Namen aus. Liebe Lene! Mit meinem Rücken is woll was los. Ich kann garnicht recht sitzen. Ich umarme Dich tausendmal und unser Kleines als Dein herzallerliebster Mann Hermann Köhler."

„Lieber Hermann! Ach, ich ängstige mich doch um Dich. Das geht ja nicht anders. Mir geht es gut; aber das Kleine ist nicht so recht. Die Gnädige besucht mich alle Tage. Sie hat auch Deinen Brief gelesen, und Du wärst ein braver Mensch, hat sie gesagt. Lieber Hermann! Unser Kleines soll Gretchen heißen nach unserer lieben Gnädigen. Lieber Hermann! Unser Herrgott mach' Dich man bald wieder gesund. Am Sonntag halt ich meinen Kirchgang. Dann will ich für Dich beten, und für unser Kleines. Viele Grüße und Küsse von Deinem lieben Gretchen und Deiner getreuen Frau Lene."

Er hatte zwar noch keine Nachricht gegeben auf ihren letzten Brief; sie wollte aber gleich noch 'mal schreiben. Da wurde das Kind so schwach, daß es die Nottaufe bekommen mußte. Nun lag es still in seiner Wiege und Lene saß daneben, matt und sorgenvoll. Die alte Wegenern hatte ihr einen hübschen Briefbogen mit einem Blumenstrauß obenan besorgt.

„So, Lenchen," sagte sie. Nu laß mich man wiegen. Schreibe Du an Deinen Hermann!"

Das Kind ächzte im Schlummer, als die Mutter sich schwerfällig erhob. Da schlug die Hausthür an; auf dem Flur stampfte der Landbriefträger den Schmutz von seinen langen Stiefeln.

„St! St!" machte die Alte und trippelte ihm entgegen, während Lene sich zitternd auf den Holzschemel am Tische niederließ.

„Na, siehste!" flüsterte die Witwe zufrieden. „Da hast Deinen Brief vom Schatz. Drin is auch was. Fühl 'mal an. Soll ich ihn aufmachen? Du siehst 'n bisken käsrig aus. Na, na, brauchst nicht rot zu werden, junge Mutter!" Lene fühlte, wie sie in freudiger Erwartung erglühte. Sie wagte kaum die Hand nach dem Briefe auszustrecken.

„I kiek mal!" sagte die Alte verwundert. „Geschrieben hat er das nicht, der Hermann. Dat sieht anners ut."

Als Lene hastig danach griff, fiel aus dem offenen Umschlag eine Photographie auf den Tisch; Sie mit ihrem Hermann Kopf an Kopf, in der Frühlingszeit ihrer Liebe.

„Geehrtes Fräulein Lenchen!" entzifferte das junge Weib mühsam die fremden Schriftzüge. „Kriegen Sie bloß keinen Schreck. Sie könnten Sich Schaden thun damit. Mein Freund, der Gefreite Köhler, der Ihr Schatz ist, geehrtes Fräulein, hat mir Alleus erzählt. Er läßt Ihnen noch vielmals grüßen: heut morgen, um halb Fünfen ist er selig in dem Herrn entschlafen. Er hat sich was am Kreuz gethan bei dem Sturz, und hat viel aushalten müssen. So zum Letzten redete er bloß noch im Delürjum, und immer von seine Lene, was Sie sind, sehr geehrtes Fräulein! Er wird mit Regimentsmusik und allen Ehren begraben, weil er ein tüchtiger Soldat war, und nie nicht sich was zu Schulden kommen ließ. Die hübsche Fotografie von Sie Beide habe ich in Hermann sein Gesangbuch gefunden. Sie werden ihr woll gern wiederhaben mögen. Auch bitt ich Ihnen, sehr geehrtes Fräulein! Grämen Sie Sich nicht zu arg. Einmal müssen wir ja Alle sterben: der Eine im Krieg, der Andere im Frieden, oder beis Manöver, wie es gerad unserm Herrgott sein Wille ist. Liebes Fräulein Lene! Wenn ich Sie was helfen kann, nachher schreiben Sie dreist an mir. Ich habe das meinen seligen Kameraden versprochen und thue das mit liebevollen Herzen.

Mit den besten Grüßen an Ihnen und das Kleine verbleibe ich, geehrtes Fräulein, Ihr ergebenster Wilhelm Grüneberg, Sergeant bei die Dragoner."

Die große, abgemagerte Hand Lenes zitterte, daß der Brief zu Boden flatterte. Mit einem unterdrückten Stöhnen warf sie sich auf das Bett, das Gesicht nach unten. Ein Weinkrampf zerriß ihre Brust; aber sie stopfte das Kopfkissen in den Mund: das Kind könnte aufwachen. Es war bereits zu spät. In ihrem Jammer hörte sie es leise wimmern. Die alte Wegenern blieb bei einem Wiegen: es wollte sich garnicht beruhigen. Endlich ließ es nach. Noch ein paar letzte, ringende Atemstöße, dann war es still.

„Du, Lenchen!" rief die Alte ängstlich. „Kiek 'mal her. Mit det Kinneken is dat ne richtig." Das junge Weib richtete sich auf und starrte verstört auf das fahle, regungslose Geschöpfchen in der Wiege. Plötzlich riß sie es in ihre Arme und schaukelte es heftig hin und her.

„Gretchen!" keuchte sie. „Mein Kleines — Mein Herzblättchen — Wach doch auf. Der Vater ist tot — — —"

Aber das Kind blieb still und steif und kalt: es war dem Vater in die Ewigkeit gefolgt. . .

Die alte Wegnern war zu Schäfers gelaufen mit der Trauerkunde. Es wurde Abend. Lene saß allein in der Kammer an der Wiege, wo die kleine Leiche ruhte, weiß und feiertäglich in dem schönsten Hemdchen von der Gnädigen Das schmale Fenster stand offen. Die Herbstluft strich herein, und ein heller Stern schien auf das kleine Antlitz, welches die Mutter in einem fort streichelte und herzte Aber es blieb so entsetzlich kalt und regungslos, daß ein Grausen die arme Frau packte. Sie warf ein dickes Bettstück über die Wiege und rannte hinaus in die Nacht — hintenum, nach dem dunklen Park, wo der Herbstwind sauste und der See mit seinen schwarzen Wellen spritzte und klatschte. Da hinein! Dann hat alle Schande und alles Herzeleid ein Ende. Der Tod, das Leben, die Menschen erfüllten sie mit Entsetzen, wie das unheimliche Regen und Rauschen in den Bäumen und in der Luft. Hinab in die nasse Tiefe! Es war ihr doch niemand gefolgt? Es sah doch niemand zu? Nein — nur der Stern, oben, an dem schwarzen Himmel, derselbe, welcher so hell auf ihr totes Gretchen geschienen hatte. Was wollte er hier? Sie brauchte kein Licht mehr — so schön es auch war, das Funkeln und Blinken in dem dunklen Raum. Er hatte Gretchen geleuchtet, auch ihrem Hermann, als er aus dem Leben ging. Nun ihr! Sie konnte sich nicht losreißen: es war gerade, als ob er ihren Blick fest hielt mit seinem Schein und seinem Glanz. Sie vergaß darüber den See und das Entsetzen von vorhin. Ihre Seele, die so laut nach dem Tod geschrieen, wurde still. Der Stern, immer strahlender, immer leuchtender, begann zu reden. Sie stand und lauschte: alles was er sagte war Trost und Milde und Barmherzigkeit. Sie begann zu weinen, leise, sanft, wie damals, als die Gnädige sie tröstete. Jetzt that es der Stern — nein, es waren ihre Toten, die aus ihm sprachen,

und die nicht wollten, daß sie ihrem Jammer mit einer Sünde ein Ende machte. Es wurde stiller rings umher. Der See murmelte nur noch; der Wind atmete im Schlummer. Lene senkte den Kopf auf die Brust. Ihre Thränen flossen warm in Ergebung und heiliger Trauer — — — Über ihr funkelte der Stern, noch heller, noch schöner . . .

„Gnäd'g Fru! Schepers Lene ist doa. Se wull de gnäd'g Fru sehr bidden, ob se de gnäd'g Fru moal spräken kunnt."

Die Gutsherrin saß in der Wohnstube über ihrer Schreibmappe, als das Kammermädchen ihr die Meldung brachte.

„Laß sie eintreten", sagte sie und legte das Löschblatt auf den angefangenen Brief an ihre verheiratete Tochter.

Lene stand schüchtern auf der Schwelle, das Haar zerweht, die Augen vom Weinen geschwollen und zwei Furchen tiefen Grams in dem jungen Gesicht.

„Setze Dich, mein Kind!" sagte die Edelfrau gütig. „So — nun sprich: was führt Dich so spät zu mir?"

Das arme Mädchen zitterte vor Erregung; aber die milde Teilnahme der Gutsfrau löste ihre Zunge. Sie erzählte stammelnd, was sie betroffen und gewollt hatte in ihrer Verzweiflung. Aber nun wären ihr die Augen aufgegangen. Sie dürfe sich das Leben nicht nehmen, und sie wollte es auch nicht — um ihres Hermanns willen, an den sie doch noch immer denken könnte, wie an ihr süßes Gretchen. Ein rechtschaffener Mensch wollte sie werden, und das Andenken ihrer Lieben zu Ehren bringen. Niemand sollte sie mehr verspotten und verachten dürfen. — Ihre Ehre, die sie vor der Welt verloren, wollte sie wieder herstellen durch Treue und einen reinen Lebenswandel. Als sie im Park so bitterlich geweint hätte, wäre es gerade gewesen, als wenn ihr jemand sagte: Geh' zu der Gnädigen! Wenn Eines Dir helfen kann, die kann es, die thut es auch.

Die Edelfrau hatte schweigend zugehört, bis das Mädchen erschöpft schwieg. Dann sagte sie: „Den Gedanken, Lene, gab Dein guter Engel Dir ein. Ja, ich will Dir helfen. Ich will Dir eine mütterliche Freundin sein, so lange Du Dich dessen wert hältst. Geh jetzt nach Hause! Du bist sehr angegriffen. Ruhe Dich aus und hoffe, mein armes Kind! Du hast Deinen Fehltritt durch den Schmerz gesühnt: Du darfst mit neuer Zuversicht ein neues Leben beginnen. Sobald Du Dich nachher erholt hast, kannst Du bei mir als Zofe eintreten: es soll nicht meine Schuld sein, wenn Du nicht für immer eine Heimat bei mir findest. Gute Nacht! Morgen komme ich und helfe Dir Dein Gretchen für den Himmel schmücken."

Der alte Schäfer söhnte sich schon in den nächsten acht Tagen mit seiner Tochter aus: seitdem die Gnädige sich ihrer so mütterlich annahm, hielt er ihre Ehre wieder hergestellt. Bald stand sie auf dem Hofe wie im Dorfe in hohem Ansehen — natürlich alles, weil die Gnädige so große Stücke auf sie hielt. Die ledigen Männer umschwärmten sie, jeder hätte sie gern geheiratet, schon der hohen Protektion wegen. Es kam aber keiner bei ihr an, selbst der Unterinspektor nicht, der sie eines Tages fragte, ob sie seine Frau werden wollte.

„Ne, Herr Inspektor", antwortete sie, den Blick frei und fest in seinen verliebten Augen. „Ich danke schön für die Ehre; aber heiraten thue ich nicht. Meine Lieb' habe ich ja fort im Leben, und mein Herzeleid auch! Nun bleib ich bei meiner Gnädigen und meiner Arbeit — bis ich dahin komme, wo mein getreuer Schatz ist, und mein Kind, das Gretchen."

Ende.

Nutze die Gegenwart; die Zukunft laß Dich nicht kränken.

Das erlösende Wort?

Das neue Gesetz über die Vergrößerung der Armee ist in Kraft getreten. Wie wird aber die endgiltige Antwort auf die sogenannte Deckungsfrage lauten?

Dem Bundesrate wie dem Reichstage ist die Möglichkeit eröffnet, neue Bahnen zu beschreiten, d. h. durch Nachdenken einen Weg wirtschaftlicher Entwickelung zu finden, der nicht nur nicht schon ausgetreten, sondern bestens begehbar ist, ohne von den Klagen „bedrohter Industrieen", „vernichteter Arbeiter-Existenzen" u. s. w. umtönt zu werden.

Es ist nicht berechtigt, einen Vorwurf dahin zu erheben, daß das deutsche Volk seit einer Reihe von Jahren zu viele Ausgaben gemacht habe, die sich zwar nicht vermeiden, aber doch hätten verschieben lassen.

Die Verschiebung einer sonst unvermeidbaren Ausgabe hätte doch nur dann einen Zweck, wenn vorauszusehen und mit Sicherheit anzunehmen wäre, daß in der Frist von einigen Jahren die Mittel im Vorrat vorhanden sein würden, um die Ausgabe ohne alle Belastung bewirken zu können. So steht es aber im Haushalte des deutschen Reiches nicht. Das deutsche Reich als solches erübrigt kein Geld, und wenn es zehn und zwanzig Jahre mit weiteren Ausgaben warten wollte. Was es einnimmt, geht in glatter Rechnung immer für den Unterhalt auf.

Vorrat sammelt sich nur in den Händen Einzelner, deren Geldtruhen aber mit dem Schatzkästlein des Reichsschatzmeisters keineswegs identisch sind. Und wenn der letztere Geld braucht, so greift er nicht wohlbedächtig mit einem kühneren und ausgedehnteren Griffe in die volleren Geldschränke der Besitzenden, sondern in die kleinen und mageren Beutel der Nichtshabenden, er nimmt nicht dort eine ganze Handvoll und hier nur eine zarte Prise, nein, unter dem System der indirekten Besteuerung nimmt er dem Ärmeren, was dieser für sich selber nötig hat, und beläßt dem Reichen seinen Überfluß.

Nicht die zeitige Hervorbringung von Werten wird gesteigert, sondern die Belastung, die der zukünftigen Wertserzeugung bereits aufliegt. Man giebt auf Vorrat aus, statt in Vorrat einzunehmen.

Weshalb unsere Enkel besser und leichter im Stande sein sollen, die Schulden, die uns heute drücken, abzutragen, dafür ist der Staat bislang die Aufklärung schuldig geblieben. Eine Vernunftheirat, durch die der Privatmann unter Hintanstellung aller ethischen Grundsätze seine zerrütteten Finanzen zu heilen weiß; giebt es für Deutschland nicht.

Die Fehlbarkeit unserer wirtschaftlichen Gesetze zeigt sich am klarsten in dem Unvermögen, dringende Forderungen der vorgeschrittenen und fortschreitenden Kultur zu befriedigen. Was sagt man von einem Haushalte, der seine letzten Mittel zur Entfaltung eines schimmernden Außenlebens verwendet und von der Ausbildung seiner Angehörigen absieht?

Verfährt Deutschland anders?

Lebt es nicht in einer glänzenden Bedürftigkeit?

Das Gedeihen einer Familie hängt von dem Gehalt ihrer Glieder und das Wohl oder Wehe einer Nation seit den Uranfängen der Staatenbildung von der körperlichen und geistigen Entwicklung der Volksangehörigen ab.

Mit Kirchenbau erfüllt man die Aufgaben des Jahrhunderts nicht. Die siebente ordentliche Provinzialsynode für Ostpreußen hat sich mit der Zunahme der Meineide beschäftigt: hier kann lediglich Beseitigung der Ursachen, die zum Verbrechen überhaupt und zum Meineid insbesondere verleiten, helfen. Ethisierung auf allen Gebieten des menschlichen Handelns — die Gesetzmacherei auf wirtschaftlichem Gebiete nicht ausgenommen — muß das Maßgebende sein.

Aus einem in thesi verlangten harmonischen Gleichgewicht ist Deutschland — wie andere Kulturstaaten — in einen tausendfältigen Kampf geteilter Interessen geraten.

An Stelle weiterer indirekter Steuern, z. B. der Tabak-

fabrikatsteuer oder beabsichtigter Monopolbetriebe, verlangen weite Kreise des Volkes die Einführung einer direkten und progressiven Reichseinkommensteuer.

Es sollen aber besondere Hindernisse der Verwirklichung einer solchen Steuer entgegenstehen. In der That haben die Bundesstaaten das Einkommen bereits zur Bestreitung ihrer partikulären Bedürfnisse herangezogen. Diese Thatsache dürfte aber keinen Grund abgeben, nicht von Reichswegen eine Reform des ganzen Besteuerungswesens eintreten zu lassen.

Ob nicht die Souveränetät der Einzelstaaten als veto gegen eine gerechte Reichseinkommensteuer angesehen wird?

Ob man nicht diesen ersten Schritt, so notwendig er erscheint, fürchtet, weil der Weg hinter ihm weiter führt?

Noch sammelt das Reich seine Einnahmen aus indirekten Steuern, d. h. aus Belastung der Arbeit, anstatt sich die Einnahmen aus dem einzigen Objekt zu verschaffen, über das es nach menschlicher Denkweise zu verfügen berechtigt sein müßte: aus dem von der Natur in seinem Staatsgebiete ihm gehörigen Stück Erde mit seinen Schätzen. Aber freilich, hierauf haben bloß diejenigen ein Recht, die sich ein Monopol darauf erkaufen — sehr oft Ausländer.

Wer wird als Machthaber wohl zuerst das erlösende Wort sprechen, das dem Gegensatze zwischen der unerschöpflich reichen Erde und der darbenden Menschheit ein Ende bereitet?

Jena, 12. Oktober 1893. Ernst Harmening.

Motive zur Arbeit bei einer sozialistischen Gesellschaftsordnung.

Von Annie Besant.*)

Die Menschen sind nicht jene einfachen und einseitigen Organismen, wie sie dem oberflächlichen Blicke des Individualisten erscheinen, nur von einem einzigen Motive beseelt, dem Triebe nach Gelderwerb, — nur von einer Sehnsucht erfüllt, der nach Reichtum. Unter unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung nimmt das Streben nach Reichtum eine abnorme und künstliche Entwickelung an: denn Reichtum bedeutet fast alles, was das Leben lebenswert macht — Sicherheit gegen das Verhungern, Befriedigung des Geschmacks, Genuß angenehmer und gebildeter Gesellschaft, Freiheit von vielen Versuchungen, Selbstachtung, Ansehen, Behaglichkeit, Wissen, Unabhängigkeit, — soweit diese Dinge unter den bestehenden Zuständen zu erlangen sind. In einer Gesellschaft, wo Armut soziale Schande bedeutet, wo das Unglück als ein Verbrechen behandelt wird, wo das Gefängnis und das Arbeitshaus die Gefährten des Mißerfolges sind und jeder Arbeiter der nagenden Sorge ums tägliche Brot ausgesetzt ist, — kein Wunder, daß da das Geld als das Eine, was not thut, erscheint, und jeder andere Gedanke sich in der tollen Jagd verliert, allem dem zu entgehen, was in dem einen Worte Armut aufsummiert ist!

Aber diese abnorme Entwickelung des Goldhungers würde verschwinden, wenn jedem seine Existenz gesichert wäre. Lasset Jeden seines Unterhaltes absolut sicher, jede Sorge um das künftige Auskommen beseitigt sein, und das Verlangen nach Reichtum verliert seine Kraft. Wenn das tägliche Brot gesichert ist, wird die Tyrannei des Gelderwerbs gebrochen sein, und man wird beginnen, das Leben zum Leben und nicht zum Kampfe um die Möglichkeit zu leben zu benutzen. Dann werden alle die mannigfachen Motive ans Tageslicht treten, welche selbst jetzt in dem verwickelten menschlichen Organismus wirksam sind, und welche ihre rechte Bedeutung erhalten werden, wenn die Grundlage des physischen Lebens gesichert ist.

Der Wunsch sich auszuzeichnen, die Freude an schöpferischer Thätigkeit, die Sehnsucht, besser zu werden, das Verlangen, sozialen Beifall zu finden, der Trieb des Wohlwollens — alle diese werden zu vollem Leben gelangen und als Sporn zur Arbeit und als Lohn der Trefflichkeit dienen. Es ist lehrreich zu beobachten, daß eben diese Kräfte sich bereits gegenwärtig in einem jeden Falle wirksam zeigen, wo der Unterhalt gesichert ist und sie allein den Sporn zur Thätigkeit liefern. Der Unterhalt des Soldaten ist ihm sicher und hängt nicht von seinem Bemühen ab. Sofort wird er für einen Appell an seinen Patriotismus, an seinen Korpsgeist, an sein Ehrgefühl empfänglich; er wagt alles für den Ruhm und schätzt ein Stückchen Eisen, welches der Lohn der Tapferkeit ist, weit mehr, als ein Stück Gold, welches hundertmal schwerer ist. Und doch stammen viele gemeine Soldaten aus der Hefe des Volkes und sind Kriegsruhm und erfolgreiches Morden nur armselige Strebensziele.

Wenn schon unter so ungünstigen Bedingungen so viel geschehen kann, was können wir dann nicht erst von edleren Bestrebungen erhoffen? Oder nehmen wir den Eifer, die Selbstverläugnung und die emsige Anstrengung, welche die jungen Leute auf ihre bloßen Spiele verwenden! Der Wunsch, Kapitän der Oxforder Elf, Kommandirender des Cambridger Botes, Sieger im Wettlauf oder Springen zu werden, — mit einem Worte, der Wunsch sich auszuzeichnen, ist stark genug, um zu Anstrengungen anzutreiben, welche oft die physische Gesundheit ruiniren. Überall sehen wir die mannigfachen Triebe der Menschennatur ins Spiel treten, wo der Unterhalt gesichert ist. Auf die Hingebung dieser an den Dienst der Menschheit muß sich der Sozialismus als auf die Bürgschaft des Fortschrittes verlassen: die Entwickelung der sozialen Triebe lehrt die Menschen, ihre Interessen mit denen der Gesamtheit identifizieren. Aber indem wir dies sagen, sagen wir nur, daß sich der Sozialismus in der Zuversicht auf den Fortschritt auf die menschliche Natur in ihrer Ganzheit verläßt, anstatt auf jenes bloße Fragment derselben, welches als das Erwerbsinteresse bekannt ist. Wenn die menschliche Natur zusammenbräche, dann würde auch der Sozialismus zusammenbrechen; aber für unsern sozialistischen Bogen haben wir wenigstens hundert Sehnen, während der individualistische nur einen hat.

Aber die Menschheit wird nicht zusammenbrechen. Der Glaube, den wir an sie haben, ist ein Glaube, der sich auf einen Felsen gründet. Unter gesünderen und glücklicheren Bedingungen wird sich die Menschheit zu einer Höhe erheben, von der man sich jetzt nichts träumen läßt; und die herrlichste Utopie, wie der Dichter und der Idealist sie uns singen, wird unsern Kindern, mit ihrem vollkommenen Tage verglichen, nur als ein trübes und gebrochenes Licht erscheinen. Alles, was wir brauchen, ist Mut, Klugheit und Glaube. Glaube vor Allem, welcher die Zuversicht hat, daß Gerechtigkeit und Liebe nichts Unmögliches sind, und daß mehr als das Beste, was der Mensch jetzt erträumen kann, eines Tages vom Menschen wird verwirklicht werden.

Äußerungen hervorragender Zeitgenossen über Religion und Moral.

III.

Die Antwort des englischen Philosophen Leslie Stephen in London auf unsere Fragen lautet in der (von ihm selbst durchgesehenen) Übersetzung:

„Ich werde mich bemühen, Ihre Fragen kurz zu beantworten. Eine ausführliche Antwort würde eine Abhandlung erfordern.

Was verstehe ich unter einer Religion?

Eine Religion, scheint mir, kann entweder als eine Philosophie oder als eine soziale Kraft aufgefaßt werden. Als eine Philosophie ist sie ein System von Glaubensvorstellungen in Bezug auf gewisse letzte Fakta des Universums

*) Übersetzt aus The Nation vom 8. Juli d. J.

und des Menschen Verhältnisse zur Welt und zu seinen Nebenmenschen. Als eine soziale Kraft setzt sie eine Gesellschaft oder Kirche voraus. Das Bekenntnis der Kirche bringt die Philosophie zum Ausdruck, welche von den Mitgliedern der Kirche als wahr angenommen wird; und die Hauptfunktionen der Kirche, ihr Kultus und ihre Disciplin, setzen einen Glauben an das Bekenntnis voraus. Der Kultus verliert seine Bedeutung und die Disciplin wird unwirksam, wenn an das Bekenntnis nicht mehr geglaubt wird. Die Philosophie wiederum hat ein gewisses moralisches Element. Sie schließt den Glauben ein, daß gewisse Arten des Verhaltens recht oder unrecht sind; und insoweit dieser Glaube wirklich von der Annahme des Bekenntnisses abhängt, muß das Schwinden des Glaubens an dieses Bekenntnis den Verfall der entsprechenden Moralität zur Folge haben.

Kann es eine von der Religion unabhängige Moral geben? Ich muß zunächst bemerken, daß jedes moralische Wesen ein denkendes Wesen sein muß. Wenn die Menschen aufhören könnten zu denken, so würden sie Tiere werden und höchstens die Keime der Moral haben. Aber das ist natürlich unmöglich. Die Menschen werden nicht aufhören zu denken und werden daher nicht aufhören, eine Philosophie zu haben. Die einzige Frage ist die, ob sie eine solche Philosophie haben können, die sich von der Religion unterscheidet: und ob die Moral unausbleiblich verfallen würde, wenn die herrschende Philosophie derart wäre, daß sie die Religion zerstörte.

Ich erwidere hierauf, daß nach meiner Meinung keine Philosophie, welche die Herrschaft erringen, der Moral dauernd nachteilig sein kann. Die Annahme, daß es eine solche Philosophie geben kann, ruht auf einer Umkehrung des wahren Sachverhalts. Die Moral, meine ich, ist nicht ein Produkt der Philosophie, sondern ein Teil der Grundthatsachen, auf welchen die Philosophie selbst beruht. Die Menschen sind so eingerichtet, daß das soziale Leben und die Sittengebote, durch welche es geregelt wird, notwendige Folgen der menschlichen Existenz sind, und die Philosophie schafft diese Regeln nicht, sondern erläutert oder formuliert sie nur. Die Moral wird bestehen und die Planeten werden sich um die Sonne drehen, ob unsere Ethik und unsere Astronomie nun richtig oder falsch sind. Die Mütter lieben ihre Kinder, weil sie Mütter sind, nicht weil sie Predigten oder Vorträgen über Ethik beiwohnen. Fragen, was geschehen würde, wenn die Philosophie die Moral widerlegte, ist, scheint mir, dasselbe, als wenn man fragen wollte, was geschehen würde, wenn die Physiologie bewiese, daß alle Nahrungsmittel giftig seien. Die Menschen würden verhungern, wenn sie eine solche Physiologie annähmen, und eben darum — werden sie sie nicht annehmen. Ein allgemeiner Glaube kann sich niemals auf eine offenbare Absurdität gründen. Philosophen in der That können zuweilen in ihren Hörsälen solche Thaten vollbringen; aber die Philosophieen solcher Menschen sind totgeboren. Kurz, so lange Menschen Menschen sind, werden sie Gefühle sowohl wie Vernunft und als eine notwendige Folge davon irgend eine Art von Philosophie und Moral haben.

Obwohl dies zugegeben wird, kann doch — und ganz mit Recht — gesagt werden, daß sehr schlechte Philosophieen und schlechte Moralsysteme blühen können. Eine Philosophie kann eine schlechte Erklärung der moralischen Gefühle und falsche Regeln des Verhaltens aufstellen. Ich glaube allerdings, daß eine niedrige Moral weit mehr auf soziale Bedingungen als auf theoretische Irrtümer zurückzuführen ist. Im rein spekulativen Felde, denke ich, ist selbst die Verbreitung irriger Meinungen ein notwendiger Schritt zur Wahrheit. Wir gelangen zur Genauigkeit durch fortgesetzte Abweichungen nach rechts und links, und selbst Versehen sind nützlich. Sie zeigen wenigstens, welches die Wege sind, die nicht nach der rechten Richtung führen. Dies ist in der That eine Rechtfertigung zur Ermutigung aller philosophischen Untersuchung. Wenn sie nicht sogleich die Wahrheit an den Tag bringt, so ist sie doch der einzige Weg, sich der Wahrheit zu nähern; und da Irrtümer in Bezug auf die Moral verderblich sind, so ist sie für die Gesellschaft von wesentlichem Nutzen. Ich kann in dem philosophischen Fortschritte so wenig einen endgiltigen Nachteil für die Moral wie in dem Fortschritte der Physiologie eine Schädigung der Gesundheit erblicken. Obgleich sowohl die Ethiker als auch die Physiologen viele Irrtümer begehen und im einzelnen manches Unheil verursachen, so bin ich doch gewiß, daß, wenn die Gesundheit und die Moral vervollkommnet werden sollen, dies in jedem Falle dadurch geschehen muß, daß das wissenschaftliche Studium ermutigt wird.

Dies führt mich zu der praktischen Frage. — Man fürchtet die Philosophie, weil man annimmt, daß sie den Glauben an das Übernatürliche zerstört, und man nimmt an, daß die Moral von den übernatürlichen Sanktionen abhängt. Ich will mit der Anerkennung der Wahrheit beginnen, auf welche, wie mir scheint, dieser Einwand sich thatsächlich gründet. Wenn die Ethik wirksam sein soll, so muß sie der Geistesverfassung der betreffenden Personen Rechnung tragen. Wenn der Blitz nur dadurch verständlich wird, daß man ihn für einen, von einem Gotte geschleuderten Donnerkeil erklärt, dann mag die Sünde nur dadurch verständlich werden, daß man sie für ein solches Verhalten erklärt, welches den Gott dazu bestimmen würde, seinen Donnerkeil zu schleudern. Nun muß zugestanden werden, daß ein großer Teil der Welt noch primitive Denkformen pflegt. Ich schreibe aus einer kleinen Stadt, in welcher jedes Kind zur Schule geschickt wird und nahezu alle Männer stimmberechtigt sind und sogar die Zeitungen lesen. Aber die meisten von ihnen glauben an die gemeinsten Geistergeschichten und viele, sagt man mir, glauben fest an Behexung. Es ist kein Wunder, daß an einem solchen Orte die gewöhnliche Form der Religion die der Heilsarmee ist: das heißt, daß sie an einen Gott glauben, der jedem Sünder verzeiht, der Christi Blut für seine Seele braucht, wie er irgend eines Quacksalbers Pillen für seinen Magen braucht. Aber so roh diese Religion auch ist, so sanktioniert sie doch die Moral; und wenn ich sagen würde, daß die zehn Gebote nicht auf dem Sinai verkündigt worden sind, so würden meine guten Nachbarn denken, daß ich Diebstahl, Mord und Ehebruch empfähle. In diesem Sinne kann die Wahrheit predigen Einigen Unsittlichkeit predigen heißen. So sagen die Engländer oft, daß ein zum Christentum bekehrter Hindu in der Regel ein Taugenichts ist, sei es nun darum, weil Taugenichtse am leichtesten bekehrt werden, oder weil der Unglaube an die alten Götter die Menschen sowohl von den guten wie von den schlechten Wirkungen ihrer Herrschaft befreit.

Kein Christ würde zugeben, daß diese Thatsache (wenn es eine Thatsache ist) davon abhalten sollte, Hindus zu bekehren. Er würde sagen, und meines Erachtens mit Recht: Das beweist nur, daß wir gründlicher bekehren müssen, oder daß wir ebensowohl das neue Gesetz einführen als das alte abschaffen müssen. Dieselbe Ansicht ist die einzige, welche für uns dem Christentum selbst gegenüber möglich ist. Gleich allen großen Religionen schließt es unschätzbare Wahrheiten ein; aber nach unserer Meinung sanktioniert es viele Vorstellungen — die von „Christi Blut“ z. B. —, welche irrig und daher unsittlich sind. Die Götter der meisten Religionen beschützen einen veralteten Typus der Moral; sie beschützen daher vieles, was unmoralisch ist, ebenso wie vieles, was moralisch ist. Die meisten Reformatoren haben daher in den alten Göttern ihre stärksten Widersacher gefunden; und darum sind den Anhängern des alten Glaubens die ersten Buddhisten und die ersten Christen mindestens als Atheisten erschienen. Wir sind der Ansicht, daß eine wahre Philosophie das Wertvolle erhalten wird, während sie das Verderbliche vernichtet; aber wir können nicht leugnen, daß das, was in seiner Gesamtwirkung heilsam ist, im einzelnen verderbliche Folgen

haben kann. Die Lockerung irgend welches Bandes, welches die Menschen zusammengehalten hat, kann zeitweilig manche moralischen Gefühle schädigen, obwohl es für die Entwickelung einer besseren sozialen Vereinigung Raum schaffen mag. Man erhebt die Ausnahme zur Regel und macht aus dem Nebenhergehenden die Hauptsache, wenn man das Vorurteil gegen den philosophischen Fortschritt rechtfertigt. Die meisten Menschen leben dem Brauche und dem Herkommen gemäß, und es ist schwerer, den neuen Brauch einzuführen, als den alten zu beseitigen. Aber wenn wir aus diesem Grunde davor zurückschrecken, den Irrtum anzugreifen, so werden wir in ein hoffnungsloses Dilemma getrieben: wir haben entweder das, was wir als falsch erkennen, zu predigen, weil wir es für nützlich halten, oder wir haben Irrtümer zu verbreiten, obwohl wir glauben, daß wir dadurch Schaden thun, oder drittens — und das ist vielleicht die gewöhnlichste Alternative — wir sagen garnichts. Aber in diesem Falle lassen wir den Angriff auf den Glauben durch die Leichtfertigsten und Unwissendsten führen. Es ist zu spät, anzunehmen, daß bloßes Schweigen das Sicherste sei. Merkwürdig genug höre ich jetzt eben, wo ich dies schreibe, daß einer meiner Nachbarn sich für Rénans „Leben Jesu" sehr interessiert und meine Meinung darüber zu hören wünscht. Wahrscheinlich wurde durch einen Kanzelangriff seine Aufmerksamkeit darauf gelenkt. Die Thatsache zeigt, wie die neuen Ideen selbst in zurückgebliebene Gegenden eindringen, und kann zur Unterstützung meiner Bemerkung dienen, daß die Frage nicht die ist, ob der alte Glaube dadurch erhalten werden soll, daß man die Schwierigkeiten ignoriert, sondern ob diejenigen, welche seine Verdienste zu schätzen wissen, den Angriff den unversöhnlichsten Widersachern überlassen oder ein besonneneres Verfahren ermutigen sollen. Dem Dilemma kann man in Wirklichkeit nur durch die alte Annahme entgehen, daß Wahrheit und Nützlichkeit schließlich nicht von einander abweichen können.

Endlich, wenn ich gefragt werde, ob nach meiner Ansicht eine gesunde Philosophie nicht in diesem Sinne die Religion vernichten würde, daß sie einem jeden Glauben verhängnisvoll wäre, der einer Kirche zur Basis dienen könnte, und sie so die Unterstützung vernichtete, welche die Kirchen der Moral gewähren, so muß ich antworten, erstens, daß nach meiner Meinung eine gesunde Philosophie sicherlich einen Glauben an das Übernatürliche (ich will nicht versuchen, genau zu definieren, was dieses Wort bedeutet) zerstören würde, während die existierenden Kirchen irgend einen Glauben an das Übernatürliche verlangen. Der Gottesdienst im eigentlichen Sinne wird bedeutungslos, wenn wir zu glauben aufhören z. B., daß das Gebet der Cholera Einhalt thun wird; und der Charakter der Priesterschaft wird wesentlich verändert, wenn sie aufhören, auf wunderbare Kräfte bei der Spendung der Sakramente, der Sündenvergebung und so fort Anspruch zu erheben. Ich halte es nicht für möglich, positiv zu sagen, ob eine Kirche existieren kann wie die, welche die Anhänger Comte's im Sinne hatten, in welcher auf alle solche Ansprüche Verzicht geleistet würde. Aber da Gebete die Cholera nicht heilen und die Priester keine Wunder thun können, so halte ich es für das Beste, das einfach zu sagen. Was die Wirkung dieser Aufrichtigkeit sein mag, geht über mein Wissen hinaus. Ob es überhaupt keine Gesellschaften geben wird, welche irgendwie den alten Kirchen entsprechen, oder ob es Kirchen geben wird, welche imstande sind, die Triebe zu befriedigen, welche Systeme des Kultus schufen, aber sie ohne die Geltendmachung unhaltbarer supranaturalistischer Ansprüche zu befriedigen, ist ein Problem, welches, wie ich denke, nur durch den wirklichen Versuch gelöst werden kann. Aber ich meine, daß in jedem Falle die moralischen Triebe für sich selber sorgen werden. Wenn sie eine Kirche brauchen, so werden sie eine haben; wenn sie keine brauchen, so werden sie ohne sie auskommen. Daher, wenn ich gefragt werde, ob eine Religion (im Sinne einer Erscheinung, welche eine soziale Organisation einschließt) zur Unterstützung der Moral notwendig ist, so muß ich erwidern, daß, wenn sie notwendig ist, sie existieren wird, und wenn sie unnötig ist, sie unterdrückt werden kann. Wenn man mich fragt, ob eine Religion, im Sinne einer allgemein angenommenen Philosophie, für die Moral notwendig ist, so erwidere ich, daß die Menschen als denkende Wesen stets eine Philosophie und eine Moral haben müssen, und da beide die notwendige Folge derselben Thatsache sind, so brauchen wir nicht zu fürchten, daß eine von beiden für sich allein verschwinden wird.

Das Ziel alles Denkens ist: sich eine wahrhaft vernünftige Weltanschauung zu bilden. Eine solche in den Naturwissenschaften oder in der Philosophie erlangen heißt das Übernatürliche — die willkürliche Dazwischenkunft unerforschlicher Wesen — los werden. Der Vorteil für das philosophische Denken wird meines Erachtens schließlich ebenso groß sein, wie der für die Naturwissenschaft. Das gesündeste System der Ethik kann dies nicht leisten; denn eine Theorie der Moral schafft nicht Motive, sondern erklärt nur ihre Natur und ihre Folgen. Aber ein solches System würde den Fortschritt erleichtern, indem es uns klar zeigte, wohin wir streben, und würde viele Illusionen vertreiben, die der Moral nachteilig sind. Da es indessen die Auflösung mancher alten Vorstellungen involviert, welche ihrer Zeit wohlthätig waren, so sind die unmittelbaren Folgen oft zweifelhafter und selbst verderblicher Natur. Was wir als Mitglieder ethischer Gesellschaften besonders zu thun haben, ist, uns zu bestreben, in der Behandlung des Prozesses solche Verfahrungsweisen zu befördern, welche die unvermeidlichen Übel auf ein Minimum zurückführen. Daß die Moral endgiltig leiden sollte, erscheint mir unmöglich; aber der Prozeß ist langsam, und es liegt, denke ich, nicht in der Macht der menschlichen Fähigkeiten, die Natur des schließlichen Resultats vorauszusehen".

Herr Professor Dr. Eduard Zeller verweist auf seine „Vorträge" II, 1 ff., 88 ff., Herr Professor Dr. Ludwig Büchner auf seine Schrift: „Fremdes und Eigenes aus dem geistigen Leben der Gegenwart" (Leipzig 1890), die Kapitel: „Über den Begriff des Wortes Religion", „Moral und Religion", „Gottesdienst und Menschheitsdienst".

Herr Professor Dr. H. Steinthal in Berlin:

„Man mag die Religion definieren, wie man will, und auch das Verhältnis zwischen derselben und der Moral, wie man will — wenn man nicht zugesteht, daß die Moral, primärer als die Religion, dieser Gesetze und Grenzen vorzuschreiben hat: so ist die Religion Aberglaube.

Hiermit habe ich nur in einem Satze zusammengefaßt, was ich in den §§ 12 und 113 meiner „Allgemeinen Ethik" weiter dargelegt habe."

Herr Reichstagsabgeordneter W. Liebknecht schreibt:

„Unter Religion kann ich, ohne der Sprache und der Volksauffassung Gewalt anzuthun, nur den Glauben an Übersinnliches, der Natur und den Naturgesetzen Widersprechendes verstehen. Von einer Religion des Sozialismus, obgleich ich den Ausdruck selber gebraucht habe, kann nur im figürlichem Sinne die Rede sein.

Die Moral hat mit der Religion gar nichts zu thun; sie steht sogar, weil sie ein Produkt der Kultur ist, im Gegensatz zur Religion, die ihrem ganzen Wesen nach kulturwidrig ist. Die Moral läßt kein Verbrechen zu, und wie viele Verbrechen sind nicht im Namen der Religion verübt worden und werden tagtäglich verübt!"

Der Dichter Paul Heyse schreibt:

„Die beiden Fragen, die Sie mir vorlegen, habe ich bereits so ausführlich beantwortet, in der Form, die dem Dichter angemessen ist, der nicht wissenschaftliche Definitionen geben, sondern Ideen in lebendigen Gestalten aussprechen soll, daß

Sie mir erlauben mögen, nur anzuführen, wo jene Antworten zu finden sind. Meinem ersten Roman „Kinder der Welt“ liegt die Überzeugung zu Grunde, daß die sittliche Gesinnung des Menschen unabhängig sei oder sein sollte von seinen metaphysischen Vorstellungen, und was ich unter Religion verstehe, ist in meinem „Merlin“ unumwunden zur Sprache gekommen. Da meine gesamte dichterische Lebensarbeit im Dienste der ethischen Kultur gestanden hat, werden diejenigen Ihrer Leser, denen ich kein Fremder geblieben bin, über meine Stellung zu jenen Fragen nicht im Zweifel sein“.

Bücherbesprechung.

Ärztinnen für Frauenkrankheiten. Eine ethische und sanitäre Notwendigkeit. Von Mathilde Weber, Tübingen. Fünfte, neu umgearbeitete Auflage. Berlin 1893. L. Oehmigke's Verlag (R. Appelius). (55 Seiten.)

Unter den zahlreichen Schriften, die jetzt über die Frauenfrage erscheinen, wüßten wir kaum eine zu nennen, die wir unsern Lesern und vor allem unsern Leserinnen mehr empfehlen möchten, als die vorliegende der Frau Weber. Man meint, auch der schärfste Gegner des Medizinstudiums der Frauen müsse nach der Lektüre des kleinen Heftchens von seiner Meinung zurückkommen — mit solcher Einfachheit, Klarheit und Sachlichkeit widerlegt die Verfasserin alle Gründe, die im allgemeinen, aber auch im besonderen von einigen hervorragenden Ärzten, gegen das Frauenstudium vorgebracht worden sind. Wir möchten einzelne dieser Gründe und deren Widerlegung kurz herausgreifen. „Die Frau ist geistig weniger beanlagt als der Mann.“ Die Erfahrung beweist aber, daß in allen europäischen Ländern, in denen es den Frauen gestattet wird, Ärztinnen zu werden, sie als solche segensreich wirken. Deutschland und die Türkei sind übrigens die einzigen Länder, welche den Frauen dies Recht vorenthalten. — „Die physische Kraft fehlt.“ Frauen leisten die schwersten Dienste als Pflegerinnen von Kranken, sie hacken, dreschen, plätten, sie geben anstrengende Klavierconcerte, — und die Kraft, Medizin zu studieren, sollte ihnen fehlen? Sie haben sogar bei Operationen ein Konkurrenzmittel, das ist die kleinere und gewandtere Hand, die viele Manipulationen für den Kranken erleichtert. „Man sagt, beim Pflegen habe man nicht die Verantwortung, wie beim Helfen. Wohl die schwerste im Leben trägt die Mutter ... Sie ist gewöhnt, die Verantwortung über Tod und Leben ihrer Kinder stets als ihrer ersten Pflicht sich bewußt zu sein.“ Frau Weber hebt allerlei Übelstände hervor, z. B. den gänzlich fehlenden sanitären Unterricht an Mädchenschulen und glaubt an deren Abstellung, sobald auch bei uns Frauen Ärztinnen werden dürfen. Und dies Alles spricht sie mit so warmen Worten aus, daß der Leser merkt, wie sehr der Verfasserin die Sache am Herzen liegt und wie sie ihr Bestes giebt, um ihrem Geschlecht zu nützen. Wie sehr sie Recht hat, die Forderung, weibliche Ärzte anzustellen, eine ethische und sanitäre Notwendigkeit zu nennen, das beweist jede Seite der Broschüre.

Wir können nur noch einmal sagen: Nehmt und lest, und wir sind sicher, daß Ihr das Heftchen nicht ohne Anregung und Befriedigung aus der Hand legen werdet.

Magdeburg. M. von Colomb.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, Abteilung Berlin, hat bei Besprechung der von ihr im Interesse des allgemeinen Wohls zu erstrebenden Maßnahmen nach längerer Erörterung in ihrer sozialen Gruppe beschlossen, u. a. die Verbreitung der Gesetzes- und Rechtskenntnis zu unterstützen. Die Gesellschaft ist davon ausgegangen, daß eine erhebliche Anzahl unserer Mitbürger in mißliche Verhältnisse geraten, weil sie selbst der elementarsten Gesetzeskunde entbehren und deshalb Verpflichtungen eingehen, deren Tragweite von ihnen nicht genügend erkannt wird. — Bei den diesbezüglichen Besprechungen in der D. G. E. K. ist es allerdings als wünschenswertes Ziel bezeichnet worden, den Unterricht in der Gesetzeskunde schon in den Schulen eintreten zu lassen. Da aber die Erreichung dieses Zieles für die nächste Zeit nicht zu erwarten ist, so hat die Abteilung Berlin der Gesellschaft sich dahin ausgesprochen, daß wenigstens die Einführung eines derartigen Unterrichts in die Fortbildungsschulen für notwendig zu erachten sei. Allerdings bestehen schon seit Kurzem in zwei städtischen Fortbildungsschulen sowie in der Arbeiterbildungsschule, in der Fortbildungsschule des kaufmännischen Vereins und in der Schule des Handwerker-Vereins Kurse der Gesetzeskunde. Der Kursus in dem kaufmännischen Verein ist indes auf Handels- und Wechselrecht beschränkt, und die anderen genannten Kurse sind für das große Berlin entschieden nicht ausreichend. Die Gesellschaft für ethische Kultur hat sich deshalb mit der Schuldeputation des Magistrats in Verbindung gesetzt und, nachdem sich acht der Gesellschaft angehörende Rechtsanwälte bereit erklärt hatten, unentgeltlich einen Rechtsunterricht in den städtischen Fortbildungs-Anstalten und -Schulen zu erteilen, der Schuldeputation diesbezügliche Vorschläge unterbreitet.

Der diesbezügliche Unterricht soll in diesem Oktober seinen Anfang nehmen und sich auf folgende Gebiete erstrecken:

1. Materielles Recht: a) Lehr-, Arbeits-, Gesindevertrag, b) Mietsrecht, c) Wechselrecht, d) Ehe- und Familienrecht mit besonderer Bezugnahme auf das Personenstandsgesetz, e) die allgemeinen Grundsätze des Erbrechts; 2. Prozeßrecht: a) Gerichtsverfassung, b) allgemeine Grundsätze des Verfahrens vor den Amtsgerichten: Klage, Urteil, Rechtsmittel, Zwangsvollstreckung.

Sollte sich nach Absolvirung dieses Pensums am Ende des Semesters noch Zeit erübrigen lassen, so sollen die allgemeinen Grundsätze des Straf- und Staatsrechts zur Besprechung gelangen.

Der Unterricht findet statt: 1. in der Fortbildungsanstalt im Friedrichs-Gymnasium, Friedrichstraße 126; 2. in der Fortbildungsanstalt in der Louisenstädtischen Ober-Realschule; 3. in der Fortbildungsschule für Jünglinge Zehdenickerstraße 17/18; 4. in der Fortbildungsschule für Jünglinge Thurmstraße 86; 5. in der Fortbildungsschule für Jünglinge Reichenbergerstraße 44/45; 6. in der Fortbildungsschule für Jünglinge Steinmetzstraße 79; 7. in der Fortbildungsschule für Mädchen Gubenerstraße 51/52; 8. in der Fortbildungsschule für Mädchen Kulmstraße 15.

Meldungen zu den Kursen, die unentgeltlich erteilt werden, sind an den Leiter der betreffenden Fortbildungs-Anstalt bezw. -Schule in den Schulgebäuden zu richten.

Wir bemerken, daß es sich nicht um bloße Vorträge, sondern um eine direkte Unterweisung handelt, und wir glauben, daß eine Teilnahme an diesen Kursen seitens der Besucher der Fortbildungs-Anstalten und -Schulen für dieselben in ihren Erwerbs- und Privatverhältnissen von allergrößtem Nutzen und höchster Wichtigkeit sein wird. Gerade wegen dieser Wirkungen für das Leben richten wir an weitere Kreise die Aufforderung, sich für eine rege Beteiligung an diesem Unterrichte zu interessiren, damit das in Berlin gegebene Beispiel auch in anderen Städten Nachfolge findet.

Briefkasten.

Herr Dr. **Franz Mehring** in Steglitz-Berlin hat im Oktober-Heft seiner trefflichen Monatsschrift „Die Volksbühne“*), dem Vereinsorgane der Freien Volksbühne, die in Nr. 41 d. Bl. erschienene Kritik einer durch diesen Verein veranstalteten Aufführung von Sudermann's „Heimath“ zum Gegenstande einer Besprechung gemacht. Einige Punkte derselben scheinen uns auf Mißverständnissen zu beruhen. Nicht „die Herausgabe eines Vereinsorgans“ oder die Kritik von Theaterstücken, welche der genannte Verein aufführen läßt, haben wir als eine „Vergewaltigung der individuellen Auffassung“ bezeichnet, sondern den Umstand, daß zugleich mit dem Theaterzettel („von vornherein“) dem Zuschauer eine Kritik in die Hand gegeben wird. Wird die Unbefangenheit der Auffassung und das selbständige Nachdenken über das Gesehene nicht gestört, wenn der Zuschauer die Kritik mit dem Theaterzettel liest? Wir hegen nicht die Meinung, der Herausgeber einer Zeitschrift solle in dieser seine eigene Meinung nicht aussprechen; wir glauben nur, daß er wohl daran thut, sein Urteil über ein dramatisches Werk erst nach dessen Aufführung dem Publikum vorzulegen. Man kann dann den Eindruck, den man, vorurteilslos, unbeeinflußt, selbst empfing, mit der einem vorgelegten Kritik vergleichen. Erst sehen, dann urteilen. Das scheint uns vorteilhafter zu sein, als erst zu urteilen und dann zu sehen. — Aber das Vereinsorgan der Freien Volksbühne erscheint nur monatlich; eine erst nach einem Monate folgende Kritik käme zu spät — zu viel vom Stücke würde vergessen sein! Wenn man diesen Einwand als entscheidend ansehen wollte, so würde der uns als empfehlenswert erscheinende Zweck dadurch einigermaßen erreicht werden können, daß in jener Monatsschrift die Leser ausdrücklich gebeten würden, die Kritik erst nachträglich zu lesen.

Wir hoffen, daß in der in Frage stehenden Theater-Kritik (worin die Polemik gegen die Einrichtung des „Theaterzettels“ doch nur ein Nebenpunkt war) die volle Sympathie mit jenem proletarischen Unternehmen, der sie Ausdruck geben wollte, nicht unbemerkt geblieben ist.

Wenn Herr Dr. Mehring davon spricht, daß von der D. G. E. K. das geplante Schiller-Theater „so lebhaft protegiert“ worden ist, so ist darauf zu erwidern, daß die D. G. E. K. als solche mit demselben in keiner Verbindung steht, sondern nur der Vorsitzende und einige Mitglieder derselben den bezüglichen Aufruf unterzeichnet haben.

Endlich irrt Herr Dr. Mehring, wenn er diese Wochenschrift „ein Vereinsorgan“ nennt. Dieselbe ist ein rein privates Unternehmen. Die D. G. E. K. hat, wie wir wiederholt erklärt haben, den Redakteur nur beauftragt, die „Ethische Kultur“ unter seiner eigenen Verantwortung herauszugeben, im Vertrauen darauf, daß er sie im Geiste der D. G. E. K. leiten werde.

*) Vierteljahrs-Abonnements (3 Hefte zum Preise von 30 Pf. bei freier Zusendung ins Haus) nimmt die Verlagsfirma Max Bading, Berlin, SW., Beuth Straße 2, gegen Einsendung von Briefmarken entgegen.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 28. Oktober 1893.	Nr. 44.

Spinoza.

Von Professor Wilhelm Bolin in Helsingfors.*)

Zu den mancherlei Rückläufigkeiten im Geistesleben der Gegenwart gehört auch die abweisende, um nicht zu sagen geringschätzige Haltung, die gegen Spinoza beliebt zu werden anfängt. Und das nicht nur seitens derer, die der von Anbeginn ihm feindlich gegenübertretenden Richtung huldigen, sondern auch bei solchen, die als Stimmführer der entschiedensten Freiheit betrachtet sein wollen. Man sollte es kaum glauben, daß in Schriften, die heutigentags die Bekämpfung von „Vorurteilen“ sich zur Aufgabe gemacht, über Spinoza in einer Weise geurteilt wird, die kaum um eine Handbreite von derjenigen getrennt ist, welche sich einst darin gefiel über ihn wie über „einen toten Hund“ zu reden. So wird ihm neuerdings von gewisser Seite her „geistige Giftmischerei“ und eitle „Begriffsspinnerei“, nebenbei auch philosophischer „Hocuspocus“ vorgeworfen, während ihm andererseits seine Abstammung als eine Art Verbrechen angerechnet und jedes Interesse für ihn als Äußerung des durchaus unrechtmäßigen Einflusses erklärt wird, den „Judäer“ seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ausüben, dabei auch diesen „von ihnen selbst zuerst ausgestoßenen und verleugneten Hebräer“ als Mittel zur eigenen Verherrlichung gebrauchend.

Es ist wirklich so weit gekommen, daß eine Erinnerung an Spinozas wahrhafte und im Entwicklungsgange der Menschheit unvergängliche Bedeutung gegenwärtig keineswegs als Trivialität zurückgewiesen werden darf.

Soll die Begeisterung, womit die Hauptvertreter der deutschen Aufklärung das Unrecht gut gemacht, welches die eigene Zeitgenossenschaft Spinozas durch ihr feindliches Verhalten gegen sein Wirken ihm zugefügt, ein bloßer Wahn sein, dessen wir uns zu schämen hätten? Soll das Verständnis, das ihm erst nach einem vollen Jahrhundert der Verlästerung und Verketzerung geworden, als Zeit- und Kraftvergeudung gelten, die nicht länger zu dulden sei? — Freilich gehört er mit den Elementen seines Systems und mit deren ganzen Darstellungsverfahren einer wissenschaftlich nicht mehr giltigen Denkrichtung an und mutet uns namentlich seine Hauptschrift, gewunden und schwerfällig in ihrer Form, eben so fremd an wie etwa die Tracht aus jenem Zeitalter mit der gravitätischen Lockenperücke und allen sonstigen Unbequemlichkeiten in Schnitt und Aufwand an nunmehr abgelegten Eigentümlichkeiten. Dem für das wahrhaft Menschliche und Geistesgroße empfänglichen Sinn thut sich aber auch hier eine Fülle der Belehrung und geistiger Anregung auf, wie beispielsweise in den technisch veralteten, inhaltlich jedoch unverwüstlichen Schauspielen von Spinozas großem Zeitgenossen Molière. Dem gewöhnlichen Unterhaltungsbedürfnis von der Bühne her nunmehr ungenügend, erhalten dessen Stücke durch vollendete Schauspielkunst heute noch das packende Leben, das der kundige Leser stets in ihnen zu finden weiß, wie er auch in dem Wollen und Wirken Spinozas, das allerdings für den Bedarf unmittelbarer Belehrung über die vornehmsten Bildungsprobleme unserer Zeit nicht ausreicht, gleichwohl das Ewiglebende zu gewahren und zu würdigen vermag, wodurch jener „Hebräer“ seine weltgeschichtliche Größe für immerdar innehat.

Was ihn vor allen Dingen auszeichnet, ist gerade das Nicht-Hebräische an ihm, seine bewußte Hingabe an das Allgemein-Menschliche, frei von allen Schranken der Nationalität und des Glaubens. Sein ganzes Leben war ein ununterbrochener, beharrlicher Wahrheitsdienst, um deswillen er in jungen Jahren sich von der angestammten Glaubensgenossenschaft lossagte, in seinem ganzen übrigen Leben allein blieb, von einer kleinen Schar aufrichtiger Freunde geliebt und verehrt, mit ihnen aber nur ausnahmsweise verkehrend, um der stillen Denkarbeit nachzugehen, die er sich zum Berufe gemacht.

Geweiht hatte er sich diesem Berufe, nachdem er die Philosophie Descartes kennen gelernt, die der Bildung des 17. Jahrhunderts ihr geistiges Gepräge gegeben hat. Dieser Lehre gegenüber nahm er eine durchaus selbständige Stellung ein. Schon in zwei Jugendwerken, von denen nur das eine in Druck erschien, übte er eine schöpferische Kritik an den principiellen Grundlagen derselben, um daraufhin die Lehre nach einer Seite hin auszugestalten, die bei Descartes offen geblieben war. Die Ergebnisse dieses seines eigenen Denkens faßte er unter der Betitelung Ethik zusammen, denn gerade auf dem Gebiete war die Arbeit des Vorgängers unausgeführt. Als Ziel und Krone des Erkennens der Wahrheit galt ihm vollkommene Glückseligkeit, die sich nur dem Weisen als demjenigen erschließt, der seinen Sinn von den eiteln und vergänglichen Dingen hinweg auf das Ewige und Wandellose gerichtet hält. Aber dieses selbst lag ihm nicht, wie dem religiösen Glauben, in einer andern, angeblich besseren Welt, sondern nur in der Art, die gegebene Wirklichkeit zu erfassen, wie sie einem vernünftigen Nachdenken, einer freien, vorurteilslosen wissenschaftlichen Thätigkeit sich darbietet. Jedem Menschen steht dieser Weg zur Glückseligkeit offen, aber nur die wenigsten vermögen ihn zu wandeln, weil sie in den

*) Binnen kurzem erscheint bei Ehlermann in Dresden eine Biographie Spinozas vom Verfasser dieses Artikels. (Anm. d. Red.)

Fesseln der Leidenschaften beharren, über die nur die eigene Kraft des wahrheitsmutigen Denkens die sichere Herrschaft verleiht. Wer der Wahrheit nachstrebt, dessen Thun wird auch notwendig ein durchaus edles und sittlich gediegenes, weil er nie anders handeln kann ohne treulos gegen sich selbst zu werden.

Solches ist der Grundgedanke seines Hauptwerks, das er einer vielfältigen Umarbeitung unterwarf. In der Gestalt, wie es auf die Nachwelt gekommen, ist es erst nach seinem Tode veröffentlicht worden, wiewohl er selbst mehrere Versuche es selbst herauszugeben gemacht. Großenteils ward dies durch die nachhaltige Aufregung vereitelt worden, die er mit seinem 1670 herausgegebenen Theologisch-politischen Tractat heraufbeschworen hatte.

In dieser wunderbaren Schrift, die den Anbruch der neuern Bibelkritik bedeutet, legte er vor seinem Zeitalter Rechenschaft ab über die Gründe seiner Lossagung von dem Glauben und Lebensanschauungen seines Stammes, ohne dafür einer andern Glaubensform einen Vorzug zuzugestehen. Hinsichtlich der Gesinnung, die allein im Zusammenleben der Menschen entscheide, erklärte er jeden Glauben für gleich gut, wenn das Thun dabei ein rechtschaffenes und gottwohlgefälliges sei. Dieses wichtige Feld der Alltagsbeziehungen zu bebauen und zu pflegen, sei Aufgabe der Theologie und derer die sie zu ihrem Berufe gemacht. Durchaus von ihr zu trennen aber sei das Gebiet des eigentlichen Wissens oder der Philosophie, bei dem die Theologie kein Wort mitzusprechen habe, wiewohl deren Vertreter sich ein solches Recht gern zumessen, damit jedoch immerdar nur Verwirrung und Unfrieden anzurichten pflegen. Zur Aufrechthaltung der Eintracht und Ordnung im menschlichen Zusammenleben bestehe der Staat, und die ihn zu verwalten haben, können keine größere Thorheit begehen, als sich in irgend welche Abhängigkeit von den Glaubenswächtern zu versetzen. Dies geschehe aber offenbar, wenn die Interessen der Wahrheit dem Gutdünken der kirchlichen Gewalten anheimgegeben werden; alsdann wollen nämlich die Vertreter des Glaubens die Strenge des Gesetzes, die doch nur für die Übelthäter besteht, gegen die Rechtschaffenen gerichtet wissen, deren unbescholtener Wandel jede Gesetzesübertretung ausschließt, weil ihr Sinn der Wahrheit allein, dem Höchsten was es giebt, zugewandt ist, wobei es allerdings auch zu Ansichten kommen kann, die den herrschenden Glaubensvorstellungen zuwiderlaufen.

Zweierlei hatte Spinoza mit dieser Schrift im Auge gehabt. Neben dem Recht der freien Forschung war er für die Glaubensfreiheit eingetreten, wie solche lediglich in einer absoluten Toleranz möglich. Beides galt ihm als durchaus getrennte Gebiete, denen gegenüber die letzte Entscheidung der individuellen Überzeugung anheimfallen müsse. Wie seine Ethik die Möglichkeit eines sittlichen Verhaltens aufwies, welches von jedweder Glaubensform unabhängig war, so auch verlangte er für das ihm als einziger Weg zur Glückseligkeit geltende Erkennen eine gesetzlich zugesicherte Unabhängigkeit von irgend welchen Glaubenssatzungen. Für den Verkehr unter Menschen genüge vollauf die ihr Thun regelnde staatliche Ordnung, die nie und nimmer auf Gedanken ausgedehnt werden dürfe.

Seiner glaubensstarken Zeitgenossenschaft war diese uns jetzt ziemlich selbstverständlich erscheinende Forderung einfach eine Ruchlosigkeit. Dies entspricht vollauf der damaligen Denkweise, die sich gestatten konnte den Autor des Tartüfe der Irreligiosität zu beschuldigen und ihm ein geweihtes Grab zu verweigern, wie es thatsächlich einige Jahre nach Veröffentlichung von Spinozas Befürwortung der Gedanken- und Glaubensfreiheit stattgehabt. Die gegen ihn entfesselte Erbitterung hat Spinoza, Dank der in seinem Heimatlande damals schon bestehenden bürgerlichen Freiheit und seinem eigenen tadellosen Lebenswandel in stiller Weltabgeschiedenheit, nicht durch anderes Ungemach entgelten müssen, als den Verzicht auf die Drucklegung seines eigentlichen Lebenswerks, der vorhin erwähnten Ethik. Als dies schließlich im Jahre seines Todes durch die Fürsorge seiner Freunde geschehen, brach auch der allgemeine Entrüstungssturm gegen sein Wirken los, wodurch ihm für ein ganzes Jahrhundert jedes wirkliche Verständnis versagt bleiben sollte.

Nur im Hinblick auf das damalige Überwiegen der Glaubensinteressen und der damit gegebenen Vorherrschaft der Orthodoxie ist diese Abneigung gegen einen der erlauchtesten Denker aller Zeiten überhaupt begreiflich. Mit der gegen ihn erhobenen Beschuldigung des Atheismus war er ohne weiteres gerichtet und abgethan, wiewohl seine ganze Lehre auf dem Gottesbegriff ruht und die Gottheit von Keinem so rein und folgerichtig erfaßt und geltend gemacht worden, wie von ihm. Seine hierauf bezüglichen Gedanken sind uns hinlänglich vertraut durch die poetische Verherrlichung, die ihnen Goethe in seinem Faust verliehen. Ebenso ist es uns verständlich, wie Goethe sich zur Ethik Spinozas hingezogen fühlen konnte durch die darin niedergelegte Versöhnung mit der Welt, das uneigennützige Verhalten zu ihr, die besonnene Hingebung an die unabänderliche Gesetzmäßigkeit der Natur und der Verhältnisse überhaupt, wie sie bei kluger Lebensführung durchaus in Betracht genommen werden müssen. Und wie ihn, hat das merkwürdige Buch unzählige Andere gefesselt durch die große und freie Aussicht, die sich darin über die sittliche und sinnliche Welt dem unbefangenen Gemüte aufthut, ein Born des Trostes und der Beruhigung, wie ihn einzig die reine, alles beschönigenden Tandes entkleidete Wahrheit zu gewähren vermag.

Allem Genörgel einer besinnungslosen Krittelei zum Trotz, die das Andenken Spinozas in jenes Dunkel verbannen möchte, wohin ihn der Unverstand seines Zeitalters gestoßen, bleibt das schöne Wort Schleiermachers in Kraft, womit er die endlich anerkannte Bedeutung Spinozas für alle Zeiten geweiht: „Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen, verstoßenen Spinoza! Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das Unendliche war sein Anfang und Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe; in heiliger Unschuld und tiefer Demut spiegelte er sich in der ewigen Welt, wie auch er ihr liebenswürdigster Spiegel war. Voller Religion war er und voll heiligen Geistes; und darum steht er auch allein und unerreicht, Meister in seiner Kunst, aber erhaben über die profane Zunft, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht."

Sonntagsandachten.

Von Dr. med. S. A. Knopf in Paris.

Mit aufrichtigem Interesse verfolge ich seit dem Erscheinen der „Ethischen Kultur" all die verschiedenen Artikel, welche mehr oder weniger direkt das Thema, ob die Mitglieder der D. G. E. K. in der Kirche oder Synagoge verbleiben oder aus ihr ausscheiden sollen, berühren.

Natürlich halte ich in dieser Frage an den Grundgedanken unserer Bewegung „Verschiedenheit im Glauben, Einigkeit im Thun" (Diversity in Creed, Unanimity in Deed) fest und schließe mich mit aller Entschiedenheit den Ausführungen der Herren Professoren Adler, Foerster, Gizycki, Tönnies und Anderer, die jedem Mitgliede in dieser Angelegenheit absolute Freiheit und individuelles Entscheidungsrecht zu gewähren wünschen, an. Ich gehe noch weiter: ich wünsche von ganzem Herzen, daß die schönen Worte des Herrn Geheimrat Foerster: „die Gesellschaft für ethische Kultur solle auf die Kirchen ethisierend wirken", sich nicht erst einst, sondern bald, recht bald verwirklichen möchten.

Aus dem eben Gesagten geht also hervor, daß man getrost der ethischen Gesellschaft angehören und dabei nach wie vor an seinem Sonn- oder Sabbattage in der Kirche oder Synagoge sich erbauen und also ein guter Protestant, Katholik oder Jude bleiben kann.

Für diese unsere Mitglieder ist also gesorgt. Sie er-

bauen sich in ihren respektiven Gotteshäusern und finden in den Bestrebungen der Gesellschaft für ethische Kultur einen individuellen Impuls zu guten Thaten.

Nun aber giebt es viele unter uns, und Schreiber dieser Zeilen ist einer von ihnen, denen die Gesellschaft für ethische Kultur Alles ist. Ihnen ist die Kirche oder Synagoge nur noch eine Erinnerung. Seit Jahren schon konnten sie sich im „Gotteshause“ nicht mehr erbauen. Es wurde ihnen zu eng da, sie fühlten jene Umwandlung kommen, die es ihnen zur Pflicht machte, zu scheiden. Zuweilen ging diesem Scheiden ein Kampf voran, von dessen Schwere nur jene wissen, die ihn selbst durchgekämpft haben.

Mit welcher Wonne begrüßt nicht ein solcher Ausgeschiedener die Gesellschaft für ethische Kultur!

Im Kreise jener ernsten Männer und Frauen, die diese Bewegung ins Leben gerufen, atmet er freier, — er fühlt sich heimisch in den Bestrebungen für ethische Bildung, im praktischen Wirken, in der freudigen Vereinigung zum Gutthun.

Nur zuweilen überkommt ihn eine gewisse Wehmuth: er denkt zurück an seine Jugendjahre, an die schönen Sonntage, an die herrliche, erhebende Musik, an Orgel- und Chorgesang, an die feierliche Stille, die der Rede des von ihm oft recht geliebten Predigers voranging und folgte. Er sehnt sich unwillkürlich zurück nach jenen Empfindungen, die seinem Innern eine solche Weihe zu verleihen vermochten.

Oh wenn er Ähnliches doch auch in der Gesellschaft für ethische Kultur empfinden könnte! Wie wahrhaft glücklich würde sich da der aus der Kirche Ausgeschiedene in der ihm geistig so nahe stehenden Gemeinschaft der Freunde ethischer Kultur fühlen!

Es waren ähnliche Gedanken, welche mich im vorigen Jahre während der konstituierenden Versammlung der D. G. E. K. in Berlin veranlaßten, für die Veranstaltung von Sonntagsvorträgen ohne folgende Diskussion das Wort zu ergreifen. Ich wagte hervorzuheben, daß in den Vereinigten Staaten die Gesellschaften für ethische Kultur ihren Sonntagsversammlungen einen gewissen feierlichen Eindruck zu verleihen suchten, der das Heilige im Menschen zu heben geeignet sei. Ich erwähnte ferner, wie z. B. die stets zahlreich besuchten Sonntags-Vorträge des Herrn Professors Felix Adler in New-York, denen beizuwohnen ich oft das Glück hatte, stets durch ausgezeichnete Orgel-Musik oder vorzüglichen Solo-Gesang eingeleitet und geschlossen wurden und so das Ganze eine wirklich erhebende Andacht genannt werden konnte. Während meinen diesbezüglichen Vorschlägen eine gewisse Zustimmung zuteil wurde, glaubte man doch, daß für eine Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur derartige Einrichtungen nicht geeignet, wenigstens vor der Hand nicht geeignet seien.

Ein Jahr ist seit jenen schönen Tagen, welche die D. G. E. K. ins Leben riefen, verflossen, und ich wage heute noch einmal meinen Vorschlag für die — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, — ethischen Andachten zu erneuern. — Daß in Anbetracht der sozialen Verhältnisse der alten wie der neuen Welt für derartige Andachten der Sonntag-Morgen die geeignetste Zeit ist, bedarf wohl keines weiteren Nachweises.

Um auf die seiner Zeit gegen meine Vorschläge gemachten Einwände zu antworten, sei mir zunächst gestattet, mit den Worten eines erfahrenen Leiters einer ethischen Gesellschaft, des Herrn W. L. Sheldon, Sprechers der Gesellschaft für ethische Kultur zu Saint-Louis, zu entgegnen. In seiner Schrift „Sketch of the History of the Ethical Culture Movement“ („Skizze einer Geschichte der ethischen Bewegung“) sagt Herr Sheldon unter anderem: „Die Sonntagsmorgen-Andachten beschränken sich natürlich nicht auf die regelmäßigen Ansprachen; Musikvorträge und das Vorlesen geeigneter Stellen aus Büchern kommen hinzu. In der Musik giebt es ja kein Glaubensbekenntnis; sie ist das Eigentum derer, welche den besten Gebrauch von ihr zu machen wissen. Choräle und Orgelspiel können ebensogut den ethischen Geist wie den Geist der Theologie ausdrücken. Und das Vorlesen von Stellen aus den Werken der Weltlitteratur kann dazu dienen, das Wort der Gegenwart an die Geschichte des universellen Denkens anzuknüpfen.“

Daß solche ethische Sonntagsandachten, natürlich mit praktischem Wirken an den Werktagen verbunden, geeignet sind, das Ansehen, die Wichtigkeit, das wirklich Erhabene und Schöne unserer Bestrebungen dem Uneingeweihten vor Augen zu führen, das wird wohl niemand bestreiten. Die unerläßlich notwendigen Vereinigungen an den Wochentagen, wo freier Gedankenaustausch gestattet ist, Unterhaltungen und Diskussionen nach Belieben geführt werden können, praktisches Wirken und Schaffen geplant und ausgeführt werden kann, werden durch jene Sonntagsandachten nicht nur keinerlei Einbuße erleiden, sondern im Gegenteil dadurch gefördert und gestärkt werden.

Es sei mir zum Schluß noch gestattet, von der Nützlichkeit, ich möchte sagen: unbedingten Notwendigkeit jener ethischen Andachten für die heranwachsende Jugend ein Wort zu sagen. Gute Musik wirkt auf ein junges Gemüt stets veredelnd, und die Eindrücke, die ein junger Mann oder ein junges Mädchen von einer solchen ethischen Sonntagsandacht mit sich fortnehmen, werden sicherlich dazu beitragen, das Heilig-Menschliche in den Seelen der jungen Leute zu erwecken.

Möge die D. G. E. K. es einmal getrost mit diesen ethischen Sonntagsandachten versuchen und dem Beispiele der Schwestergesellschaften jenseits des Oceans folgen! Ich wage ihnen im Voraus einen nach jeder Richtung hin glücklichen und Segen bringenden Erfolg zu prophezeihen.

Ehre und Ethik.

Seit einiger Zeit mehren sich die Anklagen wegen Ehrverletzungen im Allgemeinen und wegen Majestätsbeleidigungen insbesondere.

Es ist um die Ehre ein eigenes Ding. Das wissen die Juristen, die ernstlich über den Begriff derselben nachdenken, am besten, und oft läßt die anscheinend brauchbarste Umschreibung des Beleidigungsbegriffs plötzlich im Stich, wenn man einen „interessanten Fall“ zu entscheiden hat. Leider wird bei wenigen Vergehen die Aburteilung so lediglich geschäftsmäßig und ohne alle psychologische Vertiefung betrieben, wie gerade bei Handlungen gegen die Ehre. Das platteste und gemeinste Schimpfwort dürfte für gewöhnlich weniger eingreifend sein, als die lächelnd zugeblasene und lächelnd aufgenommene Nachrede auf ihren dunkelen Schleichwegen. Ehre ist äußere Achtung, ist der gute Ruf, ist die gesellschaftliche Geltung, ist der Schätzungswert einer Person, sodaß in jedem dieser unkörperlichen Rechtsgüter die Verletzung stattfinden kann. Aber wie ist es mit dem „Lumpen“, der eigentlich keins jener Güter mit Fug für sich beanspruchen kann? Auch er kann „in seiner Ehre“ gekränkt werden.

„Die Ehre ist die der Stellung im Kreise der Rechtsgenossen entsprechende persönliche Geltung.“ Diese persönliche Geltung kann aber gleich Null sein, und doch läßt sich gegen den Betreffenden eine Beleidigung begehen.

Die Ehre ist Gefühlssache. Daher der Begriff Ehrgefühl.

Aber wer steht höher, derjenige, der über sog. Ehrenkränkungen im Vollbewußtsein seiner Selbstschätzung hinwegsieht, oder wer den Strafrichter in Bewegung setzt, um sich das Unrecht eines Anderen mit einer Bestrafung desselben amtlich bescheinigen zu lassen?

Jedenfalls hat ein Strafantrag wegen Beleidigung seinen Beweggrund der Regel nach in einem Erregungszustande. Das Gefühl des Ärgers über das, was sich ein Andrer gegen unsere „eigene Vorstellung vom besseren Ich“ gestattete, liegt auf dem Grunde der Beleidigung. Es ist den meisten Menschen angeboren, sich gekränkt zu fühlen, sobald sie beim lieben Nächsten wahrnehmen, daß er sich für überlegen hält. Wenn

sie ob einer dies gegen sie kundgebenden Handlung ihr Ehrgefühl für verletzt halten, vergessen sie, daß sie damit dem Andern in Wahrheit die Macht beilegen, mit seiner Geringschätzung Erfolg zu haben.

Obgleich sie lieber wissen möchten: „der Mensch kann mir meine Ehre überhaupt nicht beeinträchtigen", lassen sie doch durch ein Strafurteil aussprechen: „der Mensch hat mir meine Ehre beschnitten." So wird denn ein Schuft für fähig erklärt, einem Ehrenmanne par excellence etwas von seiner „persönlichen Geltung" zu nehmen.

Der Vorwurf, daß dies möglich ist, trifft die sogenannten „Rechtsgenossen", in deren Kreise sich Jeder von uns bewegt.

Es ist ein bezeichnender Beweis für den Mangel an wahrem sittlichem Gefühl in der menschlichen Gesellschaft, daß sie dem Beleidiger einen Erfolg seiner Thätigkeit zugesteht, der erst durch den Strafrichter aufgehoben wird, anstatt der Beleidigung einfach die Beachtung zu versagen.

Besser als der Kriminalist von Beruf sollte das richtig geleitete und erzogene Auffassungsvermögen der Rechtsgenossen über die sogenannten Ehrenkränkungen zu Gericht sitzen und sie unter dem besiegenden Einflusse ethischer Grundsätze verstummen lassen.

Oft wird heutzutage ein Wort, ein Ausdruck, eine Behauptung mit Strafe belegt, während sie nur aus der berechtigten Empfindung des Äußernden verstanden sein wollten, um dann auch sofort verziehen zu werden.

Was hat es für Wert, dem Buchstaben gerecht zu werden und gegen den Geist zu sündigen?

Jemand hat wissentlich die Unwahrheit gesagt. Ich nenne ihn in gerechter Empörung, was er ist: Lügner. Er hat das Unrecht begangen; aber ich werde bestraft, da der Richter von der Befugnis Gebrauch macht, die „Absicht der Beleidigung" anzunehmen, mit welcher Annahme man so gern unliebsamen Erörterungen wahrer Thatsachen aus dem Wege geht.

Auch für solche und ähnliche Fälle erwiese sich die moralische Aburteilung aller in Betracht kommenden Geschehnisse durch die Rechtsgenossen trefflicher als die kriminelle Ahndung, die den Verstoß im Ausdruck ahndet, die sittliche Empörung einzwängt und über das eigentliche Vorgehen den Schleier des Geheimnisses breitet.

Der Majestätsbeleidigung wohnt besondere Bedeutung bei. Es hat Zeiten gegeben, wo — in Rom — dies Vorgehen wie eine Epidemie grassierte, wenigstens nach der Blüte des Denunziantentums zu rechnen.

Die Beleidigung gegen den Monarchen soll nicht eine gegen den Menschen schlechtweg, sondern gegen die Majestät als solche gerichtete Verletzung in sich tragen und darnach über der gemeinen Beleidigung an Sträflichkeit um so viel höher stehen, als der Herrscher über den gewöhnlichen Staatsbürgern.

Es ist ein anerkannter Satz des Staatsrechts, daß der Monarch einerseits unverantwortlich, andererseits unverletzlich sei, d. h. man mißt ihm Heiligkeit zu, wie denn einzelne Verfassungen geradezu dieses Begriffs sich bedienen. Nun ist es aber ein Widerspruch in sich selbst, daß etwas, was heilig, was unverletzlich ist, doch durch Menschen verletzt werden könne; und wenn es schon etwas Absonderliches hat, daß ein untadelhafter Ehrenmann durch schmutzige Beschimpfung Seitens eines Nichtsnutzigen an seiner Ehre solle gekränkt werden können, so wächst das Absonderliche, wenn man den Abstand noch bis zur Persönlichkeit des Monarchen vergrößert. Das Heilige wird durch die Verletzlichkeit wieder vermenschlicht, und die Erhabenheit, die in thesi fingiert wird, in concreto wieder fallen gelassen.

In der Regel erfährt ein Monarch nicht einmal davon, wenn er beleidigt wird. Denn bei einer Verfolgung wegen Majestätsbeleidigung bedarf es nicht des Antrags, der sonst, bei gewöhnlichen Beleidigungen, die äußere Erscheinungsform der Erregung über die vermeinte Verkürzung der Ehre bildet.

Ich kann nicht anders sagen, als daß mir die Majestät, die nicht blos unverletzlich genannt, sondern auch unverletzlich gehalten wird, höher und reiner dünkt, als die Majestät, die von einem Walle peinlicher Anklagen geschützt wird. Eigentlich ist es doch der Beleidiger selbst, der durch seine Handlung in seiner persönlichen Geltung bei den Rechtsgenossen geschädigt wird, und nicht der Beleidigte, dessen Wertschätzung vor der Beleidigung keine andere als nach derselben, und dessen Ehre vor der Bestrafung des Thäters keine mindere als nach einer solchen ist.

Wir haben Anzeigen von Majestätsbeleidigungen erlebt, die erst lange Zeit nach Verübung des Vergehens erstattet wurden. Bis dahin hatte der Denunziant keinen Anstoß daran genommen, hatte sich vielleicht sogar darüber vergnügt. Erst ein Zerwürfnis mit dem Delinquenten läßt ihn die billige Gelegenheit ergreifen, Rache zu nehmen, und so wird der Staatsanwalt in Bewegung gesetzt, nicht sowohl um eine Majestätsbeleidigung zu sühnen, als vielmehr, um dem Hasse Vorspann zu leisten gegen den Gehaßten.

Das Reichsgericht hat in einem Erkenntnisse vom 15. Dezember v. J. gesagt: „Je wichtiger die Ehre des einzelnen für die staatliche Ordnung ist, desto empfindlicher muß die Abschätzung des ihr gegenüber Zulässigen und Unzulässigen sein, und darum läßt sich zwar der Begriff, nicht aber der Maßstab der Beleidigung einer Privatbeleidigung dort anlegen, wo es sich um die Ehre des Staatsoberhauptes handelt."

Die gefällige Beachtung dieses Ausspruchs kann dahin führen, daß Niemand mehr sicher ist, wo er die Grenze einer zulässigen Besprechung oder erlaubten Kritik zur unzulässigen Bekrittelung oder verbotenen Majestätsbeleidigung überschreitet, Was läßt sich zuweilen nicht Alles aus einer Äußerung oder einem Zeitungsartikel herauslesen!

Am 9. und 10. Oktober d. J. sprachen die Geschworenen in Stuttgart drei Angeklagte nach einander von der Anklage der Majestätsbeleidigung frei. In unseren Zeiten, wo es den Monarchen naturgemäß immer schwerer wird, sich den streitenden Parteien und den zersplitterten Interessen fern zu halten, wo jede Rede, jedes Wort durch die Presse läuft, drängt sich ebenso naturgemäß der Ausdruck einer andersartigen Meinung und Empfindung auf die Lippen und in die Feder. Steigert die Rechtsprechung, die, wenn auch unbewußt, immer eine Rechtsprechung der herrschenden Klassen ist, die Empfindlichkeit gegen die Äußerungen Andersdenkender so weiter, wie sie dies schon gethan, so hat das entweder eine Unterdrückung dessen, was man für wahr hält, im Gefolge oder eine weitere Vermehrung peinlicher Prozesse, was Beides entschieden nicht im Interesse der staatlichen Ordnung und noch weniger im Interesse einer gedeihlichen kulturellen Entwickelung liegt.

In Deutschland herrscht — was z. B. auch aus den Erörterungen über den Prozeß Hofmeister zur Genüge für jeden Leser hervorgetreten ist — ohnehin das Gefühl, daß Gesinnungs- und Überzeugungszwang gar Vieles zurückdämmt was besser offen bekannt werden sollte.

Wann werden wir es erleben, daß man dem Einzelnen die aufrichtige Aussprache dessen, was er denkt und empfindet, gestattet, ohne ihn dabei über die Fallstricke strafgesetzlicher Bestimmungen stolpern zu lassen?

Wann aber auch werden wir überhaupt davon absehen lernen, Begriffe, die nur in der Idee leben, Güter, die wir nur mit der Einbildung festhalten und tragen, durch Strafgesetze schützen zu lassen, anstatt sie einfach dem Schutze der ethischen Auffassung der Rechtsgenossen anzuvertrauen?

Jena, den 19. Oktober 1893.

Ernst Harmening.

Die Verhandlung über Arbeitslosigkeit

hatte am Sonntag den 8. Oktober auf den Ruf der Volkswirtschaftlichen Sektion des Freien Deutschen Hochstiftes etwa 500 Männer — vereinzelte Frauen — in Frankfurt a. M. versammelt. Von auswärts waren viele Stadtverwaltungen, Handelskammern, Vereine für Arbeitsnachweis vertreten, besonders aber eine große Zahl von Gewerkschaften, die bekanntlich auch ihren Mitgliedern Arbeitsstellen zu vermitteln als eine ihrer Aufgaben betrachten.

Zuerst wurden drei Vorträge gehalten, von denen der erste sich hauptsächlich mit der Theorie des Arbeitsvertrages beschäftigte, mit dem Charakter der herrschenden Produktionsweise, den Erwartungen, die — in Deutschland besonders von der liberalistischen Schule Lujo Brentanos — an die Fortbildung des Arbeitsvertrages geknüpft werden, mit dem Schiffbruch, den diese Erwartungen des „sozialen Friedens" gerade neuerdings in England erlitten haben, endlich mit der Arbeitslosigkeit als einer ausgeprägten, auch durch Lohnerhöhung und Verkürzung der Arbeitzeit nicht wesentlich berührten Folge der immer mehr auf den Weltmarkt gerichteten und durch Schwankungen des Absatzes hin und her bewegten Produktion. Zum Schluß wurde darauf hingewiesen, daß der Begriff der Nation, der zumeist nur als schöne Phrase diene, eine Rückkehr zur Produktion von Gebrauchswert, insbesondere die — vom Handel unabhängige — eigene Versorgung mit Lebensmitteln fordere; die Unternehmung einer nationalen kommunistischen Landwirtschaft könne als Durchbrechung der ohnehin sich auflösenden sozialen Arbeitsteilung gedacht werden; und hier liege die Aufgabe der großen Stadtgemeinden, deren Kredit stark genug dafür sei, um als erfolgreiche Käufer großen Grundbesitzes aufzutreten.

Der zweite Redner erörterte die besonderen Ursachen der Arbeitslosigkeit, wie solche durch die technische Entwickelung, durch die fortschreitenden Spezialisierungen, Verdrängung der männlichen durch weibliche und jugendliche Arbeit, durch das auf heftiges Fertigmachen abzielende System des Akkordlohnes, durch Handelskrisen u. s. w. gegeben seien; in diesen Stücken traten mehrfache Berührungen mit dem ersten Redner hervor. Angedeutet wurde auch, daß mit der ausschließlichen Richtung auf Gewinn, die durch Konkurrenz immer mehr verschärft wird, notwendigerweise die menschlich-sittlichen Beziehungen sowohl zwischen Unternehmer und Arbeiter — die im Handwerk doch Gehülfen und Berufsgenossen sind — als auch zwischen Produzenten und Abnehmern zurücktreten, ja verschwinden. Der Redner ging ferner in eine Kritik der gelegentlichen Notstandsarbeiten ein und zeigte deren Gefahren.

An dritter Stelle wurde die Aufmerksamkeit der Versammelten durch technische Darstellung des Problems einer Statistik der Arbeitslosigkeit gefesselt. Die große Schwierigkeit der Sache, die Mängel geschehener Versuche, die Gefahr der Tendenz darin wurden in scharfen Zügen entwickelt.

Die Diskussion, die unter reger Teilnahme durch zwei Tage sich fortsetzte, — jedoch fehlte am Montag begreiflicher Weise der größte Teil der Zuhörer aus der einheimischen Arbeiterschaft, — betraf hauptsächlich die unmittelbar praktische Frage der Arbeits-Vermittelung, in Anlehnung an den Versuch, der in Stuttgart gemacht worden ist, eine solche an die bestehende Organisation des Gewerbegerichtes anzuknüpfen, das bekanntlich in allen größern und mehr und mehr in kleinern Städten ebenfalls die Thätigkeit von Unternehmern und Arbeitern mit guten Erfolgen vereinigt; es hat sich in der genannten Hauptstadt der Plan eines städtischen Arbeits-Amtes daran geknüpft; solche Ämter, allgemein werdend, könnten allerdings am leichtesten die thatsächliche Arbeitslosigkeit in kurzen Zeitintervallen feststellen und wieder durch Verbindung und Zentralisation die lokale zu einer interlokalen oder nationalen Nachweisung von Arbeits-Gelegenheit ausdehnen.

Darüber, daß auf solche Weise vieler herrschenden Not und Verwirrung, besonders aber dem greulichen Unwesen der bestehenden privaten Arbeits-Vermittelung abgeholfen werden könne und müsse, war nur eine Stimme vorhanden. Von mehreren Gewerkschaften wurde jenes Unwesen aus eigener Erfahrung in deutlichen Umrissen geschildert, besonders das (für Kundige längst berüchtigte) Heuerwesen unter Seefahrern; kein Anwesender konnte bei diesen streng sachlichen, sorgfältigen Darstellungen das Gefühl der geringsten Übertreibung empfangen.

Von allen zu Worte gelangenden Arbeitern wurde — meistens unter Wahrung ihres prinzipiellen Standpunktes — vollkommene Bereitschaft gezeigt, in der Richtung, die von anderer Seite empfohlen wurde, mitzuwirken an der Verbesserung bestehender Zustände, auf Grund des vorhandenen Systemes. Ein ausgezeichneter Sprecher bediente sich dabei mehrmals des Ausdruckes: „Wir nehmen dankbar an, was Sie uns bieten," oder der schon sonst beliebten Wendung: „Wir betrachten es als eine Abschlags-Zahlung".

Es darf darauf hingewiesen werden, daß beide Ausdrücke eine unangemessene Vorstellung erwecken. Es handelt sich überhaupt nicht allein, bei so dringenden Reformen aber garnicht, um einen Handel zwischen Unternehmern und Arbeitern. Im Hintergrund des Klassen-Gegensatzes giebt es noch ein gemeinsam humanes, ein gemeinsames Kultur- und Volks-Interesse. Wer dieses erkennt und pflegen will, kann das Interesse der Arbeiterklasse im weitesten Umfange zu seinem eigenen machen und doch über den Leidenschaften des Kampfes seine Stellung behaupten. Solche stehen jedenfalls nicht auf Seite des Kapital-Interesses; für sie handelt es sich niemals um Geschenke, die sie darbieten, niemals um Konzessionen, die sie machen wollten; nicht darum, entgegenzukommen — sondern zu fordern und zu thun, was notwendig und gut ist.

Jene geschäftliche Auffassung trat allerdings nicht allein in den genannten Äußerungen von Arbeitervertretern, sondern auch von anderer Seite auf. Ein bekannter Abgeordneter der nationalliberalen Partei that seine wohlwollende Gesinnung und seine Erkenntnis des pathologischen (krankhaft leidenden) Zustandes der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung offen kund; er wollte die wissenschaftlichen Folgerungen daraus ziehen; und worin bestanden diese? — in weitgehendem Entgegenkommen, wobei seine Erzählung lehrreich war, daß seine Freunde ihn zu warnen pflegten, man dürfe „dem Teufel nicht den kleinen Finger reichen", u. s. w. Nach meiner Ansicht haben diese Freunde, wenn sie einmal die Arbeiterklasse als den bösen Feind sich vorstellen, politisch mehr recht, als ihr edeldenkender Gefährte. Humane Gesinnung gegen einen bösen Feind darf nicht zu unklugen Handlungen verführen; hier sind die Grenzen der Ethik.

Aber gerade weil nicht diese — nationalliberale — Auffassung vorherrschte, sondern die rein sozial-wissenschaftliche und in diesem Sinne ethische zum Durchbruch kam, weil zum ersten Male an einer sozialpolitischen Erörterung die Vertreter der Arbeiterklasse als gleichen Rechtes Teilhaftige willigen und willkommenen — nicht bloß geduldeten — Anteil nahmen, darum war diese Verhandlung ein Ereignis von bleibendem Werte.

Wie begründet aber die Zweifel an ernstem Willen und ausreichender Erkenntnis bei den herrschenden Interessen sind, davon zeugt das Nachspiel. Die Stadt Stuttgart hatte Gelegenheit, durch Einrichtung eines Arbeitsamtes leuchtendes Vorbild zu werden.

Zwei Tage nach dem Schlusse der Verhandlung las man die telegraphische Nachricht aus Stuttgart: „Der Antrag auf Errichtung eines städtischen Arbeitsamtes ist im Bürgerausschuß (Stadtverordneten-Versammlung) mit 10 gegen 8 Stimmen abgelehnt worden".

Frankfurt a. M., d. 13. Oktober 1893. F. Tönnies.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Der erste Gesellschaftstag der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur hat vom 12. bis 15. Oktober in Frankfurt a. M. getagt. Der Hauptvorstand war vertreten durch die Herren Geheimrat Prof. Förster-Berlin, Prof. Fr. Jodl-Prag, Geh. Sanitätsrat Dr. Kristeller, Bildhauer Rheinhold-Berlin, Prof. Tönnies-Kiel, Rektor Maaß-Breslau, Kaufm. Jaffé-Berlin. Berlin hatte zehn Delegierte, Breslau, Frankfurt a. M., Freiburg i. B., Magdeburg, München, Straßburg je einen Delegierten geschickt. Außerdem wohnten mehrere Mitglieder, besonders aus der Abteilung Frankfurt, den Verhandlungen bei. Zu Schriftführern berief der Vorsitzende Herrn Rechtsanwalt Dr. Bieber und Dr. Penzig.

Aus dem vom Vorsitzenden erstatteten Rechenschaftsbericht ergiebt sich, daß die Gesamtzahl der Mitglieder (ohne Leipzig, das dank dem sächsischen Vereinsgesetz sich von der D. G. E. K. unabhängig konstituiert hat) 1382 beträgt, die sich in 7 Abteilungen und 3 Zweige verteilen. Die Ausbreitung der Gesellschaft sei in erfreulichem Fortschritt begriffen, wenn man berücksichtigt, daß der Geist derselben eine aufdringliche Propaganda verbiete. Redner habe immerhin in Breslau, Magdeburg, Freiburg, Straßburg gesprochen, Prof. Jodl in Frankfurt. Die Idee des ethischen Bundes finde nicht nur in England, Amerika, Österreich und der Schweiz, sondern auch in Italien und Frankreich Anklang, wie der Eisenacher Kongreß und die anschließende Korrespondenz beweise.

Der Kassenbericht (wir folgen hier der an die Mitglieder s. Z. verteilten Tagesordnung,*) ohne Rücksicht auf die von der Versammlung aus praktischen Gründen beliebten Anordnung der Punkte) — wurde entgegengenommen, dem Kassierer auf Antrag der Revisoren Entlastung erteilt, aber zur Sanierung der finanziellen Verhältnisse, die ein formales Defizit aufweisen, eine Kommission bestellt. Diese empfahl neben der durch die Satzungsänderung zu erhoffenden Steigerung der Einnahmen hauptsächlich Ersparnis an den Kosten für Mitteilungen und Flugblätter und den Delegationkosten für den Gesellschaftstag. Die Geschäftslage werde mit Rücksicht auf die kurze Zeit des Bestehens der Gesellschaft als günstig angesehen.

Die Wahl des neuen Hauptvorstandes ergab folgendes Resultat: 1. Vorsitzender: Prof. Dr. Förster-Berlin. 2. Vorsitzender: Prof. Dr. Jodl-Prag. Kassenführer: Bildh. Rheinhold-Berlin. 1. Schriftführer: Frau Prof. v. Gizycki-Berlin. 2. Schriftführer: Gustav Maier-Ermatingen (Schweiz). Beisitzer: Prof. Dr. Cohen-Marburg, Direktor Dr. Döring-Berlin, Rechtsanwalt Dr. Gerhard-Berlin, Geh. Sanitätsrat Dr. Kristeller-Berlin, Prediger Saenger-Frankfurt a. M., Frau Sanitätsrat Schwerin-Berlin, Prof. Dr. Steinmann-Freiburg i. B., Prof. Dr. Tönnies-Kiel, Archivar Dr. Winter-Magdeburg. Als Kassenrevisoren wurden die Herren Jaffé und Nerlich wiedergewählt.

Der vierte Punkt der Tagesordnung, nämlich die Bestimmung des Ortes für den nächsten Gesellschaftstag, wurde, nachdem Bremen, München, Berlin, Magdeburg und Lübeck in Vorschlag gekommen, dem Hauptvorstande übertragen, der über das Resultat seiner Wahl bis Anfang März den Abteilungen zu berichten hat.

Der fünfte Punkt: die Änderung der Satzungen, beherrschte, wie natürlich, den ersten und zweiten Tag zum großen Teil. Aus der Fülle von Anträgen, die z. T. gedruckt oder hektographiert vorlagen, z. T. im Laufe der Debatte schriftlich gestellt wurden, sind hervorzuheben die Anträge Magdeburg, Döring, Bruno Meyer, die sich auf die §§ 1 und 2 bezogen, ferner die ausführlichen Erläuterungs- und Aktionsprogramme Kiel (Tönnies), Gerhard, Gustav Maier. Zunächst wurde eine Trennung der Beratung vorgenommen, indem die mehr geschäftlichen Paragraphen 3—28 einer Kommission zur vorläufigen Redaktion übergeben wurden. Dann wurde einzeln über § 1, über die Notwendigkeit einer Erläuterung dazu, über die Änderung von § 2 und endlich über die Aufstellung eines Aktionsprogrammes debattiert und abgestimmt. Aus der sehr anregenden und lebhaften Diskussion über § 1 ergab sich, daß bedingungslos für Änderung desselben nur die Abteilung Magdeburg und die Zweige Kiel und Mühlhausen waren, während München zur Zeit aus Zweckmäßigkeitsgründen, der Vorstand, und die Abteilungen Berlin, Frankfurt, Freiburg, Straßburg, Breslau dagegen grundsätzlich die Beibehaltung der bisherigen Fassung vertraten. In diesem Sinne wurde denn auch beschlossen. Die Majorität (20 gegen 3) ließ sich dabei wohl hauptsächlich von der Erwägung leiten, daß, wenn auch der Wortlaut des Paragraphen nicht unanfechtbar sei, doch ein einmal adoptiertes Gutes nicht ohne dringende Notwendigkeit gegen ein immerhin zweifelhaftes Besseres ausgetauscht werden dürfe.

Die Frage, ob eine Erklärung zum ersten Paragraphen und in welchem Sinne gegeben werden solle, rief ebenfalls eine belebte Debatte hervor. Den Sieg trug ein Antrag Jodl mit Amendement Tönnies davon, welcher den Gesellschaftstag sämtliche Erläuterungsanträge ablehnen ließ, aber dafür der Initiative der Abteilungen, Zweige, Gruppen und Mitglieder die Aufstellung von besonderen Erklärungsprogrammen überließ, deren Druck freilich von einer Zweidrittelmajorität des Hauptvorstandes genehmigt werden sollte.

Nicht so glimpflich kam § 2 davon, der von den Mitteln zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft handelt. Grundsätzlich wurde seine Änderung, besonders des Absatzes 4, der von der Thätigkeit der Gesellschaft auf sozialem Gebiete handelt, mit derselben Majorität von 20 gegen 3 beschlossen. Die von der Satzungskommission auf Grund des reichen Antragsmaterials später vorgelegte neue Fassung wurde von der Versammlung gutgeheißen; sie erweitert und vertieft die Bethätigung der Gesellschaft nach verschiedenen Richtungen und lautet folgendermaßen: „Zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft sollen hauptsächlich folgende Bethätigungen dienen: 1) Im Kreise der Mitglieder Anregung und Förderung jeglicher Art in Bezug auf ethische Aufgaben, Grundsätze und Pflichten. 2) Insbesondere auch nach außen hin: a) Erörterung der Thatsachen und Formen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens; Unterstützung der Reformen, die sich als ethisch notwendig erweisen; b) Maßnahmen, um der gesamten Jugenderziehung eine rein ethische Grundlage zu geben und zu sichern; c) Erschließung der Schätze von Kunst und Wissenschaft in ihrer ethisch erziehlichen Bedeutung für das gesamte Volk; d) Herausgabe und Unterstützung von ethisch förderlichen Schriften aller Art, Büchern, Zeitungen, Flugblättern &c.; e) Sittigende Einwirkung auf die Formen der Geselligkeit und des Umganges mit Einschluß des Verkehrs verschiedener Nationalitäten untereinander."

Endlich beriet man über die Aufstellung eines gesonderten Aktionsprogrammes, wofür verschiedene Entwürfe vorlagen. Durch die neue Fassung des § 2 war die Möglichkeit gegeben, davon abzusehen, und auf Antrag Felsch-Bieber wurde die Aufstellung eines offiziellen Programms abgelehnt, aber der ausführliche Entwurf Gerhard den Abteilungen zur Kenntnisnahme überwiesen.

Die Annahme der von der Kommission sachgemäß geänderten §§ 3—28 stieß nur auf geringe Hindernisse und endlich wurden in der Schlußabstimmung die so geänderten Satzungen einstimmig angenommen. Der neue Wortlaut wird in kurzem den Mitgliedern zugehen.

Der 6. Punkt der Tagesordnung, betreffend den „Ethischen Bund" und die „Akademie für ethische Kultur", gab wiederum Anlaß zu interessanten Erörterungen. Ein während der zweiten Sitzung aus New-York eingelaufenes Begrüßungstelegramm der „ethical society" brachte die erfreuliche Mitteilung, daß die bekannten Führer der nordamerikanischen ethischen Bewegung, Dr. Felix Adler und Salter, das Mandat erhalten hätten, in dem internationalen Comité des Ethischen Bundes, das in der Bildung begriffen ist, die Union zu vertreten. Für Deutschland ist provisorischer Vertreter Hr. Geh. Reg. Rat Prof. Förster. Auch aus Italien ist die Abordnung von Delegierten gesichert, während die französische, von Hrn. P. Desjardins geleitete ethische Bewegung einen etwas eigentümlichen Entwickelungsgang unter den Auspizien Papst Leos XIII. eingeschlagen hat. Das slawische Österreich wird sich wohl einem internationalen ethischen Bunde, aber nicht der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur nähern können. Von einem schweizer Mitglied, Archivar Bohl aus St. Gallen, wurde zur Einrichtung eines „ethischen Hospizes" ein am Bodensee in der Nähe von Rorschach gelegenes Gut für die Zwecke der Gesellschaft zur Disposition gestellt, damit dort, besonders während der Reisezeit, durch ethische Vortragscyklen ein Asyl für Geistesfreiheit geschaffen werde. In betreff der ethischen Akademie wurde von Hrn. Gustav Maier-Ermatingen die Anregung ausgesprochen, mit dem bekannten „Freien Deutschen Hochstift" in Frankfurt a. M. eine Verbindung anzubahnen. Der Vorsitzende stellte für Ostern n. J. die Berufung einer Anzahl hervorragender Ethiker zu Vorträgen in Berlin in Aussicht. Der Gesellschaftstag nahm in einer Resolution (Bruno Meyer) mit Interesse Kenntnis von diesen Anregungen und ermächtigte den Hauptvorstand in Fortführung dieser Bestrebungen sich als Beauftragten der D. G. E. K. zu betrachten.

Über Punkt 7 der Tagesordnung (Belebung der ethischen Litteratur und Preisausschreibung für ein ethisches Handbuch für Erziehung und Unterricht) berichtete eine ad hoc eingesetzte Kommission. Schon in Eisenach ist die Summe von 3340 M. für diesen Zweck gezeichnet worden. Es sind zwei Preise beabsichtigt von 5000 und 3000 M. Ein von Herrn Prof. Jodl verfaßter und lebhaft akklamierter Aufruf (s. S. 351) wendet sich zur Deckung der Mehrkosten an die breite Öffentlichkeit. Der Hauptzweck des Unternehmens wird dahin präzisiert, es sei vor Allem die allgemeine religiöse Gebundenheit des ethischen Denkens zu brechen. Der Hauptvorstand wird mit der praktischen Ausführung der Aufgabe betraut.

Auch Punkt 8 brachte wertvolle Anregungen; so den Wunsch, durch Petitionen beim Kultusministerium die Wiederherstellung des (abgeschafften) philosophisch-propädeutischen Unterrichts in der Oberklasse höherer Schulen im Sinne eines ethischen Unterrichts anzustreben, die hygienische und diätetische Ethik in der vielleicht zu sehr in Spezialisierung verlorenen medizinischen Wissenschaft zur Geltung zu bringen, in der studierenden Jugend durch geeignete Propaganda den Sinn für die sozialen Zeitaufgaben zu erwecken und überhaupt die Jugend aller Lebenskreise durch ästhetisch-ethische Geselligkeit für ihre hohe Aufgabe, die Zukunft des Volkes zu bestimmen, vorzubereiten. Von speziellen Anträgen wurde abgesehen. Dafür fand Punkt 9, betreffend Rechtsschutz, eine desto ausführlichere Erörterung. Nachdem der Vorsitzende darauf hingewiesen, daß die D. G. E. K. vermöge ihrer politisch parteilosen Stellung die eigentliche Vertreterin der Sittlichkeit in der Rechtsprechung sein müsse, geißelten die Herren Rechtsanwalt Bieber und Gerhard in scharfen, mit Beispielen belegten Ausführungen

*) Vergl. Nr. 10 S. 322 d. Bl.

die bestehende Rechtspraxis, die von dem Ideal unparteiischer Gerechtigkeit sich leider oft weit entferne. Frau Sanitätsrat Schwerin lenkte die Aufmerksamkeit auf die Zustände in der Waisenpflege und im Vormundschaftswesen, Herr Gustav Maier auf die Ungerechtigkeiten in dem zivilrechtlichen Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer u. s. f. Es wurde unter Betonung der größten Vorsicht bei Durchführung des Programmes die Einrichtung einer Zentralstelle beschlossen, an welche eigens ernannte Vertrauenskommissionen der Abteilungen besonders auffallende Rechtsverletzungen im Gebiete des Straf- und Zivilrechts zu berichten haben. Diese solle dann nach eingehender Prüfung der Verhältnisse an das öffentliche Rechtsbewußtsein appellieren.

Punkt 10 wurde durch die ausführlichen Beratungen zu § 2 für vorläufig erledigt erklärt.

Bei Punkt 11 endlich, der Frage der Gestaltung der publizistischen Thätigkeit der Gesellschaft, wurde eine große Reihe von Desideraten zur Besprechung gebracht. Insbesondere wurde die Stellung der „Ethischen Kultur“ zur Gesellschaft eingehend erörtert, der bisherigen Leitung der Dank der Gesellschaft für ihre Arbeit im Interesse des gemeinschaftlichen Zieles ausgesprochen, aber auch von mehreren Seiten eine gewisse Kritik daran geknüpft, die hauptsächlich die zu akademische Haltung des Blattes beklagte und um mehr Volkstümlichkeit bat. Frau v. Gizycki beantragte die Teilung des Blattes in einen offiziellen Teil unter Verantwortlichkeit des Vorstandes der D. G. E. K. und einen nicht offiziellen unter Leitung der Redaktion. Sie begrüßte dankbar jede Kritik und war der Meinung, daß sich echte Wissenschaftlichkeit und Volkstümlichkeit nicht auszuschließen brauchen. Von mehreren Seiten wurde die bisher geübte Herausgabe der „Mitteilungen“ und der Flugblätter seitens der Gesellschaft bemängelt und die Anregung gemacht, die Gesellschaft solle eine regelmäßig (monatlich) erscheinende gemeinverständliche Zeitung, die allen Mitgliedern gratis zugehe, herausgeben, um so ein intellektuelles Band um alle ihre Anhänger zu schlingen. Von anderer Seite wiederum wurde die Gewinnung einer großen Tageszeitung für die Ziele der Gesellschaft oder doch der Versuch empfohlen, auf die Tagespresse überhaupt Einfluß zu gewinnen. Ein Antrag Römer bat den Vorstand, Schritte zu thun, damit die Gesellschaft bei der Wahl der Leitung der „Ethischen Kultur“ ein Zustimmungsrecht erlange, wenn das Blatt offizielles Organ der Gesellschaft werde, und mit dem Verleger die nötigen Vereinbarungen zu treffen, damit es dann allen Mitgliedern gegen ermäßigtes Abonnement zugänglich werde. Von mehreren Seiten wurde gewarnt, eine neue Zeitung ins Leben zu rufen, die doch gewissermaßen der bestehenden Abbruch thun könne, eine Befürchtung, die wieder von Anderen nicht geteilt wurde. Der Vorsitzende berichtete weiter über den Plan einer unparteiischen Korrespondenz für Zeitungen, deren Zweck sein solle, dem Volke das Beste in der angenehmsten Form zu bieten, von Dr. Wislicenus-Straßburg wurde auf die Erfolge des Basler Vereins zur Verbreitung guter Schriften hingewiesen. Endlich wurden alle Anträge und Vorschläge dem Hauptvorstande, bezw. einer zu bildenden publizistischen Gruppe desselben, die den Kontakt mit allen Abteilungen zu bewahren habe, zur geeigneten Berücksichtigung überwiesen.

Damit war die Tagesordnung des Gesellschaftstages erledigt. Er hat bei ernster und strenger Arbeit aller Beteiligten wesentlich zur immer weiter gehenden Klärung der Anschauungen über die nächsten Ziele der Gesellschaft und zu dem Bewußtsein beigetragen, daß, nachdem der Worte nun genug gewechselt, die Zeit für die stille, aber energische soziale Thätigkeit der Gesellschaft gekommen sei. Dr. R. P.

Abteilung Berlin.

Am Donnerstag den 19. Oktober, abends 8 ½ Uhr, fand im Saale des Langenbeck-Hauses (Ziegelstr. 10/11) die Monats-Versammlung der Abteilung Berlin statt. Der Vorsitzende, Geheimrat Foerster, berichtete zunächst über die Thätigkeit des Gesellschaftstages; sodann kündigte er für Sonntag, den 12. November, nachmittags 5 Uhr, die nächste Versammlung an, und er sprach die Hoffnung aus, am Sonnabend, den 25. November, Herrn W. M. Salter aus Philadelphia in diesen Räumen als Redner einführen zu können.

Am Montag, den 23. Oktober, abends, veranstaltete die Abteilung Berlin für ihre Mitglieder und deren Freunde im Saale der Philharmonie eine Fest-Aufführung, über welche wir in nächster Nummer berichten werden.

Tagesordnung des Ethischen Kongresses und der Zusammenkunft ethischer Gesellschaften in Chicago vom 28. September bis 1. Oktober 1893.

(Übersetzung.)*)

Donnerstag, 28. September, 8 Uhr abends:
- Rede des Präsidenten der Weltausstellungs-Kongresse, Chas. C. Bonney
- Bewillkommnungsrede des Sprechers der Chicagoer Ethischen Gesellschaft, M. M. Mangasarian.
- Bericht der Brüderschaft ethischer Sprecher von ihrem Sekretär, S. Burns Weston aus Philadelphia.
- Berichte der amerikanischen Ethischen Gesellschaften.
- Berichte der englischen Ethischen Gesellschaften.
- Verlesung von Zuschriften über den Zustand der Ethischen Bewegung in Frankreich, Deutschland, Belgien und anderen Ländern, von Paul Desjardins in Paris, Geheimrath Professor Foerster in Berlin, A. Christophe in Gent und Anderen.

Freitag, 29. September, 10 Uhr vormittags:
- Vortrag des Professors Felix Adler aus New-York über den Fortschritt der ethischen Bewegung.
- Verlesung kurzer Zuschriften über die Qualifikation, die Wahl und den Ausschluß von Mitgliedern der ethischen Gesellschaften, mit folgender Diskussion.
- Über die Musik bei den Sonntags-Vorträgen, über Funktionen bei Beerdigungen, Hochzeiten u. s. w.
- Berichte der Schule für angewandte Ethik und des Internationalen Journals für Ethik.

— 3 Uhr nachmittags. Vorträge über Hilfsmittel für das sittliche Leben:
- Professor Paul Shorey von der Universität Chicago über Hilfsmittel für das sittliche Leben aus der griechischen und der römischen Litteratur.
- W. L. Sheldon aus St. Louis über Hilfsmittel für das sittliche Leben aus der englischen Litteratur.
- Vorträge über die praktische Bethätigung:
- Stanton Coit aus London über die Nachbarschaftsgilde
- E. R. Plank aus St. Louis über die Selbstkultur-Klubs.
- Geo. G. Nasenblatt aus New-York über die Arbeiterschule.
- Joseph W. Errant aus Chicago über das Rechtsbureau.

— 8 Uhr abends: Vorträge über die Ethische Bewegung.
- Jane Adams aus Chicago über Ethik und Philanthropie.
- M. M. Mangasarian aus Chicago über die moralischen Kräfte in der Gegenwart.
- W. M. Salter aus Philadelphia über Ethik und Religion.
- Felix Adler aus New-York über die Ethische Bewegung und die Arbeiterfrage.

Sonnabend, 30. September, 10 Uhr vormittags:
- Diskussion über die Arbeiterfrage, eröffnet durch einen Vortrag von Stanton Coit.

— 3 Uhr nachmittags: Verlesung von Zuschriften von Frederic Harrison in London und J. S. Mackenzie von Trinity-College in Manchester.
- Unerledigte Angelegenheiten.

— 8 Uhr abends: Gesellige Zusammenkunft.

Sonntag, 1. Oktober, 11 Uhr vormittags: Vorträge über Ethik, Religion, Charakter von M. M. Mangasarian, W. L. Sheldon, Wm. M. Salter, Stanton Coit und Felix Adler.

*) Ein Spezialbericht des Herrn Sheldon für die „Ethische Kultur“ folgt.

Briefkasten.

Graf **Leo Tolstoy**, den wir um Beantwortung unserer die Religion betreffenden Fragen gebeten hatten, schreibt uns: „Die von Ihnen aufgestellten Fragen sind für mich von einem so tiefen Interesse, daß ich dieselben so viel wie möglich gründlich zu beantworten suchte, was mir mehr Zeit nahm, als ich es glaubte, so daß ich erst jetzt mit meiner Antwort fertig bin.“ Wir freuen uns sehr, den Aufsatz des verehrungswürdigen Mannes demnächst veröffentlichen zu können.

Herr Geheimrat Prof. **Wilhelm Foerster** macht uns zu der Briefkasten-Notiz in Nr. 43 d. Bl. die Mitteilung, daß in der That er selber nicht als Vorsitzender der D. G. E. K., sondern nur für seine Person Mitglied des Komitees für das Schillertheater ist, daß aber im Namen der Gesellschaft von ihrem Vorsitzenden und von ihrem Kassenführer Herrn Rheinhold, ebenso wie das von entsprechenden Vertretern anderer Gesellschaften geschah, in einer von dem Komitee veranstalteten Versammlung eine Erklärung abgegeben worden ist, wonach die D. G. E. K. auf Grund ihrer Satzungen das Unternehmen lebhaft begrüßt und demselben eifrige Förderung von Seiten ihrer Mitglieder in Aussicht stellt.

Natürlich hatte diese Erklärung die ausdrückliche Voraussetzung, daß das Unternehmen sich von jeglicher, der reinen Kultur-Aufgabe fremden Tendenz fern halten und auch den bereits bestehenden gemeinnützigen Unternehmungen verwandter Art nur zur Förderung gereichen werde.

Prof. Foerster fügt hinzu, es sei unter den jetzigen Umständen sehr erklärlich, daß sich sehr verschiedenartige Elemente bei solchen Begründungen zusammenfänden, und daß sich einerseits Reklame, andrerseits feindliches Mißtrauen in die öffentliche Diskussion einmischten. Die Schärfe der in der Öffentlichkeit erhobenen Vorwürfe zeige aber recht deutlich, wie notwendig eine freundlichere und nachsichtsvollere Behandlung der Personalien für ein vernünftiges Zusammenwirken sein werde. Übrigens sei die Hoffnung auf das Zustandekommen des Unternehmens keineswegs schwächer geworden.

Herr **William Mackintire Salter**, Verfasser der „Religion der Moral“, schreibt uns aus London, daß er, falls seine ethische Gesellschaft in Philadelphia ihm eine Verlängerung seines Urlaubs bewilligt, der von der D. G. E. K. an ihn ergangenen Einladung, in Berlin einen Vortrag in englischer Sprache zu halten, zu folgen gedenkt und voraussichtlich am Sonnabend, den 25. November, über „eine ethische Lebensanschauung“ („an Ethical View of Life“) in unserem Vereinslokal, Ziegelstraße 10–11, sprechen wird.

Freunde und Gesinnungsgenossen!

In weiten Kreisen ist heute das Gefühl verbreitet, daß die Unterweisung in den Grundsätzen des sittlichen Lebens, daß die Anleitung zur Durchbildung des persönlichen Charakters, wie sie heute von den vorzugsweise erziehenden und lehrenden Mächten des öffentlichen Lebens gegeben wird, weder den praktischen Bedürfnissen noch den allgemeinen wissenschaftlichen Überzeugungen entspricht. Die Familie, in welcher diese Mangelhaftigkeit unserer öffentlichen Unterweisung oft tief gefühlt wird, ist aus eigener Kraft nur in seltenen, bevorzugten Fällen imstande, etwas Besseres, Wirksameres dem Schulunterricht an die Seite zu stellen.

Der jetzige Zustand darf nicht weiter fortbestehen, wenn das deutsche Volk nicht schwere Schädigung an dem Höchsten und Besten, an seinen idealen Überzeugungen, an der Einheit von Wissen und Wollen erfahren soll. Vieles, viel zu Vieles ist in dieser Hinsicht schon verabsäumt worden. Es muß etwas geschehen, um die Sache des ethischen Unterrichts zu fördern und ihn, fern von aller Vermischung mit fremden Zielen, auf sich selber zu stellen.

Unsere Litteratur muß um ein Buch bereichert werden, das zugleich echt wissenschaftlich und echt volkstümlich gestaltet ist und jeden praktischen Lehrer, wie alle selbständig denkenden Eltern anleitet, ihren Kindern und Zöglingen eine von allen religiösen Voraussetzungen freie ethische Unterweisung zu erteilen; ein Buch, welches volle Klarheit des Denkens und Wärme des Gemüts so zu verbinden versteht, daß es dem einfachsten Sinne verständlich und anmutend erscheint.

Wir halten es darum für eine der dringendsten Aufgaben,

die Abfassung eines volkstümlichen Handbuches der Ethik

zu veranlassen, welches geeignet wäre, dem angedeuteten Zwecke wahrhaft zu dienen. Es müßte insbesondere die Grundlage bilden können für die ethische Unterweisung von Knaben und Mädchen auf der obersten Stufe der Volksschule oder einer entsprechenden Altersstufe der höheren Schulen. Und es müßte zugleich geeignet sein, schon jetzt, da Staat und Schule sich gegen eine solche Unterweisung noch ablehnend verhalten, in die Hand der Eltern gelegt zu werden, um ihnen zu ermöglichen, den bestehenden Schulunterricht durch private Belehrung im ethischen Sinne zu ergänzen und zu vertiefen.

Wir verkennen nicht, daß die Herstellung eines solchen Buches die volle Hingebung an die Sache und die volle Kenntnis der Sache erfordert; aber wir hegen auch die feste Überzeugung, daß die Lösung der Aufgabe möglich ist und, wenn sie gelingt, im höchsten Sinn segensreich sein muß.

Wir beabsichtigen, Preise in einer der Größe und Würde der Aufgabe angemessenen Höhe auszusetzen für die besten, zweckentsprechendsten Lösungen und sind bereits im Besitze eines nicht unbeträchtlichen Fonds, welchen die Opferwilligkeit der Teilnehmer an der Eisenacher Versammlung diesem Zwecke gewidmet hat. Allein das Vorhandene, obwohl es das Zustandekommen des Unternehmens nahezu sichert, scheint für die volle Durchführung des Gedankens doch ungenügend. Darum wenden wir uns vertrauensvoll an Freunde und Gesinnungsgenossen unter dem gesamten deutschen Volke mit der Bitte, uns durch Zeichnung von Geldbeiträgen in den Stand zu setzen, die besten Kräfte der Nation zur Verwirklichung dieses Gedankens herbeirufen zu können.

Wir glauben einem Bedürfnisse entgegen zu kommen, welches darum nicht weniger tief gefühlt wird, weil es verhältnismäßig selten an die große Öffentlichkeit tritt. Möge Niemand fern und teilnahmlos bleiben, dem die geistige Not der Zeit einmal das Herz bewegt hat. Jegliche Gabe ist willkommen. Nicht Allen ist es verliehen, frei und schöpferisch zu bilden, was in ihrem Innern lebendig ist; aber Jeder vermag wenigstens mitthätig zu sein an der Bereitung des Bodens, auf dem neue geistige Gestaltungen sich erheben können!

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Beitragsanmeldungen und Zahlungen wird der Kassenführer der D. G. E. K. Herr Hugo Rheinhold, W., Potsdamerstraße 29, in Empfang zu nehmen bereit sein.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgegeben von Professor Georg von Gizycki.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 4. November 1893.	Nr. 45.

Der Fall Kirchhoff.

Von Lily von Gizycki.

Als die Nachricht von dem Attentat des Generals Kirchhoff auf einen Redakteur zuerst in die Öffentlichkeit drang, schien dies Ereignis wohl geeignet, vom ethischen Gesichtspunkt aus beleuchtet zu werden. Andrerseits aber kam es mir als der „Ethischen Kultur" unwürdig vor, sich mit einem Zeitungsklatsch schlimmster Sorte zu beschäftigen und mit zu seiner Verbreitung beizutragen. Inzwischen hat die Presse bis zum kleinsten Käseblättchen hinab den Fall aufs genaueste erörtert und sich dabei nicht von dem Gebot der Gerechtigkeit und Menschenliebe, sondern von ihrem einseitigen Parteiinteresse leiten lassen, und es ist jetzt durchaus notwendig, die Sache ohne Voreingenommenheit zu beleuchten.

Rein menschlich aufgefaßt, stellt sie sich folgendermaßen dar: Ein junges Mädchen, das sich bisher tadellosen Rufes erfreute, wird öffentlich beschuldigt, eines Liebesverhältnisses halber das väterliche Haus verlassen zu haben. Wesentlich vergröbert und in hämischer Weise ausgenutzt, wird der Klatsch durch eine weitverbreitete Zeitung in die Welt getragen. Der Vater des Mädchens verklagt die Beleidiger; der eine wird mit drei Monaten Gefängnis bestraft, der andere mit 1000 Mark Geldstrafe. Hinter diesem steht der reiche Besitzer der Zeitung, den die „Strafe" ganz gleichgiltig lassen kann, da sich das Publikum um die Nummer, welche die „pikante" Geschichte enthielt, gerissen hat. Vor Gericht erklärt der Beleidiger noch, daß er den Wahrheitsbeweis für seine Behauptung antreten wolle. Der Gerichtshof geht darauf nicht ein, und nun hängt diese neue schwere Beschuldigung über dem Haupt der Unschuldigen. Da packt den Vater die Verzweiflung, er sieht das Leben seines Kindes zerstört, er sieht sie wehrlos dem rohen Haufen der Verleumder preisgegeben. Ihre Ehre zu retten, ist der einzige Gedanke, der ihn erfüllt. Mit dem Revolver in der Tasche geht er zu dem Beleidiger und, als dieser sich weigert, seine Aussagen schriftlich zu widerrufen, schießt er los. Wer ist der größere Verbrecher von Beiden?

Zufälligerweise ist der Vater des Mädchens Offizier, und die liberale Presse sieht daher in ihm nicht den Menschen, den Vater, sondern den Vertreter einer verhaßten Klasse, den Vertreter des Militarismus. Zufälligerweise ist der Beleidiger Redakteur einer freisinnigen Zeitung, und die konservative Presse sieht daher in ihm nicht den moralisch tief stehenden Menschen, sondern den Vertreter einer verhaßten Partei, der sie als solcher nur Böses zutraut. Und statt über den einzelnen Menschen, seine That und ihre Beweggründe zu urteilen, wird die ganze Menschengruppe, der er angehört, mit in den Kampf für und wider gezogen. Schließlich wird bei solcher Art der Behandlung der Ausgangspunkt fast vergessen und man hört auf beiden Seiten nur noch die Schlagworte: „Militarismus", „Folgen liberaler Grundsätze" u. s. f.

Wenn wir statt dessen bei der Sache selbst bleiben, so handelt es sich bei uns lediglich um Beantwortung der oben gestellten Frage und daher zunächst um die Untersuchung der Motive zur That. Der Redakteur des Brandenburger Blättchens, welches zuerst die Klatschgeschichte aufnahm, glaubte durch seine „Enthüllung" dem Militarismus einen Stoß zu versetzen. Blinder Haß, der in seiner Leidenschaftlichkeit nicht nach Wahrheit und Gerechtigkeit fragt, war das Motiv seiner Handlungsweise. Der Redakteur des Berliner Tageblatts druckte die Nachricht ab. Ihn leitete nicht allein der Haß, dem unter Umständen eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden kann, sondern das Sensationsbedürfniß, die Freude am gemeinen Klatsch. Die Motive, welche den General Kirchhoff veranlaßten, zum Revolver zu greifen, waren die Liebe zu seiner Tochter und das gekränkte Ehrgefühl. Er fügte dem Gegner nicht Schaden zu, weil er nur schaden wollte, wie die Gegner es mit ihm gethan hatten, sondern ihn leitete zunächst der Gedanke, seiner Tochter besudelte Ehre wieder rein zu waschen. Während die Handlungsweisen seiner Gegner also schon in den Motiven zu verurteilen sind, ist das erste Motiv seiner That ein unanfechtbares.

Es kommt aber noch ein zweites hinzu, das uns wie ein Stück Barbarentum anmutet und das im Moment der That die Oberhand gewann: die Rache. Als General Kirchhoff auf den Beleidiger zielte, beherrschte ihn der Wunsch, Rache zu nehmen an dem Beleidiger. Die persönliche Gekränktheit trat in den Vordergrund, die Rücksicht auf seine Tochter verschwand. Statt eine Darstellung des wahren Sachverhalts durch alle Blätter gehen zu lassen und die Beleidiger der öffentlichen Verurteilung und Verachtung preis zu geben, stellte er sich mit ihnen auf gleiche Stufe, indem er die Folgen eines Verbrechens durch ein noch größeres Verbrechen nicht aus der Welt schaffte, sondern verdoppelte. Oder hat etwa der eine Revolverschuß die Verleumdung getötet? Hat er die bösen Zungen zum Schweigen gebracht? Im Gegenteil! Nun erst verbreitete sich der Skandal, und die Entrüstung über den Beleidiger wurde durch eine Art von Mitleid mit dem Überfallenen abgeschwächt.

Der Redakteur ist bestraft worden, der General sieht seiner Bestrafung entgegen. Bei Beiden steht die Strafe in keinem Verhältnis zur That. Die Einzige, welche in vollstem Maße die Folgen der beiden Handlungen zu tragen hat, ist

die unschuldige Tochter. Dagegen müßte sich jeder gerechte Sinn empören. Und doch habe ich nirgends bemerkt, daß Jemand sich ihrer angenommen hätte. Was gilt ein vernichtetes Menschenleben in dem Streit der Parteien?! Hier sollten die Kämpfer für ethische Kultur eintreten und sagen: Aus niedrigen Motiven hat man ein wehrloses Mädchen angegriffen. Wir verurteilen es aufs schärfste, daß gemeiner Klatsch Parteizwecken dienen soll, und daß über der Gerechtigkeit und der Menschenliebe das Parteiinteresse steht.

Theoretische und wirtschaftliche Grundbegriffe des Eigentums.

Von Fr. W. Toussaint.

Die große und schöne Aufgabe, welche die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur sich gestellt hat, bestimmt mich, im Hinblick auf den Einfluß, welchen die zur Zeit bestehende Geldwirtschaft auf alle ethischen Verhältnisse des modernen Staates hat, zu folgender sozialreformatorischer Betrachtung. Denn die Förderung der ethischen Bildung des Volkes ist nur Hand in Hand mit der wirtschaftlichen Hebung des allgemeinen Wohlstandes in den Grenzen einer Staatsgesellschaft zu erreichen. Das muß der rote Faden sein, welcher uns leitet, und welchen wir bei allen ethischen Betrachtungen nicht aus den Augen verlieren dürfen.

Über die Theorie des Eigentums, welche sich auf die Arbeit der Einzelnen gründet, hat John Locke, der berühmte englische Philosoph (geb. 1672, gest. 1704), zuerst, in seinem Werke über „Staatsregierung“, bestimmte Ansichten ausgesprochen, welche die Volkswirte der modernen Schule als Lehrsätze angenommen haben. Es heißt daselbst: „Gott hat die Erde den Menschen gemeinsam gegeben; da die Menschen die Erde und ihre Erzeugnisse aber nur gesondert gebrauchen können, so muß man wohl zugeben, daß ein Einzelner sich eines Gegenstandes bedienen kann, mit Ausschließung jedes Andern. — Da Jeder ein besonderes Recht auf seinen eigenen Körper hat, so ist die Arbeit seines Geistes und seiner Hände auch sein eigenes Gut. Diese Arbeit, indem sie die gemachten Dinge dem Zustand der Gemeinsamkeit entzieht, macht sie zu der meinigen. Aber der Erwerb muß beschränkt werden nach Vernunft und Billigkeit, denn wenn Jemand die Grenzen der Mäßigkeit überschreitet und mehr Dinge nimmt als er nötig hat, nimmt er ohne Zweifel das, was Anderen gehört.“ Dieser Satz ist im Hinblick auf die sozialen Bestrebungen der Gegenwart und die Ausartung des individuellen Eigentums, welches sich auf die wucherische Ausbeutung so vieler Tausende von Arbeitern und harmlosen Menschen stützt, von durchschlagender Bedeutung. Denn das Maß des Eigentums, wie Locke weiter bemerkt, ist von der Natur nach dem Umfange der menschlichen Arbeitskraft und nach dem Wohlbefinden des Einzelnen festgesetzt worden.

„Keines Menschen Arbeit könnte Alles umspannen oder sich aneignen, noch könnte er für seinen Genuß mehr als einen kleinen Teil verzehren, so daß es auf diese Weise für Jeden unmöglich wäre, in das Recht eines Anderen einzugreifen oder für sich ein Eigentum zu erwerben zum Schaden seines Nachbars, welcher noch immer Raum für einen ebenso guten und ebenso großen Besitz behalten würde.“

Das oberste Prinzip Locke's ist also: „Jeder soll soviel Vermögen besitzen, als er zu seinem Lebensunterhalte nötig hat, und die Notwendigkeit des Eigentums folgt aus den Bedingungen des menschlichen Lebens, welches Arbeit erfordert und ein gewisses Material, auf welches man seine Thätigkeit richten kann.“ Diese Lehre, welche allen Menschen ein natürliches Recht zum Erwerb eines Eigentums zuerkennt, ist mit Rücksicht auf die bescheidenen Anforderungen der Mehrzal der Menschen an die Vorbedingungen eines harmlosen Lebensglückes entschieden richtig; aber sie bezeichnet auch die Grenzen der Mäßigung, welche durch eine geregelte Teilung des Materials inne gehalten werden müssen, um ein friedliches Zusammenleben der Angehörigen eines Staatsverbandes überhaupt möglich zu machen.

Indem man nun die Grundsätze der Arbeitsteilung nach der Lehre von Adam Smith nicht auf die vermehrte Produktion von Nahrungsmitteln und Rohstoffen, Maschinen u. s. w. im Interesse einer Gesamtheit beschränkte, sondern, wir möchten mit Locke sagen, ohne Vernunft und Billigkeit in unbeschränktestem Maße, verbunden mit der Macht des Kapitals, auf die natürlichen Geistesanlagen zum speziellen Nutzen der einzelnen Glieder einer Staatsgesellschaft walten ließ, mußten mit der Zeit, wie Emile de Laveleye sehr treffend sagt, alle Institutionen zusammenbrechen, welche ehemals als sittliche und wirtschaftliche Stützen des Staates und der menschlichen Gesellschaft betrachtet worden sind: „die Provinzen mit ihren überlieferten Freiheiten, die Gemeinden mit ihren ungeteilten Besitztümern, die Zünfte und Korporationen, welche durch ein brüderliches Band die Arbeiter desselben Handwerks vereinigten. Diese Vereinigungen deckten als natürliche Erweiterungen der Familie den Einzelnen; sie waren freilich manchmal eine Fessel, aber sie waren auch eine Stütze; sie hemmten ihn, aber sie hielten ihn auch aufrecht; sie waren gleichsam Zellen, in welchen sich das individuelle Leben bewegte. In den Tagen der Not waren sie eine gesicherte Hilfe, in gewöhnlichen Zeiten eine väterliche Aufsicht, welche den Menschen auf dem rechten Weg erhielt, eine Macht zur Verteidigung der angegriffenen Rechte, eine Tradition für die neuen Geschlechter. Die Gegenwart war an die Vergangenheit geknüpft durch die Privilegien und Güter, welche sie von derselben empfing.“

Was ist der heutigen Generation von allen diesen Vorteilen geblieben? Der Mensch, welcher mit Bedürfnissen zur Befriedigung und mit Armen zur Arbeit auf die Welt kommt, kann nicht den geringsten Teil des Bodens beanspruchen, um seine Kraft zu bethätigen. Es giebt keine gewerblichen Institutionen mehr. Die Aktiengesellschaften, welche an ihre Stelle getreten sind, dienen nur als Mittel zur Vereinigung der Kapitalien, nicht der Menschen. Die Religion, dieses mächtige Band der Seelen, hat den größten Teil ihrer verbrüdernden Wirksamkeit eingebüßt, und die starkerschütterte Familie ist fast nur noch die Organisation der Erbfolge. Der Mensch ist ein Gesellschaftswesen, und man hat die Einrichtungen zerstört oder geschwächt, in welcher die Vergesellschaftung Gestalt gewann und dem Staate eine feste Grundlage gab. Man fühlt diesen Mangel einer inneren Zusammengehörigkeit in der Staatsgesellschaft heute allgemein und sucht die durch die Revolution gerissene Lücke durch Gründung von Gewerkvereinen, Genossenschaften, Kooperativ-Gesellschaften auszufüllen, aber es fehlt dabei der ethische Schwerpunkt, das brüderliche religiöse Gefühl und die Überlieferung; denn oft genug sind es nur gegen die Kapitalisten gerichtete Kampfgenossenschaften. Diesen unumstößlichen Wahrheiten fügt E. de Laveleye die Worte bei: „Auf die Gefahr hin, als Reaktionär zu gelten, zögere ich nicht es auszusprechen, daß man zwei ehemals bestehende Einrichtungen hätte erhalten und verbessern sollen, um darauf die moderne Demokratie aufzubauen: die Gemeindeautonomie und das Gemeindeeigentum.“

Auch die Bildung und Entwickelung der einzelnen Staaten folgen natürlichen Gesetzen; ihr dauerndes Bestehen ist abhängig von der richtigen Gliederung und Sicherstellung des Eigentums und der Existenzfähigkeit der einzelnen Familien oder genossenschaftlichen Verbände, aus welchen die Staatsgesellschaft sich geschichtlich entwickelt hat.

Die Wissenschaft, — ich habe hier namentlich die Schriften von Fr. List, Roscher, Schäffle, Laveleye, Schmoller und A. Wagner im Auge, — hat längst erkannt, daß, wenn von Seiten der Gesetzgebung gegen die Konsequenzen der durch die französische Revolution aufgestellten Rechtsgrundsätze über den Begriff des Eigentums am Grund und Boden nicht

bald und durchgreifend eingeschritten wird, die Resultate unserer Bildung, unsere individuelle Freiheit und der gesamte Organismus des modernen Staatswesens unter dem Drucke eines unausbleiblichen Despotismus verloren gehen müssen. Diese Katastrophe wird nur dann abgewendet werden, wenn wir nicht verabsäumen, unser gesamtes Staatswesen auf Grund einer nationalen Wirtschaftspolitik aufzubauen, und, nach den gegebenen Anleitungen Kaiser Wilhelms I., einem zeitgemäßen Staatssozialismus zuzustreben, welcher sich gleichzeitig auf die Grundlehren der christlichen Kirche und unsere militärische Organisation stützt; aber auch den Nährstand so zu kräftigen versteht, daß der Erwerb des Einzelnen, im Sinne Locke's, nach Vernunft und Billigkeit beschränkt und der Schwerpunkt der Organisation der Arbeit wieder wie früher in die Autonomie der Gemeinde und die Sicherstellung der einzelnen Familienverbände gelegt wird.

Die Organisation der verschiedenen Arbeitsgruppen eines Staates ist unzweifelhaft das höchste Kunstwerk, welches die Menschen miteinander zu Stande bringen konnten, weil es sich darum handelt, daß oft Millionen von Individuen der verschiedensten Anlagen, Gemütsrichtungen und Bildungsstufen, als ein Ganzes, mit einer in allen Hauptsachen einigen Willensrichtung ein gemeinschaftliches Leben führen und zwar ein solches, das durch Reihen von Generationen hindurchgeht. Jede, auch die kleinste politische oder wirtschaftliche Erschütterung in dem gewohnten Gange des Volkslebens muß daher störend in die Organisation des Gesamtstaates einwirken. Es werden sich also auch in wirtschaftspolitischer Beziehung nur dort zeitgemäße Verbesserungen mit Erfolg in unser modernes Staatswesen einführen lassen, wo dieselben namentlich auch durch eine erweiterte ethische Bildung im Sinne Locke's im Volksleben bereits einen vorbereiteten Boden finden.

Um nun einen successiven Übergang aus dem modernen individualistischen Staat in ein neu zu bildendes Volksleben anzubahnen, welches sich auf ein vermehrtes und verbessertes Zusammenwirken der einzelnen Glieder in der Staatsgesellschaft stützt, hierzu dürften zunächst folgende wirtschaftspolitische Maßnahmen in Erwägung zu ziehen sein:

1. Die vermehrte Sicherstellung des bäuerlichen Grundbesitzes gegen Wucher, Parzellierung und Auffaugung durch den Großgrundbesitz und das Kapitalvermögen, sowie durch zeitgemäße Reorganisation des ländlichen Bildungs- und Genossenschaftswesens.

2. Die Hebung des Handwerks durch obligatorische Einführung des Innungswesens und Errichtung von Meisterschulen von Seiten der städtischen Verwaltungen, behufs besserer sittlicher und technischer Ausbildung der Lehrlinge und Gehilfen, so wie durch Sicherstellung und Hebung des Personalkredits.

3. Die gesetzliche Beschränkung der Großindustrie auf die Vermehrung und Verbesserung von Nahrungsmitteln, Anfertigung von Rohstoffen und chemischen Fabrikaten aller Art, Maschinen, Werkzeugen, Kriegsmaterial, Baumaterialien und allen Dingen, welche zur Verbesserung des Transportwesens, der Seeschiffahrt und für den Exporthandel angefertigt werden. Der Erwerb des Einzelnen muß beschränkt werden nach Vernunft und Billigkeit.

Alles Andere muß dem Kleingewerbe in den Grenzen der Innungen verbleiben, deren Angehörige sich namentlich in den kleineren Städten des Landes als Pächter, Eigentümer oder Genossenschafter ansässig zu machen hätten, während das Kunstgewerbe in den größeren Städten seinen naturgemäßen Platz finden wird.

Freilich werden noch Jahrhunderte vergehen, ehe die das Gesamtinteresse aller Glieder des Staates fördernde Staatsweisheit der Inkaperuaner*) und die vortrefflichen Gedanken, welche Thomas Morus in seiner schönen Schrift über den Staat Utopia uns vorführt, in einem praktischen Staatswesen zur Ausführung gelangen, in welchem die Segnungen der individuellen Freiheit jedes einzelnen Bürgers mit den vernünftigen politischen und wirtschaftlichen Beschränkungen, welche das Gesamtinteresse eines nationalen Staates erfordert, in Harmonie treten. Ohne Zweifel handelt es sich hier darum, ein sehr schwieriges soziales Problem zu lösen. Gelingt es jedoch den Führern der Nationen, Einrichtungen zu treffen, wodurch die verschiedenen körperlichen, moralischen und geistigen Eigenschaften der Menschen durch gemeinsame Erziehung ausgeglichen werden, Menschen zu bilden, die sich in ihrer technischen Brauchbarkeit und Geschäftsthätigkeit immer mehr spezialisieren, in ihren Grundanschauungen über Staat, Kirche, Familie, Gesellschaft und Eigentum, sowie in ihrer allgemeinen Gemütsbildung sich nach und nach wieder mehr nähern, dann ist auch eine Abnahme der sozialen Gegensätze und eine Regelung der Arbeit und des verdienten Lohnes für jeden Einzelnen denkbar.

Der Stein der Weisen liegt also, wie dieses Professor Schmoller in seiner Schrift über „das Wesen der Arbeitsteilung und der sozialen Klassenbildung"*) hervorhebt, in einer mehr übereinstimmenden Erziehung der Menschen und bestmöglichster Ausbildung und Anerkennung ihrer natürlichen Fähigkeiten. — Hier ist also auch das Feld bezeichnet, auf welchem die Mitglieder der D. G. E. K., jeder in seinem Kreise, eine segensreiche Wirksamkeit entfalten können. — Auch die Natur und der soziale Zweck des heute Alles belebenden und beherrschenden Faktors, des Geldes, muß erst genau festgestellt und in bestimmte Grenzen zurückgedrängt werden, wenn die Kluft ausgefüllt werden soll, welche uns heute nicht nur von dem Arbeiter als solchem, sondern die Mitglieder der gebildeten Klasse der Gesellschaft auch noch vielfach unter sich selbst trennt. Denn das Geld ist durchaus nicht ein unschuldiges Mittel der Wertmessung, der Verkehrserleichterung und der Sparsamkeit, als welches die Wissenschaft es im Allgemeinen darstellt, sondern es ist nicht nur das erste und vorzüglichste Mittel der Unterjochung der Menschen durch den Menschen, sondern es ist, wie Graf Tolstoy sagt, „geronnene Gewalt"; die edelsten Menschen werden dadurch oft zu Handlungen verleitet, welche ihnen in stillen Stunden die Schamröte in das Gesicht treiben muß, namentlich, wenn es sich darum handelt, einen sittlichen Bund für das Leben zu schließen.

*) Conf: Das Inkareich von Dr. G. Bruhm. Jena 1885.

*) Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft Leipzig bei Dunker und Humblot. 1890.

Patriotismus und Ethik.**)

Von Ludwig Traube in Berlin.

Mein Vaterland ist die Welt,
meine Landsleute sind alle Menschen.
William Lloyd Garrison.

In unserem Zeitalter, welches allem Anschein nach ein Wendepunkt der sozialen Entwickelung ist, wo der internationale Gedanke mehr und mehr an Ausdehnung gewinnt, die durch die historische Entwickelung gezogenen Schranken durchbrechend, wird es von Interesse sein, vom ethischen Standpunkt aus eine kleine Betrachtung über die Entstehung und Existenzberechtigung des Patriotismus anzustellen.

Patriotismus, Vaterlandsliebe, stammt vom lateinischen pater; die Familie, in der der Vater das Oberhaupt war, war die ursprünglichste Gesellschaftsform.

In der Familie wurden alle notwendigen Lebensbedürfnisse selbst produziert und sie bildete eine völlig unabhängige Gemeinschaft mit dem Oberhaupt, dem pater an der Spitze.

Später wurde die Stadt das Vaterland; gemeinsame Interessen hatten verschiedene Familien vereinigt, die dann einen auf Solidarität beruhenden Pakt schlossen, sodaß bei eventuellen nachbarlichen Angriffen Alle für Einen und Einer für Alle wachen, kämpfen und sterben mußten.

**) Vom Herausgeber zur Diskussion gestellt.

Durch eine weitere soziale Entwickelung wurden die Grenzen des Vaterlandes wieder erweitert; mehrere von derselben Rasse bewohnte Städte vereinigten sich, um gemeinsam die aus fernen Gegenden kommenden Eindringlinge zurückzuschlagen.

Nach glücklicher Verwendung ihrer vereinten Kräfte wählten sie dann — oder je nach der Natur der Sache erduldeten sie ein gemeinsames Oberhaupt. —

So entsteht aus dem Vaterlande die Nation, und das alte Wort „Vaterland" wird für einen neuen Begriff beibehalten.

Das Oberhaupt der Nation hatte jetzt natürlich das größte Interesse, sein Gebiet zu vergrößern, die Zahl seiner Unterthanen zu vermehren, um dadurch seine Macht zu stärken.

Überfall der benachbarten Nationen, Raub, Mord und Totschlag war die natürliche Folge der Sucht nach Vergrößerung des Vaterlandes und nach Vermehrung des Ruhms seines Beherrschers.

Einem sieg- und ruhmreichen Oberhaupte wurde es dann nicht schwer, sich die absolute Gewalt anzumaßen; und so entstand der heutige "Staat", d. h. Regierte und Regierende.

Ich will hier nicht über den Wert des Staates, besonders wenn die Macht in Händen einer oder weniger Personen konzentriert ist, sprechen, sondern ich möchte ganz objektiv die Frage erörtern, ob das, was uns heute als unser Vaterland bezeichnet wird, den Namen „Vaterland" wirklich verdient, ob es wert ist, sich dafür zu begeistern und eventuell hunderttausende von jungen Leuten zu opfern.

Diese Frage kann kurz mit „nein" beantwortet werden. Denn ist das Vaterland noch die selbst produzierende und konsumierende Familiengemeinschaft oder die Stadt, deren Bürger durch friedlichen Austausch ihrer Produkte leben?

Ist es wenigstens eine Vereinigung der Bewohner eines Landstriches von derselben Rasse?

Nichts von alledem! Sondern ein im Laufe der Jahrhunderte zusammengeschweißtes Land, bewohnt von den verschiedensten Rassen!

Und solch' ein Vaterland soll ich anerkennen und mich auf Kommando dafür begeistern?

Heimatsliebe ist wohl Jedem, ich möchte sagen, ein angeborenes Gefühl, und am meisten empfindet es derjenige, welcher recht lange und weit von der Heimat entfernt ist.

Meine Heimat liebe ich, diese brauche ich aber nicht zu verteidigen, denn niemand kann sie mir rauben.

Das Vaterland aber in seiner heutigen Gestalt wirkt nur schädlich, die Grenzen hindern den freien Austausch der Naturerzeugnisse anderer Länder und sind die Ursache der unproduktiven, die Volkskraft aussaugenden Heere.

Folglich hat es keine Existenzberechtigung, und wir, die wir die Entwickelung zu beschleunigen suchen, indem wir ihr die Bahn frei machen, müssen den Gedanken verbreiten, daß nur die Heimat Anspruch auf unsere Liebe hat, daß unser Vaterland nicht mit Blut gezeichnete Grenzen haben darf, sondern alles umfaßt, wo Menschenbrüder wohnen, daß unser Vaterland die ganze Erde ist.

Menschen-, Staats- und Kirchenraison.

Der vom Vorstande der deutschen Friedensgesellschaft an das deutsche Volk erlassene und in vielen Blättern verbreitete Aufruf, der zum Anschlusse an die Gesellschaft auffordert, wird schwerlich einen großen Erfolg erzielen. Das Ausbleiben des erhofften Erfolges spricht aber jedenfalls nicht gegen die Güte und den Adel der Friedensbestrebungen, sondern nur für die mangelnde Einsicht und die geistige Trägheit der sog. gebildeten Stände, für die Bedürftigkeit derselben an ethischer Erziehung. Wer die Augen und Ohren für die Charakterlosigkeit der Zeit offen hält, hat nichts Anderes vorausgesagt.

Dennoch ist ein Unterschied gegen früher insofern zu bemerken, als vor 15 Jahren eine Propaganda für den Frieden — ausgedrückt in der Idee vom ewigen Frieden — selbst in aufgeklärten Kreisen noch auf Ablehnung durch spöttische Bemerkungen, mitleidiges Lächeln und Achselzucken rechnen mußte, während jetzt wenigstens das Wohlwollen der Nichtbeachtung im militärisch verkleideten Deutschland die Regel bildet.

Im Jahre 1848 tagte die erste Versammlung der Friedensfreunde in Brüssel, wo vor Kurzem auch der interparlamentarische Friedenskongreß verhandelte. Selbst der „Figaro", dessen Auslassungen mit Vorliebe von unsern „nationalen" Blättern herangezogen werden, um den Kriegsdurst des französischen Volkes zu illustrieren, zählt die Friedensidee zu denen, „die man nicht bekämpfen kann." Diejenigen, die an allmähliches Verschwinden der Barbarei und des Elends glauben, müssen der Idee die regste Teilnahme entgegenbringen und ihren Verfechtern Beifall zollen. Den Übrigen, die nicht glauben mögen, befiehlt schon die einfachste Menschlichkeit, die Friedensbestrebungen als höchst beachtenswert anzuerkennen.

Mögen die Anfänge der Friedensbewegung klein sein, der endliche Sieg ist ihr unzweifelhaft sicher. —

In Österreich ist die Frage einer Ausdehnung des Wahlrechts plötzlich in Fluß gekommen. Eine am 10. Oktober beim Abgeordnetenhause eingebrachte Gesetzesvorlage beläßt es zwar in Bezug auf die Kurieneinteilung (Großgrundbesitz, Handels- und Gewerbekammern, Städte, Landgemeinden) beim Alten, dehnt aber das Wahlrecht fast bis zum allgemeinen Wahlrecht aus. Graf Taaffe hat in seiner Rede, mit der er die Verhandlung einleitete, den auf möglichste Erweiterung des Wahlrechts abzielenden Grundgedanken als „eine Forderung der Staatsraison" bezeichnet. Wir sind dem Begriff „Staatsraison" lange nicht mehr begegnet. Einst war er mehr in Mode. Die Staatsraison hat von jeher die Eigenschaft gehabt, daß sie sich später einstellt, als zu wünschen war. Und weil das so Brauch ist, deutet die Begründung einer gewollten Reform mit der Staatsraison stets darauf hin, daß es zu ihr höchste Zeit sei.

Es ist auch diesmal nicht anders. Während ein Ethiker die Verleihung des Wahlrechts an die weitesten Kreise des Volkes mit der einfachen Forderung der Gerechtigkeit und den hierfür unerschöpflich zu Gebote stehenden Beweisen begründen würde, hat Graf Taaffe sie dem österreichischen Parlamente damit mundgerecht zu machen gesucht, daß er auf die großen und schweren Gefahren hinweist, die der bürgerlichen Gesellschaft seitens der bisher politisch rechtlosen Volkselemente drohen. Für einen Staatsmann ist es eben Staatsraison, etwas zu thun, was man, ohne Schaden befürchten zu müssen, nicht mehr lassen kann; für uns würde es Staatsraison sein, der notwendigen Entwickelung vorauszudenken und, ohne es bis zur Gefährdung von Staat und Gesellschaft kommen zu lassen, so zu handeln, wie es recht und gut ist. Aber dazu müßten in die leitenden Stellen überall Menschen kommen, deren geistiges Erkennen und Vermögen in demselben Maße höher ist, wie ihre Stellung über der Volksmasse, und das ist bis jetzt selten der Fall.

An eine Wahlreform wird sich in Oesterreich voraussichtlich eine soziale Reformgesetzgebung schließen: würde damit ein Zurückdrängen der alle Kräfte absorbierenden staatsrechtlichen Streitigkeiten erreicht, so dürfte das nur ein Segen zu nennen sein. In dem Kampfe um das neue Wahlgesetz werden übrigens die Gegner desselben, wie das bei heilsamen Neuerungen nie anders zu erwarten steht, wieder einen alten Erfahrungssatz ausgiebig bestätigen: läßt sich das Gute und Rechte an sich nicht leugnen, so bestreitet man seine Annehmbarkeit, weil es angeblich wohlbegründete Interessen beeinträchtige und Opfer verlange, — und wie viele unrichtige Behauptungen lassen sich finden, wenn es darauf ankommt, etwas Unrichtiges zu beweisen! Hätten Alle, die über das Gesetz abzustimmen berufen sind, ein Herz

und ein Gewissen zu Gunsten auch der Schwachen und Unterdrückten, und sähen nicht zu Viele immer nur in Allem auf sich selbst, auf ihr eigenes Interesse, auf ihren Vorteil, so müßte die Ausdehnung des Wahlrechtes auf weitere $2^1/_4$ Millionen Seelen der österreichischen Bevölkerung mit Einmütigkeit beschlossen werden.

Eine gesunde Entwicklung des großen Nachbarstaats, den Deutschland Bundesgenosse nennt, liegt auch in unserem wohlverstandenen Besten. —

Im deutschen Reiche bemächtigt sich mehr und mehr das Volk der Initiative zu sozialen Änderungen. Mögen die Auseinandersetzungen zwischen politischen Parteien, die Wahlen zu den Landtagen der einzelnen Bundesstaaten einen noch so breiten Raum in den Tagesblättern einnehmen, die wirkliche Teilnahme wendet sich in immer stärkerem Maße der sozialen Frage zu. In sie hinein drängt sich der Ausbruch konfessioneller Ereiferung.

„Christentum und Politik", „Sozialismus und Christentum", „Religion und Sozialdemokratie", oder wie sonst die Themata lauten, über die gesprochen und verhandelt wird, was bekunden sie anders, als daß man man über der Konfession nach etwas sucht, was alle Menschen einigt! Ob die christliche Kirche es verstehen wird, sich so zu verhalten, daß man sie nicht als ein Hindernis auf der Bahn zur Besserwerdung der Menschheit zu betrachten hat, liegt in ihrer Entschließung: geht man den Erörterungen nach, wie sie auf der Brandenburgischen Provinzialsynode, insbesondere über gemischte Ehen, stattgefunden haben, so kann man ihr nur nachsagen, daß sie für die Kulturmenschheit eine Lebensaufgabe nicht mehr erfüllen kann. Hat doch die Provinzialsynode mit keinem Worte Verständnis dafür gezeigt, was eigentlich das Wesen einer Ehe bildet: nicht der kirchliche Segen, nicht die standesamtliche Beurkundung, nicht der Heiratskontrakt über die Vermögens- und anderen Rechte, vielmehr allein der Geist einer echten Liebe. Dieser weiht die Lebensgemeinschaft, und wo er fehlt, bleibt lediglich die Form als entsittlichender Zwang.

Aber freilich, wo hätte die Kirche, diese mit menschlichen Fehlern behaftete menschliche Institution, die Liebe, die in der Bibel steht, jemals bethätigt?

Jena, den 26. Oktober 1893. Ernst Harmening.

Ein Friedens (?) -Brief.

Paris, 25. Oktober 1893.

Ringsum Friedensdemonstrationen! — In der ersten Hälfte dieses Monats trat in Brüssel der Ausschuß der interparlamentarischen Konferenz zur Erhaltung des Friedens zusammen. Mitglieder beider Seiten der belgischen Kammer begrüßten die aus England, Italien, Frankreich und Rumänien herbeigeeilten Deputirten. Deutschland, das, in Vertretung des ehemaligen Vizepräsidenten des Reichstags, Oberbürgermeister Baumbach, durch Dr. Max Hirsch, den bekannten Gründer der Gewerkvereine, teilnehmen sollte, hatte sein Nichterscheinen entschuldigt. Der Ministerpräsident Beernaert empfing die Mitglieder der Konferenz in Audienz. —

Ein anderes Bild! Die russische Woche in Paris, die Landung des russischen Geschwaders in Toulon ist überstanden; gegenwärtig feiern Lyon und Marseille. Und auf jedem Maueranschlage, in dem von den Komitees der einzelnen Stadtbezirke zur Ausschmückung der Häuser, zur Illumination, zu Festen aller Art aufgefordert wurde, stand an erster Stelle ein Ausspruch, der nicht zum Draußenlassen der Hoffnung, sondern zu ihrem freien Entfalten geeignet war: Pour la paix — pour la patrie. Und durch jeden Toast zog es hindurch: Für den Frieden, für den Frieden!

O, wie schön wäre es gewesen, wenn all' die Lampions, die Fahnen, die Papier-Guirlanden, die Medaillen, sogar die Bieräffchen mit dem russischen Adler, wenn all' die Rufe: Vive la Russie! wirklich aus dem Gefühl inbrünstiger Sehnsucht nach dem Frieden, dem vollen Frieden ohne Hinterthüren, entsprungen wären!

Zu gleicher Zeit demonstriert das englische Geschwader in Form eines Besuches, den es der italienischen Marine macht, in Spezia für den Frieden. — Wozu da noch ernsthafte Besorgnis — überall Friedensbestrebungen: mein Liebchen, was willst du noch mehr? — Und schon wieder lese ich in den hiesigen Journalen, daß, wenn — wie verlautet — der deutsche Kaiser gemeinsam mit dem österreichischen Kaiser im nächsten Frühjahr Genua einen Besuch abstatten sollte, dann als Antwort der Zar nach Paris kommen würde.

Ich muß sagen, mir wird bange bei diesem vielen und absichtlichen Demonstrieren — mich beschleicht die Furcht, die allzu stürmischen Liebkosungen könnten den Frieden, der heutzutage gar zart besaitet, von sehr schwächlicher Konstitution und sehr anfällig ist, ersticken und töten. Zudem bin ich kein großer Freund davon, wenn mit Truppen für den Frieden demonstriert wird; diese beiden Dinge scheinen mir nicht recht in Einklang zu bringende Faktoren zu sein, die von jeher eine Ehe wie Katz' und Maus etwa geführt haben. — Es ist wahr, die Pariser Bevölkerung hat eine bewunderungswürdige Ruhe und Besonnenheit bei allem Enthusiasmus, der gar häufig zum Delirieren wurde, an den Tag gelegt; kein provozierender Ruf wurde während der „Friedenswoche" laut und doch blitzte es oft in den Augen auf — und man konnte ordentlich auf den Lippen lesen: A l'avenir! Eines Tages! —

Von der Presse, die, mit Ausnahme der sozialistischen, seit Wochen unaufhörlich den Enthusiasmus systematisch vorbereitet und geschürt, die sogar zum Denunzieren nicht genügend begeisterungswütiger Stadtteile gegriffen hat, wird stürmisch gefordert, daß zur bleibenden Erinnerung eine Straße Rue de Cronstadt et Toulon genannt wird. Ein Blatt nun schlägt vor, die Rue de Berlin umzutaufen (soll das auch für den Frieden demonstrieren?); ein anderes wählt zu dem Zweck die Rue Royale, die, wie als eins der Motive zur Begründung der Wahl angeführt wird, auf den Boulevard de Strasbourg ausläuft — alors, l'espérance!

Drumont führt heute in der „Libre Parole" aus, zweimal habe sich das sonst auf den Wink parierende Volk, und er meint damit besonders die Arbeiter, von der Herrschaft seiner Führer befreit: einmal bei seiner Verehrung für Boulanger und jetzt wiederum hinsichtlich seines Enthusiasmus für den Zaren und Rußland.

Und es ist schrecklich zu sagen, aber ich habe nun einmal die Empfindung: Wenn die Pariser Presse will, entfesselt sie in einigen Tagen einen wahren Kriegsenthusiasmus bei den Massen! Die Menge, die scheinbar für den Frieden begeistert ist, begeistert sich ebenso schnell und mit demselben oberflächlichsten Ueberlegen für den Krieg.

Auf wen soll man da bauen? Auf die Regierungen? Wir haben gar oft gesehen, wie sie zur Erhaltung ihrer Macht und ihres Ansehens gezwungen zu sein glaubten, die Kriegsfackel unter die Völker zu schleudern; man denke nur an den letzten französisch-deutschen Krieg.

Darum sollte meiner Ansicht nach mit aller Kraft von allen Freunden der Kultur die Menge aufgesucht, unterrichtet, von dem Glauben an die Autorität der Presse, der Regierenden, der Parteiführer abgebracht und auf eigenes Denken hingewiesen werden. Diese Tage haben wieder erkleckliches Material zur Vergötterung einzelner Personen herbeigetragen: Das Bild des Zaren, seiner Gemahlin, seiner Kinder in allen illustrierten Blättern, auf allen Aschbechern, auf allen Kokarden; auf der anderen Seite Carnot und Gattin gefeiert und hervortretend, wie nie zuvor; als überaus charakteristisch kommt hinzu, daß die Kammer der Deputierten für diese Tage garnicht existierte. Rußland allerdings hat ja in Wirklichkeit keine Volksvertretung — Frankreich schien aus Russophilie auch darin dem Verbündeten gleichkommen zu wollen.

Und trotzdem werden auf französischen Schulen, in französischen Zeitungen jetzt viel mehr als früher fremdes Wesen, fremde Geschichte und fremde Sprachen gepflegt und vorgetragen. Wahrhaftig, das Bild ist nicht so arg weit hergeholt: der französische junge Offizier im nächsten Kriege gegen die Prussiens den Goethe'schen Faust mit Vergnügen im Bivouak lesend!

Diese Bestrebungen unausgesetzt, unermüdlich gefördert, das halte ich für die beste, die wirksamste Friedens- und damit Kultur-Arbeit. Ist es nicht ein klein wenig erfreulich, daß zum ständigen Repertoire der großen Oper „Lohengrin" und „Walküre" gehören? Dienstag kamen die Russen hier an, den Abend zuvor wurde zum 27. Male die „Walküre" aufgeführt.

Auch das deutsche, wenigstens das modernste deutsche Drama findet jetzt Eingang in französische Kreise; Antoine hat auf seiner „Freien Bühne" Gerhart Hauptmann's „Weber" mit großem Erfolg aufgeführt; seine nächste Darbietung ist das neueste Stück desselben Dichters: „Hannerle Mattern's Himmelfahrt", das am gleichen Tage, wie in Berlin im Schauspielhause, hier seine Premiere erleben wird.

Eine Vereinigung von Freunden moderner internationaler Kunst, „L'Oeuvre", etwa der Berliner „Neuen freien Volksbühne" zu vergleichen, macht das literarisch-künstlerische Publikum mit Ibsen bekannt; die Gesellschaft hat mit „Rosmersholm" debütiert, bringt in der nächsten Woche den „Volksfeind" und dann als dritte Darbietung „Einsame Menschen" von Hauptmann.

Hinzufügen will ich noch, daß im heutigen „Journal des Débats" eine eingehende Abhandlung über „Familie Selicke" von Holz und Schlaf sich findet.

Ich hoffe mit ganzer Kraft, daß diese Kreise mit ihren Bestrebungen einen Damm der chauvinistischen Presse entgegensetzen werden, daß sie damit Keime säen, aus denen ein Friede aufschießen wird, der eine gesündere Unterlage hat, als die blinkenden Spitzen der Bajonnette.

Die Deutsche Friedensgesellschaft

erläßt folgenden Aufruf: An das deutsche Volk! Von den Thronen der Herrscher und den Tribünen der Parlamente ertönen Worte des Friedens. Kein Volk will den Krieg. Jede Regierung scheut sich, die Verantwortung für die entsetzlichen Folgen auf sich zu nehmen, die der nächste Feldzug haben muß; aber eben so stark wie der Wunsch nach Frieden bleibt die Furcht vor dem Kriege.

Um diesen unerträglichen Zustand zu beseitigen, haben sich in allen gesitteten Ländern der Erde in den letzten Jahrzehnten Friedensgesellschaften gebildet, die allenthalben mächtig emporstreben; nach Tausenden zählen ihre Mitglieder. Deutschland allein, das sonst immer unter den Vorkämpfern für alle idealen Bestrebungen zu finden war, ist hier zurückgeblieben.

Wohl haben auch einige deutsche Volksvertreter sich an den jährlich wiederkehrenden interparlamentarischen Friedenskongressen beteiligt, aber die breiteren Schichten unseres Volkes haben noch keine Stellung zu dieser Bewegung genommen, die schon begonnen hat, ihren Einfluß auf die Beziehungen der Nationen auszuüben. Dadurch ladet das deutsche Volk den Schein auf sich, weniger friedliebend zu sein, als andere Völker. Dieser Verdacht aber, so grundlos er auch sein mag, birgt schon eine Kriegsgefahr in sich. Deshalb haben wir in der Hauptstadt des Deutschen Reiches eine Friedensgesellschaft ins Leben gerufen. Sie soll einen Vereinigungspunkt für alle bilden, denen es wünschenswert erscheint, daß die aufeinander angewiesenen Staaten sich durch Verträge verpflichten, alle unter ihnen entstehenden Streitigkeiten durch internationale Schiedsgerichte zu entscheiden. Ihre Selbständigkeit und der gegenwärtige Stand ihres Besitzes soll durch diese Verträge nicht angetastet werden. Daß dieses Ziel nicht unerreichbar und mit der Würde jedes souveränen Staates wohl vereinbar ist, beweist die wachsende Zahl der Fälle, in denen Streitigkeiten selbst zwischen den größten Mächten der Kulturwelt durch Schiedsgerichte geschlichtet worden sind. Wir verfolgen diese Ziele mit praktischen Mitteln; von allen diesen Mitteln ist das mächtigste die öffentliche Meinung: wenn die Zahl der Mitglieder der Friedensgesellschaften erst so groß geworden ist, daß der Ausdruck ihres Willens der Ausdruck des Volkswillens ist, dann wird keine Macht im Stande sein, einen Krieg zu entfesseln, dann, und nur dann wird auch die Furcht vor dem Kriege und mit ihr die Ursache der zur unerträglichen Last gewordenen Rüstungen verschwinden, unter der Europa seufzt.

Wir fordern deshalb unsere Mitbürger und Mitbürgerinnen, welcher Partei sie auch angehören mögen, auf, durch ihren Beitritt zur Deutschen Friedensgesellschaft die friedliche Gesinnung auch öffentlich zu bekunden, von der sie innerlich längst beseelt sind, und dadurch mitzuhelfen zur Verwirklichung einer Idee, von deren Durchführung das Wohl und Wehe unseres deutschen Vaterlandes und der ganzen Menschheit abhängt.

Der Vorstand der Deutschen Friedensgesellschaft.

Graf A. v. Bothmer (Wiesbaden). Dr. Moritz Brasch (Leipzig). Geh. Reg.-Rat Prof. Wilhelm Förster (Berlin). Rechtsanwalt Dr. Richard Grelling (Berlin). Direktor Georg Haberland (Berlin). Dr. Ernst Harmening (Jena). Rechtsanwalt Heilberg (Breslau). Pfarrer em. Hetzel (Fürstenwalde). Marie Mellien (Berlin). Dr. E. Mühling (Berlin). Rechtsanwalt Dr. Heinrich Nelson (Berlin). Dr. Adolf Richter (Pforzheim). Dr Eugen Schlief (Dresden). Richard Schmidt-Cabanis (Berlin). Direktor K. Schrader (Berlin). Friedrich Spielhagen (Berlin). Franz Wirth (Frankfurt a. M.).

Anmeldungen zum Beitritt nehmen entgegen:

Die Herren Dr. Richard Grelling, Leipziger Straße 35, Berlin. Direktor Georg Haberland, Markgrafen-Straße 46, Berlin. Rechtsanwalt Heilberg, Breslau, Nicolai-Stadtgraben 26. Franz Wirth, Frankfurt a. M., Hermannstraße 42.

Der jährliche Beitrag beträgt mindestens 1 Mark.

Bücherbesprechung.

Der Wahrheitspfad. Ein buddhistisches Denkmal. Aus dem Påli in den Versmaßen des Originals übersetzt von Carl E. Neumann (Veit & Co. Leipzig 1893). (104 Seiten nebst kritischem Anhang.)

Ich möchte diese kleine Sammlung buddhistischer Ethik eine Perlenschnur weiser Gedanken nennen. Hier eine kleine Auslese:

Die schönen Bibelworte vom Splitter in des Bruders Auge finden wir in der Fassung:

Nicht Andrer Fehler, Andrer Pein,
Nicht ihr Gethan und Nichtgethan:
Blick' Dir ins eigne Herz hinein,
Sieh' Dein Gethan und Nichtgethan.

Von der Selbstüberwindung heißt es:

Nicht wer zehnhunderttausend Mann
Am Schlachtfeld überwältigt hat:
Wer einzig nur sich selbst besiegt,
Der, wahrlich, ist der stärkste Held!

Und prometheisches Selbstbewußtsein liegt in den Worten:

Dem (der sich selber überwunden) kann kein Gott, kein Genius,
Selbst Satan mit dem Brahma nicht
Den Sieg entreißen irgendwie,
Dem also stets Verweilenden!

sowie in diesen:

Wer kämpft, wird die Welt überwältigen,
Dies Todesreich mit seiner Götterschar!

und weiter:

Der Wohlgeruch der Tüchtigen
Weht über alle Götter hin!

Schön ist die Mahnung:

Die edle Freundschaft halte hoch,
Den besten Männern schließ' Dich an!

Vom Leiden heißt es:

Durch recht Vertrauen, rechtes Leben, rechtes Streben,
Durch rechte Selbstvertiefung, rechte Seinsergründung,
Durch rechtes Wissen und durch rechten Wandel,
Stets einsichtsvoll und gleichmütig verweilend,
Mögt überwinden Ihr dies ganze Leiden

Von der Erlösung:

Selbst ist man böse oder rein,
Kein Andrer kann Erlöser sein.

Ferner:

Wer einst begangne böse That,
Durch wahre Buße tief bereut,
Der leuchtet durch die finstre Welt
Gleich wie der Mond aus Wolkennacht.

Wie man selig wird:

Der Weise freuet sich des Geben's,
Wird gebend selig diese Welt verlassen.

Von der Gerechtigkeit:

Nicht also ist man rechtschaffen,
Daß hastig man ein Urteil fällt;
Wer beide Teile sichtend klärt,
So recht wie Unrecht, einsichtsvoll,
Und dann nach wohlerwog'nem Recht
Ein unparteiisch Urteil spricht,
Der Rechtbewahrer, Rechterkenner,
Der wird Rechtschaffener genannt.

Das wahre Glück:

Ein Glück ist stete Redlichkeit,
Ein Glück gesichertes Vertrau'n
Ein Glück weisheitergriffen sein,
Ein Glück nichts Böses je zu thun.

St. Petersburg. — R. Minlos.

Entwurf einer Erläuterung der §§ 1 und 2 der Satzungen der D. G. E. K.*)

Von Stephan Gerhard.

Um dem Vorwurf der Unklarheit und Allgemeinheit der Satzungen zu entgehen, mag Folgendes zu deren Erläuterung bemerkt werden:

Indem die Satzungen als ethische Kultur einen Zustand bezeichnen, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten, und die Erreichung eines solchen Zustandes als Zweck der Gesellschaft hinstellen, ist der Standpunkt der Gesellschaft gekennzeichnet. Denn eine Vereinigung der genannten Tugenden ist nach Auffassung der Gesellschaft nur möglich bei der grundsätzlichen Annahme, daß die Einengung des Kampfes ums Dasein für den gedeihlichen Fortschritt der Menschheit notwendig ist bei der Befolgung dieses Grundsatzes für die innere und äußere Entwickelung des Menschen.

Die Gesellschaft verlangt deshalb eine auf diesem Grundsatz fußende, für alle Menschen (gleichviel ob religiös oder irreligiös) gemeinsame Moral- und Pflichtenlehre und Lostrennung des Unterrichts in dieser Lehre von jeder überirdischen und bei der Verschiedenheit der religiösen Auffassungen nur zur Spaltung der Menschheit dienenden Grundlage.

Indem die Gesellschaft die Grundsätze der Einengung des Kampfes ums Dasein hinsichtlich der Entwickelung der Menschheit für maßgebend erachtet, tritt sie in Gegensatz gegen diejenigen (philosophischen oder populären) Anschauungen, welche den Kampf ums Dasein auf das Menschengeschlecht übertragen und auch hier das Recht des Stärkeren proklamieren.

Die Gesellschaft für ethische Kultur verlangt im Interesse der gedeihlichen Entwickelung des Menschengeschlechts vom Standpunkte der Einengung des Kampfes ums Dasein als dringendes Erfordernis Stärkung des Solidaritätsgefühls und der Brüderlichkeit unter den Menschen und erwartet eine dementsprechende Lebensführung von ihren Mitgliedern; sie erstrebt auch außerhalb ihrer Mitglieder für weitere Kreise die Erreichung und Förderung dieser Empfindungen. Die Gesellschaft richtet sich deshalb in aller Entschiedenheit gegen diejenige Auffassung, welche in der Erhöhung des persönlich-egoistischen Behagens und in der Fürsorge für die nächste Familie das höchste Ziel des menschlichen Lebens erblickt. Die Gesellschaft hält selbst eine unter Opfern vor sich gehende Bethätigung im Interesse der Gesamtheit für dringend notwendig, wenn die Entwickelung der Menschheit sich zum Guten wenden soll, und verurteilt deswegen jede Bestrebung, die allgemeinen Verhältnisse und Einrichtungen im Sonderinteresse gewisser Berufs- oder Gesellschaftskreise auszunutzen oder zu beeinflussen.

In Bezug auf die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse steht die Gesellschaft ihrem Prinzip nach der schrankenlosen freien Konkurrenz gegensätzlich gegenüber und unterstützt jede sozialisierende Maßregel, da sie es als ihre Pflicht ansieht, den Schwachen zu stärken und zu schützen.

Die Gesellschaft will endlich alle diese ihre Bestrebungen in der Art zur Ausführung gebracht sehen, daß die Menschheit in sittlicher und intellektueller Hinsicht gehoben und veredelt wird. Sie tritt deshalb für Popularisierung und Verbreitung von Kunst und Wissenschaft in alle Kreise eifrigst ein.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Am Montag, den 23. Oktober, Abends 7½ Uhr, versammelten sich die Mitglieder der D. G. E. K. und deren Freunde zu einer Festaufführung in der Philharmonie. Das Konzert wurde von dem Mitgliede, Herrn Prof. Gernsheim von der Königl. Akademie der Künste, geleitet. Den Chor stellte der Stern'sche Gesangverein, das Orchester war das der Philharmonischen Kapelle, die Orgel spielte Herr Dr. Reimann, Solisten waren Frau Alois Schmidt-Csányi, Fräulein Stephan und die Herren Dierich und Messchaert. Der Vorsitzende der D. G. E. K., Geheimrat Foerster, bewillkommnete die den gewaltigen Raum füllende Zuhörerschaft. Er betonte, daß die Aufführung nicht eine Feier des ersten Jahrestages der Gesellschaft bedeuten, nicht auf das Vergangene den Blick zurückwenden, sondern uns zu künftiger Arbeit begeistern solle. Der erste Teil des Programms, Prof. Gernsheims machtvolles „Preislied" (nach Worten der heiligen Schrift, für Chor, Solostimmen, Orchester und Orgel), wurde vorzüglich aufgeführt und fand den verdienten, lebhaftesten Beifall. J. S. Bachs Cantate für Baß, „Ich will den Kreuzstab gerne tragen", eine meisterhafte Leistung, machte gleichfalls tiefen Eindruck. Den Schluß und Gipfel des Abends bildete Beethovens unvergleichliche „Neunte Symphonie", deren hinreißender Gewalt kein Herz widerstehen kann. Nichts in der Welt ist wohl ihrem Schluß-Chor über Schillers Ode „An die Freude" an die Seite zu stellen. Wird der Tag kommen, da man in ihren triumphierenden Jubel ganz rückhaltlos wird einstimmen dürfen, und wird die D. G. E. K. etwas dazu thun? — Die Aufführung war ihrer Aufgabe gewachsen; und die ausübenden Künstler sind des wärmsten Dankes der Mitglieder der ethischen Gesellschaft gewiß.

*) Vgl. Nr. 44 S. 352.

Briefkasten.

Herr General **K. J. Schott** in Berlin schreibt uns:

„Zu Anfang August d. J. versandten Sie an 40 hervorragende Zeitgenossen folgende zwei Fragen mit der Bitte um deren Beantwortung: 1. Was verstehen Sie unter Religion? 2. Glauben Sie, daß es eine von der Religion, (wie Sie dieselbe definiert haben) unabhängige Moral geben kann? Da von den vierzig Befragten nur ein kleiner Teil der Aufforderung nachkam und ich mich lange Jahre mit diesen und ähnlichen Fragen beschäftigt habe, so erlaube ich mir, auch ohne zu den hervorragenden Zeitgenossen zu gehören, meine Ansichten mitzuteilen:

Zu 1. Religion ist ein Fremdwort, und wird daher, wie es den Fremdwörtern gewöhnlich ergeht, von jedem anders aufgefaßt. Kant, Schelling, Hegel, Schleiermacher, und wie sonst noch unsere verstorbenen großen Geister heißen mögen, alle haben eine nur ihnen gehörende Erklärung des Wortes Religion. Von den hervorragenden Zeitgenossen gilt dasselbe.

Vergleicht man nun die verschiedenen Anschauungen, so findet man in ihnen etwas, was allen gemeinschaftlich ist, und dieses Gemeinschaftliche dürfte dem Wesen der Religion am besten entsprechen. Dasselbe besteht darin, daß Religion Sache unseres Gemütes ist, daß sie eine Erhebung des Herzens über das Niedrige und Gemeine bedeutet. Sie ist ein Aufschwung unserer Gedanken zum Edlen und Erhabenen, ein Wollen und Streben unseres ganzen Ichs nach etwas Höherem und Besserem. Danach kann es in Wirklichkeit nur Eine Religion geben, die unabhängig von jedem Glaubensbekenntnisse, wie von allem gelehrten Wissen ist. Schleiermacher, der geistreichste und gemütvollste Gottesgelehrte des Jahrhunderts, hat daher auch das Wort Religion durch „Frömmigkeit" übersetzt. Was Frömmigkeit ist, weiß jeder Deutsche, und unser Volk unterscheidet ganz genau wahre Frömmigkeit von Scheinfrömmigkeit und Frömmelei; fragt man es aber nach dem Wesen der Religion, so erhält man keine befriedigende Antwort, und wahre und falsche Religion ist ihm etwas ganz anderes, als wahre und falsche Frömmigkeit; es hält stets, wie es leider auch noch der Staat thut, das Glaubensbekenntnis für das Wesen der Religion. — Das Wort Religion ist erst seit dem 16. Jahrhundert in Deutschland in Gebrauch gekommen; besser wäre es für uns, wir hätten dafür das Wort Frömmigkeit gewählt; so manches Unheil wäre uns dadurch erspart worden.

Zu 2. Es kann sehr wohl Sittlichkeit ohne Religion bestehen, denn ihr Ursprung, die Sitte, ist älter als die Religion, die erst entstehen konnte, als der Mensch sich für Musterbilder der Sittlichkeit begeisterte. Je mehr die Sitten sich ausbildeten, desto mehr entwickelten sich auch die Sittlichkeitsbegriffe, die stets mit der Natur eines Volkes, seiner Bildungsstufe, seinen Nahrungs- und Wohnungsverhältnissen und hundert anderen Dingen zusammenhängen. Die Sittenlehre ist entwickelungsfähig und -bedürftig. — Für gebildete Männer, die sich in angenehmen Verhältnissen befinden, ist es ein Leichtes, sittlich zu bleiben, ohne religiös zu sein. Für unsere Jugend aber bedarf es, um sittlich zu werden, des religiösen Aufschwungs, der Begeisterung für edlen Lebenswandel, um den Versuchungen zum Niederen zu widerstehen. Auch unsere Künstler und Dichter vermögen ohne Begeisterung für das Hohe und Schöne nichts Hervorragendes zu leisten. Diese Begeisteenng ist die Grundlage aller Religion, und sie in unserem Volke von neuem zu erwecken und wachzuhalten, bleibt die Aufgabe einer jeden Kirche.

Nach Vorstehendem mag der Ausspruch Goethes Geltung haben: „Wer Religion hat, braucht keine Wissenschaft; wer Wissenschaft hat, hat die Religion nicht nötig."

Ausführliches über den eben erörterten Gegenstand findet man in meinem 1890 bei Th. Thomas in Leipzig erschienenen Buche ‚Lebensfragen'."

Herr **Dr. F.** in Mühlhausen in Th. schreibt uns:

„Zur Mitteilung des Dr. Wilh. Bode in Hildesheim über das deutsche Studentenleben in Nr. 42 wollen wir nicht unterlassen, folgende kurze Bemerkung aus dem beherzigenswerten Vortrage des Prof. Dr. Adolf Strümpell in Erlangen „über die Alkoholfrage vom ärztlichen Standpunkte aus", gehalten in der 2. allgemeinen Sitzung der 65. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Nürnberg am 18. Sept. 1893, hinzuzufügen:

„Man bedenke, daß Hunderte (Tausende d. E.) von Studenten auf deutschen Hochschulen resp. deren Eltern täglich 1—1½ Mark, das macht im Jahre 300—400 Mark, nur für Bier ausgeben. Ohne zu übertreiben, kann man behaupten, daß die Vermögensumstände von vielen Hunderttausenden sich sofort in der merklichsten Weise bessern würden durch den einfachen Entschluß der Mäßigkeit bei diesem teuersten aller Nahrungsmittel, welches der gewöhnliche Mann genießt."

Herr **R. K.** in Berlin. Außer dem von Ihnen genannten Werke Paulsen's ist Baumann's „Philosophie als Orientierung über die Welt" (Leipzig 1872) eine gute Einleitung in die Philosophie.

Herr **J. F.** in Hessen macht uns darauf aufmerksam, daß der in Nr. 24 (S. 193) erwähnten Herausgeber der „Pädagogischen Revue" nicht Mayer, sondern Mager heißt.

Druckfehlerberichtigung.

Im Artikel „Ehre und Ethik" in Nr. 44 ist zu lesen:

S. 350. 1. Sp. Z. 40 u. 43 statt „Vergeben" Vergehen, und ebenda. 2. Sp. Z. 25 statt „Privatbeleidignng" Privatperson.

Anzeigen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Den Mitgliedern der Abteilung Berlin der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur wird hiermit ergebenst angezeigt, daß folgende

Versammlungen

im bevorstehenden Monat November stattfinden werden:

Sonntag, den 12. November, 5 Uhr nachmittags, erster Sonntagsvortrag, gehalten von Herrn Gustav Maier (Ermatingen): **„Über Kinder-Erziehung“.** Dem einstündigen Vortrag wird eine Diskussion nicht folgen, wohl aber ein geselliges Zusammensein;

Dienstag, den 28. November, 8 Uhr abends, Monatssitzung mit kurzem Geschäftsbericht und Vortrag des Herrn Theod. v. Wächter aus Stuttgart: **„Der Kampf ums Dasein und der Sozialismus“.** Dem Vortrag kann eine Diskussion folgen.

Beide Versammlungen werden im großen Saale des Langenbeckhauses, Ziegelstraße 10/11 stattfinden.

Voraussichtlich wird außerdem **Sonnabend, den 25. November,** 8 Uhr abends, in demselben Lokale ein Vortrag unseres nordamerikanischen Freundes, Herrn W. M. Salter, in englischer Sprache über ein ethisches Thema stattfinden. Nähere Angaben, welche z. Z. noch nicht sicher gemacht werden können, werden in der Versammlung am 12. November sowie weiterhin in den Tageszeitungen mitgeteilt werden.

Bei sämtlichen vorgenannten Versammlungen werden Gäste willkommen sein.

Hinsichtlich der Dezemberversammlungen kann z. Z. nur mitgeteilt werden, daß dieselben Freitag, den 8. und Donnerstag, den 28. Dezember, stattfinden werden.

Gruppenversammlungen

werden im Monat November an folgenden Tagen abgehalten werden:

Dienstag, den 7. November, 8 Uhr, Versammlung der pädagogischen Gruppe;

Donnerstag, den 16. November, 8 Uhr, gemeinschaftliche Versammlung der Gruppe für ethische Bildung und der litterarisch-publizistischen Gruppe;

Donnerstag, den 23. November, 8 Uhr, Versammlung der sozialen Gruppe.

Die Gruppenversammlungen werden sich hauptsächlich mit der Beratung der nächsten Arbeitspläne, sowie mit Organisationsfragen beschäftigen. Die Mitglieder der Gruppen werden gebeten, recht vollzählig zu erscheinen. Andere Mitglieder der Gesellschaft sind, wie bisher, willkommen, ebenso solche Gäste, welche von den Arbeiten der Gruppe nähere Kenntnis nehmen oder dieselben irgendwie fördern wollen. — Die Gruppenversammlungen finden ebenfalls im Langenbeckhause und zwar in unserem Lesesaal statt.

Die Satzungen der Gesellschaft, in der von dem Gesellschaftstage zu Frankfurt a. M. abgeänderten Fassung, werden in den sämtlichen vorerwähnten Versammlungen zur unentgeltlichen Verabfolgung an die Mitglieder ausliegen.

Auf Grund mehrfacher Anfragen hinsichtlich der ferneren Beitrags-Zahlung seitens solcher Mitglieder, welche zum ersten Male bei der Begründung der Gesellschaft im vorigen Herbst ihren Jahresbeitrag entrichtet haben, wird folgendes bemerkt:

„Nachdem durch die neue Fassung der Satzungen das Kalenderjahr für das Geschäftsjahr erklärt worden ist, wird es wünschenswert sein, daß die in Rede stehenden Mitglieder ihre erneute Beitragsleistung entweder für 5/4 Jahre, also bis Ende des Kalenderjahres 1894 bemessen, wofür sie dann die Jahreskarte 1894 empfangen, oder daß sie die Beiträge zunächst nur für ein Vierteljahr, also bis Ende des Kalenderjahres 1893 einzahlen, in welchem Falle sie dann nur eine Interimsbescheinigung über den zusätzlichen Betrag für das Kalenderjahr 1893 erhalten würden. Es ist natürlich erwünschter und wohl auch einfacher für die Mitglieder, daß die Einzahlung sogleich bis zu Ende des Kalenderjahres 1894 erfolge, statt daß sie sich wieder am Anfang des neuen Jahres damit bemühen. Ähnliches gilt für diejenigen Mitglieder, welche in halbjährlichen Raten, vom Oktober v. J. beginnend, ihren Beitrag zahlen. Bei diesen wird es erwünscht und zweckmäßig sein, daß sie, um die geordnete Verwaltung innerhalb des Kalenderjahres zu erleichtern, demnächst einen dreivierteljährlichen Beitrag zahlen, wofür sie eine bis zur Mitte des Jahres 1894 reichende Quittung erhalten werden.

Alle Einsendungen von Beiträgen sind an den Kassenführer Herrn Bildhauer Rheinhold, Berlin, W., Potsdamerstr. 29 zu richten.

Alle anderen Einsendungen und Anfragen betreffend Angelegenheiten der D. G. E. K. sind zu adressiren: „An das Bureau der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Berlin, N., Ziegelstraße 10/11“.

Berlin, den 30. Oktober 1893.

Im Auftrage:

Der Vorstand des Bureaus der D. G. E. K.

Dr. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von

Dr. Georg von Gizycki,

Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 11. November 1893.	Nr. 46.

Inhalt:

Trotz unserer wiederholten Erklärung, daß die „Ethische Kultur“ nicht ein Organ der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur ist, sondern unter der alleinigen Verantwortung des Herausgebers steht, begegnen wir fortgesetzt dem Mißverständnisse, daß diese Wochenschrift ein Vereinsorgan sei, weil sie den Vermerk trägt: „Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur“. Wir haben uns daher mit dem Hauptvorstande der D. G. E. K. dahin verständigt, daß jener Vermerk fortan wegfällt. Die Haltung des Blattes und seine Stellung zu den Aufgaben der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur bleiben unverändert.

Der Herausgeber.

Gerechtigkeit im Gegensatz zu Egoismus und Altruismus.

Von William Mackintire Salter.
Aus der Chicagoer Wochenschrift The Open Court übersetzt von Georg von Gizycki.

Der Grundgedanke der Gerechtigkeit ist die Gleichheit. Sie bedeutet nicht nur: thun, wie wir uns anheischig gemacht haben, oder wie das Gesetz verlangt, sondern: allen Menschen eine prinzipiell gleiche Berücksichtigung zu Teil werden lassen. Wir werden ihre Bedeutung klarer erkennen, wenn wir sie in ihrem Gegensatz zu anderen Impulsen unserer Natur betrachten.

Der erste Gegensatz zu ihr, den ich ins Auge fassen will, ist die Selbstsucht. Unter Selbstsucht verstehe ich nicht einfach: für sich selbst sorgen; das müssen wir Alle thun. Selbstsucht heißt: Andere ingnorieren, oder sich nur so weit für sie interessieren, um sie auszunutzen; sie heißt: es unterlassen, sie als Unsersgleichen zu behandeln. Selbstsucht und Gerechtigkeit stehen so in diametralem Gegensatz. Selbstsüchtige Menschen können alle Gesetze befolgen und alle ihre Verträge halten; aber sie können niemals gerechte Menschen sein. Ja, die Selbstsucht kann ihre Hand ausstrecken, die Gesetzgebung beherrschen und, in dem Maße ihrer Macht, die Bräuche und Sitten der industriellen Welt regeln. Es giebt Gesetze, welche selbst ungerecht sind; und wahrscheinlich in jedem Falle ist ihr Ursprung das selbstsüchtige Interesse eines Individuums oder einer Klasse. Die Gutsbesitzer können eine solche Klasse sein, wie dies einst in England der Fall war und in Frankreich vor der Revolution; die Fabrikanten können eine solche Klasse bilden, wie dies bei uns der Fall gewesen zu sein scheint; die Freien können den Sklaven gegenüber eine solche Klasse sein, wie dies in der alten Welt so allgemein zu finden war, und die Männer können es den Frauen gegenüber sein, wie dies bis fast*) auf den heutigen Tag der Fall gewesen ist. Ein Gesetz wird unter diesen Umständen ein Mittel, die Ziele der Selbstsucht zu erzwingen: und was in den Augen des Volkes ein Symbol der Gerechtigkeit sein sollte, wird selbst eine Ungerechtigkeit.

So auch können Privatverträge ungerecht sein. Wenn wir eines Menschen Arbeit kaufen, denken wir oft nur an uns selbst und fragen nicht darnach, was sie wert ist, sondern was der geringste Preis ist, um den wir sie haben können. Oder wenn wir Arbeiter sind und es sich trifft, daß unsrer Wenige sind und wir daher selbst unsre Bedingungen stellen können, so treiben wir sie aufs Äußerste, ohne daran zu denken, was der wirkliche Wert unsrer Arbeit ist. Möglichst Alles an sich bringen — das scheint nicht nur das Motto einer oder zweier Monopolisten, sondern des Handels und der Industrie im Allgemeinen zu sein; — und es scheint, als ob wir Alle wünschten, für eine längere oder kürzere Zeit in der Lage der Monopolisten zu sein. Daher reicht denn der Lohn Vieler kaum für ihren Lebensunterhalt aus; daher kann eine große (und anscheinend beständig zunehmende) Anzahl nur wenig oder keine Arbeit finden; daher die industriellen Streitigkeiten, Kämpfe, Ausstände, Sperren und Gewaltthätigkeiten, und kein Ende der Bitterkeit — und alles das, weil die Selbstsucht der Geschäftsgrundsatz ist: weil die gewöhnlich anerkannte Regel die ist, daß ein Mensch nur nach sich selbst zu fragen hat und (auf einem mehr oder minder offenen Markt) die Andern ausbeuten darf, so weit er es kann. Denn unter Selbstsucht verstehe ich nicht jenes scheußliche Ding, welches nur in der Einbildung der Menschen besteht und bei dessen Ausscheltung die Prediger und Lehrer stets die Sympathie ihrer Hörer haben; ich meine die ganz alltägliche Selbstsucht, die respektable Selbstsucht, die Selbstsucht, welche ein normaler Teil der jetzt bestehenden Gesellschaftsordnung ist, die Selbstsucht, welche die Nationalökonomie zuweilen als den obersten Grundsatz aller ihrer Schlußfolgerungen und als die einzig solide Basis des Industriesystems dargestellt hat. Und was ich zeigen will, ist, daß diese wirkliche Selbstsucht nicht die einfache, natürliche, harmlose Sache ist, wofür wir sie oft halten, und nicht nur dann, wenn wir sie mit einem sehr hohen

*) Nur „fast“? (Anmerkung des Übersetzers.)

Maßstab vergleichen, unrecht zu nennen ist, sondern daß sie weder mehr noch weniger ist als Ungerechtigkeit.

Die Verurteilung der Selbstsucht bedeutet nicht, daß wir lediglich für Andere leben sollen, sondern einfach, daß wir Andere wie uns selbst berücksichtigen und sie nicht zu bloßen Werkzeugen unseres eigenen Vorteils machen sollen. Selbstsucht ist das Verhalten, als ob wir allein in der Welt wären, oder, wenn Andere um uns sind, als ob sie bloß dazu da wären, uns zu dienen, — wie einst eine Dame mir sagte, sie glaube, daß einige Menschen in der Welt seien, um zu dienen, und andere, um bedient zu werden, und sie selber in diese letztere Kategorie gehöre. Und alles, was die Gerechtigkeit verlangt, ist, daß diese künstlichen Scheidungsgrenzen beseitigt werden und wenn noch von Dienst überhaupt gesprochen werden soll, der Dienst sowohl geleistet als empfangen werden und ein Jeder für uns ein Zweck sowohl als ein Mittel zu unsern eigenen Zwecken sein muß.

Die Regel, welche man sehr gut „die goldene" genannt hat und welche uns durch das Christentum überliefert worden ist, anderen Religionen jedoch ebensowohl angehört, geht nicht über das Gebiet der Gerechtigkeit hinaus; sie lautet: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Wir fragen oft, ob die Liebe nicht mehr ist als Gerechtigkeit; und ich hörte einmal einen beredten Geistlichen sagen, daß, während die Begierde, die Neigung und der Wille unter dem Gesetze stehen, die Liebe unter keinem stehe; aber die Gerechtigkeit ist in Wirklichkeit eine Regel für die Liebe wie für alle anderen Gefühle und Impulse; denn die Liebe kann parteiisch, sebstisch oder auf eine oder wenige Personen mit Ausschluß aller andern beschränkt sein, während die Gerechtigkeit fordert, daß sie sich auf Alle erstrecke. In der That, die universelle Liebe, die Liebe, welche keine Menschenseele außer Acht läßt, — diese ist nur ein anderer Name für Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit kann von der Liebe nicht getrennt werden; denn in dieser Hinsicht ist sie nur ein Ideal dessen, was die Liebe sein soll — sie ist eine Forderung umfassender, gleichmäßiger, unparteiischer Liebe. Und ebenso wenig kann die Liebe ohne Gefahr von der Gerechtigkeit getrennt werden; denn an sich und ohne Vernunft ist sie ein Impuls, der, wie jeder andere, gesetzlos und launisch sein kann.

Und dies veranlaßt mich, von dem zweiten Gegensatz zur wirklichen Gerechtigkeit zu reden. Die Gerechtigkeit, habe ich gesagt, fordert, daß wir Andere sowohl wie uns selbst berücksichtigen; aber zudem fordert sie noch, daß wir Andere in gleicher Weise berücksichtigen. Es giebt Viele, welche man nicht selbstsüchtige Menschen nennen kann, und welche doch in ihrer Berücksichtigung Anderer arg parteiisch sind. Sie sind gegen ihre Freunde einer großen Hingabe fähig, haben aber wenig Gefühl für die Rechte und Ansprüche derer, welche außerhalb dieses beschränkten Kreises stehen. Sie können ihre Freunde so sehr lieben, daß sie, um ihnen zu dienen, durch nichts sich abhalten lassen. So kann Jemand seine Familie in dieser Weise lieben und, um sie zu fördern, Andere ausbeuten oder sogar verletzen, um die Mittel, seine Familie glücklich zu machen, zu gewinnen. Ein Politiker kann seiner Partei, ein Geistlicher seiner Kirche selbstlos ergeben sein und in der Verfolgung seines Zieles vor Treubruch und Verrat nicht zurückschrecken. Ein Gutsbesitzer kann im Landtag an Andere außer sich selbst denken und aufrichtig wünschen, der Klasse, zu der er gehört, zu nützen, und doch die außerhalb dieser Klasse Stehenden unbeachtet lassen. Gerechtigkeit ist mehr als „Altruismus", selbstlose Hingabe an Andere; sie bedeutet den Willen, Niemanden zu verletzen, Abscheu dagegen, durch Schädigung Dritter Gewinne zu erlangen, sei es für Andere oder für sich selbst. Sie bedeutet, daß man nichts haben und nichts erstreben will, was mit dem gleichen Wohle Aller unverträglich ist.

(Schluß folgt.)

Ein Konzil der Gegenwart.

„Ein jeder Herr ist Papst in seinem Land."

An dies Rechtssprichwort wurde man unwillkürlich erinnert, wenn man den unlängst abgeschlossenen Verhandlungen der siebenten ordentlichen Brandenburgischen Provinzialsynode nachging. Klangen doch aus dem Munde eines Synodalen auch die lateinischen Worte „non possumus" („wir können nicht"), die als päpstliche einst dem Kladderadatsch so ergiebigen Stoff zur Lauge seines Witzes lieferten.

Die Synoden sind bekanntlich dazu bestimmt, den Kirchengemeinden eine geordnete Vertretung bei der Regierung der Landeskirche zu gewähren. Unter christlicher Kirche verstand und versteht man aber die gesellschaftliche Vereinigung der Bekenner der christlichen Religion zum Zwecke ihrer gemeinschaftlichen Übung. Von jeher hat die Kirche die größtmögliche Verbreitung ihres Glaubens als ihre Aufgabe betrachtet. Die Verbreitung ihrer Macht war damit ohne Weiteres verbunden.

Auch der Kirche begegnete, was schon anderen Machthabern begegnet war: ihre Macht wurde als Zwang empfunden, und es entstand der erklärliche Wunsch, den Zwang abzustreifen. Dieser Wunsch mußte um so heißer sein, je lebhafter das Gewissen sich gegen den Zwang auflehnte. Die Kirche hat sich aus den Vorkommnissen früherer Jahrhunderte und aus der naturnotwendigen Entwickelung der letzten Jahrzehnte keine Lehre gezogen. Das beweisen die Beschlüsse der Brandenburgischen Provinzialsynode zur Genüge, namentlich auch die Äußerungen — oder Bekenntnisse (?) —, die in der Versammlung herüber und hinüber ausgewechselt wurden.

Den Hauptgegenstand der Beratungen bildete die neue „Agende"; durchflochten wurden die Erörterungen von allerlei anderen Dingen, insbesondere von der Frage der „Anwendung kirchlicher Zuchtmittel bei christlich-jüdischen Mischehen", von Anträgen betr. „Eidesleistung vor Gericht" und „Einsegnung evangelisch-katholischer Ehepaare", deren evangelischer Teil die Erziehung sämtlicher Kinder im Bekenntnisse der römischen Kirche versprochen.

Die neue Agende verlangte beim Hauptgottesdienst das Bekenntnis des Apostolikums, und schon in der Generaldebatte stießen die sog. Orthodoxen und die sog. Liberalen hart aufeinander. Aus der eingesetzten Kommission ging der Entwurf mit dem Vorschlage hervor: „Statt des Glaubensbekenntnisses kann das Luthersche Lied „Wir glauben all an Einen Gott", gesungen werden." Dieser Vorschlag wurde von der Versicherung begleitet, „die Kommission habe fest zum Apostolikum gestanden." Der Vorschlag beruhe jedoch „auf alten durchaus lutherischen Kirchenliturgieen und auf der Thatsache, daß an verschiedenen Orten das Apostolikum bisher „gesungen" sei. Die Kommission sei der Ansicht, „daß es dabei bleiben könne."

Ein Mitglied der Synode stellte den Antrag, die Absingung des Lutherliedes nur da zuzulassen, „wo es üblich" war.

Hierüber entbrannte der Streit, der schließlich damit endete, daß der Vorschlag der Kommission abgelehnt und das bedingungslose Bekenntnis des Apostolikums dekretiert wurde. Von der Linken war darauf hingewiesen, daß „das Apostolikum kein notwendiger Bestandteil des Gottesdienstes" und die Forderung desselben „eine Vergewaltigung" sei.

Bekanntlich mutet das Apostolikum dem Bekenner den Glauben an die „Höllenfahrt Christi" und die „Auferstehung des Fleisches" zu. Ein Synodale fand, daß dies Beides glauben zu müssen, zuviel verlangt sei; „daß Christus auferstanden sei, glaube er".

Es wurde weiter hervorgehoben, daß das Apostolikum „nicht den ursprünglich festgesetzten Ausdruck des Glaubens der Apostel", sondern eine „Satzung" bilde, „bei der Menschenwitz mitgewirkt" habe. In der gegenwärtigen „tiefernsten Zeit" komme es auf „die Wahrhaftigkeit des evangelischen Gewissens" an „und es sei durchaus angezeigt, dieser Wahr-

haftigkeit keine Fesseln anzulegen." „Die Wissenschaft habe in unserer Kirche stets ihr Recht behauptet, und wenn das reine Gewissen der Wahrheit nicht mehr zu Worte kommen" könne, „so werde die Kirche nicht mehr die sein, die sie gewesen."

Die Orthodoxen räumten mit allen diesen Beweisführungen gründlich auf: „Die Angriffe gegen das Apostolikum kämen nicht aus dem Volke, sondern aus der Theologie heraus."

„Wenn sich die Angriffe wesentlich auf die zwei Punkte „Höllenfahrt Christi" und „Auferstehung des Fleisches" richteten, so sei das doch nur eine Verschleierung des Angriffs auf die Offenbarung Gottes in Christo." Und wenn in einer „von links" herrührenden Broschüre „Vernunft" und „heilige Schrift" in einen gewissen Gegensatz gebracht würden, so müsse man fragen, „ob nicht an den Grundlagen unseres christlichen Glaubens gerüttelt werden solle." Die Rechte „stehe auf dem ganzen Apostolikum, sie glaube an das „Niedergefahren zur Hölle" und an das „Sitzend zur Rechten Gottes.""

In der „sehr ernsten Zeit," in der wir leben, handle es sich „um mehr als um die Wahrhaftigkeit des Gewissens, nämlich um die Existenz der Kirche." „Auch nicht in einem einzigen Punkte dürfe man von dem Apostolikum abweichen." —

Und so wurde denn nach der Meinung der Provinzialsynode die Existenz der Kirche dadurch gerettet, daß man der Gemeinde beim Hauptgottesdienst, dem jungen Geistlichen bei seiner Ordination und dem eben geborenen Weltbürger und dessen Pathen bei der Taufhandlung das Bekenntnis des Apostolikums aufzwang.

Man muß anerkennen, daß die Orthodoxen kräftig verfahren sind. Die Linke machte geltend: „Wenn man in dieser Weise hadere, anstatt sich zu verständigen, so würden sich darüber nur die Katholiken und die Sozialdemokraten freuen." Es mag das möglich sein. Allein auch noch andere weite Kreise, die weder katholisch, noch sozialdemokratisch sind, werden in gewissem Sinne Genugthuung empfinden, daß ihr Urteil über den wahren Gehalt der Kirche eine so unzweideutige Bestätigung erhalten hat.

„Wir wollen bekennen und glauben, was unsere Väter bekannt und geglaubt haben." Das ist der Zaun der Denkweise, hinter der sich an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts die Prediger der angeblich christlichen Religion verschanzen. Für sie ist ein Klügerwerden der Enkel, eine Vervollkommnung und Veredelung der Menschheit, ja selbst eine Läuterung, ein Fortschritt des religiösen Empfindens ausgeschlossen. Über das Bekenntnis und den Glauben unserer Urahnen können wir nicht hinaus!?

Ein bekanntes Mitglied der Synode sprach es aus: „Für ihn sei die Menschwerdung Gottes einzig christlich-evangelisch, die Gottwerdung eines Menschen komme ihm so vor, wie Heidentum!"

Wie hoch stehen aber doch solche Heiden, die als Ziel des Menschentums die Gottwerdung setzen, über den „Gläubigen", die nur bekennen und glauben können, was ihre Väter zu bekennen und zu glauben vermochten.

Ein Liberaler hielt der Synode vor: „man dürfe doch einen jungen Geistlichen in der wichtigsten Stunde seines Lebens nicht erst wieder auf das A-B-C verpflichten, indem man ihn das Apostolikum hersagen lasse." Wenn man das Bekenntnis des Apostolikums verlange, „so wisse er — Redner — nicht, wo das Predigermaterial herkommen solle. Die besten Geister und besten Charaktere seien es nicht, die sich willenlos auf den Buchstaben verpflichten ließen."

Das ist sehr wahr! Und da die Kirche es noch nicht zu wissen scheint, so wollen wir ihr aus unseren Erfahrungen hiermit ausdrücklich bestätigen, daß das Volk in sehr breiten Schichten mit einander vergleicht, was ist und was die Kirche predigt, daß auch dasselbe Volk in der Mehrzahl der Geistlichen nichts anderes sieht, als Angestellte, deren Worte sich nach der Besorgnis richten, beim Bekennen der Wahrheit die Pfründe zu verlieren.

Freilich: „Was ist Wahrheit?" —

Ein Verfechter der Gewissensfreiheit meinte: „Gründe der Vernunft und die heilige Schrift zu vereinigen, sei das Prinzip der Reformation, und dies Prinzip solle man nicht antasten." „Gründe der Vernunft" — das sind gefährliche Gegner der Orthodoxie. Denn daß bei der Wahl zwischen „Vernunft" oder „Schrift" die Menschheit auf die Vernunft verzichte, ist nicht anzunehmen.

Die Mehrheit der Synode ließ sich aber auf dies Gebiet nicht hinauslocken. Sie erklärte durch den Mund eines ihrer berufensten Vertreter: „Mit der Pilatusfrage: ‚Was ist Wahrheit?' lasse sich keine Kirche aufbauen!"

Der Pilatusfrage ging aber, wenn man dem Neuen Testamente folgt, ein Zeugnis Christi voraus. Nach Ev. Joh. 18, 37 verkündete Jesus dem Pilatus von sich: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll!" Dies zur Vervollständigung!

Man darf nun gespannt sein, wie sich die Minderheit der Synode mit ihrem Gewissen abfindet, wenn die Agende durch das Kirchenregiment verbindliche Kraft erhalten sollte.

Auf die „besten Geister" und die „besten Charaktere" wird die Kirche dann bei ihrem Predigermaterial verzichten müssen, jedenfalls in noch größerem Maße verzichten müssen, als dies bislang schon der Fall war. Und dem Volke geht ein feines Gefühl „für Geist und Charakter, Wahrheit und Überzeugung" nicht ab.

Es wird sich dann nicht mehr um die Frage handeln, ob dem Einzelnen die Kirche entbehrlich, sondern ob sie so, wie sie ist, der Gesamtheit und ihrer Besserwerdung, insbesondere auch einer Vertiefung des religiösen Empfindens, hinderlich erscheine.

Der Ethik erwachsen damit aufs Neue dankbare Aufgaben, deren Erfüllung sie nicht außer Acht lassen darf.

Daß eine Synode, die sich, wie vorstehend wiedergegeben, aussprechen konnte, auch bei den übrigen Gegenständen ihrer Berathung in den Geleisen überwundener Denkweise sich bewegte, braucht kaum besonders gesagt zu werden.

Nach dem angenommenen Antrage Manteuffel soll das Kirchenregiment durch die Generalsynode gebeten werden, „bei der Revision des kirchlichen Zuchtgesetzes besonders auch darauf Bedacht zu nehmen, durch welche Maßnahmen dem Überhandnehmen christlich-jüdischer Mischehen wirksamer als bisher Einhalt geboten werden könne, und wie Christen und Christinnen, die beklagenswerter Weise eine solche einzugehen beabsichtigen oder eingegangen sind, kirchlich zu behandeln seien."

Wenn Christen oder Christinnen aber erst einmal erkannt haben, daß die Verschiedenheit von Konfession oder Rasse der innigsten Lebensgemeinschaft nicht im Wege steht, so werden sie auch wissen, daß die Menschheit wohl einer vom Priestertum ausgedachten „kirchlichen Behandlung" und „kirchlicher Zuchtgesetze", nicht aber des natürlichen Gebotes der menschlichen Annäherung entraten kann.

Auch die evangelisch-katholischen Mischehen gaben der Synode Anlaß zum Ärgernis. Den evangelischen Geistlichen soll „jede Art der Mitwirkung bei der Einsegnung gemischter Ehen, deren evangelischer Brautteil die Erziehung sämtlicher Kinder in dem Bekenntnisse der römischen Kirche versprochen hat, verboten" werden.

Wer sich entschließt, seine Kinder der römischen Kirche zu überantworten, muß wohl der Meinung sein, daß sie im Glauben dieser Kirche ebenso selig werden, wie man im evangelischen Glauben nur werden kann. Ist dies aber der Fall, so wird er auch die Thätigkeit blos eines katholischen Geistlichen bei der Einsegnung seiner Ehe für genügend erachten.

Und wer überhaupt sich klarlegt, worauf es bei einer Ehe ankommt, der wird es aufgeben, bei der Kirche nach einer solchen Gewähr zu suchen, die sie ihm für sein zukünftiges Glück doch nicht leisten kann!

Es würde zu weit führen, die verschiedenen Anträge betreffend Eidesleistung vor Gericht noch einzeln zu besprechen.

Unter ihnen war auch der folgende: „Jeder Christ soll das Recht haben, zu verlangen, nur von einem christlichen Richter vereidigt zu werden."

Die Kreissynode, die diesen Antrag als Ingredienz zu dem neuen Kirchenrezept gegen die sogenannte Eidesnot, d. h. gegen die Meineidsleistung ausgedacht hatte, ist sich schwerlich der Ironie und Satire bewußt geworden, die im Antrage liegt: für den Christen wird also die Geneigtheit, einen Meineid zu schwören, geringer, der Zwang zur Aufrichtigkeit aber größer, wenn er sich einem Getauften gegenüber sieht?!

Wie dann, wenn der „christliche Richter" nur ein lauer Gesinnungsgenosse ist, der nicht zur Kirche geht und der vielleicht sogar das Apostolikum verlernt hat?

Sollte es denn nicht sowohl auf den inneren Drang zur Wahrheit ankommen, als auf den äußeren Druck?

Ein kirchlicher Vertreter äußerte, es müsse „vor Allem darauf gedrungen werden, in der Familie die volle christliche Wahrhaftigkeit wieder in den Vordergrund zu bringen" u. s. w. Hiernach wäre also die christliche Wahrhaftigkeit etwas abseits geraten. Kein gutes Zeugnis für die Kirche. Indessen, wo nun einmal die „christliche" Wahrhaftigkeit nicht ausreicht, wird die auf ethischer Erziehung beruhende allgemein menschliche Wahrhaftigkeit um so zuverlässiger sein.

Jena, den 2. November 1893. Ernst Harmening.

Vermischtes.

Einem Artikel der „Frankfurter Zeitung" (vom 22. Oktober d. J.) über „Das Weltparlament der Religionen" von Dr. Heinrich Kanner entnehmen wir folgende Mitteilungen:

„Zahllos sind die Konzile, Konventikel, Synoden, Generalversammelungen, welche die Bekenner oder die Priester desselben Glaubens zusammengeführt haben. Aber es hat in der ganzen Geschichte der Menschheit bisher nur ein Weltparlament der Religionen gegeben. Vor 2400 Jahren hat wohl der große Kaiser von Indien, Asoka, 1000 buddhistische Gelehrte in der Stadt Patma zu einem Parlament versammelt, das in siebenmonatlicher Beratung eine Vereinigung aller buddhistischen Bekenntnisse zustande brachte, welche die Grundlagen der späteren so erfolgreichen Propaganda des Buddhismus in den anderen Teilen Asiens wurden. Aber selbst das Unternehmen des Kaisers Asoka bewegte sich nur im Namen einer Weltreligion, deren sektiererische Spaltungen es zu überbrücken galt. Vor dem Weltparlament der Religionen jedoch, welches im Art Palace in Chicago vom 11. bis 27. September tagte, sind Vertreter aller großen Weltreligionen erschienen. Katholizismus und Protestantismus, das Judentum und die griechische Kirche, Mohammedanismus und Hinduismus (Brahmanismus), Buddhismus und Taoismus, Confucianismus und Shintoismus, Parsentum (Zoroasterianismus) und indischer Theismus: hier konnte man sie alle finden. Eine Idee hatte sie aus allen fünf Weltteilen zusammengebracht, aus England, Schottland, Schweden, der Schweiz, Frankreich, Deutschland, Rußland, der Türkei, Griechenland, Egypten, Syrien, Indien, Japan, China, Ceylon, Neu-Seeland, Siam, Hayti, Brasilien, Canada, den Vereinigten Staaten. Und diese Idee lautete: „to unite all religion against all irreligion", die Einigung aller Religionen gegen alle Irreligiosität. — — Die Religionen, die bisher gewohnt waren, sich nur zu treffen, um sich gegenseitig zu bekämpfen, sollten in Chicago nebeneinander tagen, in gemeinsamer Defensive; jeder Angriff einer Religion auf die andere sollte ausgeschlossen sein.

Die Scenerie war so einfach wie möglich. Die Columbus Hall des Art Palace, in welcher das Parlament tagte, ist eine geräumige Halle, in deren Parterre und Gallerie circa 3500 Menschen Platz finden. Sie trägt nicht eine Spur von monumentalem Aufbau. Aus nackten Brettern bestehen die Wände und die Brüstung der Gallerie. Die Tribüne, auf welcher die Mitglieder des Parlaments selbst saßen und sprachen, ist ein ganz gewöhnliches Holz-Katheder. Die Sessel im Zuschauerraum, die Stühle auf der Tribüne sind billige Alltagsware, und der schmiedeeiserne Thron des Präsidenten sieht aus wie ein altes Folterinstrument. Als Rednerpult diente ein kleiner Holztisch, auf ihm eine kleine Weckuhr als Zeitmaß, daneben eine hölzerne Konsole mit Wasserflasche und zwei Gläsern. Einige Gypsbüsten auf der Tribüne und ein Wald von Fahnen aller Nationen, an den Wänden angeheftet und von der Decke herabhängend, bildeten den einzigen Schmuck dieses echt amerikanischen Ceremoniensaales. Hier saßen wir am Tage der Eröffnung des Religionsparlaments in spannungsvoller Erwartung. Der Zuschauerraum war zum Brechen voll, die Tribüne leer, und es kam lange garnichts. Das Publikum wurde ungeduldig, es begann ins Leere hinauszuklatschen, dann zu stampfen, und dann wartete man, und dann klatschte man wieder und dann stampfte man neuerdings. Aber plötzlich tritt Todesstille ein, alle Köpfe wenden sich um. Von rückwärts tritt ein langer Zug von dreißig Personen in feierlich gemessenem Schritte ein, voran Präsident Bonney mit dem Kardinal Gibbons und ihm folgend die Bekenner aller Ismen in bunter Reihe. Sie ersteigen die Tribüne, sie nehmen Platz. Welch farben-, welch physiognomienreiches Bild! Der Kardinal im Purpur; der chinesische Taotai im blauen Staatsgewand mit dem roten Knopf auf der Mütze; der japanische Hohepriester der Zhikko-Sekte des Shintoismus mit dem kurzen, gekrümmten Stabe in der Hand, in dem weißen Wollkleid mit blutroter Fütterung, auf dem Haupt eine niedrige Kappe, über der ein bis in den Nacken herabhängender elastischer, gebogener Kamm zittert; die japanischen Buddhisten-Priester mit glattrasierten, bloßen Köpfen, in weiten, regenbogenfarbigen Gewändern, den Fächer in der Hand; die brasilianischen Priester in ziegelroten und orangegelben Talaren mit Turbans auf dem Haupt; der gelehrte Hindu in dem faltenreichen, weißen Leinengewand; griechische Popen mit ihren hohen, schwarzen Mützen und kunstvoll geschnitzten Elfenbeinstöcken; Frau Potter-Palmer, welche offenbar die Religion von Worth vertritt, im Changeant-Kleid; viele Herren in europäischem Gewand: Alle überstrahlt von Seiner Eminenz dem griechisch-orthodoxen Erzbischof von Zante, dessen schwerseidenes Kostüm in Blau und Rot die ganze Tribüne dominierte. Eine Pause von wenigen Minuten, während deren Publikum und Parlament sich gegenseitig stumm anstarren wie Brangäne und Tristan in der Liebestrankscene der Oper. Da ertönt die Orgel, Alles erhebt sich von den Sitzen und man singt gemeinsam die Hymne: „From all that dwell beneath the skies". Und dann tritt Kardinal Gibbons vor und spricht ein Gebet, und nun folgt stundenlang die Reihe der Willkommensadressen der Mitglieder des Parlaments.

Noch malerischer, noch wirkungsvoller war die Schlußsitzung. Sie fand am Abend statt. Nachdem die Gäste ihre Abschiedsadressen gesprochen hatten, intonierte der mehrere hundert Stimmen starke Chicagoer Apolloklub das herrliche Hallelujah aus Händels „Messias". Nachher hielten noch Dr. Barrows und Mr. Bonney die Schlußreden. Die Versammlung sang die Nationalhymne „Amerika", der jüdische Rabbi Dr. Hirsch betete das Schlußgebet vor, der amerika- Bischof Keane gab den Segen, und dann erhob sich Dr. Barrows noch einmal und sprach, die Hände wie zum Gebet erhebend, die wenigen Worte: „The parliament now stands adjourned: Peace on earth and good will towards men", das Parlament ist vertagt: Friede auf Erden und den Menschen ein

Wohlgefallen.“ Und der Apolloklub nahm diesen Refrain auf, und unter seinen feierlichen Klängen bewegte sich die Zuhörerschaft langsam aus dem Saale, den Frieden und das Wohlgefallen gleichsam hinaustragend in die Welt des Alltagslebens, die sich über dem Religionsparlament geschlossen hatte. — — —

Geeinigt haben sich allerdings alle Religionen auf dem Weltparlament. Sie haben alle, ohne Ausnahme, die Existenz eines Gottes und das allgemeinste Princip menschlicher Ethik, „the fatherhood of god and the brotherhood of men“, die Verbrüderung aller Menschen anerkannt, in allen Konsequenzen von der privaten Mildthätigkeit bis zu den internationalen Schiedsgerichten. Aber das war kein Kunststück und keine Neuigkeit. Das unterscheidende Merkmal der Religionen ist ihre Metaphysik, das ist ihr Mythus, und ihre concrete Moral, das sind die spezifischen Lebensformen, die sie ihren Gläubigen vorschreiben. In diesen ist keine Religion auch nur um eines Haares Breite von ihrer Linie zurückgewichen, jede hat vielmehr ihre Specifica dem Parlament klar zu machen versucht. Und alles andere haben wir schon vorher gewußt. Religion ist nicht ohne Gott, Civilisation nicht ohne Ethik möglich. Auf jene beiden allgemeinsten Abstraktionen mußten sich also alle Religionen civilisierter Menschen zurückführen lassen. Im Concreten, im Wie liegt der unüberbrückbare Unterschied. Man berufe ein Weltparlament aller Politiker zusammen, und sie werden einstimmig erklären, daß sie nur das Beste des Staates anstreben; und doch werden Parteien und Fraktionen bleiben. So werden auch nach dem Weltparlament die Religionen und Sekten fortexistieren, und die Einigung aller Religionen, von der man in den Schlußreden so schön sprach, die Herbeiführung einer Einheitsreligion aller Menschen, die naturgemäß nichts als eine Ethik ohne Mythus sein müßte, ist das geblieben, was sie auch zu Lessings Zeiten gewesen: ein schöner Traum.

Trotzdem ist das Weltparlament der Religionen mehr als ein bloßes Schaustück gewesen. Ungeachtet dessen, daß jede Debatte von vornherein ausgeschlossen war, ist es doch ein Kampf der Geister geworden, in dem in erster Linie die **Buddhisten** einen glänzenden Sieg erfochten haben. Das ist ein Ergebnis, welches auch die christlichen Prediger in den Chicagoer Kirchen öffentlich anzuerkennen nicht Anstand nahmen.

Zur Abwehr und Verständigung.

Herr Dr. **Walter Bormann** in München richtete folgendes Schreiben an den Herausgeber dieser Wochenschrift, der es mir zur Beantwortung übergeben hat:

„Ich las in Nr. 32 den Artikel „Zur Begrüßung u. s. w. in Eisenach“ von Lily v. Gizycki. Ich glaube nicht, der Verfasserin zu nahe zu treten, wenn ich, die allgemeinen Absichten im Auge haltend, die der Verein verfolgen soll, meine Anfragen mit Offenheit und Freiheit äußere.

Ich frage also: was bedeutet „Deutschlands vielhundertjährige Unterjochung durch das christliche Rom?“ Die christlichen römischen Kaiser haben Germanien nie unterjocht. Und kann von dem Christentum der Deutschen im Mittelalter wie von einer Unterjochung durch Rom gesprochen werden? Ich glaube, gewiß nicht. Wenn die deutschen Könige oft heiß mit der römischen Hierarchie rangen, kann man doch unmöglich sagen, daß sie je von Rom unterjocht worden seien, man müßte denn eine so vereinzelte Demütigung wie die von Canossa so nennen. Noch weniger aber war das deutsche Volk von Rom unterjocht. Daß mehr und mehr dem Christentum auch die Priesterherrschaft ihren Stempel aufdrückte, ist richtig; aber darum blieb das Christentum doch Christentum, versetzt, wie fast alles Große, mit irdischen Schlacken, aber trotzdem segensvoll und die tiefsten Gemütsschätze bewahrend für die ganze Welt

Haben Sie wohl Acht: es ist wahrhaftig kein Orthodoxer, der Ihnen das schreibt, sondern ein Mann, der unter dem Begriffe des Christentums im Sinne des Stifters das Weitherzigste, das am meisten Weltumfassende verstanden wissen will.

Ohne die Gemütstiefe, die das Christentum in die Seelen der Deutschen lange hineinsenkte, wäre nie ein Luther erstanden Und so wende ich mich ferner gegen die Behauptung, daß Luther „den Dom der Christenheit mit Riesenkräften zerschlug“. Ich frage nur: was würde Luther selbst zu dieser Auffassung sagen? Die Antwort ist ja wohl nicht zweifelhaft. Die Zornesader auf der Stirn würde ihm schwellen: denn kein andrer Wahrheitseifer war in ihm jemals, als der für seinen Herrn und Heiland Christus. Und wer kann einen großen Mann anders hinstellen, als es seine heiligsten innersten Überzeugungen gestatten? Mir scheint es nicht wohlgethan, mit größter Duldsamkeit alles Fremde und Ferne, wie es z. B. mit dem Buddhismus jetzt beliebt ist, zu verherrlichen und unser Eigenstes und Bestes, das Christentum, bei jeder Gelegenheit in den Staub zu treten und zu verleugnen. Die deutsche Tugend objektiver Gerechtigkeit wird dann, wie nur allzu oft, zum Gegenteil, zur größten Schwäche, zur Ungerechtigkeit und Treulosigkeit gegen uns selbst und unsere von Gott gesegnete, Jahrhunderte alte Kultur. Oder ist ein Dante, ist die ganze Renaissancekunst, sind die großen Spanier, Shakespeare, Goethe, Schiller für den, der diese Meister wirklich begreift, in allem Positiven, was sie gaben, verständlich, sind sie nur zu denken ohne die christliche Kultur? Da war und ist Kultur im edelsten Sinne, und keine „ethische Kultur“ wird es vermögen, ohne die Grundlagen und den Segen der christlichen Kultur das wirklich zu *sein*, was ihr *Name* besagt. Dem wahren Christentum handelt es sich zuletzt um Wort und Schall, zuletzt um den Sieg seines bloßen Namens und seiner Dogmen; ihm waren die Bahnen längst bei allen Kulturvölkern aufgethan, ehe Christus kam, und Christus hat nicht bloß das alte mosaische „Gesetz erfüllt“, sondern viel Edles und Schönes, was als das Menschenwürdigste in der Geschichte weit und breit erblüht war, durch sein Wort und Beispiel bestätigt, es verklärt und erhöht durch seine Wunderherrlichkeit als göttliche Lehre für alle Zeiten.

Dem echten Christentume ist wohl nur gedient, wenn man, wie es in Ihrem Vereine geschieht, seinen Namen einmal bei Seite rückt und einzig die reinste Ethik, seinen tiefsten Gehalt, pflegt, damit jeder Anschein wegfalle, als sei es wahren Christen nur an der Herrschaft äußerer Formen gelegen. Wenn indeß, wo das wahre Wesen ist, von selbst die Bezeichnung der Macht nicht vermieden werden kann, welche jenes Wesen am tiefsten und lebendigsten vertritt, kann auf die Dauer auch der Name des Christentumes uns nie entschwinden. Es ist das eine Privatüberzeugung, die außerhalb des Programmes Ihres Vereins liegt und liegen soll. Man thäte nur gut, darüber sich keinen Täuschungen hinzugeben, um nicht in ohnmächtige Schwärmereien zu verfallen, die der Ethik nichts helfen werden Wollen wir das Christentum um jeden Preis verleugnen, so sind wir nicht objektiv; denn das ist kein objektiver Standpunkt, den die ganze Geschichte Lügen straft. Wollen wir gar das Christentum schelten und befehden, so scheint mir das ein höchst bedauernswertes Beginnen, das mit dem ursprünglichen Plane des Vereines und seiner vorgeschriebenen Duldsamkeit sich außerdem schlecht verträgt. „Duldsamkeit“ haben religiöse und ethische Gesellschaften schon so oft auf ihr Banner geschrieben; aber noch keine hat ihr Wort gehalten. Die werden allein durchdringen auf der Bahn zum reinsten Heile, welche dies Wort unverbrüchlich zur Wahrheit machen. Wem wird das und wird es Sterblichen gelingen?

Die unechte Duldsamkeit, die sich in der Niederbeugung alles dessen, was christlich heißt, gefällt, findet natürlicher Weise den stärksten Beifall bei denen unter uns, die nicht Christen sind, d. h. bei den Israeliten. Nach menschlichen Verhältnissen sollte man sie deshalb nicht zu sehr schelten. Die zersetzenden Wirkungen, die das Judentum ausübt, sind zum großen Teile ihm gar nicht zur Last zu legen, sie sind eine notwendige Folge seines Kampfes gegen alte Überlieferungen, denen der Jude seine Freiheit und Kultur abgerungen hat und gegen die er aus natürlichem Drange weiter kämpft. Es können nur einzelne hochgebildete Juden sein, wie Moriz Lazarus, die sich hierin aller Einseitigkeit begeben und den Segen unserer alten Kultur begreifen. Den Juden verunehrt es darum nicht, wenn er in einem Wahne, den ihm der Trieb der Selbstverteidigung eingiebt, gegen alles streitet, was unsere alte Kultur begründete und uns zum Teil das Allerehrwürdigste ist. Sollte es Christen ebenso leicht zu verzeihen sein, wenn sie sich alles fortnehmen lassen, was man ihnen entreißen will? Schreiber dieses Briefes ist kein Antisemit. Das hat er öffentlich wiederholt zu erkennen gegeben, und es werden das auch diese Zeilen jedem bestätigen: aber darum ist er ebenso wenig ein Schmeichler des Judentums und Förderer seiner Übergriffe. Keine Macht und auch keine Naturforschung, die man jetzt mit solcher übertriebenen Vorliebe ins Feld führt, als hätten alle früheren Zeiten von dem, was die Natur ist, und vom Kausalitätsgesetze keine Ahnung gehabt, können je das, was das Christentum von Ethik in sich schließt, wegstreiten.

Gegen einen anderen Satz des Aufsatzes von Lily v. Gizycki glaube ich mich nun auch wenden zu sollen. Die Walhalla bei Regensburg soll uns nicht zu sich laden dürfen, weil ihre Denkmale Erinnerungen an viel Blut erwecken, die für andere Völker verletzend sind. Also soll all unser nationaler Stolz und der Dank für die Großthaten unserer Ahnen vom Banne getroffen werden? Alles Große und Herrliche dieser Erde ist mit Kampf, mit Trübem und Traurigem vermischt; gleichwohl dient es, wenn es herrlich ist, den höchsten und edelsten Zielen der Menschheit. Wir leben einmal auf der Erde, sind an irdische Bedingungen geknüpft und werden Schwärmer, wenn wir das vergessen. Kein Feinfühlender wird Angehörige eines anderen Volkes aufdringlich an die Siege gemahnen, die wir über sein Land davontrugen. Aber in unseren Herzen sind und bleiben wir Deutsche, und wenn wir das zu sein aufhörten, würden wir uneingedenk werden

dessen, was unser Vaterland für die ganze Menschheit und ihre Kultur errungen hat. Wer den vaterländischen Geist ausrotten will, der untergräbt die tiefsten, mächtigsten Wurzeln aller ethischen Kultur. Auch was andere Nationen für dieselbe gethan, wird nur der schätzen können, der selber das Hochgefühl eines Vaterlandes besitzt und die Stärke eines festgeschlossenen nationalen Wirkens begreift. Nur Nationen im Wetteifer, mit ihren besonderen Begabungen und Charakteren, mit festen staatlichen Organismen fördern die Kultur der Menschheit.

Wenn Sie diesen Brief veröffentlichen und mit Erwiderungen von Ihrer Seite oder von Seite der Verfasserin begleiten wollen, wäre mir das gar nicht unerwünscht; denn eine Aussprache über diese Dinge, scheint mir, wäre sehr ersprießlich."

Indem ich dem Schreiber obigen Briefes für sein Interesse meinen Dank ausspreche, kann ich es doch nicht unterlassen, meiner Verwunderung darüber Ausdruck zu geben, daß meine kurze Begrüßung der Teilnehmer am Eisenacher Kongreß zu so weitgehenden Erörterungen den Anlaß gab. Ich nehme an, daß Dr. Bormann schon vor dem Erscheinen meines Artikels die von ihm bei dieser Gelegenheit ausgesprochenen Bedenken gegen die D. G. E. K. gehegt hat, und fühle mich deshalb veranlaßt, näher auf dieselben einzugehen.

Zunächst habe ich auf die Frage zu antworten: Was bedeutet „Deutschlands vielhundertjährige Unterjochung durch Rom"? Herr Bormann meint, vom Christentum der Deutschen im Mittelalter könne nicht als von einer Unterjochung durch Rom gesprochen werden, während ich auf das entschiedenste das Gegenteil behaupte. Nicht das von Christus und seinen Aposteln gelehrte Christentum war es, das reiche Klöster gründete und den einst freien Bauer zum Knechte machte, das Kirchenschätze ansammelte und die Bischöfe mit Pracht und Glanz umgab, das die besten Kräfte des Landes dem heimischen Boden entzog und der Kriegsfurie in die Arme warf, die sich unter dem kreuzgeschmückten Mantel der „Befreier des heiligen Grabes" verbarg; nicht Christus war es, der die Juden verfolgen, die Ketzer verbrennen hieß — sondern Rom, das sich anmaßte, die Hauptstadt der Christenheit zu sein. Nicht der Demütigungen der Fürsten — Canossa ist übrigens kein „vereinzelter" Fall, ich erinnere nur an Friedrich Barbarossas Pantoffelkuß — gedenke ich an erster Stelle, wenn ich von der Unterjochung durch Rom spreche, sondern der zahllosen Verbrechen, die Rom an unserem ganzen Volke begangen hat. Daß der wahre Inhalt des Christentums unter den tausend Hüllen, in welche Habsucht und Unverstand es zu verstecken suchten, erhalten blieb und nicht, von Luft und Licht abgeschlossen, verkümmerte, zeugt für seine Lebenskraft.

Herr Bormann sagt weiter, ein Luther wäre nie erstanden ohne die Gemütstiefe, welche das Christentum in die Seelen der Deutschen hineinsenkte. Natürlich ist ein Reformator des Christentums nicht denkbar, ohne daß ein Christentum bereits besteht; die „Gemütstiefe" aber hat der Deutsche nicht ihm zu verdanken. Die ganze wunderbare, tiefsinnige Götter- und Heldensage der Germanen zeugt für seine Gemütstiefe. Das römische Christentum mit seinen Heiligen, seiner Ablaßkrämerei und seinen lateinischen Gebeten hat das Gemüt des Deutschen wahrlich nicht vertieft, sondern verflacht. In Luther wie in vielen seiner Vorkämpfer brach es wieder mächtig hervor, und durch ihn zerschlug das deutsche Gemüt, das sein Recht verlangte, den „Dom der Christenheit", den Rom erbaut hatte. Herr Bormann fragt, was Luther selbst zu dieser Behauptung gesagt haben würde, und meint, die Zornesader würde ihm schwellen. Ich weiß ebenso gut wie Herr Bormann, daß es nicht Luthers *Absicht* war, die Christenheit in feindliche Heerlager zu zerspalten, aber ich weiß auch, und Herr Bormann wird es auch wissen, daß er es gegen seine ursprüngliche Absicht *gethan* hat. Er hat es bedauert, wie viele Reformatoren es bedauern, wenn die Gedanken, die ihnen das Herz erwärmten, sich ausbreiten und zur verzehrenden Flamme werden. Wenn ich sagte, Luther zerschlug den Dom der Christenheit, so stelle ich ihn nicht anders dar, als es der geschichtlichen Wahrheit gemäß ist; denn von seinem Auftreten an datirt die Trennung, die Spaltung der Kirche in eine katholische und in eine evangelische.

Warum Herr Bormann in meiner Bemerkung über Luther ein In-den-Staub-treten und Verleugnen des Christentums sieht, vermag ich nicht zu sehen. Es geschieht zwar häufig, daß fanatische Feinde der Kirche mit ihr das Christentum selbst verdammen, ich bin mir aber nicht bewußt, es in meinem Artikel gethan zu haben. Auch kann ich dem Verfasser des Briefes nicht zugeben, daß die „deutsche Tugend objektiver Gerechtigkeit" in unserer von blindem Parteihaß zerrissenen Zeit zur Schwäche ausgeartet sei. Denen gegenüber, die alles Gute und Große allein durch das Christentum entstanden wissen wollen, oder die gar außerhalb des Deutschtums im engsten Sinne nichts anzuerkennen vermögen, kann nicht oft genug auf die Zeiten und die Männer hingewiesen werden, ohne die unsere heutige Kultur ebenso undenkbar wäre, als wenn das Christentum fehlte. Herr Bormann gedenkt der Renaissance; hätte die christliche Kunst sich zu dieser Blüte jemals entwickelt ohne das heidnische Griechenland? Wäre der gleichzeitige Humanismus, den Herr Bormann nicht erwähnt, möglich, ohne die Wiederauffindung des Aristoteles? Es wird häufig erzählt, die Klöster seien die Wiege der Wissenschaft gewesen, und es ist nicht zu leugnen, daß sie unendlich viel Gelehrsamkeit hinter ihren Mauern aufspeicherten. Sobald die Wissenschaft sich aber zu befreien anfing, sobald sie aus der Klosterzelle ins öffentliche Leben, aus den Pergamenten in die Köpfe und Herzen drang, war es in erster Linie die sich christlich nennende Kirche, welche sie mit Feuer und Schwert verfolgte. — Was nun die von Herrn Bormann genannten Heroen der Dichtkunst, Shakespeare, Goethe und Schiller, betrifft, so, meine ich, ist es selbstverständlich, daß sie, ebenso gut wie wir alle, unter dem Einfluß Jahrhunderte alter christlicher Kultur gestanden haben; bei allen dreien aber ist von einem persönlichen, das ganze Sein beherrschenden Christentum nichts zu spüren. Goethe, der sich selbst einen „decidirten Nicht-Christen" nannte, fußt in seinem Denken und Fühlen hauptsächlich auf der heidnischen Kultur, die wir ebenso wenig als die christliche jemals verleugnen können. Ob der Name „Christentum" verschwinden wird oder nicht, scheint mir ein müßiger Streit zu sein. Die Goldkörner, die das Christentum zu dem ethischen Schatze der Menschheit beigetragen hat, werden jedenfalls nicht verloren gehen, und die D. G. E. K. wird ihr Vorhandensein niemals in Abrede stellen, sie wird dieselben aber nicht für den einzigen vorhandenen Reichtum erklären. Duldsamkeit wird zur Schwäche, wenn sie sich allein den Erscheinungen gegenüber bethätigt, die dem Gesichtskreis am nächsten liegen, aber wenn sie zu jener Sentimentalität ausartet, die sich scheut, das in den Überzeugungen des Andern als falsch Erkannte zu berühren, nur um ihm nicht wehe zu thun. Anti- und Philosemitismus geben die besten Beispiele für diesen Satz. Der Antisemitismus lobt Alles, was unter der Fahne des Deutschtums segelt, und tolerirt die gröbsten Ausschreitungen des Nationalitätendünkels, während er alle Unternehmungen, bei denen Juden beteiligt sind, entweder in Bausch und Bogen verdammt, oder wenigstens mit Mißtrauen betrachtet. So brachte kürzlich*) die „Kreuz-Zeitung" einen längeren Artikel über die ethische Bewegung, in welchem Folgendes zu lesen ist: „Unser Name schon lehrt uns, daß eben nur das, was diutisk, d. h. volkstümlich, volksgemäß ist, für unser wahres echtes Eigentum zu gelten Anspruch hat. Wie steht es in diesem Punkte mit der Deutschen ethischen Gesellschaft, die wir bekanntlich amerikanischen und englischen, oder auch jüdischen und freimaurerischen Mustern verdanken. . . . Die ethische Kultur hat ein weites Herz und genügt allen Bedürfnissen, die Kosmopolitin! Hier werdet ihr finden, was eurem deutschen Magen ebenso gut zusagt wie den Vettern über dem Meer. Ja, wenn es wenigstens nur noch germanische (sic!) Vettern wären! Aber diese ethische Kultur ist völlig undeutsch. . . . Zu diesem Ergebnis mußte der Eisenacher Kongreß folgerichtig führen, indem Geh. R. Dr. Foerster selbst dem Zwange (!) weichen, die deutsche Art dieser deutschen Gesellschaft in Frage stellen und die Hoffnung auf einen Zusammenschluß der Gleichgesinnten in England, Amerika, Belgien, Italien, der Schweiz und Deutschland zu einem ethischen Bunde aussprechen mußte. Damit ist unseres Erachtens die D. G. E. K. für den Vaterlandsfreund, dessen Herz sich den Mahnungen eines Attinghausen noch nicht völlig verschlossen hat, von vornherein eine abgethane Sache."

Der Philosemitismus dagegen treibt wieder die Toleranz den Juden gegenüber so weit, daß er alles, was die Juden thun, zu verteidigen oder zu beschönigen sucht. Herr Bormann gehört keiner der beiden Richtungen an, aber er meint doch, daß die „Niederbeugung" alles Christlichen bei den Juden den stärksten Beifall finden müsse. Ich kann nur wiederholen, daß die D. G. E. K. weit davon entfernt ist, *alles* Christliche niederbeugen zu wollen; sie kämpft nur gegen das Böse und schont es auch dann nicht, wenn es sich mit dem Mantel des Christentums drapirt. Ebenso rottet sie nicht vaterländischen Geist aus, wohl aber bekämpft sie den Chauvinismus, der wie Mehltau auf die gesunden Triebe unseres Volkslebens fällt. Auch ich habe durch meine Erwähnung der Walhalla bei Regensburg keinerlei Geringschätzung der germanischen Heldenthaten ausdrücken wollen. Es lag mir nur daran zu betonen, daß ein ethischer Kongreß, der Vertreter aller Nationen freundschaftlich vereinen soll, auch äußerlich einen gewissermaßen neutralen Boden dafür suchen muß. Die Verherrlichung der Siege der einen Nation erinnert die andere an ihre Niederlagen, und das wirkt, wenn nicht erbitternd, so doch verstimmend auf deren Vertreter, besonders heute, wo wir alle in diesem Punkte nach nervös empfindlich sind.

Herrn Bormanns Frage, wann es Sterblichen gelingen wird, unter der Fahne der Duldsamkeit den Weg zum Heile zu finden, wird, so hoffe ich, die Geschichte der ethischen Bewegung ihm einst beantworten. Hier lag es mir nur daran, seinen Bedenken ihr gegenüber, welche mir als der Ausdruck der Bedenken Vieler erschienen sind, eine eingehende Antwort zu geben.

Berlin. Lily von Gizycki

Revidierter Antrag des Zweiges Kiel der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

betr. Änderung der Satzungen**)

§ 1. Zweck der Gesellschaft. Die D. G. E. K. will 1. das sittliche Leben fördern und seine Bedingungen erkennen, 2. die wissenschaftliche Sittenlehre pflegen, ausbilden, verbreiten.

§ 2. Mittel der Gesellschaft. Die Gesellschaft bethätigt ihren

*) Am 7. September.

**) Dem Gesellschaftstage der D.G.E.K. vorgelegt (vgl. Nr. 44 S. 352).

Willen mit allen gesetzlich und sittlich erlaubten Mitteln, die ihr offen stehen.

§ 3. Das sittliche Leben fördern bedeutet 1) die herrschende Denkungsart veredeln, 2) die herrschenden Zustände verbessern. Keiner dieser Zwecke kann ohne den andern ins Auge gefaßt werden

§ 4. Um Veredlung der Denkungsart soll jeder Mensch zuerst an sich selber und in seinem engsten Kreise sich bemühen. Gemeinsam muß dahin gewirkt werden, daß diese Idee die gesamte öffentliche Erziehung durchdringe und erneuere. So sind Haus und Schule die nächsten Stätten für eine unmittelbare Arbeit im Sinne ethischer Kultur.

§. 5. Auch außerhalb des Hauses und der Schule kann und soll unmittelbar in diesem Sinne gewirkt werden durch Beispiel, Lehre, Kunst.

§ 6. Die herrschenden Zustände zu verbessern ist im weitesten Bereiche nicht Aufgabe der Ethik, sondern Aufgabe der Politik Die D. G. E. K. will aber die Politik durch Ethik vertiefen. Sie fordert vom Staate, daß er die Gerechtigkeit als das Allgemeine Interesse erkenne und verfolge, daß er die sittliche Wohlfahrt aller und ihre ökonomischen Bedingungen für Gesetzgebung und Verwaltung maßgebend werden lasse; und sie behält sich vor, alle staatlichen Aktionen unter diesem Gesichtspunkte zu kritisieren.

§ 7. Die D. G E. K. ist keiner gesetzlich wirkenden politischen Partei entgegen, aber sie verlangt von allen Parteien, daß sie sich nicht allein durch materielle Interessen, auch nicht allein durch politische Begriffe, sondern vor allem durch ethische Ideale bestimmen lassen. Hierdurch können die Parteien einander in friedlichem Sinne genähert werden, hierdurch kann der politische Klassenkampf über persönliche Gehässigkeit erhoben werden.

§ 8. Die herrschenden Zustände können nicht wesentlich und nicht dauernd durch Wohlthätigkeit verbessert werden Organisierte Wohlthätigkeit ist unter Umständen ethisch gefährlich für Geber und Empfänger, vereinzelte nur da wertvoll, wo sie in echtem Mitgefühl oder in persönlicher Verpflichtung beruht.

§ 9. Verbesserung der Zustände kann außerhalb der Politik erstrebt werden durch rücksichtslose Aufklärung in allen Kreisen über Wesen und Ursachen moralischer Güter und Übel; durch Einfluß auf die öffentliche Meinung im Sinne der Wahrheit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit, insbesondere aber durch Mitwirkung an den Aufgaben der Gemeinden, die ihrer Natur nach weniger dem eigentlichen Parteigeiste unterliegen, durch engere, persönliche und geschäftliche Interessen oft in leicht durchschaubarer Weise bestimmt werden, darum aber auch persönlich-ethischer Wirkung in höherem Maße als die Aufgaben der Politik zugänglich sind. Demnach muß die Erneuerung des Gemeindelebens neben Erneuerung des Familienlebens als ein Hauptziel der D. G. E. K. hingestellt werden.

§ 10. Veredlung der Denkungsart ist im weitesten Umfange bedingt durch Verbesserung der Zustände. Denn sie wird durch Not und Elend ebenso gehemmt, wie durch Überfluß und unablässiges Genießen, Die Mitarbeit an Verbesserung der Zustände hat selber eine veredelnde Kraft in sich.

§ 11. Ebenso ist Verbesserung der Zustände durch veredelte Gesinnungen bedingt. Im Gegensatz der gesellschaftlichen Klassen gegeneinander wird die Hebung der Arbeiterklasse auch eine Erhebung ihres Sinnes für Wahrheit, Recht und Sitte bedeuten. In der begüterten Klasse wird die Hebung des ethischen Idealismus notwendigerweise auch Willen und Fähigkeit zur Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände vermehren.

§ 12. Die Bedingungen des sittlichen Lebens erkennen heißt, die sozialen Zustände nach allen Seiten hin treulich erforschen. Die Sozialwissenschaft muß als notwendige Voraussetzung der Ethik erkannt und geltend gemacht werden.

§ 13. Pflege der wissenschaftlichen Sittenlehre bedeutet: anerkennen, daß es eine solche geben könne und wenigstens der Anlage nach gebe; behaupten, daß sie durch den Glauben an übersinnliche Mächte nicht bedingt sei; fordern, daß sie als eine einheitliche ausgebildet und den Zwiespalten religiöser Lehren entgegengesetzt werde.

§ 14. Ausbildung der wissenschaftlichen Sittenlehre heißt: a) ihre Grundsätze in eine so sehr als möglich bewiesene, überzeugende, praktisch wirksame Form bringen; b) diese Grundsätze auf alle Verhältnisse des menschlichen Zusammenlebens kritisch und positiv anwenden.

§ 15. Verbreitung der wissenschaftlichen Sittenlehre heißt: durch Wort, Rede und Schrift für ihre Wahrheit eintreten, die ausschließenden Ansprüche religiöser Sittenlehren und Vereine durch ihre Früchte widerlegen.

§ 16 Die D G E. K. sieht ihre Berechtigung durch die Thatsache gesichert, daß die Zahl der Menschen groß ist und sich stetig vermehrt, die nach dem Guten ringen und für das Gute thätig sein wollen, ohne sich aus freiem Herzen zu einer Kirche oder Religion zu bekennen, ja nicht wenige, ohne an einen Gott zu glauben; andere, die gern in solchem und anderem Glauben verharren, aber doch mit jenen verbunden wirken wollen und sich nicht wegen ihres Glaubens für besser oder für auserwählt halten Endlich solche, die in ihrem Denken schwankend, nach einer Stütze für ihr Gewissen verlangen und suchen. Allen kann sie als ein Hort des echten Idealismus Licht und Wärme bieten.

§ 17. Die D. G. E. K. hält ihre Notwendigkeit durch die Thatsache gegeben, daß die bestehenden religiösen und politischen Verbände nicht im Stande sind, einem allgemeinen Verfall der Volksmoral, der als Wirkung heutiger Lebensbedingungen offenbar ist, zu wehren. Wie sie aber keinen ethischen Einfluß leugnen oder verkleinern will, der außerhalb ihrer, insbesondere von kirchlichen Gemeinschaften ausgeübt wird, so verlangt sie für ihren eigenen Einfluß freie Bahn.

Bücherbesprechung.

Freiland. Ein soziales Zukunftsbild von Theodor Hertzka. Sechste durchgesehene Auflage Dresden und Leipzig, E. Pierson 1893. (341 Seiten, Preis 2 Mark.)

Dr. Hertzka schildert in dem vorliegenden Staatsromane, der vor vier Jahren in erster Auflage erschienen ist und nun bereits in sechster vorliegt, eine soziale Ordnung, welche nicht, wie die gegenwärtige, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen begünstigt, sondern jedem Arbeitenden den Genuß des vollen Ertrages der eigenen Arbeit sichert, dabei aber auf dem Grundsatze der absoluten individuellen Freiheit und Selbstbestimmung und des ungehinderten Wettbewerbes beruht. Als die Triebfeder des wirtschaftlichen Handelns in seiner Zukunftsgesellschaft, der in Afrika durch Kolonisation entstandenen großen Produktiv-Genossenschaft „Freiland", giebt der Verfasser „nicht Gemeinsinn oder allgemeine Menschenliebe, sondern ganz gewöhnlichen und simplen Eigennutz" an. In dieser Gesellschaft kennt man weder Grundrente noch Unternehmergewinn noch Kapitalzins, da „der freie vergesellschaftete Arbeiter sein eigener Kapitalist so gut wie sein eigener Arbeitgeber und Grundherr" ist. Das Ergebnis dieser „sozialliberalistischen" Gesellschaftsordnung mit Gemeineigentum an Grund und Boden und an den Produktionswerkzeugen ist eine beispiellose Höherentwickelung in wirtschaftlicher, hygienischer, intellektueller und ethischer Hinsicht, welche der Verfasser in anziehender Weise eingehend schildert „Justiz, Polizei, Militär und Finanzverwaltung, die in anderen Ländern reichlich neun Zehnteile des Gesamtbudgets verschlingen, kosten in Freiland nichts".

Dr. Hertzka selbst sagt: „Die von mir gefundene Lösung des sozialen Problems bietet unter einem (sic) die von der Wissenschaft der Nationalökonomie seit ihrer ersten Entstehung bis zum heutigen Tage unablässig gesuchte Lösung des wirtschaftlichen Problems". Weiter sagt er über sein Werk: „Nicht die wesenlose Schöpfung einer ausschweifenden Phantasie ist dieses Buch, sondern das Ergebnis ernsten, nüchternen Nachdenkens, gründlicher wissenschaftlicher Forschung Alles, was ich als thatsächlich geschehen erzähle, es könnte geschehen, wenn sich Menschen fänden, die, erfüllt gleich mir von der Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände, sich zu dem Entschlusse aufraffen, zu handeln, statt zu klagen. Gedankenlosigkeit und Trägheit sind in Wahrheit annoch die einzigen Stützen der bestehenden wirtschaftlichen und sozialen Ordnung. Was einst notwendig und deshalb unvermeidlich gewesen, es ist schädlich und überflüssig geworden; nichts zwingt uns fürderhin, das Elend einer überlebten Weltordnung zu ertragen, nichts hindert uns, jenes Glück und jenen Überfluß zu genießen, zu deren Bereitung uns die nun vorhandenen Kulturmittel befähigen würden, nichts, als unsere eigene Thorheit". Der Verfasser ist also der Überzeugung, „daß wir an der Schwelle eines neuen, glücklicheren Zeitalters stehen, und daß es nur von unserer Einsicht und unserem Willen abhängt, dieselbe sofort zu überschreiten".

Auf die Frage, warum die früheren Versuche, Gerechtigkeit und Freiheit zur Grundlage der menschlichen Wirtschaft zu machen, erfolglos blieben, antwortet der Verfasser: „Die wirtschaftliche Gleichberechtigung konnte in früheren Kulturepochen aus dem Grunde nicht verwirklicht werden, weil menschliche Arbeit in jenen Epochen nicht hinreichend ergiebig war, um Reichtum für alle zu ermöglichen, die Gleichheit also Armut für alle bedeutet hätte, diese aber gleichbedeutend mit Barbarei gewesen wäre; sie kann nicht nur, sie muß jetzt zur Wahrheit werden, weil dank der erlangten Kulturmittel unerschöpflicher Reichtum für Alle produzierbar wäre, die thatsächliche Produktion dieses den Kulturfortschritten entsprechenden Reichtums aber zudem an die Bedingung geknüpft ist, daß Jedermann genieße, was das Ergebnis seines Fleißes ist".

Dr. Hertzka hegt nun den Glauben, daß sich nach dem Plane, den er in seinem Staatsromane entworfen hat, wirklich ein Gemeinwesen gründen lasse; und seit etwa zwei Jahren sind von ihm und seinen Anhängern vorbereitende Schritte zur Realisierung seiner Ideen gethan worden. Aber warum hinten, weit in Afrika und nicht im eigenen Lande gesunde Zustände schaffen? Unser Autor antwortet: „Sollen wirtschaftliche Freiheit und Gerechtigkeit ihren Einzug in der menschlichen Gesellschaft halten, so müssen sie zuvor ernstlich gewollt werden, und es will mir scheinen, daß es leichter gelingen muß, einige Tausend in solchem Wollen zu vereinigen, als zahllose Millionen, von denen die Meisten an das Neue — und sei es noch so einleuchtend und selbstverständlich — erst dann zu glauben pflegen, wenn es bereits Thatsache geworden ist"

Ich hege nicht die Meinung, daß die soziale Frage in Afrika gelöst werden wird, und fürchte, daß die Freiland-Kolonisationsversuche keinen sonderlichen Erfolg haben werden Aber ich begrüße das vorliegende Werk als einen der Faktoren, die darauf hinwirken, daß die Zustände bei uns besser werden. Meisterhaft ist an vielen Stellen

seine Kritik der bestehenden sozialen Unordnung mit dem Elend und der Verworfenheit, die sie zur notwendigen Folge haben. Von den trefflichen Einzelpartieen des Werkes möchte ich die über den Kampf ums Dasein, über körperliche und geistige Arbeit, über die Möglichkeit der Menschenliebe und das Eigentumsrecht in der Gegenwart besonders hervorheben.

Als der schwächste Punkt des Werkes erscheint mir die Behandlung der Frauenfrage. Wenn schon in Bellamy's Roman — an dessen dichterische und ethische Kraft der vorliegende freilich nicht heranreicht — die Stellung der Frau allzusehr an die, welche sie in der Bourgeoisie einnimmt, gemahnt, so gilt dies von Hertzka's „Freiland“ in noch ungleich höherem Maße. Hier haben „Arbeitsunfähige und Frauen das Recht auf auskömmlichen Unterhalt von Gesellschaftswegen“. Das Weib soll „seiner physischen und psychischen Beschaffenheit nach nicht zu produktiver Thätigkeit, sondern einerseits zu Fortpflanzung, andererseits zu Verschönerung und Veredlung des menschlichen Daseins bestimmt“ sein. „Das Weib darf kein Rad im Getriebe des Broterwerbes, es muß ein Juwel am Herzen der Menschheit sein“. „Losgelöst von jeglicher materieller Sorge und Arbeit, ist es sein alleiniger Beruf, sich zu veredeln, sein Verständnis für alles Gute und Erhabene zu schärfen“. Der Verfasser preist seine Freilands-Frauen glücklich, weil sie sich „der entwürdigenden Notwendigkeit enthoben sehen, im Manne einen Ernährer zu suchen“; aber wenn diese Frauen auch nicht auf die Versorgung durch e i n z e l n e Männer angewiesen sind und „dadurch in ein materielles Abhängigkeitsverhältnis zu diesem gebracht werden“, so stehen sie doch zu a l l e n Männern in einem solchen Verhältniß. Ich meinerseits glaube nicht, daß die Frauen der Zukunft es ihrer Würde entsprechend finden werden, sich den Arbeitsunfähigen an die Seite stellen und durch die Männer erhalten zu lassen.

G. v. Gizycki.

Briefkasten.

Ein Czeche schreibt an den Vorstand der D. G. E. K.:

„In Nr. 44 der „Ethischen Kultur“ befindet sich ein Aufruf „an Freunde und Gesinnungsgenossen unter dem gesamten deutschen Volke“, um durch Zeichnungen von Geldbeiträgen zur Abfassung und Herausgabe eines volkstümlichen Handbuches der Ethik beizutragen.

Ich bin nun kein Deutscher, sondern ein Czeche, der seinem Vaterlande und Volke mit ganzem Herzen zugethan ist, gleichwohl erlaube ich mir, um die Annahme des anliegenden Beitrages von 5 M. zu bitten, denn der Zweck des Aufrufes ist ein über die nationalen Grenzen ausgreifender, und ist es meine tiefinnigste Überzeugung, daß ich auch m e i n e m Volke am besten diene, wenn ich einen Zweck unterstütze, welcher der ü b e r allem und jedem Nationalen thronenden Humanität, die wieder nur auf Grundlage der Ethik aufgebaut werden kann, ja m i t d e r s e l b e n e i g e n t l i c h E i n s i s t, zur Verwirklichung verhelfen soll.“

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von

Dr. Georg von Gizycki,

Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 18. November 1893.	Nr. 47.

Arbeit und Zeitvertreib.

Der Spielerprozeß in Hannover hat eine Hochflut von Zeitungsergüssen hervorgerufen. Ihr Inhalt bewegt sich zwischen weitgesteckten Grenzen: auf der einen Seite verurteilt man aufs schärfste sowohl Angeklagte wie Zeugen, auf der anderen Seite sucht man die in dem Prozeß als Beweismittel verwickelten Offiziere nebst ihren zivilen Anhängseln, wie Rittergutsbesitzer, Gesandtschaftssekretär, Regierungsassessor, Rechtskandidat und dergl., „frohgemut" zu entschuldigen und steigert diese liebedienerische Beschönigung sogar bis zur schäumendsten Mohrenwäsche.

Das Schicksal liebt es manchmal, ironisch zu sein. Die Ironie liegt im gegenwärtigen Falle darin, daß die seiner Zeit schon viel besprochene Hypothese vom Adel als den „Edelsten der Nation" durch den Hannoverschen Prozeß in geraden Gegensatz zur Wirklichkeit gestellt wird.

Der Spielerprozeß deckte nur ein Symptom auf, eines der vielen Anzeichen, die von der gähnenden Kluft zwischen arbeitslosem Einkommen und mühseligem Erwerb Kunde geben. Die Gerichtsvorgänge in Hannover sind ein Drama genannt worden. Sie waren wohl richtiger nur eine Scene, der andere Scenen voraufgegangen sind, andere nachfolgen werden. „Das Spiel steht", wie ein bekannter Rechtslehrer der Gegenwart sagt, „im Gegensatze zu ernsten, dem Leben und der bürgerlichen Gesellschaft nützlichen Beschäftigungen. Es ist unnütz, oft sogar verderblich; denn ungezügelte Spiellust untergräbt häufig das Wohl Einzelner, ja ganzer Gesellschaftskreise." Die in Hannover offenbarten Vorkommnisse standen nun aber nicht blos unter dem Zeichen der Spiellust, d. h. der Absicht, durch Wagen und Gewinnen die Zeit zu vertreiben, sondern unter dem Zeichen der nacktesten Gewinnsucht.

Es handelte sich nicht um Wagemut, sondern um Erwerbsgier. Der „österreichische Großindustrielle" oder auch „der Kommerzienrat" schien dem deutschen Offizier gut, um ihm Geld abzunehmen, aber die deutschen Offiziere waren für Abter und Genossen noch besser, um geplündert zu werden.

Gespielt wird in viel weiteren Kreisen, als die Verhandlung in Hannover enthüllen konnte. Und es giebt auch noch sonstigen verderblichen „Zeitvertreib", der die Kräfte der Nation verseucht und verzehrt; vielleicht verwundert man sich in nicht zu ferner Zeit wieder über eine andere irgendwo platzende Blase und über das, was sich in ihr unter der gleißenden Oberfläche der gegenwärtigen Gesellschaft verborgen hielt.

Man hat alle Veranlassung, ein anderes Leben gerade von den Offizieren und den Beamten zu fordern. Wir haben vor den übrigen Geschöpfen das Selbstbewußtsein voraus; ein Ausfluß ist der Drang nach Erkenntnis, und vom Tiere unterscheidet den Menschen, daß er über das Rätsel seiner selbst, über das „Wozu leben wir?" nachdenkt. Daß die sog. höheren Klassen unserer Gesellschaft den Zweck des Lebens vorwiegend durch ein „Vegetieren in Reizen und Genüssen" ausfüllen, bringt sie — auch abgesehen von der wirtschaftlichen Lage — in schneidenden Widerspruch zum sog. Proletariat, welch letzterem unser Dasein ein Forschungsgebiet geworden ist. Die Zeugen des Spielerprozesses waren Zeugen des Lebensprozesses ungezählter adliger Familien, von denen man etwas Anderes erwartet hatte, als man erfuhr; das machte den Prozeß so wichtig, und das erklärt die Entrüstung, die laut geworden ist.

Frivol nur kann es genannt werden, den „fröhlichen Wagemut" beim Spiel, wie er im Hannoverschen Prozeß beleuchtet ist, als eine Art Garantie für einen gleichmutigen Einsatz der Existenz im Kriege hinzustellen. Sorgloser Einsatz beim Spiele ist Ausfluß der Leichtfertigkeit, und was wir im Kriege brauchen, ist nicht der Lebensüberdruß einer unbekümmerten Blasiertheit, sondern die Todesverachtung eines sittlich-bewußten Mutes. Die Soldaten wollen einen besonnenen Führer von körperlicher und moralischer Gesundheit, nicht einen laszIven Draufgänger, dem Leben oder Sterben „egal" ist, und der seine angegriffenen Nerven erst durch irgend welche Mittel diensttauglich wetzen muß.

Pharisäerhaft aber würde es sein, den Stein nur auf die Zeugen und ihresgleichen zu werfen. Der Zufall stellte gerade sie bloß, er hätte sich auch Andere aussuchen können, und wenn nicht der Wunsch des einen Glücksritters, aus einem Wechsel doppelt herauszuschlagen, was er mit einfach schon zuviel einheimste, gewesen wäre, wer weiß, ob das Sittenbild sich entrollt hätte. Der böse Zufall konnte auch an einem andersartigen Bilde Gefallen finden.

Die Jagd nach dem arbeitslosen Gewinn ist auch im scheinbar ehrsamen Bürgertum ein eifrig betriebener Sport. Davon gar nicht erst zu reden, wie die Priesterschaft der Börse und ihre Gläubigen dem Vermögenserwerb huldigen.

Pharisäerhaft ist es auch, Umgestaltungen, die sich kraft allgemeiner wirtschaftlicher Gesetze vollziehen, auf das Konto besonderer, wenn auch noch so zahlreicher Fälle von leichtsinniger Geldvergeudung zu schreiben. Ob man die Hypothekenstatistik vor über 30 Jahren im Herzogtum Braunschweig, oder aus der neueren Zeit in Preußen, ob man sie

in der freien Schweiz oder in dem noch einer Wahlreform entbehrenden Österreich ausmacht, es zeigt sich die gleiche Erscheinung — selbst im schlichten Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach gewinnt man keinen andern Abschluß: die Verschuldung geht ihren sicheren Lauf.

Die hypothekarische Belastung von Grund und Boden auf dem großen Rieselfelde der nationalen Güter ist nur das Pendant zum Wachsen des Kapitals, das sich vermöge des Anfalls von Zins und Zinseszins in einer Mandel Jahre verdoppelt. Das Kapital ist der Geier, der Grund und Boden die Beute, und der Spielverlust gelangweilter Lebemänner bedeutet nicht viel mehr als ein Dutzend Marken im großen Klebealbum der Kapitalsammlung.

Seltsam mutet es Einen an, wie die Gesetzgebung dem wirtschaftlichen Niedergang beizukommen gedenkt. Man munkelt davon, daß verschiedene Bundesstaaten Bestimmungen gegen die Güterzertrümmerung erlassen wollen. Die Parzellierung bildet oft noch das einzige Mittel, den verschuldeten Grundbesitz mit Anstand und unter Gewinnung eines Überschusses los zu werden. Der Überschuß ermöglicht den Versuch zur Gewinnung einer neuen Existenz. Verlegt man dem Eigentümer diesen Weg, so bringt man ihm den Verderb und der Landwirtschaft als solcher keine Hilfe. Der Kleinbesitz wird dann zunächst in den Großbesitz übergehen und mit diesem noch rascher, jedenfalls um Nichts langsamer, in die allumfassenden Arme des Kapitals sinken.

Auch die Bildung von Handwerker- oder Landwirtschaftskammern hat im Grunde keine andere Tragweite, als daß man die unterm Anstoß des Kapitals bereits zersprengten Inhaber von Kleinvermögen noch einmal in einen Haufen sammelt und unter dem unrichtigen Feldgeschrei „gemeinsame Interessen" über den wahren Feind und seine Stärke hinwegtäuscht.

Nirgends, am wenigsten bei der neuen Besteuerung, vermag man in der vorgeschlagenen Maßregel ein Panier zu erkennen, unter dem man mit der gläubigen Zuversicht kämpfen sollte: In hoc signo vinces!

Es ist, als käme es auch für die Staaten zunächst darauf an, die Zeit zu vertreiben. Was nachher wird, bildet nicht die Sorge der Gegenwart.

In Österreich ist das Ministerium Taaffe über die Wahlreform gestolpert. Ein Fürst Alfred zu Windischgrätz hat den Auftrag angenommen, ein Ministerium aus Konservativen, Polen und Deutschliberalen zustande zu bringen. Man nennt das ein Koalitionsministerium, d. h. ein Ministerium, bei dem der Ehrgeiz von Parteigrößen, wenigstens für einige Zeit, zum ersehnten Ziele des Portefeuilles gelangt, meist auf Kosten des Charakters. Da muß einem schon ein Ministerium lieber sein, dessen Mitglieder keiner Partei angehören. Das Volk bleibt hierbei unbefangener und lernt selbst nachdenken, jedenfalls immer klarer den Unterschied zwischen Arbeit und Zeitvertreib erkennen.

Jena, am 9. November 1893. Ernst Harmening.

Friedrich Albert Lange.

Zum 21. November.

Von A. R. Hardeg (Adele Gerhard).

In den Kämpfen der Gegenwart schweift unser Blick immer wieder zurück zu der Gestalt des Mannes, dessen früher Tod uns stets von Neuem als ein einschneidender Verlust für unsere Zeit erscheint. Friedrich Albert Lange ist von berufener Seite schon in diesen Blättern besprochen worden, Bildungsgang und Lebensschicksal wurden hier bereits angedeutet.*) Unser kurzes Erinnerungswort will nicht wiederholen. Gedenken will es nur in warmer Verehrung der Persönlichkeit, die wie kaum eine andere uns geeignet erscheint, den Anhängern der ethischen Bewegung Anregung, Ansporn, in gewissem Sinne Vorbild zu sein. Wir wollen dies Wort nicht durch schablonenhafte Auffassung mißdeutet sehen. Individuell ist die Anlage, mannigfach die zu Grunde liegende philosophische Anschauung, in vieler Hinsicht ist Lange durch die Zeit überholt worden, in anderer Beziehung tritt uns, wenn wir seinen Werdegang in seinen späteren Jahren verfolgen, doch sowohl der Einfluß der ihn umgebenden Schweizer Atmosphäre zu Bewußtsein, wie auch, daß nach seiner endlichen Rückkehr nach Deutschland seine schwere Krankheit ihn nicht mehr, wie einst in gesunden Tagen, persönliche Fühlung mit den Arbeiterkreisen gewinnen ließ. Trotzdem kann unseres Erachtens nicht genug das Augenmerk auf Lange gerichtet werden. Er zeigt uns den vollen ethischen Menschen, der seine Lehre lebt. Noch in seiner letzten Lebenszeit, wenn wir in der Schilderung seines Biographen*) und an der Hand seiner Werke den „langsam sterbenden" Mann — wie Ellissen ihn wunderbar ergreifend nennt — begleiten, mahnt er uns an Schiller's Wort: „Die dynamische Natur erreicht ihn (den moralisch gebildeten Menschen) nie, weil er sich von Allem, was sie erreichen kann, freithätig scheidet."

Langes philosophischer Standpunkt ist vielfach angegriffen worden. Hier ist nicht die Stelle, darauf einzugehen, denn wir wollen heute nicht gerade für diese philosophische Grundlage — wie nahe wir ihr auch stehen — eintreten, sondern vielmehr andeuten, wie Lange seine Auffassung bethätigt hat, wie sie in ihm Fleisch geworden ist. Als ein ganzer Mann, der seine Ideale kampfbereit hinaustrug in die mannigfachen Gebiete einer komplizierten Wirklichkeit, steht er vor uns. Seine Einheitlichkeit sichert ihm ein tiefes und bedingungsloses Vertrauen. Wir freuen uns, denen gegenüber, die in platonischer Liebe zu gleichen oder verwandten Idealen schwelgen, auf Lange verweisen zu können, auf die edle Konsequenz, mit der er sich nicht scheute, auszudenken und dementsprechend zu handeln. Bei ihm besteht kein Riß zwischen philosophisch-ethischer Überzeugung und politischer und sozialer Stellungnahme. Wir betonen dies mit besonderem und schmerzlichem Nachdruck, denn hierin liegt für uns zum großen Teil, warum uns Lange so unersetzlich erscheint, warum wir an den Verlust, den wir am 21. November 1875 erlitten, wieder und wieder bei den wichtigsten Ereignissen unseres sozialen Lebens gemahnt werden: wir besaßen in Lange einen Mann, der trotz wissenschaftlicher Überlegenheit, trotz aller Fähigkeit zu einsichtsvoller Objektivität keine „Zuschauernatur" war, der bei höchster Vornehmheit doch kraftvoll und unerschrocken für seine Ideale im Leben eintrat.

Lange selbst kennzeichnete in seiner „Arbeiterfrage" die unselige Arbeitsteilung, die zwischen Denen herrscht, die sich an der Lösung der sozialen Frage versuchen. (Wir haben an anderer Stelle — Deutsche Worte, Juniheft — die Bedeutung seiner Worte für die Gegenwart eingehender besprochen.) „Die Einen haben den Eifer, die Andern die Einsicht." Er selber besaß Beides in seltener Vereinigung. Selbst Ed. Bernstein gesteht ihm in seiner wahrlich nichts weniger als durch die Persönlichkeit enthusiasmierten Besprechung**) zu: „Als die Arbeiterbewegung noch in den Kinderschuhen stand, die Arbeiterparteien noch zersplittert waren und von allen Seiten Netze ausgeworfen wurden, sie in falsche Bahnen zu lenken, hat er klaren Blickes sich für diejenige Taktik ausgesprochen, die unter den damaligen Verhältnissen eine allein richtige war." Wir wollen nun hier keine Parteiflagge aufhissen. Lange ist zu einer Zeit gestorben, da die sozialdemokratische Partei in ihrer heutigen Macht und Zusammensetzung noch

*) Vgl. Hermann Cohen's Aufsatz über F. A. Lange in Nr. 18 d. Bl.

*) O. A. Ellissen: Fr. A. Lange. Eine Lebensbeschreibung.

**) Ed. Bernstein: Zur Würdigung Fr. A. Langes. (Neue Zeit. Nr. 29, 30, 31. X. Jahrgang, II. Bd.)

nicht bestand, und müßig wäre es, Betrachtungen nachzugehen, was hätte werden können und müssen, wenn er heute als gesunder Mann in Deutschland lebte. Hier würden wir so wenig Andere, als diese uns überzeugen. Ist uns doch sogar von einer Lange sehr nahestehenden Person eine Äußerung bekannt, die die sozialistischen Neigungen bei dem Verfasser der Arbeiterfrage gewissermaßen als défaut de qualité beurteilt. Sicher ist das Eine, daß Langes zu Grunde liegende philosophische Auffassung eine weit abweichende von der der meisten Führer der heutigen Sozialdemokratie war, und daß diese aus anderer Naturanlage hervorgehende Verschiedenheit sicherlich auch weiterhin eingewirkt hätte. Daß er sich aber bei der jetzigen Lage der Dinge damit beruhigt hätte, der überlegene, vielleicht auch mahnende Beobachter zu sein, bezweifeln wir. Man erinnere sich an das Schlußwort des ersten Kapitels der Arbeiterfrage, als Lange die Furcht unserer Gelehrten vor einer Revolution, verbunden mit dem sie schreckenden Gedanken vom Untergang unserer Kultur, bespricht. Dort heißt es: „Die Frage, ob denn unsere gegenwärtige Kultur, in welcher jedenfalls geschmackloser Luxus, gespreizte Scheinbildung und egoistische Blasiertheit eine hervorragende Rolle spielen, die Sympathie edler Männer wirklich in so hohem Grade verdient, wollen wir hier ebenso wenig erörtern, als die entsprechende, ob nicht alle Aussicht vorhanden wäre, binnen kurzem die Keime einer einfachen, aber gesunderen und harmonischeren Bildung aus unsern jetzt durch den Druck des Lebens niedergehaltenen Volksschichten hervorgehen zu sehen. Wer den Menschen wirklich im vollen Sinn des Wortes als Menschen anerkennt, darf auch ohne solche Hoffnung nicht zweifelhaft darüber sein, auf welcher Seite er steht, wenn das Bewußtsein einer höheren Bestimmung in den Massen zum Durchbruch kommt.“ Wir wollen jedoch unsere Auffassung, wie Lange gegebenen Falles heute Stellung nehmen würde, hier nicht weiter begründen. In Wahrheit kann ein Beweis von uns nicht erbracht werden, es handelt sich naturgemäß um ein Glauben. Uns genügt, auf das den Blick zu lenken, was fest und vor jedem Zweifel geschützt in seinen Schriften, wie in der Geschichte seines Lebens vorliegt.

In der Einleitung zu „Mills Ansichten über die soziale Frage und die angebliche Umwälzung der Sozialwissenschaft durch Carey“ streift Lange seine in seinem Hauptwerk ausgeführte Ansicht über die Wurzel der Sittlichkeit. Wir glauben sie am besten durch die dort angewandten Worte in aller Kürze anzudeuten: „Man muß im Auge behalten, daß durch unsere Sinne mit dem Bild des eigenen Ich von Jugend auf auch die Bilder anderer und namentlich verwandter Wesen in unser Bewußtsein eindringen. Diese Bilder und Vorstellungen sind ein Teil unseres Wesens geworden; nicht nur bei der Erregung von Schmerz und Lust, sondern auch in unserem ruhigen Denken, in unserm ganzen geistigen Sein spielen unsere Mitmenschen ihre Rolle. Je mehr ein Individuum fähig ist, das Wesen der Andern in sein Denken und Sinnen aufzunehmen und sodann gemeinsame Aufgaben in der Form mächtiger und vorwaltender Ideen zu erfassen, desto mehr trägt es den Keim der wahren und ewigen Moralität in sich, welcher gegenüber alles bloße Festhalten an Sitten und Bräuchen, die nicht durch das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit bedingt sind, geringen Wert hat. Fassen wir nun das Gewissen als die Stimme, welche die Idee des Allgemeinen gegenüber bloß individuellen Regungen vertritt, so sind wir — — — auf dem richtigen Fleck.“ Die Übertragung dieser Ansichten auf das soziale Gebiet finden wir in großen Zügen schon in den Schlußkapiteln der „Geschichte des Materialismus“, eingehender aber in der „Arbeiterfrage“ und in „Mills Ansichten u. s. w.“ In der Arbeiterfrage lesen wir: „Dieses Naturgesetz (der Differenzierung) ist vorhanden und wird auf jeder Stufe der menschlichen Entwickelung und unter allen Umständen streben, sich geltend zu machen; alle seine Wirkungen werden teils modifiziert, teils geradezu aufgehoben und durch entgegengesetzte verdrängt kraft eines andern Naturgesetzes, welches aus dem sympathischen Zusammenleben der Menschen den Gedanken der Gleichheit und des solidarischen Fortschritts erwachsen läßt.“ Die Arbeiterfrage ist in vier verschiedenen Auflagen (die vierte ist genaue Wiedergabe der dritten) erschienen, und es ist interessant, dies Buch in seiner Entwickelung zu verfolgen; vor Allem ist hinsichtlich Langes Stellungnahme die erste Auflage (1865) von Wichtigkeit und insofern besonders ihre Lektüre zu empfehlen. „Mill's Ansichten u. s. w.“ beginnt mit den Worten: „Der praktische Zweck des vorliegenden Werkes ist die Bekämpfung des Mißbrauchs, welcher mit dem volkswirtschaftlichen Optimismus behufs Unterdrückung der sozialen Reform getrieben wird.“ Weiter wird als der theoretische Mittelpunkt der Arbeit erklärt: die Bestimmung der Grenzen, innerhalb welcher die abstrakten Lehren der Volkswirtschaft Gültigkeit haben. (Schluß folgt.)

Gerechtigkeit im Gegensatz zu Egoismus und Altruismus.

Von Wiliam Mackintire Salter.

Aus der Chicagoer Wochenschrift The Open Court übersetzt von Georg von Gizycki.

(Schluß.)

Die höchste Regel des rechten Verhaltens ist: zum Wohle der Menschheit, d. h. aller Menschen, zu handeln (Wohl im vollsten Sinne verstanden). Es ist möglich, daß das Wohl der Wenigen durch die Aufopferung des Wohles der Vielen erzielt werden kann. Nein, dies ist vielleicht wirklich geschehen. Es giebt Gelehrte, welche uns sagen, daß sich in der alten Welt die Civilisation nur durch die Sklaverei entwickeln konnte, indem Einige dazu bestimmt wurden, die für die Gesamtheit notwendige Arbeit zu thun, und so Anderen die Muße gegeben ward, welche für die Pflege der Wissenschaft, der Kunst und der höheren Interessen des Menschen erforderlich ist. Und so giebt es auch Leute, welche angesichts der sozialen Probleme der Gegenwart uns sagen, daß die große Masse der Menschen mit der Hand arbeiten und in einigem Ungemach leben muß, auf daß der Rest es gemächlich haben könne. Dies ist eine sehr bequeme Philosophie, aber sie erscheint mir als gänzlich unethisch. Die Menschen mögen ihre Chancen zur Selbstentwickelung benutzen oder nicht, wie sie wollen; aber der Gerechtigkeit gemäß muß ein Jeder diese Chancen haben. Das Wohl der Menschheit bedeutet das Wohl der Menschen, und im Grund hat jeder dasselbe Recht auf Berücksichtigung wie jeder Andere. Die Sklaven im alten Athen hatten dasselbe Recht auf Selbstentwickelung, wie Plato und Perikles; vielleicht würden sie ihre Chancen nicht benutzt haben, aber das hätte es nicht entschuldigt, sie derselben zu berauben: wie der Mensch seine Chancen benutzt, ist seine eigene Sache. Und so auch sollte jetzt Jeder in unserm Fabrikarbeitervolk wenigstens die Chance haben, ein wahrhaft menschliches Leben zu führen; das ist ebenso sehr sein Recht wie das irgend einer günstiger gestellten Person; und die Gesellschaft sollte so organisiert sein, daß sie einem Jeden diese Chance gewährt; — wie schwierig das auch sein möge, dies sollte das Ziel sein. Es sollte keinen einzigen Menschen geben, der nicht die Muße hätte zu denken, das Schöne zu genießen, Kenntnisse und Bildung zu erwerben, in einigem Maße die geistigen Zwecke, für welche er existiert, zu erfüllen; und wenn zu diesem Zwecke einige, welche jetzt viel Muße haben, weniger haben müssen, so mögen sie Willens sein, weniger zu haben; möge in den, den Menschen gegebenen Gelegenheiten einige Gleichheit sein: denn eben dieses bedeutet die Gerechtigkeit. Civilisation, Kultur, Wissenschaft, Kunst, — das sind hohe Ziele; aber ein Flecken scheint auf sie zu fallen, wenn sie nur Wenigen, nicht Allen zugänglich sind, wenn die Vielen — nicht durch ihre Wahl,

sondern durch die Nötigung ihrer Lage — von ihnen ausgeschlossen sind; sie scheinen denn den Samen des Verderbens in sich zu tragen; — wie uns denn in der That die Blätter der Geschichte zeigen, wie ein großes civilisiertes Volk nach dem andern entsteht und blüht und dann sich auflöst und untergeht. Die Civilisation muß allgemein sein, Alles durchdringen — sie muß von der Civilisation von London oder Philadelphia so verschieden sein wie von der von Athen oder Rom. Sie muß auf die Gerechtigkeit sich gründen, und dann dürfen wir glauben, daß sie nicht untergehen wird, wie jede einseitige Civilisation es muß und soll.

Und wie die Gerechtigkeit gleiche Rücksicht auf alle Mitglieder eines einzelnen Gemeinwesens oder Volkes bedeutet, so bedeutet sie auch gleiche Rücksicht auf alle die verschiedenen Rassen des Menschengeschlechts. Ein Volk kann sein Wohl dadurch sichern, daß es ein anderes Volk schädigt, lähmt oder sogar ausrottet; und dies rechtfertigt man oft. Es giebt Viele, welche unsere Behandlung der Indianer rechtfertigen, weil es, meinen sie, notwendig gewesen sei, daß diese große und mächtige Nation, welche wir die Vereinigten Staaten nennen, hier begründet werde. Aber wenn wir einem solchen Grunde mit alledem, was er einschließt, unsre uneingeschränkte Zustimmung geben, dann können wir gleich ein für allemal den Gedanken der Gerechtigkeit aus unserm Geiste verbannen. Wenn, bloß um für eine höhere Rasse freie Bahn zu schaffen, eine niedere ausgerottet werden darf, dann liegt auch kein Unrecht darin, wenn ein Mensch einen andern, dem er irgendwie überlegen ist, vergewaltigt, — dann ist die Idee der Menschenrechte eine Illusion und die Vorstellung, daß eines Menschen Person und Eigenthum, weil er sich nicht verteidigen kann, nur um so geheiligter ist, ist eine Thorheit. Laßt uns lieber anerkennen, daß wir als Nation eine große Sünde begangen haben und sie noch begehen, als daß wir einen Satz verteidigen, der einige der besten und gesundesten Überzeugungen des Menschenherzens untergräbt. Zugegeben, daß unsre Rasse das Recht hatte, hierher zu kommen und hier zu leben und sich zu vermehren, so war das Problem der Gerechtigkeit: *mit* dem Indianer zu leben und nicht ihn umzubringen. Die Gerechtigkeit liebenden Franzosen thaten dies in einigem Maße, während die rücksichtslosen Engländer es gewöhnlich nicht einmal versuchten; und das Problem für uns heutigen Tages ist, wollen wir hinzufügen, eine solche Politik zu beginnen, so lange es noch Zeit ist. Und das Gleiche gilt von aller Besitzergreifung neuer Länder von Seiten civilisierter Völker, von allem Verkehr zwischen verschiedenen Rassen: kein Interesse, Gewinn oder Vorteil irgend welcher Art entbindet uns von den fundamentalen Pflichten der Gerechtigkeit.

Die Gerechtigkeit steht mit dem Altruismus (der Hingebung für Andere) noch weiter in Gegensatz. Viele werden durch das Wort Gerechtigkeit fast nur an das, was sie Andern schulden, erinnert; und vielleicht ist es bei unsern gewöhnlichen Vorstellungen unmöglich zu fühlen, daß in der Beachtung *unserer selbst* ebensowohl als Anderer irgend etwas Edles liegt; und doch ist das Widerspiel der Gerechtigkeit, welches ich jetzt im Sinne habe, nichts anderes als ein *übermäßiger Altruismus*. Vielleicht zeigt es sich in keinem Punkte besser, daß unsre Vernunft und nicht das Gefühl der wahre Führer ist, als darin, daß es hierbei schwierig ist, das Gefühl mit der Vernunft in Übereinstimmung zu bringen. So las ich z. B. unlängst das Folgende von Tolstoy, — einem Schriftsteller, den Niemand ohne Achtung und eine gewisse Ehrfurcht nennen kann: „Die einfachste und kürzeste Sittenregel, welche ich kenne, ist diese: Lasse Andere so wenig wie möglich für dich arbeiten und arbeite selbst so viel wie möglich für sie; mache die geringsten Ansprüche an die Dienste Anderer und erweise ihnen so viele wie möglich." Ich weiß nun das edele Gefühl, welches aus einer solchen Äußerung spricht, wohl zu würdigen; wir bewundern instinktiv Selbstvergessen und Selbstaufopferung; und dennoch, wenn ich darüber *nachdenke*, wenn ich meine Vernunft darauf richte, so erscheint es mir als etwas überspannt. Andere sollen so wenig wie möglich für mich thun und doch soll ich so viel wie möglich für sie thun! Natürlich, wenn Andere krank, schwach oder hilflos sind, dann ist die Sache anders, dann ist solches Verhalten nur vernünftig; aber wenn dies als allgemeiner Satz aufgestellt wird, wo liegt da in ihm Gerechtigkeit? Warum sollen Andere mir so viel mehr sein, als ich ihnen? Sind sie eine andere Art von Wesen? Wie würde mir selbst zu Mute sein, wenn ich an ihrer Stelle wäre und Andere für mich so viel wie möglich arbeiteten, während ich meinerseits so wenig wie möglich thäte? Würde ich mich nicht schämen? Weiß ich nicht, daß, so viel wie möglich von Anderen nehmen und so wenig wie möglich geben, nur in die Fußtapfen derer treten heißt, welche sich für Herren der Erde gehalten haben, — wie die Ehemänner, welche von ihren Frauen Selbstaufopferung erwartet, nie aber daran gedacht haben, selbst sie auszuüben, — wie die Fürsten, welche verlangt haben, daß ihre Unterthanen ihnen dienten, aber keine Verpflichtung gefühlt haben, auch ihrerseits zu dienen, — wie jene Fabrikbesitzer des heutigen Tages, welche alles, was ihre Arbeiter schaffen, an sich nehmen, als Entgelt aber wenig mehr geben wollen, als nötig ist, sie am Leben zu erhalten? Die Wahrheit ist, daß, in dieser überspannten und einseitigen Weise selbstlos sein, nicht nur der Gerechtigkeit entgegen ist, sondern auch, wie Geschichte und Erfahrung zeigen, der Selbstsucht Anderer in die Hände spielen heißt. Solche Selbstlosigkeit ist in der That nur dann durchführbar, wenn jemand anders selbstsüchtig ist: so daß, wenn diese Art von Altruismus wirklich das Höchste ist, wir zu dem seltsamen Schlusse kommen können, daß es sogar die Pflicht einiger Leute in dieser Welt ist, egoistisch zu sein — auf daß solcher Altruismus sich bethätigen könne, — ähnlich, wie manche guten Leute denken, daß die Armut schließlich nicht so schlimm ist, da es ohne sie keine Gelegenheit für die schöne Tugend der Mildthätigkeit geben würde. Wie willkommen würde es Manchen sein, in der moralischen Weltordnung die Rolle der Egoisten zu spielen, wie schön würde Pflicht und Neigung hier zusammenstimmen!

Nein, die Sache ist die, daß ein Altruismus dieser Art Sentimentalismus ist; er ist ohne Grundlage in der Vernunft; und die wirkliche Gerechtigkeit verlangt Achtung gegen sich selbst ebenso wahrhaft, wie Achtung gegen Andere. Wir sind selbst Menschen, so wahrhaft wie Andere, und in welchem Sinne auch immer wir Andere lieben und ehren sollten, in dem sollten wir auch uns selbst lieben und ehren. Wir sind nicht bloße Mittel für die Zwecke Anderer, so wenig wie sie nur Mittel für unsere Zwecke sind: wir sind Selbstzweck; — und wenn wir (in diesem Sinne) nicht eine gewisse Selbstachtung haben, so sehe ich nicht, wie wir Andere wahrhaft achten können. Ich denke manchmal, daß es unserer Liebe zu Andern eine erhöhte Würde giebt, wenn wir zuerst uns selbst lieben, — während die, welche nichts von sich halten und sich vernachlässigen, in Wirklichkeit nicht so viel zu geben haben, wenn sie geben wollen. Ich denke, ein Jeder sollte auf seinem eigenen Grunde stehen und fühlen, daß er in einem tiefen Sinne jedes Andern Gleichen ist; jeder Arbeiter sollte sich zu dem Bewußtsein erheben, daß er nicht ein bloßes Werkzeug, eine „Hand" ist (wie man manchmal sagt) zu anderer Leute Nutzen; jedes Weib sollte sich bewußt sein, daß sie nicht eine bloße Gefährtin oder Gehilfin des Mannes ist, — um nicht zu sagen, ein Werkzeug für die Befriedigung seiner Begierden. Selbstachtung ist die erste Pflicht für jeden Mann und jedes Weib — und für jedes Kind, wenn es zum Bewußtsein seiner selbst gelangt. Ich schließe mich Shakespeare an, wenn er sagt: „Selbstliebe . . . ist nicht so niedrig, wie Selbstvernachlässigung" und: „Liebe, liebend nicht sich selbst, kann Keinen lieben." Und ich schließe mich den mehr prosaischen Worten des so viele Jahrhunderte früher lebenden Sokrates an: daß es für einen Menschen schändlich ist, durch Selbstvernachlässigung vorzeitig alt zu werden. Ein übermäßiger Altruismus ist auch oft der Fehler der Mütter, — wenn sie sich nämlich fast

zu Sklaven ihrer Kinder machen: sie gewöhnen nicht nur die Kinder an Unselbständigkeit und Selbstsucht, sondern sie erwerben sich auch selbst die Achtung nicht, die ihnen gebührt.

So dient die Gerechtigkeit in mehrfacher Weise als ein regelndes Prinzip für unsre natürlichen Impulse. Weder der Egoismus noch der Altruismus ist in der Moral ein wahres Prinzip, keiner von ihnen läßt sich philosophisch verteidigen — beide sind Sentimentalismus. Die Gerechtigkeit allein läßt sich aus der Vernunft ableiten, und sie schließt die im Egoismus und im Altruismus liegende Wahrheit ein. Denn sie ist Achtung, Neigung, Liebe; aber gleiche Liebe: Liebe ohne Parteilichkeit, Liebe, welche Allen ihr angeborenes Recht gewährt, Liebe auch, welche uns selbst uns ehren und alles einseitige Opfer beseitigen läßt.

Patriotismus und Ethik.

Von Dr. Friedr. Wilh. Foerster.

Die Ausführungen des Herrn L. Traube über „Patriotismus und Ethik" in Nr. 45 dieses Blattes scheinen mir Wesen und Bedeutung der nationalen Gemeinschaft völlig zu verkennen.

Das Vaterland ist doch heute nicht bloß, wie Herr Traube meint, „ein im Laufe der Jahrhunderte zusammengeschweißtes Land, bewohnt von den verschiedensten Rassen", sondern es ist der Wohnplatz eines Individuums höherer Ordnung, nämlich eines sozialen Organismus, welcher sich aus den Einzel-Individuen und aus engeren Zusammenfügungen derselben (Familien, Gemeinden) in ähnlicher Weise aufbaut, wie der einzelne Mensch aus Zellen und Zellengruppen.

Gerade so wie innerhalb des Individuums höherer Ordnung, d. h. innerhalb einer Nation, aus der Vereinigung der Einzelnen in engeren Kreisen sozialer Organisation und aus deren Verbindung zu der höheren sozialen Einheit des Staates eine Steigerung der Existenz und der Leistungskraft der Einzelnen hervorgeht, so entsteht auch aus dem Zusammenwirken der verschiedenen Volks-Individuen gerade kraft ihrer Verschiedenheit und ihrer wechselseitigen Ergänzung die wahre Herrlichkeit der menschlichen Kultur.

Die Menschheit bedarf solcher höheren Gliederungen schon infolge der natürlichen, insbesondere der zeitlichen, räumlichen und klimatischen Bedingtheiten, unter denen sich die Erfüllung ihrer Bestimmung vollzieht.

Schon zwischen den bloßen räumlichen Bedingungen der Verteilung der menschlichen Wohnplätze einerseits und andrerseits dem Umfange derjenigen höheren sozialen Gebilde, welche die nächsten Gliederungen des noch umfassenderen tellurischen Individuums „Menschheit" darstellen, bestehen gewisse Verhältnisse, ohne deren mittlere Einhaltung sich die Zusammensetzung der allgemeinen Kulturarbeit aus dem vereinten Wirken der Staatengebilde wahrscheinlich ungünstiger gestalten würde. Gewiß sind auch hier fernere Entwickelungen der gegenwärtigen Verhältnisse denkbar. Schwerlich werden aber diese letzteren Entwickelungen im Sinne einer Zerteilung der Menschheit in eine große Zahl unabhängiger kleinster Sozialgebilde erfolgen, viel eher im Sinne einer weiteren Zusammenfassung der Staaten in Staatenvereinigungen ganzer Erdteile. Doch auch letzterer Entwickelung sind natürliche Grenzen gezogen. Keinesfalls ist es richtig, die jetzt vorhandenen nationalen Gemeinschaften oder Vaterländer so en bagatelle zu behandeln, wie es in dem fraglichen Artikel geschehen ist, und statt des Vaterlandes und der Vaterlandsliebe bloß die Heimat und gewissermaßen das Heimweh gelten zu lassen, wie es der Herr Verfasser thut, offenbar um nicht gar zu schnöde und kalt zu erscheinen; denn logisch ist jene Unterscheidung in keiner Weise. Wer die Heimat und die sittlichen Beziehungen zu derselben wahrhaft würdigt und nicht bloß sentimental egoistisch an der Stätte hängt, aus der sein liebes Selbst, dieses köstliche Kleinod, hervorgegangen ist, der muß auch die erweiterte Heimat, das Vaterland, und die hohen sittlichen Beziehungen zu demselben würdigen.

Sehr merkwürdig klingt es, wenn in dem Artikel gesagt wird: „Meine Heimat liebe ich, diese brauche ich aber nicht zu verteidigen, denn niemand kann sie mir rauben." Soll das etwa heißen, der Mensch liebt nur das, wofür er keine Opfer zu bringen braucht?

Völlig gleichgiltig ist es übrigens für die Schätzung der sittlichen Bedeutung des Vaterlandes, ob dasselbe von den verschiedensten Rassen oder von einer einzigen bewohnt wird.

Es ist ja eine zweifellose Erfahrung, daß die großen Staats- und Kulturgebilde, welche von der vereinigten Arbeit sehr verschiedener Rassen aufgebaut sind, keineswegs denjenigen nachstehen, welche das Ergebnis der sozialen Organisation eines gleichartigeren Rassengemisches sind.

Das eigentliche Wesen einer nationalen Gemeinschaft besteht in der gemeinsamen Kulturarbeit, wie sie hauptsächlich durch eine gewisse Gemeinsamkeit der äußeren Bedingungen und durch eine gewisse äußere Abgrenzung von anderen Gemeinschaften trotz innerer Ungleichartigkeiten auferlegt wird.

Durch solches Zusammenwirken der auf einander Angewiesenen, durch die Gemeinsamkeit der geschichtlichen Erinnerungen, der Litteratur und Kunst wächst allmählich eine Nation auch aus recht verschiedenen Stämmen zusammen und vermag schließlich eine sittliche Stärke des Gemeinschaftsgefühles zu entwickeln, welche alle Ungleichartigkeiten der Abstammung überwindet.

Die geistige und sittliche und damit auch die materielle Entwickelung des Einzelnen findet ihre günstigsten Bedingungen innerhalb jenes nationalen Gesamtlebens. Dort wird er am willigsten verstanden, dort versteht er die Andern am besten, dort findet er die verwandtesten, bereitesten, gewohntesten Mittel und Wege zum Wirken auch für die ganze Menschheit. (Die Ausnahmen hiervon treten in den Hintergrund. Sie dienen unter Umständen der Verbindung der verschiedenen Völker.)

Wer vermöchte alle die Wohlthaten dieser großen und kleinen Lebensgemeinschaften zu vergessen, wer sich dem dankbaren Gefühl tiefster Zusammengehörigkeit mit der vaterländischen Gemeinschaft zu entziehen? Zur Liebe kann man allerdings niemanden zwingen, aber ich meine, wer die zahllosen Beziehungen der eigenen Entwickelung und des eigenen Lebensglückes zu dem großen nationalen Dasein nicht anerkennen will, — nun, der giebt auch keine Gewähr dafür, daß der Menschheitsgedanke, das Gefühl eines noch größeren Zusammenhanges des Einzellebens mit dem Gesamtdasein, in seiner Seele kräftige Wurzeln geschlagen hat.

Die ganz einseitige Beurteilung der Vaterlandsliebe durch Herrn Traube kann man nur verstehen aus dem tiefberechtigten Widerwillen gegen den heutigen krankhaften Patriotismus mit seinem aufgeblasenen Selbstgefühl, seinem lächerlichen Eigenlob und seiner moralischen Kurzsichtigkeit. Dieser Patriotismus ist nichts als begeisterte Mitarbeit an der rücksichtslosen Geltendmachung des nationalen Egoismus.

Die Vaterlandsliebe hat nur dann für den Einzelnen und für die Menschheit einen idealen Wert, wenn sie im Dienste der ethischen Erhebung des eigenen Volkes arbeitet und die wirtschaftliche und politische Stärkung desselben nur als Mittel für jenen höheren Zweck betrachtet. Ein Patriotismus aber, der wesentlich von äußerem Machterfolge und materiellem Gedeihen getragen ist — der führt schließlich auch nur zur Steigerung aller niederen Seiten des patriotischen Individuums.

Völlig kurzsichtig ist die weitverbreitete Befürchtung dieses Patriotismus, daß in einer sittlichen Ordnung der Völkerbeziehungen die nationale Zusammengehörigkeit an Tiefe und Festigkeit verlieren müsse.

Wann hat sich die Gemeinschaft der Familie zu reichstem inneren Leben entwickelt — in den Zeiten der Blutrache oder in den Zeiten, in denen auch der Familienegoismus sich ein-

schränken muß in der Rücksicht auf höhere Lebenskreise der ethischen Gemeinsamkeit? Doch wohl in letzteren Zeiten — und warum? Die Unterordnung unter eine immer umfassendere ethische Gemeinsamkeit der Menschen befestigt im Einzelnen die Herrschaft sozialer Motive und trägt dadurch auch in das engere Zusammenleben eine höhere sittliche Kultur hinein. So wird auch das Vaterland durch Einordnung in einen größeren sittlichen Lebenskreis nur reicher werden an Liebe und Hingebung der Seinigen und an allen Bethätigungen edelster Gemeinsamkeit.

Patriotismus und Ethik.

Von Paul Jaffé in Berlin.

„Unser Vaterland ist die ganze Erde." Klingt sehr hübsch, ist aber nicht wahr, wenigstens nur metaphorisch wahr, d. h. nur dann wahr, wenn ich mit Begriffsbestimmungen Fangball spiele. Sonst, im gewöhnlichen Sprachgebrauch, umschließen die Begriffe „Vaterland" und „Nation" eine mehr oder weniger scharf abgegrenzte Gemeinschaft realer und idealer Interessen. Die reale Interessengemeinschaft wird durch die historisch einmal gegebenen und nicht hinwegzuphilosophierenden Verhältnisse gebieterisch aufgezwungen. Ich gehöre als deutscher Reichsbürger einem Lande an, das in jedem und noch in diesem Jahrhundert der Schauplatz verheerender Kriege gewesen ist, welche mächtige Nachbarstaaten im Hinblick auf unsere Schwäche und Uneinigkeit gegen uns unternommen haben. Ich habe daher ein ganz reales Interesse daran, daß dieses deutsche Reich heute geeint und mächtig in der Welt dastehe, und zwar um so mehr, als es zu seinen Nachbarn drei Großmächte zählt. — Aber nicht allein auf der Basis des erweiterten Egoismus beruht die Interessengemeinschaft, die uns Deutsche mit einander verbindet. Nein, wir haben auch besondere ideale Interessen gemeinsam zu verfechten, ideale Interessen, die zwar im Boden des allgemein Menschlichen ihre letzte Begründung finden, für die aber das Verständnis nur bei uns erwartet werden, deren Pflege nur unsere Aufgabe sein kann. So fordere ich im Namen der höchsten Kulturinteressen die Ufer des Rheinstroms für die deutsche Nation. Was wir einbüßen würden, wenn durch einen unglücklichen Krieg die Rheinlande der Französierung anheimfielen, wäre etwas für „die ganze Erde" Unwiederbringliches. Wenn im Schatten des Kölner Doms nicht mehr deutsch gesprochen wird, wenn am Fuße des Loreleyfelsens das deutsche Lied einsam verklingt, dann ist auch der Zauber gebrochen, mit dem tausendjährige Sage und Geschichte jene herrlichen Fluren umwoben haben, dann ist auch die Menschheit ärmer geworden. Oder meint man, daß jener Table-d'hôte-Schliff äußerer Zivilisation, den wir von den Franzosen dafür einheimsen könnten, ein gleichwertiges Kultur-Äquivalent darstellen würde?

Mag aber die Pflege dieser idealen Interessengemeinschaft auch indirekt der ganzen Menschheit zu Gute kommen, so kann doch das Bewußtsein dieser Gemeinsamkeit nur in uns Deutschen wach und lebendig sein und bleiben. Darum dürfen wir uns durch häßliche Zeitströmungen, durch allerlei wunderliche Übertreibungen des Nationalgefühls nicht irre machen lassen in der Liebe zum Vaterlande.

Man spricht oft mit gerechtem Spott von einem „Hurra-Patriotismus". Ich meine, wir müssen uns auch hüten vor, ich möchte sagen, vor dem Hottehüh-Kosmopolitismus, der bis übermorgen früh alle Grenzpfähle umgerannt haben möchte. Es geht damit, wie beinah mit allen großen Fragen, die die Zeit bewegen: fast überall haben wir mit zwei sich gegenüberstehenden, gewissermaßen gleichberechtigten Prinzipien zu thun, für deren zweckmäßige Anwendung — bald getrennt, bald vereint — auf gesonderte Probleme, auf konkrete Fälle des öffentlichen und privaten Lebens wir unsere beste Kraft einzusetzen haben. Leider wird noch viel zu viel einseitig auf den Prinzipien herumgeritten, und zwar sind hierfür oft die Lebenskreise maßgebend, in denen man sich bewegt und geistig entwickelt hat. Hier gedeiht im Banne gewisser hierarchischer Traditionen, auf die ich das Etiquette nicht erst zu kleben brauche, naiv und egoistisch, der „Hurra-Patriotismus". Dort, wo der Staat in einer aller Vernunft und Gerechtigkeit Hohn sprechenden Exklusivität Tausende und aber Tausende achtbarer Staatsbürger um ihrer Religion oder um ihrer Herkunft willen von Amt und Würden ausschließt, ist der Boden bereitet für den glücklicherweise auch dort nur sporadisch vorkommenden Hottehüh-Kosmopolitismus. Der Freund ethischer Kultur soll sich über eine solche, durch seine Lebensverhältnisse gegebene, psychologische Prädisposition zu erheben wissen und von einer freieren Warte aus Menschen und Dinge betrachten lernen. Er wird bald erkennen, daß nur im Wege thatkräftiger, zugleich aber besonnener Fortbildung historisch überkommener Kulturformen soziale und politische Umbildungen von dauerndem Gehalt sich entwickeln können. Das schöne Vorrecht des Künstlers, namentlich des Dichters ist es, uns in feiertäglicher Stunde auf goldenen Flügeln hinan zu führen auf seine Höhen, von denen wir begeistert hinabschauen dürfen ins blaue Wunderland einer schöneren, besseren Welt. Außerhalb jener geheiligten Domäne aber, wo die Göttin Phantasie ihr holdes Szepter schwingt, allda wo die rauhe Wirklichkeit ihre Rechte fordert, auf dem Arbeitsfelde des Lebens wollen wir in unserm Wirken und Streben das Goethe'sche Wort nicht vergessen: „Was ist Deine Pflicht? Die Forderung des Tages!"

Der Totalisator 1893 auf den Rennbahnen Deutschlands.

Von Major Henning.

Der heutige Beitrag, ist in der Hauptsache der Statistik gewidmet.

Ich bitte daher um Entschuldigung, in äußerst trockener Weise nur mit Zahlen dienen zu können.

Um die betreffenden Zahlen sachlich vorzuführen, sind die Totalisator-Erträge zu trennen in die, welche der Trabrennsport, die Jockeyflachrennen und der Hindernissport zu Tage treten ließ. Außer dieser Dreiteilung nehme ich noch die Scheidung zwischen Provinz und Berlin vor, und wende mich nun zu der Totalisator-Thätigkeit auf den Trab-Renn-Bahnen.

Die nachstehende tabellarische Zusammenstellung enthält die Quoten: „100 Mark und mehr für 10 Mark Einsatz", und die Quoten: „20 Mark und weniger bei demselben Einsatz".

Wenn ich das 10fache und mehr für meinen Einsatz zurückerhalte, so nenne ich dies eine hazardähnliche Erscheinung, erhalte ich aber das Doppelte und weniger für denselben Einsatz, so bewegt sich diese Erscheinung mehr in dem Rahmen einer Wette.

Bei dieser Auffassung sehe ich ganz davon ab, daß die Form des Setzens am Totalisator den Begriff der Wette aus diversen Gründen gänzlich ausschließt. Wenn ich eine Wette auf einen Vorgang eingehe, so ist es selbstredend, daß die Höhe des Gewinns wie des Verlustes, ehe der Vorgang entschieden ist, festgesetzt ist, d. h. man zahlt z. B. 10 Einheiten als A ein, und verlangt das 3 oder 4fache zurück, wenn der Vorgang so sich abgespielt hat, wie A annahm, jenachdem welche Höhe des Betrages als Basis diente. Daß bei dem Begriff einer Wette die Möglichkeit im Moment des Eingehens der Wette vorgelegen haben muß, daß A die Wette ebensogut gewinnen wie verlieren kann, ist selbstverständlich.

Setzt A nun auf ein Pferd, welches, sagen wir z. B. nur schlecht gefressen hat, so kann es im Moment des Setzens (Eingehens der Wette) derartig wenig disponiert gewesen sein,

daß die Möglichkeit, heute zu siegen, völlig ausgeschlossen ist. Von diesem Umstand hat nur das Stallpersonal, Trainer und Besitzer eine Ahnung. Jeder, welcher das Pferd wettet, verliert sicher auf einen Vorgang, welcher die Möglichkeit des Gewinnens eo ipso ausschloß. Je mehr Pferde ablaufen, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, daß alle Konkurrenten in der denkbar besten rennmäßigen Verfassung (fit) gesund und disponiert, am vorher bestimmten Tage der Schaustellung, erscheinen können. Hieraus folgt also, daß jedes Rennen an Wert als Leistungsprüfung verliert, je größer die Zahl der Teilnehmer ist, und spielt dieser Punkt noch à conto der Breite des Rennwagens in den Trabfahren eine besondere Rolle; denn der, der eines Platz nimmt, muß das andere rücken, denn eng im Raume stoßen sich die Sachen. —

I. Totalisator in Trab-Rennen 1893.

Ort:		Berlin	Provinz	Wien
Zahl der Rennen:		140	140	133
Zahl der Quoten für 10 Mk.	100 Mark und mehr	27 = 19,3 %	20 = 14,3 %	21 = 15,5 %
	20 Mark und weniger	20 = 14,3 %	36 = 25,7 %	65 = 48,9 %

Zum Vergleich sind die Wiener Quoten mit herangezogen worden.

Die Prozentzahlen geben den Aufschluß, daß die hazardähnlichen Quoten auf den Bahnen Weißensee und Westend am besten gedeihen, und ist es namentlich Weißensee, dem es nun doch wieder geglückt ist, den Vogel abgeschossen zu haben. Prozentual ist Weißensee bei 56 Rennen und 14 Quoten über 100 für 10 Mark mit 25 % zu notieren, dem entsprechend sinken die Quoten 20 Mark und weniger für 10 auf 5,3 %. Aber nicht nur quantitativ steht Weißensee in schädlichem Sinne für die Sache oben an, sondern auch qualitativ, denn es bringt die höchste Quote von allen 413 oben genannten Trabrennen und zwar 1141 für 10 Mark.

Wenn nun auch Wien 1,2 % mehr hazardähnliche Quoten zeigt als die Provinzial-Plätze Deutschlands, so stellen sich doch die niedrigeren Quoten (20 und weniger für 10) bei Wien am günstigsten, denn Berlin zeigt nur 14,3 %, die Provinz fast noch einmal soviel 25,7 % und Wien wieder fast noch einmal soviel als die Provinzial-Plätze Deutschlands.

Mit andern Worten, die rationellen Wetten (20 und weniger für 10) sind in Wien mehr als 3mal so häufig als bei Berlin anzutreffen.

Daß es völlig in der Hand der Vereine liegt, hazardmäßige Quoten heraufzubeschwören resp. rationelle Quoten zu drücken, hat die Erfahrung gelehrt. So wurden z. B. Mai 1891 in Westend 34 Rennen abgehalten mit folgenden Totalisator-Quoten: 129 für 10, war die einzige über 100 = 3 %, und 21 mal wurden 20 und weniger gezahlt 21 : 34 = 62 %.

Da die Rennen von 1893 nach dem Trabrenn-Reglement von 1892 abgehalten werden, so folgt daraus, daß man zur Diskreditierung der Sache heute ungestraft mehr mumpitzt als früher; daß die Mache dabei blüht, ist eine naturgemäße Wechselwirkung.

Der Verein, welcher in Weißensee pro 1893 sich den Lorbeer holte, hat seine fachmännische Thätigkeit pro 1893 auch auf München ausgedehnt. Dort wurden 23 Rennen mit Totalisatorbetrieb in Scene gesetzt und glückte es 26,1 % Quoten mit 100 und mehr für 10 zur Zahlung zu bringen, es ging also noch um 1,1 % lustiger zu, als bei Berlin-Weißensee. Qualitativ kamen bei München 2 Quoten mit mehr als 900 Mark für 10 zur Zahlung.

Solche Vorgänge reizen den Unerfahrenen und Unwissenden zum Setzen am Totalisator an, es kommt dadurch Geld in die Rennkassen, aber der Zweck heiligt nicht die Mittel. Die durch den Totalisator leicht zu befriedigende Anregung zum Spiel, dem mühelosen Gelderwerb, schleicht wie ein sicher tötendes Gift durch fast alle Provinzen des deutschen Vaterlandes. Es ist daher die vornehmste Aufgabe der Regierung, diesem Treiben ein Ende zu machen. Die Spielwut wird besonders geschürt durch die hohen Totalisator-Quoten, von denen wir die 6 höchsten jeder Bahn mit der Zahl der abgelaufenen Pferde zusammenstellen und zum Schluß die Durchschnitte der 6 höchsten Quoten pro Bahn ziehen.

II. Die 6 höchsten Quoten 1893 in Trab-Rennen stellten sich für

	Baden-Baden		Hamburg Mühlecamp		Wien		Hamburg Bahrenfeld		Berlin Westend		München		Berlin Weißensee	
	Quote für 10	liefen	Quote für 10	liefen	Quote für 10	liefen	Quote für 10	liefen	Quote für 10	liefen	Quote für 10	liefen	Quote für 10	liefen
1	172	6	241	8	284	8	139	7	458	16	935	12	1141	13
2	110	13	172	9	270	13	278	12	392	10	926	16	750	15
3	98	14	160	10	246	11	262	11	227	13	232	15	199	10
4	90	13	89	8	240	17	183	12	211	17	231	13	177	11
5	81	13	155	11	198	10	173	10	182	12	123	11	169	12
6	56	15	81	5	191	6	157	9	167	6	115	11	154	12
Durchschnitt	102	12	150	8	239	11	249	10	273	12	427	13	432	13
Quotient	9		19		22		25		23		33		33	

Unter Quotient verstehe ich die Zahl, welche erscheint, wenn man mit der Zahl der Pferde in die Quote dividiert, welche gezahlt wurde. Der Quotient zeigt also an, wie wahr, den Vermutungen entsprechend, das Rennen entschieden wurde. Z. B. Baden-Baden 172 : 6 = 28, Mühlecamp ad 2 172 : 9 = 19 und Bahrenfeld ad 5 173 : 10 = 17. Hier zeigt der Quotient, daß die Quote 173 in Anbetracht der Zahl der Konkurrenten eine geringere Überraschung bedeutet, als 172 in Baden-Baden.

Bevor ich die Totalisator-Erscheinungen für Trab-Rennen beschließe, führe ich noch eine kurze Zusammenstellung der 6 höchsten Quoten in Deutschland von vor 4 Jahren 1889 und von 1893 an.

III. Man zahlte in Deutschland — in Wien.

	Deutschland 1889	Deutschland 1893	Wien 1889	Wien 1893
1	659—16	1141—13	230—7	281—8
2	615—18	935—12	228—16	270—13
3	614—16	926—16	112—5	246—11
4	533—9	750—15	76—10	240—17
5	482—17	458—16	72—10	198—10
6	435—10	439—7	62—3	194—6
Durchschnitt	556—14	775—13	130—8	239—11
Quotient	39	59	16	22

Zusammenstellung III sagt zu deutsch, daß man in Wien heute weniger rationell als 1889 verfährt, denn der Durchschnitts-Auswuchs-Quotient, — ich spreche hier nur von Auswüchsen, wie sie durch die Propositionen und die Rennreglements zum Schaden der Sache erblühen, — ist um 6 Punkte gewachsen, in Deutschland aber um 20 Punkte. Hier ist zu beachten, daß die höhere Zahl der Pferde und die geringere Quote 1889 hervortrat, während 1893 die geringere Zahl der Pferde die höhere Quote ermöglichen konnte.

Wenn es nicht möglich wäre, die Sache rationeller zu gestalten, wäre ein Aufdecken der Schattenseiten ganz gleichgiltig.

Auf Seite 183 rechts dieser Zeitschrift, Zeile 23—24 von unten, sprach ich von Ausbeutung der Unwissenden. Diese steigert sich noch um ein Bedeutendes, wenn man nicht nur den Sieg als Wettobjekt annimmt, sondern den Platz. Es werden Platz-Wetten am Totalisator für den 1., 2. und 3. Platz angenommen, je nach der Zahl der Konkurrenten.

§ 100 des Trabrenn-Reglements spricht vom Ausfahren der Pferde auf Sieg, vom Ausfahren auf Platz ist nirgends die Rede. Hundertfach kommt es vor, daß Pferde abgestoppt werden, wenn der Fahrer (Reiter) glaubt, doch nicht siegen zu können. Da nun im Rennsport die Kopflänge als Differenz genügt (§ 72 des Trab. R. Regl.), die Stellung als 1., 2. und 3 beim Passieren des Ziels auszusprechen, so halte ich nach dem Reglement die Platzwette für unstatthaft. Bei der Annahme von Platzwetten wird also eine Karte vom Publikum besetzt, welche nicht ausgespielt werden muß. — Die Totalisator-Erlaubnis ist von der Königlichen Regierung doch nur in dem Sinne gegeben, daß auf Vorgänge Geld gesetzt werden darf, welche sich im Rahmen des Reglements bewegen, nicht aber auf einen Vorgang, welcher dem Wollen oder Nicht-Wollen eines Konkurrenten anheimgestellt ist. —

Die Form, wie heute die Rennen gehandhabt werden, führt zur Korruption, da nirgends treibende Faktoren mitwirken, um die Konkurrenten zu zwingen, ihr bestes Können zu zeigen. Der moralische Wert der Rennen und auch der als Leistungsprüfung kann nur durch absolute Klarheit nach jeder Richtung hin gehoben werden.

Wenn ich in meinen Arbeiten für Platzwetten eintrete, so findet diese Wette auf rationeller Praxis statt, es liegt also keine Inkonsequenz meinerseits vor. Si duo faciunt idem, non est idem.

Unser Blatt ist kein Sportblatt, und enthalte ich mich hier daher der bezüglichen Erwägungen; wer sich für die Sache interessiert, findet in meiner Arbeit „Deutschlands Trabrennen" (Vergl. S. 185. Ethische Kultur) genügende Aufklärung. In einem folgenden Beitrage will ich etwas kürzer die Flach- und Hindernis-Rennen in ihren Totalisator-Resultaten vorführen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Breslau.

Das Projekt der Gesellschaft, öffentliche Lesehallen einzurichten, erscheint gesichert, da die vorläufig erforderlichen Mittel durch freiwillige Zeichnungen aufgebracht sind. Die Gesellschaft hat sich eines passenden Lokals am Tauentzienplatz bereits versichert, so daß die Eröffnung der ersten Lesehalle in absehbarer Zeit zu erwarten ist. In der laufenden Saison werden öffentliche juristische und hygienische Kurse stattfinden. Zur Eröffnung des juristischen Kursus hält Herr Rechtsanwalt Marcuse am 14. d. M. in der Aula der Augusta-Schule einen populären Vortrag über die Mißstände, welche mit dem Satze „Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht" verknüpft sind. Die bezeichnete Aula wird nach getroffener Vereinbarung von jetzt an der Gesellschaft für ihre Versammlungs- und Vortrags-Abende zur Verfügung stehen. Gäste finden stets bereitwillige Aufnahme.

Abteilung Freiburg im Breisgau.

Die von der Abteilung ins Leben gerufene Volksbibliothek wird in ausgiebigster Weise benutzt In den Monaten August, September und Oktober wurden insgesamt 8962 Bücher ausgeliehen, also 100 am Tage. Die Zahl der Leihberechtigten beträgt zur Zeit fast 1700.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste 1. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
Dr. Georg von Gizycki,
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 25. November 1893.	Nr. 48.

Thut Buße und bekehret Euch . . .

Die Landtagswahlen in Preußen haben ein Ergebnis gebracht, das in sich selbst eine Verurteilung des herrschenden Wahlsystems bedeutet. Die arbeitenden Klassen sind der Wahl ferngeblieben. Ihre Stimmen würden — und das ist der Grund der Enthaltung — den Ausgang nicht geändert haben.

Es giebt Einrichtungen, die gesetzlich und doch ungerecht sind. Der preußische Landtag bietet ein Beispiel dafür. Er ist zugleich wahrhaft und unwahr: das erstere, insofern er ein unverfälschtes Gebilde der unter dem Namen des Rechts geltenden Bestimmungen bedeutet, das letztere, weil er ein Zerrbild dessen darstellt, was die wahre Gerechtigkeit verlangt.

Die kommenden Beschlüsse des preußischen Abgeordnetenhauses werden sonach lediglich Willensäußerungen einer Minorität, eines geringen Bruchteils der Bevölkerung sein. Von Ausdruck des Volkswillens kann nur sprechen, wer auf der Bank sitzet, da die Spötter sitzen. Daß als Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung durchweg Angehörige der begünstigten Klassen und bevorzugten Stände erscheinen, bildet das Verhängnis für die weitere Entwickelung.

Der evangelische Oberkirchenrat zu Berlin vermeint allerdings, die Zerklüftung der Klassen und Stände durch die Macht des Glaubens überbrücken zu können, und hat für den Bußtag des 22. November Gebete zur Beseitigung der „gegenseitigen traurigen Entfremdung“ und Wiederherstellung des „gestörten inneren Friedens“ angeordnet.

Der Erlaß will gegen den „beabsichtigten Umsturz von Altar und Thron“ die „Lebenskräfte des Evangeliums“, sowie die „theuren Güter der Reformation“ hochgehalten wissen.

Er hält durch die tiefgehenden Bewegungen der Gegenwart auf sozialem Gebiet „die Kirche wie die bürgerliche Gesellschaft“ bedroht.

Diese Annahme ist richtig. Allein es ist falsch, die Schuld hieran denen beizumessen, die zu sozialen Umgestaltungen drängen.

Es ist das Schicksal der Kirche, sich im alleinigen Besitze von Heilswahrheiten zu wähnen und der Lebenswahrheiten nicht zu achten. Daß etwa die „Enterbten“ am Bußtage im Gebete eine Verbesserung ihrer Lage erstreben würden, kann der Oberkirchenrat selbst nicht glauben. Sein Erlaß hat daher von vornherein nur bei den „Bedrohten“ auf Beachtung zu hoffen. Für diese, die Besitzenden, wäre aber wahrlich ein anderes Gebet angebracht.

„Bete und arbeite“ heißt ein alter Spruch. Er reicht aber zur Schärfung der Gewissen für die Gegenwart nicht aus; es muß der Zusatz hinzugefügt werden: „und verachte den mühelosen Erwerb.“

Eine lange, lange Zeit währt schon das Flehen der Menschheit, das sich in der vierten Bitte zusammendrängt. Wenn seitens der Begünstigten der Kirche am Bußtage „Gebete geschehen“ um die Versöhnung der einzelnen Stände unter einander, so werden Millionen und aber Millionen Deutsche auch an diesem Tage keinen anderen Gedanken haben als die Sorge ums tägliche Brot. Ob sie aber an die Wirksamkeit des Gebets „Unser täglich Brot gieb uns heute“ noch glauben werden, muß man billigerweise bezweifeln, nachdem bis jetzt die Bitte vergeblich blieb. Auch sollte die Kirche doch nicht an Gott verweisen, wo Menschen helfen können!

Aber wird die Kirche jemals einsehen lernen, daß ihre Heilswahrheiten der Verwirklichung durch die Lebenswahrheiten mehr und mehr entbehren? daß jeder Glaube an ihre Mission verloren geht und gehen muß, weil sie durch den Buchstaben heilen will, wo unter ihrer stillschweigenden Billigung durch die That gesündigt wird?

Aller Inhalt der Gesetzvorlagen, die den Reichstag beschäftigen werden, — vom russisch-deutschen Handelsvertrag bis zur Wein- und Tabakbesteuerung — belegt das Streben der Völker und Menschen, sich die Güter, die die Erde bietet, zu verteuern und einander das Leben schwer zu machen.

Schon oft ist es ein Mißgeschick für Worte der Offenbarung gewesen, daß Menschen sich ihrer bemächtigten, um sie auszulegen und zu deuteln, obschon sie keiner Deutung bedurften. So steht heutzutage zwischen wahrer Lehre und ihren vermeinten Bekennern eine Wissenschaft, nicht um die Lehre bethätigen zu lassen, sonder um ihre Nichtbethätigung durch Vertröstung zu entschuldigen.

Wir wissen ein treffendes Epistelwort für die Kämpfe um die Verteuerung der Gaben, die der Mensch nicht entbehren kann oder mag, auch wenn der Mensch ein Geistlicher ist: „Und dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes“ (1. Petri 4, 10). Diese Vorschrift gilt für Menschen wie Nationen.

Und wir würden auch, um durch Gebet am Bußtage die richtige Bahn für eine Verständigung zwischen den sozialen Parteien beschreiten zu lernen, der Kirche vorschlagen, den Besitzenden folgenden Text zu lesen: „So jemand nicht

will arbeiten, der soll auch nicht essen" (2. Thessal. 3, 10), damit in möglichst naher Zeit auch für die bisher Enterbten wahr werde, was in Psalm 128, 2 geschrieben steht: „Du wirst Dich nähren Deiner Hände Arbeit, wohl Dir, Du hast es gut."

Heilswahrheiten müssen als Lebenswahrheiten und Lebenswahrheiten als Heilswahrheiten erkannt werden. Es steht gar viel in der Bibel, was die Ethik der Kirche vorhalten kann, z. B. auch in der Apostelgeschichte 3, 19.

Jena, am 15. November 1893. Ernst Harmening.

Friedrich Albert Lange.

Von A. R. Hardeg (Adele Gerhard).

(Schluß.)

Wir haben häufig in letzter Zeit die Bemerkung gehört, Lange sei „veraltet." Abgesehen von denen, die dies Urteil aus jener Sicherheit heraus, die die Naivetät der Unwissenheit oft so erheiternd erzeugt, vorbringen, haben wir es hier wohl mit solchen zu thun, die seine volkswirtschaftlichen Ansichten losgelöst aus dem Zusammenhang seiner ganzen Weltanschauung beurteilen; denn wer in andrem Sinne die Lektüre Langes für überflüssig geworden erachtet, leidet doch wohl an einer Überschätzung ganzer Schichten unserer „Gebildeten." Daß Lange in Vielem von der Zeit überholt worden ist — was sich auch in wissenschaftlicher Hinsicht auf national-ökonomischem Gebiet geltend machen mag — haben wir selbst zu Beginn erwähnt. Dennoch erscheint uns Langes „Arbeiterfrage" noch immer für weite Kreise als die beste Einführung in die Beschäftigung mit der sozialen Frage. Viele, die eine „derbere" Kost — um uns so auszudrücken — vorab gar nicht an sich herankommen ließen, Andere, die zunächst noch nicht Eifer und ernstes Interesse genug besitzen, um sich mit national-ökonomischen Werken rein wissenschaftlicher Art zu beschäftigen, werden hier gefesselt durch den Zusammenhang mit philosophischen Ideen, wie infolge der vornehmen Art der Behandlung, die vor Allem durch die schöne Sprache wirkt. Diese letztere verleitet uns immer wieder bei dieser Besprechung, Lange mit seinen eigenen Worten reden zu lassen, um nicht ein dürres Skelett der tief ins Herz greifenden Ideen zu geben, die in seinen Werken vor uns aufleben. „Die Massen wollen es nicht mehr zugeben (daß das eigentlich Menschliche nur in den Bevorzugten zum Ausdruck gelange), und dieser keimende Wille beweist ihre beginnende Reife für eine höhere Form des Daseins. Die Bevorzugten selbst aber können mit dem Wachsen menschlicher Sympathie ihre Stellung nicht mehr mit der alten Unbefangenheit einnehmen. Auch liegt der Umsturz des alten Prinzips in den Grundgedanken des Christentums, die bestimmt scheinen, erst mit dem Zerbrechen der alten kirchlichen Formen sich unter den Völkern in ihrem wahren Sinn lebenskräftig zu verbreiten. Die Verweisung auf das Jenseits ist eine Verheißung, ein Gleichnis, ein Glaubensartikel. Die Vollendung im Fleisch ist die Erfüllung, die Auslegung, das Schauen. Wann wird den Armen in diesem Sinne die frohe Botschaft verkündet?" (Arbeiterfrage 2. Kap.).

Die allgemeinen Wendungen thun es nicht allein. Unschätzbar erscheint uns bei jeder einzelnen Frage (vor Allem wenn wir an ein gewisses Publikum, dessen Schlagworte hier grell beleuchtet werden, denken) der vorzügliche demokratische — dies Wort in seinem edelsten Sinne gedacht — „Instinkt" Langes. „Man sagt den Arbeitern vor, sie seien nicht reif, Politik zu treiben, weil sie nicht gebildet seien; sie müßten erst zum Verständnis der großen Fragen herangebildet werden, und damit dies gelänge, müßten sie fein mit dem A-B-C anfangen und sich gedulden, bis sie Alles wohl begriffen hätten. Darin liegt denn wieder jene abscheuliche Verwechselung von Bildung und männlicher Reife. Bildung! Wie schön ist das Wort! Es bezeichnet eines der höchsten Güter, nach welchen wir streben können, wenn es nicht die höchsten alle in sich schließt. Und doch darf es keine, wenn auch nur vorübergehende Scheidewand bilden zwischen berechtigten Menschen und unberechtigten. Selbst wenn du Bildung im höchsten Sinne des Wortes besitzest, ist dein Mitmensch dir gegenüber kein Kind." „Wenn der Arbeiter erst ernsthaft darauf denkt, wie er die imposante Wucht seines Standes dazu verwenden könnte, sich und seinen Nachkommen solche Güter (genügenden Schulunterricht u. s. w.) zu verschaffen, dann ist er auf dem wahren Wege der Selbsthilfe; dann braucht er sich nicht mehr durch A-B-C-Studien für die Teilnahme an der Politik zu befähigen, denn von Stund an ist er schon Politiker; mit dem Augenblick, wo er seinem Geist diese Richtung giebt, wird er im Verein mit seinen Kameraden zu einer Macht im Staat, und je entschiedener diese Macht auftritt, desto eher wird sich da ein Entgegenkommen zeigen, wo bisher nur kalte Zurückweisung und höhnische Geringschätzung obwaltet." (Arbeiterfrage. Schlußkapitel.) An solchen Stellen bricht doch hervor, wie sehr Lange „Volksmann" war; aber voll und ganz erkennen wir dies erst bei der Betrachtung seines Lebens. Seine Werke, die der strengsten wissenschaftlichen Kritik genügen, lassen überhaupt nicht die umfassende praktische Thätigkeit ahnen, die ihr Verfasser entwickelt hat, und die doch einerseits seinen Forderungen einen wirkungsvollen Hintergrund giebt, andrerseits die Kraft und Harmonie der Persönlichkeit zeigt.

O. A. Elissens Biographie, die wir als solche hier nicht beurteilen wollen, kann schon allein durch das reiche Material, das sie bietet, höchstes Interesse beanspruchen, vor Allem von dem Gesichtspunkt aus, von dem wir hier Lange betrachten. Einundzwanzig Jahre alt, schreibt Lange in einem Brief an seinen Freund Meyer: „Es mag Leute geben, die für die Abstraktion geboren sind, denen diese selbst wieder eine zweite Natur ist. Aber bei mir ist das nicht der Fall, wenigstens ist es nicht der Grundzug meiner Seele. Ich habe ein brennendes Bedürfnis nach dem praktischen und unmittelbaren Leben." In seinen Studentenjahren hören wir schon die ängstliche Warnung seiner Familie, sich nicht an der Politik zu beteiligen, und Langes damalige Antwort (25. Mai 1849) enthält schon den Gedanken, dem entsprechend wir ihn später handeln sehen werden: „ . . Mangel der bürgerlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit muß mir Grund genug sein, mich in die Politik in keiner Weise thätig einzumischen, während ich im entgegengesetzten Falle sogar eine Pflicht dazu finden könnte." Man lese in Elissens Biographie über Langes Verhalten in der Konfliktszeit, das mit der von ihm gewünschten Entlassung als Oberlehrer endete, trotzdem das Provinzialschulkollegium einzulenken suchte. Gegen einen Erlaß von diesem (1862), in dem die Teilnahme der Lehrer an politischen Agitationen scharf verurteilt ward, hatte sich Lange zunächst in einem Protest, dann öffentlich in seiner Königsgeburtstagsrede „die Stellung der Schule im öffentlichen Leben" gewandt. Als am 22. März der Jagowsche Erlaß erschien, schrieb Lange in der „Rhein- und Ruhrzeitung" seinen ersten Leitartikel, welcher dem Blatt eine Verwarnung zuzog. Gleichzeitig unterzeichnete er mit einem seiner Kollegen einen Aufruf an die Urwähler des Kreises Duisburg-Essen in betreff des bekannten Hagenschen Antrages im Abgeordnetenhause*), welcher größere Spezialisierung des Etats forderte. Der Verweis, den ihm dies Letztere vom Provinzial-Schulkollegium zuzog, (es hieß darin u. A., er habe sich an leidenschaftlichen und gehässigen Parteiagitationen beteiligt und einen Mangel an gereiftem Urteil und leidenschaftloser Besonnenheit zu erkennen gegeben) bewirkte die Einreichung des Entlassungsgesuches und außerdem eine Beschwerde Langes beim Kultusminister über das Verfahren

*) 1865 verweigerte er (als die Regierung fortfuhr, budgetlos zu regieren) die Steuerzahlung und wurde zwei Mal ausgepfändet.

des Provinzial-Schulkollegiums. Auch die nun folgende Thätigkeit als Handelskammersekretär — er war gleichzeitig Mitredakteur der „Rhein- und Ruhrzeitung" — wird schon 1864 durch seine politische Thätigkeit unmöglich. „Immer leidenschaftlicher ergab er sich der sozialen Agitation, und die leicht erreglichen, leicht beweglichen Massen des Rheinlandes beleben seinen Eifer, indem sie ihm rückhaltloses Vertrauen entgegenbringen. In Duisburg, Ruhrort, Mühlheim, Essen, Elberfeld und anderen Orten hält er Versammlungen ab und trägt den Arbeitern seine sozialistischen Ideen vor." (Elissen, nach Braun's Darstellung „Lange als Sozialökonom). Über sein eigenes Blatt, den „Boten vom Niederrhein", wie auch über die „Sysiphusarbeit", der er sich endlich mit der Übersiedelung in die Schweiz entzog, müssen wir uns versagen, hier eingehender zu sprechen. Er schrieb im Mai 1866: „Ich würde nicht daran denken, mich unsern politischen Kämpfen zu entziehen, wenn ich eine einzige Partei fände, auf die sich mit Zuversicht bauen ließe; allein gerade darin sieht es bei uns am Schlimmsten aus. Vorne wird getrommelt, aber hinten sind keine Soldaten. Selbst mit den Arbeitern ist einstweilen nicht viel anzufangen, obwohl sie einen guten Stoß zu weiterer Entwickelung erhalten haben". Warum wir überhaupt diese Zeit in Langes Leben besonders hervorgehoben haben, wird hoffentlich ersichtlich sein. Wir wollten in dem Verzicht auf die verheißungsvolle Staatskarrière, in dem Bruch mit der Bourgeoisie, die bis dahin ihm ungewöhnlich geneigt war, die Gesinnungstüchtigkeit und Opferfähigkeit beachtet sehen, die er im Kampf für seine politischen und sozialen Überzeugungen entwickelt hat.

In gleicher Absicht sei es uns gestattet, mit Bezug auf Langes spätere Stellungnahme bei der demokratischen Bewegung in Zürich einige Worte auszusprechen. Auch hier finden wir ein offenes und rückhaltloses Eintreten. Von einer Zartheit, die zur Schwächlichkeit führt, von einer Bedenklichkeit, die gegebenen Falls der Feigheit erschreckend ähneln kann, war dieser Mann frei. Er wußte, daß gewisse Gegensätze mit vollster Entschiedenheit ausgekämpft werden müssen, daß nicht das Wesentliche dem Unwesentlichen geopfert werden darf, indem man, um sich von Rohheit und Ausartung fern zu halten, den Kampfplatz gänzlich meidet. Dies ist nur dann möglich, wenn man in beruhigender Selbsttäuschung den Schein des Wirkens für das Wirken selbst hält. Man sehe in Elissens Biographie, in welch „mephistophelischer Gesellschaft" sich Lange bei der Züricher Agitation befand, man lese vor Allem Langes Brief (vom 15. Nov. 1864) hinsichtlich eines Dr. Locher, einer der vielen unlautern Persönlichkeiten, die damals in der gleichen Sache wie Lange kämpften. Hier sind die beigefügten Bemerkungen Elissen's vortrefflich: „Bekanntlich ist es das tragische Geschick für die Leiter jeder noch so gesunden und guten Bewegung im staatlichen Leben, daß angekränkelte und schlechte Existenzen mächtig angezogen werden. Auch können solche Elemente vielfach die Sache gewaltig fördern; und für die besten Vertreter der besten Sache ist es nicht immer möglich, sich ihrer gänzlich zu erwehren. Die angegriffenen Vertreter des Bestehenden aber wenden in solchen Fällen gern das „Sage mir, mit wem du umgehst" an, und die ruhigeren reinlichen Naturen werden ängstlich und bedenklich." Daß ein Mann von Langes sittlichem Adel und idealer Reinheit in solchem Falle sich nicht sauber und peinlich zurückhielt, sollte beachtet werden. Wir erkennen in diesem Vorgehen die Größe und Kraft seiner Persönlichkeit, die edle und mutvolle Leidenschaft, die ihn für seine Ziele beseelte — jene Leidenschaft, deren der handelnde und wirkende Mensch bedarf. Daß wir aber dies tapfere Eintreten bei einem Manne finden, bei dem philosophische Tiefe und ästhetische Veranlagung in seltener Vollendung sich einen, der an die tiefsten Seiten unseres Gefühlslebens ergreifend zu rühren weiß, möchten wir den Vielen zu bedenken geben, die sich heute angewidert vom politischen Kampfe abwenden.

Der graue Novembermonat 1875 hat uns viel geraubt. Wir blicken auf den Todestag Friedrich Albert Langes in reiner und dankbarer Bewunderung mit einem durch Zeit und Ereignisse nur vertieften Schmerze hin. „Von seinem Grabe stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen."

Das Neue und das Alte.

Von Arthur Pfungst.

Es tost um uns der Lärm des Tags so laut,
Das Wetter grollt, das sich zusammenballte;
Und Mancher angstvoll nach den Wolken schaut,
Weil mahnend schon der Regen fällt, der kalte.
Vor unserm Neuen es noch Vielen graut,
Die heimlich fürchten, daß es sich entfalte.
Bedenkt, auch uns freut's, wenn der Himmel blaut,
Das gute Neue ist das gute Alte.
Wir heben kühn die Hand zum Licht empor,
Weil ihren gold'nen Schein die Welt verlor,
Und suchen nach dem Glück, das ohne Reue.
Wir steuern unser Schiff nach einem Land,
Wo längst das Gute eine Stätte fand,
Das gute Alte ist das gute Neue.

Ein Wort über ethische Erziehung.

Von J. Engell-Günther in Ascona.

Gern möchte ich meiner Überzeugung Anhänger verschaffen, daß ein gesundes Kind zu Anfang auch immer ein gutes Herz und Gemüt hat, die später dann entweder durch verkehrte Behandlung verderbt, oder in richtiger Art fort entwickelt werden können. Der edle Pestalozzi hatte schon die gleiche Ansicht; und deshalb forderte er vor Allem, daß die Mutter oder Pflegerin imstande sei, die natürlichen Bedürfnisse des Säuglings zu erraten und zu befriedigen, damit er nicht in eine „böse Unruhe" oder Ungeduld versetzt werde, die ihn zur Empörung und zum Verdrusse reizen müsse; wodurch der Keim zu schlimmen Neigungen für die Zukunft gelegt werden könne. Gewiß mit vollem Recht behauptete dieser kluge Menschenfreund, daß jedes Kind die Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse erlangen solle, und zwar regelmäßig und zur richtigen Zeit, weil man sonst keine gute Entwicklung seines Körpers und Geistes erwarten dürfe. Gleichwohl verzagte er auch nicht, als er so viele arme Verwahrloste fand, die aus Unwissenheit und liebloser Verlassenheit schon im Kindesalter sehr schlimme Gewohnheiten angenommen hatten. Im Gegenteil, je verdorbener die kleinen Seelen ihm bereits zu sein schienen, um so stärker ward sein zärtliches Mitleid erweckt, und um so mehr Liebe erwies er ihnen, um sie zu ihrer angeborenen Güte zurückzuführen; was ihm auch ausnahmslos in Kurzem gelang. Er trat nicht als ein strenger Lehrer und Zuchtmeister ihnen gegenüber, sondern als ein freundlicher Genosse und liebevoller Vater, der nur für ihr Wohl besorgt war, immer nur mit ihnen beschäftigt blieb, ihnen unaufhörlich mit Rat und Hilfe zur Seite stand und in jeder Hinsicht Alles mit ihnen teilte. Da seine Mittel sehr gering waren, und die Behörden damals keineswegs fähig und willig sein konnten, seinen Bestrebungen den nötigen Beistand zu leisten, so sah er sich oft gezwungen, den Kindern große Entbehrungen aufzuerlegen, sowie bedeutende Anstrengungen von ihnen zu fordern. Sie aber erwiderten seine Liebe so sehr, daß sie sich stets zu jeder möglichen Aufopferung bereit erklärten, ja, daß Jedes eine Ehre darin suchte, sich noch fleißiger, genügsamer und uneigennütziger zu zeigen, als die Andern. Nicht die viel gerühmte, durch Pestalozzi angewandte Lehrmethode des „Anschauungs-Unterrichts" hat die größten Wunder voll-

bracht, obgleich die Kinder dadurch überraschend schnell zu allen notwendigsten Einsichten und Kenntnissen gebracht wurden, sondern seine nie ermüdende, immer gleiche Geduld und Liebe, in der er durch seinen felsenfesten Glauben an den ursprünglichen Adel der menschlichen Natur stets von Neuem bestärkt wurde, weil er den unbestreitbaren Beweis geliefert hat, daß selbst die schon verderbten jugendlichen Wesen mit wahrer Güte noch auf einen guten Weg gebracht und zu großherzigen, nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft entwickelt werden konnten.

Leider hat man bis heute dieses große Beispiel nicht in dem Grade geachtet und nachzuahmen gesucht, wie es zum Wohle der Menschheit gewünscht werden muß. Solche Geister wie Pestalozzi, die keine andere Freude kennen, als den von der Gesellschaft Ausgestoßenen durch Erweckung ihrer eigenen Kräfte zu ihrem natürlichen Rechte zu verhelfen, giebt es noch sehr wenige. Man muß auch gestehen, daß bei aller Anerkennung, die seine Lehrmethode schon zur Zeit seines Lebens gefunden hat, doch sein höchstes Verdienst: bewiesen zu haben, daß nur eine vollkommene Liebe imstande ist, wirklich zur Liebe zu erziehen, bis heute nicht hinreichend gewürdigt worden ist. Doch finden immerhin Diejenigen, denen ein gleiches Licht aufgegangen ist, einen Trost in dem Bewußtsein, in Pestalozzi einen Gesinnungsgenossen gehabt zu haben.

Vermischtes.

Kulturgeschichtliches. Die „Vossische Zeitung" veröffentlichte in ihrem Abendblatt vom 13. d. M. folgende Mitteilung aus Löbau: „Vor dem hiesigen Schöffengericht hatte sich dieser Tage der schon mehrfach wegen seines gewaltthätigen Vorgehens, u. a. wegen Aussetzung einer Arbeiterfamilie bei eisiger Kälte im Januar d. J., vorbestrafte Rittergutsbesitzer Hänichen auf Zoblitz deshalb zu verantworten, weil er im Juli d. J. eine polnische Magd mit der Reitpeitsche geschlagen und ihr Fußtritte versetzt hat. Durch die Schläge mit der Reitpeitsche, die nicht bloß den Rücken, sondern auch den Kopf trafen, trug die Magd u. a. eine Verletzung am Auge davon, die sie zwang, sich in ärztliche Behandlung zu begeben. Zu dieser Züchtigung hat sich der Angeklagte dadurch hinreißen lassen, daß die Magd, die entlassen worden war, noch mehrere Male zurückkehrte und sich schließlich des Hausfriedensbruchs schuldig machte. **Der Rittergutsbesitzer Hänichen wurde schließlich zu 100 Mark Geldstrafe, die polnische Magd aber wegen Hausfriedensbruch zu drei Wochen Gefängnis verurteilt.**

Theater-Kritik.

„Die Weber",

Schauspiel in fünf Aufzügen von Gerhart Hauptmann.

Schon einmal habe ich die Leser dieser Zeitschrift auf Gerhart Hauptmanns Werk hingewiesen; heute, nachdem ich es nicht nur gelesen, sondern auch gesehen habe, geschieht es mit besonderem Nachdruck. Nur wenige andere Dramen vermögen von der Bühne aus solche tief ethischen Wirkungen auszuüben, wie „Die Weber."

In der „Neuen Freien Volksbühne", wo das Werk seiner würdige Darsteller fand, bestand das Publikum zum größten Teil aus Proletariern. Mit steigender Begeisterung, die sich oft in lang anhaltendem Beifall Luft machte, folgten sie dem Gang der Handlung. Es waren ja ihre Brüder und Schwestern, die sie leiden und kämpfen sahen. Männer mit grauen Haaren, Jünglinge mit keckem Gesicht, sonst nur bereit, derbe Späße zu machen, sah ich weinen, und einander fremde Frauen fühlten sich plötzlich als gute Bekannte und erzählten von dem Elend, das sie selbst, ähnlich den Webern, schon durchgemacht hatten. — Wie ich höre, hat die Polizei dem „Deutschen Theater" gestattet, „Die Weber" nun auch aufzuführen. Sie setzt voraus, daß Hauptmanns Meisterwerk für das Publikum jenes Theaters „unschädlich" sein werde. Wir hoffen, daß es nicht unwirksam sein wird, wenn auch freilich unsere bürgerliche Welt nicht gern den Schleier von den dunklen Seiten des Menschenlebens zurückziehen sieht, den ihre Gedankenlosigkeit und ihre Angst vor der Beunruhigung des eingeschläferten Gewissens darüber gebreitet hat.

Unter der Hungersnot des Jahres 1844 litten die schlesischen Weber besonders schwer. Die Not des Volkes beuteten die Fabrikanten aus, indem sie die Löhne immer tiefer drückten; wußten sie doch genau, daß der Hunger die Armen zwang, auf jedes Angebot einzugehen. Hauptmann führt uns im ersten Akt seines Dramas in das Comptoir des Fabrikanten Dreißiger — einer historischen Persönlichkeit, — wo ein Teil jener Unglücklichen zusammentrifft, um ihre Arbeit abzuliefern. Sie murren wohl, als sie noch weniger bekommen, als das letzte Mal, aber sie sind zu gedrückt, um sich zu einem energischen Widerstand aufzuraffen. Für die hungernden Kinder gilt es auszuhalten, um wenigstens ein Stück Brot mit heimzubringen. Nur der „rote Bäcker", ein junger, kräftiger Mensch, bäumt auf gegen die schmähliche Behandlung von seiten des Fabrikanten. Er kehrt sich nicht daran, daß der Dienst ihm gekündigt wird, allein hofft er sich schon noch durchzuschlagen. Seine zornigen Worte bleiben nicht ohne Eindruck auf die Menge, aber mehr noch als sie wirkt die wimmernde Stimme eines Kindes, das ohnmächtig unter dem Ballen Zeug, den es hereinschleppt, zusammenbricht, und, wieder zu sich gekommen, nur zwei Worte lallt: „Mich hungert!" — „Mich hungert!" ruft schluchzend ein anderes Kind in der ärmlichen Hütte, welche die Familie Baumert und der Korbflechter Ansorge bewohnt. Noch im Mondenschein sitzen die blassen Mädchen am Webstuhl und die kranke Mutter am Spinnrad — was hilft's, daß sie arbeiten von früh bis spät: sie schaffen den bösen Gast, den Hunger, nicht aus dem Hause. Der alte Baumert ist auch gegangen, sich seinen Lohn zu holen; und wenn er auch bisher ein friedfertiger Mensch gewesen ist, die Worte des „roten Bäcker", die Ohnmacht des Kindes wollen ihm nicht aus dem Sinn. Und was ihn noch mehr bedrückt: er hat sein treues Hündchen müssen schlachten lassen und bringt den Braten jetzt heim. Unterwegs begegnet ihm der von den Soldaten heimkehrende Moritz Jäger, und mit ihm zusammen betritt er die Hütte. Draußen in der Welt hat der junge Mensch den kindlichen Glauben verloren, als müsse Alles so bleiben, wie es ist, als müsse der Arme darben und der Reiche prassen. In der elenden Hütte renommiert er mit seinem Wissen, wie mit seinem guten Rock und seinem ersparten Gelde. Und er, dem es verhältnismäßig gut gegangen ist, bringt den Gedanken an Aufruhr zu Denen, die durch dauerndes Elend stumpf geworden sind.

Gerhart Hauptmann zeigt grade durch diese Seite seines Werkes, daß er tief im Herzen des Volkes zu lesen versteht. Das Weberlied, das der junge Soldat den Alten vorliest, löst plötzlich den Bann von ihren Seelen; was sie nicht auszusprechen vermochten, steht darin geschrieben und tönt aus diesen ungefügen Versen hervor:

„Hier wird der Mensch langsam gequält,
Hier ist die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt,
Als Zeugen von dem Jammer."

Das Lied dringt von nun an in alle Hütten, und findet Widerhall in allen Herzen. Die Jungen reißen die Alten mit sich fort, langsam wächst die Rebellion. Mit einer Meisterschaft, die ihres Gleichen sucht, hat Hauptmann es verstanden, keinen Helden, sondern das Volk selbst zum Mittelpunkt des Dramas zu machen. Um dies zu ermöglichen, hat er es nach allen Richtungen hin studiert. Im letzten Akt, meiner Ansicht nach dem bedeutendsten, zeigt er uns wieder ein neues Bild: Vater Hilse steht im Morgengrauen am Bett der uralten Mutter, neben dem Sohn und der Schwiegertochter, und betet in schlichter Weise mit dem Ausdruck tiefster Überzeugung zu seinem himmlischen Vater. Er leidet, wie die Anderen, aber sein Glaube stärkt ihn; er sieht das elende Dasein nur als eine Prüfungszeit an, in der sich der Mensch vorbereiten soll zum ewigen, seligen Leben. Auch der alte Baumert hatte seinen religiösen Glauben vor dem ungläubigen Moritz Jäger in die wenigen Worte gefaßt: wenn wir nach unserem elenden Dasein keine ewige Seligkeit erwarten dürften, so wäre es besser, wir hängten uns auf. Aber ihn hatte die plötzlich erwachende Hoffnung auf ein besseres Diesseits doch zum Aufrührer gemacht, während Vater Hilse darin ein Auflehnen gegen Gottes Ordnung sieht. Seiner Schwiegertochter verweist er streng ihren Unglauben und ihren Mangel an Demut. Da dringt die Kunde von dem Aufstand der „Weber" im benachbarten Ort auch zu ihm. Er erfährt, daß sie das Haus des Fabrikanten Dreißiger geplündert haben, daß sie auch hierher kommen, Rache zu nehmen an ihren Unterdrückern. Mit Entzücken hört es die Schwiegertochter, mit starrem Entsetzen der Alte, und als Moritz Jäger mit seinen Genossen hineinstürmt, um ihn zum Mitkämpfer zu werben, tritt er mit dem Glaubensmut eines alten Propheten dem „Teufelswerk" entgegen. Ihn empört der Anblick der Plünderer: Verachtung ergreift ihn, als der alte Baumert halb betrunken mit einem geraubten Hahn in der Hand vor ihm steht. Seine Schwiegertochter will er durch die Mahnung an ihre Mutterpflichten von der Beteiligung am Aufruhr zurückhalten. Es gelingt ihm nicht. In wilder Leidenschaft erklärt sie ihm, wie sie gerade als Mutter verpflichtet sei, mitzukämpfen. Sie habe ihre armen Würmer elend sterben sehen, eines nach dem andern, und während die Eltern im Gebet vor Gottes Allmacht sich beugten, habe sie hinübergeschaut zu dem reichen Fabrikanten, dessen blühende Kinder Milch und Brod im Überfluß bekamen. Vater Hilse stutzt bei diesen Worten, er schilt nicht mehr. Den „roten Bäcker" versucht er noch

zurückzuhalten, indem er ihm mit dem Zuchthaus droht. Doch der Jüngling fürchtet sich davor nicht, hat er doch dort wenigstens ein Dach über dem Kopf und satt zu essen! Da nahen mit Trommelwirbel die von den Fabrikanten zu Hilfe herbeigerufenen Soldaten; und jetzt, wo Hilse die Niederlage der Weber voraussieht, fühlt er sich plötzlich solidarisch mit ihnen, aber er kann sich nicht entschließen, mit ihnen zu kämpfen. „Lieber Gott, schütze meine Brüder“, betet er, und setzt sich dann an den Webstuhl. Die vorübereilenden Nachbarn warnen ihn vor dem gefährlichen Platz am Fenster, sein kleines Enkelkind erzählt angstvoll von den Kugeln, die in die Mauern schlagen — er achtet nicht darauf, denn „wo Gott mich hingesetzt hat, da muß ich bleiben.“ Und er bleibt, bis eine Kugel ihn niederstreckt. Ratlos, ohne sich rühren zu können, sitzt die halb kindische Großmutter auf dem Bett und starrt zu ihm hinüber; die Enkelin läuft umher, um zu erzählen, was draußen vorgeht. Niemand antwortet ihr. Vater Hilse liegt regungslos neben dem Webstuhl. Sie ruft ihn an — vergebens, ihr schluchzend vorgestoßenes, fragendes „Großvaterle?!“ verklingt ungehört.

Mit dieser Frage schließt das Werk. Es gehört nicht zu denen, die uns befriedigen, nach dem üblichen Sinne des Wortes, denn keine friedvolle, versöhnte Stimmung hinterläßt es in uns. Unbarmherzig rüttelt es an dem Thor, das zu unserem Herzen führt und das wir so gern mit zehnfachen Sicherheitsketten verschließen. Und unserem Verstande zeigt es, daß nicht durch einzelne Verzweiflungsakte die Menschheit erlöst wird. Wir müssen die Ursachen des Elends erkennen und Andere sie erkennen lassen, um sie mit vereinten Kräften zu bekämpfen.

Lily von Gizycki.

Hannele.

Traumstück in zwei Teilen von Gerhart Hauptmann. Musik von Max Marschalk.

Mit Spannung sieht man stets einem neuen Werke Gerhart Hauptmanns entgegen: und obwohl der „Biberpelz“ die Erwartung einigermaßen herabgestimmt hatte, war ein Umstand geeignet gewesen, sie doch wieder außerordentlich zu beleben: Hauptmann, ein Junger, ein Moderner, hatte die, vor jedem frischen Luftzug festverrammelten Pforten des Königlichen Schauspielhauses gesprengt! Das konnte als ein Ereignis angesehen werden, und so füllte denn ein seltsam zusammengesetztes Publikum den Zuschauerraum: neben den Stammgästen, die Jahr aus, Jahr ein ihre dramatischen Bedürfnisse dort befriedigen, saßen die Freunde des Dichters vom Deutschen Theater, von den Volksbühnen, ja sogar vom Pariser théâtre libre. — Goethes „Geschwister“ gingen der Première voraus. Geräuschvoll öffneten und schlossen sich währenddessen die Logenthüren hinter denen, welche nicht aus Liebe zur Kunst, sondern aus Neugierde kamen und durch ihre Rücksichtslosigkeit den tiefen Eindruck störten, den des Altmeisters Werk auch heute noch auf das Gemüt machen muß. — Was würde er zu seinem Nachfolger gesagt haben?

Schwarze Trauervorhänge fallen langsam auseinander und enthüllen das elende, schmutzige Zimmer eines dörflichen Armenhauses. Seine Insassen, ein altes, diebisches Weib, ein junges zerlumptes Mädchen gemeinster Sorte, ein Betrunkener und ein stotternder Greis, zanken sich um das bischen erbettelter Speise und stoßen sich um den eisernen Ofen, der ihnen allen vor der grimmigen Winterkälte Schutz bieten soll. Plötzlich wird heftig die Thür aufgerissen: mit der Laterne in der Hand stürzt ein Arbeiter herein, hinter ihm der Lehrer, ein stöhnendes Mädchen auf dem Arme tragend. Sorgfältig bettet er es auf das zerlumpte Lager und treibt die neugierigen Armenhäusler hinaus. Der Amtsvorsteher tritt ein, und der Arbeiter meldet ihm, daß er, aus dem Walde kommend, am See vorbeigegangen sei, dort ein Wimmern gehört habe und sich mit Hilfe eines Brettes über das Eis hinweg bis zu der Stelle begeben habe, wo eine warme Quelle das Gefrieren verhindert, dort habe er das sich heftig sträubende Mädchen aus dem Wasser gezogen. Vergebens ist der Versuch, das arme Hannele selbst zu verhören: die Todesangst vor dem sie mißhandelnden Vater, die Sehnsucht nach der verstorbenen Mutter, der fromme Glaube an den Herrn Jesus im Himmel ist Alles, was sie in abgerissenen Sätzen, vom Frost geschüttelt, in Worte zu fassen vermag. Der herbeieilende Arzt und die Diakonissin sind hier besser am Platz. Der guten Schwester Martha öffnet die Kleine ihr gequältes Herz: sie will nicht gesund werden, sie will zur Mutter in den Himmel kommen, sie will zu dem lieben Herrn Jesus. Und dann, im Fieber, flüstert sie in Gedanken an den Lehrer Gottwald, den einzigen Menschen, der gut zu ihr war, zärtliche Worte der Liebe. Es ist die erste Regung frühreifer Sinnlichkeit, die aber schnell vor den kindlichen Träumen wieder zurücktritt. Während die Pflegerin einen Augenblick ihren Platz am Lager der Kranken verlassen hat, sieht das Hannele im Fieber den bösen Vater. Er ruft, wie er zu thun pflegte, mit polternder Stimme nach ihr, damit sie das Feuer im Ofen schüre. Zitternd springt sie aus dem Bette und bricht zusammen, ehe Schwester Martha wieder eintritt. Sie trägt das arme Mädchen in das Bett zurück. Immer rascher folgen sich die Fieberphantasien, die Diakonissin und die tote Mutter verschwimmen dem Kinde zu einer einzigen Gestalt, dazwischen lacht es über ein Märchen, das es einst hörte, oder lauscht den Klängen himmlischer Engelchöre. Vom Paradies erzählen ihr drei lichte Engel, wo sie Brot essen würde, das es auf Erden für sie nicht gab, wo sie Milch trinken würde, die für sie dem Euter irdischer Kühe nicht entquoll. In schwarzem Gewande sieht sie den Todesengel; sie springt aus dem Bett; sie fürchtet sich vor ihm und hat ihn doch oft sehnsüchtig gerufen. Sie schreit nach der Mutter. Ist es die Mutter, oder ist es Schwester Martha, die zu ihrem Schutze herbeieilt? Ihre Angst vor dem schwarzen Todesengel mildert sich, als sie hört, daß er sie zum lieben Herrn Jesus bringen wird. Da erinnert sie sich ihres zerlumpten Röckchens, sie möchte nicht so häßlich im Sarge liegen, so häßlich in den Himmel kommen. Die Erinnerungen an das Märchenbuch verschwimmen wieder mit denen an die Bibel, denn mit einem seidenen Hochzeitskleid und mit gläsernen Schuhen kommt ein Schneiderlein hereingehüpft und kleidet „Prinzeßchen“ Hannele. „Wie werden die Leute sich wundern“, denkt sie in kindlicher Eitelkeit, und schon sammeln sich ihre Spielgefährten, die Schulkinder, vor der Thür, und der geliebte Lehrer weint an ihrem Lager, ehe er sie hineinführt und ihnen erzählt, daß das arme Hannele nun eine schöne Prinzessin geworden sei. Je stärker das Fieber steigt, desto wirrer werden die Traumbilder: mit schwarzen, flüsternden Trauergestalten füllt sich der Raum. „Eine Heilige ist sie“, sagte der Eine; „der Vater ist ihr Mörder“, murmeln Andere. Da kommt er selbst, mit rauher Stimme schreit er nach ihr und droht und flucht. Hannele fürchtet sich aber nicht mehr, denn schon sieht der liebe Herr Jesus — oder ist es der Lehrer Gottwald? — durch die Thür. Hundertmal hat sie's in der Schule gehört, was er jetzt zum Vater sagt, sie weiß, daß er arm und gering auf Erden wandelte, daß die bösen Leute ihn von ihrer Schwelle getrieben haben, wie es jetzt der Vater thun will. Aber Gottes Zorn und der Ruf der schwarzen Gestalten: „Mörder“ trifft ihn ins Innerste, er stürzt verzweifelt hinaus. Herrlich gekleidet, mit dem milden Antlitz des geliebten Lehrers sieht sie nun den Heiland vor sich stehen. „Mägdlein, stehe auf und wandle“, sagt er zu ihr, und die Himmelsbraut folgt dem Rufe des Bräutigams. Sie legt das Köpfchen an sein Herz und lauscht entzückt der Wundermär vom Himmel. In dichten Scharen strömen die Engel herein und führen sie fort — weit fort ins Paradies. — Das Hannele hat ausgelitten. „Ist sie tot?“ fragt die Pflegerin. „Tot!“ erwidert der Arzt.

Gerhart Hauptmann hat die Seele des armen Kindes in ihren innersten Regungen belauscht, er hat sie mit der vollen Wahrhaftigkeit des naturalistischen Dichters dem Zuschauer vor Augen geführt, er hat ein Werk geschaffen, von dem ich wünschte, daß es jetzt um die Weihnachtszeit als eine tiefergreifende ethische Predigt allen jenen Kindern vor Augen geführt werde, die unter dem Tannenbaum einen reich besetzten Tisch erwarten. Sie werden keine Kritik anlegen, wie wir Erwachsenen es thun müssen. Freilich gilt sie mehr der Darstellung, als der Dichtung selbst, obwohl auch diese sich an einer Stelle von der psychologischen Wahrheit entfernt. Es ist da, wo das Kind von den drei lichten Engeln träumt. Wie sollte wohl solch eine gewählte Sprache, wie die Engel sie sprechen, dem armen Hannele in den Sinn kommen? Ja, wenn es Bibelverse, wenn es Psalmen wären, die sie gelernt hat! Aber diese Verse, noch dazu mit solchem Pathos vorgetragen, passen schlecht in ihren Traum! — An Pathos schienen sich manche der Schauspieler überhaupt nicht genug thun zu können. Warum spricht Hanneles Mutter (Fräulein Poppe) mit hohler Grabesstimme? Ist es nicht viel natürlicher, daß das Kind die gute Mutter in derselben einfachen, liebevollen Weise reden hört, als zu der Zeit, da sie lebte? — Das Urteil eines Kindes, das ich hörte, scheint mir wertvoll zu sein. Sie frug ihre Nachbarin ängstlich: „Du, kommt die aus der Hölle?! Auch Herr Matkowski, der als Lehrer vortrefflich ist, kann sich nicht in die einfache Gestalt des Traumbildes vom lieben Herrn Jesus finden. Ueber alles Lob erhaben ist das Hannele selbst. Frau Conrad hat eine künstlerische That ersten Ranges vollbracht, die ihr so leicht niemand nachmachen wird. — Der Regie, vielleicht auch dem Dichter gegenüber, der die Veranlassung dazu gab, darf ich einen ernsten Tadel nicht unterdrücken, der sich auf den ganz unmotivierten, störenden Zwischenakt bezieht. Gerade in dem Augenblick, wo der Zuschauer so vollständig von der Dichtung ergriffen ist, daß er meint, selbst am Sterbebette dieses Kindes zu stehen, fällt der Vorhang; die Gewohnheit veranlaßt das Publikum zu applaudieren, was den wirklich dankbaren Zuhörer aufs tiefste verletzen muß und den Eindruck zerschneidet wie mit einem Messer. Ist Hauptmann, wie ich annehme, ein Dichter, so wird er eher erfreut als geärgert sein, wenn ich im Namen Vieler sage, daß in dem Augenblick des Aktschlusses das arme Hannele allein die Herzen erfüllt und ihr Schöpfer ganz vergessen ist. Diesen Eindruck zu stören, halte ich für einen Mangel an Feinfühligkeit. Ist es der Darsteller wegen nötig, eine Pause zu machen, so möge das Theater währenddessen bei offener Bühne dunkel bleiben und sanfte Musik den Eindruck festhalten.

Trotz des großen Beifalls, mit dem „Hannele“ aufgenommen wurde, wird Gerhart Hauptmann im Munde des Volkes „der Dichter der Weber“ bleiben. Untreu ist er sich jedoch durch sein letztes Werk nicht geworden, das Hannele ist vielmehr von demselben Fleisch und Blut, wie jenes Kind, das im Comptoir des Fabrikanten Dreißiger vor Hunger zusammenbricht. Warme Menschenliebe, tiefes Erbarmen mit dem Elend der Brüder hat beide Werke diktiert und strömt aus dem Herzen des Dichters in die Herzen derer, die ihm zuhören.

Lily von Gizycki.

Bücherbesprechung.

Der Fall „von Wächter", oder darf und kann ein Christ, und besonders ein Pfarrer, eingeschriebenes Mitglied der sozialdemokratischen Partei sein? Von Eduard Schall, luth. Pastor zu Bahrdorf (Herzogtum Braunschweig). Oebisfelde. Verlag von R. Radwitz. 1893. 37 Seiten. (Preis 50 Pf. bei frankierter Zusendung).

Die vorliegende Schrift ist eine der interessantesten, die mir in letzter Zeit in die Hand gekommen sind. Pastor Schall erinnert an den alten Kirchenvers: „Die Folgezeit verändert viel und setzet Jeglichem sein Ziel" und meint, daß ebenso, wie man jetzt nichts mehr darin findet — während man sich vor zwanzig Jahren davor entsetzte, — daß Geistliche Vollbärte tragen, so „nach noch nicht zwanzig Jahren, wenn die Entwickelung, in der wir stehen, in denselben Bahnen weitergeht, eine solche große Zahl der gläubigen, frommen, entschiedenen Theologen und sonderlich Pastoren völlige und ausgesprochene Sozialisten sein werden, daß man zu jener Zeit sich gar nicht darüber wundern wird."

Pastor Schalls Standpunkt ist, wie er selbst erklärt, der des orthodoxen Luthertums. Er betont nachdrücklich das Recht der Kirche, denjenigen von ihrer Gemeinschaft auszuschließen, der das normative Ansehen ihrer Statuten, d. h. der Bibel und der Bekenntnisschriften, antastet oder sich eines anstößigen Lebenswandels schuldig macht. Darf nun ein Christ und insonderheit ein Geistlicher ein Mitglied der sozialdemokratischen Partei sein? Pastor Schall bejaht diese Frage unumwunden, weil die Sozialdemokratie als solche nicht eine Lehre sei, die den Statuten der Kirche zuwiderlaufe, und jene Mitgliedschaft nicht den Vorwurf eines bösen Lebens mit Recht in sich schließe.

Über den konkreten Fall, von welchem der Verfasser ausgeht, sagt er unter Anderem Folgendes: „Theodor von Wächter aus Stuttgart, aus einer angesehenen und gottesfürchtigen Familie entsprossen, war bis vor Kurzem Predigtamtskandidat. Er hatte Theologie studiert, darnach die vorgeschriebenen Prüfungen wohl bestanden, so daß ihm der Eintritt in das Pfarramt seines Heimatlandes offen stand. Theodor von Wächter ist offenbar ein ideal angelegter Mensch und, wie ich voraussetze, in sozialer Unabhängigkeit. Kurz, die Einsicht in das Elend der Armen hat ihn die Armen aufsuchen lassen. Ein Redakteur einer in Berlin erscheinenden liberalen Kirchenzeitung schrieb mir: ‚Theodor von Wächter ist der lauterste Charakter und selbstloseste Mensch, der mir begegnet ist. Hier in Berlin lag er im vergangenen Jahre mehrere Monate lang im Hospital hochgradig lungenkrank. Er hatte sich jeden Groschen abgedarbt, den er entbehren zu können meinte, um Ärmeren zu helfen. Die Folge davon war eben, daß er schwer erkrankte. Es ist ein Wunder, daß er mit dem Leben davonkam.' Theodor von Wächter trat offen, frank und frei zur sozialdemokratischen Partei über und legte für diesen Schritt seine Beweggründe dar in einem Aufsatz mit der Überschrift: ‚Wie ich Sozialdemokrat wurde', den er in Nr. 11 der Zeitschrift von Harden „Die Zukunft" erscheinen ließ. Leider ist mir dieser Aufsatz nicht zu Gesicht gekommen. Thatsächlich aber, das weiß ich aus der sichersten Quelle, hatte sein offener Beitritt zur sozialdemokratischen Partei nicht den geringsten Einfluß auf seine religiöse Gesinnung, oder wenn dennoch, so nur den, daß er nun noch desto mehr dieselbe innerhalb der Partei zum Ausdruck bringen wollte. . . . Die sozialdemokratische Partei als solche muß diese Absicht des Th. v. Wächter nicht bloß gekannt, sondern auch gebilligt haben. Th. v. Wächter wurde als Reichstagskandidat für die sozialdemokratische Partei aufgestellt, und mit völliger Zustimmung des Parteivorstandes trat er als solcher in seiner Eigenschaft als Predigtamtskandidat auf, um damit vor aller Welt an den Tag zu legen einerseits, daß die Sozialdemokraten auch einen Theologen, und eventuell Pastoren, einen Diener der Kirche als ihren Kandidaten erwählen, wenn er nur auf dem Boden ihres Programms steht, d. h. die wirtschaftlichen Grundansichten mit ihnen teilt, auch wenn er sonst noch so treu und fest an dem Glauben der Kirche festhält, andererseits, daß er selbst in seiner Eigenschaft als Sozialdemokrat durchaus nicht gesonnen sei, seinen eigentlichen Lebensberuf, ein Prediger des teuerwerten Evangeliums zu werden, deshalb aufzugeben. . . Am 2. Juni d. J. wurde das Stadtdekanat in Stuttgart aufgefordert, dem Predigtamtskandidaten Theodor von Wächter . . . zu eröffnen, daß er innerhalb acht Tagen sich zu erklären habe über seine Stellung: namentlich ob die Bedingungen, unter denen er in die Liste der Predigtamtskandidaten aufgenommen sei, noch vorhanden seien, und namentlich darüber, ob er ein eingeschriebenes Mitglied der sozialdemokratischen Partei sei . . . Unter dem 7. desselben Monats gab Theodor von Wächter die geforderte Erklärung ab, dahin, daß er noch auf demselben Standpunkt seiner religiösen Erkenntnis und seines Bekenntnisses stehe, wie zu der Zeit, da er seine Prüfungen bestanden, auf Grund deren er unter die Predigtamtskandidaten aufgenommen sei; daß er trotzdem aber eingeschriebenes Mitglied der sozialdemokratischen Partei sei, daß aber diese seine wirtschaftlichen Ansichten nicht im Geringsten in Konflikt kämen mit seiner religiösen und kirchlichen Überzeugung, nach welcher er hoffe, ein Diener Christi und der Kirche zu werden." Als den Grund davon, daß er sich, als er als Kandidat für den Reichstag aufgestellt wurde, als Predigtamtskandidat bezeichnete, giebt Wächter selbst diesen an: „Einerseits wollte ich mit dieser Bezeichnung als „Predigtamtskandidat" die Partei ein offizielles Zeugnis ablegen lassen, daß auch ein Vertreter des Christentums Vertreter ihrer Partei selbst im Reichstage sein könne, andererseits die Kirche nötigen, offiziell, wenn auch nur durch Stillschweigen, zuzugeben, daß auch ein offizieller Vertreter des Christentums offizieller Vertreter der Sozialdemokratie sein könne. Die Sozialdemokratie bestand diese Probe auf religiöse Freiheit, die Kirche zeigte ihre politische Unfreiheit."

Am 21. Juni d. J. wurde Herrn v. Wächter vom würtembergischen Konsistorium eröffnet, daß, da nach der von ihm gegebenen Erklärung „die Voraussetzungen seiner Verwendbarkeit im geistlichen Amte der Landeskirche oder sonst in dem Dienst nicht mehr vorhanden" seien, „die Entfernung aus der Liste der Predigtamtskandidaten verfügt" worden sei. Pastor Schall bemerkt hierzu: „Mit dieser Entscheidung des würtembergischen Konsistoriums ist nun diese in der Überschrift (des Werkchens) stehende Frage nicht zur prinzipiellen Entscheidung gekommen. Daß die Mitgliedschaft in der sozialdemokratischen Partei thatsächlich und wirklich das treibende Motiv des Vorgehens der geistlichen Behörde gewesen ist, das wird hoffentlich kein Mensch leugnen; amtlich aber und schwarz auf weiß ist dieser Grund des Ausschlusses nicht angegeben." Eine prinzipielle Entscheidung der Frage, welche den Nebentitel der vorliegenden Schrift bildet, drängt sich aber, wie Pastor Schall erklärt, mit Gewalt auf. Ich habe schon erwähnt, wie er sie entscheidet; und ich weiß nicht, wie man die Gründe, die er dafür geltend macht, widerlegen kann. Die christliche Kirche, erklärt er, „hat ein lebhaftes Interesse daran, daß in dem Volke, in dessen Mitte sie selbst eine Hütte gefunden hat, die möglichst beste Gesellschaftsordnung bestehen möge, und muß nach ihrer eigenen Lehre derjenigen Gesellschaftsordnung notwendig den Vorzug geben, in welcher das Prinzip der allgemeinen Bruderliebe und Menschenliebe am allerweitesten zum Ausdruck und zur That durchgedrungen ist." Wie nun, wenn man zu der Überzeugung gelangt, daß die sozialistische Gesellschaftsordnung eine solche ist? Im Programm der sozialdemokratischen Partei findet sich nichts, was der protestantischen Kirche widerstreitet; Pastor Schall ist „fast versucht, kühnlich zu reden und Jedem eine Belohnung auszubieten, der den Nachweis liefert mit lauteren Gründen des Verstandes, daß das Erfurter Programm in seinem wesentlichen Inhalt, d. h. in seinen ersten 7 Absätzen, in irgend welchem prinzipiellen Widerspruch zu der Schrift oder Lehre der Kirche stände." Wenn man nun geltend macht, die sozialdemokratische Partei wolle den Umsturz, so erwidert hierauf unser Autor: „Ich begreife wahrhaftig nicht, wie ein rechtschaffener Christ hieran Anstoß nehmen kann, da ich mein Leben lang immer nur gelernt habe aus der Schrift, wie ich die Altäre der Götter umstürzen soll, und wahrhaftig nicht diejenigen der Athene und der Artemis, sondern diejenigen, von denen Johannes redet: der Augenlust, der Fleischeslust und des hoffärtigen Lebens. Es kommt also auf das Umstürzen allein nicht an, sondern wahrhaftig wohl noch mehr auf das, was umgestürzt werden soll, und wie es geschehen soll. Daß nun in gegenwärtiger Zeit namentlich, was die soziale Entwickelung angeht, so vieles vorhanden ist, das auf friedlichem, gesetzlichem Wege umgestürzt werden sollte, das kann ein gewissenhafter Christ sicherlich nicht in Zweifel ziehen. Wie vieles ist gestürzt, und es ist gut, daß es gestürzt wird, und unsere ganze gegenwärtige Gesellschaftsordnung hat doch hoffentlich keinen ewigen Offenbarungsgrund für sich; sie ist entstanden auf dem Boden einer von ihr gestürzten Ordnung, bis sie, selbst gestürzt, einer neuen Ordnung wird als Unterlage dienen müssen." Pastor Schall weist endlich die Insinnation zurück, daß die Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei auf ein unchristliches Leben schließen lasse. Das Resultat aller seiner Erwägungen ist: „Die irdisch organisierte Kirche hat nach der Wahrheit und aus den Regeln der Klugheit und Billigkeit und nach der Verfassung und dem Gesetz weder Recht noch Beruf, die Mitgliedschaft in der sozialdemokratischen Partei eines ihrer Mitglieder zum Anlaß irgend welcher Maßregelung zu machen."

Einen Punkt hätte Pastor Schall vielleicht noch berühren dürfen. Man könnte sagen: die staatlich angestellten Geistlichen sind Beamte und als solche dürfen sie der sozialdemokratischen Partei nicht angehören, weil diese die Monarchie beseitigen will. Darauf könnte nun erwidert werden, daß an keiner Stelle des sozialdemokratischen Programms die Abschaffung der Monarchie gefordert werde. Aber dieser Einwand könnte durch den Nachweis widerlegt werden, daß die Abschaffung der Monarchie eine notwendige Folge der Verwirklichung der Ziele der Sozialdemokratie sei. Würde nun aus diesem Zugeständnis folgen, daß ein Beamter nicht Sozialdemokrat sein dürfe? Aber könnte nicht ein Beamter, welcher überzeugter Sozialdemokrat ist, folgendes erwidern: „Ich habe dem Fürsten und seinem Hause Treue und Gehorsam geschworen, darf mich also an keiner Unternehmung beteiligen, die auf eine gewaltsame Beseitigung der monarchischen Institution gerichtet ist. Aber das sozialdemokratische Programm predigt an keiner Stelle die Anwendung von Gewaltmitteln; und man kann überzeugter Anhänger der Sozialdemokratie und doch der Meinung sein, daß ihre Ziele durch geistige Mittel zu erreichen sind. Ich habe mich nach reiflichem Forschen davon überzeugt, daß die Sozialdemokratie, die dem Wohle Aller gemäßeste Gesellschaftsform und daher ihre Einführung durch das Gebot der Gerechtigkeit und Menschenliebe gefordert ist. Hiervon kann und muß auch der Fürst überzeugt werden. Wird er nicht, wenn er das Gute erkennt, das Gute thun wollen? Darf ich voraussetzen, daß er an seinen Vorrechten festhalten wird, auch nach-

dem er erkannt hat, daß sie dem Gemeinwohl zuwider sind? Nein, das darf ich nicht; sondern wie ich von jedem anderen braven Manne die Überzeugung habe, daß er seinen Privatvorteil dem allgemeinen Wohle unterordnen wird, so muß ich dies auch von dem Fürsten voraussetzen und also annehmen, daß er freiwillig auf seine Sonderstellung verzichten wird, wenn er zur Erkenntnis der Heilsamkeit des Sozialismus gelangt"? G. v. Gizycki.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Am Dienstag den 7. November fand die Sitzung der pädagogischen Gruppe statt.

Zunächst sprach sich Geheimrat Foerster gegen einen früher gemachten Vorschlag aus, diese Gruppe „die philosophische" zu nennen, da die D. G. E. K. schon in dem Rufe stehe, zu akademisch zu sein. Um sich praktischer bethätigen zu können, schlägt der Redner vor, daß sich aus der Mitte der Gesellschaft Männer und Frauen zur Teilnahme an Kursen zur Einführung in den ethischen Unterricht und die ethische Erziehung melden, um einerseits ihre eigenen Ansichten zu klären und andrerseits durch Anleitung und Übung dahin zu gelangen, selber Vorträge in den Kreisen, in denen wir wirken möchten, zu halten oder Unterricht zu ertheilen.

Auf der Tagesordnung stand weiter ein Antrag des Herrn Dr. Löwenheim, von einigen Mitgliedern unterzeichnet. Derselbe geht dahin, eine besondere Gruppe zur Förderung der Mädchen- und Frauenbildungsfrage zu bilden. Da die Unterrichtsverwaltungen sich nicht abgeneigt zeigen, den Frauen die Universität zugänglich zu machen, müssen immer mehr Anstalten geschaffen werden, in denen die Mädchen, ihrer Eigenart angepaßt, den Lehrgang der Gymnasien durchmachten, ohne das Pensum der Knaben-Gymnasien sklavisch nachzuahmen. Es müßte daher in der D. G. E. K. fortlaufend die Frage ventiliert werden, in welcher Weise derartige Bildungsanstalten am zweckmäßigsten einzurichten seien.

Lehrer Tews spricht gegen den Antrag, obwohl er das Ziel mit dem Vorredner teilt. Für ihn giebt es keine besondere Knaben- und Mädchenpädagogik, er weist auf andere Staaten, z. B. Amerika, hin, in denen die erfreulichsten Resultate durch gemeinsame Erziehung und Belehrung der beiden Geschlechter erzielt werden. Man müsse vor allem also die Vorfrage diskutieren, ob überhaupt der getrennte Unterricht wünschenswert sei.

In der Debatte sprach man sich allgemein gegen den Antrag aus. Geheimrat Foerster bat insbesondere darum, die Grenzen der Bethätigung der D. G. E. K. nicht zu überschreiten. Für die vorliegende Sache schon anderweitige bedeutende Kräfte und Vereinigungen thätig. Es wurde auch erwähnt, daß die Universität Göttingen für Ausländerinnen*) behufs Studium von Mathematik und Naturwissenschaften jetzt geöffnet sei. — Schließlich wurde der Antrag zurückgezogen. —

Es folgte ein Vortrag des Lehrers Tews über „Volksbibliotheken". Der Redner führte aus, daß man nicht, wie dies oft fälschlich geschieht, die Kultur eines Volkes nach der Höhe seiner litterarischen Produktion bemessen dürfe, vielmehr könne man dies nur nach dem Maße, in dem diese Litteratur der Allgemeinheit zugänglich gemacht wird. Dies sei bei uns in erschreckend geringem Umfange der Fall. Mit einem gewissen Stolze pflege man bei uns darauf hinzuweisen, daß die Zahl der Analphabeten eine sehr kleine sei; doch ist nach Ansicht des Redners nicht nur der ein Analphabet, der nicht lesen und schreiben kann, sondern auch der, welcher nicht imstande ist, ein gelesenes Buch zu verstehen und dessen Inhalt in sich aufzunehmen. Daher sei vor allen Dingen eine gründliche Elementarbildung in den Schulen nötig. Auf dem Boden einer tüchtigen Volksschulbildung könne dann die Kultivierung der breiten Volksschichten durch die Litteratur sich vollziehen. Die Anschaffung von Hausbibliotheken sei für den Arbeiter selbst bei geringen Preisen zu teuer, daher müsse die Volksbibliothek an ihre Stelle treten, doch seien die Mittel, die man für diese in Deutschland zur Verfügung stellt, außerordentlich gering, so gab z. B. Berlin im letzten Jahre 23 000 M., Dresden 10 800 M., dagegen Boston 670 000 M., London 660 000 M., Sidney 280 000 M., Manchester und Liverpool je 240 000 M., Paris 200 000 M. hierfür. Dazu sei die Benutzung der Bibliotheken in Berlin unendlich erschwert, sie seien nur an 2 Wochentagen von 12—2 und an Sonntagen von 11—1 geöffnet. Auch seien die Räumlichkeiten, in denen der Umtausch der Bücher vor sich gehe, im höchsten Grade unzureichend. Lesesäle fehlten gänzlich. Eine Besserung der Berliner Volksbibliotheken sei ohne Aufwendung größerer Mittel nicht möglich. Die Anregungen bei der Verwaltung der Bibliotheken hätten leider nur geringen Erfolg gehabt. Redner begrüßt darum den Gedanken, seitens der D. G. E. K. auf diesem Gebiete thätig zu sein, mit Freuden. Wenn Vorstellungen auch jetzt noch erfolglos sein sollten, dürfte durch Schaffung eines Musterinstituts der Widerstand gebrochen werden. — Der Anregung folgend wurde beschlossen, in Gemeinschaft mit den andern Gruppen, die der gleiche Gegenstand schon beschäftigt habe, eine Kommission zur Förderung des Volksbibliothekenwesens in Berlin zu erwählen.

*) Für Ausländerinnen! (Anm. d. Red.)

Herr Dr. Foerster jun. teilt mit, daß in Freiburg die dortige Gruppe innerhalb zweier Monate durch freiwillige Beiträge an Geld und Büchern auf einen von dortigen Arbeitern geäußerten Wunsch hin eine gut ausgestattete und sich erfreulich weiter entwickelnde Volksbibliothek, verbunden mit Lesezimmer, gegründet habe.

Redner bittet außerdem um Zusendung von Büchern und Zeitschriften, die im Winter in den Wärmehalten ausgelegt werden sollen.

Die nächste Sitzung der pädagogischen Gruppe wurde auf Sonnabend, den 9. Dez., Abends 8 Uhr, in den Versammlungsräumen der Gesellschaft im Langenbeck-Haus, Ziegelstraße 10—11, festgesetzt. Auf der Tagesordnung steht ein Vortrag vom Geheimrat Foerster: „Zur Ethik der Schuldisciplin".

Am Sonntag den 12. November hielt Herr Gustav Maier aus Ermatingen im großen Saale des Langenbeckhauses einen Vortrag über Kindererziehung. Nach einigen einführenden Worten des Vorsitzenden Geh.-Rat Foerster ergriff Redner das Wort, um seiner Freude darüber Ausdruck zu geben, daß sich in unserer gegenwärtigen Zeit das Wort Ulrichs von Hutten: „Es ist eine Lust zu leben" wiederum bewähre. Demgegenüber sollen wir uns durch die Verkennung der Außenwelt und durch deren landläufigen Spott über unseren „Idealismus" nicht abhalten lassen, vor allem in denjenigen Fragen thätig zu sein, die allein die Welt vorwärts bringen können, in Erziehungsfragen, zunächst betreffend die Erziehung unserer Nächsten, unserer eigenen Kinder; und zwar nicht allein nach dogmatischen oder philosophischen Systemen, sondern nach dem Leben. Wir müßten uns gerade vom Standpunkte E. K. zusammenfinden in Resultaten, die von keinem Standpunkt aus, weder vom dogmatischen noch vom philosophischen bestreitbar seien. Er wolle an wenigen Beispielen zeigen, daß es deren genug gäbe. Redner erörterte sodann die gewöhnliche, so sehr schädliche Überhebung der Eltern mit Bezug auf die Fähigkeiten ihrer Kinder, die zu schlimmen Resultaten führe. Er wies auf die mit dem ersten Tage zu beginnende Erziehung zur Unterordnung, zum unbedingten Gehorsam hin, sodann auf die Entwicklung zu selbstthätigem Denken, vor allem auf die Notwendigkeit, daß die Eltern sich mit Bezug auf die großen Grundsätze der Wahrheit und Gerechtigkeit — besonders durch Verbannung der sogenannten konventionellen Lüge und der gebräuchlichen Medisance — selbst erziehen, um dann durch Beispiel auf die Kleinen wirken zu können. Das großstädtische Leben ziehe weite Kreise von der Natur ab, während doch die Erziehung durch die Natur und zur Natur das Vornehmste sein und bleiben müsse. Durch den Genuß der Natur in Feld und Wald, auf Berg und Thal gewinne der Mensch erst die wahre volle Lebensfreude; durch den Anblick des Größten und des Kleinsten werde er sich erst seiner verantwortlichen Stellung im großen All bewußt; durch die Würdigung und Schonung von Tier- und Pflanzenwelt, durch den Einblick in das weitverzweigte Menschengetriebe mit Not und Elend gelange er zur Erkenntnis seiner rein socialen Stellung und seiner socialen Pflichten. Man solle nicht nur von weitem Wohlthätigkeit üben, sondern die Kleinen in die Hütten der Armen hineinführen; reiche Leute würden gut thun, ihre Kinder in Gesellschaft ärmerer Kinder in die Sommerfrische zu schicken und ihnen dadurch Lebenskenntnis und Zufriedenheit zu vermitteln, anstatt sie in den luxuriösen Badeorten fürs Leben zu verderben. Der männlichen Wehrpflicht sollte überall die weibliche Lehrpflicht zur Seite gestellt werden. Wir müssen nicht vom Wissen vollgepfropfte, sondern willensstarke Menschen erziehen, die nicht auf der schwankenden Grundlage des Besitzes, sondern auf dem festen Grunde des inneren Wertes ihren Halt finden.

Redner schloß mit einigen Beweisen aus der Kulturgeschichte, daß auch kleine Strömungen dann einen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung gewinnen können, wenn sie, obgleich schwach an Zahl ihrer Vertreter, doch stark und bewußt in ihrem Wollen und in ihrer Überzeugung sind.

Abteilung Straßburg i. E.

Die Abteilung Straßburg i. E. hielt am 9. September d. J. im hiesigen Logengebäude ihren Abteilungstag ab. An Stelle des vom Amte eines stellvertretenden Schriftführers scheidenden Fräulein Wurster wird auf Vorschlag des Vorstandes Herr cand. med. P. Edel gewählt. Zum Bevollmächtigten am Gesellschaftstage in Frankfurt a. M. ernannte die Versammlung ihren Vorsitzenden, Herrn Dr. Wislicenus. Es folgte die Beratung und Beschlußfassung über die auf dem Gesellschaftstage zur Verhandlung angesetzten Anträge.

Am 6. Oktober hielt der 1. Vorsitzende der D. G. E. K., Herr Geheimrat Prof. Dr. Foerster, im Saale des Logengebäudes vor einer zahlreichen Versammlung von Damen und Herren einen öffentlichen Vortrag über „Ernstere Gesittungspflege, das dringendste Bedürfnis unserer Zeit." Die Anwesenden folgten mit lebhaftem Interesse den interessanten Ausführungen des Redners, welchem am Schlusse seines Vortrags reicher Beifall zu Teil ward. Eine zwanglose gesellige Vereinigung der Mitglieder, deren Mittelpunkt natürlich Herr Geheimrat Foerster war, beschloß den schönen Abend.

Einer demnächst zu berufenden Versammlung der Abteilungsmitglieder wird der Vorsitzende der Abteilung, Herr Dr. Wislicenus, über die Verhandlungen des Gesellschaftstages in Frankfurt a. M. Bericht erstatten. Dieselbe wird auch über das Arbeitsprogramm für den Winter Entscheidung treffen.

Anzeigen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Vortrag des Herrn W. M. Salter.

Am Sonnabend, den 25. November Abends 8 Uhr, wird Herr W. M. Salter im großen Saale des Langenbeck-Hauses (Ziegelstraße 10) für die Mitglieder der D. G. E. K. und ihre Freunde einen Vortrag in englischer Sprache halten, dessen Thema lautet:

An Ethical View of Life.

Zutritt ohne Eintrittskarten.

Zu Ehren des hochverdienten Ethikers und Menschenfreundes wird am Sonntag, den 26. November, zwischen 4 und 7 Uhr eine gesellige Zusammenkunft in den Festräumen des Kaiserhofes stattfinden, bei welcher außer den Mitgliedern der D. G. E. K. auch alle Freunde der Sache und alle Verehrer von Mr. Salter willkommen sein werden.

Das Bureau der D. G. E. K.
Dr. Penzig.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Soeben erschien:

Der Moralunterricht der Kinder.

Von

Felix Adler.

Autorisierte Uebersetzung
von
Georg von Gizycki.

176 Seiten gr. 8. Preis 2 Mark, geb. 2,60 Mark.

Die Frankfurter Zeitung urteilt über das Buch:

„Vor wenigen Wochen, vom 12. bis 15. Oktober, war in Frankfurt a. M. der erste Gesellschaftstag der Gesellschaft für ethische Kultur versammelt. Unter anderen Maßregeln, die zur Beratung standen, befanden sich auch nach §§ 7 und 8 der Tagesordnung: „eine Preisausschreibung für ein ethisches Handbuch für Erziehung und Unterricht“ und Anträge betreffend die Förderung ethischen Unterrichts an Fortbildungsschulen, höheren Schulen und Hochschulen. Das Resultat der Beratungen war zunächst der Beschluß, einen oder mehrere Preise für ein ethisches Handbuch auszuschreiben. Die Preise sollten eine der Bedeutung des Werkes angemessene Höhe haben, und man glaubte für sie die Summe von 5000 und 3000 Mark in Aussicht nehmen zu dürfen. Ein neuerdings in Nr. 44 der „Ethischen Kultur“ vom 28. Oktober erschienener Aufruf giebt über die Wünsche des Vorstandes der Gesellschaft in Bezug auf dieses Moralbuch nähere Auskunft. Inzwischen ist nun ein bereits vor Jahresfrist in New York erschienenes Werk des Sprechers der dortigen Society for ethical culture, Prof. Felix Adler, ins Deutsche übertragen worden, das in mancher Hinsicht die Aufgabe zu erfüllen scheint, deren Lösung die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur durch ihr Preisausschreiben herbeizuführen beabsichtigte. — — — — —“

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Die Herren S. und P. S. in Wilhelmshöhe werden von der Redaktion d. Bl. um gefällige Angabe ihrer Adressen gebeten.

Verlag von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.

Ein prächtiges Weihnachtsgeschenk

bildet das in unserm Verlage erschienene Werk:

Alldeutschland

in Wort und Bild.

Eine malerische Schilderung der deutschen Heimat
von
August Trinius.

— Vollständig in 3 Bänden. —

Erster Band:
Teutoburger Wald. Hohe Rhön. Fichtelgebirge. Spreewald. Thüringen. Schwäbische Alb. Rhein.
Mit einem farbigen Titelbild und 79 künstlerischen Illustrationen.
440 Seiten groß Oktav.
Preis broschiert 5,40 M., fein gebunden 7 M.

Zweiter Band.
Vogesen. Spessart. Odenwald. Eifelgebirge. Bayerisches Oberland. Taunus. Wilhelmshöhe. Schwarzwald.
Mit 65 künstlerischen Illustrationen.
448 Seiten groß Oktav.
Preis broschiert 5,40 M., fein gebunden 7 M.

Dritter Band:
Harz. Nord- und Ostseeküste. Holsteinische Schweiz. Riesengebirge. Sächsische Schweiz. Mark Brandenburg.
Mit 68 künstlerischen Illustrationen.
Preis broschiert 5,40 M., fein gebunden 7 M.

— Jeder Band ist einzeln käuflich. —

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12 erschien:

Die Judenfrage ökonomisch und ethisch.

Von
Dr. Franz Lütgenau.

22 Seiten. gr. 8°. Preis 30 Pf.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Die „**Ethische Kultur**“ erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste I. Nachtrag Nr. 2070a) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
Dr. Georg von Gizycki,
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 2. Dezember 1893.	Nr. 49.

Die Anklagen gegen unsere akademische Jugend.

Erwiderung von einem Studenten.

Universitätslehrer haben im Auditorium und bei feierlicher Gelegenheit der deutschen akademischen Jugend Mangel an Fleiß und Idealismus vorgeworfen. Diese Anklagen und Beschuldigungen sind durch die Presse gewandert und in weiteren Kreisen des Vaterlandes bekannt geworden. Es mußte den Anschein erwecken, als ob jene Äußerungen, namentlich die aus dem Munde des Rektors der Universität Berlin, über allen Zweifel und jede Parteilichkeit erhaben wären. Niemand aus der studierenden Bürgerschaft hat gegen diese bloßstellenden Beschuldigungen Verwahrung eingelegt. Kein Sturm der Entrüstung und des Protestes ging durch die Reihen der Musensöhne, und so schloß die öffentliche Meinung, leichtfertig wie sie ist, aus dem Schweigen der Angeklagten auf das Eingeständnis der Schuldigen.

Man wirft dem heutigen Studenten Mangel an Fleiß und idealen Interessen, Strebertum, Blasiertheit, kurz — Charakterlosigkeit vor. Klagend weist man zurück auf vergangene Zeiten, wo in der Seele des Studierenden hohe Ziele lebten und die Sonne des Ideals noch begeisterten Jünglingen leuchtete.

Das klingt wie aus einer Märchenwelt, — ich glaube nicht daran. Es ist eine psychologische und historische Erfahrung, daß den Menschen das Vergangene und Fernliegende immer schöner, besser und in ungetrübterer Reinheit erscheint als das Gegenwärtige und Naheliegende. Der deutsche Student und Professor war in der Vergangenheit einmal geschichtlicher Träger eines nationalen und politischen Gedankens. Die deutsche Nation ist geeinigt, wenn auch nicht so, wie jene idealen Jünglinge und Männer es erstrebten. Die alten Ideale verblassen. Der politische Liberalismus ist dem Untergang geweiht. In die Beute teilen sich einerseits die radikale proletarische Partei, andrerseits feudalistisches Junkertum, intolerante Orthodoxie und pedantische Büreaukratie. An die Stelle der beschränkten politischen Ideale treten allgemein menschliche, soziale Interessen und ethische Kulturbestrebungen. Der deutsche Student aber steht mitten in der geistigen und sozialen Unsicherheit und Zwiespältigkeit dieser Übergangsepoche und — schweigt!

Schweigt? — Darf er denn nicht sprechen?

O, die akademische Freiheit ist zu einer Phrase geworden, zu einem inhaltslosen tönenden Wort, das nur wehmütige Erinnerung an die verklungene Zeit der akademischen Geistesrepublik erwecken kann! Wer die innere Verwaltung einer Universität kennt, wird wissen, wie der Student polizeiartig bevormundet und vor allen freiheitlichen Regungen systematisch bewahrt wird. —

Den Vorwurf des Unfleißes in Bezug auf die Studentenschaft im allgemeinen weisen wir als unberechtigt zurück. Den Mangel an idealem Streben geben wir bedingter Weise zu.

Was helfen die Klagen? Laßt uns den Ursachen nachforschen, welche diese beklagenswerten Erscheinungen erzeugen, dann aber erwägen, wie die Ursachen entfernt werden können und das Studententum den Kulturforderungen der Zeit gerecht werden kann.

Unsere Zeit, welche infolge des gesteigerten individuellen Kampfes um die materielle Existenz von dem einzelnen Menschen die höchste Anspannung seiner körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte verlangt, tritt auch an den Studierenden mit ihren brutalen Forderungen des ökonomischen Egoismus und verzweifelten Wettbewerbes heran und bleibt nicht ohne Einfluß auf sein Studium. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß es heute im Verhältnis weniger verbummelte Studenten giebt als ehedem, eben weil es schwerer geworden ist zu verbummeln. Es wird heute mehr gearbeitet und intensiver studiert als früher, zumal die Anforderungen der Examina jährlich umfangreicher und strenger werden. Die künftigen Sorgen und Mühen des Lebens werfen aber in das Studierstübchen manches jungen Akademikers ihre Schatten voraus, um die Sonne des hohen Ideals zu verdunkeln. Der Student ist gezwungen, sich eine Menge von positivem Wissen und Können nur deshalb anzueignen, um im späteren Leben kräftige Ellbogen zu haben. Das thut er aber nicht aus stumpfsinniger Unfähigkeit zur Idealität, sondern weil alles geeignet ist, ihn zu dieser Passivität zu erziehen. Wer fragt einen Arzt oder Rechtsanwalt danach, ob er Plato, Kant oder Goethe versteht, ob seine Seele sich an den Werken eines großen Genius begeistert hat? Man ist zufrieden, wenn er den Patienten kurieren und dem Klienten den Prozeß gewinnen kann. Das aber will gerade Staat und Bourgeoisie: tüchtige Regierungs-, Kommunal- und Kirchenbeamte, praktische und nüchterne Männer für Technik und Industrie im internationalen Wettkampfe des Weltmarktes heranziehen.

So ist die alte universitas litterarum nicht mehr der freie Tempel der reinen objektiven Wissenschaft, wo der Wahrheit auf dem Altare der Erkenntnis geopfert wird, — sie ist zu einem besoldeten und beherrschten Institut im Dienste der politischen Staatsgewalt und der ökonomisch herrschenden Klasse herabgesunken.

Die handwerksmäßige Art des Studiums, die Erwerbung einer möglichst großen Menge positiven Wissens und prak-

tischen Könnens, um dasselbe im Leben als Rüst- und Werkzeug des materiellen Wettstreites gebrauchen zu können, ist aber nicht allein der allgemeinen ökonomischen und politischen Gesellschaftslage geschuldet, sondern auch der wissenschaftlichen Einrichtung der Universität selbst. Auch der fleißigste Jüngling kann sich eines gewissen Schreckens nicht erwehren, wenn er sieht, daß die Vorlesungsverzeichnisse jährlich an Inhalt wachsen, daß die Zahl der Vorlesungen und praktischen Übungen von Semester zu Semester zunimmt. Dies hat aber darin seinen Grund, daß die Wissenschaften sich immer mehr spezialisieren, ins Einzelne und Potenzierte sich vertiefen, daß eine wissenschaftliche Arbeitsteilung notwendig geworden ist, wie man sie früher nicht gekannt hat. Der Gelehrte, welcher sein spezielles Wissensgebiet sein ganzes Leben hindurch einseitig bearbeitet, verliert den Ausblick auf höhere Gesichtspunkte, — um wie viel mehr muß nicht der Lernende die zusammenfassende Übersicht in seiner Wissenschaft und noch mehr im menschlichen Denken und Wissen überhaupt verlieren? Theologie und Philosophie, die früher die höhere zentrale Einheit, die ideale Zusammenfassung alles Wissens darstellten, sind von der siegreichen Naturwissenschaft überwunden worden. Die naturwissenschaftliche Forschung ist aber selbst noch in inneren Krisen und Gährungen begriffen; ihr fehlt noch der felsenfeste Punkt, an dem der denkende Geist Anker werfen kann. Zwar sieht sie ihr Ziel und die versöhnende Einheit in der allgemeinen biologischen Forschung, welche die Grundlage alles menschlichen Wissens bilden soll. Von diesem Ziel sind wir aber noch weit entfernt, und heute ist es noch nicht möglich, alle Wissensdisziplinen auf diesen gemeinsamen Grund aufzubauen. Es liegt das an der historischen Entwickelung unserer Einzelwissenschaften, an der Tradition von Vorurteilen und Autoritäten, in einem gewissen Zusammenhange einzelner Wissensgebiete, z. B. der Rechtslehre und der Theologie mit der überlieferten Staats-, Rechts- und Kirchenform, d. h. die Wissenschaft ist innerlich und äußerlich noch nicht frei geworden.

In diesen Kampf der Wissenschaften und Streit des Alten und Neuen wird der moderne Studiosus, vom Gymnasium mangelhaft vorbereitet, mit der Aufgabe gestellt, selbständig zu wählen und zu entscheiden. Wird er nicht irre werden an seinen Lehrern, wird er nicht an der Idealität seiner Wissenschaft zweifeln? Muß er nicht schließlich in ihr nur ein banausenhaftes Mittel zu Erwerb, Stellung, Reichtum, Ansehen erblicken?

Zu dieser unvermeidlichen Zerrüttung und Zersplitterung der Geisteskräfte, an welcher mancher hochstrebende Jüngling „geistigen Schiffbruch" leidet, kommt aber noch ein anderes Uebel. Wie der Staat tüchtige Beamte, die Bourgeoisie erfindungsreiche Techniker und sprach- und rechengewandte Kaufleute, so wollen viele kurzsichtige Professoren aus den Studierenden gleichsam Spezialprofessoren und Zunftgenossen, einseitige Zopfgelehrte machen und nicht Menschen mit einer vollen und harmonischen, charaktererzeugenden Bildung heranziehen.

Wie steht aber die Wissenschaft zu unserem Volk, dem der absolvierte Akademiker Wissen und Bildung angeblich übermitteln soll?

Obgleich die morschen Altäre sinken und die alten Götter den Wolkensitz verlassen, obgleich es in der Volksseele öde und leer aussieht und nur die sozialdemokratische Parteiphilosophie und das seelenlose Programm politischer Propheten einige Hoffnung und Kraft erweckt, — o welche Anklage wird die Geschichte gegen den bestehenden Staat und die herrschende Klasse erheben, welche dem Volke die Errungenschaften unserer Kultur vorenthält! Die Wissenschaft selbst aber ist zu einer gemeinen Straßendirne erniedrigt worden, die Jedermann ihre Dienste anbietet, wenn er nur zahlungsfähig ist: ich meine die Wissenschaft als Technik und Industrie im unwürdigen Dienste von einigen wenigen Geldkönigen, welche den Jammer und das Elend der niederen Volksklassen erzeugt, welche den bestialischen Kampf ums Dasein verschärft und die niedrigsten Leidenschaften und Gesinnungen in der Menschenbrust wachruft.

Und unsere Lehrer? frage ich zagend.

Es giebt unter ihnen manche, die Großes und Herrliches im Tempel der Wissenschaft geleistet haben, welche jedoch meinen, daß die kostbaren Gefäße des Wissens entheiligt werden, wenn das Volk mit seinem groben und ungebildeten Maul daraus trinkt und einen seelenstärkenden Schluck daraus schlürft. Es sind die Hüter der Wissenschaft und Verächter des Volks, — Aristokraten des Geistes und vornehme Egoisten!

Da sind andere, welche eine große Menge Wissens in sich erzeugt und aufgenommen haben, die aber nicht des wissenschaftlichen Mutes und der moralischen Überzeugung fähig sind, offen zu bekennen und einzutreten für das, was sie als wahr und gut erkannt haben. Ich rufe ihnen zu: Die Zeit ist ernst und fordert ihr Recht, — ihr Opfer und ihr Ideal!

Nun zu jenen, welche mit dem Schandmal des Cynismus auf der Stirn gebrandmarkt sind, welche die Wissenschaft mißbrauchen, um die moderne Gesellschaft- und Staatsordnung mit ihrer brutalen Ungerechtigkeit zu verteidigen, zu rechtfertigen, ja zu glorifizieren, indessen die Plebs verblutet unter dem harten Joch der Knechtschaft. Sie sind sich selbst zum Richter geworden! — — —

Ist das die Wissenschaft, welche der akademischen Jugend eine Quelle des Ideals sein soll? Sind das die Bildner des Wissens und Schöpfer der Wahrheit, die dem Studierenden Lehrer und Muster sein sollen?

Glücklicher Weise giebt es einige wenige Ausnahmen. Ihnen zollen wir unseren Dank und unsere Hochachtung!

Man hat den Studenten zu dem gemacht, was er ist.

Aber schon dämmert und leuchtet es auf in seinem Bewußtsein.

Gebt dem Studenten die Freiheit wieder! Das freie und offene Wort wird ihn wieder zum Ideal erziehen, zwar nicht zu dem abgelebten und kraftlosen Ideal einer sklavischen Tradition, sondern zum Sonnenflug der ethischen und humanen Ideale, welche die ganze civilisierte Menschheit der Gegenwart bewegen.

Aus allen diesen Gründen weisen wir den Vorwurf des Unfleißes und der Ideallosigkeit zurück; wir werfen die Anklagen und Beschuldigungen zurück auf Gesellschaft, Staat und — unsere Lehrer! Ist es nicht ein Schmerz, unsere Lehrer selbst der Ideallosigkeit zeihen zu müssen!

Mögen sie sich von überlieferten Vorurteilen und ihrer eigenen Knechtschaft befreien! Mögen sie wieder mit dem Volke fühlen und zusammengehen wie in einer vergangenen Zeit des erwachten und aufblühenden Volksbewußtseins! Mögen sie das Feuer der Wissenschaft rein erhalten und kräftig schüren, daß ihre ungetrübte Flamme in jedes Menschenherz tröstend und klärend leuchte!

Dann werden sie für das Volk und die akademische Jugend wieder das werden, was sie einst gewesen sind: Lehrer und Erzieher im Ideal!

Thesen über Religion und Moral.

Von Professor Friedrich Paulsen in Berlin.*)

1. Religion ist, in allgemeinster Formel, der Glaube an eine andere und höhere Ordnung der Dinge, als die, von der die Physik weiß, der Glaube an eine teleologische, sittliche Weltordnung. Die Hingebung an diese Weltordnung und ihren Träger, an Gott, den Allumfasser und Allerhalter, ist Frömmigkeit. Sie beruht nicht auf Wissen und Beweisen, sondern

*) Prof. Paulsen's Antwort auf die Anfrage der Redaktion, vgl. Nr. 41 S. 323.

erwächst auf dem Grunde von Gemütseindrücken und Lebenserfahrungen.

2. Die Moralphilosophie ist die Wissenschaft von den Lebensbedingungen des Menschen als geschichtlich-sozialen Wesens.

3. Die Moralphilosophie bedarf nicht bestimmter metaphysischer Voraussetzungen über die Natur des Universums. Sie nimmt die Natur des Menschen als geschichtlich-sozialen Wesens zum Ausgangspunkt.

4. Sofern auch die Thatsachen des geschichtlich-sozialen Lebens, wie sie Gegenstand der Moralphilosophie sind, der einen allumfassenden Wirklichkeit angehören, werden auch sie zur Bestimmung der Natur des Wirklichen herangezogen werden müssen. Insofern setzt die Metaphysik die Moralphilosophie voraus. Dagegen ist eine Ableitung oder Begründung der Moralphilosophie aus metaphysischen Prinzipien weder möglich noch notwendig.

5. Die Auffassung und Darstellung des Sittengesetzes als Ausdruck des göttlichen Willens ist dem religiösen Glauben und Sprachgebrauch natürlich nnd notwendig; dagegen ist der Versuch einer wissenschaftlichen Ableitung oder Begründung der Sittengebote aus Gottes Willen ein Hysteron-Proteron: jedes Volk, so zeigt die geschichtlich-anthropologische Betrachtung, legt den Inhalt seines Gewissens in den Willen seiner Götter; der Wille Gottes ist das Spiegelbild des Ideals des eigenen Willens.

6. Mit dieser Ansicht, daß die Moralphilosophie eine von metaphysischen und religiösen Voraussetzungen unabhängige, immanente Wissenschaft ist, ist nicht zugleich über eine andere Frage entschieden: ob Moralität ohne Religion bestehen kann. Die Frage wird nach dem Obigen auch so ausgedrückt werden können: gehört Religion zu den Lebensbedingungen des Menschen als geschichtlich-sozialen Wesens? Ich antworte: Daß es einzelne Individuen giebt, die ohne irgend welchen religiösen Glauben leben und zwar gewissenhaft und sittlich leben, daran ist nicht zu zweifeln. Doch ist damit die Frage noch nicht für das geschichtliche Gesamtleben entschieden. Und hier scheint die Geschichte, die ja in dieser Frage allein entscheiden kann, zur Verneinung eher als zur Bejahung anzuleiten: sie zeigt Religion und Sittlichkeit in ihrem Ursprung überall aufs engste verwachsen; und von einem Volksleben ohne Religion überhaupt weiß sie bis auf diesen Tag nicht zu berichten. Ob die Loslösung in Zukunft sich vollziehen wird? Darüber kann es der Natur der Sache nach nur Vermutungen geben.

7. Zur Bejahung der Frage werden alle diejenigen neigen, die selber keinen religiösen Glauben haben; sie werden in der Religion und vielleicht in jeder über die Physik hinausgehenden Weltansicht eine bald überwundene Jugendkrankheit des Menschengeschlechts sehen. — Umgekehrt werden diejenigen, denen die Religion ein Stück des eigenen Lebens ist, in dem Verlust der Religion eine Erkrankung der Einzelnen, die davon betroffen sind, zu erblicken geneigt sein; und den Sitz dieser Krankheit werden sie nach Temperament und Lebenserfahrungen entweder im Kopf oder im Herzen, im Denken oder im Willen suchen.

8. Ein geschichtsphilosophischer Betrachter wird vielleicht dazu neigen, die Erscheinung auf allgemeine, in den Zeitverhältnissen liegende Ursachen zurückzuführen, unter denen die Vermischung der Religion mit der Politik, die spezialistische Entwickelung der Wissenschaft und der Mangel der Zeit an poetisch-künstlerischer Gestaltungskraft am meisten hervortreten. Die äußere, stärkere oder gelindere Nötigung zu einem Bekenntnis, das wesentliche Elemente enthält, die mit den geltenden wissenschaftlichen Überzeugungen nicht in Übereinstimmung zu bringen sind, erzeugt in einer Zeit, wo der Autoritätsglaube nicht mehr allgemein und selbstverständlich ist, Widerwillen und Haß zunächst gegen die Nötiger, sodann auch gegen das Bekenntnis, zuletzt gegen Religion und Metaphysik überhaupt. Steigerung und Ausbreitung dieser Empfindungen würde demnach auch die Wirkung des vermehrten Bekenntniszwanges sein, durch den die Hüter des Kirchenglaubens gegenwärtig der Religion zu Hilfe zu kommen bemüht sind.

Aus dem (ungedruckten) Buche der Erfahrung.

Von Johannes Bohl in St.-Gallen.

Du alternde Welt, wie darfst du es wagen,
Mir kräftigem Mann ins Gesicht zu sagen,
Daß alt ich sei, weil die Silberfäden
Des Haupthaars von reifer Erfahrung reden?
Wo sind deine Jungen? Ich ford're sie auf,
Mit mir sich zu messen im Dauerlauf,
Mit mir zu lernen, mit mir zu lieben —
Wo sind euch Mut und Kräfte geblieben?
Ich sage euch: Nicht der Kalender macht
Die Jahr'szeit, nicht die Laterne die Nacht.
Wenn das Herz dir noch hämmert mit Heldenschwung,
Wenn der Kopf noch erfindet, so bist du noch jung.
Und wenn du nur klagst über schlechte Zeit,
Natur und Kunst dich nicht mehr erfreut,
Wenn der Tod dich schreckt und das Leben dir gähnt,
Dein Herz sich tot unter Toten wähnt,
So bist du alt, ob auch scheinbar froh
Dich ziere die Mütze des Studio.

Was wird?

Die deutschen Länder, die gegenwärtig als Bundesstaaten bestehen, waren ursprünglich Amtsbezirke von größerer oder geringerer Ausdehnung und ohne eigenes Vermögen. Dagegen befanden sich die deutschen „Landesherren“ ausnahmslos im Besitze umfänglicher Güter, insbesondere auch an Wald, deren Erträgnisse zur Bestreitung aller landesherrlichen Kosten dienten. Solche Kosten erforderte sowohl die Hofhaltung als die Landesregierung.

Das hat sich geändert. Die Bedürfnisse der Landesregierung werden heutzutage aus Mitteln des Staates bestritten, und auch zu dem Unterhalte des Staatsoberhauptes trägt der Staat in Gestalt der Civilliste bei. Der Regel nach sind der Landesherr und sein Haus von der Zahlung der Einkommensteuer befreit. Eine privilegirte Stellung hinsichtlich der Besteuerung genießen in einer Reihe von Bundesstaaten auch noch die Standesherren, d. h. diejenigen Reichsstände, welche bei Auflösung des deutschen Reiches im Jahre 1806 ihre Regierungsgewalt verloren.

Verfolgt man die Entwickelung, die seit 1870 in Deutschland vor sich gegangen ist, so läßt sie sich dahin charakterisieren, daß die Idee des damals entstandenen deutschen Reiches mehr und mehr in die Idee der nationalen Landesverteidigung übersetzt und die Frage der Wirtschaftsführung des Volkes zur Frage, wie man die Mittel für Heer und Marine in immer größerem Maße aufbringe, verändert wurde. Ein Regen von Steuervorschlägen hat sich über Deutschland ergossen; er war und ist das Zeichen, unter dem der Einzelne arbeitet.

Die jetzt dem deutschen Reichstage zur Beurteilung unterfallenden Steuer-Gesetzentwürfe weisen einen Zug von besonderer Bedeutung auf. Die Reichssteuerverfassung ist auf einer Grundlage geplant, die zugleich eine dauernde Stütze für die Finanzverwaltung der Einzelstaaten bildet.

Es sollen hier nicht die Absonderlichkeiten behandelt werden, die sich z. B. für einzelne Bundesstaaten daraus ergeben, daß sie einer solchen Stütze nicht bedürfen, ja, daß ihre bereits gerechter ausgebildete Steuererhebung durch die Reichssteuerverfassung wieder von einem sozialpolitisch annehmbaren Wege abgedrängt wird. Uns liegt es näher, dem Gedanken Ausdruck zu geben, daß wir vor der Zeit stehen,

wo das deutsche Reich den Organismus eines Bundesstaates mit dem festeren Gefüge eines Einheitsstaates vertauschen muß. Die rechtliche Ausprägung des deutschen Reiches als eines aus souveränen Einzelstaaten zusammengesetzten Bundesstaates beginnt eine Fiktion, eine reale Unwahrheit zu werden.

Der Militärstaat drängte zum Finanzstaat, und der Finanzstaat zwingt zum Volksstaat.

Man wünscht ihn zwar nicht und umging daher immer noch das erste Zugeständnis der notwendigen Konsolidierung des Bundes: die progressive Reichseinkommensteuer.

Aber indem man sie vermied, stürzte man sich in eine Gesetzgebung, durch die ein Teil der Landesbesteuerung dauernd beseitigt werden wird.

Die „Grenzboten“ haben kürzlich Betrachtungen über die Steuerfreiheit der fürstlichen Staatsoberhäupter und der Angehörigen landesherrlicher Häuser angestellt. Es war dabei hervorgehoben, daß die Ausnahmestellung den heutigen sozialpolitischen Begriffen nur wenig mehr entspreche.

Wir erachten den Aufsatz der Grenzboten als ein Symptom für den alle Bevölkerungsschichten ergreifenden Drang, die gesetzlichen Einrichtungen des Staats- und Volkslebens zur Verantwortung vor den Richterstuhl der natürlichen Gerechtigkeit zu ziehen. Will man aber einmal von traditionellen Meinungen absehen und sich in Bezug auf die Einkommen von Staatsoberhäuptern der Erledigung auftauchender sozialpolitischer Fragen unterziehen, dann darf man auch nicht ablehnen, den Ursprung der Einkommen zu verfolgen und die Abwägung von Leistung und Gegenleistung vorzunehmen. Eine bloße Besteuerung würde den Unterschied in den meisten Fällen nicht ausgleichen und der Überzeugung, daß nur das Arbeitseinkommen ein verdientes sei, nicht im entferntesten gerecht werden.

Mit der Aufrichtung des Deutschen Reiches haben sich die Bundesstaaten der Entwickelung unterworfen, die einem nationalen Zusammenschlusse naturnotwendig innewohnt. Eine andere Entwickelung als die zu einem einheitlichen Volksstaate, in welchem der Genuß vom Einkommen und das Einkommen von der Arbeitsleistung abhängt, würde unwahr und ungerecht sein.

Jena, den 23. November 1893. Ernst Harmening.

Streifzüge durch die moderne Litteratur.

Von Lily von Gizycki.

III.

Meine letzten Streifzüge haben mir so viel Kummer bereitet, daß meine Träume unruhig wurden. Ich sah mich selbst als solch einen „Streifzug“ und was ich dabei erlebte, ist des Erzählens wert:

„Anti-Realismus“ sagte ein Biedermann, der schon um die musterhafte Ordnung in seinen Schubfächern besorgt war, und packte mich befriedigt in einen seiner sauber etiquettierten Kasten. Dann setzte er sich in den Großvaterstuhl und las sein Käseblättchen. Ich sah mich in meinem unfreiwilligen Gefängnis um. Dicht neben mir befand sich ein dickleibiger Band, der merkwürdig genau in die Schublade hineinpaßte, als wäre sie nach ihm zurechtgehobelt worden. „Max Nordau, Entartung“*) war darauf zu lesen. Solchem Herrn begegnet man nicht alle Tage, dachte ich mir, und ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein. Er war sehr redselig und erzählte mir schauderhafte Geschichten, nicht ohne ein gewisses Wohlbehagen daran, obwohl er jedesmal entrüstet schloß: „Das alles sind Entartete.“ Ich konnte ihm nicht widersprechen, denn ich kannte die Schriftsteller nicht, von denen er redete. Erst als er mit spöttischem Lächeln das Wort „Ibsenismus“ in den Mund nahm — ich glaube, der Biedermann notierte es schleunigst für eine neue Etiquette — verflog meine Schüchternheit. „Ibsen, mein Herr, kenne ich!“ — „Also gehören Sie auch zu den Verständnisvollen?“ sagte er und versuchte mir auseinander zu setzen, daß Ibsen nicht nur kein Genie sei und kein Talent habe, sondern total entartet und überspannt sei. Ihm fehle jede Größe, jede Kraft. Seine Helden seien gar keine Helden, denn ihre „großen Lebensereignisse sind die Erlangung einer Bankanstellung, ihre Katastrophen das Bekenntnis, daß man nicht mehr kirchengläubig ist, der Verlust einer Badearzt-Anstellung, das Ruchbarwerden eines verliebten Nachtabenteuers aus der Jugendzeit: die furchtbaren Verbrechen, die wie eine Gewitterwolke das Leben seiner Gestalten und ihres ganzen Kreises verfinstern, sind eine Dienstmädchenliebschaft, eine vergnügliche Beziehung zu einer Bänkelsängerin, ein irrtümliches Holzfällen in einem Staatsforst.“ Das sind ebensolche Verbrechen, als ob ein Kind verbotene Chokolade ißt, meint Herr Nordau, der sehnsüchtig der tüchtigen Morde und interessanten Meineide verflossener Tragödien gedenkt.

„Wahrlich, Sie sind der geborene Vertreter der bürgerlichen Moral“, rief ich aus, „ein Dienstmädchen, eine Bänkelsängerin — wer wird sich da ein Gewissen daraus machen; religiöse Zweifel — wer wird die tragisch nehmen; ein kleiner Irrtum in betreff des Eigentums Anderer — dem Unschuldigsten begegnet dergleichen!“

Herr Nordau verneigte sich, dankbar für mein Verständnis, indem er hinzufügte: „Und diesen bösartigen, gesellschaftsfeindlichen, allerdings bühnentechnisch hochbegabten Faselhans hat man sich unterstanden, als den großen Weltdichter des ausgehenden Jahrhunderts auf den Schild heben zu wollen!“

Der Dichter der Nora, der Gespenster, des Volksfeindes ein Faselhans?! Werfen Sie ihm vor, daß er alt geworden ist, daß er sich in mystische Unklarheiten verloren hat, daß er jetzt ausschließlich abnorme Menschen auf die Bühne bringt — und Sie sind im Recht; aber ihn zu titulieren, wie ein grober Lehrmeister den gedankenlosen Schulbuben, dazu haben Sie kein Recht. Einer der bedeutendsten Psychologen der Gegenwart, Harald Höffding, nennt Ibsen einen großen Psychologen — Sie, Herr Max Nordau, nennen ihn einen Faselhans — welcher Autorität soll die blöde Menge folgen?! — Mein Nachbar murmelte einige undeutliche Worte von den „gesunden Frauen, die nur aus Irrtum in das Gefolge Ibsens geraten“, dann schöpfte er tief Athem, um mit erneuten Kräften einen Anderen abzuschlachten: Friedrich Nietzsche. Seine Meinung konnte ich nur teilen, aber trotzdem empfand ich es schmerzlich, daß er über einen unglücklichen, geistig umnachteten Mann in Ausdrücken sprach, die schon das Mitleid ihm verbieten sollte. Es ist Nietzsche kein Vorwurf daraus zu machen, wenn er gesunde, teils thörichte, teils gewissenlose Nachbeter gefunden hat. Diese „blonden Bestien“, diese „Übermenschen“, diese „Adelsnaturen“ mit den Raubtiergelüsten werden sich untereinander zerfleischen. Schade nur um die vielen Talente, die dabei zu Grunde gehen! Der Redefluß meines Nachbars ließ mich nicht mehr zu Worte kommen. Mein Staunen wuchs, je mehr mir seine fabelhafte Belesenheit zum Bewußtsein kam; und — merkwürdig! — mit der Sicherheit eines Quellensuchers fand er zwar nicht die klaren Brünnlein der modernen Dichtung, wohl aber überall ihre schmutzigen Gewässer. Gerhart Hauptmanns „Weber“ erwähnte er anerkennend — ich sah wohl, er konnte nicht anders, so schwer es ihm auch wurde. Ich wagte es, ein Wort zu Gunsten der Jungen auszusprechen. „Jung!“ rief er aus, „jung ist hoffen, jung ist einfach und natürlich lieben, jung ist sich der eigenen Kraft und Gesundheit freuen, und von diesen Zügen ist bei den jugendheuchelnden Entarteten auch nicht Einer anzutreffen. Sie führen den Namen der Freiheit im Munde, wenn sie ihr faules Ich als ihren Gott ausrufen, und nennen es Fortschritt, wenn sie das Verbrechen preisen, die Sittlichkeit leugnen, dem Trieb Altäre bauen, die Wissenschaft verhöhnen, ästhetisierende Tagedieberei als einzigen Lebenszweck hinstellen.“ Ich nickte zustimmend. „Auf dem Gebiet der Litteratur“, fuhr er fort, „liegt eine

*) Max Nordau. Entartung. Zweiter Band. Berlin 1893. Verlag von Karl Duncker.

große und dankbare Aufgabe für die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur. Wenn eine solche Gesellschaft, der gerade im Hinblick auf diese Thätigkeit die besten Männer des Volkes beitreten würden, nach ernster Untersuchung und im Bewußtsein schwerer Verantwortlichkeit von einem Menschen sagen würde: Er ist ein Verbrecher! und von einem Werke: Es ist eine Schande für unser Land! so wären Werk und Mensch vernichtet." Es vernichtet sich nicht so leicht, Herr Nordau. Alles Gift, das Ihrer Feder entfloß, hat noch keinen „Jungen" getötet, und wenn die D. G. E. K. ein Sittlichkeitswächter in Ihrem Sinne werden sollte, so würde sie der ethischen Kultur ins Gesicht schlagen. Auf unserer Fahne steht Gerechtigkeit — Sie schweigen das Gute tot oder schelten einen altgewordenen Dichter; auf unserer Fahne steht Menschenliebe — Sie kämpfen in blindem Parteihaß gegen die irregeleitete „Jugend", statt sie ruhig zu kritisieren und ihr Verständnis zu zeigen.

Noch hatte ich meine etwas erregte Rede nicht vollendet, als ein sanftes Stimmchen auf meiner anderen Seite ein „Ganz richtig, ganz richtig!" hören ließ. „Ich führe keine Polemik gewöhnlicher Art, welche den Gegner mit Phrasen und Schlagwörtern abthut. Ich habe nach möglichster Gerechtigkeit gestrebt." Neugierig sah ich den Sprecher an: „Gründeutschland von Prof. Friedrich Kirchner"*) lautete sein Name. „Gründeutschland", das sagt genug! „Sie irren", erwiderte er, „in diesem Titel liegt nicht etwa Ironie, sondern die Anerkennung, daß die deutsche Poesie durch die Jungdeutschen grüne, d. h. frisch und fröhlich treibe!" Die Erklärung ist zwar neu, läßt sich aber hören, und ich beschloß, mir den Schubfach-Genossen näher anzusehen. Die Erinnerung an die Kinderzeit überwältigte mich dabei mehr und mehr. Damals lernte ich aus einem „Leitfaden der Nationallitteratur"; auf jeder Seite befanden sich fett gedruckt die Namen der Autoren, dahinter ihre Werke, einige Proben daraus und ein allgemeines Urteil über sie. Das Ganze war die Arbeit eines sehr fleißigen deutschen Schulmeisters; wer sein Buch auswendig wußte, konnte getrost als ein Gelehrter gelten; es zu lernen gelang jedoch keinem, denn es war zu pedantisch-langweilig. Schade, daß der Litteratur-Historiker der neuesten Zeit meinem Schulmeister so ähnlich sieht, denn er verdiente es, gelesen zu werden und die Jungen könnten mancherlei von ihm lernen. Er bemüht sich, unparteiisch zu sein, er schlägt einen freundlich-väterlichen Ton an, aber er steckt doch noch tief in seinen altmodischen Vatermördern, die es ihm schwer machen, den Kopf nach rechts und links zu wenden, um überall hin das Auge zu richten. Es giebt Dinge und Geschehnisse, die für ihn ein „Fräulein, rühr' mich nicht an" bedeuten. Wehe dem, der zum Beispiel die Ehe zum Vorwurf seiner Dichtung macht und es wagt, den Abgrund von Unglück und Unsittlichkeit aufzudecken, der sich unter dem Namen einer geheiligten Institution verbirgt! Fast als das schlimmste Werk dieser Art bezeichnet er Felix Holländers und Hans Lands Drama „Die heilige Ehe."**) Der Inhalt des Stückes ist folgender: Bankdirektor Langner, ein Typus jener eleganten Schwächlinge, welche die moderne Dichtung noch häufiger unsicher machen, als das moderne Leben, verläßt auf die Vorstellungen seiner Eltern hin seine Geliebte, Lieschen Röseler, um eine reiche Heirat zu schließen. Mella, seine Frau, ist ausgezeichnet charakterisiert: sie ist trefflich „auf den Mann dressiert" worden, und dabei ist ihr das Herz und der Geist verkrüppelt. Kaum hat sie ihr einziges Lebensziel — den Mann — erreicht, so tritt ihre ganze innere Rohheit zu Tage. „Ich will leben!" ruft sie, „ich will nicht eingesperrt sein. Ich will genießen! Wozu hab' ich denn geheiratet!?" — Die Scenen zwischen den Gatten treiben ihn schließlich zum Hause hinaus und zu seiner verlassenen Geliebten zurück. Natürlich ist der Edle sittlich entrüstet, daß sie, die er ins Elend stieß, nicht treu und demütig seiner gewartet hat, sondern aus Not von Stufe zu Stufe gefallen ist. Seine Frau ist ihm eine Fremde, seine Geliebte ging ihm verloren; zu spät kommt ihm die Erkenntnis, daß eine „Ehe" gebrochen wurde: eine „heilige Ehe", und daß ihm nun nichts anderes übrig bleibt, als sein Leben im Joch jener unheiligen Ehe fort zu führen, die nicht die Herzen, sondern die Geldbeutel miteinander geschlossen haben.

Professor Kirchner nennt das Drama „im Kern unmoralisch." Ich behaupte das Gegenteil; eine solche Ehe, wie die zwischen dem Bankdirektor und Mella, wird alle Tage geschlossen und von der „bürgerlichen Moral" sanktioniert: es ist daher ein im tiefsten Sinne moralisches Unternehmen, den Schleier der Heiligkeit zu zerreißen, der sie umgiebt. Und es ist ebenso moralisch unanfechtbar, den Satz aufzustellen, daß auch da eine „Ehe" gebrochen wird, wo der Mann die Geliebte verläßt, nachdem sie sich ihm vertrauensvoll hingegeben hat. Freilich ist dies nicht eine „heilige" Ehe, sie hätte aber eine solche werden können. Daß die Erkenntnis der allzuhäufigen „unheiligen" Ehen in unserer modernen Gesellschaft die Jungen in der Polemik oft zu weit führt, bestreite ich nicht, und wenn mein biederer Schubfach-Genosse John Henry Makay's „Menschen der Ehe"*) verurteilt, so kann ich ihm nur zustimmen. Und doch ist das Buch lesenswert; man begreift nur nicht, daß beide Helden, Grach und Dora Syk, eine „freie Ehe" schließen wollen. Sie lieben sich, und ihre Liebe ist keinem plötzlichen Aufflammen der Sinne entsprungen, sondern tiefer geistiger Übereinstimmung, der sichersten Gewähr für eine glückliche Ehe; sie brauchen nicht zu fürchten, solche „Menschen der Ehe" zu werden, wie die von Holländer und Land geschilderten. Makay und mit ihm seine anarchistischen Genossen schießen über das Ziel hinaus. „Die meisten Ehen sind unglücklich und unsittlich — darum fort mit der Ehe", sagen sie, statt nach den Ursachen zu forschen, warum sie unglücklich und unsittlich sind, und an ihrer Beseitigung zu arbeiten. In dem Augenblick, wo die falsche Prüderie vernichtet ist, die den verschiedenen Geschlechtern in der sogenannten guten Gesellschaft jeden näheren Verkehr verbietet, jedes Kennenlernen unmöglich macht, werden die Ehen glücklicher werden. Und in dem Augenblick, wo der Geldsack aufgehört hat zu herrschen, werden unglückliche Ehen zu den Ausnahmen gehören. Sie werden dann in gewissem Sinne „frei" sein, denn nicht die Rücksicht auf Vermögen und Stand wird Mann und Weib zusammenführen, sondern allein die unbeeinflußte gegenseitige Wahl.

Das Schubfach, in dem ich mich befand, sprang auf, ich wurde hinausgeworfen und — wachte auf! Kein Wunder, daß ein geplagter Kritiker, um den sich die Bücher häufen, nervös wird und schwere Träume hat. An nicht vielen der Bücher, die den Weg auf seinen Schreibtisch finden, kann er eine rückhaltlose, reine Freude haben, besonders wenn der Maßstab, mit welchem er den Wert des Inhalts zu bestimmen hat, nicht nur ein ästhetischer, sondern vor allem ein ethischer sein muß.

Aus Kant's Werken.

Kritik der reinen Vernunft. (Transscendentale Methodenlehre. I, 2.)

Die Vernunft muß sich in allen ihren Unternehmungen der Kritik unterwerfen und kann der Freiheit derselben durch kein Verbot Abbruch thun, ohne sich selbst zu schaden und einen ihr nachteiligen Verdacht auf sich zu ziehen. Da ist nun nichts so wichtig in Ansehung des Nutzens, nichts so heilig, das sich dieser prüfenden und musternden Durchsuchung, die kein Ansehen der Person kennt, entziehen dürfte. Auf dieser Freiheit beruht sogar die Existenz der Vernunft, die kein diktatorisches Ansehen hat, sondern deren Ausspruch jederzeit nichts als die Einstimmung freier Bürger ist, deren jeglicher

*) Wien und Leipzig. Verlag von Kirchner und Schmidt. 1893.

**) S. Fischers Verlag. Berlin, 1893.

*) S. Fischers Verlag. Berlin, 1892.

seine Bedenklichkeiten, ja sogar sein Veto ohne Zurückhalten muß äußern können. — —

Es ist sehr etwas Ungereimtes, von der Vernunft Aufklärung zu erwarten und ihr doch vorzuschreiben, auf welche Seite sie nothwendig ausfallen müsse. — —

Zur Freiheit gehört auch die, seine Gedanken, seine Zweifel, die man sich nicht selbst auflösen kann, öffentlich zur Beurteilung auszustellen, ohne darüber für einen unruhigen und gefährlichen Bürger verschrieen zu werden. Dies liegt schon in dem ursprünglichen Rechte der menschlichen Vernunft, welche keinen anderen Richter erkennt, als selbst wiederum die allgemeine Menschenvernunft, worin ein Jeder seine Stimme hat; und da von dieser alle Besserung, deren unser Zustand fähig ist, herkommen muß, so ist ein solches Recht heilig und darf nicht geschmälert werden.

Theater-Kritik.

Der Meineidbauer.

Volksstück in 4 Akten von Ludwig Anzengruber.

Die Freie Volksbühne hat sich durch die Aufführung der Schauspiele Anzengrubers, die wegen ihrer scharfen, anti-kirchlichen Tendenz nur selten den Weg auf andere Bühnen finden, ein großes Verdienst erworben. Dem „Vierten Gebot“, das voriges Jahr gegeben wurde, folgte dieses Jahr „Der Meineidbauer“.

Matthias Ferner, der Besitzer vom Kreuzweghof, hat einen älteren Bruder gehabt, der kurz vor der Vermählung mit seiner Geliebten Vroni schwer erkrankte und auf dem Sterbebett ein Testament aufsetzte, worin er ihr und seinen zwei Kindern das Bauerngut hinterließ. Sein Bruder, dem er das Testament anvertraute, unterschlug es, und als die Vroni einen Prozeß gegen ihn anstrengte, schwor er, das Testament sei nicht da, und verbrannte es, sobald er vom Gericht nach Hause kam. Sein zwölfjähriger Sohn Franz überraschte ihn dabei und wurde, um am Verrat verhindert zu werden, nach Wien geschickt. Vroni mit ihrer Tochter Vroni und ihrem Sohn mußten das Haus verlassen und zogen zur Großmutter, der Bürgerliese. Erst nach langen Jahren fällt der Tochter der Beweis für den Meineid des Kreuzwegbauern in die Hände, zur selben Zeit, als auch der Franz aus Wien heimkehrt und dem Vater sein Verbrechen in Erinnerung bringt. Durch Gewalt, ja durch einen Mordanschlag auf den eigenen Sohn, versucht der Bauer den Beweis seines Meineides — einen Brief, den er an den sterbenden Bruder schrieb — aus der Welt zu schaffen. Es gelingt ihm nicht; er selbst stirbt vor Verzweiflung. Dem Franz zu Liebe verbrennt Vroni den Brief und wird als seine Frau doch die Besitzerin ihres rechtmäßigen Erbes.

Die Geschichte an sich ist weder neu noch reich an interessanten Verwickelungen und würde nicht imstande sein, die Aufmerksamkeit in dem Grade zu fesseln, wie es geschieht, wenn nicht ein prachtvoll ausgeführter Charakter im Mittelpunkt stände: der Meineidbauer selbst. Wir, als Vertreter einer von der Religion unabhängigen Moral, haben besondere Veranlassung, diese lebenswahre Gestalt zu studieren, in der sich die Religiosität mit dem Verbrechen ohne Schwierigkeit verbindet

Matthias Ferner ist ein frommer Katholik. Er hatte es sich wohl überlegt, ob es Gott wohlgefällig sein könne, wenn er durch Herausgabe des Testaments sein rechtmäßiges Weib und seine legitimen Kinder auf die Straße triebe und das schöne Gut der Vroni überließe, die des Bruders Zuhälterin war und nicht in christlicher Ehe mit ihm lebte. Er betet vor der Ablegung des Schwurs lange und inbrünstig zu Gott, ihn um ein Zeichen seines Urteils anflehend. Plötzlich sieht er seine kleine Tochter vor sich stehen, die ihm nachgelaufen ist. Sie scheint ihm ein Himmelsbote zu sein, und getrost geht er zum Gericht. Vor dem Kruzifix überfällt ihn wieder die Gewissensangst; plötzlich kommt es wie eine Erleuchtung über ihn, und er leistet den Eid: kann er doch ruhig beschwören, daß das Testament nicht da ist, denn es liegt ja weit vom Gerichtshof in seinem Zimmer! Erhobenen Hauptes kehrt er heim und wird noch frömmer, als er vorher war, sodaß die Gemeinde ihn für einen Heiligen hält. Sein Gewissen regt sich fast gar nicht mehr, ruht doch Gottes Segen sichtbar auf seinem Hause; sein Reichtum vermehrt sich zusehends, kein Hagel vernichtet seine Felder, kein Blitzstrahl zündet seine Scheunen an. „Aller Segen kommt von oben“ — wie könnte Gott einen Verbrecher segnen? sagt er sich, überzeugt von seiner Vortrefflichkeit. Das Erwachen der Stimme des Gewissens hat Anzengruber ebenso lebenswahr dargestellt, wie das Verstummen des Gewissens: Der Kreuzwegbauer kommt, nachdem er auf seinen Sohn geschossen hat, in die Hütte einer armen alten Frau, die ihren Enkelkindern das Märchen vom reichen Bauern erzählt, den der Teufel holt. Auch der Bauer im Märchen hatte geglaubt, sein Reichtum sei Gottes Gabe, erst auf dem Sterbebett hört er, daß es ein Geschenk des Teufels sei, dem er sich durch eine böse That verschrieben habe und der ihn durch die Güter der Welt nur noch fester an sich ketten wollte. Also vom Teufel stammt all sein Reichtum! — Das leuchtet dem Meineidbauer ein und vernichtet mit einem Schlage das fromme Gaukelspiel, an das er Jahre lang geglaubt hatte.

Anzengruber war ein erbitterter Feind der Kirche, und die Werke, die mir von ihm bekannt sind, zeugen alle davon. Durch lebenswahre Gestalten weiß er den Schaden zu illustrieren, der von der Kirche — nach ihm hauptsächlich von der katholischen — angerichtet wird. Und doch, so sehr wir ihm beipflichten müssen, packen uns die Probleme, die er aufstellt, nicht in dem Maße, als die, welche Dichter wie Sudermann oder Hauptmann ihren Werken zu Grunde legen. Besonders das Publikum einer norddeutschen Volksbühne steht ihnen mit einer Art uninteressierter Neugierde gegenüber, wie ich es zu beobachten Gelegenheit hatte. Für die, welche ihr gutes Auskommen, ihr bequemes Zuhause und genügende Muße haben, bildet das Nachdenken über religiöse Fragen, der Kampf um Gewissensfreiheit auf diesem Gebiete oft den Mittelpunkt ihres Interesses; ein Werk, wie „Der Meineidbauer“ ist Wasser auf ihre Mühle; während das schwer ums tägliche Brot ringende Volk nicht viel damit anzufangen weiß.

Die Darstellung ließ nichts zu wünschen übrig; das Haus war, wie immer, überfüllt. Trotzdem wünschte ich, daß der Andrang immer größer werde, damit die Volksbühnen den wohlverdienten mächtigen Aufschwung nehmen und in allen größeren Städten Nachahmung finden.

Lily von Gizycki.

Bücherbesprechung.

Kalender 1894. Herausgegeben vom Berliner Tierschutzverein (zur Bekämpfung der Massentierquälereien im Deutschen Reiche). Preis für 1 Stück 10 Pf. (5 Stück franko für 50 Pf., 20 für 1½ M., 50 für 3 M., 100 für 5 M.) Zu beziehen vom Berliner Tierschutzverein: H. Beringer, Berlin, Königgrätzerstr. 108.

Bei den Erörterungen über Wohlthätigkeit, welche in der D. G. E. K. so oft notwendig waren, mußte immer auf die Gefahren der Wohlthätigkeit hingewiesen werden. Es giebt aber ein Gebiet, wo diese nur in geringem Maße bestehen: das ist die Wohlthätigkeit gegen die Tiere. Allzu pessimistisch, gewiß, aber doch aufrichtig und ehrlich war das Bekenntnis, das einst ein großer praktischer Tierfreund ablegte: Jahrzehnte lang habe er versucht, den Menschen zu helfen, indem er sich im politischen Parteigetriebe bethätigte; aber er sei allmählich dahinter gekommen, daß den Menschen nicht so leicht zu helfen sei, wie er geglaubt habe. Richte man sie auf der einen Seite auf, so fielen sie auf der anderen Seite wieder um. Da habe er sein Auge auf die tierische Welt gerichtet und erkannt, welches Meer von Leiden da zu lindern sei und beseitigt werden könne, ohne Schaden zu stiften. Dieser Aufgabe hätten nun er und sein braves Weib ihr ganzes Leben geweiht, und darin fänden sie ihr Glück. Und das Auge des ehrwürdigen alten Mannes strahlte wie das eines Jünglings, als er dies sprach — ein wahrer moderner Diogenes, dessen bewundernswerte Bedürfnislosigkeit große Summen spart, welche „den armen Tieren“ — und dadurch den Menschen — zum Segen gereichen; denn „wir dienen immer der Menschheit, wenn wir der Menschlichkeit dienen.“

Dieses Goethesche Wort entnehme ich dem Kalender für 1894, welchen „der Berliner Tierschutzverein“ soeben herausgegeben hat. Wir irren wohl nicht, wenn wir in diesem höchst empfehlenswerten Büchlein das alleinige Werk des Vorsitzenden desselben, Herrn H. Beringer, und seiner ausgezeichneten Gattin sowie einiger begnadeter Künstler sehen. Um solch' ein Werkchen zu solchem Preise zu liefern, dazu bedarf es der sittlichen Begeisterung, welche jenes edle Paar beseelt. Das wahrhaft künstlerisch und elegant ausgestattete Büchlein enthält ein Kalendarium mit Gedenktagen, eine Anzahl für Kinder bestimmter sittlich fördernder Erzählungen von Tieren, Ratschläge bezüglich des Tierschutzes und höchst praktisch ausgewählte und mit großem Fleiße hergestellte „wissenswerte Notizen und Zahlen für Jung und Alt“, welche freilich die Erwachsenen noch mehr interessieren als die Kinder: Angaben über alle Arten von statistischen Feststellungen bezüglich der verschiedenen Länder und Völker, ihrer Religionen, Sprachen, Produkte, Armeeen, Schulden u. s. w.; Vergleichung der Münzen, Maße und Gewichte; Bestimmungen über den Post-, Telegraphen- und Eisenbahn-Verkehr.

„Der Berliner Tierschutzverein bittet alle guten Menschen, insbesondere die Herren Geistlichen und Lehrer, um Einführung und Verbreitung dieses Kalenderchens in den Schulen.“ Auch die Mitglieder der D. G. E. K. werden sich hoffentlich die Massenverbreitung dieses wirklich nützlichen Büchleins angelegen sein lassen.

G. v. Gizycki.

Was für mich nicht gut genug ist, das ist für Keinen gut genug; was für mein Weib und meine Kinder nicht gut genug ist, das ist für keines Mannes Weib und Kinder gut genug.

Edward Bellamy.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Sonnabend, den 25. November, abends 8 Uhr hatten wir das Glück, Herrn William Mackintire Salter, Sprecher der Gesellschaft für ethische Kultur in Philadelphia, als unseren Redner begrüßen zu können. Herr Salter kann als der erste intellektuelle Urheber der ethischen Bewegung in Deutschland betrachtet werden, denn sein herrliches Buch „Die Religion der Moral“ sowie seine „Moralischen Reden“ ließen zuerst den Wunsch entstehen, daß auch bei uns das Ideal, dem jener edle Mann sein Leben geweiht hat, von einer besonderen Organisation erstrebt werde, — ein Wunsch, zu dessen Verwirklichung dann besondere Begebenheiten in unserem Vaterlande und der Besuch des Herrn Felix Adler aus New-York beitrugen.

Der Vorsitzende der D. G. E. K. sprach, indem er Herrn Salter einführte, seine Freude und Dankbarkeit darüber aus, daß der hochverehrte Freund uns, die wir von seinem Geiste genährt worden seien, nun auch unmittelbar das Licht seines ethischen Genius erstrahlen lasse.

Herrn Salter's, in englischer Sprache gehaltene Rede über An Ethical View of Life (Eine ethische Lebensansicht), war von hinreißender Gewalt. Die fascinierende Persönlichkeit des Redners und sein mächtiges, klangvolles und wohlgeschultes Organ machten es ihm leicht, die Begeisterung, die ihn durchglüht, seinen Hörern mitzuteilen. Von der hohen Bedeutung des Vortrages werden sich die Leser dieser Zeitschrift selbst überzeugen können, da Herr Salter den Herausgeber zur Übersetzung und Veröffentlichung desselben ermächtigt hat. Aus diesem Grunde enthalten wir uns einer näheren Inhaltsangabe.

Sonntag, den 26. November, fand zu Ehren des Herrn Salter und seiner Gattin zwischen 4 und 7 Uhr eine gesellige Zusammenkunft in den Festräumen des Kaiserhofes statt. Ein engerer Kreis von Freunden blieb mit ihnen auch am Abend vereint.

Die Abteilung hat beschlossen, die litterarisch-publizistische Gruppe mit derjenigen für ethische Bildung zu verschmelzen. Auf den Vorschlag des Geh.-Rat Foerster wurden durch Zuruf die Herren Prof. Gernsheim, Dr. Löwenheim, Dr. Römer und Dr. Seelin den Ausschuß der neu organisierten Gruppe gewählt. In der nächsten Sitzung am Donnerstag, den 14. Dezember, findet eine Diskussion statt über das Thema: „Es giebt keine Klassen-Moral neben der allgemeinen Moral“ (Referent: Dr. Sell). Später sollen Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ zum Gegenstand von Erörterungen gemacht werden. Es besteht die Absicht, allgemeine und theoretische Fragen in Vorträgen und Diskussionen zu behandeln, hingegen für praktische Aufgaben Kommissionen einzusetzen. Eine Kommission der vereinigten Gruppen ist zunächst zur Förderung der Volksbibliotheken und Volks-Lesehallen bestimmt. Der Hauptvorstand hat bereits eine ständige Kommission ernannt, die sich der Propaganda und publizistischen Thätigkeit zu widmen hat.

Am 25. November eröffnete die Abteilung Berlin eine zweite „Auskunftsstelle über Wohlfahrtseinrichtungen in Berlin“ im „Frauen-Asyl“ des Berliner Asyl-Vereins für Obdachlose, Füsilierstraße 5. Die Geschäftsstunden werden sein Montags, Mittwochs, Sonnabends 11—1 Uhr vormittags. Die Auskunftsstelle ist, wie die bereits im Lokal der Gesellschaft (Langenbeckhaus) bestehende, für Jedermann unentgeltlich zugänglich.

Abteilung München.

Auf Anregung von Herrn A. W. Keim, techn. Chemiker und Redakteur in Grünwald, bildete sich im Mai 1893 in München ein Zweig der D. G. E. K. mit 22 Mitgliedern, welcher im Lauf des Sommers fünf Versammlungen abhielt. In denselben wurden Fragen ethischen und sozial-ethischen Inhalts, insbesondere aber die Ziele der Gesellschaft eingehend besprochen. Weitere Kreise interessierte man, nachdem die Anregung zur Bildung des Zweigs, ebenso wie später die Mitteilung über Konstituierung der Abteilung, durch verschiedene Münchener Tagesblätter erfolgt war, durch Übersendung von Flugblättern, 100 Exemplaren des von Herrn Professor Jodl in Frankfurt a. M. gehaltenen Vortrags, sowie Probenummern der Zeitschrift „Ethische Kultur“. Im August war die Zahl der Mitglieder auf 27 gestiegen, und erklärte sich am 26. d. M. der Zweig, der bisher an Berlin angeschlossen war, als eigene Abteilung. Dieselbe hielt seit September im Monat regelmäßig zwei Versammlungen ab. In der vom 21. Oktober bildete sich eine soziale Gruppe mit Herrn Keim, Herrn Kaufmann Wild und Herrn Kistler als Ausschuß. Am 3. November hielt Herr Privatgelehrter Thudichum einen Vortrag über „der Gegensatz der Geschlechter“; am 17. November Frl. v. Hofstetten einen solchen über Adlers Buch „Der Moralunterricht der Kinder“. An diese Vorträge, die eine lebhafte Debatte hervorriefen, werden sich weitere anschließen. Durch eine Bücherstiftung von Herrn Keim ward der Grund zu einer Bibliothek gelegt. Die Abteilung zählt jetzt 45 Mitglieder; ihr Vorstand besteht aus Herrn Keim als erstem, Herrn Versicherungsbeamten Dietl als zweitem Vorsitzenden; Herrn Thudichum als erstem, Frl. Dr. Nowack als zweitem Schriftführer und Herrn Banquier Weil als Kassenführer. Revisoren sind Herr Kaufmann Schlesinger und Frau Tombo. Die Versammlungen der Abteilung finden regelmäßig den 1. und 3. Freitag jeden Monats im Restaurant Gisela 1. Stock Fürstenstraße statt.

Zweig Königsberg i. P.

In der Stadt Immanuel Kant's hat sich am 19. November ein Zweig der D. G. E. K. konstituiert, zu dessen Obmann Herr Oberlehrer Th. Landmann erwählt worden ist. Frl. Thierbach hatte zuvor, am 13. November, vor etwa 120 Personen einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über die Ziele und die Entwickelung der ethischen Gesellschaft gehalten. Herr Oberlehrer Landmann sprach am 20. November mit gutem Erfolge im dortigen Handwerkerverein. Der Zweig wird sich ohne Zweifel sehr bald zu einer Abteilung entwickeln.

(Hoffentlich wird der kategorische Imperativ auch die Königsberger Universitätskreise für die ethische Bewegung interessieren. Anm. d. Red.)

Briefkasten.

Herr **Ludwig Traube** in Berlin schreibt uns:

„Was Herr Dr. Fr. W. Foerster seiner Polemik gegen meine Ausführungen in Nr. 45 dieser Wochenschrift zu Grunde legt, scheint nur auf ein Mißverständnis seinerseits zurückzuführen zu sein. Woraus der Irrtum hervorzugehen scheint, ist die Nichtunterscheidung der nationalen Gemeinschaft, also der durch sprachliche, klimatische und andere natürliche Verhältnisse zusammengehörigen Menschen, von dem unnatürlichen, durch zufällige historische Entwickelung zusammengewürfelten politischen Vaterland. Meine Ausführungen richteten sich nur gegen diese politische Organisation, die uns fälschlicherweise als unser Vaterland bezeichnet wird. Damit habe ich aber doch keineswegs dem Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit, erst recht nicht dem Zusammenwirken der verschiedenen Volks-Individuen die Berechtigung abgesprochen! Ich glaube im Gegenteil, daß diejenigen mit gemeinschaftlicher Sprache, gleichen klimatischen Verhältnissen und sich hieraus ergebender Gleichheit des Temperaments, der Sitten, Gewohnheiten &c., sich zusammenschließen werden, solange die Eskimos Leberthran und die Südländer feurigen Wein trinken, solange die von der Natur gezogenen Grenzen bestehen werden.

Wenn ich für nationale Zusammengehörigkeit das Wort Heimat setzte, so ist dies eben ein sehr abstrakter Begriff; ein Jeder kann sich ja die Grenzen seiner Heimat ziehen, wo er will; er kann damit seine Heimatstadt, Heimatprovinz und weitere Begriffe verbinden, ganz nach seiner individuellen Neigung.

Wenn Herr Dr. Foerster allerdings meint, ich ließe die Heimat bloß gelten, um nicht gar zu schnöde und kalt zu erscheinen, so nehme ich zu seinen Gunsten an, daß er niemals anders erscheinen will, wie er wirklich ist und fühlt, bitte ihn allerdings, in Zukunft auch von andern nicht anders zu glauben.

Seine Frage, ob mein Satz: „Meine Heimat liebe ich, diese brauche ich aber nicht zu verteidigen, denn niemand kann sie mir rauben,“ etwa heißen solle, der Mensch liebe nur das, wofür er keine Opfer zu bringen brauche, ist mir unverständlich. Spricht Herr Dr. Foerster mir etwa die Berechtigung ab, auch das zu lieben, wofür ich keine Opfer zu bringen brauche?

Auf alle Einzelheiten zu erwidern, würde mich zu weit führen; auch habe ich nach obigem Herrn Paul Jaffé nicht viel mehr zu entgegnen.

Ich weiß nicht, ob Herr Jaffé, während er „im Namen der höchsten Kulturinteressen“ die Ufer des Rheinstroms für die deutsche Nation forderte, während er Betrachtungen anstellte, wie fürchterlich es sei, wenn durch einen unglücklichen Krieg die Rheinlande der Französierung anheimfielen, ob er darüber nachgedacht, welch angenehmes Gefühl es für die Franzosen sein müsse, ihr Lothringen der Germanisierung anheimfallen zu sehen; ob er darüber nachgedacht, daß solche Gefühlsverletzungen überhaupt nur möglich sind in einem Zustande der politischen Organisation. Und wenn er dies eingesehen, so frage ich ihn, wie er als Vertreter ethischer Kultur auftreten darf gegen solche, die nichts erstreben als das Schwinden der unnatürlichen Grenzen, das Verschwinden der politischen Organisationen, des einzigen Grundes der Gefühlsverletzungen anderer, des einzigen Grundes der stehenden Heere und der Menschenschlächtereien!

Auch die erstrebte Einigung Deutschlands, wenn auch zu teuer bezahlt, ist erreicht, und wer hindert den Bayern und den Schwaben, seine nationalen Gewohnheiten und Interessen zu bethätigen? Und kann er nicht trotzdem Bürger des großen Reiches sein?

Und was für Deutschland möglich ist, sollte es nicht für ganz Europa oder für die ganze Erde möglich sein?

Viele Millionen schon haben mit klaren Blicken die Möglichkeit erkannt, und mit dröhnenden Schritten marschieren sie auf dieses hohe Ziel zu.

Ich wünschte nur, daß auch die Mitglieder der D. G. E. K. aufhören, an den Symptomen herumzukurieren, sich wenigstens aber nicht denen entgegenstellen, die das Symptom mit dem Übel selbst beseitigen wollen.“

Anzeigen.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Den Mitgliedern der Abteilung Berlin der D. G. E. K. wird hierdurch in Betreff der im Monat Dezember abzuhaltenden Versammlungen Folgendes ergebenst angezeigt:

1. Plenarversammlungen
im großen Saale des Langenbeckhauses (Ziegelstr. 10).

Sonntag, den 10. Dezember, um 5 Uhr: Vortrag des Herrn Geheimrat Professor Foerster: „Betrachtungen über das Glück". Nachher geselliges Zusammensein.

Donnerstag, den 28. Dezember, um 8 Uhr abends: Monatssitzung und Vortrag des Herrn Rechtsanwalt Dr. von Gordon (Berlin): „Über die ethische Stellung des Einzelnen zu seinem Rechte". Daran schließt sich Diskussion.

2. Gruppenversammlungen
in unserem Lesesaale (Langenbeckhaus) um 8 Uhr abends:

Sonnabend, den 9. Dezember: Erste (pädagogische) Gruppe. Tagesordnung der Diskussion: „Zur Ethik der Schuldisciplin". Referent: Herr Geheimrat Foerster.

Donnerstag, den 14. Dezember: Zweite Gruppe (für ethische Bildung, umfassend die bisherige zweite und dritte Gruppe). Tagesordnung der Diskussion: „Es giebt keine gesonderte Klassenmoral neben der allgemeinen Moral". Referent: Herr Dr. Sell.

Donnerstag, den 21. Dezember: Dritte (soziale) Gruppe: Tagesordnung: 1. Geschäftliches. 2. Die Grenzen der Ethik im Erwerbsleben. 3. Diskussion.

Berlin, den 25. November 1893.

Im Auftrage:
Das Bureau der D. G. E. K.
Dr. **Penzig.**

Soeben erschien:

Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle.

Von

D. Dr. Wilhelm Schrader,
Geh. Ober-Regierungsrat und Universitätskurator.

— Zwei Teile. —

Preis: Broschiert 31 M., in 2 eleganten Halbfranzbänden 36 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.

Soeben erschien:

Der Moralunterricht der Kinder.

Von

Felix Adler.

Autorisierte Uebersetzung

von

Georg von Gizycki.

176 Seiten gr. 8. Preis 2 Mark, geb. 2,60 Mark.

Die Frankfurter Zeitung urteilt über das Buch:

„Vor wenigen Wochen, vom 12. bis 15. Oktober, war in Frankfurt a. M. der erste Gesellschaftstag der Gesellschaft für ethische Kultur versammelt. Unter anderen Maßregeln, die zur Beratung standen, befanden sich auch nach §§ 7 und 8 der Tagesordnung: „eine Preisausschreibung für ein ethisches Handbuch für Erziehung und Unterricht" und Anträge betreffend die Förderung ethischen Unterrichts an Fortbildungsschulen, höheren Schulen und Hochschulen. Das Resultat der Beratungen war zunächst der Beschluß, einen oder mehrere Preise für ein ethisches Handbuch auszuschreiben. Die Preise sollten eine der Bedeutung des Werkes angemessene Höhe haben, und man glaubte für sie die Summe von 5000 und 3000 Mark in Aussicht nehmen zu dürfen. Ein neuerdings in Nr. 44 der „Ethischen Kultur" vom 28. Oktober erschienener Aufruf giebt über die Wünsche des Vorstandes der Gesellschaft in Bezug auf dieses Moralbuch nähere Auskunft. Inzwischen ist nun ein bereits vor Jahresfrist in New York erschienenes Werk des Sprechers der dortigen Society for ethical culture, Prof. Felix Adler, ins Deutsche übertragen worden, das in mancher Hinsicht die Aufgabe zu erfüllen scheint, deren Lösung die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur durch ihr Preisausschreiben herbeizuführen beabsichtigte. — — — — —"

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Verlag von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12.

Rechtsbuch

zum Unterricht in den Schulen im Gebiete des Preußischen Landrechts

und

zum Selbstunterricht.

Von

M. Delius.

198 Seiten. gr. 8°. Preis 1,20 M.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Alle Freunde ethischer Kultur

werden gebeten, für die Verbreitung dieser Zeitschrift in ihrem Bekanntenkreise gütigst nach Kräften zu wirken. Die Verlagshandlung stellt zu diesem Zwecke jederzeit Probenummern der „Ethischen Kultur" in beliebiger Zahl gratis und portofrei zur Verfügung resp. erklärt sich gern bereit, solche an ihr freundlichst mitgeteilte Adressen zu versenden.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Kettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
Dr. Georg von Gizycki,
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 9. Dezember 1893.	Nr. 50.

Die Ethik der Bodenbesitzreform.

Von Michael Flürscheim.

Die Grundlage der Ethik ist die Gerechtigkeit. Das oberste Gebot der Gerechtigkeit ist die Gewährung der Freiheit. Freiheit ist das Recht, Alles thun zu dürfen, was nicht das Freiheitsrecht eines Andern beschränkt. Die Freiheit, auf der Straße mit Revolvern schießen zu dürfen, würde die Freiheit, ohne erschossen zu werden auf der Straße zu gehen, erheblich beschränken und kann deshalb nicht gestattet sein. Monopole verstoßen aus gleichem Grunde gegen das Freiheitsrecht. Eine Ausnahme ließe sich höchstens für Monopole, welche der Gesellschaft, resp. deren Vertreter, dem Staate, gewährt werden, stipulieren. Der prinzipienreitende wissenschaftliche Anarchismus ist hierin freilich anderer Ansicht, aber die Ethik ist keine Reitschule für Prinzipienhengste. Die Erforschung der Grundlagen, auf welchen sich ein wahrstes und höchstes Menschentum auferbauen läßt, ist eine Aufgabe, welche sich nie richtig lösen lassen wird ohne weise beschränkendes Abwägen des geringsten Übels.

Wenn eine Gesellschaft vor den zwei Übeln steht, entweder von mörderischen Nachbarn abgeschlachtet zu werden, wenn die Landesverteidigung dem anarchischen freien Belieben der Bürger überlassen bleibt, oder dem Staate ein Monopol der Verteidigungsorganisierung zu übergeben, natürlich verbunden mit dem Zwangsrecht der Soldateneinstellung nach Grundsätzen der unparteiischen Gerechtigkeit, so wird diese Gesellschaft im Interesse der Freiheit zum Monopol und zum Zwang schreiten müssen, wenn sie nicht die Gefahr der vollständigen Freiheitsentziehung durch den fremden Eroberer laufen will. Ebenso muß die Gesellschaft das Monopol der Verkehrswege, sowie des Postverkehrs übernehmen, weil eine Freigebung dieser Gebiete eine derartige Vergeudung bewirken müßte, daß eine große Beschränkung des Verkehrs die unausbleibliche Folge wäre. Gerade im Interesse der Freiheit des Verkehrs wäre in diesen Fällen die Beschränkung durch das Monopol unvermeidlich. Selbstverständlich darf nur die Gesellschaft das betreffende Monopol erhalten; eine Übergabe desselben an Private müßte gefährliche Machtverschiebungen zu Gunsten der Einzelnen und zum Schaden der Gemeinschaft veranlassen.

Es giebt ein Objekt in dieser Welt, welches sich darin von allen anderen unterscheidet, daß schon der unbeschränkte Besitz eines Teiles davon ein Monopol begründet, und nach den vorgehenden Schlußfolgerungen schließen daher die Gesetze der Ethik das private Eigentumsrecht darauf aus. Es ist dies der Grund und Boden.

Wenn ich einen Stuhl, einen Tisch, eine Maschine gefertigt habe, so schließe ich damit niemand in der Welt von der Möglichkeit aus, einen gleich guten Stuhl oder Tisch, eine ebenso wirksame Maschine herzustellen. Mein Eigentumsrecht begründet kein Monopol. Anders ist es jedoch, wenn ich das kleinste Stückchen Grund und Boden eigne. Mein Eigentumsrecht daran schließt nicht nur das eines jeden Andern aus, sondern es macht auch den Erwerb eines in jeder Beziehung gleichen Grundstückes unmöglich. Mindestens die Lage muß verschieden sein. Es giebt nur einen Bauplatz Ecke der Linden und der östlichen Seite der Friedrichstraße, und sein Eigentum macht das Eigentum eines gleichen Objekts unmöglich. Das Bodeneigentum sichert ein Monopol und zwar das gefährlichste Monopol, das es überhaupt geben kann, das Monopol an einem Objekt, ohne dessen Benützung die Existenz des Menschen undenkbar ist, ein Monopol, das also im Verhältnis seiner Ausdehnung seinem Besitzer eine absolute Macht über die Freiheit seiner Mitmenschen gewähren muß, also allen Gesetzen der Gerechtigkeit und daher der Ethik geradezu ins Gesicht schlägt.

Daß dieser Grundsatz heute nur von einem kleinen Teil der zivilisierten Menschheit (die Wilden sind uns hierin weit voraus) anerkannt ist, daß sogar gewiß nur eine Minderheit der Männer und Frauen, welche sich zu Vereinen für ethische Kultur zusammengethan haben, auf unserem Boden stehen, ist nicht merkwürdig. Dem fanatischsten Verehrer der Freiheit, ja dem Lehrer der Ethik selbst im alten Griechenland fiel es nicht ein, daß die Versklavung des größten Teils der Einwohner seines Vaterlandes gegen die Gesetze der Freiheit und der Ethik verstoßen könnte. Ein Verein für ethische Kultur war ganz gut denkbar, in den Südstaaten der nordamerikanischen Republik vor fünfzig Jahren bestehend und nicht im Geringsten etwas Widersprechendes gegen die Grundsätze des Vereins in der bestehenden Institution der Sklaverei findend. Wir sind eben alle die Kinder unserer Zeit, großgesäugt von der Amme Gewohnheit. Aber gerade so sicher, wie wir heute kaum begreifen können, wie man von Freiheit plappern konnte, die man der Mehrzahl der Mitmenschen weigerte, wie man sich einbilden konnte, den Gesetzen der Ethik nachzuleben, während man die Versklavung des Nebenmenschen als selbstverständlich, ja als grundlegende Institution der Gesellschaft betrachtete, geradeso werden kommende Generationen über unsere Männer des Freisinns lächeln, deren Organe auf einer Seite die extremsten politischen Freiheitsprinzipien proklamieren, auf der nächsten aber von der Unverletzlichkeit des Eigentumsrechts am Grund und Boden deklamieren und sich z. B. mit aller Macht gegen staatliche Bauvorschriften wenden, welche im

Interesse der Volksgesundheit und aus wichtigen sozialpolitischen und ethischen Motiven eine Beschränkung des Bodenwuchers zu erreichen suchen, dem Grundsatz Geltung verschaffen wollen, daß der Boden des Vaterlandes nach ein wenig verschiedenen Gesichtspunkten verwaltet werden müsse, wie ein Schuh- und Stiefelmagazin. Mit ähnlicher Verwunderung werden unsere Nachkommen von Vereinen für ethische Kultur lesen, begeistert für die höchsten Menschheitsideale, aber gleichgiltig oder gar gegnerisch Bestrebungen gegenüber, ohne welche die Verwirklichung jener Ideale ebenso unmöglich bleiben muß, wie die Erzeugung von wogenden Kornfeldern auf kahlem Felsboden. Ich meine jene Bestrebungen, wie sie sich der deutsche Bund für Bodenbesitzreform und ähnliche Vereine gestellt haben: die Befreiung des Grund und Bodens dieser Erde aus den Krallen des Monopols, seine Rückgabe an die menschliche Gesellschaft, resp. an den Staat, so lange dieser engere Begriff noch die weiteste Verwaltungskörperschaft unter den Menschen darstellt.

Wenn es Etwas geben kann, was dem Ethiker verwerflicher ist als das offene Verbrechen, so ist es jedenfalls das durch Heuchelei verdeckte. Das Sklavenhalten ist wenigstens ein offenes Verbrechen am Menschentum; die Gestattung des persönlichen Bodeneigentums ist Sklavenhaltung in verdeckter Form und daher weit verdammlicher. Wer den Grund und Boden hat, hat auch die Menschen, welche ihn bewohnen. Dies ist nicht nur wahr, wenn es sich um eine Insel handelt, welche einem Manne gehört, und deren Bewohner nicht fort können, also auf Gnade und Ungnade dem Belieben des Inselbesitzers übergeben sind, weil sie ohne den Boden der Insel Hungers sterben müßten, wenn ihnen überhaupt ein bloßes Verweilen gestattet wird. Es ist ebenso wahr in einem solchen rohen und klaren Verhältnis, als es in dem übertünchten, verwickelteren der großen Welt ist, in der nicht Einer allein den Boden eignet, in der das indirekte Pfandeigentum oft das direkte formelle Eigentum verdeckt, resp. ersetzt, in der durch die Wechselbeziehungen von Grundrente und Zins der Machtspruch des tributheischenden, kündigenden Inselherrn in gänzlich veränderter, undeutlicherer Form zum Ausdruck gelangt.

Der enge Raum gestattet nicht den Irrgängen nachzugehen, um das eben Gesagte klar nachweisen zu können. Ich habe es an anderer Stelle (siehe besonders „Der einzige Rettungsweg", Dresden, Pierson) zur Genüge gethan und muß mich begnügen, hier an dem in solchen Fällen sehr beliebten Robinsonbeispiel wenigstens einen Hinweis auf das wahre Verhältnis des Grund und Bodens zur großen sozialen Frage und dadurch zum ethischen Problem, welches eng damit zusammenhängt, zu geben.

Robinson war unbeschränkter Herr seiner Insel. Freitag und die übrigen Eingeborenen benachbarter Inseln, welche sich auf der Robinson'schen angesiedelt hatten, durften das Land der Insel nur benutzen, wenn sie Robinson einen entsprechenden Tribut zahlten. Sonst ließ er ihnen volle Freiheit und mischte sich in keiner Weise in ihre Produktionsweise.

Durch europäische Einwanderer, welche sich unter gleichem wirtschaftlichem Verhältnis ansiedelten, nach und nach in alle Fortschritte der modernen Technik eingeweiht, gelang es den Bewohnern der Insel, deren Metallvorräte nutzbar zu machen, Maschinen zu bauen und die Produktivität ihrer Arbeit riesig zu erhöhen. Während sie vorher knapp so viel erzeugen konnten, daß sie nicht Hungers starben, und an Robinson nur eine Kleinigkeit abgeben konnten, so daß auch er durchaus keinem besonderen Luxus fröhnen konnte, war das nun ganz anders geworden. Sie konnten selbst im Luxus leben und doch an Robinson mehr abgeben, als er verbrauchen konnte. Es ist nämlich unnötig, zu bemerken, daß der Letztere die Bodenpachten allmählich erhöht hatte im Verhältnis, in dem die Zahlungsfähigkeit der Pächter zunahm. Es liegt das so im Wesen der Bodenpacht begründet, welche stets so hoch hinaufgeschraubt wird, daß dem Pächter nur das übrig bleibt, wessen er nach den üblichen Lebensgewohnheiten bedarf. Alle Fortschritte der Technik kommen in letzter Linie dem Grundbesitzer zu gute, und wenn das auch in unserer Welt manchmal anders scheinen mag, in der wir so viel von den armen verschuldeten Grundbesitzern hören, so kommt dies nur daher, daß wir zwei Formen des Grundbesitzes haben, den nominellen und den wirklichen Besitz. Letzterer wird zwar Hypothekenbesitz genannt, ist aber weiter nichts als Grundbesitz unter anderem Namen.

Also unser Robinson konnte sein Einkommen nicht mehr aufbrauchen und nahm nun Maschinen und Rohstoffe in Zahlung oder lieh Geld, d. h. gab Tributkredit darauf, sowie auch auf alle Warenvorräte, so daß schließlich alle Maschinen, alle Häuser und alle Waren- und Rohstoffvorräte in seinem direkten oder indirekten (Pfand-) Besitz waren. Aber der Bedarf an diesen Maschinen und Waren blieb weit hinter deren Angebot zurück, weil eben Robinson, trotzdem er sehr luxuriös lebte und immer neue Vergeudungen ersann, doch nicht in seinem Verbrauche mit der zunehmenden Produktivität der Arbeit Schritt halten konnte. Dieselbe war thatsächlich eine ganz riesige, indem z. B. eine Spinnmaschine so viel in einem Tage fertigte, wie der Arbeiter, welcher sie bediente, früher in drei Jahren erzeugen konnte. Das hätte nun weiter nichts geschadet; denn wenn auch Robinson nicht tausendfach so viel Gespinnste verbrauchen konnte wie vorher, sondern höchstens zehnmal so viel, so hätten die Bewohner der Insel, die vorher halb nackt gingen, gern das Übrige verbraucht, wenn ihnen dies gestattet worden wäre, d. h. wenn ihre Kaufkraft im Verhältnis der Produktivität ihrer Arbeit gestiegen wäre. Dies war jedoch nicht der Fall, weil, wie wir gesehen haben, ihre Tributpflichten dem Robinson gegenüber im Verhältnis ihrer Leistungsfähigkeit gewachsen waren. Infolge dessen standen eine Menge Maschinen still, und die Maschinenbauer, die gern weitere erstellt hätten, mußten feiern, trotzdem Bedarf genug an neuen Maschinen bestand, wenn die Produkte der Maschinen einen dem wirklichen Volksbedarf entsprechenden Verbrauch gefunden hätten. Je mehr der Wert der Maschinen sank, je weniger gab Robinson dafür, wenn er sie an Zahlung nahm oder belieh, und schließlich kamen mehr und mehr Inselbewohner außer Stand, ihre Tributschulden zu decken, und das Land, auf dem sie wirtschafteten, wurde ihnen weggenommen. Robinson ließ es brach liegen oder machte einen Wildpark daraus. (In Schottland geht nach und nach der ganze landwirtschaftliche Boden in Wildparks über, trotzdem Großbritannien eine immer steigendere Quote seines Getreidebedarfes aus dem Auslande beziehen und die Arbeiter als Paupers füttern oder auswandern lassen muß, welche so gern dieses Getreide erzeugen möchten, wenn sie Land bekommen könnten. In einigen Provinzen Österreichs findet sich die gleiche Erscheinung. Bei uns ist das Bild verschleierter, doch in Wirklichkeit ganz dasselbe, wenn den Markt überfüllender Schnaps auf Boden gebaut wird, den kartoffelhungrige Arbeiter so gern mit dem ihnen so nötigen Nahrungsmittel für den eigenen Bedarf oder den hungernder Weber, deren Gewebe sie dagegen nötig haben, bebauen möchten. Bei unserem bestehenden Bodeneigentumssystem entscheidet eben nur die Grundrentenhöhe über die Verwendungsweise des Bodens. Beim Volkseigentum wird nicht nur der Pachtertrag der Fläche, sondern vor allem auch das Interesse der Bebauer maßgebend sein.) Die außer Brot gesetzten Pächter unserer Insel suchten nun Arbeit bei den noch weiter wirtschaftenden und drückten sich gegenseitig die Löhne herunter. Dies hatte die natürliche Folge, daß die Pächter billiger produzieren konnten und daß Robinson infolgedessen seine Pacht erhöhte. Die Wirkung war eben die gleiche, wie wenn bessere, mehr Arbeit ersparende Maschinen erfunden worden wären. Selbstverständlich konnten die Arbeiter umsoweniger verbrauchen, je mehr ihre Löhne und also ihre Kauffähigkeit sanken. Strikes halfen den Armen nicht

viel, weil Robinson genug Vorräte hatte, um das Ende der Strikes auszuhalten, und weil die Pächter dummer Weise mit aller Macht die Striker bekämpften, nicht bedenkend, daß, je mehr die Löhne sanken, je weniger Absatz für die Produkte vorhanden sein mußte.

Die Verhältnisse wurden immer schlimmer auf der Insel, je mehr auf der einen Seite die Produktivität der Arbeit zunahm und auf der anderen infolge des Zinses und Zinseszinses, sowie der steigenden Grundrenten, das nicht verbrauchte Einkommen Rothschild's — ich wollte sagen Robinson's — stieg. Immer mehr Land wurde in Wildparks verwandelt, und wenn Robinson nicht einen Teil der Inselbewohner in bunte Röcke gesteckt und mit Repetiergewehren versehen hätte, um die anderen in Unterwürfigkeit zu halten, wodurch ein guter Teil der Produkte verzehrt wurde, und auf zweifache Weise müßige Arbeiter Beschäftigung fanden, dann wäre sicher eine Katastrophe noch viel schneller eingetreten, als dies ohne Zweifel früher oder später der Fall sein muß; denn so können die Dinge auf der Insel nicht weiter gehen. Eine Katastrophe wird es schon deswegen wahrscheinlich geben, weil die Inselbewohner sich durchaus der Grundursache an der ganzen Kalamität nicht klar bewußt sind. Eine Anzahl von ihnen, die Arbeiter, geben den Pächtern und Maschinenbesitzern die Schuld, trotzdem diese eigentlich in den gleichen Schuhen stecken wie sie. Die Leute meinen, wenn sie nur die Maschinen selbst in die Hand bekämen, wäre Alles gut. Freilich sprechen sie auch so nebenbei von der Wegnahme der Insel aus Robinson's Besitz, aber nur ganz nebenbei, wenn sie sich klar darüber würden, daß, einmal im Besitz der Insel, sie die alten Maschinen gar nicht nötig hätten, indem sie sich in ganz kurzer Zeit bessere Maschinen*) aus dem Erze der Berge und dem Holze der Wälder hergestellt haben würden und also die verrostenden, weniger leistungsfähigen alten Maschinen ganz getrost den bisherigen Inselpächtern überlassen könnten, dann würde bald die Gegnerschaft zwischen ihnen und den Pächtern resp. Maschinenbesitzern ein Ende nehmen, und schnell würden alle Bewohner der Insel einsehen, daß sie nur einen Gegner besitzen: den Robinson, und nur ein Kampfziel: die Gewinnung der Insel.

Dieses wünschenswerte Ziel ist aber noch gar weit entfernt; denn die Gegnerschaft zwischen den Pächtern resp. Maschinenbesitzern und den Arbeitern ist nicht die einzige, die öffentliche Meinung verwirrende und von der Hauptursache der Not ablenkende. Es giebt noch eine Legion anderer. Da ist z. B. ein Streit zwischen den Eingeborenen und den zugereisten weißen Ansiedlern. Die Eingeborenen behaupten, sie könnten nicht mit den Weißen konkurrieren, welche viel tüchtiger seien als sie selbst, trotzdem solche, ihrer Behauptung nach, einer minderwertigen Rasse angehörten. Die betreffende Eingeborenenpartei nannte sich die anti-arische. Zum Glück findet die Ansicht, daß mindestens doch noch andere Ursachen an der Not auf der Insel schuld sein könnten, allmählich bei den Anti-Ariern Eingang, und wenn sie einmal das wirkliche Problem überschauen lernen, ist der Hoffnung Raum zu geben, daß sie ihre Feindseligkeit gegen die eingewanderten Arier einstellen werden, erkennend, daß, wenn einmal die Insel Gemeingut sein wird, größere Tüchtigkeit Einzelner auf irgend einem Gebiete Allen Nutzen bringen muß, und daß Ausbeutung unmöglich wird, wenn der freie Zugang zur Natur einem Jeden, der arbeiten will, die volle Unabhängigkeit von allen Ausbeutern gesichert hat.

Gerade so wird es den Inselbewohnern gehen, welche in einer Zollgrenze zwischen den verschiedenen Teilen der Insel ihr Heil suchen. Gegenwärtig mögen sie thatsächlich darin Recht haben, wenn sie meinen, daß ein derartiges Mittel Not lindert, denn es verteuert dem Robinson die Waren, nötigt ihn also, mehr zu verbrauchen und seine Tributrechte etwas langsamer zu vergrößern. Es wirkt dem arbeitsparenden Einfluß der Maschinen entgegen. Aus gleichem Grunde haben heute die Recht, welche dem Militarismus auf der Insel das Wort reden, indem sie mit Recht behaupten, daß seine Abschaffung unter heutigen Verhältnissen die Lage nur verschlimmern müßte, weil mehr Arbeiter auf dem Pflaster lägen und weniger verbraucht würde — denn Robinson's Militärbudget verbraucht erheblich mehr auf den Kopf der Armee, als die Soldaten im Zivilstand verbrauchen würden. — Auch die, welche einer Verkürzung der Arbeitszeit das Wort reden, haben unter jetzigen Verhältnissen Recht, wenngleich nach der großen Hauptreform ganz ruhig volle Freiheit in dieser Richtung gegeben werden kann, weil dann der Konsum Schritt mit der Produktion halten müßte, indem jeder Produzent eine im Verhältnis zu seiner Produktion stehende Kauffähigkeit entwickeln würde und nicht mehr das Ergebnis seiner Arbeit zur Erlangung von Tributrechten verwenden könnte, also zur Schmälerung der Kauffähigkeit Anderer. (Zins mit Grundrente verschwindend.) Ohne Schaden könnte dann Jeder arbeiten, so viel oder so wenig er will; eine Überproduktion kann es nicht mehr geben, wenn der Unterkonsum aufgehört hat. Übersteigt dann die Produktionsfähigkeit das Konsumbedürfnis, so wird die Inselmenschheit von selbst weniger arbeiten, sich mehr Muße geben, wie es bereits heute der Wilde macht, der einfach ausruht, wenn er mit seiner Arbeit seine Bedürfnisse befriedigt hat.

Daß es auch Leute auf der Insel giebt, welche der Geldwährung, die dort herrscht, die Schuld geben, will ich nur nebenbei bemerken, weil ich gerade aus einem Lande (Ver. Staaten) komme, wo viele in vollem Ernste hier die Ursache der Not erblicken. Die Narren: Als wenn es sich nicht ganz einerlei bliebe, ob die Ansprüche des Robinson in Gold-, Silber- und Papiergeld geleistet werden müßten. „Geld allein macht nicht glücklich; man muß es auch haben", sagt ein Volkswort, und so lange Robinson Herr über das Silber, wie über das Gold und die Papierausgabe ist, kann es sich ganz gleich bleiben, in welcher Währung die Tributrechte ihren Ausdruck finden. Und wenn sogar das Inselvolk selbst die Prägung und die Papierpresse in die Hand bekäme, würde ihm damit nicht viel geholfen werden; denn so lange sie nicht in der Luft und von der Luft leben können, oder so lange auch die Auswanderung ihnen nichts hilft, weil auf anderen Inseln andere Robinsone herrschen, so lange wird Robinson mit der Höhe der Pachtbeträge den Kaufwert ihres Geldes bestimmen. Doppelt hohe Pacht mit halbwertigem Geld bezahlt ist nicht günstiger, als einfache Pacht mit vollwertigem Geld liquidiert. Wenn die Insel einmal dem Volke gehört, wird die Währungsfrage keine Rolle mehr spielen. Weder Gold noch Silber wird nötig sein. Der Wohlstand der Leute wird auf gleicher Höhe stehen, einerlei, ob man diese Metalle auf der Insel finden wird oder nicht. Den gegenseitigen Austausch werden sie schon auf irgend eine Weise besorgen, wenn sie nur die Produkte zum Austausch selbst besitzen und deren Wert nicht mehr einem nicht Austauschenden schuldig sind, der weder die Güter selbst nimmt, noch ihnen deren Eigenkonsum gestattet. Ob sich ein Clearinghouse-Checksystem herausbilden wird, ob Warrants auf die Waren ausgegeben werden, bis solche verbraucht sind, oder ob ein Papiergeld, durch die Produkte gesichert, die Währung bilden wird, muß sich dann einerlei bleiben. Auch wird es gleichgiltig sein, welchen Namen das mathematische X annehmen wird, welches die Währungseinheit der Checks, Warrants oder Papierscheine bildet, das X, an dem alle Produkte sich gegenseitig messen, ob man es Dollar, Mark, Frank, Schilling oder Rubel nennt.

Edelmetalle als Geld waren ein Fortschritt gegen Öhren und Salzwürfel, in dem Zeitalter des allgemeinen Mißtrauens, das mit der einen Hand die Tauschware heischte, für die mit der anderen hingehaltene Ware; aber sie sind überflüssig, wenn allgemeines Vertrauen das Kreditgeld

*) Ohne Maschinen? (Anm. d. Red.)

möglich macht. Soll ich zum Schluß noch jener eigentümlichen Käuze erwähnen, welche allein in politischen Reformen das Heil der Insel sahen und in wirtschaftlicher Beziehung freies Gehen- und Geschehenlassen als höchsten Weisheitssatz proklamierten, worin Robinson ausnahmsweise vollständig mit ihnen übereinstimmte, obgleich er politisch sich keineswegs zur freisinnigen Richtung bekannte? Laßt sie nur deklamieren, sagte er seinen Vertrauten, so lange sie mein Inselbesitzrecht nicht antasten, so lange sie im Gegenteil meine Gegner, die Bodenverstaatlicher, bekämpfen, so lange sie unsere Harmenings pachnicken und richtern. Gehen- und Geschehenlassen ist dann nur Wasser auf meine Mühle, und die Regierungsform geniert mich wenig, so lange ich die Wähler nach Belieben meinen Wünschen nachkommen lassen kann, bei Strafe des Ruins durch Bodenentziehung, durch Kündigung. Und Robinson hatte Recht. Auch war es kein Wunder, wenn die manchesterlichen Freisinnigen zusehends an Boden beim Volke unserer Insel verloren.

Muß ich meiner Robinsonade hinzufügen, daß es auf unserer Weltinsel gerade so zugeht wie auf der des Robinson, und daß auch hier nur die volle Erfüllung des höchsten Gebotes der Ethik, der Gerechtigkeit, Wandel schaffen kann? Die erste Forderung der Gerechtigkeit ist eben die, daß das Monopol gebrochen werde, welches widerrechtlich Einzelnen an unserem Erdboden eingeräumt wurde. Erst wenn wir hier die Forderung der Ethik erfüllen, können wir ihren Geboten auch auf anderen Gebieten Bahn brechen. Andernfalls sind alle Anstrengungen der Vereine und der Zeitschriften zur Verbreitung ethischer Kultur vergebens, wie es auch alle sonstigen politischen oder sozialen Reformen sein müssen. Auf der Grundlage, daß zwei mal zwei fünf ist, läßt sich keine richtige Rechnung aufstellen, und wenn alle Rechenmeister der Welt helfen. Auf der Basis einer grundlegenden Ungerechtigkeit läßt sich kein lotgerechtes, haltbares Gebäude stellen.

Die Grundlage aller Reform, einerlei, ob ethisch, politisch oder sozial, muß die Rückgabe des Volksbodens an das Volk sein, das ihn nie wieder als Einzeleigentum vergeben darf. Wer auf diesem Erdboden arbeiten will, der soll so viel davon haben können, wie er braucht — und es wird noch für Jahrtausende mehr davon da sein, als wir benöten —; aber das Besitzrecht soll ihm nur so lange zustehen, wie er selbst mit seiner Arbeit den Boden nutzbar macht. Nur so lange, nicht für alle Ewigkeit soll er den Erdglobus von der Oberfläche der ihn umgebenden atmosphärischen Kugel bis zum Erdzentrum eignen, weil einer seiner Vorfahren zuerst dessen Oberfläche gekratzt hat, oder noch schlimmer, weil derselbe sich zuerst darauf niedergelassen, oder noch schlimmer, weil Jener mit Gewalt oder Betrug andere Menschen davon verdrängt hatte und durch die Macht dienstbarer Schreiberseelen (Juristen) das ewige Eigentumsrecht darauf verbrieft bekam. Ewiges Eigentumsrecht am Gotteseigentum durch Schreiberseelen verbrieft! Ist der Gedanke denn faßbar vom ethischen Gesichtspunkte aus? Ist eine Ethik, welche dies duldet, wert, ihren Namen zu tragen? Sollen die Toten auf dieser Erde herrschen oder die Lebenden?

Nie durfte die Erde zu Eigentum verteilt werden, nie darf sie je wieder verteilt werden, nachdem sie der Menschheit aus den Krallen des Monopols zurückgewonnen worden. Einerlei wie die Verteilung stattfände, die gleichen Zustände müßten wiederkehren. Der lässige Vater würde dem fleißigen Sohne sein unveräußerliches Erdbodenbesitzrecht zu Gunsten des Sohnes eines pfiffigen Wucherers rauben, der mitsamt seinem Nachwuchs Scholle zu Scholle zu fügen versteht, bis ein ausgewachsener Rothschild — wollte sagen Robinson — daraus erstanden ist. Nur die Verpachtung gegen Zahlung des durchschnittlichen Mehrwerts über andere Grundstücke an die Gemeinschaft, zur Entschädigung derer, welche sich mit weniger oder mit minderwertigem Boden begnügen müssen, kann eine gerechte Bodenverteilung für alle Zeiten sichern, und ohne eine solche stehen alle Gesetze der Ethik in der Luft.

Ev. Joh. 8, 7.

Leicht ist's, von Gott und Tugend sprechen,
Ganz eingefröstelt in Moral,
Den morschen Richterstab zu brechen
Ob andrer Leute Ideal.

Weil Christus Mensch war ohne Fehle,
Rief man mit Wollust: „Kreuzigt ihn!"
Das Haben einer reichen Seele
Wird nie, die Habgier stets verziehn.

So hat man's von jeher getrieben,
So treibt man's weiter mit Bedacht:
Um wie viel Glauben, Hoffen, Lieben
Hat sich die Menschheit schon gebracht!

Getrost! es sprießt aus jedem schlechten
Urteile ein Vergißmeinnicht
Und warnt und lehrt die Ungerechten:
Seid selbst Gott oder richtet nicht!

Jena. Ernst Harmening.

Jugendschutz in Berlin.

Von Hanna Bieber-Böhm.

Der Verein „Jugendschutz" in Berlin, welcher Heimstätten für alleinstehende unbescholtene Arbeiterinnen, Verkäuferinnen u. s. w. errichtet, ist sich klar bewußt, daß gegenüber dem Elende der 26 000 Schlafstellen in Berlin, auf welche arme Mädchen angewiesen sind, solch ein Heim nichts helfen kann. Aber alles Große hat doch einmal einen kleinen Anfang gehabt; so wollen wir nicht verzagen und immer wieder an die Herzen unserer begüterten Mitmenschen gehen, damit sie ihre Pflicht begreifen lernen: das Loos der Unbemittelten zu bessern.

Um nur zweierlei zu erwähnen: Wieviel Segen könnten unsere Frauen wirken, wenn sie die Fabrikanten und andere Arbeitgeber um Menschlichkeit bitten würden!

Was würde ein Arbeitgeber sagen, wenn er sich von früh bis spät plagen müßte für 6 Mk. pro Woche, also nur 85 Pf. pro Tag, und für diesen Verdienst sich nähren, kleiden und Wohnung schaffen müßte, Krankenkassenbeiträge u. s. w. noch garnicht gerechnet.

Wer die Preise der Lebensmittel u. s. w. kennt, der weiß, daß das unmöglich ist!

Fragen wir uns, ob das menschlich, ob das menschenwürdig ist?

Ich bin überzeugt, die Frauen der Kaufleute und anderer Arbeitgeber wissen von diesen Zuständen nur nichts, sonst würden ihnen die Diamanten in ihren Ohren brennen, die durch den Hunger ihrer armen Mitmenschen erkauft worden sind; sonst würden sie ihre Gatten, Väter und Söhne beschwören, ihren Arbeiterinnen bessere Löhne zu geben, die ihnen ein menschenwürdigeres Leben gestatten.

Dasselbe ließe sich von der unmenschlich langen Arbeitszeit sagen. Es ist herzzerreißend, wie gerne arme Mädchen am Abend noch etwas lernen und für sich schaffen möchten, doch sie kommen so totmüde von der Arbeit heim, daß sie nur aufs Bett sinken können und keine Fähigkeit zur geistigen Erfrischung mehr haben.

Warum sollte es nicht möglich sein, wie in England und Amerika die Geschäfte früher zu schließen, damit den Mädchen noch Zeit zum geistigen Leben, zum lernen übrig bleibt? Es ist möglich und es muß möglich sein, wenn eine gemeinsame Bestimmung von allen Industriellen u. s. w. getroffen wird.

In diesen beiden Punkten freiwillige Reformen einzurichten, ist nicht nur menschenfreundlich, sondern es dürfte

auch klug sein, damit nicht die so sehr Bedrückten mit Gewalt ihr Menschenrecht erzwingen.

Hier durch Vermittlung einen Tropfen Öl in die kreischenden Räder der Maschine zu träufeln, wäre für die Frauen eine wahrhaft ethische Aufgabe.

Doch nicht allein Heime für arme Mädchen gründet der „Jugendschutz", sondern er will auch über die Größe der Gefahr aufklären, welcher unsere Jugend ausgesetzt ist. Er will die Verführung zur Unsittlichkeit bekämpfen helfen, welche die Grundlage des Staates, die Familie, an der Wurzel untergräbt und daher die größte Feindin derselben ist.

Was hilft es, wenn die Frauen der sogenannten „besseren Stände", welche ihre eigenen Töchter zu beschützen glauben, Mädchenheime für Unbemittelte gründen, wenn die Söhne dieser „besseren Stände" — aus Mangel an Erziehung zur Sittlichkeit — die Verfolger, die gewissenlosen Verführer dieser armen Mädchen bleiben?

Ist es ehrenhaft, seinen eigenen Garten hoch zu umzäunen, aber seine Jungen ungestraft in den Nachbargärten Äpfel stehlen zu lassen, weil dort das Geld zu hohen Zäunen gefehlt hat?

Die meisten Mütter werden entrüstet sagen: Meine Söhne bestehlen die Nachbarn nicht!

Die Mütter wissen es aber nur nicht, denn sie sprechen nie mit ihnen über die Pflichten, welche jeder Mann gegen seine Mitschwestern, gegen seine Nachkommen hat, die er in die Welt setzt. Sie vernachlässigen diese Erziehungspflichten gegen die Söhne aufs Schwerste!

Fast in allen Fällen, in denen mir diese Antwort von Müttern wurde, rühmten sich die betreffenden Söhne unter ihren Kameraden ihrer gelungenen Diebereien und Schurkereien, ihrer — „galanten Abenteuer".

Manche Mütter haben ihr Gewissen so wenig entwickelt oder stecken noch so tief in der Unwissenheit, daß sie das Geschwätz nachplappern: „Jungen müssen sich austoben!" —

Ich wollte, ich könnte sie in die Krankenhäuser, in die Irrenhäuser, in die Anstalten für Epileptische und Blinde führen, damit sie die Folgen dieses Austobens, wie sie es nennen, dieser verbrecherischen Unsittlichkeit, wie sie es nennen sollten, erblicken könnten. Unter zehn Familien giebt es höchstens eine, die von diesen unerbittlichen Folgen des Austobens verschont sind, wie gewissenhafte Ärzte statistisch beweisen. Durch den Fluch der Ansteckung und Vererbung wird all das Furchtbare, was der Sünde an Krankheiten folgt, ohne Gnade auf Frau und Kinder übertragen. —

Können wir uns bei solchen Thatsachen noch länger der Aufklärung verschließen, welche große ethische Hygieniker und Ärzte aller Länder uns geben?

Ich empfehle, die Schriften von Professor Forrel in der Schweiz, Professor Fournier-Paris, Professor Schröder-Berlin, Professor Näggerath-New-York, Professor Rubner-Berlin, Dr. Kornig-Berlin, Professor Ribbing-Schweden und das Gutachten des ganzen Professorenkollegiums in Christiania zu lesen. Auf ihre Erfahrungen und auf die Erfahrungen des Lebens gründen sich — entgegen den Ansichten der unethischen Elemente unter den Medizinern — die Forderungen des „Jugendschutzes".

Gesundheit, Glück und Rettung vor dem Abgrunde des Verfalls, an dem die Völker stehen, ist nur möglich, wenn wir unsere Söhne zu dem erziehen, was die Natur vom Einzelnen als einem Gliede des Ganzen verlangt: zur Selbstbeherrschung, zu reinem Vorleben und zur Erkenntnis ihrer Vater- und Erzieherpflichten in treuer Ehe, damit der Einzelne das Wohl der Gesamtheit, seiner künftigen Frau und seiner künftigen Kinder nicht länger so unerhört schädige und vergifte, wie es heute der Fall ist. —

Auf das Gutachten dieser Ethiker unter den Ärzten gestützt, müssen wir auch immer von neuem petitionieren, damit die empörenden, vorsindflutlichen Gesetze abgeschafft werden, welche die Sünde, die Schande jeder Frau als einträgliches Gewerbe gestatten, während sie ihr alle höheren Berufe — als „unweiblich" — verschließen!*)

Vermischtes.

Zur Frauenfrage. Der „Frankfurter Zeitung" wurde am 17. v. M. aus Bern berichtet: „Der Gemeinderat der hiesigen Stadt hat die Bewilligung erteilt, Mädchen ins städtische Gymnasium unter denselben gesetzlichen Promotionsbedingungen wie Knaben aufzunehmen. Ferner verlangt der Gemeinderat, daß der Unterricht für beide Geschlechter gemeinsam erteilt werde, ein besonderer Unterricht für Mädchen also ausgeschlossen sei. Zu den Klassen des Progymnasiums werden Mädchen nicht zugelassen. Die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium soll den Ausweis darüber liefern, ob die betreffenden Mädchen die nötige Befähigung besitzen, um später die Maturität bestehen und mit Erfolg einen wissenschaftlichen Beruf erlernen zu können. Die Berner Hochschule ist dem weiblichen Geschlecht bereits geöffnet. Man hält das Zusammenarbeiten von Jünglingen und Mädchen im Gymnasium nach den guten Erfahrungen, die man mit den gemischten Klassen in den oberen Jahrgängen der Primarschule gemacht hat, für durchführbar."

Was dagegen in der Hauptstadt des Deutschen Reichs noch möglich ist, zeigt folgendes Vorkommnis. Ein hochverdienter ethischer Reformer der Vereinigten Staaten besuchte unlängst mit seiner Gattin Berlin. Es interessierte ihn, bei seinem kurzen Aufenthalte daselbst wenigstens eine Vorlesung an der Universität zu hören, und er suchte die eines auch in Amerika angesehenen Gelehrten aus. Er begab sich mit seiner Gattin vor das betreffende Auditorium und stellte sich dem Professor vor. Aber dieser wies die Dame zurück und ließ nur den Herrn eintreten! — —

Bücherbesprechungen.

Der moderne Mensch. Versuche über Lebensführung von B. Carneri. 3. Aufl. Bonn, Emil Strauß, 1893. IV. u. 235 S. Kl. Octav.**)

I.

Obwohl dieses Buch kein Fremdling mehr ist in der litterarischen Welt und im Herzen der Menschen; obwohl es die Gabe besitzt, für sich selbst wirksamer zu sprechen als irgend welches Lob, das man ihm spenden kann, so darf es doch an dieser Stelle in seiner neuen Gestalt nicht unbegrüßt bleiben — wäre es auch nur, um diejenigen Leser der „Ethischen Kultur", welche es bisher noch nicht kennen gelernt haben, dringend einzuladen, sich mit ihm vertraut zu machen. Es giebt nicht allzuviele Bücher wie dieses in der deutschen Litteratur. Ja ich möchte sagen, man muß, um seine nächsten Geistesverwandten aufzufinden, zurückgehen auf berühmte Schriftwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, auf Montaigne's graziöse Essays; auf Charron's gedankenreiches Büchlein „De la sagesse"; auf Shaftesbury's glänzende „Characteristics". Ein Buch nicht aus der Schule für die Schule, sondern aus dem Leben für das Leben; das Werk eines welterfahrenen Mannes, der am Abend eines reichen, von den tiefsten Fragen der Gegenwart bewegten Daseins, die Summe der Gedanken zieht, welche ihm Ordnung, Ruhe und Klarheit gebracht, Stütze und

---

*) Näheres über den Verein „Jugendschutz" ist bei der Vorsitzenden, Frau Hanna Bieber-Böhm, Berlin C. Kaiser-Wilhelmstr. 39, zu erfahren. Im Sinne des obigen Artikels gehalten ist die kleine Schrift „Häusliche Knabenerziehung" von Marie Stritt, sowie „26000 Schlafstellen, ein Hilferuf" von Frau Bieber-Böhm, und besonders die ausgezeichnete ärztliche Schrift „Hygiene der Keuschheit" von Dr. Kornig, die in der Hand keiner Mutter und keines jungen Mannes fehlen sollte.

Alle drei Schriften werden durch die Vorsitzende zum Besten des Jugendschutz verkauft. (Anm. der Red.)

**) Wir veröffentlichen in Folgendem zwei Besprechungen dieses Werkes, weil wir die an zweiter Stelle abgedruckte schon angenommen hatten, als die erste eintraf — kein Grund, diese nicht auch zu veröffentlichen. (Anm. d. Red.)

Halt in bangen Stunden geboten haben — nicht als Vorschrift und Gebot, sondern als inneres Erlebnis und Spiegel für Diejenigen, welche mit ihm auf dem Boden gemeinsamer Weltanschauung stehen. Lange vor der Begründung der D. G. E. K. hat Carneri in seinen Schriften begeistert jenen Begriff der Ethik verkündet, welchen die Gesellschaft zu verwirklichen bestrebt ist — Anwendung der Gesamtheit unserer nationalen Welterkenntnis auf die Bildung des Charakters und die Ideale der Lebensführung — und völlig in diesem Geiste ist auch das vorliegende Buch gedacht. Einheit des wissenschaftlichen Denkens und des praktischen Verhaltens in allen Lagen des Lebens ist der beherrschende Grundzug des Ganzen. Bemühe dich, auch als fühlender und wollender Mensch, mit dem Zusammenhang der gegebenen Welt auszukommen, welchen du denkend erfassest! Bilde diesen Zusammenhang nun ins Schönere, Bessere, soweit irgend deine selbstthätige Kraft es vermag, und suche, wo diese erlahmen muß, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen! Die Lebensweisheit, welche dieses Buch verkündet, ist eine rein monistische, eine völlig diesseitige. Das Überweltliche, Jenseitige, womit man so lange die schwankenden Schritte der Menschheit zu stützen versucht hat — es ist hier versunken, wie die blassen Schatten der Nacht beim Morgengrauen. Aber ist eine solche Einheitlichkeit nicht Einseitigkeit? Ist der Monismus nicht trostlos? Kann eine rein aufs Diesseits gegründete Ethik unseren Entschlüssen jenen Schwung, und unseren Leiden jenen Trost gewähren, deren der schwache Mensch nun einmal bedarf? Kann Jemand mit der Ethik allein sein Auskommen haben, nicht nur in guten, sondern auch in schlimmen Tagen? Gerade solchen, die so zu fragen geneigt sind — und wie häufig vernimmt man noch immer diese Frage — sei die Lektüre des Buches dringend empfohlen. Was nur immer dies Leben unter der besonnenen Führung der Vernunft an Beruhigung und Befeligung in sich enthält, für Denjenigen der Klarheit und Widerspruchslosigkeit des Denkens höher schätzt, als die schönsten Träume, das wird hier von einer Meisterhand sorglich ans Licht gebracht. Das Buch ist kein Lehrbuch. Die Überschriften der einzelnen Abschnitte geben nur Grundthemata an, welche die Gedanken des Verfassers frei umspielen, die mannigfaltigsten Fragen berührend. Aber wo immer man das Buch aufschlägt, man findet sich alsbald zum Mittelpunkt zurückgeführt, welcher das Ganze beherrscht und trägt: der Glückseligkeit eines vernunftgemäßen und selbstgenugsamen Lebens.

Prag. Fr. Jodl.

II.

Der Verfasser geht von dem Gesichtspunkte aus, daß es eine falsche Auffassung sei, die Natur des Menschen als von Grund aus böse zu bezeichnen und die Aufgabe der Erziehung darin zu suchen, das Böse zu ersticken, zu töten. — Die Aufgabe der Erziehung — so meint Carneri — könne einzig nur darin liegen, die menschliche Natur in ihrer ganzen Individualität (die an sich nicht böse sein kann) auf das Allgemeinwohl hinzulenken, zu läutern, die Kraft des Individualismus nicht zu brechen, sondern ihre Kraft auf altruistische Ziele zu lenken, so daß nur der Altruismus zum Individualismus, zu unserer eigenen individuellen Natur wird.

Doch lassen wir Carneri selber reden. Das Gute wird — so schreibt er — bei vernünftiger Erziehung nicht gethan, blos weil es als das Höhere erkannt wird, sondern weil es, als das Schönere uns erscheinend, mehr Anziehungskraft entwickelt, und wir daher es lieber thun. — Denn es liegt in der Natur des menschlichen Willens sich nur durch die stärkeren Motive bestimmen zu lassen. Um unser individuelles Dasein für höhere Ziele opfern zu können, müssen wir durch unser Streben, durch unsere Anschauungen, durch unsere Liebe derart unser „Ich“ erweitert haben, daß wir uns als ein höheres Individuum erkennen und fühlen, in dessen Natur es liegt, die Aufopferung unseres individuellen Daseins als das geringere Übel zu betrachten, sobald es gilt, das Höhere zu fördern und zu retten

Das Gute liegt nicht in der Verleugnung (Tötung) der Individualität, sondern in der Läuterung des Individualismus. — Was diesen läutert, ist der Adel des Glückseligkeitsbegriffs. Wir können das Gute nur thun, wenn es uns glücklicher macht als die Unterlassung.

Auf der reichen Entwickelung unserer Individualität, welche die ganze Menschheit mit Liebe umschlingt, muß unsere Glückseligkeit beruhen, und nur durch Förderung dieser Glückseligkeit im Individuum können wir das Menschengeschlecht ethisch vorwärts bringen.

Es ist die Aufgabe der Erziehung, uns keine falschen Begriffe von der menschlichen Natur zu geben Emporwachsend zwischen Lügen, sollten wir heranreifen können für die Wahrheit? Wie keine gute und keine böse Natur, so giebt es auch im Menschen keine guten und keine bösen Triebe. Mit „rohen“ Trieben beginnt der Mensch, und ihre „Veredelung“, „Läuterung“ ist die Aufgabe der Erziehung. Triebe vertilgen zu wollen, anstatt sie zu veredeln, heißt den Menschen verstümmeln

Nicht ein ehernes „Sollen“, das mit der Natur im Widerspruch steht, sondern ein thatsächliches „Können“ muß uns leiten, nicht ein fremder Befehl, sondern unsere eigene Gesinnung, und um mit Riehl zu reden: „Das, wofür wir unser Selbst hingeben, muß noch eigentlicher unser Selbst sein, als dasjenige, was wir aufgeben.“

Ich begnüge mich mit diesem Hinweis und hoffe, das Interesse für dieses Werk wachgerufen zu haben; der Leser wird so manche goldenen Worte über Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Duldsamkeit darin finden und zu größerer Selbsterkenntnis geleitet werden.

St. Petersburg A. Minlos.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Am Dienstag, den 28. November, abends 8 Uhr, fand die Monatsversammlung der Abteilung statt. Der erste Vorsitzende, Geheimrat Foerster, berichtete zunächst über die Ausbreitung der Gesellschaft und die bisherigen Beiträge zum Preisausschreiben für ein ethisches Lehrbuch, die sich jetzt auf 4000 Mark belaufen. In betreff der Vorgänge in der Abteilung teilte er mit, daß Professor Döring Kurse über ethische Unterweisung und Erziehung angekündigt habe, die jeden Sonnabend von $5\frac{1}{2}$ Uhr ab im Lokal der Gesellschaft abgehalten werden sollen. Meldungen dazu werden im Bureau der Gesellschaft, Ziegelstraße 10—11, entgegengenommen. Sodann erteilte Geheimrat Foerster dem Referenten der Volksbibliotheks-Kommission, Dr. Foerster, das Wort. Dieser führte aus, daß die Kommission die Gründung von Volksbibliotheken und Volkslesehallen in Berlin für dringend nötig halte. Es beständen fünfundzwanzig kleine Bibliotheken in Berlin, denen allen das wichtigste: eine Lesehalle, fehle. Dieselben seien nur Mittwochs, Sonnabends und Sonntags um die Mittagsstunde geöffnet, zu einer Stunde, in welcher der Arbeiter keine Zeit zum Bücherholen habe. Ob und wann dieser Zustand durch die städtische Verwaltung selbst beendet werden könne, entziehe sich der Beurteilung; jedenfalls dürfe auf sie nicht gewartet werden. Die von der Kommission in Aussicht genommene Volksbibliothek solle eine geräumige Lesehalle enthalten und in den Abendstunden jeden Tages offen stehen. Einige Arbeiter würden bei der Einrichtung der Anstalt mitwirken, damit die Wünsche des arbeitenden Volkes ihre Vertretung haben. Um kräftig vorgehen zu können, seien bedeutende Geldmittel nötig; man bitte daher alle Freunde der Sache herzlich, sich gerade zur Weihnachtszeit des geistig darbenden Volkes zu erinnern. Geldbeiträge nimmt Herr Paul Jaffé, Berlin W, Steglitzerstraße 85, Bücher dagegen das Bureau der Gesellschaft entgegen. Das zahlreich versammelte Publikum — Saal und Gallerien waren gefüllt, — unter dem sich viele Vertreter der arbeitenden Klasse befanden, nahm den Bericht des Referenten mit großem Beifall entgegen.

Herr Theodor von Wächter betrat sodann die Rednertribüne. Das Thema seiner Rede war:

Der Kampf ums Dasein und der Sozialismus.

In der Einleitung hob er hervor, daß er heute noch nicht wisse, ob er ein Freund oder ein Gegner der ethischen Gesellschaft sein werde. Er stände auf einem ausgeprägten Parteistandpunkte und halte es für wünschenswert, daß diejenigen, welche einen klaren Weg erkannt haben, auch auf diesem Wege gehen. Daher sei eine strenge Parteidisziplin notwendig; die Parteien müßten engherzig sein in sich selbst und weitherzig nach außen. Dies Letztere würde ihnen, so schiene es ihm, in der ethischen Gesellschaft ermöglicht, wo auch er seinen sozialdemokratischen Standpunkt entwickeln könne. Meist sei der Politiker der entschiedene Gegner des Ethikers, denn der Erstere rechne mit vorhandenen Mitteln, der Letztere mit unberechenbaren; der Erstere würde zur Erreichung seines Zieles, das im Uebrigen mit dem des Ethikers identisch sei, auch die Anwendung der Gewalt nicht verschmähen, während der Letztere sie unter allen Umständen verwerfen müsse. Der Vortragende führte weiter in längerer Rede die Entwickelungslehre Darwins vor, an die er, auf Grund der materialistischen Geschichtsauffassung, einen Überblick über die historische Entwickelung anknüpfte. Er hatte dabei, scheint uns, sein Publikum hinsichtlich dessen Bildung zu niedrig taxiert; bei dem weitaus größten Teil hätte er eine für seine Zwecke hinreichende Kenntnis Darwins voraussetzen dürfen und er wäre so früher zu dem interessantesten Teil seines Vortrags, der Kritik unserer heutigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung, gelangt. Nicht nur die Handarbeiter, auch die Kopfarbeiter, so führte er aus, die Beamten bis zu den höchsten, ja zu den Spitzen des Staates hinauf, ständen unter der Gewalt der Geldherrschaft, gegen die heute niemand, selbst mit dem besten Willen, aufkommen könne. Das Christentum lehre, die Arbeit sei Nächstendienst. Wie könne heute Jemand dieser Lehre folgen? Der Maurer muß Kirchen bauen, obwohl Millionen seiner Mitmenschen keine Häuser haben. Er kann ihnen nicht dienen. Er muß Schlösser und Villen bauen für den, der ihn bezahlt, und muß sehen, daß tausende ein Loch bewohnen. Wenn wir andere Zustände wollen, müßten wir dafür sorgen, daß die Arbeitsmittel in die Hände des Arbeitenden übergehen. Der Kampf darum würde nicht ausbleiben. Er richte sich gegen die Geldherren und sei von allen anderen Kämpfen dadurch unterschieden, daß es dem Feinde selbst zum Wohle diene, wenn er zerschmettert würde. — Lebhafter Beifall belohnte den Sprecher.

Der Vorsitzende eröffnete die Diskussion. Er glaube, im Sinne der ethischen Kultur gehandelt zu haben, indem er einem Vertreter der Sozialdemokratie das Wort erteilt habe. Es sei ja eine Hauptaufgabe der Gesellschaft, zwischen den Parteien aufklärend zu wirken, und der Redner könne des Dankes der Mitglieder gewiß sein. Vor dem Eintritt in die Diskussion, so fuhr Geheimrat Foerster fort, wolle er seine Ansicht gegenüber den durch Herrn von Wächter berührten Fragen aussprechen. Das Urteil der sogenannten bürgerlichen Gesellschaft sei im Hinblick auf die Sozialdemokratie mit ebenso leidenschaftlichen Übertreibungen behaftet, wie das der extremsten Sozialdemokratie. Auch unsere Gesellschaft habe in steigendem Maße unter solchen Übertreibungen zu leiden gehabt. Sie sei zuerst als

religionsfeindlich, jetzt vielfach als sozialdemokratisch verketzert worden. Es sei aber gut, daß auch hervorragende Mitglieder aus unserem Kreise solche Erfahrungen machen, denn man sehe, wie nötig es sei, Maß und Gerechtigkeit zu pflegen. Zu Beginn unserer Wirksamkeit sei die D. G. E. K. als „das letzte Angstprodukt der bürgerlichen Gesellschaft“ bezeichnet worden: wie wenig wir dies Urteil verdienen, sei wohl jedem sonnenklar, der uns während dieses Arbeitsjahres beobachtet habe. Er halte vielmehr jene leidenschaftlichen Urteile über uns für die Angstprodukte der bürgerlichen Gesellschaft. Niemals werde die D. G. E. K. irgend einer Partei angehören, am wenigsten sich von Parteiansichten beherrschen lassen, welche sich blos deshalb für besonders ethisch halten, weil sie das Gewohnte verehren. Es gehöre zur Pflege ethischer Kultur, solchen Zuständen entgegenzuwirken, die eine gerechte Entwickelung des Ganzen hindern, und hierzu gehören die wirtschaftlichen Zustände der Gegenwart, welche die Armen wie die Reichen verderben. Daß die Gesellschaft sich in diesem Sinne zu bethätigen habe, sei durch die neue Fassung des § 2 ihrer Satzungen allgemein anerkannt worden. Nach der Meinung der sogenannten Individualisten solle auf wirtschaftlichem Gebiet die freie Konkurrenz, die sich immer mehr zur wirtschaftlichen Anarchie zu entwickeln begonnen habe, für heilig erklärt werden. Aber der soziale Geist dränge zur endlichen Organisation und werde gesunde Zustände herbeiführen, wenn er sich mit ethischer Kultur verbände. Eine Gesellschaft für ethische Kultur, welche es aus Angst ablehne, in diesen großen Fragen denken und ordnen zu helfen, wäre ein Nichts, ein „Theeklub.“ Daraus folge nicht, daß sie sozialistisch denken und wirken solle, sie solle vielmehr die Berufensten aller Parteien einen helfen. Vor allem gelte es, die Angst und Verbissenheit der oberen Klassen, das Elend und die Erbitterung der unteren zu heilen und überall den Frieden der sittlichen Klärung zu bringen. Das Ziel, nach dem zu streben sei, möchte er nicht Sozialismus, sondern Solidarität nennen. Der Redner wandte sich sodann noch zum Vortrage des Herrn von Wächter, an den er einige kritische Bemerkungen anknüpfte. Gegen dessen Ausspruch, daß das Vorgehen der politischen Parteien, die sich nicht scheuten, auch die Gewalt in ihren Dienst zu nehmen, ein berechenbareres sei, als die ethische Entwickelung, sagte er, daß er seinerseits die Auffassung geradezu umkehre. Es gäbe nichts Zielbewußteres und Berechenbareres, als das Wirken ethischer Momente, und nichts Unberechenbareres, als die politische Entwickelung mit ihren Sophismen und Gewaltakten.

Aus der nun folgenden lebhaften Diskussion seien nur die interessantesten Erörterungen hervorgehoben.

Herr Schäfer, Sprecher der humanistischen Gemeinde, polemisierte gegen die Ausführungen des Herrn v. Wächter. Die Sozialdemokratie sei nicht reif zum freien Meinungsaustausch, das habe er wiederholt erfahren. Sie übertreibe in ihren Schilderungen des Elends. Die heutige Kulturwelt gewährleiste einem Jeden Wohnung, Nahrung und Kleidung. (Heiterkeit.) Er sei früher auch Revolutionär gewesen, seit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts habe er aufgehört, es zu sein.

Herr Maier-Ermatingen erklärte, nach seiner Erfahrung sei die Sozialdemokratie reifer als alle anderen Parteien zum freien Meinungsaustausch. In Herrn v. Wächter begrüße er den zukünftigen Ethiker.

Herr Woltmann sprach aus, er scheue sich nicht, sich hier öffentlich als Sozialisten zu bekennen, jedoch nicht als Sozialdemokraten. Die Sozialdemokratie betone nach seiner Ansicht zu ausschließlich die materiellen Seiten des Lebens und vernachlässige die Pflege der idealen Güter. Sie appelliere zu sehr an den Magen, zu wenig an das Herz.

Fräulein Ottilie Baader trat mit großer Entschiedenheit der Ansicht entgegen, als befürworte die Sozialdemokratie die Anwendung der Gewalt. Nicht sie sei es, die sich in blutige Kämpfe stürze, sondern ihre Gegner. Die armen Kohlenarbeiter in England hätten keine Gewalt gebraucht, sie wollten durch opferfreudiges Ausharren sich und den Ihren ein menschenwürdigeres Dasein erwirken; mit Gewalt, mit Bajonetten und Säbeln habe man sie bekämpft. Ihrem Vorredner erklärte sie, daß er wohl das Programm der sozialdemokratischen Partei nicht kenne, sonst müsse er wissen, daß gerade sie für geistige Güter eintrete. Sie fordere eine Einheitsschule für alle, sie fordere hauptsächlich eine begrenzte Arbeitszeit, ohne welche Niemand sich geistige Besitztümer erwerben könne. Gegen Herrn Schäfers Ansicht müsse sie protestieren. Er solle doch auf die Straßen gehen, wo die Arbeitslosen verkommen, um zu sehen, wie unrichtig seine Behauptung sei. Was nun noch die Rede des Herrn Vorsitzenden beträfe, so müsse sie freilich den guten Willen der ethischen Gesellschaft anerkennen; das Sanfte und Friedliche aber, für das sie wirken wolle, könne sie nicht für wünschenswert halten, denn damit kämen sie nicht weiter. Die ethische Gesellschaft sei ihrer Ansicht nach überflüssig, da die Sozialdemokratie nach den Zuständen strebe, die erst ein ethisches Leben für Alle ermöglichen werden. Sie betonte zum Schluß noch, daß ihre Partei den Kampf niemals gegen den Einzelnen richte, denn das würde ungerecht sein, da der Einzelne nicht gegen die Ungerechtigkeit des ganzen Systems aufkommen könne, daß sie vielmehr die Gesellschaftsordnung bekämpfe.

Herr Professor Löwenthal führte aus, die Wissenschaft müsse den Menschen beibringen, daß nur dann ihr Leben ein gesichertes sein könne, wenn sie den Kampf ums Dasein vereint kämpfen.

Nach ihm sprachen noch die Herren Reinicke, Arnheim und Pelong.

Herr Räther trat in längerer Rede für die Sozialdemokratie ein. Dem Ausspruch des Herrn Geheimrat Foerster gegenüber sagte er, daß Sozialismus nichts anderes sei als Solidarität und Solidarität nichts anderes als Sozialismus. In dem Maße, als er für den Sozialismus eintrete, trete er für die ethische Entwickelung ein. Die Herren Müller, Bruno Meyer und Haz beschlossen die Reihe der Redner.

Herr von Wächter ergriff sodann das Wort zu einigen Schlußbemerkungen. Er könne sich sehr gut vorstellen, daß die ethischen Gesellschaften Gutes wirken werden, müsse aber seinerseits hervorheben, das gerade seine ethischen Überzeugungen ihn zum Sozialismus geführt hätten. Er habe sie aufgeben oder Sozialist werden müssen.

Um Mitternacht schloß der Vorsitzende die Versammlung.

L. v. G.

Abteilung Frankfurt a. M.

Die Abteilung hielt am 22. November ihre Monatsversammlung ab. Herr Dr. Pfungst erstattete das Referat über den in den Tagen vom 12. bis 15. Oktober hier abgehaltenen Gesellschaftstag. Besonderes Interesse boten die Mitteilungen des Referenten über das von der Gesellschaft geplante und auf dem Gesellschaftstage beschlossene Preisausschreiben über ein ethisches Handbuch für Erziehung und Unterricht. Es besteht die Absicht, zwei Preise von 5000 und 3000 Mark auszusetzen. Es liegen bereits ansehnliche Zeichnungen vor, und bei dem hohen Interesse, das gerade diese Frage in weiten Kreisen des deutschen Volkes findet, steht zu erwarten, daß der inzwischen erschienene Aufruf des Hauptvorstandes von Erfolg begleitet sein wird. Der Referent ersuchte alle Freunde der Sache um ihre Mitwirkung bei dieser wichtigen praktischen Aufgabe. Nachdem er noch über den öffentlichen Vortrag berichtet hatte, mit dem der Gesellschaftstag sein Ende erreichte, sprach er Herrn Geheimrat Foerster unter lebhafter Zustimmung der Versammlung den Dank der Abteilung aus, woran sich die Danksagung an die Loge Karl schloß, die der Abteilung ihren Saal für den Foerster'schen Vortrag unentgeltlich überlassen hatte. Zum Schluß wurde eine Kommission behufs Prüfung der Frage, ob die Errichtung einer Volksbibliothek und Volkslesehalle in hiesiger Stadt in Betracht zu ziehen sei, gewählt.

Die ethische Bewegung in Wien.

Gleich bei der ersten Nachricht von der Begründung der D. G. E. K. war in Wien mehrfach der Gedanke geäußert worden, es möge auch hier eine ähnliche Gesellschaft begründet werden. Die Berichte über die Versammlung in Eisenach sowie namentlich die Artikel über die ethische Bewegung in Deutschland, welche Prof. Fr. Jodl in der „Neuen Freien Presse“ vom 23. und 25. August d. J. veröffentlichte, brachten die Anregung in weitere Kreise. Im Einverständnisse mit Prof. Jodl haben Dr. Isidor Himmelbauer, Beamter der Universitäts-Bibliothek, und Prof. Dr. W. Jerusalem die Vorarbeiten übernommen und Anhänger zu gewinnen gesucht. Am 31. Oktober fand dann in den Räumen des „Wissenschaftlichen Club“ eine orientierende Besprechung statt. Die Besprechung sollte privaten Charakter tragen und zunächst nur den Zweck haben, die Ansichten zu klären und ein vorbereitendes Komitee zu wählen. Die Einladungen waren in beschränkter Zahl und nur an solche Personen versendet worden, mit denen die Einberufer sich früher mündlich oder schriftlich ins Einvernehmen gesetzt hatten. Die Versammlung, an welcher etwa achtzig Personen teilnahmen, hatte folgenden Verlauf: Nach einer kurzen Begrüßung durch Prof. W. Jerusalem, in welcher er auch mitteilte, daß Herr und Frau Baron Suttner telegraphisch ihre begeisterte Zustimmung ausgesprochen und ihre Namen für eventuelle Aufrufe zur Verfügung gestellt hätten, wurde Prof. Wilkens zum Vorsitzenden gewählt. Nachdem dann Prof. Jerusalem kurz über Zweck und Aufgaben der Gesellschaft und Dr. Himmelbauer etwas ausführlicher über die Mittel (§ 2 der Statuten) gesprochen hatte, ergriff Dr. Emil Reich das Wort und erklärte, die sozial-reformatorische Aufgabe müsse zur Hauptsache gemacht werden, und wer nicht die Unzufriedenheit mit der bestehenden Gesellschaftsordnung ausdrücklich erkläre, der gehöre nicht in eine ethische Gesellschaft. Darauf erwiderte Herr Siegfried Lipiner, Bibliothekar des Reichsrats, nach seiner Ansicht habe eine ethische Gesellschaft vor allem die Aufgabe, das sittliche Bewußtsein zu wecken. Diesen Gedanken führte Herr Lipiner mit sehr viel Geist und großer Herzenswärme aus, und der lebhafte Beifall, den seine Rede fand, zeigte, daß er dem größten Teil der Versammlung aus dem Herzen gesprochen hatte. Dr. Reich replizierte und hielt seinen Standpunkt in entschiedener Weise aufrecht. Herr Lipiner antwortete in maßvoller Weise und suchte Herrn Dr. Reich zu überzeugen. Frl. Amalie Thilo betonte die Bedeutung des erziehlichen Unterrichtes und wünschte, daß die Gesellschaft darauf hinwirke. Nachdem noch Herr Dr. Mannheimer energisch für die rasche Begründung der Gesellschaft eingetreten war,

und auch die beiden Einberufer sich nochmals geäußert hatten, schritt man zur Wahl des vorbereitenden Komitees. Vorher hatte noch Herr Dr. Aristides Breczina, Direktor des naturhistorischen Hofmuseums, die Versammlung im Namen des „Wissenschaftlichen Club" begrüßt und seiner Freude darüber Ausdruck gegeben, daß eine Gesellschaft mit so erhabenen Zielen in den Räumen des Clubs ihre Begründung vollziehe. In das vorbereitende Komitee wurden gewählt: Dr. Aristides Breczina, Gemeinderat Dr. Daun, Frau Mariane Hainisch, Herr Dr. Isidor Himmelbauer, Herr Prof. Dr. Wilhelm Jerusalem, Herr Siegfried Lipiner, Herr Dr. Julius Ofner und Frl. Marie Schwarz. Das Komitee ist jetzt mit der Beratung der Statuten beschäftigt, die eine von denen der D. G. E. K. etwas abweichende Fassung erhalten dürften. Da die Bildung einer Abteilung der D. G. E. K. wegen der hier geltenden Vereinsgesetze auf Schwierigkeit stößt, so wurde vorläufig beschlossen, eine selbständige Gesellschaft zu gründen. Die Leitung der D. G. E. K. hat durch freundliche Übersendung von Satzungen und einer großen Anzahl Flugblätter die Bewegung in Wien auf das kräftigste unterstützt, wofür derselben hiermit der wärmste Dank ausgesprochen wird.

Wien. Dr. W. Jerusalem.

Zum Jesuiten-Gesetz.

Zum Schlusse der Redaktion geht uns folgende, an die Vorstände der sämtlichen liberalen Fraktionen des Reichstages, von der freikonservativen bis einschließlich zur sozialdemokratischen Partei, gerichtete Mitteilung mit dem Ersuchen um Veröffentlichung zu:

Dem geehrten Vorstande

gestattet sich der Unterzeichnete in Angelegenheiten des Jesuiten-Gesetzes folgende Darlegungen ergebenst zu unterbreiten.

Es wird jedem Freigesinnten schwer, sich für die Aufrechterhaltung eines Verbotes auszusprechen, durch welches gewisse religiös-genossenschaftliche Bestrebungen und Einrichtungen von dem Deutschen Reiche ferngehalten werden. Jeder Weiterblickende hat den Eindruck, daß Verbote und Zwangsmaßregeln gegenüber geistig-sittlichen Erscheinungen, ja sogar geistig-sittlichen Verbildungen, auf die Dauer nicht das Richtige sein können, sondern daß diese polizeiliche Art der Behandlung allmälig einer andern Art der Bekämpfung, nämlich einer geistig-sittlichen Gegenwirkung organisierter oder freier Art, Platz machen muß.

Es wäre aber eine verhängnisvolle Unweisheit und Unbilligkeit, wenn man jenen Zwang gegenüber dem Jesuitismus in demselben Zeitpunkt aufheben wollte, in welchem man die Waffen des Zwanges und der Ausschließung gegen freies ethisches Denken und seine Bethätigung im Jugend-Unterrichte in der drückendsten Weise verschärft.

Wenn man das Jesuitengesetz aufhebt und dadurch einen größern Spielraum gerade denjenigen Elementen des Unterrichts und der Erziehung gewährt, welche die konfessionellen Gesichtspunkte schärfen und von früher Kindheit an die sittlich trennenden Elemente in unserm Volke kultivieren, wenn man dies aus prinzipiellen Gesichtspunkten thut, um so zu sagen „der Freiheit entzückende Erscheinung nicht zu stören", so wäre es doch für eine staatsmännische Aktion eine unumgängliche Pflicht, gleichzeitig alle diejenigen pädagogischen Elemente unserer Kultur zu stärken und zur freiesten Entfaltung zu bringen, welche das Gemeinsame und Verbindende in der Erziehung und dem Unterrichte unabhängig von den konfessionellen Trennungen pflegen und entwickeln helfen.

Statt dessen stehen wir (in Preußen) vor dem Versuch, dasjenige Maß von Freiheit, welches bisher wenigstens den Dissidenten in ihrem ethischen Kinderunterricht gewährt war, auch noch zu verkümmern und zwar lediglich deshalb, weil, in erklärlicher Gegenwirkung gegen die konfessionellen Uebertreibungen der religiösen Färbung des sittlichen Kinderunterrichtes, insbesondere gegen die unverantwortliche Art, mit welcher den Kinderseelen nicht bloß Gott, sondern gleichzeitig Hölle und Teufel vom zartesten Alter an gepredigt wird, in einigen Schulen der Negation des Gottesglaubens eine ebenfalls unberechtigte Bedeutung im Kinder-Unterricht gegeben worden war.

Solche Übertreibungen hat man zum Anlaß verschärften Zwanges genommen, mittels dessen nun die freie echt ethische Bewegung und Entwickelung auf diesem Gebiete unheilvoll eingeschränkt wird, von welcher doch die wahre Gesundung und die so notwendige Vertiefung der sittlichen Unterweisung, insbesondere auch die Verhütung von Übertreibungen nach der negativen Seite hin, erhofft werden darf.

Wäre es nicht ein Hohn auf die obenerwähnten Gesichtspunkte der Freiheit, wäre es nicht die kurzsichtigste Ungerechtigkeit, wenn man dem Jesuitismus freie Bahn öffnete und zugleich nach der anderen Seite hin eine schärfere Knebelung der freien Bewegung durch polizeiliche Bevormundung des ethischen Kinderunterrichtes, durch staatliche Festsetzung eines Minimums von religiöser Färbung desselben, geschehen ließe.

Wir bitten Sie deshalb, dahin wirken zu wollen, daß auch von Ihrer Partei der Frage der Aufhebung des Jesuitengesetzes gegenüber definitive Stellung in folgender Weise genommen wird:

> Diese Aufhebung darf keinesfalls früher stattfinden, als bis eine Regelung der einschlägigen Fragen des Religions- und Moral-Unterrichtes für unser Volk dahin erfolgt ist, daß der gediegenen Entwickelung des konfessionslosen Moral-Unterrichtes volle Freiheit gewährt und insbesondere jede im Sinne einseitiger religiöser Auffassung zu übende polizeiliche Zensur des Moral-Unterrichtes der Dissidenten gesetzlich abgestellt ist.

Berlin, den 30. November 1893.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. W. Foerster,
Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von
Dr. Georg von Gizycki,
Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 16. Dezember 1893.	Nr. 51.

Ein Interview mit einem Modell.

Von Lily von Gizycki.

„Lebensbilder unberühmter Zeitgenossen", nannte jemand die Selbstbiographieen, welche in der „Ethischen Kultur" erschienen sind; warum sollten Interviews mit unberühmten Zeitgenossen nicht ebenso nützlich sein? — Ich hatte nicht nötig stundenlang zu antichambrieren, ehe Se. Excellenz der Herr Minister oder ihre Holdseligkeit die Primadonna dem armen Tintenkuli gnädigst Einlaß gewährte, denn die ich zu sprechen wünschte war ein Modell und sie kam zu mir. Sie war mir von einem mir bekannten Bildhauer als gewissenhaft und brav empfohlen worden. Ein hübsches schwarzes Kleid trug sie, das dem blonden, rosigen Mädchen gut stand; aus ehrlichen blauen Augen sah sie mich an, und auf meine Frage, ob sie mir auch Alles erzählen wolle, antwortete sie, ohne zu zögern: „Alles will ich erzählen. Es ist gut, daß Sie wahre Geschichten schreiben wollen. Die Leute sollen's nur erfahren, wie es uns geht."

„Ist es Ihnen denn schlecht gegangen? Sie sehen so frisch aus, daß man meinen sollte, Ihr Leben sei an Sonnenschein reich gewesen."

Sie lachte. „Sonnenschein?! davon weiß ich nicht viel zu erzählen! — Jetzt freilich kann ich gerade nicht klagen, aber noch vorigen Sommer ging's mir so schlecht, daß ich bald dachte, sterben ist besser. Ich war nämlich krank geworden — hatte mich wohl erkältet, denn in den Ateliers ist's nicht immer warm — und lag wochenlang im Krankenhaus. Ich könnt' Ihnen viel davon erzählen, wie's da zugeht! Einmal lag ich wach, und konnte nicht zur Ruhe kommen; die Lippen brannten mir und ich schrie nach Wasser. Glauben Sie, ich hätt's gekriegt?! Bewahre! Die Wärterin lag auf dem Bett neben mir und schnarchte.

Wie ich entlassen wurde, fand ich keinen Verdienst. Ich war mager und blaß geworden, so daß die Künstler mich nicht brauchen konnten. Oft habe ich nichts Ordentliches zu beißen gehabt damals."

„Warum sind Sie denn überhaupt Modell geworden?"

„Warum anders als aus Not! — Ich hab' früher so sehr gewünscht, schneidern zu lernen — das wäre doch wunderschön gewesen! Aber die Eltern wollten's nicht; ich sollte nur immer in die Fabrik gehen und was verdienen."

„So sind Ihre Eltern arm?"

„Ach, so sehr arm und dabei die vielen Kinder! In C. . . . sind die Leute alle arm. Mutter hatte nähen gelernt und ging zu den Bauern auf Arbeit, denn Vater konnte nicht viel verdienen. Er war auch in der Fabrik gewesen, — einer großen Spinnerei — hatte es aber auf der Lunge und spuckte Blut. Dreivierteljahr lag er zu Haus, und Mutter mußte ihn und uns vier Kinder ernähren; später fing er einen Kramladen an. Wir älteren Geschwister mußten früh auf Arbeit gehen. Ich habe bei Bauern Kinder gewartet und Kühe gehütet. Da war ich schon manchmal recht betrübt. Wenn ich Schläge gekriegt hatte, tröstete mich Mutter und sagte, ich sei ein hübsches Mädel, mir müßt's schon noch mal besser gehen. ‚Wenn du groß bist,' sagte sie oft, ‚dann schreibst du nach Berlin an Kaiser Wilhelm und sagst ihm, daß du auch am 22. März geboren bist; er wird dir gewiß was Schönes schenken.' Ich war gewaltig stolz auf meinen Geburtstag und malte mir aus, was der Herr Kaiser mir wohl schenken würde, wenn ich erst einen ordentlichen Brief schreiben könne. Als er starb, hab' ich vor Kummer auf der Erde gelegen und so schrecklich geschluchzt, daß die Mutter mich gar nicht beruhigen konnte. Es war gut, daß die Fabrik den Nachmittag die Arbeit eingestellt hatte — ich hätte doch nicht hingehen können."

„In welchem Alter gingen Sie zuerst in die Fabrik?"

„Mit zwölf Jahren mußt' ich hin. Da habe ich den Tag sechs Stunden gearbeitet für fünf Mark Monatslohn. Später, als ich zwölf Stunden arbeitete, wie die andern, bekam ich sieben Mark in der Woche. Das mußt' ich natürlich den Eltern geben, für mich behielt ich im Monat nur eine Mark."

„Was machten Sie mit dem Geld?"

„Ich mußte mir Strümpfe dafür kaufen. Wenn ich was erübrigen konnte, kaufte ich mir sehr gern ein buntes Bändchen um den Hals, das ich so wunderschön fand! Manchmal kam ein Theater nach C. . . . Das war mein größtes Vergnügen. Jeden Groschen, den ich ersparen konnte, gab ich dafür aus, denn, wissen Sie, ich hab' immer so einen Sinn für das Hohe gehabt und dachte immer, es müßte doch in der Welt noch was Schöneres geben, als die Fabrik. ‚Graf Essex' war das erste Stück, das ich sah. Da habe ich geweint! Zu Hause habe ich mir dann ein Tuch umgebunden und die Wahnsinnige gespielt, daß Alle nur so schauten."

„Wie kam's, daß Sie fortgingen von C. . . .?"

„Meine Freundin und ich, wir hielten's nicht mehr aus in der Fabrik. Sie können sich's nicht denken, wie's da ist: die Luft ist dick voll Fadenabfällen, es stinkt nach Öl und Schweiß, und die Maschinen machen einen Lärm, daß einem die Ohren gellen. Und wie die Menschen aussehen! Blaß und gelb und krumm. Die Treibriemen reißen mal einem den Finger ab, oder verwunden ihn. Einmal sogar ist einem

Arbeiter der Kopf grad' abgehauen worden. Alle Tage graute mir mehr davor."

„Hatten die Arbeiter denn keine Vergnügen, keine Festlichkeiten?"

„Was sie so Vergnügen nennen, freilich! Wenn sie jeden Tag in der Woche sich ihre zwölf Stunden abgerackert haben, gehen sie Sonntags auf den Tanzboden und tanzen bis Mitternacht. Mir gefiel's nicht. Die Eltern wollten aber, ich sollte immer so leben, wie die andern. Da bin ich denn eines Tages mit meiner Freundin weggereist nach H...... Wir wollten uns Beide einen Dienst suchen. Tage lang irrten wir in der fremden Stadt umher. Die fünf Mark, die ich von Hause mit hatte, waren bald verzehrt; betteln wollten wir nicht und wir dachten, es bliebe uns nichts mehr übrig, als Beide ins Wasser zu gehen. Meine Freundin war lahm; das viele Herumlaufen konnte sie gar nicht aushalten. Sehen Sie, die ist auch bloß lahm, weil die Eltern so schrecklich arm waren. Einmal hatte sie als kleines Kind vor der Thür auf den Steinen gesessen; die Eltern waren auf Arbeit gegangen; als sie zurückkamen, thaten dem Mädchen die Glieder weh und sie bekam das Reißen. Zum Doktor schickten die Eltern zu spät, denn bei unsereins thut man's erst, wenn's zum Sterben geht; und wie nun meine Freundin größer wurde, blieb das Bein kurz. — Wir waren eines Abends wieder in ein Gesindebureau gegangen und kamen ohne Dienst, bitterlich weinend, heraus, da sprach mich ein Herr an, der wohl sah, wie schlecht es uns ging, und frug, ob wir hungerten. Wir sagten ja, und da sagte er zu mir, ob ich Modell stehen wolle, ich könnte ein schönes Stück Geld dabei verdienen. Ich wußte nicht, was das war, aber wem's so schlecht geht, der fragt erst nicht viel, wenn er was verdienen kann; der Herr sah auch freundlich aus und erklärte mir, daß er mich nur abmalen, nur ein Bild von mir machen wolle. Dabei hab' ich immer mehr geweint und nur gebeten, er möchte mir ja nichts thun. Den nächsten Morgen bin ich hingegangen. Er malte nur meinen Kopf — — — später wollte er Akt malen."

Sie stockte und sah zur Seite.

„Das muß Ihnen hart angekommen sein", sagte ich begütigend. Ein rasches Aufleuchten ihrer Augen schien mir zu sagen: „Du achtest mich also nicht gering deshalb", und sie fuhr fort:

„Es war sehr, sehr schwer für mich, aber ich verdiente doch was, und der Maler war ein guter Herr. Er hatte eine liebe junge Frau; die ist ihm jetzt auch gestorben! — Durch ihn kam ich zu andern Künstlern und ich konnte wieder ordentlich leben und mein bischen Miete bezahlen. Meine Freundin kam damals in ein Pelzgeschäft; wir wohnten zusammen bei einer jungen Wittwe, die grad' so arm war, als wir und krank dazu. Sie hatte die Schwindsucht und mußte durch Nähen und Waschen sich und ihr kleines Mädchen ernähren. Wenn sie mühsam die drei Treppen hinaufstieg, bin ich oft hinterhergegangen, um sie aufzufangen, wenn sie umfiel. Voriges Jahr hab' ich sie noch besucht. Sie sollte nicht arbeiten, hatte der Doktor gesagt, und Wein trinken und Fleisch essen. Du lieber Gott, wo sollte sie's hernehmen! Ein paar Wochen später war sie tot, und ihr Kind, das arme Ding, mußte auch in Dienst zu fremden Leuten."

Die Erzählerin hatte die Thränen in den Augen; sie war leicht zum Weinen geneigt, aber weniger in Erinnerung an eigenes Leid, als an das Anderer. Erst nach einigem Zureden fuhr sie fort:

„Ein Künstler hatte mir gesagt, in Berlin könnte ich mehr verdienen und so fuhr ich auf gut Glück hierher. Mittags kam ich auf dem Bahnhof an. Ich war hungrig und ging in die nächste Restauration, aber da waren die Leute so frech und sahen mich so an, daß ich schnell wieder fortging. Da ich von den Mädchenheimen gehört hatte, so frug ich Vorübergehende darnach, bekam aber keine richtige Antwort und fühlte mich so verlassen, so unglücklich, daß ich zu weinen anfing. Ein Schutzmann sah es und sprach mich an. Als er hörte, was ich suchte, zeigte er mir eine Pferdebahn, mit der ich bis zum N..... platz fuhr. Dort suchte ich das Amalienstift und wurde von der Diakonissin freundlich aufgenommen. Sie war sehr gut, nannte mich ‚liebes Kind' und gab mir einen großen Topf voll Suppe mit einem Stück Brot dazu. Wie mir das schmeckte! Den nächsten Tag ging ich auf die Wohnungssuche. Was mir dabei Alles passiert ist! Eine Frau wollte mich durchaus dabehalten, ich mußte ihr aber fürs Vierteljahr voraus bezahlen, das konnte ich nicht und deshalb ging ich wieder. Später habe ich erfahren, daß, wenn bei der ein Mädchen einzieht, die Polizei gleich hinterher kommt. Schließlich fand ich ein kleines Zimmer, was mir gefiel; lang bin ich aber nicht drin geblieben. Neben mir wohnte ein Kellner und eine Kellnerin; wenn die nach Hause kamen, ging es gräßlich zu bei ihnen. Sie schimpften und schlugen sich und erzählten sich Sachen, wie ich sie nicht einmal in der Fabrik gehört habe. Sobald ich konnte, zog ich aus. Drei Treppen hoch bei einer alten Frau fand ich ein besseres Unterkommen. Ein junger, feiner Herr hatte das Zimmer neben mir. Er war immer sehr betrübt, denn seine Geliebte war ihm untreu geworden. Er mußte aber zu ihrer Hochzeit gehen, weil seine Eltern und ihre Eltern befreundet waren. Abends kam er nach Hause und sagte uns noch ganz freundlich gute Nacht. Als ich im Bett lag, hörte ich ihn noch umhergehen und ängstigte mich so, daß ich nicht schlafen konnte. Und richtig, um Mitternacht riß er das Fenster auf und sprang hinab. Da habe ich mich so gegraut, daß ich gleich ausgezogen bin. Jetzt wohn' ich mit einem anderen Mädchen zusammen bei einer alten, braven Frau, die Armenunterstützung bekommt."

„Wie viel müssen Sie denn Miete bezahlen?"

„Zehn Mark monatlich; dafür kriege ich noch morgens Kaffee und zwei Semmeln."

„Wo essen Sie zu Mittag?"

„Das ist verschieden. Wie es grade paßt. Manchmal esse ich vegetarisch, das bekommt mir ganz gut; doch meist gehe ich in die M....straße in ein Restaurant, wo man für dreißig Pfennig sehr gutes Essen bekommt."

„Also die Volksküchen besuchen Sie nicht?"

„Nur wenn's mir ganz schlecht geht. Das Essen ist freilich ganz gut und auch reichlich, aber man wird zu schlecht behandelt. Die Herren, die die Teller wegtragen, sind so grob und führen so rohe Redensarten, daß ein anständiges Mädchen sich schämen muß. Und dann die Damen, die hinkommen! Die sehen's gleich dem Mädchen an, dem es recht schlecht geht, und sagen ihnen schöne Dinge vor. Wenn so'n armes Wurm, die nichts weiß, dann mitgeht, sich in der Konditorei bewirten und anständige Kleider schenken läßt, dann ist's auch geliefert. Die Frau nimmt's mit nach Haus, giebt ihm zu trinken — na, und wie's kommt, weiß man ja! Den nächsten Tag schon hat die Kupplerin selbst die Polizei gerufen, und wer 'mal unter Aufsicht steht, der wird nichts Besseres mehr. Und wie fein die Frauen aussehen! Im Tiergarten gehen sie auch am hellen Tage spazieren, und ein armes Mädchen denkt wunder, wie gut sie sind, wenn sie sie auffordern, mit ihnen ins Restaurant zu gehen."

„Sie selbst haben sich nie verleiten lassen?"

„Das fiel mir nicht ein; freilich kann's anders anfangen und auch so enden. Wissen Sie, was die Mädchen in manchen Geschäften zu hören kriegen, wenn sie als Verkäuferin oder Probiermamsell Stellung suchen? ‚Dreißig bis vierzig Mark bekommen Sie monatlich, aber von Abends 8 Uhr ab können Sie ja auch machen, was Sie wollen!'"

„In Ihrem eigenen Beruf müssen Sie aber doch weit mehr Versuchungen ausgesetzt sein?"

„Das wohl; aber ich verdiene doch meistens genug, um nicht in Not zu kommen. Wenn mir 'mal Einer zu nah kommt, oder gar mich anfassen will, dem sag' ich nur: ‚was wollen

Sie'; hilft's nichts, so geh' ich hinaus, zieh mich an und komm' nicht wieder."

„Im Ganzen behandeln die Künstler Sie gut?"

„Ich hab' eben auch erst meine Erfahrungen machen müssen. Manche von den Künstlern sind sehr verrufen unter uns Modellen. Sie setzen einem die schönsten Süßigkeiten vor und laden einen womöglich zum Abend zu sich ein. Da kommen sie aber gut an bei mir! Glauben Sie wohl, daß mir Einer 'mal gesagt hat, ich solle nicht so dumm sein, ich könnte auf bequemere Art viel mehr verdienen! Es giebt leider auch Künstler, die ihre Freunde ins Atelier kommen lassen, während ein Modell drin ist. Wenn ich merke, daß einer kommt, so sage ich gleich: ‚Sie dürfen die Thür nicht eher öffnen, als bis ich angezogen bin.' Einmal hatte ich nur Zeit, mir ein großes Tuch umzuschlagen und mich in eine Ecke zu setzen; der Besucher, ein sehr vornehmer Herr, ging an mir vorüber und ließ eine Karte auf meinen Schoß fallen, darauf stand, ich solle Abends sechs Uhr in die Passage kommen. Ich wollt' doch 'mal sehen, was das für ein Kunde ist, und ging hin. Er ging mit mir in ein Restaurant, gab mir feines Essen und viel Wein, dann forderte er mich ganz frech auf, mit ihm zu gehen. Ich wurde wütend über solche Zumutung. Da sagte er: ‚Na, was Sie mit den Künstlern thun, können Sie doch mit mir auch thun.' Ich bin ihm gut grob gekommen. Später habe ich noch erfahren, daß der Herr Frau und Kinder hat. Ist es nicht unerhört, daß man so von uns denkt?"

„Ich weiß, daß die meisten Menschen schlecht von den Modellen denken; dadurch, daß ich mit Ihnen spreche, hoffe ich sie eines Besseren zu belehren. Glauben Sie denn, daß die meisten Ihrer Berufsgenossinnen so handeln würden, wie Sie?"

„So viel ich es beurteilen kann, gewiß. Ein richtiges Modell kann gar nicht unsolide leben. Es giebt freilich Mädchen, die auch Modell stehen, aber gar keine Modelle sind, sondern ganz was anders. Ich kenne verschiedene wirkliche Modelle, die ganz bei ihren Eltern leben, und muß mir immer denken, wie schön es wäre, wenn ich hier auch ein Zuhause hätte."

Im weiteren Verlaufe des Gespräches bemerkte ich, daß sie gegen das Schwere ihres Berufes nach und nach ganz abgestumpft geworden ist. Sie faßt ihn als Arbeit auf, wie jede andere Arbeit, und sie hat sogar in gewisser Weise Freude daran. Es macht ihr Spaß sich in die Phantasie des schaffenden Künstlers hineinzuleben, und sie hat ihr Mienenspiel so in der Gewalt, daß sie Schmerz und Freude mit gleicher Leichtigkeit auszudrücken vermag.

„Wenn ich so recht was Trauriges darstellen soll, dann denk' ich an die schlechten Zeiten zurück, die ich durchmachte; und wenn der Künstler zum Schlusse sagt: ‚'s ist gut', dann wache ich oft wie aus einem Traume auf."

„Wie viel bekommen Sie denn für die Stunde?"

„Eine Mark für Akt, fünfzig bis fünfundsiebenzig Pfennig für den Kopf. Manchmal steh' ich auch umsonst, denn es giebt unter den jungen Künstlern, die oft die bravsten sind, so arme Schlucker, daß es einen erbarmen muß. Ich mein', damit thue ich auch ein gutes Werk."

„Ich weiß, daß Sie gut und anständig sind, aber sagen Sie mir, Sie sind doch hübsch, sind jung — haben Sie noch Keinen so recht lieb gewonnen?" Mein Gast errötete und schwieg eine Zeit, dann sah sie mich treuherzig an und antwortete:

„Ja, Einen hab' ich lieb. Aber er weiß es nicht, er darf's nicht wissen! Wenn ein armes Mädchen einem Manne zeigt, daß es ihn mag, dann denkt er gleich, sie thät' ihm Alles zu Liebe. Und dazu bin ich zu stolz. Auch mein ich immer, ich dürfte nicht heiraten."

„Warum denn nicht? Ein so braves, hübsches Mädchen wie Sie!"

„Ich bin gar nicht hübsch, ich bin nur gut gewachsen. Und, sehen Sie, das wäre doch hart für einen Mann, wenn er erfährt, daß seine Frau . . . . . daß man ihr . . . . nun, daß sie eben von andern Männern schon so oft gesehen worden ist. Und erfahren würde er's sicher! Auch glaub' ich, daß ich wohl für mein Lebtag krank sein werde."

„Krank? Sie sehen doch so wohl aus!"

„Jetzt geht's mir auch wieder besser. Ich muß mich auch sehr schonen, muß gut essen, und sehr viel schlafen; thue ich's einmal nicht, so sagen die Künstler gleich: ‚Aber, Fräulein, wie sehen Sie aus; Sie sind wohl unsolide?' Die denken doch immer eher daran, daß Eine schlecht wird, als daß es ihr schlecht geht. Das stundenlange Stehen macht schließlich die Gesündeste krank . . . . ."

„Sie müßten den Arzt aufsuchen!"

„Das thue ich nicht — dazu schäm' ich mich viel zu sehr."

„Dann gehen Sie doch zu einer Frau, die Arzt ist."

„Ich weiß nicht, ob die das so recht versteht. Was würd's auch helfen? Der Doktor würde sagen, ich soll zu Hause bleiben, oder im Bett liegen, und das geht doch nicht. Von dem, was ich alle Tage verdiene, muß ich für schlechte Zeiten was zurücklegen und nach Hause was mitbringen."

„Sie reisen also zuweilen nach Hause. Was sagen denn Ihre Eltern zu ihrem Beruf?"

„Ach, die dürfen garnichts davon wissen. Sie würden's nicht verstehen. Ich sage ihnen, daß ich in Ateliers arbeite; und da ich ihnen aus der Tasche bin, so sind sie's zufrieden. Sie möchten freilich lieber, ich ginge in die Fabrik. Zu Weihnachten reise ich wieder heim. Sehr lange halt' ich's nicht aus dort, denn die Menschen sind so roh, und weil ich ein ordentliches Kleid anhabe, sagen sie mir die häßlichsten Dinge nach. Die Leute, denen's gut geht, müssen immer schlecht sein, meinen sie. Oft ist's auch wahr, und wenn man so sieht, wie viel Elend es giebt, da möchte man wohl verzweifeln! Und wissen Sie, daher kommt's auch, daß wir zu Haus alle Sozialdemokraten sind."

Sie sagte das mit einer gewissen geheimnisvollen Wichtigkeit; im Laufe des Gespräches bemerkte ich aber, daß sie weder von den Prinzipien noch von den Zielen der Sozialdemokratie eine Ahnung hatte. Versammlungen besuchte sie nie, weil sie frühzeitig schlafen ging und davon nur hie und da dem Theater zu Liebe eine Ausnahme machte. Mit besonderem Entzücken sprach sie von der Oper; „Tristan und Isolde", wozu ihr einer der an dem neuen Vorhang des Königlichen Opernhauses beschäftigten Künstler ein Billet geschenkt hatte, hatte sie offenbar am tiefsten ergriffen.

„Sie glauben nicht, wie gern ich recht viel lesen und lernen möchte", sagte sie noch zum Schluß unseres Gespräches, „aber ich kann nur so wenig Zeit darauf verwenden. Ich hab' auch schon oft was von meinen Erlebnissen aufschreiben wollen, aber ich schreibe so schlecht. Bei unserem alten Kantor habe ich nur wenig gelernt, und nachher als Fabrikmädchen hätte ich wohl eine Fortbildungsschule besuchen können, aber dazu war ich nach der Arbeit viel zu müde."

Ich frug sie noch, ob sie gestattete, daß ich Alles aufschreiben könnte, was sie erzählt hatte.

„Gewiß, gewiß", rief sie aus, „die Leute sollen's nur hören, was wahr ist; ausgedachte Geschichten giebt's schon so genug!"

Damit schieden wir; nicht ohne daß ich ihr auf ihren Wunsch vorher noch verschiedene Bücher zum Lesen mitgegeben und sie gebeten hatte, mich wieder einmal zu besuchen.

Arbeiten wir, das ist das einzige Mittel, das Leben erträglich zu machen. Voltaire.

Menschenloos.

Von Dr. A. Römer.

Sein ständ'ger Gast war Sorg' und Not,
So hat gedarbt er und gelitten,
Bis endlich er ein beff'res Brot
Durch harte Arbeit sich erstritten.
Doch Mäßigkeit blieb seine Art,
Vom Lohne mocht' er nichts verprassen;
Da hat er denn so viel gespart,
Daß er sich konnt' — begraben lassen.

Erlöser wider Willen.

Der Reichstag hat in namentlicher Abstimmung den Antrag des Zentrums auf Aufhebung des sogenannten Jesuitengesetzes angenommen, und erklärlicherweise sind Beschuldigungen gegen alle die Abgeordneten, die sich bei der ausschlaggebenden Mehrheit befanden, nicht ausgeblieben. Folgt man der Auffassung, der jene Beschuldigungen entfließen, so liegt der katholischen Bevölkerung daran, einer „friedenstörenden und geistknechtenden Richtung" zum Siege zu verhelfen, einen Orden in Deutschland wieder einzubürgern, der von jeher eine „unheilvolle Thätigkeit" im Leben der Völker bethätigt habe.

Die katholische Kirche und mit ihr der Jesuitenorden haben ihren Ursprung ebenso im Christentum wie die protestantische Kirche. Es handelt sich dort wie hier um religiöse, geistige und sittliche Bestrebungen. Und es läßt sich mit Grund behaupten, daß für die Frage, die den Reichstag beschäftigte, nicht blos die Grundsätzlichkeit der Auffassung, als vielmehr auch die Staatsklugheit entscheidend werden durfte.

Wenn die Staatsklugheit der Meinung ist, daß das deutsche Volk in seinen Gliedern der Verführung zu allem Schlechten, was den Jesuiten nachgeredet wird, zugänglich sei, so thut sie recht daran, von Deutschland eine Thätigkeit möglichst fern zu halten, der sie kein heilsames Gegengewicht bieten kann. Man fertigt dann allerdings der sonst so gern gefeierten Nation ein Zeugnis aus, das nichts weniger als erbaulich ist.

Der Protestantismus sieht — maßgebenden Stimmen zufolge — den 1. Dezember 1893 als einen „dies nefastus" an. Würde die protestantische Kirche die Macht in sich fühlen, die Geister in ihrem Sinne zu belehren, so würde sie den Kampf mit dem Jesuitismus geradezu haben wünschen müssen. Allein sie traut sich diese Kraft nicht zu, gesteht aber auch nicht ein, weshalb es ihr an dieser Kraft gebricht. Solange auch sie, genau nicht anders als die katholische Kirche, die „Aufklärung" für einen Fehler unserer Zeit hält, muß sie sich des einzigen Mittels begeben, das ihr gegen alle „entsittlichenden Umtriebe" sicher zum Siege verhelfen würde. Einem Protestanten kann es wahrlich keine Erhebung bringen, wenn er wahrnehmen muß, daß die Religionsgemeinschaft, der er angehört, die Lehren des Jesuitismus für durchdringlicher hält, als ihre eigenen.

Der Jesuitenorden soll geeignet sein, der Sozialdemokratie den Boden abzukämpfen. Gerade der Wortführer der sozialdemokratischen Partei aber erklärte, dem Orden freie Bahn geben zu wollen. So erleben wir es denn, daß die Sozialdemokratie sich eine größere Widerstandsfähigkeit gegen „verwerfliche Tendenzen" beimißt, als eine der umfassendsten Religionsgemeinschaften. Jedenfalls muß die Sozialdemokratie des berechtigten Glaubens leben, daß Siege nur durch Kämpfe errungen werden.

Ob die Regierungen, ohne deren Placet der Reichstagsbeschluß keine Rechtswirksamkeit erlangt, den „Sinn für die nationale Ehre und Würde" durch Billigung oder Ablehnung bethätigen werden, steht noch dahin. Unserer Überzeugung nach ist im deutschen Volke noch ein Reichtum von gebundener geistiger Kraft vorhanden und bedarf es nur der Entfesselung, um ihn auch dem Jesuitenorden gegenüber gesundend wirken zu lassen. Darf der Jesuitismus seine Leistungen in Deutschland versuchen, so nötigt das die Staatsklugheit zur Beseitigung mancher Knechtung des Geistes, die in Schul- und Strafgesetzgebung jetzt noch besteht, und der Jesuitismus würde dann zum Erlöser wider Willen.

Jena, den 7. Dezember 1893. Ernst Harmening.

Städtische Arbeitsämter.

Von J. St.

Die Anerkennung der Pflicht derer, die im Überfluß leben, dem Mangel der Darbenden abzuhelfen, gehört zu den Merkmalen der fortschreitenden Kultur. Hand in Hand mit der Entwickelung der Lebensmittel- und Güterproduktion und der Steigerung des Ertrags derselben ging die Entwickelung der Fürsorge für die Armen. Ursprünglich in vereinzelten Akten des Mitleids oder der Freigebigkeit, also der Gefühlslaune, wurde sie mit der Zeit prinzipiell geübt, als etwas Löbliches, als Pflicht, als göttliches Gebot, als theokratisches Gesetz, mit welch' letzterem bereits der Schritt vom privaten Almosen zur öffentlichen Armenpflege — die freilich ein höher entwickeltes Gemeinwesen oder korporative Verbände (Klöster) voraussetzt — gemacht war. (Möglich aber auch, daß in der geschichtlichen Entwickelung der Armenfürsorge die alte Gentilverfassung, die der auf Privateigentum sich gründenden Gesellschaft bekanntlich voranging, mehr oder weniger nachwirkte.)

Prinzipiell wird nun auch von der modernen Gesellschaft diese Pflicht anerkannt; im deutschen Reich haben wir das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz. Trotzdem darf wohl ohne Übertreibung behauptet werden, daß die moderne Gesellschaft auf diesem ethisch hochwichtigen Gebiet viel mehr zurück als vorwärts geschritten ist, daß sie keineswegs von der ethischen Pflicht des Wohlstandes gegen den Mangel lebendig und kräftig erfüllt und durchdrungen ist, dieses Pflichtbewußtsein vielmehr meistenteils nur als schwaches Flämmchen flackert, wo nicht gar gänzlich erloschen ist.

Was zunächst die öffentliche Armenpflege anbelangt, so ist das, was sie vorübergehend oder dauernd bietet, in der Regel so minimal, so kärglich und dürftig, daß sie wie ein Hohn auf das Wort „Pflege" oder „Fürsorge" erscheint. Wer schon einmal die schmutzigen Höhlen aufgesucht hat, in welchen namentlich auf dem platten Lande arme, alte, gebrechliche Personen, die „der Gemeinde zur Last fallen" — wie der übliche Ausdruck bezeichnenderweise lautet — untergebracht sind, wird nicht bestreiten, daß diese Art der Armenfürsorge nicht ein Ausfluß des Erbarmens und der Menschlichkeit, sondern verdrossener Kaltherzigkeit und Gefühllosigkeit ist. Nicht als liebevolle Mutter zeigt sich das Gemeinwesen, sondern als böse Stiefmutter, die finstern, giftigen Blicks dem verhaßten Kinde eine Brodkrume zuwirft und nichts sehnlicher wünscht, als dessen Tod.

Mit dem Empfang öffentlicher Unterstützung ist bekanntlich auch der Verlust bürgerlicher Ehrenrechte, speziell des Wahlrechts verbunden, was dem Empfänger das Stigma der Schande aufdrückt und ihn gewissermaßen zum Genossen der Verbrecher degradirt; wie denn auch Bettler und Landstreicher polizeilich verfolgt und bestraft werden. Man erblickt in ihnen eben arbeitsscheue, lüderliche Personen, wiewohl sich doch jeder sagen kann, daß es eine sonderbare Liebhaberei sein müßte, seine elende Jammerexistenz pfennigweise zusammenfechten zu müssen, jahraus, jahrein „auf der Walze" zu sein und in beständiger Furcht vor den Argusaugen der heiligen Hermandad zu schweben. Es ist krasse Borniertheit, wo nicht Schlimmeres, wenn man diese beklagenswerten Opfer der sozialen Tragik unserer Zeit als arbeits-

scheue „Stromer" brandmarkt und das alberne Sprüchlein des Spießers am Biertisch nachbetet: „Wer arbeiten will, findet Arbeit". Diese armen Menschen lechzen nach Arbeit wie ein Schiffbrüchiger nach Rettung, und wenn Vereinzelte unter ihnen wirklich arbeitsscheu sind, so sind sie es eben dadurch geworden, daß sich in ihnen durch andauernde Arbeitslosigkeit ein Hang zur Bummelei ausgebildet hat, der aber selten lange anhält.

Will man denn den Umschwung der Zeit so ganz verkennen und geflissentlich die Augen vor der offenbaren Thatsache — die doch schon von deutschen Ministern an Regierungstischen anerkannt wurde — verschließen, daß die Maschine der furchtbare Konkurrent der menschlichen Arbeit geworden ist, was schon der Heine'sche Schimmel begriffen hat:

„Uns Pferde tötet die Konkurrenz
Von diesen Dampfmaschinen:
Zum Reiten, zum Fahren wird sich der Mensch
Des eisernen Viehes bedienen."

Der Dampf, an und für sich ein williger, zaubergewaltiger Geist, der wie Ariel dem Prospero der Menschheit die schwersten Dienste verrichtet und die verborgenen Schätze der Erde hebt, ist in der kapitalistischen Gesellschaft der Arbeiterklasse zum schweren Verhängnis geworden; für sie ist die Maschine, der eiserne Koloß mit dem flammenden Busen und den erzenen Muskeln, von welcher noch mehr als vom Pflug das Wort gilt: „Sie hat den Erdkreis überwunden und macht das Leben sanft", ein Fluch, nicht ein Segen, weil sie den menschlichen Arbeiter entbehrlich macht und aufs Pflaster wirft. „Das Arbeitsmittel erschlägt den Arbeiter". Und das umsomehr, je mehr die Technik sich vervollkommnet. „Wo die Maschine allmählich ein Produktionsfeld ergreift, produziert sie chronisches Elend in der mit ihr konkurrirenden Arbeiterschicht. Wo der Übergang rasch ist, wirkt sie massenhaft und akut. Die Weltgeschichte bietet kein entsetzlicheres Schauspiel als den allmählichen, über Dezennien verschleppten, endlich 1838 besiegelten Untergang der englischen Handbaumwollenweber. Viele von ihnen starben am Hungertod, viele vegetierten lange mit ihren Familien bei $2\frac{1}{2}$ d. täglich. Akut dagegen wirkte die englische Baumwollenmaschinerie auf Ostindien, dessen Generalgouverneur 1834—35 konstatirte: „Das Elend findet kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels. Die Knochen der Baumwollweber bleichen die Ebene von Indien." (K. Marx im „Kapital".)

Das Mindeste, was die soziale Ethik von der modernen Gesellschaft theoretisch verlangen kann, ist, daß sie sich um diese grellen Mißstände nicht mit leeren Phrasen herumdrückt, daß sie keine Vogel-Strauß-Politik treibt, sondern den thatsächlichen Verhältnissen mit offenen Augen ins Antlitz blickt, sie ehrlich eingesteht und nicht pflichtvergessen das Massenelend ignoriert, oder mit nichtssagenden Redensarten darüber hinweggleitet, sondern anerkennt, daß die Gesellschaft die heilige Pflicht hat, demselben nach bestem Können zu steuern. Das Mindeste, was die soziale Ethik von der modernen Gesellschaft, von Staat resp. Gemeinde, praktisch verlangen kann, ist die kommunale Regelung der Arbeitsvermittelung, die Einrichtung städtischer Arbeitsämter mit Unentgeltlichkeit der Vermittelung und Unabhängigkeit der Verwaltung, gemäß dem bekannten Entwurf des Stuttgarter Gewerbegerichts-Vorsitzenden, Amtsrichters Lautenschlager.

Leider erscheint es sehr notwendig, selbst für dieses doch so geringfügige und mit gar keinen nennenswerten Opfern verbundene Entgegenkommen die Gesellschaft zu ihrer sozialen Pflicht zurückzurufen, nachdem z. B. auf der zweiten ordentlichen Hauptversammlung des Verbands deutscher Gewerbevereine, die im September d. J. in Wiesbaden tagte, ein Redner gegen das Ansinnen des selbständigen Betriebs solcher Anstalten durch die Gemeinden das Bedenken geltend machte: „Sehr leicht könnte unter den Angehörigen der arbeitenden Klasse alsdann die Meinung Platz greifen, daß die Gemeinde damit nur einer ihr obliegenden Pflicht genüge, woraus alsdann auch die weitere Verpflichtung, Arbeitsgelegenheit und Verdienst zu schaffen, abgeleitet werden könnte!!" Demgegenüber ist es erfreulich, daß auf dem kürzlich in Frankfurt a. M. stattgefundenen, vom „Freien deutschen Hochstift" einberufenen sozialpolitischen Kongreß diese Idee so ziemlich allgemein eine günstige Aufnahme gefunden hat.

In dieser Richtung dürfte sich auch der „Gesellschaft für ethische Kultur" Gelegenheit zu fruchtbarer praktisch sozialer Bethätigung bieten.

Nicht demütigende Almosen wollen die Beschäftigungslosen, weder private noch öffentliche, sondern Arbeit. Auch gut organisierte und verwaltete städtische Arbeitsämter können nun freilich keine Arbeitsgelegenheit schaffen, wenn keine vorhanden ist; aber neben den materiellen und auch moralischen Vorteilen, die sie dem Arbeitsuchenden bieten (im Gegensatz zu privaten Arbeitsvermittlungsbureaus), werden sie auch die nicht zu unterschätzende gute Folge haben, daß sie ein deutliches, greifbares Bild der Notlage in den unteren Gesellschaftsschichten geben und dem noch weit verbreiteten Aberglauben, daß auch heute noch „jeder schaffen kann, der schaffen will", gründlich zerstören werden.

Vermischtes.

Tolstoy's Familienleben. Die in Paris erscheinende Zeitschrift „La Nouvelle Revue" brachte, mit der ersten September-Nummer dieses Jahres beginnend, eine Reihe von Artikeln über das Familienleben des Grafen Leo Tolstoy, welche dadurch an Interesse gewinnen, daß der Verfasser, Herr Etienne Behrs, der Schwager Tolstoy's ist. Wir entnehmen dem Artikel folgendes:

„Graf Tolstoy verheiratete sich am 23. September 1862 im Alter von vierunddreißig Jahren; seine Frau, meine Schwester, war erst achtzehn Jahre alt. Unsere Familie war ihm nicht fremd; meine Mutter kannte er seit seiner Kindheit. Mein verstorbener Vater war ein Feind aller Pensionen und Schulen für junge Mädchen; demgemäß wurde Graf Leos Frau im väterlichen Hause erzogen und unterrichtet; ihr Examen bestand sie jedoch an der Universität von Moskau und bekam dort das Lehrerinnen-Diplom. Als junges Mädchen leitete sie ein Journal, versuchte Erzählungen zu schreiben und hatte Talent für die Malerei. — —

In Jasnaïa Poliana (dem Landgut des Grafen) war ich wohl der nächste Zeuge seines Familienlebens. Die gegenseitige Liebe meiner Schwester und meines Schwagers habe ich stets als das Ideal ehelichen Glückes angesehen. Hundertmal habe ich gehört, wie meine Eltern sagten, wenn sie von meiner Schwester sprachen: ‚Wir hätten uns für Sophie kein glücklicheres Loos wünschen können!'

Graf Leo seinerseits sagt, daß er ein vollständiges Glück neben seiner Frau gefunden habe, die nicht nur eine liebende Gattin und ausgezeichnete Mutter, sondern ihm auch eine intelligente Gehilfin und Mitarbeiterin bei seinen litterarischen Arbeiten sei. Er tauscht mit ihr alle seine Gedanken, alle seine Gefühle aus und teilt ihr alle seine Pläne als Autor mit, auch sind sie beide dahin gelangt, einer in des andern Herzen zu lesen.

Die Gräfin Leo Tolstoy hat keinen Tag aufgehört, ihren Gatten und seine Arbeiten zu überwachen. Dank der natürlichen Sorglosigkeit der Männer von Genie, war die Aufgabe meiner Schwester zuweilen eine sehr schwierige. Ich will nur ein Beispiel anführen: Der Roman ‚Krieg und Frieden' wurde gleich nach der Heirat des Grafen begonnen, der acht Jahre brauchte, um ihn zu vollenden. Während dieser Zeit erfüllte die Gräfin alle ihre Pflichten als Mutter von vier Kindern sowie als Hausfrau und fertigte drei Abschriften dieses Romanes an, der aus sechs Büchern besteht. — Die Gräfin allein ist imstande, die einzelnen Papiere zu sammeln und zu

ordnen, auf denen die wertvollen Zeilen verzeichnet sind, welche vereint ein Ganzes werden sollen. Sie allein besitzt die Kunst, die unleserliche Handschrift des Grafen zu entziffern und mit Hilfe der Abkürzungen, der Striche und Linien, die er in der Eile niederschreibt, die Worte wiederzugeben, die das ausdrücken sollen, was ihr Gatte gedacht hat und was er sagen wollte. Für den Grafen selbst ist dies oft der Gegenstand äußerster Verwunderung. Belastet mit all der Arbeit und all den tausend Sorgen einer Hausfrau, die, bis auf die geringsten Details in der Küche, alles leiten muß, fand meine Schwester doch noch die Zeit, ihre Kinder zu nähren, ihnen Unterricht zu erteilen und bis zu ihrem zehnten Jahre ihnen alle Anzüge selbst zu schneidern.

Graf Leo hat neun Kinder, darunter sechs Söhne, von denen der älteste achtundzwanzig Jahre, der jüngste drei Jahre alt ist. Die Gräfin hat sie alle selbst genährt. — —

Ich will noch einige Worte über die Erziehung sagen, welche Graf Leo seinen Kindern zu teil werden ließ, ehe er seine Lehren niederschrieb. In dieser Hinsicht ging die Initiative und die Leitung allein von ihm aus; seine Frau war die treue und ergebene Ausüberin seiner Weisungen. Seine Gedanken über Erziehung hatten viel Ähnlichkeit mit denen Rousseau's. Wenn er sich nicht alle Lehren aus dem ‚Emile‘ zu eigen machen konnte, so war es darum, weil seine Frau keine Zeit hatte sie auszuführen und er selbst durch seine Arbeiten zu sehr in Anspruch genommen wurde. Einige der Rousseauschen Ideen wurden indessen befolgt: Man verbannte alles Spielzeug aus dem Kinderzimmer. Man versuchte den Erstgeborenen ohne Wärterin zu erziehen. Später, infolge der Anforderungen ihrer Stellung, vertrauten der Graf und die Gräfin ihre Kinder Bonnen und Erzieherinnen an; aber die Eltern überwachten sie stets aufs peinlichste. Als erste Pflicht und als Regel, nach der sie ihren Verkehr mit den Kindern einzurichten hatten, wurde den Erzieherinnen ganz besonders anempfohlen, ihnen soviel Freiheit als nur irgend möglich zu lassen und ihnen niemals mit Heftigkeit zu begegnen. —

Der Graf und die Gräfin Tolstoy haben es immer für ihre Pflicht gehalten, ihre Kinder mit der Natur in Berührung zu bringen und sie zu veranlassen, die Naturereignisse und die Tiere nicht zu fürchten, sondern zu lieben. Der Vater hielt es für gut, dem Kinde seine Machtlosigkeit gegenüber den Naturkräften und seine Abhängigkeit von erwachsenen Menschen zu zeigen, nicht um es furchtsam zu machen, sondern um es von der Wahrheit zu überzeugen. Der Unterricht wurde fast immer in einer scherzenden Form (sous forme de plaisanterie) erteilt.

Sobald die Kinder den Dienst irgend eines Dienstboten in Anspruch nahmen, durften sie ihren Befehl nicht anders als unter der Form der Bitte vorbringen. Um ihnen ein gutes Beispiel zu geben, verabsäumten die Eltern und die andern Familienglieder niemals diese Form. Man bemühte sich, ihnen die Liebe zum Nächsten einzuflößen.

Jede Lüge zog eine Strafe nach sich, die hart erschien, weil sie gewöhnlich in der Kälte bestand, mit welcher die Eltern den Schuldigen behandelten. Bestraft wurden gewöhnlich nur die kleinsten Kinder. Dem Schuldigen wurde verziehen, sobald er Reue zeigte. Die Kinder hatten nicht um Verzeihung zu bitten oder Besserung zu versprechen.“

Zur Abwehr und Verständigung.

Es erscheint mir als ein besonders erfreulicher Fall, welcher eben darum nicht ungenutzt bleiben darf, in diesem der „Abwehr und Verständigung“ gewidmeten Teile der Eth. K. der Abwehr nicht zu bedürfen und die Verständigung nicht erst suchen zu müssen, sondern als vollzogen behaupten zu können. Dies gilt von jener Kontroverse mit der „Ostdeutschen Reform“, welche mein Aufsatz „Selbstpflicht und Nächstenpflicht“ (Nr. 32 der Eth. K.) den Lesern des Blattes vorzuführen suchte. Es gereicht mir zur Freude, aussprechen zu können, daß die Voraussetzungen, unter welchen ich in eine Diskussion mit dieser der „Ethischen Kultur“ so freundlich nahestehenden Richtung eingetreten bin, sich als vollständig zutreffend erwiesen haben. Nicht Streit, sondern wirkliche Verständigung über die Sache ist gesucht und, wie ich ausdrücklich feststellen möchte, auch erreicht worden. Die „Ostdeutsche Reform“ hatte schon in Nr. 13 (2. Jahrg.) einem Aufsatze Raum gegeben, welcher unter der Überschrift: „Das sittliche Prinzip“ eine Vermittelung anbahnte, indem er hervorhob, daß derjenige, welcher fähig ist, dem Allgemeinen opferfreudig zu dienen, schon in sich ethisch hochgebildet sein müsse, und daß dies in den Ausführungen meines Berliner Vortrages stillschweigend vorausgesetzt sei. Noch viel eingehender beschäftigt sich ein in Nr 19 enthaltener Aufsatz von Dr. Louis Sell, „Das Recht der Persönlichkeit“ mit der Frage, welche er nach beiden Seiten hin klarzulegen sucht. Indem ich dem geehrten Verfasser für seine Bemühungen den besten Dank sage, drängt es mich auszusprechen, daß zwischen der Deutung, welche er den Gedanken der „Ostdeutschen Reform“ gibt, und meiner Auffassung ein Widerspruch nicht mehr besteht. Denn in der That: mir persönlich könnte nichts ferner liegen, als ein Begriff von ethischer Kultur oder von den Aufgaben der D. G. E. K., welcher zu dem Vorwurfe eines neuen „Moralpfaffentums“ begründeten Anlaß gäbe und unter „ethischer Kultur“ sich nur „die Herrschaft einer besonderen Art von Polizeigesetzen über die sichtbaren menschlichen Handlungen“ vorstellte. Das Sittliche oder ethische Kultur ist sicherlich nichts, was von außen her gemacht oder mittelst irgend welcher Verordnungen und Imperative an den Menschen herangebracht werden könnte. Ethische Kultur ist keine äußere Friedensordnung unter den Menschen — diese ist das Werk der Rechtskultur — sondern eine innere Friedensordnung der Herzen und Gesinnungen Sie wird auch ausdrücklich im § 1 der Satzungen als solche definiert. Denn daß ein Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten, wenn er auch durch äußere Veranstaltungen und Ordnungen unterstützt und gefördert werden kann, zunächst doch jedenfalls eine allgemein verbreitetete Beschaffenheit der Gemüter, Charaktere und Gesinnungen bezeichnet, also nichts Äußerliches, Mechanisches, sondern ein Innerliches, Persönliches — das versteht sich doch wohl von selbst. In diesem Sinne ist es richtig, was Herr Dr. Sell ausspricht, daß die D. G. E. K. den durch ethische Kultur wirklich zu machenden Zustand des Gemeinwesens in den Vordergrund des Interesses gerückt habe, und sie durfte es, weil ihre grundlegende Bestimmung sie vor dem falschen Scheine schützt, als halte sie ethische Kultur ohne Selbstkultur der Individuen für erreichbar. Aber dieser Satz hat seine Kehrseite, welche ich kurz als die tiefe Überzeugung aussprechen möchte, daß eine individuelle Ethik ohne soziale so unmöglich ist, wie umgekehrt. Es giebt gesellschaftliche Zustände, unter deren Herrschaft für eine große Zahl von Individuen von einer Möglichkeit der Selbstkultur, von einem „freien Ausleben der Persönlichkeit“, von „Selbstherrlichkeit des Willens“, von einer „Befriedigung des menschlichen Verlangens nach Genuß durch die Thätigkeit selbst“, schlechterdings nicht die Rede sein kann.

Es giebt Zustände, unter deren Herrschaft allerdings die ethische Kultur derjenigen, welche von ihnen in den Sumpf des Elends und der Rohheit hinabgedrückt werden, nicht von innen kommen kann, sondern nur von außen; wo diejenigen, welche eine Änderung in den Gesinnungen solcher Auswürflinge herbeizuführen wünschen, sich zu allererst zu einer Änderung gewisser sozialer Verhältnisse entschließen müssen, weil jedes andere Verfahren nichts anderes heißt, als ohne Wasser waschen und ohne Feuer kochen wollen. In soweit solche Verhältnisse bestehen, muß also freilich die ethische Kultur derjenigen, denen aufgeholfen werden soll, durch einen wirklich zu machenden Zustand der Gesellschaft ermöglicht werden. Aber sicherlich kann sie nicht bloß dadurch verwirklicht werden. Die besseren Lebensbedingungen, die Möglichkeit persönlicher Entfaltung allein, führen den Menschen noch nicht zur Sittlichkeit. Dies zeigt die betrübende Erfahrung, daß soziale Angehörige der oberen Klassen, welche vollkommen freie Bahn vor sich haben und der menschlichen Gemeinschaft wahrhaft nützlich werden könnten, von ethischer Kultur doch weit entfernt bleiben, und den Individualismus nur im Sinne des Rechts auf möglichst uneingeschränkten Genuß verstehen. Je größere Fortschritte daher die Emanzipation der unteren Klassen und die Ausdehnung der materiellen Kulturgüter auf sie machen wird, um so notwendiger wird im Interesse des Gesamtwohls die sittliche Erziehung, die ethische Kultur, für eben diese Klassen werden.

Und die oberen Klassen? Unter ihrer Mitwirkung und hilfsbereiten Zustimmung muß sich die Emporhebung der untersten Volksschichten aus der Knechtschaft des Elends zu sittlichem Leben doch vollziehen, wenn dieser ganze Prozeß unter der Herrschaft sittlicher Mächte bleiben und nicht in einen mechanischen Naturprozeß, einen Kampf der Stärke mit der Gewalt ausarten soll. Sind diese Klassen nun keiner ethisierenden Einwirkung bedürftig? Müssen sie nicht immer wieder an ihre sozialen Pflichten gemahnt werden, wie sie sich aus dem Begriffe der ethischen Kultur, als eines Alle umfassenden, Jedem zukommenden Gutes ergeben? Wie wenige sind es, bei welchen die auf Gemeinwohl gerichtete Gesinnung und Thätigkeit rein aus der Innerlichkeit ihrer Natur, aus dem guten Herzen, „aus der rechten Beziehung zu sich selbst“ entspringen kann! Wie selten wäre der wahre Menschenfreund, wenn man die Individuen völlig der Selbstherrlichkeit ihres Willens, das heißt in so vielen Fällen der behaglichen Trägheit ihres Genusses, überließe, und sie nicht immer

wieder an die Solidarität aller menschheitlichen Interessen gemahnte, nicht immer wieder den Ruf der Ausgestoßenen, Bedrängten und Zertretenen an ihr Herz schlagen machte, und nicht in immer neuen Formen die Überzeugung zu begründen sucht, daß viel Recht und Besitz auch viel Pflicht auferlegt!

Gewiß: solange Alles, was von da kommt, nur äußerlich bleibt, ein unwilliges Zugeständnis an den Zeitgeist oder die öffentliche Meinung, „weil es eben, Schanden halber, einmal nicht anders geht,“ „weil man sich vielleicht doch ins eigene Fleisch schneiden könnte“ — solange hat es nicht nur keinen sittlichen Wert, sondern nicht einmal den rechten sozialen. Denn ein Thun, hinter welchem nicht die entsprechende Gesinnung steht, die es innerlich adelt, wird weder selbst in der richtigen Weise vollbracht, noch gewährt es irgend welche Gewähr, daß es nicht bei nächster Gelegenheit in sein Gegenteil umschlägt. Daß also dasjenige Handeln, welches im Interesse der sozialen Wohlfahrt vom Einzelnen gefordert werden muß, aus seinen Gesinnungen entspringen, und daß Alles, was Belehrung und Unterweisung dem Menschen als Pflicht vorstellen kann, von ihm innerlich angeeignet und in Willen und Gemüt aufgenommen werde, ist eine Forderung, welche in dem Begriffe der ethischen Kultur notwendig enthalten ist. Und von hier aus kann man noch einen Schritt weiter gehen. Wie es der Dichter schön und tiefsinnig ausdrückt:

„Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt!
„Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
„Die innre Welt, sein Mikrokosmus, ist
„Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.

Keine ethische Unterweisung könnte etwas in den Menschen hineinbringen, was in seiner natürlichen Art zu fühlen keinen Anhalt fände. Das sittliche Leben läßt sich nicht erzeugen, sondern nur entwickeln, die natürlichen Triebe müssen vorausgesetzt, aber unter sich ins Gleichmaß gebracht und den sozialen Zwecken angepaßt werden. Aber wenn wir diese angeborene Kraft und Selbständigkeit des Individuums auch schätzen müssen, da sie ja die unentbehrliche Grundlage bildet, auf welcher wir bauen müssen, so wollen wir sie doch nicht überschätzen. Aus sich allein wird niemand zum Edlen und Weisen — wenn nicht ein Gott seine Schritte lenkt: der Geist der Menschheit, die Summe der Erfahrungen, der erhabenen Gedanken, der tiefsinnigen Gefühle, welche sie auf ihrem Leidenswege in sich ausgebildet hat, sich zum Trost, künftigen Geschlechtern als Leitstern.

Prag. Fr. Jodl.

Ethische Gesellschaft von West-London.

(West London Ethical Society.)

Vorsitzender: Prof. Henry Sidgwick. Sprecher: Dr. Stanton Coit. Schriftführer: Mr. Findlay Muirhead, 10 Leighton Crescent, N.-W., London.

Grundsätze der Gesellschaft:

1. Das gute Leben hat wegen seines höchsten Wertes für die Menschheit eine verbindliche Kraft.

2. Seine Rechtfertigung liegt daher nicht in einer äußeren Autorität oder einem Systeme übernatürlicher Belohnungen und Strafen, sondern in der Natur des Menschen als eines vernünftigen und sozialen Wesens.

3. In Praxi ist es durch die Übernahme solcher Verbindlichkeiten zu verwirklichen, welche die Familien- und gesellschaftlichen Beziehungen auferlegen, insofern diese ein Mittel zu einer volleren menschlichen Entwickelung sind.

Ziele der Gesellschaft:

1. Individuelle und soziale Bestrebungen, recht zu leben, zu befördern.

2. Das landläufige Ideal des Rechten von allem bloß Traditionellen oder Selbstwidersprechenden frei zu machen und es so zu erweitern und zu vervollkommnen.

3. Zur Ausarbeitung einer Theorie oder Wissenschaft des Rechten mitzuwirken, welche, von der Wirklichkeit und Giltigkeit der moralischen Unterscheidungen ausgehend, ihren geistigen und sozialen Ursprung erklärt und sie zu einem logischen Gedankensystem verbindet.

Mittel zu diesen Zwecken:

1. Sonntag- Vormittag- und Abend-Versammlungen der Gesellschaft und ihrer Freunde mit Vorträgen, welche das sittliche Urteil zu erleuchten und das Gewissen zu erwärmen suchen.

2. Die Bildung lokaler Ethischer Gesellschaften und die Begründung Ethischer Klassen und Nachbarschaftsgilden in London und dessen Umgebung, in der Absicht, in den bürgerlichen Pflichten zu unterrichten und unschuldige Freude zu bereiten, und zur Beförderung systematischer Reformen in Bezug auf Angelegenheiten der Gesundheit, Muße und industrielle Zustände.

Vorträge von Mitte Oktober bis Mitte Dezember:

Mr. W. M. Salter, Sprecher der Ethischen Gesellschaft in Philadelphia, sprach an den sechs Sonntagen vom 15. Oktober bis 19. November über folgende Gegenstände: „Die tiefere Bedeutung des Glaubens“, „Dauernde Elemente in der christlichen Moral“, „Ein Leben des Vorurteils und ein Leben der Vernunft“, „Die Ethik im Lichte des Darwinismus“, „Der nächste Schritt im Christentum“, „Eine ethische Lebensansicht.“ Am 26. November sprach Mr. A. E. Fletcher über „Die Prinzipien der Bergpredigt in ihrer Anwendung auf die praktische Politik“; am 3. Dezember Fürst Krapotkin über „Gerechtigkeit und Moral“; am 10. Dezember Mr. W. J. Jupp über „Poesie und Ethik“; am 17. Dezember Mr Frederic Harrison.

Briefkasten.

Herr Dr. **Max Nordau** in **Paris** schreibt an den Herausgeber:

Paris, 1. Dezember 1893.

Hochgeehrter Herr!

Wenn ich von meinem Grundsatze abweiche, auf eine Kritik niemals zu antworten, wäre sie auch noch so unzutreffend, noch so leicht zu widerlegen, und Sie bitte, die nachstehende Entgegnung auf die mir — ich weiß nicht ob von der Redaktion oder der Verfasserin — absichtsvoll zugeschickte Besprechung von „Entartung“ zu veröffentlichen, die in der Nr. 49 der „Ethischen Kultur“ erschienen ist, so veranlaßt mich hierzu nur die auch in „Entartung“ ausgedrückte hohe Vorstellung, die ich mir von der Bedeutung dieser Zeitschrift und ihres Leserkreises gebildet habe.

Mit der Kritik selbst gedenke ich mich nicht zu beschäftigen, und zwar deshalb nicht, weil ich die Zuständigkeit ihrer Verfasserin, über „Entartung“ öffentlich ein Urteil abzugeben, bestreiten muß. Meine Bemerkungen beziehen sich einzig auf solche Stellen, welche nichts mit litterarischer Kritik zu thun haben, sondern einzig den Wunsch verraten, dem Verfasser des besprochenen Buches persönlich unangenehm zu werden.

In der Besprechung heißt es: „Er“ (der Verfasser von „Entartung“) „war sehr redselig“(!) „und erzählte mir schauderhafte Geschichten, nicht ohne ein gewisses Wohlbehagen daran, obwohl er jedesmal entrüstet schloß: das Alles sind Entartete.“ Und weiterhin: „Gerhard Hauptmanns ‚Weber‘ erwähnte er anerkennend — ich sah wohl, er konnte nicht anders, so schwer es ihm auch wurde.“ Diese beiden Behauptungen sind verletzende Unterstellungen, für die im Buche selbst auch nicht die leiseste Begründung zu finden ist, die also ihren Ursprung nur in vorbestehender feindseliger Gesinnung und Absicht haben können.

Ich soll „schauderhafte Geschichten“ „nicht ohne ein gewisses Wohlbehagen“ erzählen. Kein ernster Leser wird mir das Zeugnis versagen, daß ich, da „Entartung“ nicht für meine ärztlichen Kollegen allein, sondern auch für den gebildeten allgemeinen Leser geschrieben ist, dieser Thatsache stets eingedenk war und ängstlich vermieden habe, bei anstößigen Einzelheiten zu verweilen. Ganz zu umgehen waren diese in einem Buche nicht, das ausschließlich von Verirrung und Verderbnis handelt, aber ich habe die hier in Frage kommenden Thatsachen nur in dem Maße herangezogen, in welchem sie zur Beweisführung unentbehrlich waren, und ich habe sie stets in Worte gekleidet, die es selbst einem sittlich sehr tief stehenden Leser schwer machen dürften, ihnen einen sogenannten „pikanten“ Beigeschmack abzugewinnen. Es giebt ja allerdings sittlich verfaulte Naturen, die auch in Lehrbüchern der Anatomie und Physiologie, ja sogar in gewöhnlichen Wörterbüchern Nahrung für ihre verderbte Einbildungskraft entdecken. Menschen dieser Art mögen die „schauderhaften Geschichten“ in „Entartung“ „nicht ohne ein gewisses Wohlbehagen“ lesen. Mir ist dieses „gewisse Wohlbehagen“ willkürlich angedichtet.

Es soll mir „schwer geworden sein, Hauptmanns ‚Weber‘ anerkennend zu erwähnen“. Ich bin sicher, daß jeder Leser, der die betreffende Stelle ohne vorbestehende Feindseligkeit auf sich wirken läßt, aus ihr deutlich die große Freude herausfühlt, mit der es mich erfüllte, daß ich ein Werk des hochbegabten, ursprünglich schlimm verirrten, sich jedoch sichtlich allgemach zurechtfindenden Dichters von ganzem Herzen und ohne Vorbehalt loben durfte. Es ist mir von Freunden sogar tadelnd bemerkt worden, ich hätte mich von meiner Freude zu weit fortreißen lassen und wäre überschwänglich geworden!

Vollständig verblüfft hat mich der zweimal ausgesprochene Vorwurf: „Mit der Sicherheit eines Quellensuchers fand er zwar nicht die klaren Brünnlein der modernen Dichtung, wohl aber überall ihre schmutzigen Gewässer“, und: „Sie schweigen das Gute tot“.

Ich habe in der Vorrede des besprochenen Buches im Voraus erklärt, daß ich mich von Seiten einer gewissen Kritik auf vieles gefaßt mache; aber ich bekenne: auf diesen Vorwurf war ich nicht gefaßt.

Wie! Ich schreibe ein Buch über „Entartung“, ich sage im Titel, in der Vorrede, in der Einleitung, im Schlußkapitel, zehnmal, hundertmal, daß ich mich nur mit der Krankheitserscheinung der „Entartung“ beschäftigen, nur dem Auftreten dieser Krankheit in Schrifttum und Kunst nachgehen will, und nun wird mir ein Verbrechen daraus gemacht, daß ich in dem Buche über „Entartung“ eben von Entartung und nicht von löblicher Gesundheit spreche! Man wird also wohl auch Prof. von Krafft-Ebing vorwerfen, daß er in seiner Psychopathia sexualis keine erfreulichen Geschichten von der zur Hochzeit führenden normalen Liebe frommer Jünglinge zu trefflichen Mägdlein erzählt, oder Prof. Leyden, daß er in seiner „Klinik der Rückenmarkskrankheiten“ kein Bild von der Nervenkraft strammer, junger Turner entwirft, oder Dr. Schule, daß er in seinem „Lehrbuch der Geisteskrankheiten“ boshafter Weise nicht einen einzigen Menschen mit gesundem Verstande schildert? Das ist denn doch die stärkste Leistung der Kritik, die mir bis jetzt vorgekommen ist.

Das habe ich auf die Besprechung in der „Ethischen Kultur“ erwidern zu sollen geglaubt. Das weitere Urteil über „Entartung“ und die Kritik dieses Buches überlasse ich getrost den Lesern.

Hochachtungsvoll und ergebenst
Dr. M. Nordau.

Empfehlenswerte Festgeschenke!

Zur gefälligen Beachtung!

Zum Jahrgang 1893 der „Ethischen Kultur“ hat die Verlagshandlung eine geschmackvolle

Einbanddecke

in braun Leinen, mit eleganter Aluminiumpressung

herstellen lassen, welche zum Preise von **1 Mark** durch jede Buchhandlung bezogen werden kann.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
in Berlin SW. 12.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1.60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von

Dr. Georg von Gizycki,

Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 23. Dezember 1893.	Nr. 52.

Religion und Moral.

Von Graf Leo Tolstoy.*)

Sie fragen mich: 1. was ich unter dem Worte „Religion" verstehe, und 2. ob ich die Sittlichkeit unabhängig von der Religion, wie ich sie verstehe, für möglich halte?

Ich werde mich nach Kräften bemühen, diese im höchsten Grade wichtigen und schön gestellten Fragen in bester Weise zu beantworten.

Dem Worte „Religion" werden gewöhnlich drei verschiedene Bedeutungen zugeschrieben.

Die erste ist die, daß die Religion eine bestimmte, den Menschen von Gott gegebene, wahrhafte Offenbarung und die, aus dieser Offenbarung hervorgehende Gottesverehrung ist. Diese Bedeutung wird der Religion von denjenigen Menschen zugeschrieben, die an irgend eine der bestehenden Religionen glauben und deshalb diese eine Religion für die allein wahre halten.

Die zweite der Religion zugeschriebene Bedeutung ist die, daß die Religion eine Zusammenstellung gewisser abergläubischer Gebräuche und die, aus diesen Gebräuchen hervorgehende abergläubische Gottesverehrung ist. Diese Bedeutung wird der Religion von denjenigen Menschen zugeschrieben, die überhaupt an Nichts oder nicht an die Religion glauben, die sie definieren.

Die dritte, der Religion zugeschriebene Bedeutung ist die, daß die Religion eine, von klugen Leuten ausgesonnene Zusammenstellung von Gebräuchen und Gesetzen ist, welche notwendig sind um der Volksmassen willen, sei es als Trost, oder als Zügel ihrer Leidenschaften, oder auch als Mittel, um diese Volksmassen zu beherrschen. Diese Bedeutung wird der Religion von denjenigen Menschen zugeschrieben, die gleichgiltig sind gegen die Religion, als Religion, die sie aber für ein nützliches Werkzeug der Regierung halten.

Der ersten Bedeutung nach ist die Religion eine unzweifelhafte, unwiderlegbare Wahrheit, deren Verbreitung unter den Menschen durch alle möglichen Mittel zum Wohle der Menschheit nicht nur wünschenswert, sondern unbedingt notwendig ist.

Der zweiten Bedeutung nach ist die Religion eine Sammlung abergläubischer Sitten, von denen die Leute durch alle möglichen Mittel zu befreien, für das Wohl der Menschheit nicht nur wünschenswert, sondern unbedingt notwendig ist.

Der dritten Bedeutung nach ist die Religion eine gewisse, für die Menschen nützliche Einrichtung, die zwar unnötig ist für Leute höherer Bildung, jedoch durchaus notwendig zum Troste des rohen Volkes, sowie zur Beherrschung desselben, und die deshalb unbedingt aufrecht erhalten werden muß.

Die erste Definition ist ähnlich derjenigen, die ein Mensch über die Musik abgeben würde, wenn er sagte, daß die Musik gerade jenes, ihm bekannte und von ihm bevorzugte Lied sei, welches einer möglichst großen Anzahl Menschen zu lehren wünschenswert wäre.

Die zweite Definition ist ähnlich derjenigen, die ein Mensch über die Musik aufstellen würde, wenn er die Musik nicht versteht und deshalb nicht liebt, wenn er sagte, daß die Musik ein Erzeugnis von Tönen vermittelst der Kehle und des Mundes oder der Hände über gewissen Instrumenten sei, und daß man die Menschen möglichst rasch von dieser unnützen, wenn nicht gar schädlichen Beschäftigung abbringen müßte.

Die dritte Definition ist ähnlich derjenigen, die ein Mensch über die Musik abgeben würde, wenn er sagte, daß die Musik eine nützliche Beschäftigung zum Erlernen des Tanzens oder des Marschierens sei, und daß man sie für diese Zwecke aufrecht erhalten müßte.

Die Verschiedenheit und Unvollständigkeit dieser Definitionen kommen daher, daß sie Alle nicht das Wesen der Musik erfassen, sondern nur deren Merkmale, je von dem Gesichtspunkte des Definierenden aus, erklären. Genau dasselbe ist mit den drei Definitionen der Religion der Fall.

Der ersten Definition nach ist die Religion dasjenige, woran der Mensch, der sie definiert, mit Recht glaubt.

Der zweiten Definition nach ist sie dasjenige, woran, nach den Beobachtungen des Definierenden, andere Leute mit Unrecht glauben.

Der dritten Definition nach ist sie dasjenige, woran es nützlich ist den Menschen den Glauben beizubringen.

In allen drei Definitionen wird nicht dasjenige definiert, was das Wesen der Religion ausmacht, sondern der Glaube der Menschen an das, was sie für Religion halten. Bei der ersten Definition stellt sich der Glaube desjenigen, der die Religion definiert, unter den Begriff der Religion; bei der zweiten Definition geschieht dasselbe mit dem Glauben der Andern an das, was diese Andern für Religion halten; bei der dritten Definition ist es der Glaube der Menschen an das, was ihnen für Religion ausgegeben wird.

Was aber ist der Glaube? Und warum glauben die Menschen an das, woran sie glauben? Was ist der Glaube und woher ist er entstanden?

*) Graf Tolstoy's, vom 28. Oktober c. datierte Antwort auf unser in Nr. 41 d. Bl. veröffentlichtes Schreiben, in seinem Auftrage von Sophie Behr für die „Ethische Kultur" ins Deutsche übersetzt.

In der Mehrzahl der Menschen der Kulturmasse gilt die Frage für entschieden, daß das Wesen jeder Religion in der aus abergläubischer Furcht vor unbegreiflichen Naturerscheinungen entstandenen Offenbarung und in der Vergötterung dieser Naturkräfte und deren Anbetung besteht.

Diese Ansicht wird ohne weitere Kritik, auf guten Glauben von der ganzen Kulturmasse unserer Zeit angenommen, und stößt nicht nur auf keinen Widerspruch von Seiten der Männer der Wissenschaft, sondern findet größtenteils gerade unter diesen die genauesten Bestätigungen. Wenn auch mitunter Stimmen von Leuten laut werden, wie Max Müller und Anderen, die der Religion eine andere Entstehung und eine andere Bedeutung zuschreiben, so werden diese Stimmen nicht gehört und bleiben unbemerkt inmitten der allgemeinen, einmütigen Erkenntnis der Religion als überhaupt einer Kundgebung des Aberglaubens und der Unwissenheit. Vor Kurzem noch, im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, wenn auch die am weitesten vorgeschrittenen Leute den Katholizismus und den Protestantismus und die Orthodoxie verwarfen, wie es die Encyclopädisten am Ende des vergangenen Jahrhunderts thaten, so leugnete doch niemand von ihnen, daß die Religion überhaupt eine notwendige Lebensbedingung für jeden Menschen immer war und ist. Abgesehen von den Deisten, wie Bernhardin de St. Pierre, Diderot und Rousseau, stellte Voltaire Gott ein Denkmal auf und Robespierre veranstaltete Festlichkeiten zu Ehren des Allerhöchsten Wesens. In unserer Zeit hingegen, dank der leichtsinnigen und oberflächlichen Lehre des Auguste Comte, der aufrichtig glaubte, gleich der Mehrzahl der Franzosen, daß das Christenthum nichts anderes sei, als der Katholizismus, und der deshalb im Katholizismus die vollständige Verwirklichung des Christentums sah, ist es von der Kulturmasse entschieden und festgestellt — wie sie überhaupt stets gerne und schnell die niedrigsten Vorstellungen annimmt — ist es entschieden und festgestellt, daß die Religion bloß eine bekannte und bereits längst überlebte Phase der Entwickelung der Menschheit ist, die deren Fortschritt hemmt. Es wird festgestellt, daß die Menschheit bereits zwei Perioden durchlebt hat: eine religiöse und eine metaphysische, und jetzt in eine dritte, höhere — wissenschaftliche — eingetreten ist, und daß alle religiösen Erscheinungen unter den Menschen nichts weiter sind, als das Sichausleben eines dereinst notwendig gewesenen geistigen Organs der Menschheit, welches längst seinen Sinn und seine Bedeutung verloren hat, in der Art etwa wie der Nagel der fünften Zehe des Pferdes. Es wird festgestellt, daß das Wesen der Religion in der durch die Furcht vor den unerklärlichen Naturkräften hervorgerufenen Anerkennung imaginärer Wesen und in deren Anbetung besteht, wie es im Altertum Demokritos glaubte und wie es die neuesten Philosophen und Religions-Historiker bestätigen.

Aber abgesehen davon, daß die Anerkennung unsichtbarer, übernatürlicher Wesen oder eines solchen Wesens nicht immer aus Furcht vor den unbekannten Naturkräften entstand oder entsteht, wie es hunderte der am weitesten vorgeschrittenen und hochgebildeten Männer vergangener Zeiten, wie Sokrates, Descartes, Newton und ebensolche Leute unserer Zeit bezeugen, welche, und zwar gewiß nicht aus Furcht vor unbekannten Naturkräften, höhere, übernatürliche Wesen oder ein solches Wesen anerkennen, — was keine Bestätigung der Meinung ist, daß die Religion aus der abergläubischen Furcht der Menschen vor den unbegreiflichen Naturkräften entstanden ist, — bleibt thatsächlich die Hauptfrage unbeantwortet: woher in den Menschen die Vorstellung unsichtbarer, übernatürlicher Wesen entstanden ist?

Wenn die Menschen Furcht hatten vor Donner und Blitz, so hätten sie eben den Donner und den Blitz gefürchtet; weshalb aber ersannen sie irgend ein unsichtbares, übernatürliches Wesen, wie Jupiter, der sich irgendwo befindet und zuweilen Pfeile auf die Menschen wirft?

Wenn die Menschen durch den Anblick des Todes betroffen wurden, so hätten sie eben den Tod gefürchtet; weshalb ersannen sie denn die Seelen der Gestorbenen, mit denen sie in imaginäre Beziehung zu treten begannen?

Vor dem Donner konnten die Menschen sich bergen, vor den Schrecken des Todes konnten sie fliehen; ein ewiges und machtvolles Wesen aber, von dem sie sich abhängig dünken, und die lebenden Seelen der Gestorbenen ersannen sie nicht bloß aus Furcht, sondern aus irgend welchen andern Gründen. Und in eben diesen Gründen ist offenbar das Wesen enthalten, was Religion genannt wird.

Ueberdies: jeder Mensch, der jemals, sei es auch nur in der Kindheit, ein religiöses Gefühl empfunden hat, weiß aus eigener Erfahrung, daß dieses Gefühl in ihm nicht durch äußere, schreckliche, materielle Erscheinungen wachgerufen wurde, sondern stets durch ein inneres, mit der Furcht vor unbegreiflichen Naturkräften in keinerlei Beziehung stehendes Bewußtsein seiner Nichtigkeit, seiner Vereinsamung und seiner Sündhaftigkeit.

Und deshalb kann ein Mensch aus äußerer Beobachtung wie aus persönlicher Erfahrung erkennen, daß die Religion nicht eine Anbetung von Gottheiten ist, die durch abergläubische Furcht vor unbekannten Naturkräften hervorgerufen wird, wie sie den Menschen nur in einer gewissen Periode ihrer Entwickelung eigen zu sein pflegt, sondern etwas von der Furcht wie von dem Bildungsgrade des Menschen durchaus Unabhängiges, das durch keine Entwickelung der Kultur vernichtet werden kann, weil das Bewußtsein der Endlichkeit des Menschen inmitten des unendlichen Weltalls, und seiner Sündhaftigkeit, d. h. der Nichterfüllung alles dessen, was er hätte thun können und thun müssen, aber nicht gethan hat, immer bestanden hat und immer bestehen wird, solange der Mensch Mensch bleibt.

In der That: jeder Mensch, sobald er aus dem tierischen Zustande der Kindheit und der ersten Jugend heraustritt, während welcher Zeit er lebt, bloß geleitet von jenen Bedürfnissen, die seine tierische Natur ihm bietet, jeder Mensch, der zum vernünftigen Bewußtsein erwacht ist, kann nicht umhin, zu bemerken, daß um ihn her alles lebt und, unabweichbar einem bestimmten ewigen Gesetze unterworfen, sich erneuert, ohne zu sterben; und daß er allein sich als ein von der ganzen Welt losgelöstes Wesen erkennen muß, das zum Tode verurteilt ist, zum Verschwinden im unbegrenzten Raume und in unendlicher Zeit und zum qualvollen Bewußtsein der Verantwortlichkeit seiner Handlungen, d. h. zum Bewußtsein, daß er schlecht gehandelt hat und besser hätte handeln können.

Und, wenn er dies begriffen hat, kann jeder vernünftige Mensch nicht umhin, nachzudenken und sich zu fragen: wozu diese kurze, unbestimmte, schwankende Existenz inmitten dieser ewigen, fest bestimmten und unendlichen Welt?

Wenn der Mensch eintritt in das wirkliche menschliche Leben, kann er diese Frage nicht umgehen.

Diese Frage steht immer vor jedem Menschen, und jeder Mensch beantwortet sie immer auf die eine oder die andere Weise. Die Antwort aber auf diese Frage ist gerade das, was das Wesen jeder Religion ausmacht. Das Wesen jeder Religion besteht nur in der Antwort auf die Frage: wozu lebe ich und in welcher Beziehung stehe ich zu der mich umgebenden, unendlichen Welt?

Die ganze Metaphysik der Religion aber, alle Lehren über die Gottheiten, über die Entstehung der Welt, alle äußere Gottesverehrung, die gewöhnlich für Religion angenommen wird, sind bloß, je nach geographischen, ethnographischen und historischen Bedingungen, verschiedene, die Religion begleitende Merkmale.

Es giebt keine Religion, von der allererhabensten bis zur allerrohesten herab, die nicht diese Feststellung der Beziehung des Menschen zu der ihn umgebenden Welt oder zu deren Ursprunge in ihrer Grundlage enthielte. Es giebt keine einzige noch so rohe Ceremonie, wie auch keinen noch so raffinierten Kultus, in deren Grundlagen nicht dasselbe enthalten wäre.

Jede religiöse Lehre ist die von dem Stifter der Religion ausgesprochene Beziehung, in welcher er als Mensch sich selbst und infolgedessen alle anderen zu der Welt, zu deren Entstehung oder zu deren Ursprunge anerkennt.

Diese Beziehungen äußern sich auf die mannigfaltigste Weise, je nach den ethnographischen und historischen Bedingungen, in denen sich der Stifter der Religion sowie das Volk befindet, welches sich diese Religion aneignet; überdies werden diese Äußerungen durch die Nachfolger des Lehrers stets auf das verschiedenartigste ausgelegt und entstellt, und wird somit gewöhnlich auf Jahrhunderte, mitunter auf Jahrtausende das Verständnis der Massen beeinflußt; und dergleichen Beziehungen des Menschen zum Weltall, d. h. Religionen, giebt es anscheinend viele; thatsächlich jedoch sind der Grundbeziehungen des Menschen zu der Welt oder zu deren Ursprunge nur drei: 1. die ursprüngliche, persönliche, 2. die heidnische, d. i. der Gemeinschaft, der Familie oder des Staates, und 3. die christliche oder göttliche. Streng genommen sind der Grundbeziehungen des Menschen zu der Welt nur zwei: die persönliche, die den Sinn des Lebens in dem Wohle der Persönlichkeit anerkennt, welches einzeln oder im Verein mit andern Persönlichkeiten errungen wird, — und die christliche, die den Sinn des Lebens im Dienste dessen anerkennt, der den Menschen in die Welt gesetzt hat. Die zweite Beziehung dagegen des Menschen zu der Welt, die heidnische, d. i. die der Gemeinschaft, ist thatsächlich bloß die Erweiterung der ersten.

Die erste und älteste dieser Beziehungen, die noch jetzt unter den Menschen angetroffen wird, welche sich auf der niedrigsten Stufe der Entwickelung befinden, besteht darin, daß der Mensch sich als ein sich selbst genügendes Wesen anerkennt, welches in der Welt lebt, um in derselben das möglichst größte persönliche Wohl zu erringen, unabhängig davon, wie sehr das Wohl anderer Wesen darunter leidet.

Aus dieser ersten Beziehung zu der Welt, in welcher sich jedes Kind bei seinem Eintritt in das Leben befindet, und in welcher die Menschheit auf der ersten Stufe ihrer Entwickelung gelebt hat, wie noch jetzt viele einzelne, sittlich rohe Menschen und wilde Völker leben, sind alle heidnischen alten Religionen entstanden, wie auch die niedrigsten Arten späterer Religionen in ihrer entstellten Form:*) der Buddhismus, der Taoismus, der Mohammedanismus und das Christentum, alle in ihrer Verunstaltung. Aus dieser Beziehung zum Weltall ist auch der jüngste Spiritismus entstanden, dessen Grundlage auf der Erhaltung der Individualität und des Wohles derselben beruht. Alle heidnischen Gebräuche: das Wahrsagen, die Vergötterung dem Menschen gleicher Wesen oder Heiliger, die für ihn beten, alle Opferungen und Gebete um Spendung irdischer Güter und um Bewahrung vor Unheil, entspringen aus dieser Beziehung des Menschen zum Leben.

Die zweite, heidnische Beziehung des Menschen zu der Welt, d. i. die der Gemeinschaft, die von ihm auf der folgenden Stufe seiner Entwickelung festgestellt wird, eine Beziehung, die hauptsächlich dem Mannesalter eigen ist, besteht darin, daß der Sinn des Lebens nicht in dem Wohle eines einzelnen Individuums, sondern in dem Wohle einer gewissen Vereinigung von Individuen anerkannt wird, wie: Familie, Geschlecht, Volk, Staat, sogar Menschheit (Versuch der Religion der Positivisten).

Bei dieser Beziehung des Menschen zu der Welt wird der Sinn des Lebens von der Individualität auf die Familie, auf das Geschlecht, auf das Volk, auf den Staat, folglich auf eine gewisse Vereinigung von Individualitäten übertragen, deren Wohl dabei als Zweck der Existenz angesehen wird. Aus dieser Beziehung entstehen alle patriarchalischen und Gemeinschafts-Religionen gleichen Charakters: die chinesische und die japanische Religion, die Religion des auserwählten Volkes, der Juden, die Staats-Religion der Römer, unsere kirchliche Staats-Religion, die durch Augustinus auf diese Stufe herabgesetzte und allgemein mit dem ihr nicht zukommenden Namen als christlich bezeichnete Religion, sowie die beabsichtigte Menschheits-Religion, d. i. die der Positivisten.

Alle Gebräuche der Anbetung der Ahnen in China und Japan, der Vergötterung der Imperatoren in Rom, der ganze complicierte hebräische Kultus, der den Zweck hat, den vom auserwählten Volke mit Gott geschlossenen Bund aufrecht zu erhalten, alle Familien-, Gemeinschafts-, kirchlich-christlichen Gebete für die Wohlfahrt des Staates und für die militärischen Erfolge beruhen auf dieser Beziehung des Menschen zu der Welt.

Die dritte Beziehung des Menschen zu der Welt, die christliche, in welcher sich unwillkürlich jeder alte Mensch befindet und in welche jetzt, meiner Meinung nach, die Menschheit tritt, besteht darin, daß der Sinn des Lebens von dem Menschen nicht mehr in der Erreichung seines persönlichen Zweckes oder des Zweckes einer beliebigen Gesamtheit erkannt wird, sondern nur darin, dem Willen zu dienen, der ihn und die ganze Welt hervorgerufen hat, also nicht zur Erringung seines eigenen Zweckes, sondern zur Erreichung der Zwecke dieses Willens.

Aus dieser Beziehung zum Weltall entsteht die uns bekannte religiöse Lehre, deren Keime bereits in der Lehre der Alten ruhten: der Pythagoreer, der Therapeuten, der Essener, der Ägypter, der Perser, der Brahmanen, der Buddhisten und der Taoisten in ihren höchsten Repräsentanten, die aber ihren vollen und letzten Ausdruck erst im Christentum, in dessen wahrer, unverfälschter Bedeutung erhalten hat. Alle Gebräuche der alten Religionen, die aus dieser Auffassung des Lebens entsprangen, und alle äußeren Formen der Gemeinschaften unserer Zeit, wie die der Unitarier, der Universalisten, der Quäker, der Serbischen Nazarener, der Russischen Duchoborzy und aller sogenannten rationalistischen Sekten, alle ihre Predigten, Lobgesänge, Versammlungen und Bücher sind religiöse Kundgebungen dieser Beziehungen des Menschen zum Weltall.

Alle möglichen Religionen, welcher Art sie sein mögen, verteilen sich notwendigerweise in diese drei Beziehungen des Menschen zum Weltall.

Jeder Mensch, der aus dem tierischen Zustande herausgetreten ist, erkennt notwendigerweise die eine oder die andere oder dritte dieser Beziehungen an; und in dieser Anerkennung besteht eben die wahre Religion eines jeden Menschen, zu welchem Glauben nominell er sich auch bekennen mag.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Buddhismus, obwohl er von seinen Anhängern die Entsagung von den irdischen Gütern und dem Leben selbst verlangt, gründet sich auf dieselbe Beziehung der sich selbst genügenden und zum Wohle prädestinierten Individualität, zu der sie umgebenden Welt, nur mit dem Unterschiede, daß das wirkliche Heidentum das Recht des Menschen auf Genuß anerkennt, der Buddhismus dagegen bloß auf die Abwesenheit der Leiden. Das Heidentum nimmt an, daß die Welt dem Wohle der Individualität dienen muß. Der Buddhismus dagegen nimmt an, daß die Welt vergehen muß, da sie die Leiden der Individualität hervorbringt. Der Buddhismus ist bloß ein negirendes Heidentum.

Weihnachtsgedanken

von Prof. Wilhelm Foerster in Berlin.

„Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

. Wie weit müssen wir uns bei dem diesmaligen Weihnachtsfest von der Verwirklichung obiger Friedensverheißung entfernt fühlen!

Um uns her in allen sogenannten Kulturländern sieht es vertrauensloser, friedloser, menschenfeindlicher aus, als es vielleicht jemals der Fall gewesen ist.

Dies näher zu begründen, wäre unnötig, denn es liegt vor aller Augen, und demjenigen, der die Wirklichkeit nicht sehen will, hilft es nichts, wenn sie ihm auch noch so treu geschildert wird.

Zu den düstersten Teilen des Bildes gehört es, daß man wieder Miene macht, unheimliche soziale Krankheitserscheinungen, wie die Verbindung verbrecherischer Wildheit und Grausamkeit mit den äußersten sophistischen Konsequenzen an sich berechtigter Strebungen, nur mit den alten Mitteln bekämpfen zu wollen, von denen doch nachgerade erwiesen ist, daß sie nur die *Symptome* tieferen Leidens unterdrücken, aber nicht zu nachhaltigen Gesundungen führen, im Gegenteil das im günstigsten Falle nur hinausgeschobene Wiederauftreten der Symptome immer gefährlicher machen.

Aber wo und wie soll man denn nun anfangen, tiefer zu heilen und zu helfen? Wird nicht jede Nachgiebigkeit gegenüber den notleidenden Massen, jedes Entgegenkommen gegen berechtigte Teile ihrer Forderungen gerade in den jetzigen erregten Zuständen nur eine ähnliche Bedeutung haben, als wenn man einem vom Hochwasser geschwellten Strome eine kleine Lücke in dem einschränkenden Damm öffnete, um ihm einen bestimmten Abflußweg zu weisen? Muß man nicht gerade in solchen Zeiten den ganzen Damm so stark und gleichmäßig wie möglich erhalten und günstigere Zeiten für neue Stromregulierungen abwarten?

Nichts gefährlicher als solche unvollkommene Gleichnisse, welche eine viel zu große Rolle bei unseren moralischen Urteilen spielen. Solche Vorsicht und solches Abwarten, wie man aus dem vorstehenden Gleichnisse folgert, hat man schon allzu lange walten lassen, und inzwischen ist die Not, die materielle wie die moralische, und die Spannung der Gegensätze immer höher gestiegen.

Der Friede auf Erden — denken wir dabei heute nur an den sozialen Frieden, denn von Nation zu Nation friedliche Verhältnisse herzustellen, wird zwar für jenen eine unerläßliche Vorbedingung, aber bei Weitem nicht das schwierigste sein — also der soziale Frieden kann nur dann eingeleitet werden, wenn die besitzenden Klassen sich entschließen, einer Gesetzgebung entgegenzukommen, welche zunächst auf gewissen großen Gebieten der Volkswirtschaft einige grundsätzlich entscheidende Schritte im Sinne von umfassenderen Rechtsausgleichungen thut.

Das Medusen-Gesicht, welches jene Klassen in den Ansprüchen der unteren Klassen zu sehen glauben, und welches ihnen fieberhafte Träume von Beraubung und schmählichster Gewaltthat ins Hirn jagt, wird sofort menschliche Züge annehmen, wenn die absoluten Versagungen, die man den natürlichsten Rechtsforderungen entgegenstellt, endlich aufhören, und wenn man anfängt, über große organische Reformen eingehend zu verhandeln, welche sich nahe genug an vergangene, hochgefeierte Sozialreformen, wie die Aufhebung der Hörigkeit der Bauern und ähnliches, nicht nach ihrem Umfange, aber nach ihrem Sinn und Geist, anschließen.

Es ist zunächst erforderlich, daß man immer ernster der Beschäftigung mit solchen Fragen einerseits den verfehmten, andererseits den explosiven Charakter nimmt, und daß man dem Eigentumsrecht in solchen Entwickelungen nicht geradezu ausnahmsweise eine übermäßige Heiligkeit beilegt, während man sonst von jeher Enteignungen in gemeinnützigem Interesse zugelassen und mit aller gebührenden Schonung für die Eigentümer gesetzlich und stetig geordnet hat.

Wir sind in dieser Beziehung schon auf dem guten Wege ernster und friedlicher Verhandlungen zwischen Männern der verschiedensten Richtungen. Selbst auf dem klassischen Boden des Individualismus, in England, beginnen sich auf wirtschaftlichem Gebiete umfassendere Organisationen zu entwickeln, deren schließliches Ergebnis nur solidarische Einigung aller Interessen sein kann.

Es ist aber von großer Wichtigkeit, daß diese Verhandlungen auch von den Leitenden des Gemeinwesens durch unbefangene Gerechtigkeit und Gelassenheit des Urteils über die Ansprüche der Nichtbesitzenden gewürdigt und gefördert werden.

Eine ungeahnte Beruhigung und neues Aufleben des Vertrauens und des Wohlstandes auf allen Gebieten würde daraus hervorgehen und die unumgänglichen weitergehenden Organisationen erleichtern.

Möchte doch diesmal jene rührende Weihnachtsverheißung auch an recht vielen leitenden Stellen, in recht vielen glänzenden, reichen Häusern gerade durch ihren Kontrast mit dem Jammer der Menschheit, der uns jetzt umgiebt, die Herzen recht nachhaltig bewegen und die Urteils- und Willenskräfte der vielen Trefflichen und Wohlmeinenden, die es auch in diesen Höhen giebt, mit aller Inbrunst auf jene großen Aufgaben richten, deren Lösung es jetzt unweigerlich in Angriff zu nehmen gilt!

Ein Arbeiter und ein Held.

(Erinnerung an einen Weihnachtstag vor fünf Jahren.*)

Er ist kein „großer" General, der nach „genial" im Voraus entworfenem Plane aus sicherer Entfernung Tausende seiner Mitmenschen in den sicheren, gräßlichen Tod schickte. Er ist ein einfacher, durchaus ungebildeter, auf keinerlei Berühmtheit Anspruch erhebender Deckarbeiter, dessen Name selbst auf immer unbekannt geblieben wäre, wenn man ihn nicht noch sterbend, halbverbrannt aus dem Wasser gezogen und so noch seine Person festgestellt hätte.

Aber ein Held ist er im wahren, durch die babylonische Sprachverwirrung unserer verrotteten Zivilisation noch nicht entweihten Sinne dieses Wortes, ein Held, vor dessen Ruhm und Andenken die „Großen" der Geschichte sich vor Scham in die tiefsten Winkel und Abgründe verkriechen sollten, — denn während diese jeden Stein ihres Ruhmesdiadems einem Kampf gegen ihre Mitmenschen verdanken, gab er mit vollem Bewußtsein, aus freien Stücken sich den furchtbarsten Qualen, dem sicheren Tode preis, um Hunderte von Menschenleben zu retten.

Sein Name war „Jim" Givens und er war ein Deckarbeiter auf dem am Weihnachtstage auf dem Mississippi abgebrannten Passagierdampfers „John H. Hanna." Der Steuermann hatte dem schon in hellen Flammen stehenden Schiff den Kurs nach dem Ufer hin gegeben und war dann, da das Feuer ihn zu erreichen drohte, ins Wasser gesprungen, ohne das Steuerrad in der gegebenen Richtung festzumachen. Durch den Anprall gegen den Uferschlamm zurückgeschleudert, trieb nun der Dampfer wieder zurück gegen die Mitte des Fahrwassers, die Hunderte von Menschen, die sich noch an Bord befanden, einem sicheren Untergange in den Flammen oder in den Wellen des Flusses zuführend.

Dies merkte Givens, der eben im Begriff stand, ebenfalls über Bord zu springen. Das Steuerhaus, in dem sich das Rad befand, stand schon in Flammen. Er brach sich durch diese Bahn und ergriff das Steuerrad. Seine Kleider, seine Haare fingen Feuer, seine geblendeten Augen erloschen auf ewig in der sengenden Glut, aber wie eine lebende Feuersäule stand er da und mit sicherer, wenn auch im Krampfe des Foltertodes erstarrender Hand lenkte er das Fahrzeug nach dem Ufer zurück. Erst nachdem es sicher, unbeweglich im Schlamme sich festgefahren, verließ Givens seinen freiwilligen Marterposten und sprang selbst über Bord — zu spät, um sein eigenes Leben zu retten. Denn als man ihn ans Ufer und ins Hospital brachte, da waren seine beiden Augen ausgebrannt, das Feuer des brennenden Haares hatte ihm die Schädelknochen entblößt und von den Rippen fielen ihm große Stücke gerösteten Fleisches ab. Er hatte sich, um das Leben Anderer zu retten, buchstäblich lebendig verbrennen lassen und starb zwölf Stunden, nachdem er seine schier übermenschliche That vollbracht hatte.

*) Aus der (inzwischen eingegangenen) „Berliner Volks-Tribüne" vom 19. Januar 1889.

Missethäter und Schuldige.

Bombenattentate sind in verbrecherische Handlungen umgesetzte Gemütsausbrüche. Eine nähere, für alle Fälle passende Kennzeichnung läßt sich nicht geben. Die Beweggründe sind für jedes Individuum, das sich gegenüber der bestehenden Ordnung durch Zerstörung von Menschenleben Beachtung zu schaffen sucht, verschieden. Die Gerechtigkeit kann auch nur dann zu ihrem Rechte gelangen, wenn man den einzelnen Fall und den einzelnen Thäter betrachtet und beurteilt, aber nicht, indem man glattweg die Lehre des Anarchismus als solche für dergleichen Anschläge, wie zuletzt einer in der französischen Deputirtenkammer bethätigt wurde, verantwortlich macht.

Nur das wird man sagen dürfen: daß, wer zu einer solchen That, wie sie schon vorher ähnlich im Theater zu Barcelona verübt wurde, schreitet, von einem geradezu berückenden Hasse gegen die menschliche Gesellschaft beseelt sein muß, von einem Hasse, der jedes Mitgefühl mit unschuldig Leidenden und das letzte Titelchen Gerechtigkeitssinn erstickt hat.

Der von der Vernunft gebotene Wunsch, die Welt in Zukunft von weiteren schrecklichen Explosionen verschont zu sehen, zwingt dazu, sich jede Ursache zum Verständnis zu bringen, die auf einen Menschen bis zur Begehung eines vielfachen Mordes einwirken kann.

Die bürgerliche Gesellschaft bezichtigt den Anarchismus, daß er der Erzieher Ravachols und Vaillants sei; und der Anarchismus schiebt die Schuld auf die gegenwärtige Gesellschaft zurück. Beide thun Unrecht. Die wohlverstandene Idee des Anarchismus will keinen Anhänger zum Mörder und die bürgerliche Gesellschaft auch keinen Enterbten zum Verzweifelten machen.

Das hindert natürlich nicht, daß auf den Begriff Anarchismus hin gesündigt wird, daß ein Missethäter seine Blutthat mit der Verbrämung „anarchistisch" umgiebt, und daß sich „Anarchisten" finden, die nach ihrem eigenen Gedankengange das Geschehnis zu erklären und somit auch zu rechtfertigen wissen. Das hindert auch nicht, daß in unserer gegenwärtigen Gesellschaft oft und öfter aus Besitzlosen Diebe, aus Enterbten Verzweifelte werden.

So lange man, wo der unleugbare Ernst der Verhältnisse eine ernste Beschäftigung fordert, sich den nichtigsten Dingen mit der wichtigsten Miene hingiebt, so lange trägt man selbst den Sprengstoff für die Gefühlsausbrüche der Verzweiflung zusammen.

Und mit wieviel Nichtigkeiten wissen die Berufenen einen Teil ihres Lebens auszufüllen! Sie ahnen nicht, welche Bitterkeit sie in den Seelen der Mühseligen und Beladenen aufhäufen!

Wenn unsere Zeitungen beispielsweise in behaglicher Breite erzählen, daß hier Jagd und dort Jagd stattfand, hier tausend und etliche hundert Hasen, dort so und so viel Fasanen, Rehwild, Hirsche und dergleichen zur Strecke gebracht wurden, wenn sie schildern, wie ein deutscher Fürst das Amt eines Großmeisters des sehr edlen Ordens vom Weißen Hirschen St. Huberti beizubehalten ersucht wurde, welcher Orden noch außerdem sieben sogenannte Gebietiger: einen Jägermeister, einen Kanzler, einen Hauptmann, einen Hegemeister, einen Rüdemeister, einen Trappierer oder Rüstmeister und einen Humpenmeister oder Humpierer habe, wenn sie nach allen Regeln der Schreibekunst die Devise des Ordens bekannt geben und die Dekoration ausmalen: ein grün gewässertes Land mit einem Bruch von drei goldenen Eichenblättern, auf dem mittleren ein Tropfen Schweiß in Gestalt eines Rubins u. s. w., wenn sie ihr Wohlgefallen daran finden, die Sprache des Siegellacks als neueste Errungenschaft der Mode für die in solchen Läppereien Unerfahrenen auseinanderzusetzen, wie man nämlich weißen Lack für Vermählungs-, schwarzen für Todesanzeigen, violetten für Beileidsschreiben, chocoladefarbenen für Einladungen zum Diner verwende, Geschäftsbriefe zinnober- und Liebesbriefe rubinrot siegle, wie man zu Glückwunschschreiben grünen nehmen, mit braunem sein Bedauern ausdrücken müsse, der blaue Lack die Farbe der Standhaftigkeit, der gelbe die der Eifersucht bedeute, blaßgrüner dagegen Vorwürfe ankündige, wie junge Mädchen Rosenlack, Freunde untereinander grauen für angemessen halten, — so überkommt auch den, der nicht um sein täglich Brot zu sorgen braucht, das Gefühl voller Entfremdung zu jenen Kreisen, die so fernab von unseren Ideen und unseren Bemühungen leben und eine von unserer Lautsprache so verschiedene Lacksprache reden.

Wir sind gewohnt, die Vernichtungen, deren sich Anarchisten schuldig machen, unter dem Sammelnamen „Propaganda der That" zu begreifen und zu verdammen. Und wir verdammen mit Recht. Aber gehen wir unserem Verdammungsurteil einmal auf den Grund! Wir verabscheuen die Tötung, wir verwerfen die Zerstörung.

Warum haben wir nicht den gleichen Fluch zur Hand für die Massentötung, die Massenzertrümmerung, die im Kriege geschieht?

Vielleicht, weil der Patriotismus die Vernichtungshandlungen gebietet?

Nein, das dürfen wir nicht sagen; denn dann würde lediglich der Beweggrund ausschlaggebend sein müssen für die Verurteilung oder Adelung der That — gerade das, was die Propagandisten der That zu ihrer Rechtfertigung behaupten.

Oder weil das staatliche Strafgesetz gegen die Tötung da nicht Platz greift, wo das Völkerrecht von vornherein willfährig Absolution erteilt?

Auch diesen Weg der Beweisführung dürfen wir nicht betreten. Völkerrecht ist Machtgesetz, wie überhaupt die Macht das Recht setzt.

Es würde dann von Zeit und Umständen abhängen, ob die anarchistische Tötung Unrecht sei oder nicht, und das fünfte Gebot könnte nicht schlechtweg heißen: „Du sollst nicht töten", sondern müßte lauten: „Du sollst nicht töten, solange dies bei Strafe verboten ist."

Dann würde der Attentäter nur deshalb sündigen, weil er sich als Kriegführender gegen die Gesellschaft über seine Macht irrte und seine Handlung nicht durch den Erfolg ins Recht zu setzen wußte. —

Man mag zu denken versuchen, wie man will: wer in gerechter, sittlicher Entrüstung das Bombenattentat verdammt, habe auch den Mut der Konsequenz und verurteile den Krieg. Wer aber die Tötungen des Krieges zu verherrlichen weiß, der rufe nicht wehe, wenn ihm gleiche Gründe, wie er sie sich zur Beruhigung seines Gewissens dienen läßt, von den Störern der Gesellschaft zur Beschönigung ihrer Missethaten entgegengehalten werden.

Was sollen wir nun thun?

Es giebt noch zu Viele, die das ganze Recht der Menschen in den geschriebenen und veröffentlichten Gesetzen erblicken, für die alle Ge- und Verbote unverstanden bleiben, wenn sie ihnen nicht unter Paragraphen und Ziffern säuberlich gruppiert entgegengehalten werden. Mit einer neuen geschriebenen Strafverfügung: „Du darfst nicht Anarchist sein" und etwelchen mehr oder minder umfassenden Variationen dieses Verbots wird man der Verirrungen nicht Herr, sondern allein durch eine tiefgreifende Umänderung unserer Rechts- und Gesellschaftsordnung, bei welcher dem alten Glauben der Garaus gemacht wird, dem Glauben nämlich, als ob Besitzlosigkeit und Hungernmüssen eine nicht abzuschüttelnde Last der Menschheit seien, die bald von dem einen, bald von dem anderen Teile der Sterblichen auf dieser unerschöpflich reichen Erde ohne Murren getragen werden muß.

Jena, den 14. Dezember 1893. Ernst Harmening.

Bücherbesprechungen.

Naturgeschichte des Verbrechens, Grundzüge der criminellen Anthropologie und Criminalpsychologie für Gerichtsärzte, Psychiater, Juristen und Verwaltungsbeamte von Dr. H. Kurella. Stuttgart. Verl. von Ferd. Enke 1893.

Die Theorie Lombroso's von dem geborenen Verbrecher hat seit ihrem Hervortreten ebenso entschiedenen Widerspruch, wie begeisterte Zustimmung gefunden, wie das bei der praktischen Tragweite dieser Hypothese für die Entwickelung der Strafrechtspflege der Zukunft wohl begreiflich ist. Dr. Kurella ist ein, wenn auch nicht bedingungsloser, Anhänger Lombroso's und vertritt im vorliegenden Werke, abgesehen von geringfügigen Abweichungen, den Standpunkt des italienischen Forschers. Da die Lombroso'sche Hypothese so vielfach, absichtlich oder nicht, mißverstanden ist, mag sie hier mit den Worten Kurellas kurz zusammengefaßt werden. „Diese Hypothese besagt, daß alle echten Verbrecher eine bestimmte, in sich kausal zusammenhängende Reihe von körperlichen, anthropologisch nachweisbaren und seelischen psychophysiologisch nachweisbaren Merkmalen besitzen, die sie als eine besondere Varietät, einen eigenen anthropologischen Typus des Menschengeschlechts charakterisieren, und deren Besitz ihren Träger mit unentrinnbarer Notwendigkeit zum Verbrecher — wenn auch vielleicht zum unentdeckten — werden läßt, ganz unabhängig von allen sozialen und individuellen Lebensbedingungen. Ein solcher Mensch ist zum Verbrecher geboren, er ist, wie Lombroso sagt, „delinquente nato". Das Werk Kurella's gliedert sich in vier Kapitel, deren erstes die anatomischen Varietäten am Verbrecher, deren zweites die Biologie, deren drittes die Psychologie des Verbrechers behandelt. Das letzte Kapitel zieht die praktischen Konsequenzen der Theorie Lombroso's für die Strafrechtspflege.

Besonders interessant für den nicht medizinischen Leser sind die beiden letzten Kapitel. Mit Recht weist der Verf. darauf hin, daß die den Strafrechtstheoretikern eigenen verwickelten Theorien des Willens und die ganze aprioristische und von der Zergliederung abstrakter Begriffe ausgehende Behandlung der sehr konkreten Fragen der Strafrechtspflege zu Mißgriffen und Mißerfolgen führen müsse. Er sagt: „Diese interessanten Formeln" (für die Begriffe Absicht, Vorsatz, Entschluß, Überlegung) „sind, schon infolge der sie liefernden Methode und des Mangels jeder experimentellen und analytischen Unterlage, kein geeigneter Gegenstand psychologischer Darstellung. Ihre Voraussetzung ist nicht die Kenntnis der Persönlichkeit des Verbrechers, sondern eine introspektive Betrachtung, welche gelehrte Juristen an sich selbst vorgenommen haben, um hinter den Hergang beim Wollen zu kommen; daß der gewerbsmäßige Gauner und der brutale Raufbold Seelenzustände durchleben, die himmelweit von allem entfernt sind, was ein gelehrtes Mitglied der privilegierten Stände innerlich je durchlebt, und daß diese Unterschiede von großer Wichtigkeit für die Untersuchung und Bestrafung des Verbrechers sind, ist eine relativ neue Einsicht." u. s. w.

Dr. Kurella entwirft nun, gestützt auf eine genaue Kenntnis der die Kriminalpsychologie behandelnden Litteratur der Kulturvölker und zahlreiche eigene Beobachtungen, ein Bild von der Lebensweise und den psychologischen Eigentümlichkeiten des Verbrechers.

Ein abschließendes Urteil über die Hypothese Lombroso's und seiner Schule wird sich heute schwerlich fällen lassen; aber wie jede, alte Anschauungen tief aufrüttelnde neue Lehre tausend blinde Gegner findet, die ihre geheiligten Lebensgüter und die sittliche Weltordnung selbst durch die Neuerung gefährdet glauben, so verleitet auch die geniale neue Idee, die mit einem Schlage tausend Zweifel zu lösen scheint und sich vortrefflich in eine ganze wissenschaftliche Weltauffassung einreiht, geistreiche Männer zu einer begreiflichen Überschätzung ihrer Tragweite. Das geschieht, fürchte ich, auch in Bezug auf die Lehre Lombroso's.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst der Vertreter der Kriminal-Anthropologie, die Juristen aus ihrem Schlummer im Schatten althergebrachter Rechtsbegriffe aufgeschreckt und das Licht naturwissenschaftlicher Methoden auch in dieses geheimnisvolle Reich metaphysischen Übels hineingetragen zu haben. Die Menschheit hat unzweifelhaft eine reiche Förderung ihrer psychologischen Einsicht von dem genauen Studium der Anthropologie des Verbrechers zu erwarten; aber diese Behandlung der Probleme der Strafrechtspflege darf nicht die einzige oder auch nur die vorherrschende werden. Lombroso und seine Anhänger unterschätzen die Bedeutung vornehmlich der sozialen Faktoren des Verbrechens.

Wenn es schon gewisse Verbrechernaturen giebt, die unter keinen Umständen als normale Glieder in der menschlichen Gemeinschaft leben können, so sind diese doch schwerlich so zahlreich, daß 40 % der Strafanstaltsbevölkerung, wie Lombroso will, aus geborenen Verbrechern bestände. Dr. Kurella ist der Ansicht, daß sich die Verbrechernatur nicht bloß in schweren Vergehen gegen Leben und Eigentum, sondern auch in geringeren Übertretungen offenbare. Er sagt: „Es ist freilich nicht anzunehmen, daß die während des Kulturkampfes verurteilten Geistlichen, daß Männer, welche Versicherungsmarken anders als vorgeschrieben entwerten, oder daß alle Herren maulkorblos umherlaufender Hunde geborene Verbrecher sein werden; überall da, wo der Staat in ungewöhnlicher oder ungerechtfertigter Weise in die freie Organisation der Gesellschaft oder in die individuelle Freiheit bevormundend eingreift, schaffen seine Strafbestimmungen Vorbestrafungen der harmlosesten Bürger; indeß ist es unzweifelhaft, daß Verbrechernaturen auch im Bereich der Übertretungen und der politischen Vergehen häufiger strafbar werden als der sittlich normale Mensch, der aus Ehrgefühl und infolge sozialer Anpassung sich auch das äußerste Maß staatlicher und polizeilicher Bevormundung bieten läßt."

An einer anderen Stelle dehnt der Verf. den Typus des geborenen Verbrechers sogar auf ganze Bevölkerungsklassen aus. Er sagt: Es fehlt den Verbrechernaturen an dem Wahrheitsgefühl, das erst ein Produkt einer langen Kulturentwickelung ist, und das wenig entwickelten Volksschichten, wie dem polnischen Landvolk, und den meisten Naturvölkern fehlt. Ebenso ist ihm der Aufstand der Pariser Kommune im deutsch-französischen Kriege nichts als die Erhebung einer großen Verbrecherbande, „der sich einige Fanatiker und Irre anschlossen." Auch im Schoße der Familie spürt er in dem parasitären Weibe ein verbrecherisches Element. Er sagt: „Unzählige Frauen und Mädchen aller Stände verstehen es, alle Arbeit auf Eltern und Geschwister oder in der Ehe auf den Mann abzuwälzen und sich durch zähen Egoismus zum alles verschlingenden Moloch des Hauses zu machen; zumeist begründen sie ihre Unthätigkeit und ihre Genußsucht auf simulierte Krankheit; so weiß das parasitäre Weib als bedauernswert zu gelten, im schlimmsten Falle gilt sie, sehr mit Unrecht, für hysterisch; jedenfalls wird das parasitische Weib durch die heutigen sozialen Verhältnisse in die Lage gesetzt, ebenso ausschließlich wie Vagabunden und Diebe auf anderer Kosten leben zu können, ohne wie diese zu den Verbrechern zu zählen."

Der grundsätzliche Irrtum dieser Auffassung liegt ohne Zweifel in der allzu großen Ausdehnung des Typus Verbrecher und der scharfen Unterscheidung zwischen dem verbrecherischen und dem normalen Menschen. Diese Unterscheidung wird in keiner Weise durch die angeführten anthropologischen Thatsachen gestützt. Es giebt selbst nach den Angaben des Verf. keinen konstanten Typus in der Körper- und insbesondere in der Schädelbildung des Verbrechers. Nicht einmal die wesentlichsten Merkmale der Verbrecherphysiognomie finden sich zusammen bei allen unverbesserlichen Verbrechernaturen; andrerseits kehren manche der hervorgehobenen Abnormitäten in der Gesichtsbildung bei durchaus rechtschaffenen Leuten wieder. Alles, was man behaupten kann, ist, daß Erscheinungen wie Prognathie, fliehende Stirn, große Unterkiefer, Henkelohren mit angewachsenem Ohrläppchen u. dergl. bei Verbrechern bisher häufiger beobachtet worden sind, als bei unbestraften Menschen. Darauf eine schroffe Scheidung aufzubauen, ist kaum zulässig. Wenn man aus dem Zusammentreffen derartiger Merkmale einen Typus konstruieren will, so muß man zugeben, daß diesen Typus nur ganz wenige Menschen, insbesondere nicht ganze Bevölkerungsklassen und außerordentlich wenige parasitäre Salondamen an sich tragen. Neben solchen äußerlich kenntlichen Individuen, die in der That auch moralisch anomal veranlagt sein mögen, giebt es tausend Übergangsstufen, sowohl in der Körperbildung als auch in bezug auf die geistigen und moralischen Anlagen, Menschen, die man weder kurz zu den geborenen Verbrechern, noch zu den Normalmenschen rechnen kann. Bemerkenswert ist auch, daß manche der Verbrecherbilder, die der Verf. seinem Text beigefügt hat, für den unbefangenen Beobachter durchaus keine Verbrecherphysiognomien zeigen. Die von Dr. Kurella angeführten charakteristischen Züge kann ich beispielsweise in Figg. 41, 64 u. 68 nicht entdecken.

Auch die Theorie, daß der Verbrecher einen Rückschlag oder ein Stehenbleiben auf einer früheren Stufe der Kulturentwickelung bedeutet, kann ich mich nicht anschließen. Die Kulturentwickelung ist so kurz, umfaßt so wenige Generationen, daß von der Ausbildung sog. sozialer Instinkte kaum die Rede sein kann, besonders wenn man einen Geisteszustand wie den der polnischen Landarbeiter noch mit dem der Wilden identifiziert. Denken wir nur daran, wie jung der Eigentumsbegriff im heutigen Sinne ist, wie wenig unseren Vorfahren Raub und Mord schimpflich waren, wie schwer der Aberglaube und damit eine tiefe Gleichgiltigkeit gegen die Wahrheit im Mittelalter auf der Kulturmenschheit gelastet hat, wie manches noch heute auf allen drei Gebieten der Moral in den Anschauungen von Gebildeten und Ungebildeten zu wünschen übrig bleibt, und man wird wahrlich an eine sehr schnelle und leichte Entwickelung sozialer Instinkte glauben müssen, um die Theorie des Rückschlages aufrecht zu erhalten.

Was die praktischen Konsequenzen der Lehre Lombroso's für das Strafrecht betrifft, so scheint es mir als gefährlich, schon jetzt, wo das Material der Thatsachen noch so wenig gesichtet, die Statistik auf diesem Gebiete noch so jung ist, mit irgend welchen Vorschlägen an die Öffentlichkeit zu treten; das Einzige, was man in dieser Hinsicht von den Regierungen verlangen muß, ist, Männer, welche vom anthropologischem Standpunkt den Verbrecher zu erforschen beabsichtigen, in ihrem Streben zu unterstützen, bis ein Material von Thatsachen geschaffen worden ist, das wirklich wissenschaftliche Schlüsse gestattet.

Berlin. Paul von Gizycki.

Gott oder Kirche? — Wählet! Von J. J. Lachmann. Aus dem Dänischen übersetzt und bearbeitet vom Verfasser. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus, 1893. (134 Seiten.)

Ein merkwürdiges, schwer zu charakterisierendes Buch, in welchem der Verfasser, ein Autodidakt, wie er sich selbst nennt, die letzten Er-

gebnisse eines langen Lebens niedergelegt hat. Das Buch ist ohne sonderliche Ordnung in meist lebendiger, aber vielfach dunkler, gleichsam prophetischer Sprache geschrieben; die zuweilen unverständlichen Wendungen werden zum Teil in des Verfassers nicht ausreichender Kenntnis des Deutschen ihren Grund haben. Erfrischend berührt die jugendliche Begeisterung, von der das Werk getragen ist. Der Verfasser ist ein großer Menschenfreund und ein gottbegeisterter Mann, aber ein Feind der Kirche, die er für ein Hindernis der Verbreitung der Wahrheit und, weil sie die Hoffnung auf Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden geknickt habe, für eine Gegnerin des idealen Strebens ansieht. Er selbst glaubt, daß sich ein Reich der Gerechtigkeit und des Glückes auf Erden schaffen lasse. Sein Gesellschaftsideal scheint von dem sozialistischen nicht wesentlich abzuweichen. Die Kraft aber, der er hinsichtlich der Herbeiführung besserer Zustände das Größte zutraut, ist der Glaube an Gott. G. v. Gizycki

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

In der pädagogischen Gruppe sprach am 9. d. M. der Vorsitzende der D. G. E. K., Herr Geheimrat Prof. W. Foerster, über das Thema

Zur Ethik der Schuldisziplin.

Der Redner führte zunächst aus, daß dem übermäßigen Dominieren fachmännischer Einflüsse in den Fragen der Schuldisziplin ein Gegengewicht durch die Heranziehung des gewöhnlichen Laien-Verstandes geschaffen werden müßte. Überall wo ausschließlich Fachleute die maßgebenden Faktoren seien, bildeten sich leicht eigensinnige und kurzsichtige Auffassungen aus.

Die Schuldisziplin in ihrem ganzen Umfange könne nun in zwei Richtungen betrachtet werden, erstens habe sie eine polizeiliche oder ordnende, zweitens eine sozial-ethische Aufgabe. Von je her hätten die Staats-, Kirchen- und Standes-Organe verstanden, neben der ordnenden Seite der Schuldisziplin die sozial-ethische Wirksamkeit derselben ihren Interessen dienstbar zu machen. So seien früher die Jesuiten-Akademieen wirksam gewesen, so gäbe es auch bei uns jetzt noch die Standes- und Militärschulen, welche dazu dienten, bestimmte soziale Richtungen in den Geist der Kinder einzupflanzen. In gewisser Weise sei auch die Trennung des Kinder-Unterrichtes der begüterten Stände von demjenigen der ärmeren Volksklassen noch ein Rest derselben sozialen Ausschließlichkeit. Es sei nun höchste Zeit, daß im allgemeinen Schulwesen eine Gegenwirkung gegen diese einseitigen Tendenzen geschaffen werde. Es seien überwiegend unbegründete Befürchtungen, welche die bemittelteren Eltern abhielten, ihre Kinder in die Volksschulen zu schicken. Die Mängel in der Erziehung der Kinder der ärmeren Volksklassen seien gewiß nicht schlimmer, als die Folgen der Verziehung der Kinder der höheren Stände. Zum allgemeinen Wohle sollte es keine andere Schul-Erziehung geben, als die gemeinsame für alle Kinder und zwar in den oberen Stufen mit gehöriger Auslese der für höhere Geistesthätigkeiten geeigneten und mit wirksamster Fürsorge für diejenigen unter den letzteren, deren Weiterbildung sonst durch Mangel an Mitteln gehemmt sein würde. Diese allgemeinen Schulen würden außerdem den Vorteil mit sich bringen, daß Reformen schneller durchgeführt würden, als dies gegenwärtig der Fall sei. So z. B. krankten die Volksschulen vielfach an einer zu großen Anzahl von Schülern in den einzelnen Klassen. Die Auslese bei dem Übergange in die höheren Stufen des Unterrichtes müsse allerdings mit großer pädagogischer Weisheit geschehen. Unter anderem sei es eine bekannte Thatsache, daß nicht wenige Kinder, welche sich anfangs sehr eifrig, begabt und hell zeigten, später sehr nachließen, und daß umgekehrt Kinder, welche in den Entwickelungsjahren eine geistige Schwerfälligkeit und Trägheit an den Tag gelegt hätten, später Menschen von bedeutendem Geist und hoher sittlicher Stärke geworden seien.

Im allgemeinen sei bisher besonders in den letzten Jahrzehnten in den Schulen leider die ordnende oder polizeiliche Seite der Disziplin zu sehr in den Vordergrund getreten. Teils die Überfüllung der Klassen, teils die Steigerung der so zu sagen technisch-pädagogischen Anforderungen sei hieran schuld, aber auch der Geist der Zeit. Das Zeitalter sollte nicht das naturwissenschaftliche, sondern das militärische genannt werden.

Infolge der Bevorzugung der höchsten technischen Leistung werde oft auch ein Strebertum entwickelt und die sozial-ethische Seite des Unterrichts und der gesamten Schulwirksamkeit vernachlässigt.

Betreffs der Prügelstrafe bemerkte der Redner, daß um die Mitte des Jahrhunderts das Ehrgefühl der Schüler in den höheren Schulen größer als gegenwärtig gewesen sei. Es wäre damals undenkbar gewesen, daß bis in die Obertertia hinein geprügelt würde, wie das jetzt leider am Ende des Jahrhunderts geschehe. Das Prügeln habe eine Bedeutung für die tierische Erziehung, für die Dressur, also nur in den allerfrühesten Jahren der Menschen-Entwickelung.

Die eigentliche Menschen-Erziehung dürfe nicht mit Schmerzempfindungen von den Nerven-Enden aus auf die Psyche wirken, sondern habe ja gerade die Aufgabe, durch die Stärkung der Psyche die Abhängigkeit von den Nerven zu bekämpfen. Körperliche Strafe, welche ein gerechter und liebevoller Lehrer in höchstem sittlichem Unmut erteile, könne ethisch wirken, weil sie die Schüler erkennen lasse, wie die Seele des Lehrers leide, aber auch solche Wirkungen seien aufs Äußerste einzuschränken, niemals aber zu einer Theorie zu erheben.

Gegenüber der Vernachlässigung der sozial-ethischen Seite der Schuldisziplin hob der Vortragende hervor, daß es sich um Stärkung der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, aber auch des Gemeinschaftsgefühls und der Opferfähigkeit der Schüler für einander handle.

Dem stehe in schroffer Weise die Stärkung des Denunzierens entgegen, wie sie vielfach zur Erleichterung der Überwachung eingetreten sei. Die Gefahren der Pflege des Gemeinschaftsgefühls der Schüler, nämlich das Entstehen von Konspirationen und dergl., seien nur für despotische Lehrer vorhanden.

Gelassenheit und Humor mit edler Schonung des Gemeinschaftsgefühls würden leicht mit solchen Schwierigkeiten fertig. Es wäre unrichtig, aus solchen Verschwörungen oder Verstocktheiten der Schüler eine Haupt- und Staats-Aktion zu machen. Der Redner schloß mit den Worten, daß das Ziel der Schuldisziplin darin bestehen müsse, eine freie Unterordnung der Schüler herbeizuführen.

An den mit allgemeinem warmem Beifall aufgenommenen Vortrag schloß sich eine Diskussion an. E. Bachmann.

Briefkasten.

Herr **Michael Flürscheim** in Lugano schreibt uns:

„Dürfte ich Sie bitten, zwei Druckfehler in Nummer 50 Ihrer geschätzten Zeitschrift richtig zu stellen? Seite 397, 1. Kolonne, 28. Zeile ist das Komma nach „nebenbei“ in einen Punkt zu verwandeln, so daß „Wenn“ einen neuen Satz beginnt, und auf der gleichen Seite 2. Kolonne ist in der fünften Zeile von unten „Ochsen“ für „Öhren“ zu setzen.

Vielleicht würden Sie mir bei dieser Gelegenheit gestatten, mit einigen Worten auf Ihre zweifelnde Frage in der Randbemerkung: „Ohne Maschinen?“ zu erwidern? Sie bezweifeln, daß die Einwohner meiner Insel ohne Maschinen das Erz der Berge gewonnen und aus ihm und dem Holz der Wälder bessere Maschinen als die von Robinson geeigneten hergestellt haben könnten. Und doch werden Sie mir zugeben müssen, daß, da die Natur keine Maschinen schuf, ein solcher Vorgang thatsächlich auf unserer Erde stattgefunden haben muß. Es behauptete zwar einmal ein Techniker, wenigstens die Zange müßte von Anbeginn an dagewesen sein; aber dies war wohl nur im humoristischen Sinne gemeint, weil es schwer denkbar erscheint, wie das erste glühende Eisen ohne Zange aus dem Feuer genommen werden konnte, und weil ohne eine solche Handhabung aber auch die Herstellung der Zange undenkbar erschien. Bis die erste Zange gefertigt werden konnte, mußten eben zwei geeignet geformte Steine, jeder in einer Hand, aushelfen. Flüssiges Metall haben sich thatsächlich von jeher viele der rohesten Völker mit den primitivsten selbst gefertigten Werkzeugen hergestellt, und daß in allen Fertigkeiten der modernen Technik geübte Männer nichts weiter als flüssiges Eisen bedürfen, um diesem nach und nach die Form der kompliziertesten Maschinen zu geben, wird wohl kein Techniker bestreiten. Freilich nur nach und nach. Man kann nicht direkt aus dem Gußeisen einen Jaquardwebstuhl herstellen. Erst kommt der Amboß und der Hammer, mittelst deren, nachdem die Kohle geholfen hat aus dem Gußeisen Schmiedeeisen und Stahl zu machen, nun erst Zangen, Meißel, Feilen &c. gefertigt werden, mit deren Hilfe dann erst die Werkzeugmaschinen und zuletzt die Arbeitsmaschinen gefertigt würden. Auch die Bäume wurden zuerst mit der Steinaxt und erst später mit der Säge- und Hobelmaschine bearbeitet.“

Wir antworten: Sicherlich würde es geübten Arbeitern im Laufe der Zeit gelingen, „aus dem Erze der Berge und dem Holze der Wälder“ Maschinen herzustellen, wenn sie in der Zwischenzeit ihre Lebensbedürfnisse befriedigen und den Kampf ums Dasein bestehen könnten. Aber werden sie dies können, wenn es um sie her bereits Maschinen giebt, welche Andere besitzen, und vermittelst deren hundertmal mehr Güter produziert werden können, als es ihnen für lange Zeit hinaus möglich sein wird? Durch den Besitz der Arbeitswerkzeuge sind die Maschineneigentümer, scheint uns, ebenso in der Lage, die Arbeiter sich tributpflichtig zu machen, wie die Landeigentümer es durch den Besitz des Bodens sind.

Herr **E. N.** in Prag schreibt uns mit Bezugnahme auf Herrn J. St's Ausführungen in Nr. 33 und 42 d. Bl.:

„Wenn in Spinoza (Pol. Tract. Cap. VII § 27) zu lesen ist:

‚Wir lassen uns durch Macht und Bildung täuschen,‘ so ist unter dem Worte „Bildung“ (im lateinischen Original: cultus) nicht das gemeint, was wir seit Möser gewöhnlich unter Bildung verstehen. Nicht die formale und materiale Geistesbildung ist gemeint, sondern die sog. äußere oder höfische Bildung, eine gewisse Eleganz und feinere Lebensart. Wie Spinoza sich diese Täuschung durch ‚Macht und Bildung‘ (welche insbesondere von Seiten der Adeligen stattfindet) vorstellte, hat er in demselben Absatze, dem das Citat entnommen ist, näher auseinandergesetzt.“

Von Herrn **W.** in Rostoff a. Don erhalten wir folgende Zuschrift: „Ich, Jude aus Rußland, vereinige mich mit der Meinung des Czechen, die er im Briefkasten der E. K. Nr. 46 ausgesprochen hat, und übersende ich hiermit 3 Rubel für das dort genannte Ziel.“

Anzeigen.

Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.

Die **„Ethische Kultur“** erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste Nr. 2092) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Alle neu hinzutretende Abonnenten erhalten den „Tolstoy“-Artikel nachgeliefert.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Preisliste I. Nachtr.-Nr. 2070 a).

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen.

Herausgegeben von

Dr. Georg von Gizycki,

Professor der Ethik an der Universität zu Berlin.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

I. Jahrgang.	Berlin, den 30. Dezember 1893.	Nr. 53.

Religion und Moral.

Von Graf Leo Tolstoy.

(Fortsetzung.)

Jeder Mensch macht sich ganz entschieden irgend eine Vorstellung von seiner Beziehung zum Weltall, weil ein vernünftiges Wesen nicht in der es umgebenden Welt leben kann, ohne in irgend welcher Beziehung zu derselben zu stehen. Da nun die Menschheit bisher nur drei solcher Beziehungen zu dieser Welt ausgearbeitet hat, und uns folglich nur diese drei bekannt sind, hält sich jeder Mensch unbedingt an eine der drei bestehenden Beziehungen und gehört, er mag wollen oder nicht, zu einer der drei Grund-Religionen, in die das ganze Menschengeschlecht eingeteilt wird.

Die weitverbreitete Behauptung der Menschen der Kultur-Masse der christlichen Welt, daß sie eine so hohe Stufe der Entwickelung erreicht hätten, daß sie bereits keiner Religion mehr bedürften und keine besäßen, bedeutet deshalb thatsächlich nichts anderes, als daß diese Leute, indem sie die christliche Religion, die einzige unserer Zeit angemessene, nicht anerkennen, der niedrigsten oder Gemeinschafts-Familien-Staats-Religion, oder der ursprünglichen heidnischen Religion anhängen, ohne sich dessen selbst bewußt zu sein. Ein Mensch ohne Religion, d. h. ohne irgend welche Beziehung zum Weltall, ist ebenso unmöglich, wie ein Mensch ohne Herz. Er kann, möglicherweise, nicht wissen, daß er eine Religion besitzt, wie ein Mensch mitunter nicht wissen kann, daß er ein Herz hat, aber ohne Religion wie ohne Herz kann ein Mensch nicht existieren.

Die Religion ist jene Beziehung, die der Mensch zwischen sich und der ihn umgebenden unendlichen Welt oder zu deren Entstehung und deren Ursprung anerkennt; und der vernünftige Mensch kann nicht umhin, sich in irgend einer Beziehung zu derselben zu befinden.

Sie werden vielleicht einwenden, daß die Feststellung der Beziehung des Menschen zum Weltall nicht Sache der Religion sei, sondern vielmehr der Philosophie, oder überhaupt der Wissenschaft, wenn man die Philosophie als einen Teil derselben betrachtet. Ich glaube das nicht. Ich denke im Gegenteil, daß die Annahme, die Wissenschaft überhaupt, die Philosophie miteingeschlossen, könne die Beziehung des Menschen zum Weltall feststellen, durchaus irrig ist und die Hauptursache jener Verwirrung der Begriffe über Religion, Wissenschaft und Sittlichkeit bildet, die in den Kulturschichten unserer Gesellschaft existiert.

Die Wissenschaft, die Philosophie miteingeschlossen, kann nicht die Beziehungen des Menschen zu der unendlichen Welt oder zu deren Ursprunge feststellen, und zwar schon deshalb nicht, weil, bevor irgend eine Philosophie oder irgend eine Wissenschaft entstehen konnte, bereits dasjenige existieren mußte, ohne welches keinerlei Gedankenthätigkeit und keinerlei Beziehung des Menschen zu der Welt überhaupt möglich ist.

Wie es nicht möglich ist, daß der Mensch vermittelst einer beliebigen Bewegung die Richtung findet, in welcher er sich fortbewegen muß, jede Bewegung aber notwendigerweise sich in irgend einer Richtung vollziehen muß, ist es auch unmöglich vermittelst der geistigen Arbeit der Philosophie oder der Wissenschaft die Richtung zu finden, in welcher diese Arbeit ausgeführt werden muß, sondern jede geistige Arbeit vollzieht sich in irgend einer ihr bereits angewiesenen Richtung. Eine solche Richtung aber wird jeder geistigen Arbeit stets von der Religion angewiesen. Alle uns bekannten Philosophien, angefangen von Plato bis Schopenhauer, sind stets unbedingt der ihnen von der Religion angewiesenen Richtung gefolgt. Die Philosophie Plato's und seiner Nachfolger war eine heidnische Philosophie, welche die Mittel zur Erlangung des höchsten Wohles des einzelnen Individuums, wie der Gesamtheit der Individuen, im Staate erforschte. Die mittelalterliche, aus derselben heidnischen Lebensanschauung entsprossene kirchlich-christliche Philosophie erforschte die Mittel der Rettung der Individualität, d. h. der Erlangung des höchsten Wohles der Individualität im zukünftigen Leben, und brachte in ihren theokratischen Versuchen bloß Abhandlungen über die Organisation des Wohles der Gemeinschaften.

Die neueste Philosophie von Kant und Hegel hat die gemeinschafts-staatlich-religiöse Lebensanschauung zur Grundlage. Die pessimistische Philosophie von Schopenhauer und von Hartmann ist, indem sie sich von der hebräischen religiösen Weltanschauung freimachen wollte, den religiösen Grundlagen des Buddhismus verfallen. Die Philosophie war immer und wird stets nichts anderes sein, als die Erforschung dessen, was aus der, von der Religion festgestellten Beziehung des Menschen zum Weltall entspringt, da vor der Feststellung dieser Beziehung kein Material zu philosophischer Forschung vorhanden war.

Dasselbe gilt von der positiven Wissenschaft im engen Sinne des Wortes. Eine derartige Wissenschaft war immer und wird stets nichts anderes sein, als die Erforschung und das Studium aller derjenigen Gegenstände und Erscheinungen, die der Erforschung einer gewissen, von der Religion festgestellten Beziehung des Menschen zum Weltall unterworfen scheinen.

Die Wissenschaft war immer und wird immer nicht das

Erlernen von „Allem“ sein, wie die Männer der Wissenschaft heutzutage in aller Treuherzigkeit glauben (dies wäre auch unmöglich, da die der Erforschung unterworfenen Gegenstände eine unzählige Menge bilden), sondern nur das Studium dessen, was die Religion in regelmäßiger Ordnung und je nach dem Grade ihrer Bedeutung aus der ganzen zahllosen Menge der Gegenstände, der Erscheinungen und der Bedingungen, die der Erforschung unterliegen, hervorhebt. Und deshalb ist die Wissenschaft nicht eine einzige, sondern es giebt ebensoviele Wissenschaften, wie es Religionen giebt. Jede Religion wählt bloß einen gewissen Kreis von Gegenständen, die der Erforschung unterliegen, und deshalb trägt die Wissenschaft jeder besonderen Zeit und jedes besonderen Volkes unbedingt den Charakter derjenigen Religion an sich, von deren Standpunkte aus sie die Gegenstände betrachtet.

So war die heidnische Wissenschaft, die zur Zeit der Renaissance wieder auftrat und die auch jetzt in unserer Gesellschaft unter dem Namen der christlichen blüht, immer und ist nichts anderes, als die Erforschung aller jener Bedingungen, unter welchen der Mensch das höchste Wohl erringt, sowie aller jener Erscheinungen der Welt, die ihm dasselbe verschaffen können. Die Brahmanische und die Buddhistische philosophische Wissenschaft war immer bloß die Erforschung derjenigen Bedingungen, unter welchen der Mensch sich von den ihn quälenden Leiden befreit. Die hebräische Wissenschaft (der Talmud) war stets bloß das Studium und die Erklärung derjenigen Bedingungen, die der Mensch erfüllen mußte, um seinen Vertrag mit Gott zu wahren und das auserwählte Volk auf der Höhe seines Berufes zu erhalten. Die kirchlich-christliche Wissenschaft war und ist die Erforschung derjenigen Bedingungen, durch welche die Erlösung des Menschen erlangt wird. Die wahrhaft-christliche Wissenschaft, die, welche eben erst entsteht, ist die Erforschung derjenigen Bedingungen, durch welche der Mensch die Forderungen des höchsten Willens, der ihn gesandt hat, erkennen und dem Leben anpassen kann.

Weder die Philosophie, noch die Wissenschaft kann die Beziehung des Menschen zum Weltall feststellen, weil diese Beziehung festgestellt sein muß, bevor eine beliebige Philosophie oder Wissenschaft ihren Anfang nehmen kann. Sie können dies auch schon deshalb nicht, weil die Wissenschaft, die Philosophie miteinbegriffen, die Erscheinungen durch Überlegung und unabhängig von der Stellung des Forschenden, wie von den ihn beherrschenden Gefühlen, erforscht. Die Beziehung aber des Menschen zum Weltall wird nicht nur durch die Vernunft bestimmt, sondern auch durch das Gefühl, d. h. durch das ganze Zusammenwirken der geistigen Kräfte des Menschen. So viel man dem Menschen auch einflößen und erklären mag, daß alles wirklich Existierende nur Ideen sind, daß Alles nur aus Atomen besteht, oder daß das Wesen des Lebens Substanz oder Wille ist, oder daß Wärme, Licht, Bewegung, Elektrizität verschiedene Erscheinungen ein und derselben Energie sind, — Alles dies wird dem Menschen, diesem fühlenden, leidenden, sich freuenden, fürchtenden und hoffenden Wesen, seine Stellung in der Welt nicht klar machen. Diese Stellung und darum die Beziehung zum Weltall wird ihm bloß von der Religion angewiesen, die zu ihm sagt: Die Welt existiert für dich, darum nimm von diesem Leben Alles, was du von ihm nehmen kannst; oder: Du bist ein Glied des von Gott geliebten Volkes, diene diesem Volke, erfülle Alles, was Gott vorgeschrieben hat, und du wirst mitsamt dem auserwählten Volke das höchste dir erreichbare Wohl erlangen; oder: Du bist das Werkzeug eines höheren Willens, der dich in die Welt gesandt hat, damit du das dir vorausbestimmte Werk vollführst. Erkenne diesen Willen und erfülle ihn und du wirst das Beste für dich gethan haben, was du thun konntest.

(Fortsetzung folgt.)

Streifzüge durch die moderne Litteratur.

Von Lily von Gizycki.

IV.

Eine entschieden ethische Tendenz hat der gut geschriebene Roman von Bianca Bobertag „Der Sprung auf die Klippe“*). Die Geschichte der Heldin ist die Geschichte vieler bedeutender Menschen: solange der Sturm nicht an den Grundfesten ihres Lebens gerüttelt, solange die Leidenschaft nicht ihr Herz durchwühlt hat, sind sie wie die Dutzendmenschen, talentlos, energielos. „Wenn wir dem, was uns in der Seele zwackt, nicht unterliegen, so ist's gerade das, was uns stark macht. Stark — und doch auch menschlicher“, sagt der Maler Rheinthaler, der Lehrer Evas, zu ihr. „Wir haben von dem allen unsere Vorteile, künstlerische und moralische. Diese Reise, diese Menschenkenntnis ..... hätten Sie nie erworben, ohne die tiefen Einblicke in Ihr eigenes und anderer Herz.“ Beide, der Künstler und seine Schülerin, sind durch den Kampf mit den Leidenschaften starke Seelen geworden, starke Seelen in höherem Sinn, als jene „Starken Seelen“**), von denen Karl von Vincenti mit ermüdender Ausführlichkeit erzählt. Ich würde die höchst „romantischen“ Erzählungen — eine rachsüchtige Frau die sich, als Mönch verkleidet, in ein Kloster schleicht, ein Apostel der Frauenrechte, der von seinem weiblichen Kameraden erschossen wird, weil er fahnenflüchtig zu werden scheint — nicht erwähnen, wenn nicht die dritte für die ethischen Gesellschaften ein gewisses Interesse hätte. Sie spielt im letzten Jahre dieses Jahrhunderts; der Held, ein Sendbote der ethischen Gesellschaft, erobert das „Thal der Seligen“, das letzte, unüberwindlich scheinende Bollwerk des Katholizismus. Gegen diesen Stoff an sich wäre nichts einzuwenden, der Verfasser folgt aber dabei so sehr seiner Neigung zu seltsamen Verwickelungen und grausigen Vorkommnissen, daß die gut angelegte Erzählung einem Hintertreppenroman schließlich verzweifelt ähnlich sieht. Wer von den ernsten Arbeitern an unserer Sache bis zum Schluß vordringt, wird sich eines Lächelns nicht erwehren können. Im großen Saale des Kaiserhofes findet, so erzählt Karl von Vincenti, am Sylvesterabend des Jahres 1899 ein Bankett „der dreihundert Deligirten aus allen Sektionen des ethischen Kulturstaates Deutschland“ statt. Es herrscht „Sektstimmung und Trinkspruchschwüle.“ Da erhebt sich der Vorsitzende, Geh. Justizrat v. K., zu einem Rückblick auf die Vergangenheit und einem Ausblick auf die Zukunft. „Vierhundert Vereine sind aus dem Verbande hervorgegangen; unsere Volks- und Jugendschriften sind zu Hunderttausenden verbreitet, unsere Kunstschöpfungen auf dem Gebiete der Mildthätigkeit werden mit Anerkennung genannt, unsere Arbeiterhallen sind zahlreich besucht, unsere Erziehungsanstalten allenthalben im Aufschwunge begriffen, unsere der Erholung und Kräftigung gewidmeten Stätten und Anstalten werden als Muster angeführt.“ Ihm folgen zahllose Redner, „eine Springflut von Trinksprüchen. Auf den Kaiser zuerst, der keinem Problem der Zeit fremd gegenüberstehe, die Kaiserin, das Vorbild aller deutschen Frauentugenden“ u. s. w. So ungefähr geht's auf einem Turner- oder Schützenfest auch her. Um am Ende des Jahrhunderts Sektstimmung und Trinkspruchschwüle hervorzurufen und der Erfolge „auf dem Gebiete der Mildthätigkeit“ bei dampfender Bowle zu gedenken, wäre die Gründung einer Gesellschaft für ethische Kultur nicht nötig gewesen.

Die Lektüre ähnlicher Bücher wie das zuletztgenannte hat nur den Vorteil, daß sie die Sehnsucht nach gehaltvollen Werken steigert. Pessimistische Vergangenheits-Schwärmer greifen in solchen Augenblicken zu den Klassikern der Litteratur, weil sie mit den paar inhaltsleeren neuen Büchern, die ihnen zufällig zu Gesicht kamen, gleich alles Neue verwerfen. Das ist jedoch eine schwere Ungerechtigkeit gegenüber

*) Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1893.
**) Dresden und Leipzig E. Piersons Verlag. 1893.

den Jungen. Man darf nach den in den Leihbibliotheken vorhandenen „Schmökern“ nicht über die gesamte Poesie der neuesten Zeit ein Urteil fällen. In den Leihbibliotheken an sich sehe ich keinen zu bekämpfenden Übelstand, wohl aber in dem geringen Einfluß, den das Publikum auf die Wahl der Bücher ausübt. Besonders in den Provinzstädten überläßt es, ohne viel nachzudenken, dem Buchhändler die Auswahl seiner Lektüre. Er pflegt dabei seinem religiösen oder politischen Standpunkt Rechnung zu tragen oder auch durch Anschaffung einer ausschließlich pikanten Litteratur lediglich sein Geschäftsinteresse zu berücksichtigen. In einer großen Leihbibliothek war Heinrich Harts „Lied der Menschheit“ nicht vorhanden. Warum? „Verse werden gar nicht mehr gelesen“, lautete die Antwort. Würde der Buchhändler sich der Mühe unterziehen, den vielen unschlüssig Suchenden ein Buch wie das von Hart zu empfehlen, er würde nicht nur Vielen einen großen Genuß verschaffen, sondern auch das ungerechte Urteil derer zu entkräften helfen, die behaupten, unsere Zeit brächte keinen Dichter hervor.

Heinrich Hart ist ein Dichter; das beweisen die zwei ersten Epen seines Liedes der Menschheit.*) In „Tul und Nahila“ führt er uns nach Indien, zur Urzeit des Menschengeschlechts. Mit hinreißender Kraft schildert er die großartige, den Menschen noch vollständig unterjochende Natur, und — was für den Ethiker von besonderem Interesse ist — mit dem Seherblick des Poeten enthüllt er das Seelenleben der Wilden. Dicht neben dem weichsten Gefühl haust die ungezügelte Leidenschaft: glühende Liebe neben wildem Haß, heldenhafter Mut neben kindischer Furcht. Aus dieser Furcht läßt der Dichter die ersten Spuren der Religion entstehen: der Hauch des Mundes, mit dem Nahila das erste durch Reibung erzeugte Feuer anfacht, giebt den Anlaß zum Aberglauben, und der Beherrscher, zugleich der Priester der Menschen wird derjenige, der das Geheimnis des Feuers hütet. Das Alles entwickelt der Dichter, ohne auch nur mit einem Wort den Ton eines Kulturhistorikers anzuschlagen. Er vermeidet den Fehler, durch den die Romane von Ebers so ungenießbar geworden sind.

Das zweite Epos, „Nimrod“, steht leider nicht auf der Höhe des ersten. Hart schildert in Nimrod den ersten Tyrannen, der sich vom Häuptling eines Hirtenvolkes zum Beherrscher seßhafter Ackerbauern emporgearbeitet hat. Schließlich will er im Größenwahn auf dem unvollendeten Turme von Babel die Götter bekämpfen und wird dabei vom Blitz zerschmettert. Seine Gestalt ist groß angelegt und verständlich, während die weibliche Hauptfigur mir vollständig verfehlt erscheint. Das ganze Werk leidet darunter, daß der Dichter nur die schlechten Leidenschaften, welche diese Entwickelungsperiode in den Menschen hervorrief, zum Ausdruck kommen läßt. Daher erwärmt die Dichtung den Leser nicht, was um so mehr zu bedauern ist, als die in Aussicht gestellten zwei folgenden Epen, die vielleicht den Eindruck des zweiten Epos wieder verwischen würden, noch nicht erschienen sind. Hat der Dichter seinen großen Plan aufgegeben, oder verzweifelte er am deutschen Publikum, das gierig nach jedem neuen „Strindberg“ oder „Tovote“ greift, von Hart aber kaum den Namen kennt?

Der Bruder des begeisterten Sängers des Menschheitsliedes, Julius Hart, ist dem großen Publikum bekannter. Sein neuestes Werk, „Sehnsucht“**), das zuerst unter dem Titel „Die Tochter der Luft“ in der „Freien Bühne“ erschien, diente dem Schaufenster jeder Buchhandlung zur Zierde, — hat doch der Stift des begabten Zeichners Fidus den Deckel des Buches mit dem Bildnis eines reizenden Mädchens geschmückt. Mit wenigen Strichen giebt es die Gestalt Lacrymas, der Heldin des seltsamen Werkes, wieder. Die scharfe Sonde der Kritik ist an diese Dichtung nicht anzulegen, die von einem märchenhaften Zauber umgeben ist. Als ich sie zuerst las und gerade in sehr kriegerischer Stimmung gegen Alles war, was Mystizismus oder Spiritismus heißt, griff ich schon zur Feder, um meine Entrüstung in passende Worte zu fassen. Jetzt las ich das Buch nochmals und plötzlich stand die reine, poetische Gestalt Lacrymas vor mir, eine Verkörperung vieler, vieler ihrer Schwestern, und ich wagte nicht sie anzutasten, und auszumessen, was wohl an ihr fehlerhaft und verzeichnet sein könnte. Für Kinder ist das Buch nicht geschrieben, noch weniger für solche Erwachsene, die in den Nebeln des Mystizismus stecken und vielleicht in Lacryma nur ein interessantes Medium zu studieren suchen; wer aber der Poesie noch das volle Recht einräumt, ihre Gestalten in Märchenduft zu hüllen, der wird dem Verfasser des Buches dankbar sein. Er hätte es durch starke Kürzungen wirkungsvoller machen können, er hätte den Anfang mit seinem spiritistischen Unfug ohne Schaden streichen können, er hätte dem Stil etwas mehr Sorgfalt zuwenden können — eine Mahnung, die fast allen Jungen gilt; — aber trotz dieser kleinen Rüge zeugt die Dichtung von der Begabung des Verfassers. Und ihr ethischer Wert? Die modernen Dichter sträuben sich mit aller Kraft gegen die Ansicht der Leser, als müsse aus jedem Buch eine „Moral“ zu extrahieren sein. Sie haben Recht, sich zu sträuben, denn es würde ganz unkünstlerisch sein, wollte der Dichter zuerst z. B. den Satz aufstellen: „Lügen ist schlecht“ und dann eine Geschichte zum Beweise desselben sich ausdenken. Die Schriftsteller, deren Werke auf diese Art entstanden sind, fallen schnell der Vergessenheit anheim. Und doch wirkt jede wahrhaft hervorragende Dichtung ethisch, und sie wirkt um so ethischer, als der Dichter diese Wirkung nicht beabsichtigt hat. Moral predigen ist leicht, Moral üben schwer. Ein Mensch, der nicht fähig ist, moralisch zu handeln, kann trotzdem ohne zu große Anstrengung Moral predigen, aber seine Predigt dringt nicht zu Herzen; während ein Mensch, der moralisch handelt, gar nicht zu predigen braucht, denn in Allem, was er thut, spricht und schreibt, wird sich sein Charakter ausdrücken, und dadurch wird er unbewußt ein Lehrer der Ethik sein. Ein Werk wie „Die Weber“ hat nur ein Mensch schaffen können, der tiefe Sympathie für die Not des Volkes empfindet und ihr abhelfen will; die „Heimat“ konnte nur ein Mann schreiben, der den Druck der Ketten, die sein Geschlecht den Frauen auferlegt, selbst mitempfindet und sie zerbrechen möchte, und die Dichtung Julius Harts hätte nicht entstehen können, wenn er nicht Verständnis für die Qualen einer zarten Frauennatur besäße, wenn er nicht die Rohheit des Mannes ihr gegenüber verdammte. So wirkt seine, nach dem landläufigen Begriff „unmoralische“ Geschichte doch moralisch.

Zum Beweise des Gesagten möchte ich gleich ein anderes Beispiel anführen: Otto Erich Hartlebens Schauspiel: „Hanna Jagert.“*) Der Verfasser will in der Heldin ein „großes, freies Weib“ zeichnen, aber so viel er sich auch bemüht, sie teils durch die pathetischen Worte, die er ihr in den Mund legt, teils durch die ihrer Bewunderer uns als ein solches Weib darzustellen — es gelingt ihm nicht. Für den unbefangenen Zuschauer und Leser ist sie nur eine Courtisane besserer Art. Ihre Geschichte ist leicht erzählt: Hanna, die Tochter eines sozialdemokratischen Maurerpoliers, verlobte sich als ganz junges Mädchen mit Konrad Thieme und wurde durch ihn eine begeisterte Kämpferin für die sozialistische Bewegung; während ihr Verlobter im Zuchthaus saß, lernte sie einen reichen Fabrikbesitzer kennen, der sie den Lehren des Sozialismus abtrünnig machte und für den Individualismus gewann. „Er hat mich nach und nach ganz umgestaltet“, sagt sie. „Ich habe mich ihm mit Leib und Seele hingeben müssen.“ Seine Hand anzunehmen, die er ihr anbot, schlug sie als ihrer, des „freien, selbständigen Weibes“ unwürdig aus. Als ihr Verlobter, Konrad Thieme, aus dem Zuchthaus heimkehrt, erklärt sie sich ihm, und er schießt

*) Das Lied der Menschheit von Heinrich Hart. Band I und II. Großenhain und Leipzig. Verlag von Baumert und Ronge. 1888.

**) Berlin, S. Fischer, 1893.

*) Berlin. S. Fischer, Verlag. 1893.

aus Rache auf ihren „Freund.“ Dieser borgt ihr das Kapital, um ein eigenes Geschäft einzurichten, und führt ihr den Baron Vernier zu, in den sie sich verliebt. Er ist ein gutmütiger Mensch, der aber geistig tief unter ihr steht. Auch ihm giebt sie sich mit Leib und Seele hin, weil sie „nicht anders kann“, weil sie immer „sich selber treu bleiben muß.“ Konrad Thieme, der inzwischen nach Amerika entflohen war, kehrt zurück, um sie über ihr Verhältnis zu dem Baron zur Rede zu stellen. Auf dem Kothurn ihres unerschütterlichen Selbstbewußtseins tritt sie ihm entgegen. Sie erzählt von der „inneren Mission“, mit der sie bei sich selbst angefangen habe, und versichert stolz, daß sie lieber die Maitresse Verniers, als seine Braut genannt werden möchte. Der brave Thieme wie die beiden andern „Freunde“ lassen sich durch diese Erhabenheit sehr imponieren. Ihr erster Verlobter bittet sie seines Verdachtes wegen um Entschuldigung, denn „du bist niemandem Rechenschaft schuldig. Du hast deine Gesetze hier .... in dir.“ Endlich zum Schluß bekehrt sich das „freie Weib“ dennoch, indem sie, wohl mit Rücksicht auf ihr und Verniers Kind, seine Frau zu werden verspricht.

Der Verfasser, der wahrscheinlich nicht von vornherein die Absicht hatte, für den Individualismus, oder hier besser Egoismus, und für die freie Liebe einzutreten, kann gar nicht anders, als seinen eigenen Charakter, seine eigenen Ansichten dem Werke aufprägen. Das Stück ist, trotz vieler kleiner Vorzüge, künstlerisch verfehlt, weil seine Tendenz zu absichtsvoll erscheint, und ethisch wirkungslos, weil die vielen hochklingenden Worte die sittliche Niedrigkeit des Standpunktes nicht verbergen können. Der Verfasser der „Hanna Jagert“ hat uns noch mit verschiedenen Werken seiner Muse beglückt. Ich erwähne hier nur das Schauspiel „Die Erziehung zur Ehe“, weil ich eine Warnung an den Leiter der Neuen Freien Volksbühne daran knüpfen möchte. Sein sonst so ausgezeichnet geleitetes Unternehmen sollte er nicht für die dramatischen Auswüchse der litterarischen „Jugend“ hergeben, das Publikum sollte ihm zu gut dafür sein. Die „Erziehung zur Ehe“ wird den Stammgästen des Residenztheaters nichts schaden, dem Publikum aber, das nur alle vier Wochen einmal ins Theater kommt, sollte man Kunst und keine pikanten Kunststücke vorführen.

Das Licht.

Von Ludwig Schiff in Karlsruhe.

Mit dunklem Fittig deckt die Nacht
Ihr schlummernd Kind, die Erde, zu.
Begraben liegt des Tages Pracht,
Sein Lärm und Streit in Totenruh.
Ein endlos Nichts, ein uferloses Meer,
Ein schwarz Geheimnis um Dich her.
Ganz leise nur vernimmt Dein Lauschen
Der Erde Atem, Windes Rauschen.
Bang' klopft Dein Herz, als ob Dich riefe
Des Abgrunds gähnend finst're Tiefe.

Im Ost beginnt der Tag zu grauen.
Nun läßt Dein Auge nicht vom Schauen!
Wie wird mit wunderbarer Schnelle
Aus nächt'gem Dunkel Tageshelle!
Der Himmel sucht in heißem Ringen
Die finst're Feindin zu bezwingen,
Mit feur'gen Pfeilen, glüh'nden Spießen,
Lodernden Lanzen zu beschießen.

Schon schleudert er den Fackelbrand
Mitten hinein in Feindesland!
Das ist ein Kämpfen und ein Streiten,
Ein machtvoll mutig Vorwärtsschreiten,
Das ist ein blutigroter Krieg! —
Doch jubelnd jauchzt der Himmel: Sieg!
Denn mit der Feuerkrone seht
Sie selbst! — Der Kön'gin Majestät!
— Und Friede wird es rings und Stille:
Die Fürstin strahlt am Himmelszelt
Und gießet ihrer Gnaden Fülle
Aus über eine ganze Welt. —
Du senkst den Blick zur Erde. Schau:
Wie herrlich liegen Feld und Au!
Enttaucht des Chaos dunklem Nichts,
Erfreun sie sich des ew'gen Lichts. —
O rätselhafte Zaubermacht,
Die solches Wunderwerk vollbracht,
Daß jedes Ding in weiter Runde
Dir giebt von seinem Dasein Kunde,
So farbenfroh und mannigfaltig,
So wechselnd bunt und vielgestaltig!
Allüberallher Strahlen schießen,
Um Dich viel tausendfach zu grüßen.
Am Horizont die blauen Berge,
Der zarten Blumen bunt Gezwerge,
Der Baum mit seinen reichen Zweigen,
Sie alle wollen Dir sich zeigen,
Und jedes ruft: Bin ich nicht schön
Und wunderprächtig anzusehn? —
Auch in Dein Zimmer dringt das Licht
Und Deiner Mutter lieb Gesicht
Strahlt es zurücke, so vertraut
Und milde, wie Du's stets geschaut. —
Jed' Wesen nimmt, noch so entlegen,
Teil an des Lichtes Himmelssegen.
Den Strahlen, die auf Äthers Schwingen
Durch aller Räume Weiten dringen,
Entsteht im großen Weltenall
Millionenfacher Widerhall.
Und jedes Echo tönt sie fort
In einem anderen Accord.
Und die Accorde alle klingen
Zusammen in ein großes Singen,
In die gewalt'ge Melodie
Der ew'gen Sphärenharmonie.

Bücherbesprechung.

Religion und Sittlichkeit. Vortrag, gehalten auf Veranlassung des Parochialvereins von Heilig-Kreuz zu Berlin von Curt Stage, Prediger an der Dankeskirche zu Berlin. Berlin 1893. Verlag des Bibliographischen Bureaus. (20 Seiten.)

Der Verfasser sucht in der vorliegenden kleinen Schrift die Fragen zu beantworten: Was ist Religion? Was ist Sittlichkeit? Und wie verhalten sich Religion und Sittlichkeit zu einander? Pastor Stage hat zu viel Menschen- und Geschichtskenntnis und zu viel philosophische Bildung, um die von gewissen Staatsmännern ausgesprochene Ansicht zu vertreten, daß Sittlichkeit nur auf dem Boden der Religion, ja sogar der konfessionell bestimmten Religion erwachsen könne, verwirft dieselbe vielmehr ausdrücklich, als durch die Erfahrung aller Jahrhunderte widerlegt. Aber wie er diesem Leugnen einer unabhängigen Moral entgegentritt, und wie er anerkennt, daß wirklich religiöse Menschen oft sittlich schwach sind, so bekämpft er andererseits die Ansicht, die nur dort Sittlichkeit findet, wo die Religion aufgegeben ist. Er faßt seine Ausführungen in die Sätze zusammen: „Es giebt Religion ohne Sittlichkeit: Religion ist an sich nur die Befriedigung des Heilverlangens. Es giebt auch Sittlichkeit ohne Religion: Sittlichkeit ist freie Anerkennung von Pflicht. Christliche Religion aber, wie sie Christus gebracht hat, wie sie in der evangelischen Kirche sich bestätigen soll, giebt es nicht ohne Sittlichkeit. Wo ihr die Sittlichkeit fehlt, da hat sie sich noch nicht zu voller Kraft entfaltet. Christliche Sittlichkeit wiederum, d. h. Pflichterfüllung aus Liebe zu Gott, giebt es nur im Bunde mit der Religion. Anknüpfungen für das Evangelium sind überall da, wo Religion ist und wo Sittlichkeit herrscht. Und wenn wir heute in einer Zeit leben, in der die Sittlichkeit beredte Vertreter gefunden hat, so ist für die Verkündigung des Evangeliums ein fruchtverheißender Boden gegeben. Wie wir draußen in der Mission die heidnischen Religionen zum Evanlium zu erheben suchen, so dürfen wir in der Heimat jeden sittlich ernsten und strebenden Menschen willkommen heißen mit dem milden Worte des Heilands: Du bist nicht fern vom Reiche Gottes.“

Gegen manche Einzelheiten in dem Vortrage hätte ich Einwendungen zu machen; dies hindert mich aber nicht, das frisch und anregend und in versöhnlichem Geiste geschriebene Büchlein angelegentlich zu empfehlen.

G. v. Gizycki.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Georg von Gizycki, Berlin W. 62., Nettelbeckstr. 24, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.


Princeton University Library
32101 045376579